This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

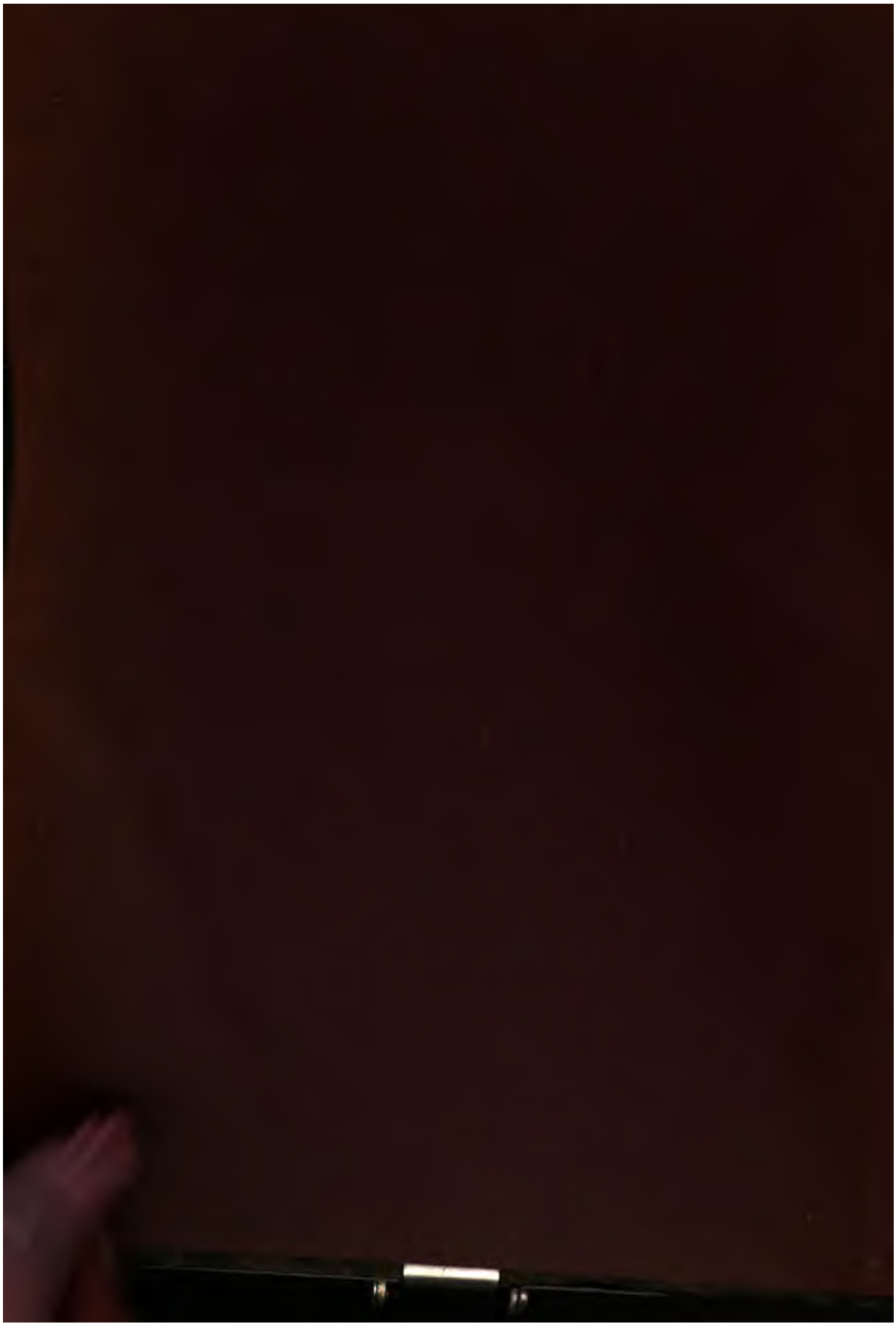
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

STANFORD
UNIVERSITY
LIBRARIES



Alt und Neu Wien.

Zweite Auflage.

Zweiter Band.

Alt und Neu Wien

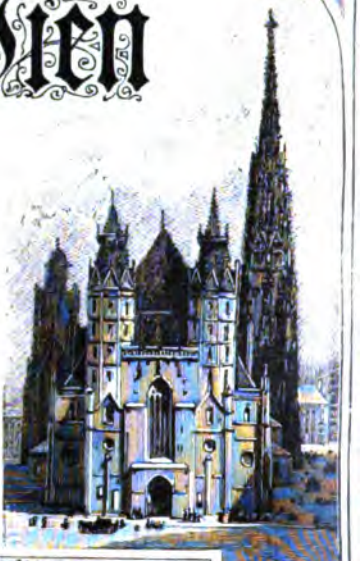
Geschichte
der österreichischen Kaiserstadt.

Zweite, vollkommen neu bearbeitete Auflage
des gleichnamigen Werkes von Moriz Bermann
von

K. E. Schimmer.

In zwei Bänden.

Zweiter Band.



A. HARTLEBEN'S VERLAG.

Alt und Neu Wien.

Geschichte der österreichischen Kaiserstadt.

Von

Karl Eduard Schimmer.

Zweite, vollkommen neu bearbeitete Auflage.

Mit über 500 Illustrationen, Ansichten, Porträten und Plänen.

Zweiter Band.

Wien und Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1904.

DB 847
S3
1904
v. 2.

Alle Rechte, insbesondere auch das Übersetzungsrecht vorbehalten.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.

Inhaltsverzeichnis des zweiten Bandes.

Seite

Sechstes Buch.

Wien unter den Kaisern Leopold I., Josef I. und Karl VI.

Die erste Regierungszeit Kaiser Leopold I. 3
Die Pestepidemie von 1679 18
Die zweite Belagerung Wiens durch die Türken 1683 27
Die Entsatzschlacht vom 12. September 1683 73
Nach der Entsatzschlacht 83
Zur Geschichte des Kaffeehauswesens in Wien 94
Die letzte Regierungszeit Kaiser Leopold I. 98
Die Regierung Kaiser Josef I. . . . 108
Die Regierung Kaiser Karl VI. . . 111
Die bauliche Entwicklung Wiens am Ende des siebzehnten Jahrhunderts 128
Die große Architekturperiode Wiens unter Karl VI. 142
Stadtverwaltung und öffentliches Leben von 1660 bis 1740 150
Wiener Hof- und Volksleben von Leopold I. bis Karl VI. . . . 166
Die Anfänge des Theaterwesens in Wien 187

Siebentes Buch.

Die Regierungen Maria Thereſias und Josef II.

Wien zur Zeit des Erbfolgekrieges . . 216
Die erste große Reformperiode Maria Thereſias 229
Die Zeit des siebenjährigen Krieges . 245
Die letzte Regierungszeit Maria Thereſias und die Mitregentschaft Josef II. 258
Die Regierungszeit Kaiser Josef II. . 286
Entwicklung von Wien unter Maria Thereſia und Josef II. 315
Öffentliches Leben, Unterrichts- und Wohlfahrtseinrichtungen in Wien von 1740 bis 1790 325

Seite

Achtes Buch.

Die Epoche der Franzoſenkriege.

Kaiser Leopold II. 354
Die erste Regierungszeit Kaiser Franz II. 360
Die französische Invasion Wiens im Jahre 1805 391
Von 1806 bis 1809 398
Die zweite Invasion Wiens 1809 . . 414
Die Ereigniſſe der Jahre 1810 bis 1814 436
Der Wiener Kongreß 459

Neuntes Buch.

Die Zeit des Vormärz von 1816 bis 1847.

Die letzte Regierungszeit Kaiser Franz I. 487
Die Regierungszeit Kaiser Ferdinand I. 507
Stadtverwaltung, bauliche Entwicklung und Volksleben von 1816 bis 1847 523
Die Wiener Vorstadttheater 556

Zehntes Buch.

Das Jahr 1848.

Vor den Märztagen 570
Die drei Märztage 576
Frühjahr und Sommer 1848 . . . 597
Die Oktobertage 607

Elftes Buch.

Die erste Regierungszeit des Kaisers Franz Josef I. (1849 bis 1873.)

Von 1849 bis 1861 616
Von 1862 bis 1873 631
Die bauliche Entwicklung Wiens von 1848 bis 1873 650

Zwölftes Buch.

Wien von 1873 bis zur Gegenwart . 657
Bauliche Entwicklung Wiens von 1874 bis zur Gegenwart 677

Verzeichnis der ganzseitigen Illustrationen im zweiten Band.

		Seite
1.	Fest auf dem Burgplatz im Jahre 1667	16
2.	Der erste Distanzritt 1679	26
3.	Sturm auf die Löwelbastei 1683	55
4.	Die Entsatzschlacht vom 12. September 1683	82
5.	Auffahrt zur Einweihung der Karlskirche	116
6.	Prinz Eugen beim Bau der Karlskirche	146
7.	Der Brand des Kärntnertortheaters 1761	212
8.	Maria Theresia und Franz I. bei der Überschwemmung der Leopoldstadt 1744	227
9.	Erste Ausfahrt Maria Theresias nach der Genesung 1767	262
10.	Eröffnung des Augartens	272
11.	Josef II. im Kontrollorgang	308
12.	Empfang des Kaiserpaares bei der Rückkehr nach Wien 1806	398
13.	Die Erschießung Eschenbachs 1809	440
14.	Der Abschied Maria Luisens von Wien 1810	448
15.	Einzug der Alliierten 1814	449
16.	Eine Sitzung des Wiener Kongresses 1814	468
17.	Brand des Palais Rasumofsky	472
18.	Kaiser Franz I. bei den öffentlichen Bauten	497
19.	Promenade auf der Koburg- und Wasserkunstbastei	549
20.	Ovation vor dem Josefsdenkmal am 14. März 1848	594
21.	Eine Maibarrikade	604
22.	Gruppenbild „der Handel“ aus dem Festzug 1879	663
23.	Der Franzensring mit seinen Monumentalbauten	680

Alt und Neu Wien.

Zweiter Band.

Sechstes Buch.

Wien unter den Kaisern Leopold I., Josef I. und Karl VI.

Die erste Regierungszeit Kaiser Leopold I.

Nicht ohne Bangen sah man in Wien dem Regierungsantritt des erst siebzehnjährigen neuen Herrschers entgegen. In der Bevölkerung war er nahezu unbekannt. Das steife spanische Zeremoniell umgab den Hof mit einer Art von unübersteiglicher Mauer, über welche nur selten ein Laut in die bürgerlichen Kreise hinausdrang. Sitte und Anschauung, die Lebensgewohnheiten und sogar die Kleidung trennten in jenen Tagen die Regierungskreise und den Hof vollkommen von der Bevölkerung.

Die Zeiten, wo man in Wien mit Eifer und lebendiger Teilnahme in den bürgerlichen Kreisen sich für öffentliche Zustände interessiert hatte, waren vollkommen vorüber. Zwischen den Landständen, in welchen von jeher der adelige Einfluß überwog, und den bürgerlichen Kreisen hatte sich schon seit langer Zeit ein Interessengegensatz herausgebildet, der ein Zusammenwirken unmöglich machte. Die Umwandlung der städtischen Institutionen legte aber das geringe Maß von Einfluß, das der Gemeinde noch geblieben war, indem sie das Wahlrecht an den Haus- und Grundbesitz band, in die Hände einer verhältnismäßig kleinen Kaste, die der Bevölkerung mehr und mehr entfremdet wurde und schon im eigenen Interesse jede Einwirkung der öffentlichen Meinung verhinderte. Es ist richtig, wenn ein neuerer Chronist Wiens über die damaligen Zustände sagt: „In stillem Gleichmaß wickelten sich die städtischen Geschäfte in den Kanzleien ab, unter das Volk drang keine Kunde davon, nichts was Anteil oder gar Parteiung hätte hervorrufen können. Dafür war in Wien alles wichtig, was der Hof und was die Großen taten. Nicht ein städtisches Amt, nicht das Vertrauen der Bürger, der Handwerker gab das größte Ansehen, sondern ein Dienst bei Hof; wer einen kaiserlichen Bereiter, einen Lakaien oder gar einen Kammerdiener zum Vetter oder Oheim hatte, galt mehr in der ganzen Nachbarschaft; angesehene Bürger drängten sich auch um den kleinsten Dienst, das kleinste Titelchen bei Hof und bei dem hohen Adel. Die Formen des höfischen Lebens drangen vergröbert und verzerrt in die bürgerlichen Kreise. Immer war es üblich gewesen, im gesellschaftlichen und im geschäftlichen Verkehr eine gewisse Feierlichkeit an den Tag zu legen, gewisse immer wiederkehrende Wendungen

und Wörter zu gebrauchen. Nun aber hatte sich an dem Wiener Hof die spanische Etikette mit ihren ungeheueren Titeln, ihren unzähligen Rücksichten, ihren beständigen Komplimenten eingebürgert, in der Bevölkerung ahmte man sie nach und so wurde deren Leben noch abgemessener, pedantischer, kleinlicher; auch im Bürgerstand wurden die geringsten Rangsunterschiede eifersüchtig aufrecht erhalten, nicht nur zwischen den Ratsfamilien und jenen der Kaufleute, von welchen wieder die Handwerker durch eine Kluft getrennt werden — unter den Handwerkern selbst schieden sich die aus der Stadt von jenen in den Vorstädten, auf die sie herabsahen."

So blieb es mit wenigen Schwankungen fast durch zwei Jahrhunderte. Ein regsames städtisches und bürgerliches Leben gab es kaum; gleichsam nur der Widerschein der großen politischen Ereignisse warf auf die Masse der Bevölkerung Licht. Nur wenn ein ungeheueres Ereignis mit rauher Hand die künstlichen Schranken durchbrach und die Masse selbst aufrüttelte, ward sie sich des eigenen Lebens und der Kraft bewußt. Aber sie erschlaffte bald und das vegetative Traumleben begann von neuem.

Jugend und Unvertrautheit mit den Geschäften wiesen Leopold I. nach seinem Regierungsantritt an den Rat seiner Umgebung. Neben seiner Stiefmutter, der Kaiserin Maria Eleonora, die einen lebhaften Geist und große Neigung zu den politischen Geschäften besaß, stand ihm sein Oheim, Erzherzog Leopold Wilhelm, am nächsten, der aber nach einem aufreibenden Soldatenleben nun die verdiente Ruhe inmitten seiner Sammlungen vorzog. Leopold war daher in der Hauptsache an die Berater und Minister seines Vaters in dessen letzter Regierungszeit gebunden, in welcher Graf Johann Portia und Fürst Wenzel Lobkowitz die einflußreichsten Posten inne hatten.

Die Sicherung der deutschen Kaiserkrone für das Haus Habsburg galt als die erste und wichtigste politische Aufgabe. Sie war nicht leicht, da die Stimmung der Kurfürsten schwankte, auch zuerst Ludwig XIV. von Frankreich selbst als Bewerber auftrat und dann, als sich dieser Wunsch aussichtslos erwies, mit ganzer Macht für den Kurfürsten von Bayern eintrat. Indessen gelang es doch den politischen und klingenden Gründen der österreichischen Staatsmänner in Frankfurt, die Wahl Leopold I. durchzusetzen, der am 1. August 1658 zum deutschen Kaiser gekrönt wurde.

Mit großen Feierlichkeiten empfing man den neuen Herrscher bei seiner Rückkehr nach Wien, aber auch mit nicht geringer Neugierde, da er ja eigentlich in der Öffentlichkeit noch ganz unbekannt war. Von Schönbrunn aus, wo ihn die Stände Niederösterreichs und die Bürger der Stadt zu Pferde abholten, bewegte sich der Zug am 1. Oktober 1658 nach Wien. In der Nähe des heutigen Getreidemarktes war ein prunkvolles Zelt errichtet, unter dem der junge Kaiser die Begrüßung der Stände und die vom Bürgermeister Dietmayr überreichten Stadtschlüssel entgegen nahm. Seine Persönlichkeit und sein Benehmen machte einen guten Eindruck (Bild S. 5), vielleicht gerade weil die Befangenheit der Jugend die anerzogene spanische Grandezza etwas milderte.

Vom Zelte weg ritt der Kaiser unter einem kostbaren Baldachin beim Stubentor ein, wo er nochmals im Namen der Stadt begrüßt wurde, dann nach St. Stephan, wo die ganze Klerisei Wiens und die Universität ihn erwarteten. Von dem Schauspiel des Fahnenschwingens sah er nichts mehr, da herbstliche Dunkelheit schon hereingebrochen war, als der Zug am Stephansplatz ankam; welche unangenehmen Folgen diesmal die Sache für den am Knopf des Hochturmes postierten Wagehals hatte, wurde schon (I. S. 651) berichtet. Auch von den am Stock-im-Eisen, am Graben und Kohlmarkt aufgestellten Triumphpforten dürfte der Kaiser wenig mehr gesehen haben, doch ging es bis

in die Nacht hinein lustig auf den Straßen zu, denn die Gemeinde ließ roten und weißen Wein aus einem Brunnen springen, auf einigen Plätzen wurde gebratenes Fleisch und Weißbrot verteilt.

Die Einmengung in den Zwist zwischen Schweden und Polen, in dem Österreich an der Seite des letzteren stand, verwickelte den Staat in einen nach jeder Richtung ergebnislosen Krieg, der die sehr schlimme Folge eines Konfliktes mit der Türkei nach sich zog. Sultan Mohammed IV. strafte die Teilnahme des Siebenbürger-Fürsten Rakoczy an dem Krieg gegen Österreich mit dessen

Kaiser Leopold I. (S. 4.)

Absetzung und verwandelte das Land in ein türkisches Paschalik. Darin lag der Keim zu einem Konflikt, der übrigens erst 1663 zum Krieg führte.

Auch die Lage im Inneren war, abgesehen von dem Verhältnis zu Ungarn, das immer ein sehr gespanntes blieb, durchaus nicht wolkenlos. Die oft mit Härte durchgesetzten Geldforderungen der Regierung stießen auf entschiedenen Widerstand, der sich in manchen Gegenden bis zu einem sehr bedenklichen Grad steigerte.

In nächster Nähe von Wien bietet das sonst so treuergebene Baden einen drastischen Beweis dafür, wo die Bürgerschaft eine Art von Boycott über die Behörden verhing. Ein „Regierungs-Befelch de dato Wienn den 10. Juny 1660"

läßt sich darüber ziemlich ungnädig vernehmen: „Entbietten der Gemainen Bürgerschafft unnserer Statt Baden Unser Gnad. Unnd füegen Euch hiemit gnedigist zu vernemben. Demnach bey unnserer Regierung mit noch mehrerm Umbständen vorkhomben, Waß gestalt ein ziemblicher thaill gemainer Bürgerschafft ermelter unnserer Statt Baaden, auf erforderung unsers Richters und Raths daselbsten nicht erscheinen, sondern ungehorsamb außbleiben, auch zu rechter Zeit die gebührende Steuer, Landts-Anlage und andere Außgaben nicht raichen. Sondern sich wider gedachten Richter und Rath, als unserer nachgesetzten Obrigkheit in villweeg trutzig erzaigen, auch sonsten denselben den schuldigen respect und gehorsamb in billichen sachen zu erweisen sich allgemach verweigern wollen, Welches Unnß alß Landtsfürsten zu hohen Mißfallen geraichet, Und Wir hinführo solches zu gestatten nicht gesunnen; Alß ist Unnser gnedigister Befelch an Euch, das Ihr gedachten Richter unnd Rath aniezo und hinführo Alle schuldige parition, respect, unnd Gehorsamb erzaigen, und auf Erforderung Jedesmahl auf das Rathhauß unaußbleiblich erscheinen, wie auch die Steur, Landts-Anlagen und andere Gaben unverwaigerlich raichen und Euch sonsten gegen mehrgemelten Richter und Rath, Euern Aydt und Pflichten nach, und zwar dergestaldt verhalten sollet, damit Wir widrigen Fahls auf einkhomben vernere beschwähr ein schärfferes einsehen zu thuen, und wider die Rädlführer mit ernstlicher Straff zu verfahren, nicht ursach haben mögen." Ähnliche Beispiele von Widerspenstigkeit liegen auch aus anderen Orten vor und lassen auf eine gemeinsame Ursache schließen, die nur in hohem Steuerdruck gesucht werden kann, da andere politische Beschwerden der Bevölkerung für lange Zeit hinaus verleidet waren.

Bald nach seinem Regierungsantritt nahm Kaiser Leopold I. die bauliche Ausgestaltung der Hofburg wieder in Angriff. Schon 1659 entstand neben dem „spanischen Ravelin" das erste „Hof-Komödienhaus", das 1683 wegen Feuergefährlichkeit demoliert, dann wieder erbaut, 1689 aber nach einem Brand zwischen der alten Reitschule und dem Burggraben errichtet wurde. Eine wichtige Ergänzung wurde im Jahre 1660 begonnen. Nach Beseitigung des alten Walles, der den Flügelbau mit dem Amalienhof verband und gegen den Burgplatz zu mit kleinen Baulichkeiten verkleidet war, entstand der sogenannte Leopoldinische Trakt, welcher den Platz nach allen Seiten schloß und ihm jene Gestalt gab, die er noch heute hat. da gegenüber schon seit 1600 zwei sehr einfache Gebäude für die Reichskanzlei und „Seiner Majestät Hofkanzelei" standen, die erst 60 Jahre später durch den jetzigen Prachtbau Fischers ersetzt wurden. Wie die Abbildung S. 9 zeigt, war die äußere Façade stets reicher bedacht als die innere; sie zeigt in der ganzen Gliederung der vier Geschoße den Einfluß der viel prunkvolleren französischen Palastbauten jener Zeit. Sehr einfach und nüchtern ist die Façade nach innen bedacht, wo sie noch heute das ursprüngliche Aussehen zeigt. Mit dem Beginn dieses Baues, der bis 1666 dauerte, war auch eine Verstärkung der Burgbastei verbunden, die jetzt erst eine starke gemauerte Courtine erhielt. Unsere Ansicht ist in mehrfacher Beziehung interessant. Links an der Front des Leopoldinischen Traktes ist noch ein kleiner Überrest jener Mauer zu sehen, die früher den Burgplatz abschloß; hier führt längs des Walles ein Weg zum Burgtor (Bild S. 12 und S. 13), das 1659 entstand und durch den spanischen Ravelin in die Burg und die Stadt führte. Über dem rechten Ende des Leopoldinischen Traktes guckt noch einer der alten Ecktürme des Schweizerhofes hervor. Rechts sieht man die Front der an Stelle des obenerwähnten Komödienhauses erbauten alten Reitschule, darüber den Turm von St. Augustin und rechts davon jenen von St. Klara, der zu dem gleichfalls sichtbaren Bürgerspital gehörte.

Als endlich der schon seit Jahren drohende Krieg mit der Türkei 1663 ausbrach, war die von Raimund Fürst Montecucculi befehligte kaiserliche Armee so schwach, daß an ein Aufhalten des Gegners, der über 130.000 Mann zählte, nicht gedacht werden konnte. Wie ein verheerender Strom drangen die türkischen Scharen bis Preßburg vor, ein anderes starkes Korps war in die Steiermark eingebrochen und strebte auf diesem Wege Wien zu.

Nun sollte im Angesichte einer neuen Belagerung eingeholt werden, was man im Laufe der Jahre versäumt hatte. Zum Kommandanten von Wien ernannte der Kaiser den Feldmarschall Hektor Fürst von Gonzaga, der eine rastlose Tätigkeit entwickelte, aber mit unzulänglichen Mitteln nur Unzulängliches schaffen konnte. Schadhafte Stellen der Festungswerke wurden ausgebessert, die Palisaden erneuert und gegen die Donauseite eine neue Courtine vorgelegt, aus welcher sich später die Gonzagabastei entwickelte. Man nahm die Gefahr sehr ernst, denn es erging ein Befehl, sich für ein Jahr mit Proviant zu versorgen und wer dazu nicht im stande war, mußte binnen acht Tagen die Stadt verlassen. Nun begann sofort eine Flucht, welcher sich auch viele anschlossen, die wohl Mittel hatten, sich mit Lebensmitteln zu versehen. Erhielten doch sogar die Behörden den Auftrag, alles vorzubereiten, um jederzeit Wien verlassen zu können. An der zumeist bedrohten Seite gegen Süden begann man auch mit dem Abbruch der Gebäude, so daß sich vor dem Burgtor bis zur Wienmündung eine weite wüste Fläche bildete.

Die tapfere Verteidigung Neuhäusels, das nach längerer Belagerung erst am 26. September 1663 kapitulierte und das rasch eintretende nasse Herbstwetter erzwangen die Einstellung weiterer türkischer Unternehmungen für dieses Jahr. Den mit reicher Beute heimkehrenden tüchtigen Großvezier Achmed Kiuprili empfing in Konstantinopel ein Tadel, weil er nicht, statt vor Neuhäusel zu liegen, die schutzlose Lage Wiens ausgenützt hatte. Achselzuckend erwiderte der Türke, „er habe nicht voraussetzen können, daß eine durch Mauern geschützte so wichtige Stadt wie Wien, so vernachlässigt werde". Die herbe Kritik, welche darin lag, ertönte in der Bevölkerung Wiens noch lauter, obwohl man leichten Herzens aufatmete, als die größte Gefahr sich verzog. Man fand nicht ganz mit Unrecht, daß es den Generalen an Unternehmungsgeist, der Regierung an Vorhersicht mangle. Der venetianische Gesandte Sagredo aber berichtete an die Signoria: „Der Himmel brachte das ein, was durch die Nachlässigkeit der Minister versäumt war; er schickte Regenwetter, daß die Wege grundlos wurden und der Vezier 40 Tage Halt machen mußte. Gott hat den Türken die Hand gereicht, aber die Augen zugebunden. Wäre der Großvezier, statt Neuhäusel anzugreifen, nach Wien geeilt, so hätte er die Stadt ohne Soldaten, ohne Lebensmittel, die Bevölkerung voll Schrecken und Furcht gefunden und leicht überwältigt."

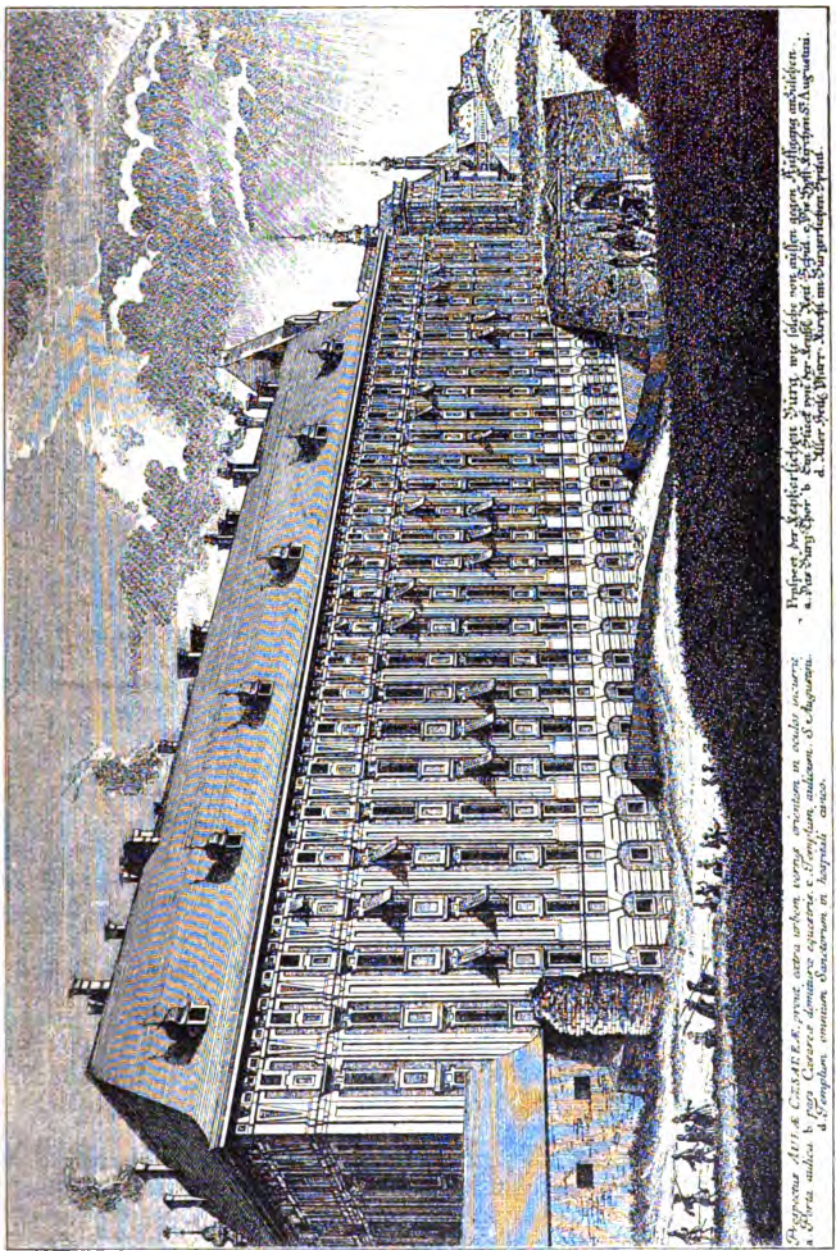
Für das nächste Jahr wurden große Vorkehrungen getroffen. Dem kaiserlichen Heer schlossen sich Kontingente aus dem Reich an, sogar aus Frankreich waren Hilfstruppen gekommen. An Zahl waren gleichwohl die auch diesmal unter Achmed Kiuprili ausrückenden Türken weitaus überlegen; auch bot das Kommando der bunt zusammengewürfelten Armee dem Fürsten Montecucculi große Schwierigkeiten. Trotzdem erfocht er am 1. August 1664 bei St. Gotthard an der Raab einen so glänzenden Sieg, daß der Großvezier sofort Verhandlungen anknüpfte, die neun Tage später zu einem Frieden führten. Um denselben zu festigen und Dauer zu verleihen, sendete man im nächsten Jahre wechselseitig eigene Botschafter nach Konstantinopel und nach Wien. Schon die Nebenumstände, unter welchen es geschah, sind bezeichnend. Der Botschafter des Wiener Hofes, Graf Walter Leslie, mußte früher aufbrechen und legte

prunkvolles türkisches Kostüm an, in dem er sich vor seiner Abreise bei Hof vorstellte und auch von den staunenden Wienern begucken ließ. Er nahm kostbare Geschenke mit, erzielte auch eine zwanzigjährige Dauer des Friedens und Handelsvorteile für die vom Finanzminister Graf Sinzendorf begründete orientalische Handelskompagnie in Wien. Zwei Monate später erst traf der Botschafter des Sultans, Mohammed Pascha, in Wien ein. Sein Einzug, bei dem die ganze bewaffnete Bürgerschaft ausrückte, bot ein Schaustück orientalischer Prachtentfaltung. Dem entsprachen auch die Geschenke des Sultans, welche der Pascha bei der feierlichen Audienz dem Kaiser überreichte. Es war darunter ein mit Brillanten besetzter Reiherbusch und ein mit Edelsteinen gefülltes Kästchen; außerdem gab es noch edle arabische Pferde, persische Teppiche, aber auch 40 Turbane und 70 Kaftans.

Der Tod des Erzherzogs Sigismund von Tirol brachte, da die Seitenlinie erlosch, 1665 den Heimfall von Tirol mit sich; dadurch aber, sowie durch den Tod des Königs von Spanien verzögerte sich die schon lange in Aussicht genommene Vermählung Leopold I. mit der spanischen Infantin Margareta Theresia, durch welche, da deren ältere Schwester mit dem König von Frankreich vermählt war, der Kaiser in nahe Verwandtschaft mit seinem politischen Gegner Ludwig XIV. trat. Im April 1666 verließ die Braut ihre Heimat, die Reise ging aber so langsam vor sich, daß sie erst am 18. Oktober in Roveredo eintraf. In Schottwien wurde sie von einem Teil des Hofstaates und einer Adelsdeputation empfangen, unter welche sich der Kaiser selbst mengte. Als er sich ihr jedoch gleich den übrigen Herren zum Handkuß nahte, erkannte sie ihn nach dem Bild, das sie besaß, sofort. Nach halbstündiger Unterredung brach Leopold I. nach Wien auf, während seine Braut ihm vom Fenster aus, mit dem Tuche winkend, Grüße nachsendete. An diesen Ausflug des Kaisers knüpft sich das sehr vage Gerücht eines gegen ihn geplanten Überfalles, der nie vollkommen glaubwürdig als tatsächlich beabsichtigt nachgewiesen wurde. Doch ist schon das Auftauchen solcher Gerüchte bezeichnend für die zunehmende Spannung in dem Verhältnis zu Ungarn. Offenbar erfunden ist eine andere Attentatsgeschichte, nach welcher ein Versuch gemacht worden sei, den Kaiser durch mit Arsenik vergiftete Kerzen zu töten. Die ganze Sache klingt sehr romanhaft und ist schon deshalb hinfällig, weil so präparierte Kerzen sich sofort durch den Geruch verraten, aber gar keinen nennenswerten Schaden für die Gesundheit mit sich bringen.

Am 5. Dezember 1666 hielt die Kaiserbraut ihren Einzug in Wien, wobei aller mögliche Prunk aufgeboten wurde. Bei St. Marx erwartete der Kaiser den Zug, der sich dann, wohl wegen der steinernen Brücke über die Wien, durch das Stubentor in die Stadt bewegte. In einem sechsspännigen ganz vergoldeten Galawagen fuhr die Braut, am Schlag ritt der Kaiser und zu beiden Seiten und rückwärts ein Gefolge von 1500 Adeligen. Herolde eröffneten den Zug, in den Straßen paradierte die Bürgerwehr, Glockengeläute und Kanonendonner gaben den Grundbaß zu den Begrüßungsrufen der Menge, die entzückt von dem leutseligen Kopfnicken der „hübschen kleinen Spanierin" war. In der Augustinerkirche vollzog der Nuntius Kardinal Julius Spinola die Trauung, an welche sich durch Wochen eine Reihe glänzender Festlichkeiten schloß. Drei Tage nach der Vermählung fand ein prächtiges Feuerwerk auf der Burgbastei statt, nach wochenlangen Vorbereitungen aber hielt man am 24. Januar 1667 auf dem Burgplatz ein Carousell und Ballett ab, von dem uns sehr ausführliche Beschreibungen erhalten sind. Wunderbar ist es hauptsächlich, daß es in dieser Jahreszeit im Freien abgehalten werden konnte. Wie die Abbildung (S. 16) zeigt, war der Burgplatz dazu besonders hergerichtet worden. Längs

des ganzen eben vollendeten Schweizerhofes waren prächtige Zuschauertribünen, die bis zum zweiten Stockwerk reichten, aufgebaut worden, vom Schweizerhof



Der Leopoldinische Trakt der Hofburg. (S. 6.)

aus sahen von einer mit Teppichen verkleideten, gleichfalls besonders errichteten Altane die höchsten Herrschaften dem Schauspiel zu, der Amalienhof war mit einer reichen Façade verkleidet. Die Vorstellung sollte den „Streit der Luft und des

Wassers um die Erzeugung der Perle" symbolisieren. In der Mitte des Platzes stand auf künstlichen Wellen das Schiff Argo, eine reichgeschmückte hochbordige Galeere mit geblähten Segeln, besetzt mit einem Musikkorps. In den vier Ecken waren Gruppen aufgestellt, welche die Elemente versinnlichten. Die Luft glich einem Wolkengebilde, auf dem Zeus thronte; das Feuer wurde durch einen zerklüfteten Felsberg vorgestellt, in dem Vulkan mit seinen Gehilfen an der Esse arbeiteten; für das Wasser war ein von Steinen umgebenes Becken da, das Neptun auf einem von Meerrossen gezogenen Thron, umgeben von Tritonen und Nereiden enthielt; die Erde endlich symbolisierte ein Lustgarten mit der Figur Floras. Jedem Element waren in die passende Farbe gekleidete Kavaliere zugetheilt, die, nachdem ein Gesangswettstreit über das Entstehen der Perle keine Entscheidung brachte, ein Kampfspiel aufführten. Auch dieses ist resultatlos; unter einem gewaltigen Tusch der Blasinstrumente teilt sich die den Amalienhof verkleidende Wolkenwand, hinter welcher der Tempel der Unsterblichkeit mit den Göttern des Olymps sichtbar wird. Diese ziehen auf den Platz, in der Mitte der Triumphwagen des Ruhmes mit den Genien der österreichischen Herrscher, unter welchen Leopold I. selbst mitwirkte. Nachdem sich alles zu einer figurenreichen Gruppe formiert hatte, verkündet der Ruhm, daß die Perle Margarita dem Kaiser als Lohn seiner Tugenden zukomme. Mit einem Reitertanz, an dem 80 Berittene teilnahmen, endete das Schauspiel, bei dem 1000 kostümierte Personen und 200 Musiker tätig waren.

Der Geschmacksrichtung der jungen Kaiserin entsprachen diese rauschenden Festlichkeiten kaum. Sie lebte sehr einfach und zurückgezogen, gerade dadurch gewann sie aber die Herzen der Wiener. Man trug es auch ihr nicht nach, als das hochmütige und insolente Benehmen ihrer spanischen Begleiter die öffentliche Entrüstung erregte und sogar zu ärgerlichen Exzessen führte. Zwischen einigen Dienern des Gesandten und dem Jagdpersonal im Prater kam es zu Streit und Tätlichkeiten, weil die ersteren den Eintritt in den Prater erzwingen wollten. Sie nahmen die ernste Rüge des dazwischen tretenden Grafen Khevenhiller mit Hohn auf, vergriffen sich an ihm und folgten ihm, mit blanken Waffen drohend, bis in die Stadt nach, wobei der Diener des Grafen verwundet wurde. Auch dem Einschreiten der Stadtquardia fügten sie sich nicht und erst als diese von der Feuerwaffe Gebrauch machte und einer der Tumultuanten auf dem Platze blieb, waren die übrigen zu bändigen. Man schickte, so weit sie überflüssig waren, die meisten Leute des heimischen Gefolges der Kaiserin nach Hause, zum großen Vergnügen der Wiener, die eine unbesiegbare Abneigung gegen die Spanier hatten und deren Einfluß am Hofe fürchteten.

Absichtliche Verstöße gegen die ungarische Verfassung, zu welcher sich der Kaiser unter dem Einflusse der Minister bewegen ließ, namentlich aber das hochfahrende Benehmen der letzteren gegen die Mitglieder der angesehensten Magnatenfamilien, hatten im größten Teile Ungarns eine sehr gereizte Stimmung hervorgerufen. Schon beim letzten Friedensschluß lieferten die türkischen Unterhändler dem kaiserlichen Hof klare Beweise für ein verräterisches Einvernehmen mächtiger Adelshäupter, das auf ein Abschütteln der kaiserlichen Herrschaft hinzielte. Trotzdem schritt man nicht ein, ja die Wiener Regierung goß Öl in das Feuer, indem sie durch Jahre den Reichstag nicht einberief und die Magnaten durch höhnische Reden erbitterte, wie jene 1664 gegen eine Deputation gebrauchten, man werde den Adeligen Ungarns die Reiherbüsche ihrer Kalpaks ausreißen, die goldenen Knöpfe von den Dolmans abschneiden und ihnen „böhmische Hosen" anziehen, worunter zu verstehen war, daß die ungarischen Stände zur gleichen Bedeutungslosigkeit herabgedrückt werden sollten, wie jene von Böhmen. Unter diesen Umständen wuchs die Erbitterung und eine

ganze Anzahl hochstehender Adeliger, darunter der Palatin Franz Graf Wesselenyi, der Primas und Erzbischof von Gran Lippay, der Ban von Kroatien Graf Peter Zrinyi, der oberste Land- und Hofrichter Franz Graf Nadasdy schlossen einen Bund, der darnach strebte, mit Gutheißung der Türkei und Frankreichs Ungarn vollends aus dem bisherigen staatsrechtlichen Verband mit Österreich zu lösen, ja es scheint wirklich, daß man sogar direkt gegen die Person des Kaisers gerichtete Pläne erwog. Aus den verschiedensten Gründen schlossen sich noch zahlreiche Personen der Verschwörung an, darunter der schon durch seine Abstammung zum Feind Österreichs gemachte Fürst Franz Rakoczy, der Markgraf Franz Frangipani, der wegen einer erfahrenen Beleidigung einen tödlichen Haß auf die kaiserlichen Offiziere warf, die Grafen Stephan Tököly, Niklas Bethlen und der durch Verschwägerung mit den ungarischen Adelskreisen in Verbindung stehende Landeshauptmann in Steiermark, Graf Erasmus Tattenbach.

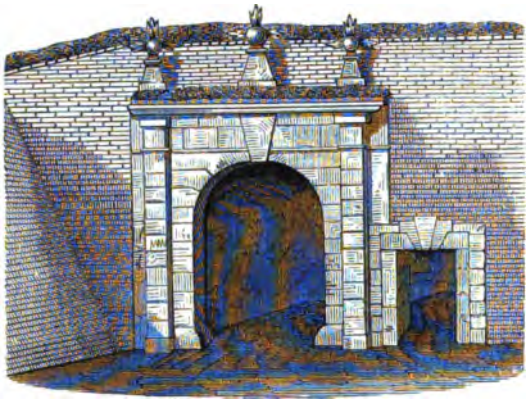
In Wien verfolgte man diese Machinationen aufmerksam; man kannte die Teilnehmer und die Ziele dieser Verbindung, wartete aber zu, bis man unwiderlegliche Beweise hatte. Selbst unter der Bevölkerung liefen beunruhigende Gerüchte um; man schrieb ein am 13. Februar 1668 im Leopoldinischen Trakt ausbrechendes Feuer, das den aber alsbald wieder errichteten Bau zerstörte, einer Brandlegung durch die Ungarn zu, obwohl es nachgewiesen war, daß nur die Unvorsichtigkeit eines Handwerksgehilfen die Schuld trug. Auch Brände im Schlosse zu Ebersdorf und in der Favorita führte man auf ungarische Anschläge zurück, wobei ganz offen Graf Nadasdy als der Anstifter bezeichnet wurde. Endlich glaubte man im Besitz genügender Beweismittel zu sein. Ein längeres Zögern war nicht mehr rätlich, da auch eine Warnung an die Schuldigen möglich war, um diesen Gelegenheit zu geben, sich in Sicherheit zu bringen. Am 22. März 1670 nahm man in Graz den Grafen Tattenbach in Haft, der sofort ein volles Geständnis ablegte, um sich selbst zu retten. Die einige Tage später verhafteten Grafen Zrinyi und Frangipani wurden nach Neustadt gebracht, Franz Nadasdy, dem man vielleicht Gelegenheit zur Flucht geben wollte, wurde erst am 3. September auf Schloß Pottendorf aufgehoben und nach Wien gebracht.

Auch er legte ein Geständnis ab, entschuldigte sich aber damit, daß ihn nur sein brennender Ehrgeiz, der ihn nach der Palatinswürde streben ließ, zum Verrat bewogen habe. Der vor einem besonderen Gerichtshof geführte Prozeß endete mit der Verurteilung Zrinys, Frangipanis und Nadasdys zum Tode. Erst nach zweitägigen Beratungen vermochten die Minister von dem zur Milde geneigten Kaiser am 25. April 1671 die Bestätigung der Todesurteile zu erlangen.

Graf Nadasdy war bis jetzt in einer Stube des alten Landhauses in Haft gewesen. Am 27. April verkündete man ihm das Todesurteil; als der Adelsmarschall es verlas, erblich er, faßte sich aber rasch und sagte: „Alle Gewalt ist von Gott und wer sich dieser widersetzt, widersetzt sich Gott!" In der nächsten Nacht brachte man ihn unter Bedeckung von 250 Musketieren durch die mit Neugierigen erfüllten Straßen nach dem Rathaus, wo er dem Stadtrichter Johann Moser übergeben wurde. Zwei Tage brachte er mit religiösen Übungen zu, ließ auch den Kaiser bitten, aus seinem Vermögen 10.000 Gulden für Messen zum Heil seiner Seele testieren zu dürfen.

Zur Vornahme der Exekution war die Bürgerstube im Erdgeschoß des Rathauses ausersehen, die älteren Wienern von ämtlichen Gängen erinnerlich sein wird, weil sich lange Jahre darinnen die Registratur des Magistrates befand. Sie liegt im Trakt gegen die Salvatorgasse unter dem früheren Rats-

saal und war ein von drei Fenstern erhellter Raum, dessen ziemlich niedere Kreuzgewölbe in der Mitte von einem viereckigen starken Pfeiler gestützt wurden. (Bild S. 17.) Die Bürgerstube diente nicht zum ersten Male zur Hinrichtung hochgestellter Personen; am 26. März 1635 erlitt darin auch der schwedische Feldmarschall Johann Philipp Kratz von Scharffenstein den Tod durch das Schwert, weil er früher in der kaiserlichen Armee gedient hatte, aber zum Gegner überging und gefangen wurde. Am Morgen des 30. April 1671 brachte man Nadasdy in die Bürgerstube, wo ihm nochmals vom Stadtrichter das Urteil mit dem Beisatz verlesen wurde, daß der Kaiser das vorhergehende Abhauen der rechten Hand erlassen habe. Mit vollkommener Ruhe nahm Nadasdy alle Vorbereitungen hin. Er setzte sich auf den in Mitte eines schwarzen Teppichs stehenden Stuhl (die Stelle ist auf der Ansicht mit einem Kreuz bezeichnet), ließ sich von seinem Diener die Haare aufbinden, die Kleider ordnen und die Augen verbinden und erwartete mit gefalteten Händen den Todesstreich. Anwesend waren nur zwei kaiserliche Kommissäre, der Stadtrichter, der Beichtvater und der Diener Nadasdys, aber auch, was bezeichnend für die damalige Politik der Türken ist, ein Bevollmächtigter des Paschas von Ofen. Der Leichnam wurde in einem Sarg auf dem die beiden Trakte des Rathauses verbindenden Arkadengang ausgestellt, am Abend in die Augustinerkirche auf der Landstraße gebracht und erst nach einigen Tagen auf ein Gut Nadasdys in Ungarn überführt. Zrinyi und Frangipani wurden am gleichen Tage in Wiener-Neustadt enthauptet und auf dem Friedhof der Michaelskapelle begraben. Graf Tattenbach wurde später, am 1. Dezember 1671 in Graz enthauptet.



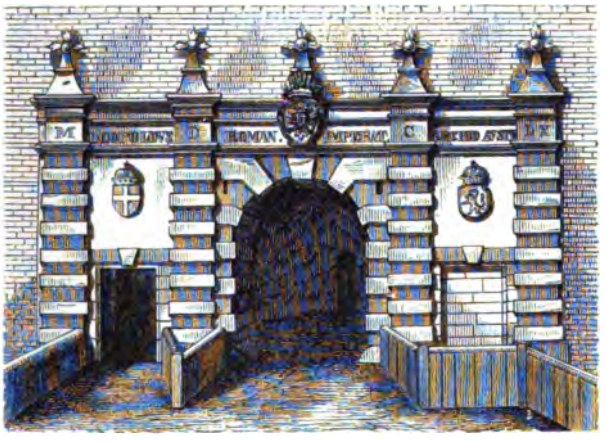
Das alte Burgtor von innen. (S. 6.)

In Wien hatte man noch am Tage der Hinrichtung Nadasdys einen Handstreich seiner Anhänger befürchtet. Alle Wachen an den Toren und bei der Burg waren verstärkt, erstere aber am Vormittag gesperrt. Am Graben stand die Stadtquardia, beim Rathaus die Bürgerwehr in Bereitschaft und Reiterpiketts durchritten die Straßen. Nach welcher Richtung man Befürchtungen hegte, zeigte sich darin, daß die Feuerwache einberufen war, um bei etwaigen Brandlegungen sofort einschreiten zu können. In der Bürgerstube ließ der Stadtrat eine noch bis heute erhaltene Erinnerungstafel an die Exekution Nadasdys einmauern.

Schon bei dem kurz erwähnten Brande des Leopoldinischen Traktes hatten sich neben jenen Stimmen, welche den Ungarn die Schuld zuschrieben, im Volke andere gefunden, die den Verdacht auf die Juden zu lenken versuchten. Es wurde schon gesagt, daß beide Annahmen willkürlich waren, da die Entstehung klargestellt wurde. Die Anklagen gegen die Juden verstummten aber nicht und gestützt auf die bekannt gewordene Abneigung der Kaiserin Margareta Theresia verlangte man die Ausweisung.

Auf Jahre hinaus verfolgte man die Spuren aller angeblichen Missetaten der Juden. Daß sie den Türken als Spione dienten, nahm man als unbestreit-

bare Tatsache hin, obwohl kein einziger solcher Fall nachgewiesen war. Ebenso galt die Beschuldigung, daß sie armen Wöchnerinnen christliche Kinder abkauften, um sie im Judentum zu erziehen, als feststehend, wenn auch in diesem Fall jeder Beweis fehlte. Dazu kehrten alle alten Klagen über den heillosen Wucher der Juden, über die Schädigungen der Christen in ihrem Erwerb, ebenso über die Putzsucht der reichen Jüdinnen, vor welchen selbst die Frauen der Ratspersonen zurückstehen mußten, wieder. Konnte nun schon den letzteren Beschwerden nicht alle tatsächliche Begründung abgesprochen werden, so traf es sich schlimm, daß eben einige krasse Fälle von Diebshehlerei durch jüdische Trödler entdeckt wurden. Mit neuem Eifer verlangte der Stadtrat als berufenes Organ der öffentlichen Meinung die Vertreibung der Juden und die Regierung schien nicht abgeneigt, dem Wunsch zu willfahren. Doch der Kaiser widerstrebte lange und ließ sich nur ein am 20. Juli 1669 ergehendes Edikt abnötigen, das eine zu große Zahl von nicht zum ständigen Aufenthalt berechtigten Juden in Wien konstatierte und die Ausweisung „einer Anzahl" anordnete, wobei jedoch aus-



Das alte Burgtor von außen. (S. 6.)

drücklich der Befehl erging, den Abziehenden Pässe mit der Bestätigung, daß kein Vorwurf gegen sie erhoben werden könne, auszufolgen. Schon in der Fassung des Ediktes lag es, daß diese halbe Maßregel niemand befriedigte und schon am 9. August erging an die „Inquisitions-Hofkommission" — so hieß sehr bezeichnend die für die Angelegenheiten der Juden eingesetzte Behörde — der Auftrag, diesen das Verbot des Haltens christlicher Dienstboten und andere Beschränkungen streng einzuschärfen.

Bisher hatte sich Kaiser Leopold I. als Schützer der Juden gegenüber den Bedrängungen durch ihre zahlreichen Feinde erwiesen. Über die Umstände, durch welche sie diese Stütze verloren, existiert eine Version, die immerhin glaubhaft klingt, aber nicht als unbedingt richtig nachgewiesen ist. Bei einem der Feste, welche 1670 aus Anlaß der Vermählung einer Schwester des Kaisers, Erzherzogin Eleonore, mit dem König von Polen in der Hofburg stattfanden, zog sich die junge Kaiserin eine Krankheit zu, die zu einer Fehlgeburt führte und ihr Leben gefährdete. Aufgewachsen im Musterlande religiöser Unduldsamkeit, in Spanien, hatte die junge, sonst so sanfte Fürstin seit ihrer Kindheit einen fanatischen Haß gegen die Juden eingesogen, dem sie nun Ausdruck gab, indem sie von dem um ihr Leben bangenden kaiserlichen Gatten die Erfüllung

ihres Herzenswunsches, die Austreibung der Juden verlangte. Jetzt sogar zögerte Leopold I. noch; doch als sich die geistlichen Behörden, die Regierung, die Inquisitions-Hofkommission und schließlich auch der vom Kaiser sehr geschätzte Bischof Graf Kollonitsch von Wiener-Neustadt übereinstimmend dahin aussprachen, daß sie die Ausweisung der Juden vom religiösen, wirtschaftlichen und politischen Standpunkt aus billigten, weil dadurch das Beste des Landes, der Stadt und der Bürger gefördert werde, gab Leopold I. sein Widerstreben auf. Um die letzten Bedenken zu zerstreuen, verpflichtete sich der Stadtrat im Namen der Bürgerschaft, im Falle der Vertreibung der Juden die bisher von den Wiener Juden erlegte Steuer von 10.000 Gulden und die Steuer von den fremden Juden mit 4000 Gulden aus eigenem dem Fiskus zu ersetzen. Das gab den Ausschlag und am 28. Februar 1670 erging ein Mandat, nach dem alle Juden in Wien und Niederösterreich bis zum nächsten Fronleichnamstag Stadt und Land verlassen mußten.

Schon am 5. Dezember 1669 war an die Judengemeinde der Auftrag ergangen, binnen 24 Stunden sowohl ihre ausständigen Forderungen, wie auch die Schulden der einzelnen Mitglieder anzugeben. Das wohl nicht zutreffende Resultat dieser Nachweisung bildete die Grundlage der Verhandlungen zwischen der Regierung und dem Stadtrat, der sich von der Ausweisung der Juden so enorme wirtschaftliche Vorteile versprach, daß er alles rosig sah und sich zu ziemlich bedeutenden Leistungen bereit erklärte, um den Entgang an Judensteuern zu decken. Nach Erlaß des Ausweisungspatentes wurden am 3. März 1670 sowohl Gläubiger wie Schuldner der Juden aufgefordert, sich zu melden, zugleich leitete der Stadtrat eine amtliche Schätzung ihres Haus- und Grundbesitzes ein. Sie fiel sehr niedrig aus, denn infolge einer am 14. April ergangenen Aufforderung zum Ankauf wurden nur 110.000 Gulden erlöst und davon behielt die Regierung 100.000 Gulden zur Deckung etwa noch vorkommender Ansprüche zurück, so daß die Juden für ihren gesamten Immobiliarbesitz in Wien nur 10.000 Gulden erhielten. Alle Bitten um Milderung des Ausweisungsbefehles, welchen sich auch einzelne Bürger anschlossen, blieben vergeblich, nur ein Aufschub bis 28. Juli 1670 wurde genehmigt. An diesem Tage war der letzte Jude aus Wien verschwunden, nach einer ungefähren Zählung hatten zuletzt 3000 in der Stadt gewohnt. Sofort wurde die Synagoge demoliert, die Schule zur Umwandlung in eine christliche bestimmt und statt der Bezeichnung im „Unteren Werd" der Name „Leopoldstadt" eingeführt. Schon am 24. Juli 1670 schloß der Stadtrat mit der Regierung einen Vertrag, demzufolge er die Grundherrlichkeit über die frühere Judenstadt um 100.000 Gulden erwarb und sich verpflichtete, an Stelle der Synagoge eine Kirche zu erbauen. Nur ein Fleck blieb den Juden erhalten; es war dies der alte Judenfriedhof in der Roßau, für dessen Weiterbestand ein Kaufmann namens Koppel Fränkel die Summe von 4000 Gulden erlegte. Für diesen Betrag unterdrückte der Magistrat seine gegen die Juden sprechende Überzeugung soweit, daß der Friedhof derselben besonders umzäunt wurde. Er besteht in der Seegasse im IX. Bezirk hinter dem jüdischen Versorgungshause bis zum heutigen Tag und bietet mit seinen eigentümlichen moosbewachsenen Grabsteinen einen malerischen Anblick.

Schon am 16. August 1670 legte Kaiser Leopold I. den Grundstein zu der an Stelle der Synagoge zu errichtenden Kirche, die dem Landespatron, dem heiligen Leopold, geweiht wurde. Binnen Jahresfrist war der Bau, welchen zwei Wiener Meister, Strobl und Gerstenbrand, leiteten, in jener Gestalt vollendet, welche er noch heute zeigt. Im übrigen wollte es mit der so gewaltsam unterbrochenen Entwicklung der nunmehrigen Leopoldstadt nicht recht vorwärts gehen. Es fanden sich nur für wenige der zu gleicher Zeit verkäuflichen

Judenhäuser Ersteher; ganze Gassen standen leer, der früher so lebhafte Verkehr hatte mit einem Schlag aufgehört. Auch die sehr freigebig erteilten Marktprivilegien für einen Jahrmarkt, der hauptsächlich mit Töpferware beschickt wurde, für einen wöchentlich stattfindenden Getreide- und Viehmarkt brachten keine Abhilfe. Im Jahre 1671 entstand auch in der Leopoldstadt das „Arbeitshaus", dessen Zweck „Besserung der verdorbenen Sitten, Beschäftigung des herrenlosen müßigen Gesindels, Verminderung der Bettler, Züchtigung der unbändigen Jugend, der öffentlichen Weibspersonen und Zubringerinnen" sein sollte. Die Kosten dieser Anstalt deckte eine auf „Komödienhütten", öffentliche Schaustellungen, Glückshäfen, Kegelbahnen und ähnliche Belustigungsorte gelegte Taxe.

Das Resultat der von der Bürgerschaft mit so viel Eifer erstrebten, mit so großem Jubel begrüßten Austreibung war eine arge Enttäuschung. Keine der wohltätigen Folgen, die mit so viel Sicherheit prophezeit wurden, wollte eintreten. Man rechnete aus, daß an landesfürstlichen Steuern ein Entgang von 40.000 Gulden, an ständischen Einnahmen von 20.000 Gulden im Jahr sich seit Abzug der Juden aus Wien und Niederösterreich herausstellte. Wie viel die Gemeinde einbüßte, ist nicht nachgewiesen, sicher ist es jedoch, daß sie das voreilige Versprechen, den Fiskus mit 14.000 Gulden zu entschädigen, nie erfüllte.

Als im Jahre 1673 die erbitterte Feindin der Juden, die Kaiserin Margareta Theresia, einem Brustleiden erlegen war, stand einer teilweisen Zurücknahme der Maßregeln des Jahres 1670 nichts mehr entgegen. Selbst die Gemeinde erhob keine Einwendung, als 1675 vorerst gegen Erlag von 300.000 Gulden 250 jüdische Familien das Recht zum Aufenthalt in Wien erhielten, allerdings unter manchen sehr drückenden Beschränkungen. Schon die andauernde Geldnot der Regierung drängte dazu, sich eine nie ganz versiegende Geldquelle, wie es nun einmal die Juden waren, wieder zu erschließen. Von nun an schritt man aber bei den sich von Zeit zu Zeit wiederholenden Exzessen gegen die Juden mit großer Strenge ein, wie wir noch an einzelnen Beispielen sehen werden. Von der Anweisung bestimmter Wohnsitze, eines Ghetto, wie es noch bis 1670 eigentlich im Unteren Werd bestand, nahm man Abstand, wenn sich auch aus erklärlichen Gründen die Juden in einzelnen Stadtteilen gerne geschlossen ansiedelten.

Kaiser Leopold I. war durch den Tod seiner ersten Gattin, die auch in Wien sehr beliebt war, tief getroffen. Aus politischen Gründen drang aber seine Umgebung auf rasche Wiedervermählung. Man ersah zur zweiten Gattin die Erzherzogin Claudia Felicitas, Tochter des verstorbenen Erzherzogs Ferdinand Karl von Tirol, eine sehr schöne, heitere und geistvolle junge Dame. Am 15. Oktober 1673 fand in Graz die Vermählung statt, am 11. November geleitete der Kaiser sie nach Wien, wo sie mit großen Ehren empfangen wurde. Durch den Einfluß der neuen Kaiserin erhielt das Leben des Wiener Hofes einen ganz anderen Ton als bisher. Waren mit Ausnahme größerer Feste bei besonderen Anlässen bisher Musikaufführungen im engsten Kreise fast die einzigen Vergnügungen, so reihte sich jetzt ein prunkvolles Fest an das andere, Bälle wechselten mit Theatervorstellungen und Aufzügen, die Claudia Felicitas selbst zu entwerfen und mit kostspieliger Pracht auszustatten liebte. Natürlich blieb das nicht ohne Einfluß auf die geschäftlichen und gesellschaftlichen Zustände in Wien. Das rauschende Leben am Hofe zog hohe Besuche, Fremde und auch den einheimischen Adel nach Wien, es gab Gelegenheit zum Verdienen und einzelne konnten doch hie und da einen verstohlenen Blick in die Wunder höfischer Pracht tun. Beliebt, wie es ihre Vorgängerin beim Volk war, konnte Claudia Felicitas nie werden, und da sie auch keinen Wert

war die Lage der wenigen einheimischen Protestanten, die noch immer ihrer Überzeugung anhingen; sie durften sich nicht offen zu ihrem Glauben bekennen, um nicht neuen Drangsalierungen ausgesetzt zu sein. Man schätzte deren Zahl um 1680 auf 150 Personen. Unter dem Adel bekannten sich auch noch einzelne Familien zum Protestantismus, aber sie wurden immer weniger und verschwanden bald ganz, denn es war an keinen Eintritt in ein öffentliches Amt zu denken, ohne daß ein Bekenntnis zum Katholizismus vorausgegangen wäre.

Im Jahre 1678 erfüllte sich endlich der sehnlichste Wunsch des Kaisers und des Landes. Am 26. Juli 1678 gab die Kaiserin einem Sohn, Josef, das Leben, dem dann am 1. Oktober 1685 noch ein zweiter, Karl, folgte, die später nacheinander den Thron bestiegen. Damit war die Thronfolge gesichert, deren Erledigung in Erinnerung an frühere Zeiten auch von der ganzen Bevölkerung mit banger Sorge empfunden wurde.

Die Pestepidemie von 1679.

Schon im Frühjahr 1679 zeigten sich die ersten Fälle der entsetzlichen Seuche in einzelnen Vorstädten Wiens. Zuerst trat sie in der Leopoldstadt auf, verpflanzte sich dann in andere Vorstädte, ohne aber einen besonders bösartigen Charakter anzunehmen, wie in den großen Epidemien des Mittelalters. Erst mit Eintritt der heißen Jahreszeit brach die Krankheit mit Vehemenz aus. Pater Abraham a Sancta Clara, der die furchtbare Zeit miterlebte, entwirft in seiner plastischen Sprache ein Bild der Situation. „Noch im Juli stand die Stadt in höchster Gloria, die Burg war vom Kaiser bewohnt, der Adel in unzähliger Menge anwesend, der russische und der polnische Botschafter hielten mit großer Pracht ihren Einzug und klingende Trompeten und allseits erschallende Musik aus den adeligen Palästen und Höfen machte solches Getös, daß man davon gehalten, der Himmel habe ein Loch bekommen, wodurch die Freude metzenweise in die Wiener Stadt gefallen." Doch der prächtige Bußprediger setzt fort: „Dauert aber nit lang das Jubilo und wie es allzeit ergeht, folgte auf das Juchhe gleich das Auweh!" Von der Mitte Juli ab steigerten sich die Erkrankungsfälle rapid und die Seuche trat nun so bösartig auf, daß die Mehrzahl der Fälle tödlich verlief. Ein panischer Schrecken ergriff die Bevölkerung, aller Verkehr stockte, wer konnte, floh aus der Stadt und wem das nicht möglich war, der verschloß sich in sein Haus, in der Meinung, sich dadurch vor der tückischen Krankheit zu sichern. Am 9. August zog der Hof auf den Kahlenberg, später verlegte man die Residenz nach Prag. Nun begann eine tolle Flucht; der Adel und alles, was zum Hof gehörte, die höheren Beamten, die reiche Bürgerschaft wendeten so rasch als möglich der Stadt den Rücken, über welcher der Würgengel seine schwarzen Fittige entfaltet hatte. Ganze Straßen der inneren Stadt, und zwar gerade die günstiger gelegenen, standen verlassen, die Kanzleien waren meist verödet, aber auch viele Geschäfte und Werkstätten hatten geschlossen, da aller Handel und Verkehr stockte.

Dieser furchtbare Zustand dauerte durch Monate; gegen Ende September standen 300 Häuser leer, deren Bewohner wohl meist geflohen waren, aus vielen waren aber auch alle Insassen weggestorben. Zählte man doch zur gleichen Zeit schon 12.000 Tote. Ganze Wagenladungen von Leichen fuhren bei Tag und Nacht durch die Straßen. Zu ihrer Beerdigung reichten die Friedhöfe nicht aus und man warf sie meist ohne kirchliche Zeremonie in die großen Gräben, die man zwischen der Stadt und den Vorstädten, namentlich vor dem Kärntnertor, ausgehoben hatte. In Scharen liefen oft weinende Kinder solchen

Wägen nach, auf welchen die Leichen der Eltern lagen. Die Zahl solcher armer hilfloser Wesen wuchs so rasch, daß der Stadtrat sie in ganzen Zügen auf das Land führen und dort auf Kosten der Gemeinde verpflegen ließ.

Wie stets in solchen Fällen erwies sich die damalige Heilkunst ganz ohnmächtig gegen die furchtbare Krankheit; man verstand es weder ihr vorzubeugen, noch sie zu heilen. Selbst das medizinische Wissen der für die damalige Zeit tüchtigsten Ärzte entbehrte noch jeder wissenschaftlichen Basis und war mit den abenteuerlichsten Ansichten verknüpft. Der spätere Rektor der Universität, der als hervorragender Gelehrter und erfahrener Arzt galt, Dr. Paul Sorbait, soll auf den Zweifel eines Schülers, ob denn wirklich die Konstellation des Saturn und Mars die Pest hervorrufen könne, mit der Miene unantastbarer Autorität erwidert haben: „Der Eine versammelt die bösartigen Dünst in den Grund der Erden, der Andere thut dieselben in die Luft erhöhen, fürnemlich wenn der Mond ein Finsternuß unter dem Zeichen des Wassermanns, der Waag und des Scorpions leydet. Desgleichen eine den 15. April 1679 begeben, also daß die himmlischen Planeten und Signa haben ziemlich zu unserem Untergange conspirirt und zusammen gehalten." Besonders günstige Folgen versprach sich Dr. Sorbait von recht häufigem Glockengeläute, „Physice (aus natürlichen Gründen), weil dadurch die Luft gereinigt und bewegt wird und die schon lange Zeit geschlossenen Winde aufgemuntert werden. Moraliter, weil die Glocken seind die Nuntii oder Botten Gottes, durch welche die frommen Christen ihre Gebetter Gott dem Allmächtigen zuschicken, ja durch die Glocken werden alle bösen Geister, welche in der Luft schweben und die arme Menschen von ihrer Andacht verhindern, hinweg vertrieben." Einem Vorschlag, die Weinpressen aus der Stadt zu entfernen, trat Sorbait mit der Begründung entgegen, daß die Weingärung günstig auf die Reinigung der Luft einwirke.

Wenn solche Begriffe in den Köpfen der besten Ärzte herrschten, ist es nicht zu wundern, daß sie im allgemeinen ratlos vor dem Wüten der Seuche standen. Übrigens war Sorbait in anderer Hinsicht eine rühmliche Ausnahme, denn er blieb in Wien und widmete sich eifrig seinen Pflichten. Nicht wenige Ärzte aber flohen aus Wien oder sie verweigerten aus Furcht vor Ansteckung ihre Dienste. Viele Ärzte hüllten sich aus den gleichen Gründen in „Pestkleider" oder sogenannte „Pestmasken". Diese bestanden aus einem langen engen Mantel mit anschließenden Ärmeln und einer Kapuze, die vorne einen maskenartigen Ansatz mit eingesetzten Gläsern für die Augen und vor dem Mund einen schnabelartigen Vorsprung hatte, der mit aromatischen Kräutern gefüllt war, um die eingeatmete Luft zu reinigen. Nach dieser Vorrichtung nannte man solche Ärzte „Schnabeldoktoren" (Bild S. 22). Bis zu welchem Grade die Furcht vor persönlicher Ansteckung die Begriffe beherrschte und allen Verkehr erschwerte, wird dadurch bewiesen, daß die Postboten mit einem Stab ausgerüstet waren, der an der Spitze eine Eisenklemme hatte, in welche die Briefe gesteckt und überreicht wurden, da die Empfänger sich weigerten, sie unmittelbar aus der Hand des Boten zu übernehmen. Das in den Arkaden der Rotunde untergebrachte Postmuseum bewahrt noch einen solchen Stock aus der Pestzeit. Der Mangel an Ärzten und Wartepersonal wurde endlich so groß, daß man zur Besorgung des Dienstes in den natürlich überfüllten Spitälern zu Zwangsmaßregeln greifen mußte. Einzelne Ärzte, die sich weigerten, in die Spitäler zu gehen, wurden durch die Behörden dazu gezwungen und sogar unter Begleitung dahin gebracht, das Wartepersonal aber entnahm man den in den Gefängnissen befindlichen Verbrechern.

Ein leuchtendes Beispiel von Menschenliebe und Pflichttreue bot in diesen schweren Tagen der spätere Obersthofmeister der Kaiserin Fürst Ferdinand

Wilhelm Eusebius von Schwarzenberg. (Bild S. 24.) Er schloß sich der allgemeinen Flucht seiner Standesgenossen nicht an, obwohl dem siebenundzwanzigjährigen Mann die Sorge um sein blühendes Leben wohl zu verzeihen gewesen wäre. Täglich durchschritt er mehrmals die Straßen, um durch sein Beispiel und tröstenden Zuspruch die Niedergebeugten aufzurichten, die Lässigen zur Pflichterfüllung zu verhalten und mit Strenge die Handhabung der ohnehin spärlichen behördlichen Anordnungen zu erzwingen. Als sich im Verlauf der Seuche durch das Stocken jeder Tätigkeit auch noch eine große Not einstellte, half er mit stets offener Hand durch reiche Gaben, die er selbst verteilte. Mag es auch Erfindung sein, daß er einst selbst einen Toten weiter schaffen half, dessen Träger, von plötzlichem panischen Schrecken ergriffen, ihn im Stich gelassen hatten, so ist doch gewiß, daß er in unzähligen Fällen durch sein Eingreifen wahrhaft wohltätig wirkte und den ehrenden Beinamen des „Pestkönigs", den ihm das Volk verlieh, vollauf verdiente. Fürst Schwarzenberg starb 1708.

Anzuerkennen ist auch das Verhalten des Klerus während dieser furchtbaren Heimsuchung Wiens. Ob der damalige Bischof Wilderich Freiherr von Wallendorf in Wien blieb, ist ungewiß; sein in zwei Jahren das Amt antretender Nachfolger Emerich Sinellius, ein in Wien sehr geschätzter Kanzelredner, hielt wacker aus und leuchtete dem Klerus, von dem niemand die Stadt verlassen haben soll, in treuer Pflichterfüllung vor. Der Seuche erlagen nicht weniger als 438 Geistliche, darunter 172 Weltpriester, 38 Kapuziner, 33 Karmeliter, 36 Jesuiten und 42 Augustinermönche, eine Zusammenstellung, die nicht ohne Interesse ist, weil sie einen Schluß auf die hohe Kopfzahl einzelner Orden in Wien gestattet. Während des ärgsten Wütens der Seuche fand man in der Nähe des Schwarzspanierklosters im Freien einen plötzlich der Krankheit erlegenen Priester, der das Brevier so fest hielt, daß es den starren Händen nicht entwunden werden konnte.

Erst als im November plötzlich ein heftiger Frost eintrat, besserte sich die Situation, die Todesfälle gingen zurück und im Dezember erlosch die Seuche vollends, deren Wüten in Wien allein über 121.000 Menschen erlegen sein sollen, eine Ziffer, welche jedoch ganz gewiß beträchtlich übertrieben ist, da man 40 Jahre später die Bevölkerung von Wien auf etwa 140.000 Menschen schätzte. Würde man also auch annehmen, daß keine Vermehrung der Kopfzahl stattgefunden hat, was aber sehr unwahrscheinlich ist, so müßte Wien 1679 bis auf ein Siebentel ausgestorben sein.

Die Erkenntnis, die sich während dieser Epidemie allerdings klar genug herausstellte, daß man einer solchen Heimsuchung vollkommen unvorbereitet gegenüberstehe, führte zur Ernennung eines „Oberpestdirektors", dem die Einführung und Überwachung vorbeugender Maßregeln zukam. Dieses Amt bestand bis weit herauf in das achtzehnte Jahrhundert.

Während der Dauer der Epidemie noch errichtete der Stadtrat am Graben eine hölzerne Dreifaltigkeitssäule, zu welcher Prozessionen veranstaltet wurden, um das Erlöschen der Seuche zu erbitten. Später entschloß sich Kaiser Leopold I., das Denkmal aus dauerhafterem Material und in würdiger Weise herzustellen. Am 30. Juli 1687 legte der Monarch selbst den Grundstein, die Ausführung erforderte aber bei dem Zusammenwirken vieler Künstler geraume Zeit, denn erst 1693 war die Säule vollendet. Der Entwurf zu derselben wird bald Ludwig Burnacini, bald dem Meister des Wiener Barocco Johann Bernhard Fischer von Erlach zugeschrieben. Doch scheint es aus manchen Gründen, daß die erstere Annahme richtig ist, obwohl es auch möglich wäre, daß Burnacini die Figuren und die Wolkenpyramide schuf, von Fischer aber der architektonische Teil, der Sockel mit der Balustradenumrahmung stammt. Viel-

leicht liegt aber auch eine Namensverwechslung vor, denn unter den bei Ausführung des Denkmals beschäftigten Bildhauern kommt auch einer namens Fischer vor. Den wichtigsten Teil der Skulpturarbeiten besorgte aber Paul Strudl, der Bruder des berühmten Malers und ersten Akademiedirektors Peter Freiherr von Strudl. Über alle diese Verhältnisse gibt genauen Aufschluß die erhalten gebliebene detaillierte Kostenberechnung des Denkmals, die auch nicht ohne Interesse für die damalige Bewertung verschiedener künstlerischer und gewerblicher Leistungen ist. Es sind da ausgeworfen:

Für den weißen Marmor vom Untersberg aus Salzburg . .	5354	fl. 46	kr.
Dem Steinbrecher und Bildhauer für die Gitter, die die Säule umgeben	2339	„ —	„
Dem Schiffer für die Überbringung des Marmors nach Wien .	2424	„ 50	„
Den Lastträgern, die Steine aus dem Schiff nach den Wägen zu bringen	1640	„ 48	„
Dem Wiener Steinmetz für das Fußgestell	1815	„ 40	„
Dem Bildhauer Strudl	16818	„ 27	„
Dem Bildhauer Frühwirth und seinen Gehülfen	4250	„ —	„
Dem Bildhauer Fischer	1057	„ —	„
Dem Steinschneider Rad für das Dreyeinigkeitsbildnis samt Vergoldung	20500	„ —	„
Dem Goldschmied Banhoff	663	„ 32	„
Den Goldschmieden Muhrbeck und Casell für die Tafeln von Kupfer	6550	„ —	„
Dem Mahler	40	„ —	„
Für die Laterne	130	„ —	„
Für das Gerüst von Holz	526	„ 54	„
Für Bley und Eisen	344	„ 56	„
Dem Kunstgießer	70	„ —	„
Für das Hebezeug u. s. w.	200	„ —	„
Dem Hofschreiner	10	„ 36	„
Dem Sägemeister	350	„ —	„
Dem Sailer	122	„ —	„
Dem Laternmacher	4	„ 30	„
Dem Maurermeister	40	„ —	„
Verschiedene Nebenausgaben	1373	„ 59	„
Summa	66626	fl. 58	kr.

Die Dreifaltigkeitssäule am Graben (Bild S. 25), welche eine Höhe von 21 Metern hat, besteht aus einer Wolkenpyramide, die mit Engelfiguren besetzt ist und an deren Spitze sich eine Gruppe der drei göttlichen Personen befindet. Ober dem Sockel kniet Kaiser Leopold betend in Harnisch und Kaisermantel, zur Seite ist die Figur der Religion mit dem Kreuz und auf der anderen Seite ein Genius, der mit der Fackel die Personifikation der Pest in den Abgrund stürzt. Das Denkmal gehört zu den besseren Arbeiten dieser Art und macht einen imposanten Eindruck. Trotzdem ist es ein wenig verwunderlich, wenn eine Anekdote richtig sein sollte, nach welcher sich ein Engländer erbot, Figuren aus gleicher Größe in Silber zu geben, wenn man ihm neun steinerne Engel des Denkmals überlassen wolle. Es mußte schon wiederholt restauriert werden, zum letztenmale geschah es vor etwa 20 Jahren auf Anregung des verstorbenen Kronprinzen Rudolf.

An die Pestzeit des Jahres 1679 knüpft sich eine Wiener Lokalerinnerung, die nicht ganz unberührt bleiben kann, obwohl sie doch kaum jene Bedeutung

besitzt, die ihr von mancher Seite beigemessen wird und sie sogar zum Gegenstand eines mit viel Eifer durchgeführten Federkrieges machte. Diese Erinnerung knüpft sich an den „lieben Augustin", ein Lied, das aber nicht allein in Wien verbreitet, sondern auch in Norddeutschland bekannt ist, wenn auch natürlich dem Dialekt angepaßt. Schicken wir das Tatsächliche voraus. Der fleißige Wiener Chronist P. Mathias Fuhrmann bringt in seinem Buche „Alt- und Neu-Wien", das 1738 bis 1739 erschien, folgende Notiz, als er über das Pestjahr 1679 spricht: „Bei so großem Elend und Verwirrung geschahe es bisweilen, daß die mit dem Todt allbereit ringende, auf Wägen unten unter die Todten geleget und mit einander in die hierzu gemachte Grube geworffen worden, als wie mit einem Namen Augustin, der ein Sackpfeiffer gewesen, welcher zwischen der Kayserlichen Burg und St. Ulrich auf selbigem Weg, wegen eines starken Rausches gelegen und geschlaffen, begegnet, denn dieser Mensch ist von den Ziehknechten ohne einiges Vermerken auf den Wagen, in der Meinung, daß er die böse Krankheit hätte und in Todtszügen allbereit begriffen, geladen, nebst anderen Todten weggeführt und in eine Gruben geworffen worden, weil man aber die Körper nicht eher mit Erden verschüttet, als bis eine Reyhe derselben nach der Läng und Breiten völlig voll gewesen, als ist besagter Mensch, nachdem er die gantze Nacht unter den Todten, ohne munter zu werden, geschlaffen, endlich erwacht, nicht wissend, wie ihm geschehen, oder einer möge dahin gekommen seyn, hat zwar aus der Gruben hervorsteigen wollen, solches aber wegen der Tieffe nicht zuwegen bringen können, daher er dann auf den Todten so lang herumgestiegen und überaus sehr geschmähelt, geschryen und gefragt: Wer ihn dahin müsse gebracht haben? bis endlich mit anbrechendem Sonnenschein die Ziehknechte sich mit todten Leichen eingefunden und ihm herausgeholffen, so hat ihm dieses Nachtlager auch nicht das wenigste geschadet."

Schnabeldoktor. (S. 19.)

Es ist nun wohl sicher, daß P. Fuhrmann diese Angabe nicht ganz ohne tatsächlichen Anhalt niedergeschrieben hat, den er vielleicht, da er 1697 geboren war, in einer während seiner Kinderjahre noch lebendigen Tradition über dieses grausige Abenteuer fand. Festzuhalten ist aber, daß sich sonst nirgends in den mancherlei Quellen auch nur eine Andeutung darüber findet und daß selbst Pater Abraham a Sancta Clara, der die Pestzeit in einem besonderen Werkchen behandelte und den Wienern mit erbaulichen Nutzanwendungen in das Gedächtnis rief, kein Wort davon sagt. Und doch hätten sich gewiß aus der

Völlerei dieses Sackpfeifers Augustin während einer Zeit allgemeiner Bedrängnis und Betrübnis einige jener saftigen Strafreden ableiten lassen, wie sie der treffliche P. Abraham zu halten und zu schreiben liebte. Daß dieser Augustin selbst keinerlei Erwähnung findet, ist nicht zu verwundern; er gehörte nicht zu den Erscheinungen, mit welchen sich jene ehrsame und bedächtige Zeit gerne beschäftigte, und selbst wenn er tatsächlich Verfasser des obenerwähnten Liedes gewesen sein sollte, so war dies kaum geeignet, die Aufmerksamkeit auf ihn zu ziehen. Aber auch dieses Autorenrecht des trinkseligen Augustin ist keineswegs nachgewiesen, wie wir ja auch nicht wissen, ob „Augustin" der Familien- oder der Taufname des von Fuhrmann erwähnten Sackpfeifers war. Nach Wiener Lokalgebrauch müßte man, immer vorausgesetzt, daß er Verfasser des Augustinliedes ist, das letztere annehmen, denn es gibt unzählige im Volksmunde entstandene Lieder, welche oft nur des Reimes willen die Taufnamen gebrauchen. Gerade dies träfe aber nicht zu, wenn jene biographischen Daten richtig wären, die über diesen etwas sagenhaften Sackpfeifer kursieren. Nach diesen soll er, 1643 aus einer Gastwirtsfamilie geboren, ein arg verbummelter Geselle gewesen sein, der in Schenken niederster Art derbe Lieder sang. Als Todestag nimmt man den 10. Oktober 1705 an, weil die Totenregister von Wien als an diesem Tag im „Eßler'schen Haus auf der Landstraße" gestorben einen „Marx Augustin" ohne weitere Berufsangabe melden. Darnach wäre also Augustin der Familienname gewesen, dessen Verwendung in einem allgemein verbreiteten Volkslied sehr unwahrscheinlich ist.

Dieses Lied lautet in dem am meisten verbreiteten Wortlaut:

„Ei, du lieber Augustin!
's Geld ist hin, s' Mensch ist hin,
Ei, du lieber Augustin!
Alles ist hin.
Wollt noch vom Geld nix sag'n,
Könnt' ich das Mensch nur hab'n,
Ei, du lieber Augustin!
Alles ist hin.

Ach du lieber Augustin!
Alles ist weg.
Rock ist weg, Stock ist weg,
Augustin liegt im Dreck,

Ach du lieber Augustin!
Alles ist weg!"

Man wird gewiß zugeben, daß diese poetische Leistung kaum geeignet ist, Anspruch auf Unsterblichkeit zu verleihen, wenn auch die Stimmung, aus welcher sie entstanden ist, ähnlich aus mancher viel später fallenden Weltschmerzlyrik spricht. In seiner Derbheit würde das Lied allerdings dem Milieu entsprechen, in dem sich Augustin bewegt haben soll, obwohl bezüglich des von zarten Seelen am meisten zu beanständenden Ausdruckes „Mensch" zu bemerken ist, daß derselbe noch vor 150 Jahren durchaus keine anrüchige Bedeutung hatte. Unter „Mensch" sächlichen Geschlechtes verstand man damals jedes ledige Frauenzimmer niederen Standes, auch wenn es ganz unbescholten war. In den Hofschematismen aus der Zeit Maria Theresias noch werden „Hofkammermenscher" aufgeführt, ohne daß selbstverständlich dieser Ausdruck diffamierend gewesen wäre.

Rekapituliert man, so ist durch nichts nachgewiesen, daß der von P. Fuhrmann erwähnte Sackpfeifer der Verfasser des „Augustinliedes" war, dessen Entstehungszeit nicht bekannt ist, aber aus sprachlichen Gründen sogar später

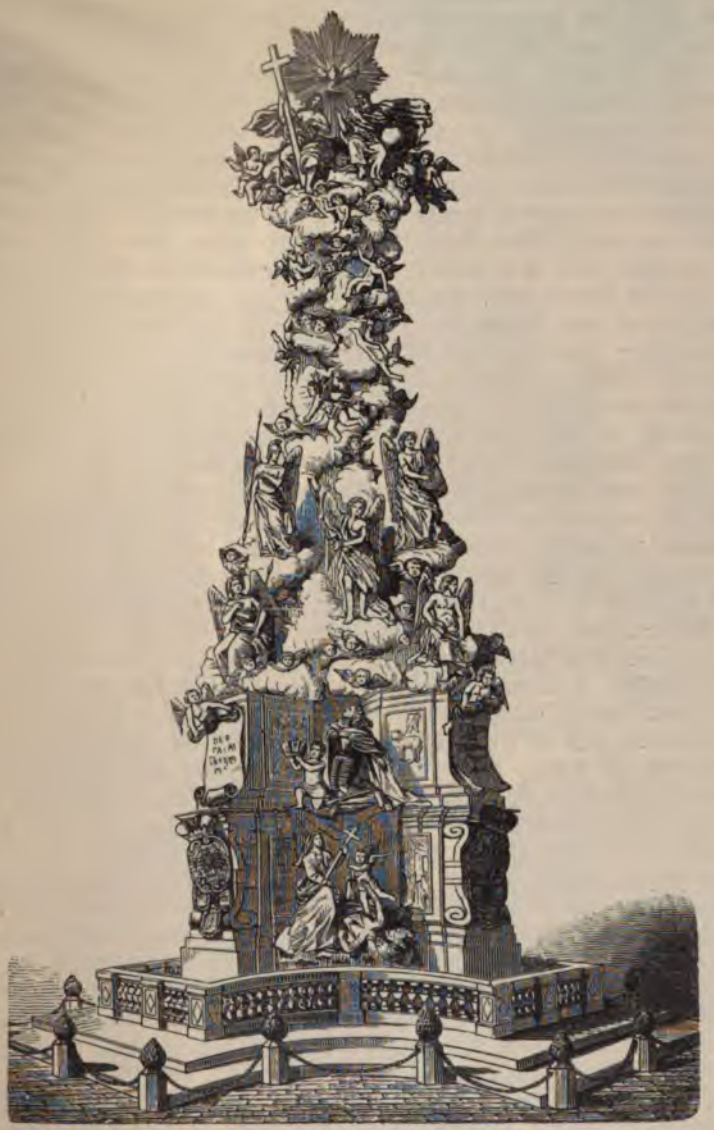
besitzt, die ihr von mancher Seite beigemessen wird [illegible] der Gebrauch des stand eines mit viel Eifer durchgeführten Federkrieges [illegible] ist dies vermuten, knüpft sich an den „lieben Augustin", ein Lied, [illegible]end. Noch weniger Wien verbreitet, sondern auch in Norddeutschland [illegible] z. B. das bekannte: dem Dialekt angepaßt. Schicken wir das Tatsächliche [illegible] für Augustin zu Chronist P. Mathias Fuhrmann bringt in [illegible] kursieren und die über Wien", das 1738 bis 1739 erschien, folgende [illegible] positiven Anhaltspunkte, 1679 spricht: „Bei so großem Elend und [illegible] willkürliche. Es soll daß die mit dem Todt allbereit ringende, [illegible] Wiener Lokalfigur, wie geleget und mit einander in die hierzu ge[illegible]

[illegible] (S. [illegible])

[illegible] sie atmet ja in der Tat, [illegible] Volkscharakter, als [illegible] Lebensfreudigkeit aus, die [illegible]

[illegible] dieser Augustin, [illegible] dem eigensten Fleisch [illegible] und eine höhere [illegible] Augen oder gar nicht [illegible]

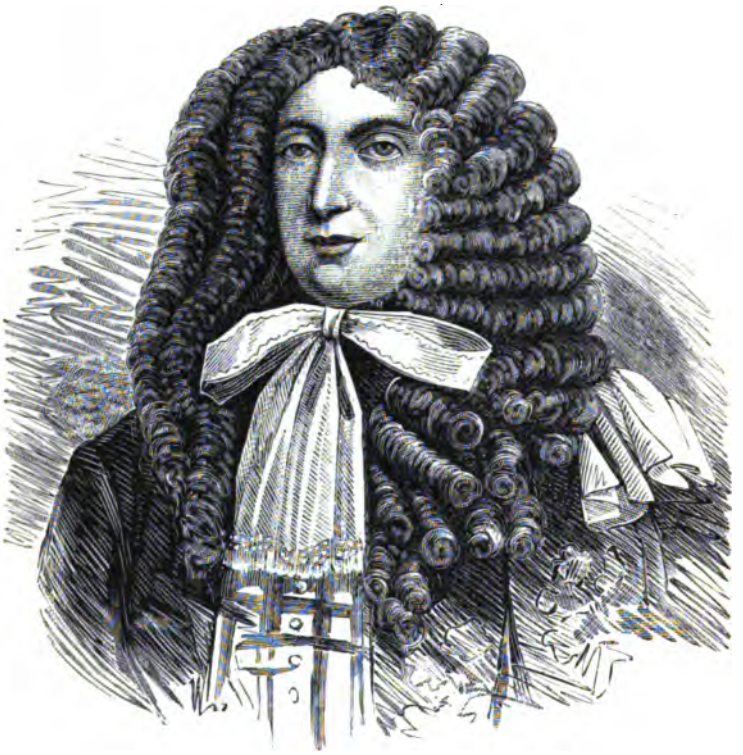
das unheilvolle Pestjahr 1679 fiel auch noch eine andere Episode, die viel Aufsehen erregte und eine kurze Erwähnung verdient, weil sie ... zitierten Spruch des weisen Ben Akiba, daß es nichts Neues unter



Dreifaltigkeitssäule am Graben. (S. 21.)

der Sonne gibt, einen unwiderleglichen Beweis liefert. Im Jahre 1679, am 13. Februar, fand nämlich der erste Distanzritt statt, dessen Ziel Wien war. Allerdings handelte es sich damals noch nicht um Hunderte von Kilometern, zu welchen ein bedauernswertes Pferd gespornt und angetrieben werden mußte, bis

fallen dürfte, als die Pestepisode des Jahres 1679. Gerade der Gebrauch des Wortes „Mensch“ in einem immerhin zweifelhaften Sinn läßt dies vermuten, da man denselben noch um 1750 offenbar nicht damit verband. Noch weniger scheint es möglich, die Autorschaft einiger anderer Lieder, wie z. B. das bekannte: „Es ist mir alles eins, ob ich Geld hab' oder keins“ für Augustin zu reklamieren. Für alle anderen Daten, die von Augustin kursieren und die über P. Fuhrmanns knappe Notiz hinausgehen, fehlen alle positiven Anhaltspunkte, sogar die Beziehung auf jene Todesangabe ist eine ganz willkürliche. Es soll durch diese Feststellungen niemand die Freude an einer Wiener Lokalfigur, wie



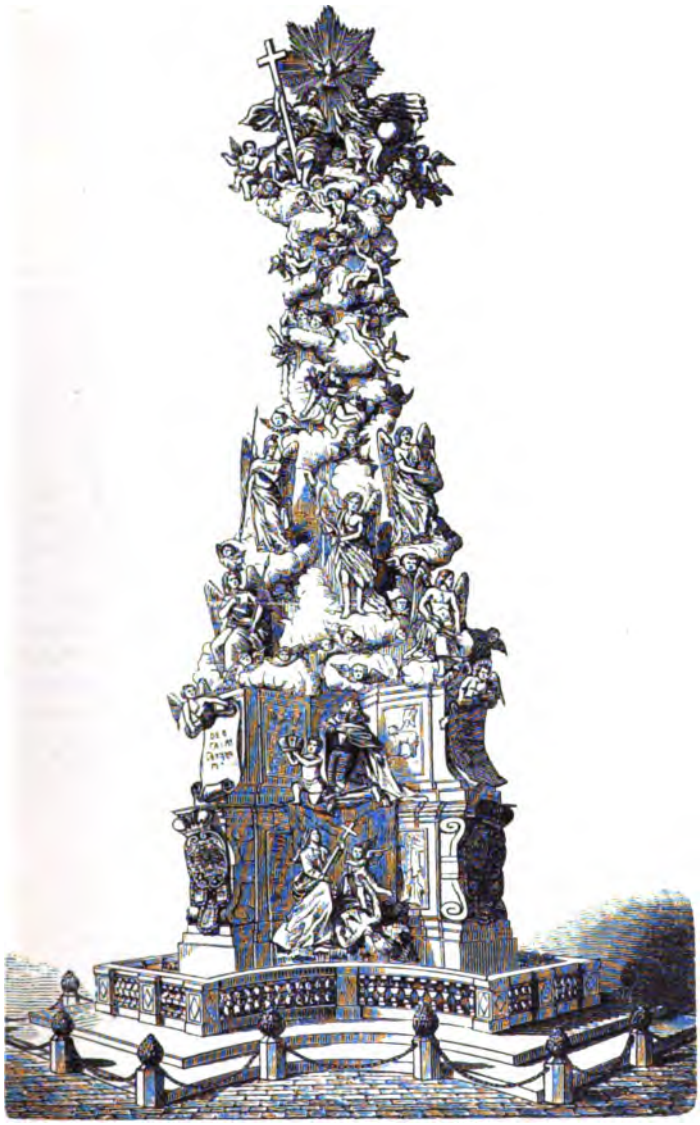
Fürst Ferdinand Wilhelm Eusebius Schwarzenberg. (S. 20.)

der Augustin der Tradition es ist, verdorben werden; sie atmet ja in der Tat, vielleicht gerade, weil sie mehr ein Gebilde der schaffenden Volksphantasie, als der Tatsächlichkeit ist, etwas von jener verwegenen Lebensfreudigkeit aus, die noch in unserer Zeit sich in dem typischen Refrain aussprach:

„Juchhe! jetzt bin i im Himmel!
Verkaufts mir mein G'wand.“

Aber es darf wohl die Frage aufgeworfen werden, ob nicht dieser Augustin, wie ihn das Volk schuf und nach einer kargen Notiz mit dem eigensten Fleisch und Blut ausstattete, dadurch einen edleren Stammbaum und eine höhere Stellung erhielt, als biographische Daten, die erzwungen klingen oder gar nicht als authentisch nachzuweisen sind, sie verleihen können.

In das unheilvolle Pestjahr 1679 fiel auch noch eine andere Episode, die damals sehr viel Aufsehen erregte und eine kurze Erwähnung verdient, weil sie für den so oft zitierten Spruch des weisen Ben Akiba, daß es nichts Neues unter



Dreifaltigkeitssäule am Graben. (S. 21.)

der Sonne gibt, einen unwiderleglichen Beweis liefert. Im Jahre 1679, am 13. Februar, fand nämlich der erste Distanzritt statt, dessen Ziel Wien war. Allerdings handelte es sich damals noch nicht um Hunderte von Kilometern, zu welchen ein bedauernswertes Pferd gespornt und angetrieben werden mußte, bis

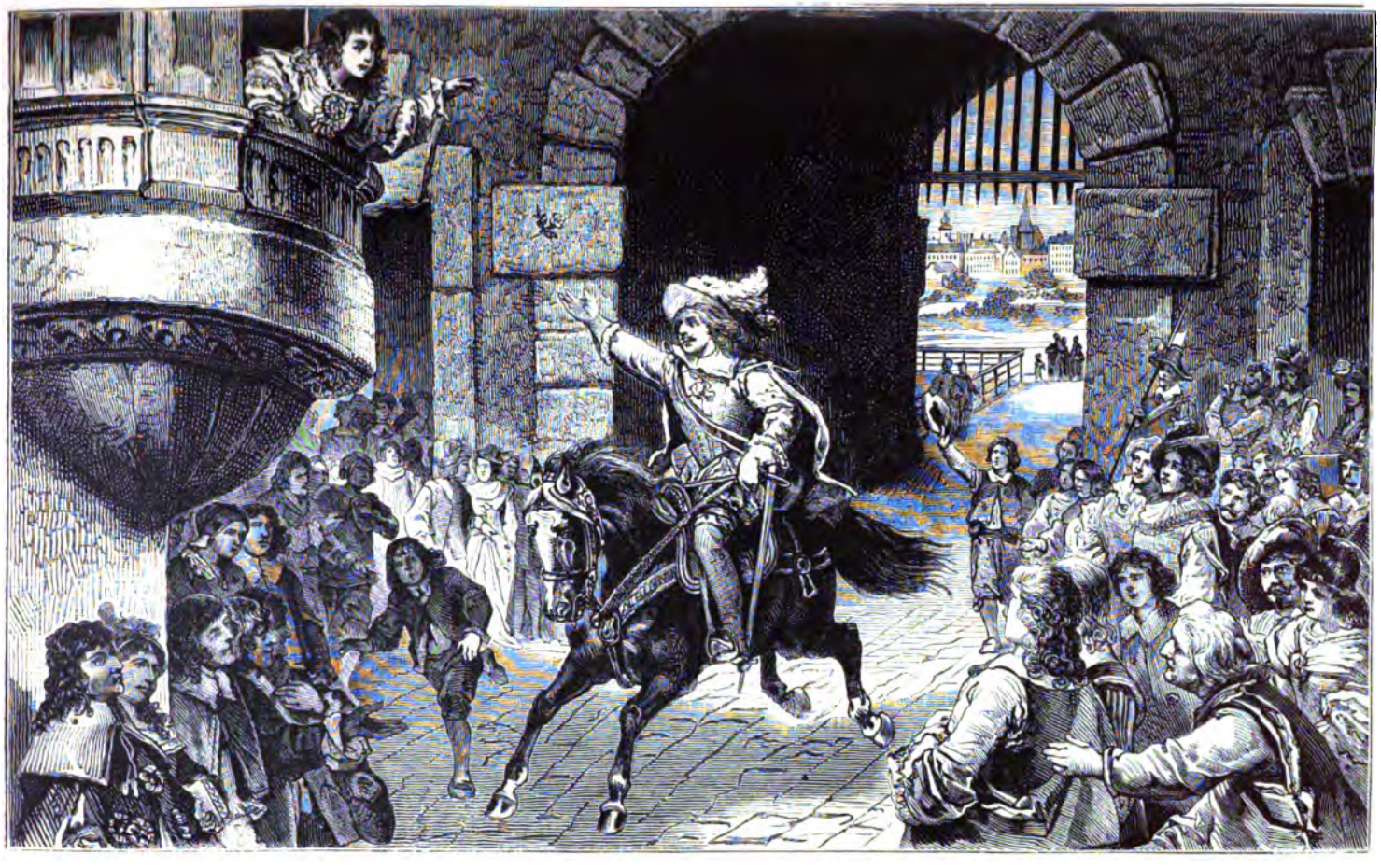
es wankend und mit schlagenden Flanken durch das Ziel ging, um sofort darauf im Stall jämmerlich zu verenden, ohne das erhebende Bewußtsein, dem Reiter zum Ruhm eines Siegers und einem recht beträchtlichen Preis verholfen zu haben, gegen welche doch so eine wenig vorbedachte und kaltblütig ausgeführte Tierquälerei gar nicht in Betracht kommt.

Der Held des Distanzrittes von 1679 war Graf Otto Hermann von Limpurg-Styrum, der Sprosse eines alten reichsständischen Geschlechtes. Obwohl erst 27 Jahre alt, war er doch schon Oberstleutnant im fürstlich Bayreuthschen Dragonerregiment. Er brachte es im Verlaufe der Zeiten auch noch zu viel höheren Würden, ohne daß sie durch andere Gründe als den unbestreitbaren seiner hochadeligen Geburt gerechtfertigt wurden, denn außer dem Distanzritt verlautet weiter nichts mehr von seinen Taten.

Übrigens war dieser so harmloser Art, daß ein richtiger Sportsmen unserer Tage nur ein verächtliches Achselzucken dafür haben kann. Es handelte sich nämlich nur um einen Parforceritt zwischen Neustadt und Wien, also um eine Strecke, die dem Pferde nicht den letzten Atem aus der keuchenden Brust pumpt und nicht einmal dem Reiter die Aussicht bietet, sich standesgemäß den Hals zu brechen. Der Anlaß zu dem Ritt waren einige abfällige Bemerkungen des englischen Gesandten, Lord Lexington, über die Leistungsfähigkeit der österreichischen Pferde und Reiter. Das reizte natürlich den siebenundzwanzigjährigen Oberstleutnant, es setzte Stichelreden und endlich kam es zu einer Wette um 1000 Dukaten, daß Graf Styrum von Wiener-Neustadt bis Wien, eine Strecke von ungefähr sechs deutschen Meilen, in sieben Viertelstunden zurücklegen werde. Ohne daß ein respektabler Wettgewinn in Aussicht stand, echauffierte man sich schon damals in solchen ritterlichen Affären nicht leicht, besonders wenn ein Engländer dabei beteiligt war.

In der Tat muß es aber doch als eine ganz respektable Leistung angesehen werden, daß Graf Styrum sogar einige Minuten weniger als die vereinbarte Zeit zum Durchreiten der Strecke brauchte. Die Sache hatte gewaltiges Aufsehen in Wien gemacht und am 13. Februar drängten sich die Leute auf den Gassen, um sich vom Ausgang der Wette zu überzeugen. Jockeys und Totalisateur gab es zwar damals noch nicht; die hochgeborenen Herren mußten, wenn sie sich in solche Dinge einließen, den eigenen Hals riskieren und hatten auch keine Aussicht, das Geld, das sie allenfalls direkt verloren, indirekt von den unkundigen Gaffern hereinzubringen. Denn solche gab es schon 1679 nicht wenig. Bis auf die Höhe des Wienerberges hinaus waren in Entfernungen Posten aufgestellt, die mit Trompetenstößen die Ankunft des Distanzreiters anzeigten, am Stephansplatz aber stand eine festlich geschmückte Tribüne mit den Roßverständigen, welche den Ausgang der Wette zu konstatieren hatten. In der letzten Viertelstunde wuchs die Spannung von Minute zu Minute, schon zweifelte man am Erfolg; da — ein Trompetenstoß, dann noch einer und gleich darauf stürmte das schäumende Roß durch die dunkle Wölbung des Kärntnertores, umbraust vom Jubeln des Volkes, begrüßt von manchen Zeichen der Anerkennung von schönen Augen und Lippen, die zu allen Zeiten sehr empfänglich für solche ritterliche Erfolge waren. Das Hübscheste an der ganzen Sache läge darin, wenn es wahr wäre, daß Graf Styrum auf den Siegespreis zu gunsten der Armen und Siechen von Wien verzichtete und die Verteilung der immerhin beträchtlichen Summe den städtischen Behörden überließ.

Anlaß zu ernsteren und verdienstlicheren Taten, als es je ein solcher Distanzritt sein kann, bot sich dem Grafen und seinen Waffengenossen in der allernächsten Zeit.



Der erſte Diſtanzritt nach Wien (1679).

Die zweite Belagerung Wiens durch die Türken im Jahre 1683.

Von zwei Seiten drohte seit dem Jahre 1681 schweres Kriegsungewitter. Längst war es kein Geheimnis mehr, daß König Ludwig XIV. darnach strebte, die in den letzten Jahren errungene politische Stellung, aber auch die Uneinigkeit der deutschen Fürsten und die Ohnmacht des Reiches zur Stillung seines Länderhungers auszunützen. Die ohne allen Rechtsgrund vollzogene Besetzung Straßburgs im Jahre 1681 war nur der erste Schritt auf der Bahn einer vollkommen bedenkenlosen Politik, die jedes Mittel benützte, wenn es äußeren Erfolg versprach. Kaiser Leopold war über dieses Vorgehen Ludwig XIV. tief empört und zum Krieg mit Frankreich entschlossen, welchen die Rücksicht auf das Reich und seine eigene Würde als dessen Oberhaupt gebieterisch erheischte. Zwar war, wie gewöhnlich, von den Reichsfürsten wenig oder keine Unterstützung zu erwarten, nur der junge, tatenlustige und ehrgeizige Kurfürst Max Emanuel von Bayern schloß sich dem Kaiser an. Die skrupellose Staatskunst Ludwig XIV. hatte aber dem Kaiser nicht allein im Osten einen anderen furchtbaren Gegner zu schaffen gewußt, sondern auch durch Unterstützung Tökölys alle Bemühungen, Ungarn endlich zu beruhigen, vereitelt. Einen Doppelkrieg zu führen, war bei der Unzulänglichkeit der finanziellen Mittel, bei den geringen militärischen Kräften vollkommen unmöglich, man stand also vor der Entscheidung, ob der Krieg mit Frankreich oder mit der Türkei aufgenommen werden sollte.

Die geographische Lage, durch welche die Türkei zum Nachbarstaat gemacht wurde und die zu Tage tretende Gewißheit, daß man in Konstantinopel nur auf den Ablauf des Friedensvertrages warte, um zu einem neuen gewaltigen Vorstoß zu schreiten, beeinflußten die Entscheidung mit zwingender Gewalt. Der Krieg war schon 1682 von der Pforte so gut wie beschlossen, und als Emerich Tököly im August in Ungarn die Fahne des Aufruhrs erhob, geschah dies nicht nur mit Gutheißung des Sultans, sondern auch mit Unterstützung türkischer Truppen. Wenn der Wiener Hof trotzdem noch immer an Möglichkeiten glaubte, den Krieg nach dieser Seite vermeiden zu können, so wiegte man sich in Selbsttäuschungen und verlor dadurch kostbare Zeit, um sich für den nicht mehr abwendbaren Waffengang vorzubereiten. Schon berief der Sultan seine Scharen zusammen, als man in Wien noch immer an einen Erfolg der Vermittlung Spaniens glaubte, das aus selbstsüchtigen Gründen die Waffen Österreichs lieber gegen Frankreich gekehrt gesehen hätte.

War auch von eigentlichen Kriegsvorbereitungen noch sehr wenig zu bemerken, so mühte sich doch die kaiserliche Diplomatie, um Bundesgenossen zu werben. Nicht ohne Schwierigkeiten und politische Opfer kamen von Ende 1682 bis in den März des Schicksalsjahres 1683 einzelne Verträge zu stande, welche dem Kaiser Subsidien oder direkte Waffenhilfe im Kampfe gegen die Türkei zusicherten. Zu den Staaten, welche namhafte Geldhilfe versprachen und auch leisteten, gehörten Venedig und Spanien; auch Papst Innozenz XI. machte große Summen flüssig. Wie haltlos schon der ganze staatliche Mechanismus des römisch-deutschen Reiches war, beweist nichts besser, als daß auch jetzt eine gemeinsame Aktion aller Reichsstände nicht zu erlangen war, sondern mit den einzelnen Fürsten und Kreisen Verträge abgeschlossen werden mußten. Der stets kriegslustige Kurfürst von Bayern und Johann Georg von Sachsen verpflichteten sich zur Stellung von Truppen, deren Kommando sie sich selbst vorbehielten; auch der württembergische und fränkische Kreis versprach Zuzug, ja sogar die Schweiz erinnerte sich der alten Reichsgemeinsamkeit und gestattete

dem Kaiser nicht bloß Werbungen, sondern stellte auch selbst Mannschaft. Am wichtigsten erschien der Abschluß eines Vertrages mit Polen, der sich aber als sehr schwierig erwies und erst am 31. März 1683 gelang. Es wäre sehr töricht, von einem politischen Vertrag Uneigennützigkeit und das Vorwalten ethischer Motive zu verlangen. Es ist daher gar nichts dagegen einzuwenden, daß sich der König von Polen, Johann III. Sobieski für die zugesagte Waffenhilfe von 40.000 Mann auch seinerseits politische Vorteile zusichern ließ, z. B. im Falle eines türkischen Angriffes auf Polen die Stellung von 60.000 Mann kaiserlicher Hilfstruppen. Aber die ganze Rolle des Polenkönigs im Jahre 1683 wird von mancher Seite so einseitig aufgefaßt und als Ausfluß seiner ritterlichen Gesinnung und uneigennützigen Glaubenseifers dargestellt, daß es im Interesse geschichtlicher Wahrheit geboten ist, diese sehr unzutreffenden Anschauungen auf das richtige Maß zu reduzieren. Es sei gleich hier betont, daß die vertragsmäßige Hilfe von Polen nie geleistet wurde, denn das von König Johann herbeigeführte Heer betrug nur 27.000 Mann.

All diese zugesagten Truppen standen aber in Wahrheit nur auf dem Papier der Verträge, in welchen sie zugesichert wurden. Viel früher jedoch liefen schon Berichte vom kaiserlichen Gesandten in Konstantinopel ein, welche über die ungeheueren Rüstungen der Türken verläßliche, aus dem Augenschein geschöpfte Daten brachten. Man hätte daher voraussetzen sollen, daß Zeit und Kraft zur Aufstellung eines schlagfertigen kaiserlichen Heeres verwendet wurden, das geeignet war, durch eine zähe Verteidigung das Vordringen der Türken zu erschweren, wenn es schon nicht möglich war, ihnen mit kühner Offensive entgegenzutreten.

Aber Selbsttäuschungen über den Ernst der Lage, die entsetzliche Finanzklemme und der schwerfällige Verwaltungsorganismus, der zwischen Entschluß und Tat, zwischen Befehl und Ausführung eine Menge hemmender Zwischenglieder einschob — sie verschuldeten es, daß man kostbare Monate vertrödelte, ohne für das Wichtigste, die Verstärkung und Ausrüstung des kaiserlichen Heeres, Vorsorge zu treffen.

Am 6. Mai 1683, als die Türken bereits über Belgrad vorgedrungen waren, hielt Kaiser Leopold I. bei Kittsee eine Heerschau ab, wobei ihm der Führer der kaiserlichen Truppen, Herzog Karl V. von Lothringen, ein edler Charakter und trefflicher Feldherr aus der Schule Montecucculis (Bild S. 29), kaum 30.000 Mann mit etwa 90 Geschützen vorführen konnte. Das war die gesamte kaiserliche Kriegsmacht, die eilig zusammengerafft und ziemlich mangelhaft ausgerüstet war. Als kärgliches Ergebnis des vom ungarischen Reichstag ausgeschriebenen Massenaufgebotes stießen dazu noch 3000 Mann unter dem Palatin Graf Paul Esterhazy, deren Kriegstüchtigkeit jedoch, wie die aller Aufgebotstruppen, eine sehr zweifelhafte war.

In einem bei Kittsee abgehaltenen Kriegsrat glaubte man jedoch noch, die Türken aufhalten und den Krieg auf Ungarn beschränken zu können. Man entschloß sich sogar zur Belagerung Grans und als diese wegen eines von Ofen anrückenden türkischen Korps aufgegeben werden mußte, lagerte man sich vor Neuhäusel, dem mit Kanonaden und Überfallsversuchen hart zugesetzt wurde, ohne einen Erfolg zu erzielen.

Diese ganz vergeblichen Kämpfe kosteten dem kaiserlichen Heer gegen 2000 Mann und als es noch die wichtigsten Plätze, Komorn, Raab und Leopoldstadt mit Besatzungen versehen und, beim Nahen des türkischen Heeres sich zurückziehend, an der Raabnitz eine die Grenze deckende Stellung einnahm, zählte es nur mehr 25.000 Mann, mit welchen man dem wie eine gewaltige Woge heranflutenden türkischen Heer Halt gebieten sollte.

Als dieses von Konstantinopel aufbrach, zählte es 200.000 Mann, war in jeder Beziehung wohlausgerüstet und führte einen gewaltigen Park von Feld- und Belagerungsgeschützen mit sich. Mit dem sehr köpfereichen Troß, der aber eher eine Verlegenheit als eine Verstärkung war, glich diese Menschenmasse allerdings eher einer der Wogen der Völkerwanderung, als einem geordneten Heer, so daß es begreiflich ist, wenn unklare Berichte und blinder

Herzog Karl V. von Lothringen. (S. 28.)

Schrecken die Zahl der türkischen Kämpfer ins Ungeheuere vermehrten. An der Spitze dieses Heeres stand Großvezier Kara Mustapha (Bild S. 32), ein Emporkömmling, dem die Gunst des gewaltigen Großveziers Achmed Kiuprili den Weg zur ersten Würde des Reiches bahnte. Zum Glück stand seine kriegerische Befähigung durchaus nicht auf der Höhe seines politischen Ehrgeizes, der ihn davon träumen ließ, auf den Trümmern der habsburgischen Monarchie ein vom Sultan nahezu unabhängiges, nur tributäres Reich zu errichten, dessen Herrschaft er selbst von Wien aus zu führen gedachte.

Bei der Unzulänglichkeit der kaiserlichen Streitkräfte konnte man also nicht daran denken, den vielfach überlegenen Gegner von Wien abzuhalten, eine neuerliche Belagerung der Stadt war unvermeidlich. Leider sah es aber mit deren Verteidigungsfähigkeit sehr schlecht aus. Ein Bericht des Kriegsbaumeisters Freiherrn de Wymes aus dem Jahre 1674 schildert den Zustand der Befestigungswerke in geradezu erschreckender Weise. Ganze Abschnitte der Mauern waren dem Einsturz nahe, der Graben auf weiten Strecken weder nach Breite, noch Tiefe entsprechend, die Zugänge zu demselben von der Vorstadtseite viel zu groß und bequem, da man den Graben in der langen Friedenszeit als Legstätte und zu anderen Zwecken verwendet hatte, die Kontreeskarpen waren vielfach abgerutscht, die Palisaden verfault, die zum Schutz der Verteidiger dienenden Brustwehren der Wallmauern verfallen und zu schwach, um dem Geschützfeuer eines energischen Angreifers widerstehen zu können. Dazu fehlte es an allem tauglichen Baumaterial; weder neue starke Palisaden, noch Schanzkörbe oder Faschinen waren vorhanden. Es ist gar nicht zu erklären, daß man die kostbare Zeit verstreichen ließ, ohne Wien für den bevorstehenden harten Kampf auszurüsten, obwohl doch seit Monaten kein Zweifel über die Absichten des Sultans sein konnte. Ende Juni bestand die ganze Besatzung Wiens aus 1000 Mann vom Kaisersteinschen Fußregiment und der in Bezug auf Kriegstüchtigkeit durchaus nicht über allen Zweifel erhabenen Stadtguardia.

Am 7. Juli morgens bestand Herzog Karl von Lothringen mit seiner Reiterei bei Petronell ein ziemlich ernstes Treffen mit der sehr überlegenen Vorhut der türkischen Armee. Die blitzschnellen Bewegungen der tatarischen Reiter, die von allen Seiten angriffen, weckten bei den kaiserlichen Truppen die Vorstellung, daß man es mit der Hauptmacht der Türken zu tun habe und in Gefahr sei, vollkommen umzingelt zu werden. Einzelne Abteilungen kamen in Verwirrung und wendeten sich zur Flucht. Doch gelang es dem Herzog von Lothringen, unterstützt von den Generalen Markgraf Ludwig von Baden, Mercy, Rabatta und Herzog von Sachsen-Lauenburg, die Ordnung wieder herzustellen und durch einen kräftigen Gegenstoß die leichten türkischen Reiter abzuweisen. Das ziemlich verlustreiche Treffen, das einem Prinzen Aremberg und dem Herzog Ludwig von Savoyen, älteren Bruder des später so berühmt gewordenen Feldherrn Eugen von Savoyen, das Leben kostete, war ein neuer Beweis, daß es ganz unmöglich sei, den Widerstand im offenen Feld aufzunehmen; man ging daher gegen Wien zurück und bezog bei Fischamend ein Lager.

In Wien mochte man noch immer nicht an den Ernst der Lage geglaubt haben. Daß dies bei der Bevölkerung der Fall war, die ja keinen tieferen Einblick in das Kräfteverhältnis haben konnte, ist nicht zu wundern, schwerer begreiflich erscheint es, daß man offenbar auch in den maßgebendsten Kreisen noch nicht klar sah. Eine Notiz des „Gedenckhbuch's" der Stadt Baden aus diesen Tagen besagt: „Indessen, da Ihre kayſ. Mayest. sich gleich mit einer Jagte divertiren wolte, und allhie zu Baaden von den Jägers darzu eingesagt worden, wurden die allen orthen auffgehendte feundtliche Feyrs Brunsten überhäuffig und erschreckhlich gesehen". Die noch am gleichen Tag nach Wien gelangende Nachricht vom Treffen bei Petronell machte nun allerdings allen weiteren Sebsttäuschungen ein Ende. Ein panischer Schrecken bemächtigte sich der Bevölkerung; am Hofe traf man die eiligsten Anstalten zu der schon beschlossenen, aber in der Hoffnung eines günstigen Umschlages immer wieder verzögerten Abreise und wer nur irgend konnte, verließ die Stadt, deren Schicksal nun unabwendbar erschien.

Einer der Berichterstatter aus jenen drangvollen Tagen hat uns eine lebendige Schilderung dieser allgemeinen Flucht gegeben. „Was nur von Schiffen, Karren, Wagen, Pferden, was nur von Knechten, Dienern und anderen Lumpen,

sonst nit vil geachteten Gesindel und allerley nichtsnutzigen Rossen und Trossen, ja Spitzbuben, was nur von Zug- und Bagagepferden vor zehnfaches Gelt in der Eyl aufzutreiben warr, das ward Alles gemietet und auffgedingt umb jeden die Flucht zu facilitiren. Schade und zu bedauern war es, so viel hundert starke und wohl außgenehrte und versuchte waffentragend Laquayen, die der Stadt wohl angestanden wären, darvon sehen gehen, und statt deren schwach und elende leuth in loco zu lassen. Mit disen Laufen und Rennen, packen von Sachen ward selbiger Nachmittag bis in die sinkende Nacht zugebracht. Auß Mangel genugsamber Fuhren warffen sich ansehentliche und wolhabende Matronen und Mütter mit ihren erwachsenen Töchtern und Söhnen auff offene unbedacht und verachtete Leiterwagen, ließen Hauß, Hoff und schön außtapezirte Zimmer, die Wein in Keller, die Trayder aufn Boden und in Summa alles und jedes, was sie nicht eng zusammen packen und bey sich stecken mögten, im Stich. Manche Frauen, denen ihre Männer vorher kein Pferd vor ihre Kobelwagen verschaffen konnten, die ihnen, weil ihre Üppigkeit zu ersättigen, schen genug waren, die waren nun froh, wenn sie ihre carossen mit zweyfarbigen krumpen, einaugeten und nur für einen mistwagen dienenden Schindtguhren zu bespannen gehabt haben und diese alsdann thaten sie mit denen lasten der Dienstmenscher und Bagage so unverständig belasten, daß ihrer vielen vor allzu schwerer Last die Räder zerbrachen, die elenden Wägen zu scheitern fiellen und auf dem Weg erliegen blieben, da stunden sie dann und wußten ihres Leyds keinen Rath, wahren darzu noch in Gefahr, augenblicklich vom Feind oder von unsern eigenen Leuthen überfallen, geplündert oder gar todt geschlagen zu werden. Man sagt, es seyen diese Täg mehr als 60.000 Leuth von Wien weggeflohen."

Am Abend des 7. Juli verließ auch Kaiser Leopold mit seiner Gattin, den Kindern und der Kaiserinwitwe Marie Eleonore Wien unter der Bedeckung von 200 Mann Stadtquardia und einer kleinen Reitertruppe. Es war die höchste Zeit, denn in der gleichen Nacht erschienen schon türkische Streifscharen im Angesichte von Wien und am nächsten Tag loderte das Kloster am Kahlenberg in Flammen auf. Die Reise ging über die große Donaubrücke und Korneuburg längs des linken Donauufers nach Linz. Zu ihrer Unbequemlichkeit gehörte es auch, daß sich wiederholt die Scharen des erbitterten Landvolkes an die Wägen drängten und Miene machten, den Zug aufzuhalten. Ein Beweis, wie unvorbereitet man der gefährlichen Situation gegenüberstand, liegt wohl darin, daß gar keine Vorsorge für die Bergung der Schatzkammer und des geheimen Archives getroffen war. Erst am 8. Juli raffte ein untergeordneter Beamte, der Reichshofratskanzellist Benedikt Geiger, das Wichtigste zusammen und schaffte es auf Schiffen donauaufwärts. Auch das ging nicht ohne Gefahren ab; die schon bis nach Tulln vorgedrungenen Türken beschossen die Schiffe heftig, aber auch die oberösterreichischen Bauern machten mehrmals Miene zu einer Plünderung, doch brachte Geiger das kostbare Gut glücklich zuerst nach Linz und dann nach Passau, wohin auch der Hof sich begab.

Vor seiner Abreise hatte der Kaiser zur Besorgung der Zivilverwaltung ein „Geheimes Deputirtenkollegium" eingesetzt, an dessen Spitze der Hofkriegsratsvizepräsident und Feldzeugmeister Graf Kaspar Zdenko von Cappliers (Bild S. 33) gestellt wurde. Er galt nicht nur als erfahrener und tüchtiger Soldat, sondern auch als gewandter und wohlmeinender Geschäftsmann, der für Verpflegung und Sanitätspflege sehr verdienstlich wirkte, aber auch oft klug vermittelnd eingriff, um die über das Maß des Möglichen greifenden Ansprüche an die Leistungsfähigkeit der Bürger zu mildern.

Zum Stadtkommandanten hatte der Kaiser den Feldzeugmeister Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg ernannt, der bisher die Artillerie in der

und hat seine Ruhestätte in der Gruft unter dem Hochaltar der Schottenkirche gefunden, in welcher am dritten Pfeiler rechts ein mit seinem Bild und reichen Trophäen geschmücktes Grabdenkmal steht. Außerdem bildet seine Figur den Mittelpunkt des Befreiungsdenkmals im Stephansdom und vor dem Rathaus steht seine von Bildhauer Feßler gearbeitete Statue. Im ersten Waffensaal des Heeresmuseums enthält Schaukasten 60 (Nr. 1) den Degen des tapferen Verteidigers von Wien, mit gravierter Klinge, silbernem Griff und brauner Lederscheide. An Wandbogen 5 (Nr. 126) steht der blanke mit Messingnägeln gezierte Küraß des Grafen Starhemberg, der ein Gewicht von 15 Kilogramm hat.

Am Abend des 7. Juli, kurz nachdem der Hof Wien verlassen hatte, traf Graf Starhemberg in Wien ein, um das Kommando zu übernehmen und so gut es in der letzten Zeit noch möglich war, mit Anspannung aller Kräfte die Verteidigungsfähigkeit der Stadt zu erhöhen. Von der ersten Stunde an fand er dabei den tatkräftigsten bis zur Selbstverleugnung gehenden Beistand des Bürgermeisters Johann Andreas von Liebenberg, dessen Name mit vollen Ehren neben jenen Tapferen genannt werden darf, die mit den Waffen in der Hand für Wien eingetreten sind. Im Jahre 1627 geboren, trat Liebenberg in untergeordneter Stellung in die Dienste der Stadt Wien, schwang sich aber durch Tüchtigkeit rasch empor, so daß er schon 1679 als Stadtrichter fungierte und während der Pestzeit als Mitglied des Directorium sanitatis verdienstlich wirkte. Im nächsten Jahre zum Bürgermeister gewählt, drängte er beim Auftauchen der Türkengefahr als einer der ersten auf die Herstellung der Festungswerke und leistete bei der Organisierung der Arbeitskräfte, bei der Wehrhaftmachung der Bevölkerung und in jedem Zweige der Verwaltung während der Belagerung ganz Außerordentliches. Namentlich die ausreichende Verproviantierung der Stadt und die sanitären Vorkehrungen beim Überhandnehmen der Ruhr, der er dann selbst erlag, gehören zu seinen wesentlichsten Verdiensten, wie er denn überhaupt an Tatkraft, Opferwilligkeit und Umsicht der ganzen Bürgerschaft ein leuchtendes Beispiel war.

Nach Abfahrt des Hofes berief der Bürgermeister eine Sitzung des Stadtrates, dem er die Lage vorstellte und mit bewegten Worten zum Zusammenwirken mahnte, um die furchtbare Gefahr von der Stadt abzuwenden. Begeistert stimmten alle Anwesenden bei und tatsächlich verblieben diesmal alle städtischen Funktionäre auf ihren Posten. Man traf sofort die nötigsten Maßregeln. Jedes Haus hatte einen Mann zur Schanzarbeit zu stellen, die Besitzer von Pferden wurden verhalten, die Gespanne zum Aufführen der Geschütze auf die Wälle bereit zu halten, endlich beschloß man, an die Bewohner der Vorstädte eine Mahnung ergehen zu lassen, damit sie sich rechtzeitig mit ihrem Hab und Gut in die Stadt retteten. Ein Vorschlag, waffenfähige Leute zwangsweise zurückzuhalten, fand mit Recht keinen Anklang, da von ihnen doch kein ersprießliches Wirken zu erwarten war.

Übrigens beruhigte sich am nächsten Tage schon die Stimmung etwas, als man die tatkräftigen Anstalten zu energischer Verteidigung sah. Die kopflose Flucht hörte fast ganz auf, wozu aber gewiß auch der Umstand beitrug, daß bei der Nähe und raschen Beweglichkeit der Feinde die Möglichkeit dazu nach den meisten Seiten genommen war. Auch der Durchzug der Armee des Herzogs von Lothringen, die auf das linke Donauufer überging, vorderhand aber noch in der Leopoldstadt kampierte, richtete den Mut der Wiener wieder etwas auf, denn man sah in den schmucken kriegsgeübten Reiterschwadronen mit Recht den Kern einer künftigen Entsatzarmee.

An diesem Tage nahm man die Schanzarbeiten auf, an welchen sich zur Aneiferung auch Bürgermeister Liebenberg beteiligte, der selbst zum Spaten

griff und mit einem Schiebkarren Erde zuführte. Aber es zeigte sich, daß zu rascherer Förderung ein gewisses System in die Organisation gebracht werden mußte. Für den nächsten Morgen berief man 500 Bürger zum Schanzenbau und zwar nach festgesetztem Turnus zuerst die Viertel Altkärntner und Altstubner; Ausbleibende wurden mit den härtesten Strafen bedroht. Außerdem traf man Vorsorge, daß alle Vorräte an Bau- und Brennholz in die Stadt geschafft wurden, um sie dem Feind zu entziehen. Das Rathaus und städtische Zeughaus, der Pulverturm bei der Werderbastei und das Haus des Bürgermeisters erhielten ständige, von den Bürgern zu beziehende Wachen. Nachmittags berief man eine Versammlung der „ledigen Bursche", meist entlassenen Handwerksgesellen, in das Rathaus, an welche Stadtsyndikus Hocke eine passende Ansprache hielt, um sie zur Teilnahme an den Arbeiten und der Verteidigung aufzufordern, wofür jedem täglich von der Gemeinde 2 Pfund Brot und eine halbe Maß Wein zugesichert wurden. Am Abend ließ der Stadtkommandant Graf Starhemberg die Bevölkerung auf den Hof rufen, wo er eine kräftige Rede hielt, um zu Mut und Ausdauer anzufeuern. Er schloß damit, daß er es noch immer jedermann freistelle, die Stadt zu verlassen, wenn er nicht an der mannhaften Verteidigung teilnehmen wolle. Wer aber bleibe, müsse sich allen Anordnungen fügen und den Eid der Treue schwören. Mit Begeisterung erklärten sich alle Anwesenden dazu bereit.

In den nächsten Tagen arbeitete man mit allem Eifer an der Ausbesserung der Werke, auch die Bettungen für die schweren Geschütze auf den Wällen nahm man in Angriff. An Arbeitskräften mangelte es nicht mehr, denn am 10. Juli ließen sich 1200 „ledige Bursche" am Rathaus in die aufgelegten Verzeichnisse eintragen; sie verlangten aber, da sie von den Meistern nicht mehr beschäftigt werden konnten, von der Gemeinde den Unterhalt, was ihnen auch zugesagt wurde. Am Abend rückten sieben Kompagnien des Scherffenbergschen Fußregimentes in Wien ein, wie denn überhaupt fast jeden Tag Abteilungen zur Verstärkung der Garnison eintrafen.

Am 12. Juli streiften schon einzelne Reiterschwärme der Türken über Schwechat, Lanzendorf, Laa und Inzersdorf bis in die östlichen und südlichen Vorstädte von Wien herein. Alle Ortschaften loderten in Flammen auf und unterlagen der Plünderung. Auch vor Baden erschien an diesem Tag eine starke türkische Abteilung. Durch Drohungen ließ sich die Bürgerschaft gegen die Zusage der Schonung oder freien Abzuges zur Kapitulation bewegen, die aber dann von den Türken nicht gehalten wurde. Im Gegenteile zündeten sie die Stadt an, die Bewohner töteten oder schleppten sie gefangen fort. Die Stimmung der Wiener Bevölkerung wurde unter dem Eindruck solcher Schreckensnachrichten, die durch Flüchtlinge in die Stadt kamen, wieder eine sehr gedrückte, wozu es noch kam, daß am Tag die schweren Rauchwolken der von den Türken in Brand gesteckten Ortschaften von Wien aus zu sehen waren, nachts aber gegen Süden und Osten heller Flammenschein den Horizont röthete. Von Seite der Behörden versäumte man aber nicht, darauf hinzuweisen, daß gerade das treulose Vorgehen der Türken keinen anderen Entschluß zulasse, als jenen eines mannhaften und entschlossenen Widerstandes bis zum letzten Blutstropfen. Im Laufe des Nachmittags steckten türkische Streifpartien auch das Spital von St. Marx und die Neue Favorita (Theresianum) in Brand. Rektor Dr. Lorenz Grüner ließ an der Universität eine Marienfahne aufpflanzen, um welche er die Studenten scharte, die er zur Bildung einer Freikompagnie aufforderte.

Eine harte, unabweisbare Notwendigkeit erzwang am 13. Juli die Zerstörung der Vorstädte, die auf Befehl des Stadtkommandanten in Brand gesteckt wurden. Wie ein Kranz von lodernden Flammen erstreckte sich das Feuer

von den Weißgärbern über die Landstraße, Wieden, Laimgrube, St. Ulrich, die Alser- und Währingerstraße bis zur Roßau; Kirchen, Paläste, die Wirtschaftsgebäude und gewöhnlichen Wohnhäuser wurden zu Ruinen. Es muß ein Anblick von schauerlicher Schönheit gewesen sein, der von den Augenzeugen mit dem Brande von Troja verglichen wurde. Allein auf den städtischen Gründen sanken 212 Häuser in Trümmer, fast ebensoviel dürften in den Dörfern und herrschaftlichen Gebieten des äußeren Burgfriedens zugrunde gegangen sein. Leider erzielte auch diese Maßregel, die zu spät ergriffen wurde, nicht den angestrebten vollen Erfolg. Vielfach blieben noch Gebäudeteile stehen und selbst die Ruinen boten den Türken Deckungen, die sie bei ihren Belagerungsarbeiten trefflich auszunützen wußten.

Der Brand der Vorstädte bedrohte sogar die Stadt selbst. Durch Flugfeuer entzündeten sich die kaiserlichen Holzstadeln beim Neutor und es drohte ein Übergreifen des Brandes, der bei der Nähe des kaiserlichen Arsenals und der Pulvertürme zu einer ganz unabsehbaren Katastrophe werden konnte. Von allen Seiten eilte man zur Hilfe herbei; der Stadtkommandant mit seinen Offizieren, der Bürgermeister mit den meisten Räten fanden sich auf der Brandstätte ein. Durch rasches Vermauern der Fenster schützte man die am meisten gefährdeten Objekte, bis zum Glück ein Wechsel des Windes die Flammen von der Stadt nach außen trieb.

In rastloser Tätigkeit hatte man nun endlich eine gewisse Übersicht über die Verteidigungskräfte gewonnen und die nötigen Einteilungen getroffen. Der Herzog von Lothringen hatte den größeren Teil seines Fußvolkes an die Besatzung von Wien abgegeben, die nun etwa 16.000 Mann zählte. Sie bestand aus folgenden Truppenteilen: den ganzen Regimentern (à 2000 Mann) Starhemberg unter dem Oberstleutnant Georg Moriz Kottulinsky (heute Nr. 54), Mansfeld unter dem Oberstleutnant Alexander Graf Leslie (heute Nr. 21, FZM. Freiherr von Reinländer), De Souches (heute Nr. 11 Prinz Georg von Sachsen), Beck (heute Nr. 59 Erzherzog Rainer) und Scherffenberg, das später aufgelöst wurde. Dazu kamen noch die halben Regimenter (à 1000 Mann) Kaiserstein unter dem Oberstleutnant Wolfgang Heinrich Schenk, Pfalz-Neuburg unter dem Oberstleutnant Baron Ariezaga (heute Nr. 20 Prinz Heinrich von Preußen), Herzog Ferdinand Karl von Württemberg, vom Inhaber selbst kommandiert (heute FZM. Daublebsky von Sterneck Nr. 35) und Siegbert Graf Heister, gleichfalls von diesem selbst geführt, endlich 3 Kompagnien (600 Mann) vom Fußregiment Thüngen (heute Nr. 42 Herzog von Cumberland). An Kavallerie blieb in der Stadt das Regiment Dupigny mit 600 Mann (jetzt Dragonerregiment Nr. 8 Fürst Montecucculi). Die Stadtquardia formierte 3 Kompagnien à 400 Mann und wurde vom Oberstwachtmeister Ferdinand Marquis Obizzi befehligt.

An höheren Offizieren standen dem Stadtkommandanten zur Seite die Generalwachtmeister Wilhelm Johann Anton Graf von Daun und Johann Graf von Sereni, die Oberste De Souches und Scherffenberg. Das Geschützwesen befehligten der Stückobrist Christian von Börner und der Oberstleutnant Johann Martin Gschwind von Pöckstein, dessen Urgroßvater gleichen Namens sich rühmlich an der Verteidigung des Jahres 1529 beteiligt hatte; das Geniewesen leitete der Oberingenieur Johann Rümpler, einer der tüchtigsten Kriegsbaumeister seiner Zeit, welcher noch vor Vauban und den großen französischen Festungsarchitekten die Polygonalbefestigung einführte und berühmte Werke über den Festungskrieg schrieb. Ihm war es zu danken, daß bei der kurzbemessenen Zeit die Befestigungen von Wien noch so ziemlich ausgestaltet wurden. Nach seinem Tod, der infolge einer Verwundung eintrat, kamen an die Spitze des Genieweſens der venetianische Ingenieur Barto-

lomeo Camucci, der den Türken durch Gegenminen viel Schaden tat, und der kaiserliche Hauptmann Hafner, dem das Hauptverdienst an der Erhaltung des so heiß umstrittenen Burgravelins zukam.

Auch in die übrigen Streitkräfte hatte man schon etwas Ordnung gebracht. Die bewaffnete Bürgerschaft, nach den alten und neuen Vierteln in 8 Kompagnien formiert, zählte 1815 Mann. Dazu kam noch eine vom Mitglied des äußeren Rates Ambros Frankh errichtete Freikompagnie von 255 Mann. Auf ihre Kosten errichteten und unterhielten die Niederläger eine Kompagnie von etwa

Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg. (S. 33.)

250 Mann, die Studenten, in 3 Kompagnien formiert, zählten 700 Köpfe und wurden von dem Oberst Rektor Grüner und dem Oberstwachtmeister Dr. Paul von Sorbait befehligt. Auch einzelne Zünfte errichteten auf ihre Kosten besondere Freikompagnien, so die Fleischhauer und Brauer eine solche von 204 Mann, die Schuhknechte von 288 Mann, die Bäcker unter dem Kommando des Hauptmannes Johann Adam Loth von 135 Mann. Außerdem waren noch die in keinem Zunftverband stehenden „ledigen Bursche" 300 Mann stark, die Hofbediensteten und Hofbefreiten stellten die gleiche Zahl und der Landjägermeister Heinrich Gottlieb Freiherr von Kielmannsegg sammelte ein 80 Mann starkes Jägerkorps, das aus Weidmännern bestand und den Türken durch wohlgezieltes Feuer sehr großen Schaden tat.

Wie schon erwähnt, blieben, sehr im Gegensatz zum Jahre 1529, alle städtischen Funktionäre getreulich auf ihren Posten. Bürgermeister Liebenberg fand bei seinen vielfachen verantwortungsvollen Pflichten Unterstützung durch den Stadtrichter Simon Schuster, den Syndikus und Stadtschreiber Hocke, die Stadträte Mozi, Weickard, Focky, Tepser, Ruckenbaum, Fiechtl und den städtischen Ingenieur Johann Daniel Suttinger, der als Zeichner von Wiener Plänen und Ansichten bekannt ist.

Unter den übrigen während der Belagerung in Wien anwesenden Persönlichkeiten ist neben dem Bischof von Wien, Emerich Sinelius, in erster Linie zu nennen Graf Leopold Kolonitsch, Bischof von Wiener-Neustadt (Bild S. 45). Er stammte aus einer alten, ursprünglich kroatischen, dann aber in Steiermark ansässigen Adelsfamilie und war am 26. Oktober 1631 geboren. Gleich seinem Vater Ernst wollte er die kriegerische Laufbahn einschlagen, trat nach vollendeten Studien an der Wiener Universität in den Malteserorden und tat sich bei Verteidigung der Insel Candia 1651 rühmlichst hervor. Als Verwalter der Ordenskomtureien Eger und Mailberg kam Graf Kolonitsch in Beziehungen zum Hofe, Kaiser Leopold I. lernte seine Geschäftsgewandtheit schätzen und ernannte ihn 1666 zum Bischof von Neutra, obwohl er erst zwei Jahre später die Priesterweihe empfing. Schon 1669 erfolgte seine Berufung auf den Bischofssitz von Wiener-Neustadt und 1672 ernannte der Kaiser ihn zum Kammerpräsidenten, womit die dornige Leitung des Finanzwesens verbunden war, ein Amt, von dem er 1681 zurücktrat. Als die Belagerung drohte, begab sich Graf Kolonitsch nach Wien, wo er reichliche Gelegenheit fand, seine Fähigkeiten als Priester, Krieger und Staatsmann zu verwerten. Mit Eifer gab er sich der Seelsorge unter den Soldaten hin, organisierte die Pflege der Kranken und Verwundeten, sorgte aber auch für eine geordnete Finanzverwaltung und glich mit kluger Vermittlung manche Differenz aus, die bei dem schroffen Wesen Starhembergs nicht selten zwischen diesem und den Mitgliedern der Regierungsdeputation auftrat. Sein Anteil an der hartnäckigen Verteidigung Wiens war auch dem Gegner so wohlbekannt, daß Kara Mustapha ihn mit seinem besonderen Grimm beehrte und sich verschwor, er werde, sei erst die Stadt in seinem Besitze, dem „Pfaffen von Neustadt" mit eigener Hand den Kopf abschlagen. Im Jahre 1685 zum Kardinal, 1695 zum Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn ernannt, wirkte Kolonitsch auch in dieser Stellung segensreich als Staatsmann und durch seine humanitären Stiftungen und starb 1707 in Wien. Auch seine Gestalt ist auf dem Befreiungsdenkmal im Stephansdom verewigt und auch vor dem Rathaus steht seine früher auf der Elisabethbrücke befindliche, von Bildhauer Pilz gefertigte Statue.

Noch am 13. Juli war man fieberhaft tätig, um in den niedergebrannten Vorstädten die Mauern zu zerstören, Balken zu beseitigen und auf alle mögliche Weise die bevorstehenden Belagerungsarbeiten der Türken zu erschweren. Dabei kam es wiederholt zu Scharmützeln mit den Vortruppen der Türken, die sich schon ziemlich weit in die Vorstädte wagten, aber nach einigen gewechselten Schüssen stets rasch wieder verschwanden.

Am nächsten Morgen (14. Juli) erschienen aber auf der Höhe des Laaerberges schon die langen Kolonnen des türkischen Fußvolkes und nun ergoß sich in endlosem Zuge das türkische Heer über die Umgebung und die Vorstädte Wiens. Einzelne Abteilungen drangen sogar bis an die Wälle vor, wichen aber sofort wieder, als sie mit wohlgezielten Schüssen empfangen wurden. In langen Zügen dehnten sich die Truppen und der endlose Troß gegen Westen, gleichzeitig aber machte sich emsiges Treiben bemerkbar, um im Halbbogen um Wien eine zweite Stadt von Zelten zu errichten. Vom Laaerberg angefangen über

den Wienerberg, Schönbrunn, die Schmelz, Ottakring, Hernals, Währing und Heiligenstadt reichte die äußere Linie des türkischen Lagers, das gegen die Stadt zu sich von Simmering über die Gegend des heutigen Belvedere, Hundsturm, Gumpendorf, Neustift, St. Ulrich, die Alserstraße und den Himmelpfortgrund bis zur Donauniederung erstreckte.

Während die Türken, um ihre Lagerarbeiten zu decken, aus einigen in der Nähe des Sporkenbühels am Himmelpfortgrund aufgefahrenen Geschützen die ersten Schüsse gegen die Stadt abgaben, drohte dieser wieder eine furchtbare Brandkatastrophe. Mittags zwischen 1 und 2 Uhr brach im Meierhof des Schottenklosters ein Feuer aus, das in den großen Vorräten von Heu und Stroh so viel Nahrung fand, daß das ganze Klostergebäude mit Kirche und Turm eingeäschert und die Umgegend bedroht wurde. Schon fingen die Fensterladen des nahe gelegenen kaiserlichen Arsenals, in dem große Vorräte an Munition und Proviant eingelagert waren, zu glimmen an; hätte man dieses ausgedehnte Gebäude nicht vor den Flammen bewahren können, so waren auch die nahen Pulvertürme gefährdet. Eine Explosion mußte aber Wien schon am ersten Tage der Belagerung ohne Schwertstreich in die Gewalt der Türken bringen. Unter Leitung des Bürgermeisters und des Grafen Sereni arbeitete man mit Aufgebot aller Kräfte an der Begrenzung des Feuers. Hauptmann Graf Guido Starhemberg, ein Neffe des Stadtkommandanten und später ein verdienstvoller Heerführer, drang mit Handwerkern in das kaiserliche Zeughaus, um das glimmende Holzwerk zu entfernen und die Öffnungen vermauern zu lassen, eine sehr gefährliche Arbeit, da die Türken sofort ein ziemlich lebhaftes Feuer auf die Brandstätte richteten. Nach heißen Mühen erst war die äußerste Gefahr abgewendet, vollkommen gelöscht konnte man den Brand aber erst in drei Tagen nennen. Die Ursache konnte nicht mit Bestimmtheit festgestellt werden. Daß einer der ersten türkischen Schüsse den Brand entzündete, ist nicht wahrscheinlich, da ja anfänglich nur mit Vollkugeln geschossen wurde; im Volke, das begreiflicherweise erregt und mißtrauisch war, nahm man sofort an, das Feuer sei von Verrätern gelegt worden, jedoch hat sich im ganzen Laufe der Belagerung keine Spur gezeigt, die auf ein solches Einverständnis mit dem Feind schließen ließe. Trotzdem fielen der Volkswut zwei Menschenleben zum Opfer. Ein verkommener, aber ziemlich harmloser Mensch, der Thanon hieß und sich als Lustigmacher in Schenken umtrieb, wegen seines prahlerischen Wesens aber im Volksmund „Baron Zwiefel" genannt wurde, schoß aus törichtem Übermut eine Pistole in das schon hell brennende Feuer ab. Man stürzte sich auf ihn, schlug ihn tot, um dann den Leichnam auf den Petersfreithof zu schleifen und dort in greulicher Weise zu schinden. Auch ein Junge, der aus unbekannten Gründen in Frauenkleidern steckte, wurde kurzweg für einen Spion erklärt und erschlagen. Selbst der Amtmann der Bergstadt Schemnitz, der im nahen Gasthaus zu den „drei Hacken" wohnte, und, um seine Sachen zu retten, sie rasch auf einen Wagen laden ließ, wurde angehalten und bedroht, weil in der Verwirrung einige der glimmenden Balken von der Straße unter seinem Gepäcke aufgeladen wurden. Nur das Einschreiten Besonnener verhütete Gewalttaten, doch hielt man ihn einige Tage im Arrest an, bis er sich von jedem Verdacht gereinigt hatte. Am wahrscheinlichsten dürfte es immerhin nach dem Ausbruchsorte des Feuers sein, daß es infolge unvorsichtiger Gebarung mit offenem Lichte in den vollen Scheunen des Schottenklosters entstand.

Die wiederholten Brände, die der Stadt gefährlicher werden konnten als vorderhand noch der feindliche Angriff, legten aber die Anordnung besonderer Vorsichtsmaßregeln nahe. Vor allem wurde die Beseitigung aller Schindeldächer angeordnet, und als viele Hausbesitzer zögerten, erneuerte man dieses Gebot

furchtbaren Blutbade entronnen sind, während die Frauen und Kinder meist als Sklaven fortgeschleppt wurden. Erst nach und nach besiedelte sich der Ort wieder, und zwar meist durch Kolonisten aus Steiermark. Von den früheren Bewohnern hatten sich, wie erwähnt, nur drei durch Flucht gerettet; nach Jahren gesellte sich noch ein vierter dazu, der von den Türken als Sklave mitgeschleppt, sich erst nach unsäglichen Leiden in die Heimat zurückfand. Es ist ein sehr verbreiteter Irrtum, daß das Privilegium Perchtoldsdorfs, die Fronleichnamsprozession erst am zweiten Sonntag nach dem kirchlichen Festtag abhalten zu dürfen, mit der Katastrophe des Jahres 1683 zusammenhänge. Dieses Vorrecht stammt schon aus dem fünfzehnten Jahrhundert und ist auch anderen Ortschaften eingeräumt. Im altertümlichen Rathaus von Perchtoldsdorf hängt in einem Nebenraum des Ratssaales ein Wandgemälde, das die Schreckensszenen vom 17. Juli 1683 darstellt. Das um 1700 entstandene Bild faßt die der Zeit nach aufeinander folgenden Vorgänge in eine Darstellung zusammen, ist aber durch die in der Hauptsache noch heute zutreffende Ansicht der örtlichen Verhältnisse von Wert. Herr Bürgermeister Oberst Reicher, der eine zweckmäßige Wiederherstellung des arg beschädigten Gemäldes veranlaßte, war so gütig, auch eine Reproduktion für dieses Werk zur Verfügung zu stellen (Bild S. 40—41).

Am 15. Juli war die Armierung der Dominikaner- oder Bürgerbastion vollendet, wozu 30 Kanonen und 8 Haubitzen aus dem bürgerlichen Zeughaus zur Verwendung kamen. Wie bereits erwähnt, beruhte dies auf einem alten Vorrecht der Stadt und auch den Dienst auf diesem Teil der Befestigungen versahen die bürgerlichen Stückmeister. Auch für die andere Verwendung der dienstfähigen Mannschaft aus der Bevölkerung war nun eine bestimmte Einteilung getroffen. Nach dieser hatten täglich 800 Mann unter den Waffen bereit zu stehen und 180 Mann den Bedeckungsdienst bei den Geschützen auf der Bürgerbastion zu leisten, 400 Mann waren als Feuerwehr zu stellen, 120 Mann kamen als Wachen beim Zeug- und Rathaus u. s. w. in Verwendung und 180 Mann waren für den Dienst bei den Spritzen, Wasserwägen und Brunnen bestimmt. Das gab zusammen 1680 Mann, legte also eine schwere Dienstespflicht auf die Bevölkerung. Es ist daher begreiflich, daß man mit allen Mitteln darnach strebte, die noch immer zahlreichen Individuen ausfindig zu machen, welche sich jeder Teilnahme an der Verteidigung zu entziehen wußten. Es ist natürlich, daß sich darunter kaum Wiener befanden, deren man ja rasch habhaft geworden wäre und die auch ein lebendiges Interesse an der Erhaltung hatten, sondern wie Freiherr von Helfert ganz richtig sagt, „meist arbeitsscheue Leute, vorzüglich Herumgeflüchtete, die sich in den Straßen herumtrieben oder in den Häusern verbrachen, zu keiner Dienstleistung aber zu haben waren". Kam es doch noch in den letzten Tagen der Belagerung vor, daß die Beamten der Reichskanzlei gegen die Zumutung, am Waffendienste teilzunehmen, remonstrierten, weil sie dadurch „ihre Kanzleigeschäfte versäumen könnten". Mit unverdienter Glimpflichkeit entschied die Regierungsdeputation, es möge jeder der Herren für seine Person um Enthebung einkommen, wenn er sich der Teilnahme an gemeinsamer Verteidigung zu entziehen wünsche.

Am Abend des 15. Juli eröffneten die Türken ein sehr heftiges Feuer aus den nun fertigen Batterien am Spittelberg. Die erste 32 Pfund schwere Vollkugel fällt in der Burg, ohne besonderen Schaden zu tun, die erste Bombe platzt am Graben, deren Stücke sammelte man, ließ sie weihen und schoß sie wieder zurück in das türkische Lager. An diesem Tage wurde auch Graf Starhemberg, als er auf der Löwelbastei weilte, leicht durch einen Streifschuß am Kopf verwundet.

Am 16. Juli zog der Herzog von Lothringen mit der gesamten Reiterei aus der Leopoldstadt und dem Prater ab auf das linke Stromufer, wobei er

die große Donaubrücke hinter sich abbrechen ließ. Sofort setzten die Türken über den Donaukanal, um die Leopoldstadt an allen Ecken anzuzünden, wobei auch die Alte Favorita in Flammen aufging; sie errichteten im Zuge der heutigen Taborstraße bei den Barmherzigen und den Karmelitern Batterien. Nun erst war Wien von allen Seiten eingeschlossen und die Verbindung mit dem Heer des Herzogs von Lothringen aufgehoben, der sich bei Langenzersdorf aufstellte, um sich je nach Bedürfnis nach Osten zu wenden und die Verbindung der Türken zu stören, oder donauaufwärts, um Verstärkungen aufnehmen zu können. Da die im Volk umlaufenden Gerüchte über Verräter, die sich in Wien aufhielten, nicht verstummen wollten, errichtete man zur heilsamen Warnung an drei verschiedenen Orten, auf der Freiung, dem Hohen Markt und Neuen Markt Schnellgalgen, als deren Bestimmung es verlautbart wurde, Verräter und Feiglinge aufzunehmen. Da die Türken ihr Feuer auf die Burg konzentrierten, ordnete man die Beseitigung des Theaters an, worüber es in einem Berichte heißt: „Weilen aber die meisten Bomben auff das neuerbaute Comödienhaus gefallen, so von lauter Holz mit Oel getränkt und gefirnißt, auch mit der Burg und Augustinercloster gränzte, so war zu besorgen, daß es bald Feuer fangen. weßhalb man dasselbe abzutragen und einzureißen angefangen, indem aber die Türken dieses Abbrechen aus denen abgebraunten Häusern wahrgenommen, haben sie mit Bomben Einwerfen und Stückkugeln auf dasselbe dergestalt gespilet, daß die Abbrechenden fast keinen Augenblick seynd sicher gewesen: damit bey solchem Abbrechen nicht so viel Leuth darauff gehen, hat man den Zimmerleuthen befohlen, die Säulen abzusegen, wodurch dann die gantze Last über einen Haufen gefallen, die Balken desto fuglicher haben können weggetragen und zu denen Abschnitten und Palisaden können gebraucht werden."

Schon zeigten sich die ersten Spuren kontagiöser Krankheiten in der Stadt; namentlich unter den engbequartierten und durch den strengen Dienst in Anspruch genommenen Soldaten trat die Ruhr auf. Es drängte sich also die Notwendigkeit sanitärer Vorkehrungen mit aller Macht auf. Durch einen öffentlichen Ruf wurde daher strenge verboten, umgestandenes Vieh oder Pferde, sowie die Abfälle vom Schlachten auf die Straße zu werfen. Dagegen wies man den Scharfrichter, der zugleich das Amt des Abdeckers versah, an, häufige Streifungen zu unternehmen, um die Äser zu sammeln, die er bei der „Salzstätte" in die Donau zu werfen hatte.

Am 18. Juli waren auch die Batterien in der Leopoldstadt fertig und das Feuer begann sofort von dieser Seite mit solcher Heftigkeit, daß fast kein Haus vom Neutor bis zu St. Laurenz verschont blieb und die Einwohner sich in den Kellern verbargen. So ernst sich auch die Lage gestaltet hatte, erwies man doch den Anordnungen der Behörden nicht jene Aufmerksamkeit, die im allgemeinen Interesse geboten gewesen wäre. Es geschah dies sogar von mancher Seite, bei der man eine bessere Einsicht voraussetzen durfte. So brauchte es wiederholter scharfer Mahnungen an den Rektor des Jesuitenkollegiums, bis er sich herbeiließ, für die entsprechende Unterbringung der kranken und verwundeten Soldaten Vorkehrungen zu treffen. Er hatte bisher einfach die leeren Schulzimmer dazu eingeräumt, ohne für Betten oder irgend eine Bequemlichkeit und Pflege zu sorgen. Eine ziemlich scharfe Weisung der Regierungsdeputation ermahnte ihn, die Soldaten so zu versorgen und unterzubringen, „damit sie wieder schneller zum Dienst des Kaisers tauglich seien". Ein komischer Vorfall ereignete sich beim Schanzenbau vor dem Burgtor. Ein Student sprang im Übermut auf die Brustwehr und trank unter Hohnworten den Türken aus seiner kupfernen Feldflasche zu. Ein Pfeil, der sich in den Bauch der Flasche bohrte, belehrte ihn aber, daß solche Bravourstücke durchaus nicht ungefährlich seien.

Unter Leitung des Ingenieurs Bartolomeo Camucci und des kaiserlichen Hauptmannes Johann Jakob Hafner wurden nun von der Burgbastei aus Gegenminen angelegt, wozu man auch beschäftigungslose und unterhaltslose Weiber verwendete.

Der 19. Juli brachte aus den stets vergrößerten Batterien am Spittelberg und beim Roten Hof eine heftige Beschießung, wobei eine Bombe einen mit Fourage gefüllten Stall zwischen der Burg- und Löwelbastion in Brand steckte.

Man unternahm an diesem Tag den ersten Ausfall gegen die türkischen Belagerungswerke; er wurde von den Hauptleuten Guido Graf Starhemberg und Steinbach kommandiert und tat den Türken ziemlichen Schaden. Da die Regierungsdeputation von der Gemeinde neuerdings täglich 1000 Mann zur Arbeit an den Wällen und Befestigungen verlangte, erging wieder ein öffentlicher Ruf, daß sich „alle herrenlose Manns- und Weibspersonen" gegen Reichung von Brot und Wein dazu gebrauchen lassen mußten, widrigens man sie aus der Stadt schaffen würde. Mit Zustimmung der Regierung und des Rates nahm der Bürgermeister einen Sachsen, den früheren kaiserlichen Hauptmann Lorenz Nischy als Oberstwachtmeister in den städtischen Dienst. Es war dies eine etwas gewagte Maßregel, denn dieser Offizier war vor kurzem vom Hofkriegsrat „umbweilen Er mit dem Tökelyschen Secretario wider das Haus Oesterreich verrätherische Correspondentz gepflogen zu haben beschuldiget, arretirt, nun aber um sein inwendiges zu prüfen, emploiret worden". Man wird den Mann scharf im Auge behalten haben, doch dürfte er sich weiter nicht verdächtig gemacht und sogar gute Dienste geleistet haben, denn obwohl er gegen das Ende der Belagerung, vielleicht wegen einer Verwundung und Erkrankung, durch den Oberstleutnant Rottauscher ersetzt wurde, kommt er doch unter den mit Ehrengeschenken Bedachten vor.

Nachdem am 20. Juli auch die Biberbastei mit schwerem Geschütz versehen war, konnte die Armierung der Festungswälle als beendet angesehen werden. Die neu aufgeführten Geschütze konnten gleich in Tätigkeit treten, da die Türken Anstalten machten, von den Weißgärbern aus eine Brücke über den Donaukanal zu schlagen und überhaupt die nördliche Seite der Stadt ziemlich energisch angriffen. Um die Wirkung der Bomben abzuschwächen, ließ man das Straßenpflaster aufreißen, dessen Steine sofort bei der Verstärkung der Wälle Verwendung fanden. Kara Mustapha verlangte an diesem Tag einen Waffenstillstand zur Beerdigung der Toten. Graf Starhemberg ließ ihm aber die kurze Antwort zukommen: „Man habe in der Stadt lauter gesunde Soldaten und daher keine Toten zu begraben, er solle nur redlich fechten, seiner Seite wolle man sich bis auf den letzten Blutstropfen defendiren." In der Stadt ließ man aber eine Aufforderung kundmachen, daß jeder, der es übernehme, eine Botschaft zum Herzog von Lothringen zu bringen, „von diesem eine gute Verehrung", von der Stadt aber 100 Dukaten empfangen solle, selbst wenn er keine Antwort zurückbrächte, sondern nur durch Anzünden einer Fackel am linken Stromufer das Zeichen gebe, daß er glücklich hinübergekommen. Es meldete sich aber vorderhand niemand zu solchem Wagnis.

Dagegen traf am nächsten Tag ein Reiter von dem in Langenzersdorf gelegenen Götzschen Regiment ein, der die Donau durchschwommen hatte und in einer am Hals verborgenen Blase ein Schreiben des Herzogs von Lothringen brachte, das die Zusicherung baldigen Entsatzes enthielt. Auf dem Rückweg wurde der Mann aber abgefangen und vor den Großvezier gebracht. Eine gleichzeitige Quelle sagt über den weiteren Hergang: „Der Brief vom Stadtkommandanten an den Herzog von Lothringen, weil er in unverständlichen Ziffern geschrieben, daher den Türken unbedeutend schien, wurde ihm zurückgestellt und eine falsche

Aussage rettete dem Boten Freiheit und Leben. Er antwortete auf die vom Vezier an ihn gestellten Fragen, in betreff der Besatzung und der Lebensmittel ꝛc. folgendermaßen: Die Stadt leidet an allem Mangel und bittet um schleunige Hilfe. Die Besatzung, die anfangs kaum aus 10.000 Mann bestand, sei jetzt auf 7000 geschmolzen. Alles ist in Bestürzung und Verzweiflung, alle wünschen durch schleunige Übergabe Leben und Freiheit zu retten. Die Stadt wird sich kaum noch einige Tage halten können, indem Mangel an allen Bedürfnissen und die allgemeine Unzufriedenheit den Kommandanten zur Übergabe bald zwingen müssen. Der Großvezier, höchst erfreut über diese Aussage, die er für reine Wahrheit hielt, beschenkte den Boten reichlich und gab ihm ein Sicherheitsgeleite durch alle türkischen Vorposten. Diese Aussage wurde augenblicklich unter Trompeten- und Paukenschall im ganzen türkischen Lager proklamiert, da der

Bischof Leopold Kolonitsch. (S. 38.)

Mut der Türken bedeutend sank, als sie den tapferen Widerstand der kleinen Christenschar, auf den sie nicht gefaßt waren, sahen. Dies entflammte sie neuerdings zum Kampfe und der Großvezier, der noch nie an der Spitze solcher Kämpfer stand, die für Vaterland und den Thron zu jedem Opfer bereit sind, daher den unüberwindlichen Mut einer solchen Heldenschar nicht kannte, wähnte sich schon im Gefühle seines Stolzes und Übermutes Herr der Stadt und aller ihrer Schätze, nach denen er besonders lüstern war, zu sein. Wenige Tage später ließ Kara Mustapha auch das aufgefangene Schreiben Starhembergs an einem Pfeil in die Stadt zurückschießen, mit dem Beisatz, daß man im türkischen Lager den üblen Zustand der Stadt ganz genau kenne, der Großvezier aber noch immer zur Gnade geneigt sei und die Bürgerschaft schonen wolle, wenn man sofort zur Übergabe schreite."

Am 22. Juli brachte auch ein Diener des kaiserlichen Residenten von Kunitz, dem es gelungen war, sich in die Stadt zu schleichen, in der Tat die

Nachricht, daß man sich im türkischen Lager durch die frechen Lügen des Götzschen Reiters vollkommen hatte täuschen lassen und mit Sicherheit in einigen Tagen die Kapitulation Wiens erwarte. Das Tagebuch des Residenten von Kunitz, der im türkischen Lager festgehalten wurde und die ganze Belagerung mitmachte, auch am Tage der Entsatzschlacht bald dem Grimm der Türken zum Opfer gefallen wäre, ist eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte der Belagerung. Der Diener des Residenten brachte auch andere unwillkommene Kunde nach Wien, die von christlichen Überläufern aus dem Türkenlager bestätigt wurde. Noch immer zögen die Türken Verstärkungen an sich, so daß die Zahl der Kämpfer schon 200.000 übersteige.

Am 21. Juli berief Graf Starhemberg die Vorsteher aller geistlichen Korporationen auf das Rathaus, um sie bei der allgemeinen Not und Gefahr dringend zu ermahnen, sie mögen ihre Kassen und Vorräte, die Weinkeller und Mehlkammern öffnen, namentlich aber den Verwundeten und den immer zahlreicheren „Kranken christlich unter die Arme greifen". Die Sorge für die Krankenpflege trat ja immer dringender heran, da mit jedem Tage die Ruhr mehr um sich griff. Verordnete des Magistrats gingen von Haus zu Haus, um nach „vazierenden" Leuten zu forschen, aber auch gleichzeitig alle irgend entbehrlichen Strohsäcke für die Spitäler zu requirieren. Dem offenen Widerstreben mancher Kreise gegenüber ließ man endlich mit gutem Recht alle Rücksicht fallen und man erzwang schließlich die Abgabe der Betten mit militärischer Exekution. Da ist es denn sehr bezeichnend, daß die Kommission des Stadtrates berichten konnte, in den Bürgerhäusern könne man keine Strohsäcke mehr auftreiben, in den herrschaftlichen Häusern seien aber keine zu finden, weil selbst die Dienerschaft durchaus auf — Matratzen schlafe.

Am 22. Juli unternahmen die Studenten mit einem Teil der Bürgerwehr gemeinsam einen Ausfall vom Schottentor aus, bei dem sie 20 Ochsen erbeuteten, die sie dem Stadtkommandanten zur Verfügung stellten. Starhemberg wies die Hälfte den Teilnehmern am Ausfall zu, die andere Hälfte bestimmte er für die Kranken und Verwundeten.

Am 23. Juli traten zum ersten Male alle Schrecken der Belagerung an die Stadt heran. Nach einer heftigen Kanonade flogen Abends gegen 7 Uhr zwischen der Burg- und Löwelbastion die ersten türkischen Minen auf und sofort liefen die türkischen Scharen dreimal zum Sturm an. Bei der Abwehr bediente man sich zweiseitiger, an langen Stielen befestigter Sensen, sogenannter Sturmsensen, wie sie in einzelnen Exemplaren in den Waffensammlungen Wiens erhalten sind. Das gefiel den Türken nicht und sie schrien zurück, daß der Gebrauch solcher Waffen gegen die „Kriegsmanier" wäre. Am Morgen wollte ein mit zwei Kanonen und einem Mörser armiertes Schiff den Donaukanal passieren, ward aber von dem am „Judenschanzl" stehenden Bürgerposten in den Grund gebohrt. Den 24. Juli war von beiden Seiten den ganzen Tag „ein erschröckliches und grausames Schießen". Während der Predigt flog eine Stückkugel durch ein Fenster in die Stephanskirche und prallte an dem Orgelpfeiler ab, ohne jemand zu verletzen. Ein unter dem Schutz des Bombardements versuchter türkischer Sturm auf die Burgbastei wurde glücklich abgeschlagen. Am nächsten Tag flog beim Burgravelin eine Mine auf, die ein großes Stück der Mauer in den Graben warf. Unter betäubendem Geheul liefen die Türken dreimal zum Sturm an, die vom Generalwachtmeister Graf Sereni geleitete Abwehr vereitelte aber alle Anstrengungen. Der Kampf, der dem Oberstleutnant Walter vom Regimente Württemberg das Leben kostete, wurde von beiden Seiten mit so großer Erbitterung geführt, daß die Soldaten den gefallenen Türken sogar die Köpfe abschnitten, um sie auf die Palisaden zu stecken. In diesem Kampfe wurde nebst

dem Grafen Guido Starhemberg auch der Leiter des Genieweſens, der verdienſtvolle Rümpler, ſchwer verwundet. Sein Tod, der infolge dieſer Verletzung am 2. Auguſt erfolgte, war ein empfindlicher Verluſt für die Sache der Belagerten. Immer wieder waren ſtrenge Edikte über die gleichen Dinge notwendig, wie über die Konſkribierung der Waffenfähigen und die Beſeitigung der feuergefährlichen Dächer. Auch der Vizerektor der Jeſuiten mußte nochmals ermahnt werden, die Kirche und andere geeignete Räume für die Unterbringung von Verwundeten zur Verfügung zu ſtellen.

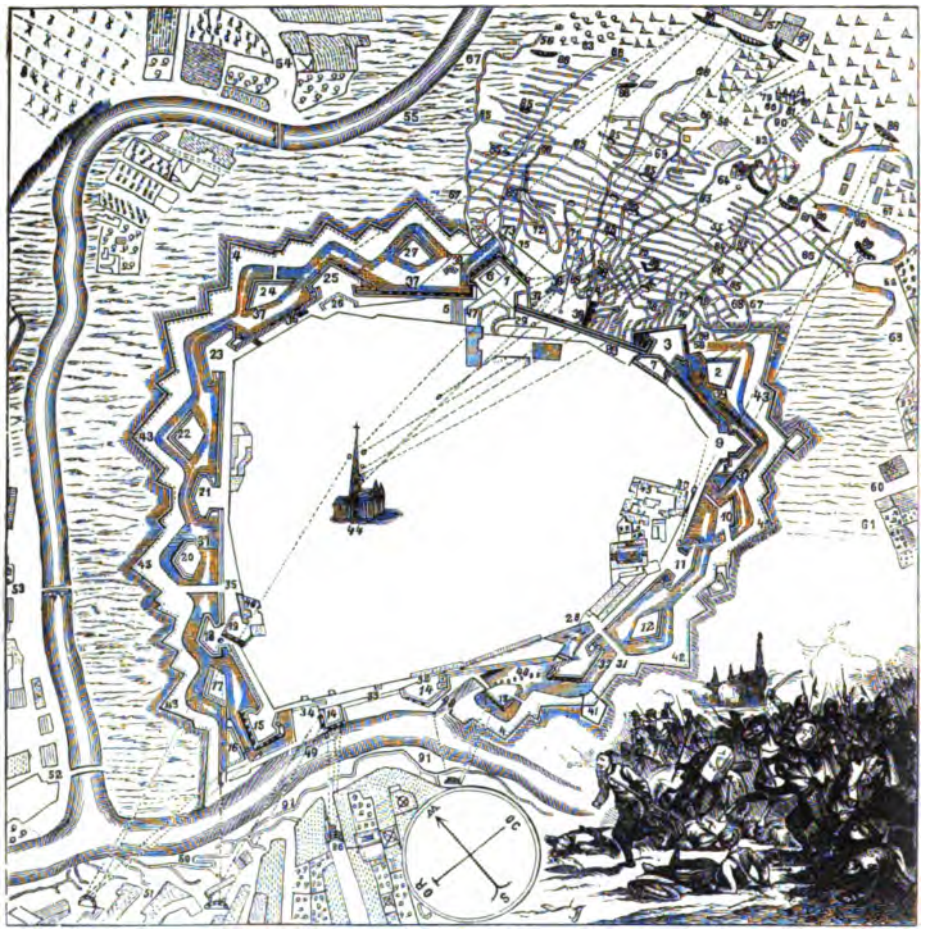
Am 26. Juli flog abermals eine Mine am Burgravelin auf, jedoch ohne beſonderen Schaden zu tun. Mit öffentlichem Ruf wurde kundgemacht, daß nur mehr die große Glocke von St. Stephan geläutet werden dürfe, auf deren Anſchlagen ſich jeder zum Waffendienſt Verpflichtete auf den Sammelplätzen einzufinden habe. Später erweiterte man dieſe Anordnung dahin, daß auf das Anſchlagen von St. Stephan die übrigen Kirchenglocken geläutet werden ſollen, damit die Aufforderung zum Alarm in der ganzen Stadt gehört werde; jedes Geläute zu anderen Zwecken war aber unterſagt. Als Sammelplätze wurden beſtimmt für die Bürger der Hof, für die Studenten die Freiung, für die übrigen Bewaffneten aus der Bevölkerung der Neue Markt. Da auch für die letzteren das „Martialgeſetz“ galt, wurden Säumige mit dem Tode bedroht. Nochmals erfolgte auch eine Aufforderung an alle Waffenfähigen, ſich zur Teilnahme an der Verteidigung zu melden, wogegen ihnen von der Stadt die Ausrüſtung, Proviant und Trunk zugeſagt wurde. Den Bäckern aber verbot man ſtreng, ſolchen Leuten, die ſich dem Dienſt entziehen, ſelbſt um Geld Brot zu verkaufen.

Auf einen blinden Lärm, daß die Türken im Begriff ſeien, durch einen Minengang in die Stadt einzudringen, trug man am 27. Juli den Hausbeſitzern auf, Leute zur Beobachtung in den Kellern zu halten, die ſofort jedes verdächtige Geräuſch, das von unterirdiſchem Graben herrühren konnte, zu melden hatten. Dem Rat fiel die Aufgabe zu, ſpaniſche Reiter, Paliſaden auf Rädern und dreiſpitzige Fußeiſen herzuſtellen, die den Türken das Eindringen in den Graben, aber im äußerſten Falle das Paſſieren der Gaſſen in der Stadt ſelbſt erſchweren ſollten. Gegen Abend des 27. Juli verſuchten die Türken nochmals einen Sturm auf die ſchon vier Tage früher in die Burgbaſtei gelegte Breſche. Der hartnäckige Kampf koſtete den Oberſtwachtmeiſtern Franz Montenelli und Karl von Gallenfels das Leben. Wieder ließen die Soldaten ihre Wut ſogar an den toten Türken aus, indem ſie dieſe köpften und ſchindeten. Bei dem ſtetigen Fortſchreiten der Ruhr war es notwendig geworden, im Paſſauerhof ein beſonderes Spital für die daran Erkrankten einzurichten.

Am 28. Juli flog wieder eine Mine bei der Löwelbaſtion auf, ohne großen Schaden anzurichten. Dagegen hatte der nördliche Stadtteil viel unter der von der Leopoldſtadt aus unterhaltenen Beſchießung zu leiden; das Haus zum „goldenen Wolfen“ in der Nähe des Rotenturmtores wurde durch eine platzende Bombe faſt ganz zerſtört. An dieſem Tage forderte die Strenge des Kriegsrechtes das erſte Opfer; ein Soldat vom Regimente Dupigny wurde am Hohen Markt gehenkt, weil er aus Rache ſeinen Korporal erſchoß.

Offenbar wollten die Türken zuerſt mächtige Breſchen in die Wälle legen, um mit größeren Maſſen angreifen zu können, denn auch am 29. Juli flog wieder eine Mine am Burgravelin auf, ohne daß ein Sturm folgte. Es mußte daher das Beſtreben der Belagerten ſein, die entſtandenen Schäden ſo raſch als möglich auszubeſſern und die Lücken im Wall durch Balken, Sandſäcke, Faſchinen wieder zu ſchließen. Dieſe Arbeit, zu welcher ſtets die Bevölkerung herangezogen wurde, war eine ſehr gefährliche, da die Türken auf ſolche Stellen nicht allein aus den Batterien, ſondern auch durch die in den Laufgräben und

in den Ruinen der Vorstädte versteckten Schützen ein heftiges Feuer unterhalten ließen. Ein an diesem Tage von den Studenten, Bürgern und der Freikompagnie der Fleischhauer unternommener Ausfall führte zur Erbeutung einer größeren Zahl von Ochsen, die sehr willkommen waren, da es nachgerade in der Stadt an frischem Fleisch zu mangeln begann. Gewiß gab es auch damals unter den Gewerbsleuten solche, die selbst in so schwerer Zeit es nicht verschmähten, aus



Anguissolas Plan des belagerten Wien. (S. 49.)

der allgemeinen Not ein Profitchen herauszuschlagen. Daß aber an der nach und nach eintretenden Teuerung auch andere Ursachen mitwirkten, beweist ein Einschreiten des Stadtrates bei der Regierungsdeputation, in welchem die Abstellung „des von denen Soldaten-Weibern treibenden Vorkauffs und Steigerung des Fleischs und Brods" erbeten wird, zugleich aber „zur Verhüttung der besorgenden Theuerung eine Satzung der Victualien" in Vorschlag kommt, „und daß die Soldatesca die durch Beuth von dem Feind eroberten Ochsen denen Bürgerlichen Fleischhackern umb ein billichen Werth zukommen lassen möchten"

In der Tat wurde auch ein großer Teil der bei einem von den Soldaten am 2. August vom Schottentor unternommenen Ausfall erbeuteten Ochsen gegen Vergütung dem allgemeinen Verkauf zugeführt. Namentlich einzelne Gattungen von Lebensmitteln wurden schon sehr rar, so daß der Stadtrat Visitationen nach Hülsenfrüchten und anderen Gemüsen anordnete, den Krämern, Greißlern, „Häringern und Käsern" aber die Mahnung zugehen ließ, die Preise nicht zu sehr in die Höhe zu treiben, um strengere Maßregeln zu vermeiden. Die folgende launige Beschreibung ist einer gleichzeitigen Quelle entnommen: „Ein frisches Ei wurde gern mit einem halben Thaler bezahlt. Wer auch Lust an wälschen Delikatessen hatte, konnte von den auff dem Hohen Markt und Petersfreythoff sitzenden Weibern mit geräuchertem Speck gespikte und gebratene Dachhasen pro 1 fl. kaufen und sich darauf einen Muscatwein beym Wälschen wohl schmecken lassen; gestalten dann diese Art von Wildpret zu dieser Zeit weder in den Häusern noch auff den Dächern von Jagten und Nachstellungen nicht allzu sicher war, weil in Wahrheit zu sagen, das Fleisch der gebratenen Katzen, wann dessen Süßigkeit mit gesalzenem Speck temperirt wird, obwohl ein ungewöhnliches, doch nicht abgeschmacktes Essen ist."

Immer weiter dehnten sich die türkischen Batterien aus, deren Anlage dem kurz nach der Belagerung vom kaiserlichen Oberstleutnant Leander Graf Anguissola im Verein mit dem an der Verteidigung beteiligten Ingenieur Camucci angefertigten Plan zu entnehmen ist (Bild S. 48).

Die Starhembergbank auf dem Stephansturm. (S. 52.)

Der Plan führt die Überschrift: „Vienna a Turcis obsessa et Deo dante a Christianis eliberata — cum Privilegio caesareo sumptibus Authoris Domenico Rosseti sculptore." (Das von den Türken belagerte und mit Gottes Gnade von den Christen befreite Wien — mit kaiserlichem Vorrechte auf Kosten des Verfassers vom Kupferstecher Dominik Rossetti.) Eigentliche Delineation (Grundriß) und Abzeichnung der Belagerung der Kayserl. Residentz-Statt Wien in Oesterreich, wie dieselbe den 14. July 1683 von den Türken, Tataren, Rebellischen, Ungarn, Walachen, Moldauern und Siebenbürgern unter Commando des Türkischen Groß-Veziers oder Feld-Herrn, Kara Mustapha Bassa genannt, angefangen, und den 12. September desselben Jahres durch Gottes Seegen und der alliirten Christen Entsetzung auffgehebt worden. Bartholomaeo Cammuccio et Leandro Anguissola Authoribus. — Außlegung deren Ziffern: 1. Burg-Pastey. — 2. Löwel-Pastey. — 3. Die Cortina (Courtine, d. i. Verbindungswall) zwischen beiden. — 4. Das Ravelin (Festungsaußenwerk) in der Mitte. — 5. Die Cortina vor der P. Augustiner Kloster und Kirchen. — 6. Das Bollwerk, der Spanier genannt. — 7. Das Ober-Bollwerk über die Löwel-Pastey, vulgo Cavalier (überhöhtes Außenwerk) oder Katze. — 8. Das Melker Ravelin oder Ziegel-Schäntzel (kleine Schanze). — 9. Die Melker-Pastey. — 10. Das Schotten-Ravelin. — 11. Die Elend-

Pastey. — 12. Das Ravelin, vormals Neuthor. — 13. Das Wasser-Ravelin. — 14. Zwei Pasteyen und die mittlere Cortinen dabei, das neue Gonzagische Werk (Gonzaga-Bastei, 1664 vollendet und zu Ehren des damaligen Stadtkommandanten so genannt). — 15. Die Biber-Pastey. — 16. Das Juden-Schänzel. — 17. Das Biber-Ravelin. — 18. Die Pastey zur Hollerstauden. — 19. Die Ober-Pastey vor den P. Dominicanern. — 20. Das Stuben-Schänzel. — 21. Die Braun-Pastey. — 22. Das Ravelin im Dachsloch genannt. — — 23. Die Wasser-Kunst-Pastey. — 24. Das Carnthner-Ravelin. — 25. Die Carnthner-Pastey. — 26. Der Vogel-Sang (heute Nr. 7, alt 137 auf der Freiung). — 27. Das Ravelin vor denen P. Augustinern. — 28. Arsenal. — 29. Das Burg-Thor. — 30. Das Schotten-Thor. — 31. Das Neu-Thor. — 32. Das rothe (Thurm-) Thor oder der Ober-Fall. — 33. Das Fischer-Thürl. — 34. Der Unter-Fall. — 35. Das Stuben-Thor. — 36. Das Carnthner-Thor. — 37. Die Tiefe im Graben. — 38. Abschnitt, Caponniers (Schießgruben) deren Belagerten. — 39. Bedeckt und verpallisadirte Weg, worunter die Belagerten zu denen Ravelinen — 40. ab- und zu gingen. — 41. Andere Abschnitt deren Belagerten, so sie vor dem Neu-Thor in denen Contrescarpen (Gegenwällen, Außenwerken) gemacht haben. — 42. Das Wasser-Ravelin. — 43. Die Contrescarpen. — 44. St. Stefanskirchen. — 45. Die Abtey zun Schotten. — 46. Das Prediger-Kloster (Dominikaner). — 47. Kaiserliche Burg. — 48. Der Kanal inhalb des Neuen Thores, so aus der Donau zum Arsenal leitet. — 49. Die Schlag-Brucken zur Leopoldstadt. — 50. Der Weg zur Leopoldstadt. — 51. Die Brucken zun Prater. — 52. Bei denen Weißgärbern. — 53. Auf der Landstraßen. — 54. Auf der Wieden. — 55. Auf der Wien. — 56. Auf der Laimgruben. — 57. Das Croaten-Dörffl (nachmalige Spittelberg). — 58. Nach St. Ulrich. — 59. Die Alstergassen. — 60. Die Währinger-Gaß. — 61. Die Roßau. — 62. Der Kaltschmidischen Garten (jetzt ein Teil der kaiserlichen Stallungen). — 63. Der Rikowitschische Garten (Josefstadt, lange Gasse). — 64. Der Rothe Hof — 65. Der Türken Laufgräben, welche sie nach ihrer Sprach Meteriss nennen. — 66. Der Anfang der Magistralischen (Magistrale, Wallfassung) Linie mit ihren Traversen, so die Türken durchgehends Zischanioly, d. i. zu Deutsch Mauslöcher nennen. — 67. Die Schußlinien an den Ecken der Lauffgräben. — 68. Die mittlere Attaque (Angriff) und erobertes Ravelin. — 69. Allhie hat der Groß-Vezier selbst kommandiret. — 70. Allhie kommandirte der Janitscharen Aga. — 71. Allhie kommandirte Hassan Bassa von Sophien. — 72. Allhie kommandirte Ismael Kihaja Bey. — 73. Attaque zur Burg-Pastey. — 74. Allhie kommandirte der Kara Mehemet Bassa aus Mesopotamien, da aber dieser von den Unserigen ist über den Haufen geschoßen worden, ist ihm succediret Hussain Bassa von Damasco. — 75. Da kommandirte Ismael Czargasy und Kihahad Bey. — 76. Attaque zur Löwel-Pastey. — 77. Da kommandirte Machmet (Mohammed) Bassa von Temeswar; dieser aber starb den 3. September an der rothen Ruhr und succedirte ihm alsobald Hussain Bassa, so vorher Schatzmeister gewesen, auf Türkisch Tekterdar genannt. — 78. Allhie kommandirte Soliman Samsangy Bassa. — 79. Allhier im Trautsonischen Garten hielte sich der Groß-Vezier auf nechst bei der Kapuziner Kirchen unweit St. Ulrich allwo er Löcher in die Mauer — 80. brechen lassen, durch welche er in die Lauffgräben — 81. eintrat, so zweifach beim Rothen Hof — 82. eingeschnitten waren und einer zum Ravelin — 83. der andere zur Löwel-Pastey — 84. führte — 85. Andere Oerter in denen Lauffgräben zu des Groß-Veziers und anderer Bassen Quartier. — 86. Unterschiedliche Batterien der Türken, sowohl in denen Lauffgräben und Approchen (gedeckte Annäherungsarbeiten), als auch auf jener Seiten der Donau in der Leopoldstadt. — 87. Eine türkische Batterie auf den

eroberten Ravelin, von welcher der Feind ärgerlich mit Steine in die Stadt schosse. — 88. Zappae oder Galerien. — 89. Neue Minen, so die Türken unter den Cortinen zwischen der Burg- und Löwel-Pastey schon verfertiget haben. — 90. Der Graben, mittelst welche die Türken das Wasser, so von Sanct Ulrich herabrinnt, von ihren Lauffgräben ab und anderwärts deriviret (abgeleitet) haben. — 91. Brustwehr, so die Türken jenseits der Donau in der Leopoldstadt verfertigt haben."

Da die Unternehmungen auf eigene Hand immer häufiger wurden, erging ein scharfer Befehl gegen solche ohne Wissen und Anordnung des Stadtkommandos in Szene gesetzte Ausfälle der Studenten und Bürger. Unermüdlich suchte man alle Arbeiten der Türken zu vereiteln. Besonders Hauptmann Hafner, der dem gefährlichsten Posten auf der Burg- und Löwelbastei zugeteilt war, ließ den Türken entgegengraben, um entweder deren Minen unschädlich zu machen oder ihre vorgeschobenen Werke zu zerstören. Eine am 29. Juli aufgehende Gegenmine tat den Türken großen Schaden und von einer ähnlichen Aktion am 3. August wird uns berichtet: „Als Jakob Hafner, Hauptmann, eine bis unter die feindlichen Lauffgräben gelegte Mine zum Sprengen fertig hatte, begaben sich die davon berichtete Commandant mit vielen Officieren auff emeldete Pastey und wurde die Mine angezündet, daß man eine große Menge der Feinde Leiber, Beine und Arme in der Luft fliegen gesehen, welches Spectaculum den Commandanten dermassen ergötzet, daß er sich nicht enthalten können, den Capitän Hafner zu umarmen und vor der gesambten Generalität zu preisen."

Als beste Antwort auf das letzte Kapitulationsanerbieten des Großveziers ließ, wie uns der Stadtsyndikus Hocke erzählt, am 31. Juli nachmittags „Ihro Excellenz Herr Commandant auf der Kärntner-Pastey mit Trompeten und Pauken herrlich musiciren, der Feind dagegen gleich stark canoniren lassen". In der Tat soll man, wie uns das Kunitzsche Tagebuch berichtet, im türkischen Lager über diese festliche Musik sehr betroffen gewesen sein, da sie so wenig zu jener trübseligen Stimmung in der Stadt paßte, mit welcher der pfiffige Götzsche Reiter den Großvezier genarrt hatte. Charakteristisch ist auch folgende Darstellung: „Inmittelst ware nun der Feind so nahend zu denen unsrigen kommen, daß sie nit allein mit einander reden und Possen treiben, sondern sich sogar mit dem kurzen Gewehr und Springstecken erreichen konnten. Da aber die unsrige Morgenstern und Sensen anstat der Springstecken in die Hände nahmen und solche denen Türken in die Köpffe trucketen, da zogen sie ihrer etliche herzu und gaben ihnen den Rest. Lächerlich war es zu sehen, wie unterweilen zwey, drey oder mehrere an einem dergleichen gewehr umb den getroffenen Türken hereinzuziehen zogen und herent gegen die Türken ihren also eingehackten Mitgesellen wieder los zu machen sich bemüheten. Wobey es dann allemahl Köpff gekostet."

Während eines heftigen Bombardements am 1. August flog um 9 Uhr vormittags, als gerade der Gottesdienst viele Leute versammelt hatte, eine Stückkugel in die Stephanskirche, prallte an einem Pfeiler ab und zerschmetterte einer Bürgerin beide Füße. Viermal nacheinander stürmten gegen Mittag die Türken auf die Contreescarpe beim Burgravelin los; wenn der Berichterstatter darüber erzählt, daß „das erstemal mit Pfeilschüssen, beim zweiten Anlauf mit dem Säbel in der Hand, das drittemal mit Lanzen und Spießen, das viertemal mit Handgranaten" gestürmt wurde, so ist darunter nur zu verstehen, daß die Türken bei jedem Anlauf die hart mitgenommenen Truppen durch frische ersetzten. Auch versuchten sie mit Pechkränzen die Palisaden anzuzünden, doch konnten diese, da Wasser im Graben vorhanden war, mit leichter Mühe wieder abgelöscht werden. Um 1 Uhr nachts benützten die Türken den niederen Wasserstand im Kanal zu einem Angriff gegen die Rotenturmbastei, der aber

ohne besondere Anstrengung abgewiesen wurde. Vom 1. August an mußten beständig zwei Jesuiten am Stephansturm verweilen, um die Vorgänge im türkischen Lager zu beobachten. Ihre Wahrnehmungen hatten sie auf Zettel zu schreiben, die hinabgeworfen wurden, um sofort zur Kenntnis des Stadtkommandanten, des Grafen Cappliers und des Bürgermeisters zu kommen, damit im Einvernehmen die erforderlichen Maßregeln getroffen werden konnten. Viele Stunden brachte Graf Starhemberg selbst auf dem Turm zu, um vom obersten Geschoß, bevor es in die Spitze übergeht, das türkische Lager zu beobachten. Noch heute zeigt man die steinerne Bank, die neben der Treppe in eine Art von Söller hineingebaut ist und seinen Observationspunkt bildete, als eine der Erinnerungen an jene Tage des Hangens und Bangens. Oft mag selbst Starhembergs eiserner Sinn dort von banger Sorge beschlichen worden sein, wenn er des zusammenschmelzenden Häufleins seiner Streiter gedachte, während sein Blick die unzählbaren Zelte überflog, zwischen welchen es von Angreifern wie in einem Ameisenhaufen wimmelte (Bild S. 49).

Der 2. August brachte ein besonders heftiges Bombardement, das an der Kapuzinerkirche das ganze Dach zerstörte. Von diesem Tage an bedienten sich die Türken auch der Brandkugeln und der in brennenden Schwefel getauchten Pfeile. Es brachen auch an mehreren Stellen Feuer aus, die aber infolge der getroffenen guten Anstalten rasch wieder gelöscht wurden. Der hartnäckige Widerstand, den die Türken auf der Hauptangriffsfront gegen die Burg- und Löwelbastei fanden, ließ sie immer wieder ihr Glück an anderen Stellen versuchen, wozu sie namentlich die Nordseite wählten, da hier die Wälle am schwächsten waren und kein Graben vorlag. Bei der Wachsamkeit der Verteidiger war es aber unmöglich, soviel Leute rasch überzuschiffen, um mit Aussicht auf Erfolg einen Sturm wagen zu können. Sie suchten sich daher dadurch einen festen Übergang zu schaffen, daß sie von Nußdorf aus Schiffe abwärts rinnen ließen, die sich an den Resten der Schlagbrücke stauten und dort ohne große Mühe an den Jochen befestigt, eine Art von Brücke bildeten. Einer Abteilung von Bürgern, welcher sich die in der Stadt befindlichen Schiffer und Fischer anschlossen, fiel die Aufgabe zu, diese Absicht zu vereiteln. Unter dem wütenden Feuer der Türken gelang die Beseitigung dieser Schiffe, die man zum Teil zerstörte oder auch in den beim Neutor zum Arsenalbassin führenden schmalen Arm hineinzog. Diese sehr gefährliche Arbeit kostete den Bürgern drei Tote und mehrere Verwundete.

Noch um 10 Uhr nachts unternahmen am 3. August die Türken einen wütenden Sturm auf den Burgravelin. Dreimal mit großen Verlusten zurückgeworfen, brachten sie immer wieder frische Truppen in den Kampf, so daß es ihnen beim vierten Anlauf gelang, sich in der Contreescarpe festzusetzen — der erste Erfolg, dessen sie sich in der nun schon über drei Wochen währenden Belagerung rühmen konnten. Vom roten Hof rückten die Türken immer näher mit ihren Batterien, deren Wirkung sich so verstärkte, daß am 3. August zwei Geschütze auf der Löwelbastei demoliert wurden. Schon stellten sich durch Krankheit und Verwundungen starke Abgänge bei den Regimentern ein; man suchte dieselben zu ersetzen, indem man auf die noch immer sich versteckt haltenden Leute fahndete, aber auch einen öffentlichen Ruf ergehen ließ, daß alle, welche für die Zeit der Belagerung sich zu einer kaiserlichen Truppe anwerben ließen, drei Reichstaler Handgeld und die anderen Bezüge der Soldaten erhalten würden. Auch für das Auffammeln von türkischen Kugeln sicherte man eine angemessene Bezahlung zu, da bei dem unablässigen Feuern ein Mangel an Munition zu befürchten stand. Eine Art von Trost lag darin, daß nachgerade auch die Türken mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten. Im

Gegensatz zu den sehr geringen Fortschritten, welche sie erzielen konnten, hatten sie schon große Verluste erlitten. Wie den Mitteilungen christlicher Überläufer, die sich wiederholt in die Stadt retteten, zu entnehmen war, hatten sie bis zur ersten Augustwoche bei den Stürmen und Ausfällen nahezu 10.000 Mann verloren, ebenso groß war der Krankenstand und ein gleich starkes Korps mußte der Großvezier auf dringendes Ansuchen Tökölys am 3. August an diesen abgeben, da er erklärt hatte, den Angriffen des Herzogs von Lothringen nicht mehr gewachsen zu sein, um die Verbindung des Belagerungsheeres mit Ungarn aufrecht zu erhalten. Der türkischen Soldaten bemächtigte sich schon Mißmut und Niedergeschlagenheit, da man ihnen einen leichten Sieg und reiche Beute in Aussicht gestellt hatte, während sie nur einen erbitterten Widerstand, verlustreiche Kämpfe, Mühen und Entbehrungen fanden. Man konnte schon beobachten, daß die stürmenden Kolonnen nur mit Mühe an die Wälle herangebracht werden konnten, die Befehlshaber ihre Leute mit Gewalt vorwärtstreiben mußten und den Sturmscharen stets andere Abteilungen folgten, die bestimmt waren, ein vorzeitiges Zurückweichen zu hindern. Sowie in der Stadt, trat auch bei den Türken Mangel an Munition ein; ein Überläufer, der in der Nacht den Donauarm durchschwamm und beim Rotenturm Aufnahme in die Stadt fand, erzählte, daß sie schon die Gitter und anderes Eisenzeug von den abgebrannten Häusern zerhackten und sorgfältig das Blei von den Fensterverglasungen sammelten, um Kugeln daraus zu gießen.

Mit kurzen Unterbrechungen dauerte nun der wütende Kampf um jenen Teil der Contreescarpe des Burgravelins, in dem sich die Türken festgesetzt hatten, unabläßig fort. Am 3. August gelang es noch viermal, sie zu vertreiben, aber immer behaupteten sie sich durch verstärkte Gegenangriffe wieder. Vor der Löwelbastei flogen zwei von der Stadt aus gelegte Minen auf, die 300 Türken das Leben kosteten. Einem der vielen gleichzeitigen Berichte entnehmen wir eine charakteristische Episode, die fast an einen der homerischen Zweikämpfe vor Troja erinnert. „Ein Zweykampff zwischen einem hochtrabenden jungen Türcken, ohngefehr etliche 20 Jahre alt, von ansehnlicher Länge, auch angenehmer Gestalt und einem der Unsrigen, so an der Kärndtner-Pastey und derselben Contre-Escarpe außerhalb des Grabens postiret waren, der von dem Türcken lacessiret, unterlieff diesem seinen zum Treffen geschwungenen Wurffspieß — und fing, nach dem er ihn blessiret, mit ihm an zu ringen. Der Türcke nahm unter diesem Wettstreit unvermerkt einen Pfeil aus seinem Köcher und verwundete seinen Gegner sowohl am Haupt als an der Stirne. Der nächst dabey stehende Lieutenant kam aber mit der höchsten Geschwindigkeit diesem Rottgesellen von seiner Compagnie zu Hilffe und hieb dem Türcken ohne weitere Ceremonien den Stöpsel (Kopf) ab, stackte ihn auf einen Pfahl zum Zeichen des Sieges." Die türkischen Belagerungsarbeiten waren in der ersten Augustwoche schon so fortgeschritten, daß sie sich in voller Breite vom Burgravelin bis fast zur Schottenbastei ausdehnten. In der Nacht des 4. August kam ein der türkischen Sprache kundiger Reiter des Regimentes Caraffa in Wien an, der eine Botschaft des Herzogs von Lothringen brachte, nach welcher binnen zehn Tagen der Succurs vor Wien sein werde. Es war dies eine tröstliche Kunde, die aber leider von den Ereignissen Lügen gestraft wurde, da die ersehnte Hilfe erst nach der viersachen Zeit kam.

Über die Bemühungen der Türken, mit ihren Laufgräben und bedeckten Gängen der Stadt immer näher zu kommen und sich in der Contreescarpe und dem Graben selbst einzunisten, sagt ein Berichterstatter drastisch: „Allein das Wühlen dieser salva venia Säue wurde durch die kluge und unermüdete Anstalt des Graffen Starhemberg, welcher bei dieser Arbeit selbst zugegen war und

auff beiden Seiten die Gräben mit Granaten incomodieren ließe, gewaltig gestöhret." Zum Setzen neuer Palisaden und anderer gefährlichen Arbeiten benützte man von nun an meist die gefangenen Türken und die nicht seltenen Überläufer.

In der Nacht auf den 6. August brachen die Türken dreimal mit großer Macht zum Sturm auf die Löwelbastion vor; erst nach hartem Kampf, in dem Oberstleutnant Alexander Graf Leslie tödlich verwundet wurde, gelang es, sie abzuweisen. Um den gefährdetsten Punkten näher zu sein, verlegte Graf Starhemberg sein Hauptquartier am 6. August in die Burg, wo er im Leopoldinischen Trakt, ober der jetzigen Hauptwache, Wohnung nahm. Die Wache in der Burg vertraute er der Freikompagnie der Niederläger an, die von den oberen Fenstern aus mit ihren gezogenen Büchsen und Doppelhaken dem Feind großen Schaden taten. Nach dem Vorschlag des Stadtrates erlies das Deputiertenkollegium am 6. August eine Art von Satzung, welche enthielt „die pretia rerum, sonderlich aber der Essenden Wahren, so zu vnentpährlichen Aufenthaltung des Menschlichen Leibes von nötten". Wenn man auch den damaligen hohen Geldwert im Auge behält, wird man doch zugeben müssen, daß die Ansätze der Regierungsdeputation nach vierwöchentlicher Belagerung sehr mäßig genannt werden müssen. Es folgen die Preise einiger wichtiger Konsumartikel, wobei die vor der Belagerung geltenden in Klammern beigesetzt sind. Es sollte nach der Bestimmung der Regierung kosten: 1 Pfund Rindfleisch 6 kr. (3), 1 Pfund Kalbfleisch 9 kr. (4), 1 Pfund Schweinefleisch 8 kr. (5), 1 Pfund Schöpsenfleisch 6 kr. ($3^1/_2$), 1 Maß vom schlechteren Wein 3, der mittlere 6, der beste aber von 8 bis 10 kr., 1 Laib Brod 4 bis 6 kr. (2), 1 Pfund Schmalz 16 kr. (11), 1 Pfund Butter 15 kr. (10) u. s. w. Wahrscheinlich aber dürften die Preisansätze dieser Satzung das Schicksal aller solcher Maßregeln geteilt haben, daß sie nämlich im tatsächlichen Verkehr umgangen oder gar nicht beachtet wurden. Wenn wir hören, daß zu Zeiten das frische Fleisch fast ganz fehlte, ist es kaum zu denken, das sich so niedere Preise festhalten ließen. An Getreide scheint zwar kein Mangel gewesen zu sein, aber wiederholte behördliche Mahnungen lassen schließen, daß man, vielleicht aus spekulativen Gründen, mit der Vermahlung zögerte.

Den ganzen 7. August tobten hartnäckige Kämpfe. Die Türken trieben ihre Laufgräben bis an die Contrescarpe vor und bauten knapp an dieser eine neue mit drei Halbkartaunen und drei Mörsern armierte Batterie, deren Feuer großen Schaden tat. Auch Graf Starhemberg ließ die zunächst bedrohten geraden Wallstrecken (Courtinen) der Kärntner-, Burg- und Löwelbastion mit mehr Geschützen besetzen. Mitten in seiner rastlosen Tätigkeit wurde er am 7. August von der Ruhr auf das Krankenlager geworfen. Der Oberbefehl ging zwar während seiner Erkrankung auf den Grafen Cappliers über, jedoch nahm Starhemberg trotzdem auf alle wichtigen Maßregeln entscheidenden Einfluß. Das Überhandnehmen der Ruhr drohte zu einer argen Kalamität zu werden, mit welcher sich die Behörden ernstlich beschäftigen mußten. Von Interesse ist der Bericht einer besonders eingesetzten Kommission, in welchem die Ursachen der Seuche aufgezählt werden. „Erstens das swartze unausgebachene Comiß-Brod. Anderten die gesaltzene Speisen, als daß denen Leuth sonst so ungewöhnlich gesaltzenes und gerauchertes Fleisch, die zu dieser Zeit ohne das verbottene Häring, so die arme Leuth absonderlich genießen, darauff Wasser und den sauren Wein trinken, aus welchen salcedo und corruptio viscerum erfolgten. Drittens thue das unverarbeitet Neugegohrene Bier nicht abligen, sondern wie es von der Kühle komme, getrunken werde. Viertens könnte die große Unsauberkeit bey denen gespörten Stadtthören nicht also, wie sonsten, abgestellt werden, sondern

Der Sturm auf die Löwelbaſtei, 1683.

es thaten die krancke Soldaten und arme Leuth auf der Gassen kranck liegen, von denen das Blut gienge und andere Leuth darüber gehen müssen, so den Geruch an sich zieheten, die Soldaten und Marquetenter thäten das Blut von dem geschlachtetem Vihe auf die Gassen gissen, so bey dieser Hitze großen Gestank und Krancheiten verursacht, endlich helffe auch nicht wenig darzu der grosse Schrecken, Kümernis und Betrübnis der Leuth, so des Einsperns nicht gewohnt."

Der 8. August begann mit einer heftigen gegenseitigen Kanonade. Um 10 Uhr flog eine türkische Mine auf, ohne jedoch besonderen Schaden zu tun, da sie nicht bis zur Spitze der Burgbastion reichte. Ein Leutnant, namens Gregorovits, vom Heisterschen Regiment, der türkisch sprach und auch schon einmal in Gefangenschaft der Feinde war, sich aber nach Wien rettete, erklärte sich gegen Zusicherung der nächsten erledigten Hauptmannsstelle bereit, in türkischen Kleidern eine Botschaft des Grafen Cappliers an den Herzog von Lothringen zu besorgen und trat noch in der nächsten Nacht seinen gefahrvollen Weg an. In dieser unternahmen auch General Daun und Oberst De Souches mit 300 Mann einen Ausfall gegen die türkischen Werke, deren Holzverschalungen zerstört und angezündet wurden. In der Nähe der Palisaden am Stubentor hielt man einen 15jährigen Jungen an, der sich unterstandslos in der Stadt umtrieb und auf Befragen sofort angab, den Türken als Spion zu dienen. Er beschuldigte auch mehrere andere Personen, ihn angestiftet zu haben, da aber alle seine Aussagen sich als Lügen erwiesen, hatte man es wahrscheinlich nur mit einem landstreicherischen vorwitzigen Burschen zu tun, der sich ohne Kenntnis der Gefahr den Anschein von Wichtigkeit geben wollte.

Um die Burgbastion tobte am 9. August, nachdem eine große Mine aufgeflogen war, ein erbitterter Kampf, der aber bei dem heldenmütigen Widerstand der Belagerten mit dem Rückzug der Türken endete. Von Seite des Stadtkommandos verlangte man fortan 1300 Mann aus der Bevölkerung für den Waffendienst; der Stadtrat sagte zu, stellte aber das Ersuchen, die Bürger, von welchen die meisten Familie hatten, nach Möglichkeit zu schonen und nicht an die gefährlichsten Stellen zu kommandieren, was man auch versprach. Von Seite der Regierung wurde die Aufnahme der großen Weinvorräte in den Kellern der geistlichen Stifte und Klöster, sowie im Privatbesitze angeordnet; schlecht versehen waren die geistlichen Herren nicht, denn man fand im Jesuitenkeller 32.000, im Bischofkeller 20.000, im Melkerhof 12.000 Eimer guten Wein, wozu noch die Vorräte in den Kellern der Schotten, der Stifte Seitz, Göttweih, Heiligenkreuz u. s. w. kamen.

Wütender Kampf tobte am 10. August nachmittags um die Löwelbastion. Wiederholt stürmten die Türken, welche noch während des Anlaufes ganze Wolken von Pfeilen und ein heftiges Gewehrfeuer gegen die Verteidiger sendeten, auf die Bresche los. Mehrmals trieb Oberst De Souches sie mit Kartätschen zurück, immer aber kletterten sie zwischen den Mauertrümmern empor, wo sie von den tapferen Verteidigern gebührend empfangen und wieder hinabgeworfen wurden. Hier war es, wo das Regiment Starhemberg (jetzt Nr. 54) sich unvergänglichen Ruhm erwarb. „Wunder der Tapferkeit hatte das Regiment bei der Behauptung dieses unausgesetzt angegriffenen Werkes verrichtet," sagt eine militärische Quelle, „und diese heroischen Leistungen wurden womöglich noch übertroffen durch den beispiellosen Mut und die zähe Ausdauer, welche die kleine Besatzung des nach 21 Tagen und Nächten der wütendsten ober- und unterirdischen Angriffe noch uneroberten Burgravelins erst in den nächsten Tagen bewies." Schon sah dieses Werk mehr einem durchwühlten Maulwurfhügel als einer Befestigung ähnlich, die Geschütze mußten entfernt werden, da die Bettungen keinen Halt mehr fanden und bei jedem Schuß das lose Erdreich

abzurollen drohte. Mit abergläubischer Scheu nur wagten sich die Türken an den „Zauberhaufen“ heran und selbst Kara Mustapha, dessen Zuversicht und gute Laune stark in das Schwanken kamen, nannte den Burgravelin einen „Fels, unter dem die Christenhunde all ihre gottlosen Zauberkünste in die Erde vergraben haben“. Am Abend des 10. August fand ein Ausfall in die Laufgräben statt, bei welchem viele Türken bei der Arbeit überrascht und getötet und Strecken des bedeckten Weges zerstört wurden. Wieder hielt man einen Knaben an, als er im Begriffe war, sich durch die Palisaden zu schleichen. Er bekannte frech, daß er „aus Begierde des ihm versprochenen Geldes schon zweimal hinausgeschlichen“, um den Türken Nachrichten über die Zahl und den Standort der Geschütze zu bringen. Obwohl man Zweifel an der Wahrheit seiner Aussagen hegte, glaubte man doch ein warnendes Exempel statuieren zu müssen und lies ihn am 16. August enthaupten.

Franz Georg Koltschitzky. (S. 57.)

Der 11. August brachte eine heftige Kanonade und an der Löwelbastei flogen auch einige wirkungslose Minen auf. Ein Ausfall unter dem Herzog Georg von Württemberg drang bis in die dritte Parallele der Laufgräben vor und tat den türkischen Arbeiten großen Schaden. Am folgenden Tag führten die Türken einen mit großer Sorgfalt vorbereiteten Hauptschlag aus. Endlich waren sie bis zur Spitze des Burgravelins mit einer Mine vorgedrungen, die um 12 Uhr mittags mit solcher Gewalt explodierte, daß die Erschütterung in der Stadt zu spüren war und der ganze vordere Teil des Werkes einstürzte. Durch 2 Stunden währte der wütende Ansturm der Türken, die von Kara Mustapha und den tüchtigsten Paschas vorgeführt wurden. Aber General Graf Sereni und Oberst De Souches, welche die Verteidigung leiteten, nahmen die Stürmenden mit solchem Erfolg in ein flankierendes Feuer, daß sie nach einem Verlust von 2500 Mann endlich von weiteren Versuchen, sich festzusetzen, absehen mußten Aber auch die Verteidiger verloren 300 Mann. Sofort ging man mit allen Kräften an die Herstellung des Werkes, das binnen 3 Stunden wieder verteidigungsfähig war. Am Abend sah man von der Höhe des Bisamberges ein Feuer aufflammen — das ersehnte Zeichen, daß Leutnant Gregorovits glücklich im Lager des Herzogs von Lothringen angekommen war. An diesem Tage „ließe Ihre Excellenz Graf von Starhemberg 2 Soldaten, so wider die kayserliche Bezahlung, so doch der Zeit gar richtig gepflogen worden, höchststrafmäßig und maynaidig geredet und Ihre Majst. hoche Officire dardurch höchstschimpflich injuriret, umb das Leben spillen und solle der Verlustige auf der Freyung erschossen werden“

Der steigenden Bedrängnis und der Tatsache gegenüber, daß von dem so sicher zugesagten Entsatz sich noch keine Spur zeigte, suchte man abermals nach einem Boten, um dem Herzog von Lothringen die auf längere Zeit unhaltbare Lage der Stadt vorzustellen und die dringende Notwendigkeit baldiger Hilfe an das Herz zu legen. Von Wert für die Stadt war aber ein solches Unternehmen nur, wenn auch die Antwort des Herzogs wieder nach Wien zurückgebracht wurde; zu solchem doppelten Wagnis ließ sich aber nur schwer jemand bereit finden. Endlich meldete sich durch Vermittlung des Hauptmannes der Freikompagnie Franck ein geborener Serbe, Georg Franz Koltschitzky (nach

Die Burg- und Löwelbastei mit den türkischen Laufgräben. (S. 60.)

seiner eigenen Unterschrift auf einem Aktenstück „Kholtschützky"), der in jeder Beziehung zu dieser Mission geeignet erschien. Er war zuletzt als Bürger und Kaufmann in der Leopoldstadt ansässig, hatte aber auch als kaiserlich türkischer Hofkurier fungiert. Der türkischen Sprache vollkommen mächtig, kannte er auch Sitten und Gebräuche genau, schien anstellig und mutig zu sein. Noch am Abend des 13. August stellte er sich dem Stadtkommandanten vor, übernahm die Briefe und wurde, nachdem er und sein Diener Michaelowitz türkische Kleider angelegt hatten, von Starhembergs Adjutanten um 11 Uhr nachts zum Ausfallspförtchen beim Schottentor geleitet. (Bild S. 56.)

Am 14. August tobte das Bombardement den ganzen Tag fort, dagegen tat eine um 5 Uhr abends zwischen der Burg- und Löwelbastei auffliegende Mine keinen Schaden. Jede kampffreie Stunde benützte man zur Ausbesserung der Schäden an den Wällen, besonders an der Löwelbastei. Diese Arbeiten

fielen fast ausnahmslos der Bevölkerung zu und sie waren fast gleich gefährlich wie die Teilnahme am Kampf, da die Türken natürlich auf solche Stellen, wo sie die Arbeiten der Verteidiger beobachten konnten, ihr Feuer konzentrierten. Gleichzeitig legte man aber auch auf der Burg- und Löwelbastei durch Gräben und Palisaden geschützte neue Abschnitte an, um im Falle der Unhaltbarkeit der vorderen Werke weitere Stützpunkte des Widerstandes zu haben. Bei Einbruch der Dunkelheit sah man in der Gegend von Stammersdorf ein Feuer auflodern, das mit Freude begrüßte Zeichen, daß der erste Teil von Koltschitzkys Aufgabe gelungen sei.

Das seit einiger Zeit schwächer gewordene Bombardement von der Leopoldstadt aus fing am 15. August mit der alten Kraft wieder an. Bedrohlicher war es, daß es den Türken gelang, sich bis zum Graben der Löwelbastei durchzuarbeiten und dort festzusetzen. Noch vom Krankenbette aus ordnete Starhemberg die Herstellung neuer Werke an. Es heißt darüber: „Dahingegen der auf alle Fälle invigilirende Commandant sowohl durch die feindlichen Minen durchwühlt und erschütterte Ravelin als auch die andern zwischen der Löbel- und Mölker-Pastey, wie auch die Löbel- und Burg-Pasteyen selbsten und darzwischen gelegene Cortinen mit Schußscharten und diese Defensionswerke mit Abschnitten versehen und zur Beschützung der faces und flanques mit Stücken kreuzweise besetzen ließe. Die Abschnitte aber waren von auffgeworffener Erden gemacht und dergestalt mit Palissaden besetzt, daß die Besatzung sicher verborgen dahinter liegen konnte. Ein jeder Abschnitt aber war von dem andern in richtiger Distanz 24 Schuh entfernet und immer einer höher als der andere gebauet, damit die Untern von den Obern bequemlich secundirt werden möchten und wenn es sich zutrüge, daß einer von den Feinden gleichwohl überrumpelt und eingenommen wurde, so fanden sie gleich neue Arbeit wiederum vor sich und wurden in dem neuen Quartier von den Oberen so warm gehalten, daß sie über Hals und Kopf das Weite suchen und sich in ihre Schlupfwinkel verbergen mußten."

Besonders kampfreich gestaltete sich der 16. August. Am Morgen unternahmen General Graf Sereni und Oberst Scherffenberg einen Ausfall, der erfolgreich verlief, obwohl beide leichte Verwundungen erhielten. Bei Abwehr eines Sturmes auf die Löwelbastei fiel der Hauptmann der Bäcker-Freikompagnie, Johann Adam Loth. Sein Nachfolger im Kommando dürfte der frühere Fähnrich Johann Michael Wagenlehner gewesen sein, von dem das Innungsbuch der Bäckerinnung ein Porträt enthält, das ihn in der Uniform der Bäckerkompagnie mit der Fahne in der Hand zeigt.

Am 17. August währte die Beschießung ohne Unterbrechung die ganze Nacht und den Tag über fort. Um 4 Uhr früh kam Koltschitzky mit seinem Diener glücklich in die Stadt zurück. Er brachte ein Schreiben des Herzogs von Lothringen mit, das anzeigte, er habe bei Preßburg einen Sieg über Tököly erfochten, ihm Bagage und Fahnen abgenommen und stehe jetzt mit seiner Armee bei Stillfried und Angern. Schon seien einzelne Abteilungen der polnischen Vorhut eingetroffen; man möge nur guten Mutes sein und in der Verteidigung nicht erlahmen, denn in Kürze werde ein Heer von 70.000 Mann zum Entsatz anrücken. Um 7 Uhr ging eine Abteilung zum Ausfall vor die Stadt, kehrte aber sofort wieder um, da starke türkische Kolonnen einen Sturm unternahmen, der ihnen aber nur große Verluste brachte. Um die guten Nachrichten von der Armee des Herzogs von Lothringen zu feiern, hielt man in der Stephanskirche einen Dankgottesdienst ab; aber zugleich wurden alle Vorkehrungen für den äußersten Widerstand getroffen. In jenen Straßen, die den gefährdeten Stellen zunächst lagen, sollten Vorziehketten gespannt werden, die Gemeinde erhielt also den Auftrag, diese bereit zu halten und wenn nötig, neue anfertigen zu lassen.

Auch der 18. August war an Kämpfen reich. Am Morgen unternahm Oberst Dupigny mit einem Teil seiner Leute zu Fuß einen Ausfall, der aber unglücklich verlief. Er wagte sich zu weit vor, wurde umzingelt und verlor nebst der Mehrzahl seiner Leute das Leben. Gegen Abend erfolgte am Burgravelin die Explosion von zwei Minen, der ein mit Nachdruck ausgeführter Sturm folgte. Es gelang sogar den Türken, zehn ihrer Feldzeichen und Fähnlein auf der Höhe des Walles aufzupflanzen, nach zweistündigem blutigen Ringen mußten sie aber doch wieder weichen. Viel zu diesem Erfolg trugen die Niederläger bei, die von den oberen Fenstern der Burg ein kräftiges und gutgezieltes Feuer auf den Gegner richteten. Trotz ausreichender Vorräte an Getreide trat wiederholt Mangel an Brot ein; die Regierungsdeputation wies die Gemeinde an, für die Vermahlung des Getreides zu sorgen und selbst Brot backen zu lassen, aber auch die Bäcker streng dazu anzuhalten.

Durch Bombenwürfe entstanden am 19. August an mehreren Stellen der Stadt Brände, die aber ohne großen Schaden rasch wieder gelöscht werden konnten. Nachdem eine von dem Burgravelin ausgehende Mine mit 100 Türken in die Luft geflogen war, gelang es nach erbittertem Kampf, die Feinde vom Graben wieder zu vertreiben, doch kamen sie bald mit Übermacht zurück und setzten sich wieder fest. Ein Ausfall gegen die Weingärten bei der Neuen Favorita endete mit der Erbeutung von 32 Ochsen, die wenigstens für einige Tage dem immer fühlbarer werdenden Mangel an frischem Fleisch abhalfen. Da sich Koltschitzky weigerte, eine neue Botschaft an den Herzog von Lothringen zu übernehmen, trat dessen Diener Georg Michaelowitz in der nächsten Nacht allein den gefährlichen Weg an. Die Ursache, warum Koltschitzky die Aufgabe nicht mehr übernahm, wird in den gleichzeitigen Quellen verschieden angegeben; nach der einen Version soll er auf dem Rückweg im türkischen Lager erkannt worden und nur mit Mühe den Nachstellungen entgangen sein, doch heißt es auch, daß Spione den Türken seine Personsbeschreibung verraten hätten und daß man ihm infolge dessen auflauere. Da Michaelowitz den gleichen Weg noch zweimal ungefährdet zurücklegte, sind beide Annahmen nicht recht wahrscheinlich, sondern Koltschitzky dürfte sich gescheut haben, die einmal glücklich bestandene Gefahr nochmals auf sich zu nehmen, was ihm ja billigerweise auch nicht zu verargen ist. Sein Verdienst soll auch nicht geschmälert werden, wenn darauf hingewiesen wird, daß eine der nicht seltenen Ungerechtigkeiten geschichtlicher Tradition darin liegt, daß Koltschitzkys Kundschaftergang zu großer Berühmtheit kam, während Michaelowitz, der das gleiche Unternehmen unter viel gefährlicheren Umständen noch zweimal bestand und bei einem dritten Versuch wahrscheinlich umkam, gar nicht genannt wird und erst vor einigen Jahren der Ehre gewürdigt wurde, daß man im neu angelegten Teil des V. Bezirkes eine Straße nach ihm benannte.

Im Laufe des 19. August übernahm Starhemberg nach seiner schweren Erkrankung wieder alle Funktionen des Stadtkommandos und visitierte selbst wieder die Posten auf den Wällen. Durch Verluste vor dem Feind, namentlich aber durch die zunehmenden Erkrankungen an der Ruhr war der Stand der bürgerlichen Streiter trotz mehrfacher Neueinreihungen schon so verringert, daß die vom Stadtkommando geforderte Bereitschaft für den Waffendienst nur mehr bei Herabsetzung der Schanzmannschaft aufgebracht werden konnte. Ergab sich doch schon bei einer am 4. August vorgenommenen Zählung ein Abgang von 500 Mann vom ursprünglichen Stande.

In jenem Teil der Contreescarpe der Löwelbastei, welchen die Türken endlich nach hartem Kampf behaupten konnten, bauten sie sofort eine Batterie ein, die am 20. August ihr sehr lästiges Feuer gegen die Löwel- und Mölker-

bastion eröffnete. Bei der raschen Zunahme von Erkrankungen an der Ruhr, die nun auch den General Grafen Daun ergriff, mußte man auch das Ballhaus in der Himmelpfortgasse als Spital einrichten. Am Abend loderte ein Feuer am Bisamberg auf als Zeichen, daß Michaelowitz glücklich über die Donau gekommen war. Wieder hielt man einen Knaben an, der sich aus der Stadt schleichen wollte; er gab an, schon dreimal auf Kundschaft gewesen zu sein, jedoch den Türken nichts der Stadt Nachteiliges verraten zu haben. Nach längerer Untersuchung vor dem Stadtgericht wurde er enthauptet und man nahm in der Stadt an, daß er es gewesen sei, der die Türken von Koltschitzkys Kundschaftergang unterrichtet hatte.

Die Löwelbastei war den ganzen 21. August der Schauplatz grimmiger Kämpfe. Am frühen Morgen und am Abend explodierten türkische Minen, aber auch die Verteidiger ließen eine Gegenmine auffliegen und richteten dann einen Ausfall gegen die von den Türken besetzte Spitze des Burgravelins, wobei deren ganze Arbeiten zerstört wurden. Über eine Beschwerde des Stadtkommandanten, daß einzelne Bürgeroffiziere dessen Befehle nicht immer ausführen, sondern gerne nach eigenem Ermessen handeln, erging eine strenge Mahnung des Stadtrates, die sich hauptsächlich gegen den Oberstwachtmeister Nischy und den Hauptmann der Freikompagnie Franck richtete; ersterer wurde sogar gegen Ende der Belagerung des Kommandos enthoben. Am Abend kam ein trunkener, walachischer Bauer in die Stadt, der unter anderen verworrenen Angaben auch vor einem für den 28. August vorbereiteten großen Unternehmen der Türken warnte. Er gab auch an — und dies war bei ihren sinnlosen Verheerungszügen sehr wahrscheinlich — daß die Türken schon großen Mangel an Fourage litten und ihre Requisitionen auf tageweite Entfernungen ausdehnen mußten, aber auch besonders bei ihrem zahlreichen Troß große Verluste an Zugvieh erlitten.

Auch der 22. August war ein kampfreicher Tag, da das blutige Ringen um den Burgravelin kaum eine Pause machte. Nachmittags flogen von beiden Seiten Minen auf, daran schlossen sich Stürme und kleine Ausfälle. Es war unter solchen Umständen kein Wunder, daß der Kampf von beiden Seiten mit großer Erbitterung und Grausamkeit geführt wurde. Auch die Soldaten standen darin den Türken nicht mehr nach, denn sie gaben nicht leicht mehr Pardon, schnitten lebenden Gefangenen die Köpfe ab oder schindeten sie.

In dieser Zeit glich der Burgravelin nur mehr einem Haufen loser Erde. Der städtische Ingenieur Daniel Suttinger fertigte einen Vogelperspektivplan der belagerten Stadt an, von dem auf S. 57 jene Partie reproduziert wird, welche die Hauptangriffsfront der Türken und jene Teile der Befestigungen zeigt, welche am härtesten mitgenommen und schließlich teilweise sogar von den Türken besetzt wurden. Über die türkischen Laufgräben berichtet ein Augenzeuge später: „Die Approchen waren also groß, tieff und untereinander geflochten und nichts als ein Labyrinth der Gräben zu sehen, deren Theils inwendig mit gantzen Zimmern und Pollwerk außgemacht und außgetafelt, oben aber mit Holz, Laden, Erden und Wollsäcken bedecket, daß weder Granaten noch Kugeln Schaden thun können; das zwischen der Burg- und Löwelbastey gestandene Ravelin ware gantz durchgraben und gleich wie von salva venia Schweinen zerwühlet, in den Stadt-Graben waren ingleichen tieffe Lauff- und andere Graben bis zu denen Cortinen zu sehen, beede Burck- und Löwel-Pastey, absonderlich die letzte sehr zerschossen, in dem Lager aber sahe man die Menge, des umbgefallenen Viehs, an Rossen, Ochsen und Cameelen. Ingleichen die Menge der todten Cörper sowohl der Türken als der niedergehauten Christen."

Trotz dieses Zustandes des Burgravelins, der in der Tat nicht mehr den Namen eines Befestigungswerkes verdiente, konnten die Türken nicht mehr als

den dritten Teil davon behaupten. Immerfort wogte der Kampf um diesen Schutthaufen, jeder Schritt des blutgetränkten Bodens wurde hartnäckig verteidigt, aber auch stets wieder mit Wut angegriffen. Die Verteidigungsanstalten leitete Starhemberg mit Hilfe des tüchtigen Hauptmannes Hafner so ausgezeichnet, daß der von den Türken besetzte Teil fast ununterbrochen von Granaten und dem Gewehrfeuer bestrichen werden konnte, so daß die Türken nur in Erdlöchern Schutz zu finden vermochten.

Am Abend des 23. August kam Michaelowitz von seinem ersten Kundschaftergang zurück mit der willkommenen Kunde, daß sich bei Krems schon das Reichsheer und die Polen sammeln und Ende August den Vormarsch gegen Wien antreten würden. Wenn Starhemberg in seinen Berichten an den Herzog von Lothringen zur Eile drängte und immer beisetzte, es sei Gefahr im Verzuge, so entsprach das vollkommen der Wahrheit. Die Zustände in der Stadt waren nun nach sechswöchentlicher Belagerung so verzweifelt, daß auch die beherztesten Männer die Verteidigungsmöglichkeit nur mehr nach Tagen bemaßen. Zu allen anderen Schrecken, die ein grimmiger Feind von außen über die Stadt verhing, waren noch zwei furchtbare Feinde im Innern zu bekämpfen: der Hunger und die Seuche, die jetzt oft an einem Tag 50 Opfer forderte. Nun erst stellte sich wirklicher Mangel an vielen Nahrungsmitteln und in dessen Gefolge eine unerschwingliche Teuerung ein. Selbst das eingesalzene Fleisch verdarb, Esel, Pferde und Katzen wurden schon so selten, daß sie als Leckerbissen galten. Alle Spitäler waren überfüllt, auf den Straßen lagen Kranke, Verwundete, Sterbende und Tote, ein unerträglicher Gestank schwebte wie eine Wolke über der ganzen Stadt und drang selbst in die dicht verschlossenen Häuser. Ein schauerliches Zeichen der herrschenden Zustände liegt darin, daß die Bischöfe Sinellius und Kolonitsch die Anordnung trafen, daß Tag und Nacht acht Priester sich auf den Straßen und Wällen aufhalten mußten, um den sterbenden Soldaten und anderen Personen die letzten Tröstungen reichen zu können.

Von Tag zu Tag wurden jetzt die Angriffe der Türken stürmischer, durch Stunden rollte der Donner der Geschütze ohne Pause. Man durfte den Angaben der Überläufer glauben, daß der Großvezier entschlossen sei, sich Wiens um jeden Preis vor Ankunft des Entsatzheeres zu bemächtigen und jeder Tag konnte den gefürchteten Generalsturm bringen, dessen Ausgang bei der vielfachen Übermacht des Gegners sehr zweifelhaft war. Wenn Kara Mustapha trotzdem nicht zu diesem äußersten Mittel griff, so ist dies nur dadurch zu erklären, daß er sich zur Abweisung des Entsatzheeres stark genug fühlte und dann hoffte, die Stadt durch eine Kapitulation in seine Gewalt zu bringen. Wollte er sie doch zu seinem künftigen Stützpunkt machen, es läßt sich also begreifen, daß er sie vor gänzlicher Zerstörung zu bewahren wünschte, die kaum zu vermeiden war, wenn seine wilden und durch den Widerstand erbitterten Truppen mit stürmender Hand eindrangen. Auch seine bekannte Habsucht übte wahrscheinlich Einfluß, da bei einer Kapitulation die reichen Schätze Wiens nahezu ungeschmälert in seine Gewalt gekommen wären, die bei einer Plünderung seinen Soldaten zufielen.

In Wien glaubte man aber offenbar, daß ein Generalsturm bevorstehe und bereitete sich auf diesen vor. Jetzt erst wurden alle Stadttore mit Ausnahme des Stubentores ganz mit Bollwerken und Mauerungen geschlossen, die noch stehenden Brücken über den Stadtgraben abgeworfen und die Gassen nächst der Löwelbastion, wo der Einbruch der Türken am meisten zu fürchten war, mit Ketten abgesperrt.

Ein Regen von Bomben und Feuerkugeln ergoß sich am 24. August über die Stadt. Es war treffend, wenn einer der Chronisten der Belagerung in diesen Tagen niederschrieb: „Kara Mustapha wüte gegen die Stadt, wie

Teufel vor dem jüngsten Tag." Großes Verdienst erwarb sich Hauptmann Hafner durch eine vortrefflich geführte Gegenmine, mittelst welcher es gelang, am 24. August eine schon vollendete große türkische Mine zu entdecken, die bereits 7 Klafter weit unter den Burgravelin vorgetrieben war und gewiß diesen bei der Explosion ganz zerstört hätte. Noch um 9 Uhr abends versuchten die Türken durch einen unter schmetternder Feldmusik ausgeführten Sturm den Burgravelin ganz in ihre Gewalt zu bringen, was jedoch nicht gelang. Kaum hatten sie sich zurückgezogen, so machte die Besatzung der Löwelbastion einen Ausfall auf die vorliegenden türkischen Werke, die großen Schaden erlitten. Eine Vorbereitung für den allgemeinen Sturm sah man auch darin, daß Kara Mustapha jetzt seine Angriffsfront verbreiterte. Auf der Höhe der Laimgrube ließ er eine neue Batterie errichten, deren Feuer der Augustinerbastei galt.

Von dem Beobachtungsposten am Stephansturm bemerkte man nun aber auch eine ungewohnte Regsamkeit und Truppenbewegungen im türkischen Lager, die wohl nicht anders gedeutet werden konnten, als daß man sich auf den Empfang des Entsatzheeres vorbereite. Unter dem Pascha von Warasdin setzten 4000 Mann über den Strom und bald darauf loderten die nahen Ortschaften, wie Stammersdorf, Jedlesee, Eipeldau, Langenzersdorf u. s. w. in Flammen auf. Der Herzog von Lothringen, der sich dadurch in der Flanke bedroht fühlte, machte diesem Treiben rasch ein Ende. Ein Streifkorps seiner Armee jagte die Türken wieder über die Donau zurück, wobei viele ihrer Leute, da es an den erforderlichen Schiffen fehlte, im Strom umkamen.

Ober- und unterirdische Angriffe hielten auch am ganzen 25. August die Verteidiger in Atem. Unter unablässigem Bombardement erfolgten mehrere Stürme auf die Löwelbastion, ohne daß sie den Türken Vorteile gebracht hätten. Um die Mittagsstunde unternahmen der Herzog von Württemberg, General Graf Sereni und die Oberste Scherffenberg und De Souches einen Ausfall gegen den von den Türken besetzten Graben der Löwelbastion. Trotzdem jene unter den Füßen der Angreifer eine Mine auffliegen ließen, drangen die Kaiserlichen doch bis zur Contreescarpe vor und sogar in die türkische Batterie ein, deren schwere Geschütze man leider nicht vernageln konnte, weil die dazu erforderlichen Werkzeuge nicht zur Hand waren. Auf dem Platz des bestandenen Komödienhauses hinter der Burgbastion ließ Graf Starhemberg neue Abschnitte mit Gräben anlegen, um auch hier für den Fall des Verlustes der Außenwerke neue Stützpunkte des Widerstandes zu schaffen.

Wieder kam mit dem 26. August ein Tag, der Wien alle Schrecken der Belagerung brachte. Vom ersten Sonnenstrahl an bis in die Nacht hinein tobte der Kampf und noch in der Dunkelheit setzte der Donner der schweren Geschütze sich fort. Um 7 Uhr flogen zwei Minen am Burgravelin auf, die eine breite Bresche rissen. Mit wildem Ungestüm anstürmend, können sich die Türken doch nicht festsetzen, da sie mit Granaten und Kartätschen in ein furchtbares Kreuzfeuer genommen werden. Bei Abwehr dieses Sturmes erlitt der tapfere und in seiner Kampfeslust unermüdliche Oberst De Souches eine schwere Verwundung. Zur Beruhigung der Bevölkerung läßt die Regierungsdeputation eine Kundmachung verlautbaren, nach welcher das Entsatzheer sich schon gegen Wien bewege. Um der Teuerung und den eingerissenen Unordnungen entgegenzuwirken, wird auf Weisung des Grafen Cappliers die Geistlichkeit angewiesen, gegen die „Unzucht und den verdammten Wucher" zu predigen. Wenn man erwägt, daß man es damals mit geworbenen Truppen zu tun hatte, in deren Troß sich viele recht zweifelhafte Elemente befanden, wird man mit Recht annehmen können, daß sich diese Predigten mindestens ebenso an die Soldaten als an die Bevölkerung richteten. Bezeichnen doch wiederholte Beschwerden direkt die Soldaten-

frauen als an der Teuerung einzelner Lebensmittel mitschuldig. Eine gereimte Chronik der Belagerung läßt sich aus dieser Zeit vernehmen:

„Hier bey dem Schönen Brunn ward manche Katz gebraten,
Anstatt der Hasen schon, sie aßen die Soldaten.
Der Esel waren viel getötet eben ab,
Bey den Soldaten man für's Pfund zwey Groschen gab."

Am frühen Morgen des 27. August unternahm man einen Ausfall in den von den Türken besetzten Graben bei der Burg. Sie wurden vollkommen überrascht, so daß man in einer der Vertiefungen, in welche sie sich zur Nachtzeit verkrochen, etwa 100 traf, auf welche man zuerst schoß und dann die Grube, obwohl noch Lebende darinnen waren, mit Erde zuwarf. Da jedoch die Türken schließlich Verstärkungen erhielten, behaupteten sie ihre Stellungen im Graben. Nachmittags um 5 Uhr flog links vom Burgravelin eine Mine auf, der sofort ein Sturm folgte, den Oberst Scherffenberg abschlug. Den unabläßigen Angriffen gegenüber ordnete Graf Starhemberg an, daß sowohl Soldaten als Bürgerwehr die ganze Nacht Bereitschaft halten müßten. In der Dämmerung trat Michaelowitz seine zweite Sendung in das Lager des Herzogs von Lothringen an, um diesen nochmals durch Briefe des Grafen Starhemberg zur möglichsten Eile zu mahnen.

Indessen brachten Überläufer auch die Nachricht, daß die Stimmung im türkischen Lager schon eine sehr schwierige werde. Die Janitscharen, die den Kern des Heeres bildeten, beriefen sich auf alte Privilegien, nach welchen sie nicht länger als sechs Wochen vor einer Festung liegen sollten und wenn drei Hauptstürme abgeschlagen seien, müsse der Abzug erfolgen. Auf die Nachricht vom Nahen des Entsatzheeres sollen türkische Soldaten gerufen haben: „O Ihr Ungläubigen, wenn Ihr nicht selbst kommen wollt, so laßt uns wenigstens hinter den Bergen eure Mützen sehen; dann hat die Belagerung ein Ende und wir laufen alle davon!"

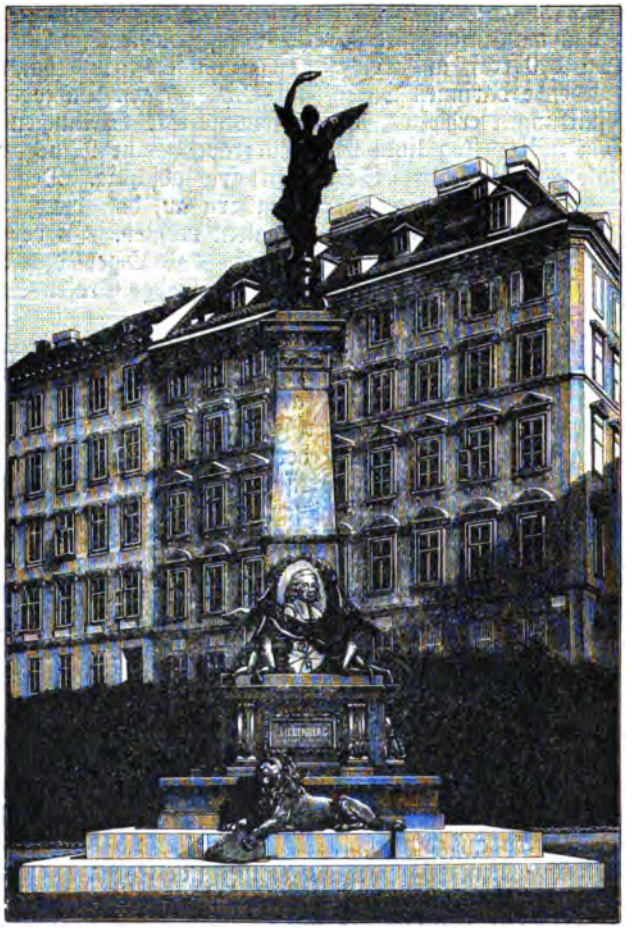
Vor Wien allerdings war von dieser Stimmung noch nichts zu merken, denn Tag für Tag erfolgten die Angriffe mit grimmiger Wut. Mit allen Mitteln stachelte Kara Mustapha die Kampfbegierde seiner Truppen an; namentlich die Hinweisung auf die reiche Beute, die in Wien winke, versagte ihre Wirkung nicht.

Am 28. August begann das Bombardement schon um 4 Uhr früh und währte so lange, bis gegen Mittag ein starkes Gewitter eintrat. Aber Nachmittags flog schon wieder eine Mine am Burgravelin auf; der darauf folgende Sturm wurde durch ein verheerendes Kartätschenfeuer abgewiesen. Um die Lücken in den Truppenkörpern auszufüllen, erging nochmals ein öffentlicher Ruf, daß sich jedermann zum Dienst zu stellen habe; wer sich jetzt noch entziehe, habe zu gewärtigen, daß man ihn „zum Fenster hinaushänge". Ein Feuer vom Bisamberg zeigte die glückliche Ankunft des Michaelowitz am linken Donauufer an. In der Nacht machten Reiter vom Regimente Dupigny einen Ausfall in das türkische Lager, von dem sie mit reicher Beute zurückkamen.

Man wußte, daß der 29. August, an dem das Fest Johannes Enthauptung fiel, bei den Türken als Glückstag gelte und traf daher alle Vorkehrungen, um für ihre Angriffe gerüstet zu sein. Sie richteten diesmal ihre Beschießung besonders auf den Stephansturm, der an diesem Tag von 50 Kugeln getroffen wurde. Um 9 Uhr früh explodierte eine große Mine unter dem Burgravelin, der nun fast vollends zum Schutthaufen gemacht war. Gut gezieltem Kartätschenfeuer gelingt es zwar, die zum Sturm anrückenden 4000 Türken abzuwehren, aber man ist stets in Erwartung eines Generalsturmes und während an einem Punkte der Kampf tobt, fürchtet man, daß sich die Gefahr an einem anderen zeigt. Die

andauernde Bereitschaft erschöpft nachgerade alle Kräfte, der Kanonendonner schweigt aber auch in der Nacht selten und verscheucht den Schlaf. Die Kirchen werden nicht mehr geschlossen und sind zu allen Stunden voll von Betern, die um Hilfe und Rettung flehen.

Ohne daß das Bombardement aussetzte, stürmten die Türken am 30. August dreimal auf die kaiserliche Stellung am Burgravelin, ohne einen Streifen Bodens



Das Liebenbergdenkmal am Franzensring. (S. 71.)

erringen zu können. Dagegen gelang es dem noch nicht ganz von seiner Verwundung genesenen De Souches bei einem Ausfall in die türkischen Laufgräben, einen Teil derselben zu verschütten. Da die Türken nun sehr viel Brandkugeln warfen, erfolgte eine neue Einschärfung der Vorsichtsmaßregeln gegen Brände und die Hausbesitzer mußten auf den Dachböden, wie auf den Straßen mit Wasser gefüllte Bottiche bereit halten.

Alle Angriffe der Türken richteten sich nun wieder mit voller Kraft gegen die Burg- und Löwelbastion, bei welchen sie auch am 31. August Minen auffliegen ließen. Es war nicht schwer, die Absicht zu erkennen, welche sie dabei

hatten. Waren diese beiden vorliegenden Werke unschädlich gemacht, so konnten sie, ohne von einem flankierenden Feuer belästigt zu werden, gegen die gerade Zwischencourtine vorgehen, die Raum für eine so breite Bresche bot, um mit voller Kraft einen Frontangriff machen zu können. Dieser Gefahr zu begegnen, bot nun Graf Starhemberg alle Hilfsmittel auf. Um 12 Uhr mittags unternahm am 31. August Hauptmann Franck einen erfolgreichen Ausfall gegen das Lager, ein anderer richtete sich um 3 Uhr nachts gegen die Stellungen der Türken im Graben. Abends kehrte Michaelowitz auf einem Pferd zurück, dessen Reiter er auf dem Weg durch die verwüsteten Vorstädte tötete. Er brachte tröstliche Briefe des Herzogs von Lothringen zurück, die baldigen Entsatz ver-

König Johann III. Sobieski. (S. 73.)

sprachen. Von Interesse ist folgende Notiz in einer der Belagerungschroniken: „Zwey Weiber, die eine von Hainburg, die andere von St. Pölten, so der Feind selbiger Orten gefangen bekommen, seynd herüber geloffen und berichteten, daß unter denen Türken stündlich Allarme ist und daß sie sogar dreimal würcklich zu Pferd gesessen, auch jetzt dato allzeit die Helffte in Bereitschafft stehe, berichten auch, daß sich kein Türk mehr in Wienerwald zu fouragiren getraue, weilen selber von unsern und zwar mehristen Bauern sehr stark besetzt und fast durchgehends verhauet; melden auch, daß die Jungfrauen, besonders aber die jungen Mädl es bey den Türken gar gut hatten, daß deren viel auf keine Befreyung noch Erlesung gedenken, oder wünschen, einige aber auch ihre meiste Zeit mit Wainen, Betten und elenden Seuffzen heimblich, ja auch offentlich zubringen."

Seit längerer Zeit war Kara Mustapha stets im Lager anwesend; man sah ihn auch oft mit großem Gefolge bis zu den Laufgräben heranreiten und

die Leute zum Stürmen anfeuern. Vom Stephansturm nahm man am 1. September größere Abteilungen wahr, die sich gegen den Wienerwald wendeten und am Abend hörte man von dort sogar schwachen Kanonendonner. Mit fieberhafter Eile trieben die Türken ihre Laufgräben gegen die Courtine zwischen Löwel- und Burgbastei vor. Gegen Mittag richtete sich ein von Sereni und Scherffenberg geführter Ausfall mit 600 Mann vom Regimente Heister gegen die türkischen Werke im Graben. Man jagt deren Besatzung bis in die Contreescarpe zurück, verschüttet die Laufgräben, zündet die Palisaden an und vernagelt die Kanonen. Vor der andrängenden Übermacht der Türken muß der Rückzug angetreten werden, wobei man 200 Mann auf dem Platz zurückläßt. Am Nachmittag wurde die ganze dienstfreie Bürgerschaft auf dem Rathaus versammelt, wo Syndikus Nikolaus Hocke in Anwesenheit zweier kaiserlicher Kommissäre ein Schreiben des Kaisers, das am 19. August in Passau ausgefertigt war, mit folgendem Inhalt verlas: „Ihre Kay. May. hätten die Standhafftigkeit und tapffere Defension gegen den Erbfeind der hohen Generalität sowohl derer Officire und Soldatesca als der Burgerschafft allergnädigst mit mehrern vernommen, gleichwie nun selbe in schleuniger Zusammenbringung eines Namhafften Succurs die mild-vätterliche Obsorg getragen, und wo nicht zu Ausgang des Monats Augusti, wenigist in ettlichen Tagen darauff die Stadt Allergnädigst zu liberiren, die Anstalt gemacht, derentwegen die Generalität, Soldatesca und Burgerschafft ihre unterthänigste getreue Devotion gegen Ihro Kay. May. noch ferner zu erzeigen und bis ehist erfolgenden Succurs alle Kräfften zur Defendirung der Stadt anzuwenden und zu continuiren Allergnädigst angemahnet, daß Sie solche Treu und Eyffer mit Kayf. Gnaden erkennen wollen." Ein glücklicher Ausfall, den 20 Studenten vom Stubentor aus unternommen hatten, half durch die Erbeutung einer Anzahl Ochsen wenigstens für kurze Zeit wieder dem quälenden Mangel an frischem Fleisch ab, da man den für den damaligen Geldwert exorbitanten Preis von 24 Kreuzer für ein Pfund Rindfleisch, 12 Kreuzer sogar für Eselfleisch zahlen mußte. Von nun an zeigten jede Nacht vom Stephansturm aufsteigende Raketen dem Herzog von Lothringen die äußerste Not der Stadt an. Auch trat Michaelowitz an diesem Abend seine dritte Sendung an den Herzog an, der dringend gebeten wurde, keine Stunde mehr zu versäumen.

Schon waren die Kräfte der Verteidiger so erschöpft und der Zustand der meist bedrohten Werke ein so kläglicher, daß aller Heldenmut nicht hinreichte, die Türken abzuhalten. Am 2. September brach wieder ein Teil der Burgbastion durch eine auffliegende Mine zusammen und die Türken kamen auch mit ihren Laufgräben ihrem Hauptziel, der Löwelcourtine schon ganz nahe. Vom Burgravelin hatten sie soweit Besitz genommen, daß eine weitere Behauptung zwecklos war. Der dort kommandierende tapfere Hauptmann Heistermann hielt nur jenen bedeckten Weg besetzt, der zum einstmals im Graben bestandenen Tiergarten gehört hatte und daher noch den Namen „Bärenkasten" führte. Er wurde daher angewiesen, den Ravelin als unhaltbar zu räumen, behauptete sich aber doch noch bis zum Morgen, worauf er seine Mannschaft zurückzog. Sofort errichteten die Türken eine gegen die Burgbastion gerichtete Batterie mit schweren Geschützen, von welchen einer der ersten Schüsse den verdienstvollen Oberstleutnant Gschwind von Pöckstein, der die Artillerie kommandierte, schwer verwundete. Im Verlaufe der Nacht war es den Türken gelungen, sich bei der Löwelbastion einzugraben und sich mit Brettern und Erdsäcken zu verschanzen. Dem dort kommandierenden Leutnant, der durch seine Unachtsamkeit dieses Vordringen der Türken verschuldete, ließ Graf Starhemberg die Wahl zwischen dem Strang oder der Möglichkeit, durch einen Aus-

fall sein Verschulden zu sühnen. Natürlich wählte er das letztere, wobei er um das Leben kam. Am Abend flammte wieder das Feuer am Bisamberg auf als Zeichen, daß Michaelowitz den ersten Teil seiner Aufgabe auch diesmal glücklich gelöst hatte. Er kam auch beim Heere des Herzogs von Lothringen an und erhielt von diesem Briefe mit der bestimmten Zusage baldigsten Entsatzes. Nach Wien kam er aber nicht mehr zurück. Eine vereinzelte Quelle erzählt, wahrscheinlich in Anlehnung an das gleichfalls unbeglaubigte Abenteuer Koltschitzkys, daß er auf dem Rückweg durch das türkische Lager von einem gefangenen Christen erfahren habe, man lauere ihm auf. Darauf sei er umgekehrt, nach Klosterneuburg gewandert und erst mit dem Entsatzheer nach Wien gekommen. Nun ist aber tatsächlich Michaelowitz, seit er zum dritten Male vom Herzog von Lothringen entlassen wurde, vollkommen verschollen. Wäre die obige Annahme richtig, so hätte er sich gewiß später um den Lohn seiner Kühnheit gemeldet, den er in viel höherem Maße verdiente als Koltschitzky. Es ist daher kaum zu bezweifeln, daß Michaelowitz auf dem Rückweg wirklich angehalten und entweder gleich oder wie so viele andere gefangene Christen, am Tage der Entsatzschlacht getötet wurde.

Obwohl andauerndes Regenwetter am 3. September die Arbeiten sehr erschwerte, richteten sich die Türken doch auf dem Burgravelin ein, der durch mehr als drei Wochen der Schauplatz ununterbrochener blutiger Kämpfe war und vielen tausend Türken das Leben gekostet hatte. In der auf dem Ravelin errichteten Batterie brachten die Türken zwei Mörser und zwei Kanonen unter, die schon in der nächsten Nacht das Bombardement der Stadt verstärkten. Da man merkte, daß sich die Feinde auch unter der Burg- und Löwelbastion eingruben, leitete man Gegenmaßregeln ein und dem Oberstleutnant Roßtauscher gelang es in der Tat, unter der Burgbastion eine türkische Mine zu entdecken. Das Zusammentreffen der beiderseitigen Arbeiter war ein so unvermutetes, daß beide Teile mit Zurücklassung ihrer Werkzeuge Reißaus nahmen. Soldaten vom Regiment Dupigny vollzogen einen Ausfall und erbeuteten 22 Ochsen, für welche Starhemberg 900 Gulden auszahlen ließ, um das Fleisch den verwundeten und erkrankten Soldaten zuwenden zu können. Da die Kräfte der Besatzung trotz häufigem Wechsel der Posten vollkommen erschöpft waren, trat nun Graf Cappliers, der bisher stets bei zu weitgehenden Ansprüchen des Stadtkommandanten vermittelnd eingegriffen hatte, selbst dafür ein, daß auch die Bürgerschaft zur Ablösung der Soldaten herangezogen werde.

Unter strömendem Regen flog am 4. September mittags an der Burgbastion eine Riesenmine auf, deren Explosion die ganze Stadt erbeben machte. Eine fünf Klafter breite Strecke links von der Bastion war in Schutt gelegt; durch $1^1/_2$ Stunden liefen die mindestens 4000 Mann starken Türken an und der Kampf war so wütend, daß die Stadt in Allarm geriet und man alle verfügbare Mannschaft nach dem bedrohten Punkt dirigierte. Unter Starhembergs eigener Leitung vereitelten Tapferkeit und Ausdauer alle Anstrengungen der Feinde, die von der Höhe vertrieben, sich nun unten in die aufgewühlte Erde eingruben. Ohne die Waffen ganz aus der Hand zu legen, ging man sofort, so gut es möglich war, an die Ausbesserung des Walles. „Die Soldaten unterließen nicht alsobald die aufgesprengte Lucken mit Schranken, Spanischen Reutern (auf Rädern, welche anstatt der Spriffel eiserne Stangen hatten), Blöcken, Balken, Sand und Grundsäcken wiederum zu verwahren, daß sich der Feind endlich wiederum zurück ziehen und bey 500 Mann dahinden lassen müssen. Obwohlen auf kayserlicher Seiten auch 114 verlohren und blessirt wurden." Zu der Wiederherstellung der Befestigungswerke stellte man nun meist mit Recht die Neugeworbenen an, die sich so lange jeder Tätigkeit zu entziehen gewußt hatten.

Vom 5. September ab warfen die Türken aus riesigen Mörsern Bomben, die ein Gewicht von 4 bis 5 Zentnern hatten und große Lücken in die ohnehin schon mürben Wälle schlugen. Abends um 6 Uhr unternahmen die Türken einen Sturm auf die Burgbastion, wobei sie bis zur Wallkrone vordrangen und es zu einem wütenden Handgemenge Brust an Brust kam. Mit Morgensternen und Kolben, mit Hellebarden und Sensen wehrte man die wie besessene Teufel anstürmenden Türken ab, bis sie endlich von der Höhe herabgeworfen wurden. Es ist kein Zweifel, daß die Türken unter der Löwelcourtine eine Mine vorbereiten, doch gelingt es trotz eifrigem Entgegengraben nicht, sie zu finden. Starhemberg requirierte für die Arbeiten bei den neuen Werken abermals 300 Mann aus der Bevölkerung, denn er ist entschlossen, jetzt, wo es sich für die Erhaltung der Stadt nur mehr um Tage, vielleicht um Stunden handelt, alle Mittel aufzubieten. Die Gassen hinter der Löwelbastion werden mit Abschnitten verbaut, um selbst, wenn die Courtine in die Hände der Feinde fällt, diesen noch Schritt für Schritt Widerstand leisten zu können. Starhemberg entfaltet eine Art von Allgegenwart; während er an diesem Punkt für neue Widerstandsmittel sorgt, läßt er nicht ab, den Feind anzugreifen und zu beunruhigen, indem er von der Augustinerbastion nun den von den Türken besetzten Burgravelin so unter Feuer nehmen läßt, daß sie nicht die gehofften Vorteile aus diesem mit so viel Blut erstrittenen Stützpunkt ziehen können. Um im Notfalle alle Maßregeln rasch in Vollzug setzen und über alle Hilfsmittel verfügen zu können, traf man vom 5. September ab die Einführung, daß dem Stadtkommandanten stets zwei Ratsherren beigegeben waren und dem Grafen Cappliers ein Vertrauensmann des Rates.

Noch immer nahm die Beschießung an Heftigkeit zu. Um 1 Uhr mittags des 6. September flog die am Tag vorher so mühevoll gesuchte Mine unter der Löwelbastion in die Luft und riß eine sechs Klafter breite Bresche in die 24 Fuß dicke Mauer der Courtine. Zum Glück war diese Mauer so fest, daß sie nur zu großen, den Felsblöcken gleichenden Trümmern zersprang, die den anstürmenden Türken keinen geschlossenen Frontangriff erlaubten. Während sie die einzelnen Trümmer erklettern, wird ihre Ordnung zerrissen, sie können leichter abgewehrt werden, während in die nachrückenden dichten Massen die Kartätschen einschlagen. Mit Verlust von 1500 Mann müssen die Türken weichen; aber auch die Besatzung verlor 100 Mann und General Graf Daun erhielt eine schwere Verwundung, als er selbst eine Abteilung vorführte. Die ganze Nacht durch spannte man alle Kräfte an, um die große Bresche wieder mit Balken und Sandsäcken auszufüllen, neue Palisaden zu schlagen, die Brustwehren zu erneuern. Auf einem alten überhöhenden Werk hinter der Burgbastion, dem sogenannten „Spanier", und am „Paradiesgartl" legte man neue Batterien an, aber auch an den Abschnitten hinter der Löwelcourtine arbeitete man unablässig fort. Während der Nacht kam der Diener des Residenten von Kunitz in die Stadt und erzählte, man sei im Lager überzeugt, daß sich Wien nicht mehr halten könne, da Not, Mangel und Krankheit die Widerstandskraft brachen. Zudem herrsche Zwietracht in der Stadt, die Bürgerschaft und die Besatzung stünden sich feindselig gegenüber und die erstere sei entschlossen, bei der nächsten Gelegenheit die Stadt zu übergeben. Weil der Großvezier von diesen Zuständen genau unterrichtet sei, habe er in den letzten Tagen so heftig angreifen lassen. Es war nicht schwer einzusehen, daß diese Nachrichten von Kara Mustapha absichtlich im Lager verbreitet wurden, um seine Truppen bei guter Laune zu erhalten und an einen baldigen Erfolg glauben zu machen. So schlimm es auch tatsächlich in der Stadt stand, trugen diese Nachrichten aus dem türkischen Lager doch den Stempel als willkürliche Erfindungen gar zu

deutlich an sich. In keiner der reichlich zur Verfügung stehenden gleichzeitigen Schriften ist auch nur eine Spur von Reibungen zwischen der Bürgerschaft und den Soldaten zu finden, die in so wildbewegter Zeit kaum glimpflich abgelaufen wären, wenn sie überhaupt bestanden hätten. Zudem gab in dieser Nacht eine von der Höhe des Kahlenberges aufsteigende Garbe von Raketen endlich die Zuversicht, daß die von jedermann sehnsüchtig erwartete Hilfe nahe.

Während die Kanonen unabläßig gegen Wien donnerten, Kampf und Arbeit in den Befestigungen auch nicht einen Moment ruhten, hielt Kara Mustapha am 7. September eine glänzende Musterung über sein noch immer 160.000 Mann zählendes Heer. Vielleicht wollte er auch durch die Entfaltung dieser Machtmittel einen Druck auf die Gesinnung der Wiener ausüben, um sie zu einer Kapitulation geneigter zu machen. Seine Absicht wurde nicht erreicht, im Gegenteil war man unabläßig bedacht, alles für die letzten entscheidenden Kämpfe vorzubereiten. Nochmals greift man zu den strengsten Maßregeln, um alle Kräfte für diesen Zweck dienstbar zu machen. Ein wegen seiner Energie bekannter Offizier, Oberstleutnant Balfour, hielt von Haus zu Haus eine Untersuchung, um das ehrlose Gesindel, das sich bis in die letzte Zeit jeder Dienstleistung zu entziehen wußte, aus seinen Schlupfwinkeln aufzustöbern. In der Tat fand er noch soviel Leute, daß drei Kompagnien formiert werden konnten. Auch die kaiserliche Dienerschaft, die zurückgeblieben war, mußte nun an der Verteidigung teilnehmen. Mit rastlosem Eifer gingen die Schanzarbeiten fort; hinter der Löwelbastion war eine neue Batterie entstanden und unter derselben hatte man durch Entgegengraben eine mit 13 Tonnen Pulver geladene Mine entdeckt und unschädlich gemacht, deren Explosion unberechenbaren Schaden angerichtet hätte. Aber auch die Türken spannten alle Kräfte an; die Kanonade aus den schwersten Mörsern nahm ihren Fortgang und immer neue Positionen entstanden, aus welchen sie der Löwel- und Burgbastei furchtbar zusetzten, so daß die „Neue Burg", wie man den Leopoldinischen Trakt nannte, von „Kugeln durchlöchert war, wie ein Sieb". Am Abend zeigten sich am Kahlenberg wieder Feuerzeichen als tröstliche Boten des nahen Entsatzes.

Auch am 8. September dauerte die Beschießung von allen Seiten mit ungeminderter Heftigkeit fort; selbst von der Leopoldstadt aus, wo man seit einiger Zeit das Feuer nur schwach unterhalten hatte, ging die Kanonade mit aller Heftigkeit los. Man hielt das für die schauerliche Ouverture zum Generalsturm und hielt alles ununterbrochen in Bereitschaft. Um 2 Uhr warf eine Mine ein gewaltiges Stück der Löwelbastion in Trümmer und sofort rückten starke Sturmkolonnen unter gellendem Geschrei an. Zwei Stunden tobte der wütende Kampf, in dem Oberstleutnant St. Croix de Gornim schwer verwundet wurde, endlich gelang es aber doch, die Türken zu werfen. Es war aber klar, daß mit jedem solchen opfervollen Kampf nicht bloß die Zahl der Verteidiger zusammenschmolz, sondern auch deren Widerstandskraft abnahm. Bei den Abgängen durch Tod, Verwundung und Krankheit konnte kaum mehr von einer eigentlichen Ablösung die Rede sein; nur indem man die Abteilungen auf weniger gefährdete Stellen versetzte, konnte ihnen einige Erleichterung geschaffen werden. Die Türken waren aber noch immer so stark, daß sie zu jedem neuen Sturm auch frische Truppen heranziehen konnten. Man mußte aber als sicher annehmen, daß Kara Mustapha alles aufbieten werde, um die Stadt noch vor dem Eintreffen des Entsatzes zu bezwingen. Er war jetzt stets zur Stelle und hielt sich halbe Tage lang selbst in den Laufgräben auf. Man fand sogar später einen eingebauten, mit starken Balken und Sandsäcken gesicherten Raum, der mit kostbaren Teppichen ausgestattet, ihm wohl als Beobachtungspunkt diente. Mit Anspannung aller Kräfte bereitete man sich in der Stadt

für den voraussichtlichen letzten Verzweiflungskampf vor. Sowohl die gefährdeten Wallteile, wie die nahen Straßen waren durch Abschnitte gesichert und auch die Häuser zur Verteidigung eingerichtet. Durch die strengsten Maßregeln zwang man auch die letzten Widerwilligen zur Dienstleistung; wer sich jetzt noch entziehen will, ist ohne weiteres vom Profosen zu greifen und zu henken. Die nicht auf den Werken stehende Mannschaft wird in zwei Reserven geteilt, deren eine auf der Freiung, die andere auf dem Michaelerplatz Bereitschaft hält. Auch an diesem Tage gelang es durch geschicktes Entgegengraben zwei unter der Burgbastion angelegte Minen mit 24 Zentner Pulver unschädlich zu machen.

Das türkische Bombardement steigerte sich am 9. September zu einer bisher noch nicht erreichten Heftigkeit. Die einzelnen Schüsse waren oft nicht zu unterscheiden, sondern sie verschmolzen zu einem fortwährenden dröhnenden Getöse, das die Erde erbeben machte. In dieser Weise mehrere Tage fortgesetzt, hätte die Beschießung aus Wien einen einzigen Trümmerhaufen gemacht. Von höher gelegenen Punkten der Stadt sah man aber auch eine ungewohnte Bewegung im türkischen Lager. Einige Teile desselben, im Prater und am Hundsturm, wurden abgebrochen, gegen Westen und Nordwesten sah man eilig Verschanzungen aufwerfen und große Abteilungen setzten sich mit Geschützen gegen den Wienerwald in Bewegung. Trotzdem dauerten die Angriffe auf Wien mit der alten Heftigkeit fort. Dreimal unternahmen die Türken einen Ansturm auf die Löwelbastei, doch mußten sie stets wieder vom Wall weichen, nur im Graben und am Fuß der Courtine gelang es ihnen sich festzusetzen, ein Erfolg, der für die Verteidiger bedrohlich genug war, da nun die Anlage von Minen unter dieser letzten Schutzmauer, welche die Angreifer vom Innern der Stadt abhielt, nicht mehr zu hindern war. Die oberen Fenster der äußeren Burgfront besetzte man mit leichten Geschützen, um die vorliegende Burgbastei vollkommen unter Feuer nehmen zu können. Während seiner Ronde zur Inspizierung der Posten hielt Graf Starhemberg an diesem Tage Ansprachen an die Soldaten, in welchen er sie zu Standhaftigkeit und Mut aneiferte und auf den nahen Entsatz hinwies. In einem viel später erschienenen Werk (Lünitz) ist der angebliche Wortlaut dieser Reden enthalten; sie hier mitzuteilen, kann füglich unterlassen werden, da sie höchst wahrscheinlich dem tatsächlichen Wortlaut nicht entsprechen. Graf Starhemberg, der erfahrene General und Soldatenkenner, hat gewiß kernigere, besser für das Verständnis der geworbenen Leute berechnete Worte gefunden, als diese konventionellen schwulstigen und mit klassischen Zitaten gespickten Phrasen.

Am 10. September ging das Kommando der ganzen Bürgerwehr an den Oberstleutnant Roßtauscher über, der sofort bemüht war, wieder die nötige Strammheit in den militärischen Dienst der einzelnen Korps zu bringen, die durch den Verlust zahlreicher Offiziere vor dem Feind und durch Krankheit gelitten hatte. Das Bombardement ließ an diesem Tage etwas nach: die Minierarbeiten setzten aber die Türken mit ungemindertem Eifer fort. Für den Fall des Einsturzes der nun zumeist gefährdeten Courtine der Löwelbastei ließ Graf Starhemberg die Geschütze von dieser entfernen und auf den nächstgelegenen Wallteilen unterbringen. Die zwei die Löwelstraße teilenden Abschnitte waren nun fertig, mit Gräben und Palisaden versehen und mit kleinen Geschützen armiert. Die damals ganz allgemein angebrachten Fenstergitter ließ man ausbrechen und die Straßen damit belegen, um sie vollkommen ungangbar zu machen. Ein gleichzeitiger Bericht entwirft ein anschauliches Bild vom damaligen Zustand des Stadtteiles zwischen der Burg und etwa der Teinfaltstraße. „Es sahe nicht anders aus, als wie ein Irrgarten. Man konnte keine zehn Schritte gehen, so traff man einen Abschnitt und Brustwerken mit starcken Palisaden und mit Volck wohl besetzt an und das geschah, sich bis auffs Äußerste zu wehren."

In der Nacht vom 9. auf den 10. September erlag der Bürgermeister Johann Andreas von Liebenberg der Ruhr, die schon vor einiger Zeit seinen durch die Last der Sorge und Überanstrengung geschwächten Körper ergriffen hatte. Es war ihm nicht mehr vergönnt, die Befreiung der Vaterstadt, für die er so unermüdet tätig gewesen, zu erleben. Er starb in seinem Haus am Hof, das jetzt die Nummer 7 führt. Die verdienstvollen Forschungen im städtischen Archiv haben über die letzten Tage und die Verhältnisse Liebenbergs manches Licht verbreitet, das es ganz erklärlich erscheinen läßt, wenn der rastlos tätige, von schwerer Sorge bedrückte und auch von persönlichen Unglücksfällen heimgesuchte Mann der tückischen Seuche rasch erlag. Am 4. August, während die Belagerung schon mit voller Wut tobte, starb ihm in seinem Hause eine erst $^3/_4$ Jahre zählende Enkelin, 10 Tage später folgte deren Vater, der Schwiegersohn Liebenbergs, Johann Zacharias von Härditsch, im Tode nach. Der Schmerz um diese Verluste in der Familie, das Bangen um das noch immer zweifelhafte Schicksal der Stadt warfen aber nicht allein ihre schweren Schatten auf das Sterbebett Liebenbergs, sondern er wurde auch von der Sorge um die Zukunft seiner Hinterlassenen bedrückt. Sowohl das vor einigen Jahren aufgefundene Testament Liebenbergs, namentlich aber die Erberklärung, welche die Witwe für sich und die Kinder Gundacker und Johann Andreas von Liebenberg und Anna Rosalia von Härditsch abgab, sind Beweise dafür, daß Liebenberg es nicht verstand, mancherlei ihm gebotene Gelegenheit zur Erwerbung eines Vermögens zu benützen und tatsächlich als „armer Mann" starb.

Eine Vereinigung von Wiener Bürgern, welche sich die Pflege historischer Erinnerungen zur Aufgabe machte, brachte die Mittel auf, um unweit der Stelle, wo der grimmige Kampf um die Löwelbastion tobte, auf dem kleinen Platz, der durch die Mündung der Schreyvogel- und Oppolzergasse gegen den Franzensring gebildet wird, ein würdiges Denkmal des verdienstvollen Bürgermeisters Liebenberg zu errichten. Das sehr eindrucksvolle Monument ist ein Werk des Bildhauers Johann Silbernagel (Bild S. 64) und wurde 1883 enthüllt. Die Obliegenheiten des in dieser Zeit so schweren Amtes übernahm, da der zunächst berufene Senior des Stadtrates, Simon Schuster, wegen seines hohen Alters um Enthebung bat, der Stadtrat Daniel Focky. Liebenbergs Tod erweckte tiefe Bestürzung und allgemeine Teilnahme. Selbst der so harte Starhemberg fand mitten in der angestrengtesten Tätigkeit noch Zeit, um dessen Andenken Worte warmer Teilnahme und Anerkennung zu widmen.

Noch bis zum Mittag des 11. September dauerte das Bombardement in ungeschwächter Heftigkeit fort, von da an wurde es aber schwächer, ohne jedoch ganz aufzuhören. Die Arbeiten an den Minen gingen zwar weiter, man sah aber gegen Abend doch auch aus den Gräben und Belagerungswerken Abteilungen abziehen. Gegen 5 Uhr traten in langen Kolonnen die bisher in der Leopoldstadt gestandenen Truppen den Marsch aufwärts am Donauarm an und weiße Rauchballen, die am Kahlenberg wiederholt aufstiegen, ließen vermuten, daß die vom Herzog von Lothringen errichteten Batterien mit der Vorhut der Türken Schüsse wechselten. Die an den Abhängen des Kahlengebirges bis herüber zum Wienerwald aufflammenden Wachtfeuer leuchteten wie tröstliche Sterne zu der bedrängten Stadt herunter. Die ganze Besatzung wurde die Nacht durch in strenger Bereitschaft gehalten, um einem vielleicht noch in letzter Stunde unternommenen Handstreich der Türken wirksam begegnen zu können. Um 10 Uhr ging Starhemberg selbst alle Werke ab, wobei er an die in der Burg postierten Niederläger, die er als seine „Kinder und Freunde" ansprach, eine aufmunternde Rede hielt, die darauf verwies, daß der nächste Tag aller Drangsal ein Ende machen werde.

Mit ziemlicher Kraft nahmen die Türken am nächsten Tag, dem letzten der Belagerung, die Kanonade wieder auf und auch die Minierarbeiten hatten ihren Fortgang. Man besorgte das Auffliegen neuer Minen und während draußen sich der Kampf um die Befreiung entspann, bereitete man auch in der Stadt nochmals alles zum letzten verzweifelten Widerstand vor. Man sah, wie in großen Massen formiert, die Türken westwärts in den Kampf zogen, es blieben aber noch genug Truppen im Lager zurück, um einen Sturm unternehmen zu können. Beklemmende Stille herrschte in der Stadt, nur unterbrochen

Einzug des Königs Johann Sobieski in das befreite Wien. (S. 84.)

vom Rollen des Geschützfeuers. Mit Spannung sah alles nach der Richtung, in welcher die Entscheidung über Wiens Schicksal fallen mußte. Denn daß dieses am Ausgang der Entsatzschlacht hing, darüber war kein Zweifel. Alle Widerstandsmittel der schwergeprüften Stadt waren erschöpft; die Wälle lagen in Trümmern und boten kaum mehr dem Fuß einen Halt, die meisten Geschütze konnten nicht mehr benützt werden, die Vorräte an Lebensmitteln und Munition gingen zu Ende, in den hohlwangigen Gesichtern war aber zu lesen, daß auch das, was bis jetzt das Beste zur heldenhaften Abwehr getan, die frische Kraft der Körper, der trotzige Wagemut der Seelen, neuen Proben nicht mehr gewachsen war. Eine ungeheure Angst, wie man sie vielleicht bis jetzt selbst mitten

im Wüten des Kampfes nicht gefühlt hatte, lag auf allen, die mit bangen Blicken nach der Richtung sahen, wo sich hinter wogenden Rauchballen das Geschick dieses Tages entschied.

Die Entsatzschlacht vom 12. September 1683.

In der zweiten Hälfte des August hatte sich Herzog Karl von Lothringen donauaufwärts gewendet, nur den General Schultz zurücklassend, der in einer Reihe von kleineren Gefechten den Türken vielen Schaden tat. Nur einmal noch kehrte er mit einer größeren Abteilung zurück, um dem das linke Ufer verheerenden Pascha von Warasdin eine vernichtende Niederlage beizubringen, die dessen Korps fast ganz aufrieb. Als Sammelpunkt des Entsatzheeres war Krems bestimmt worden und dort traf der Herzog alle Vorbereitungen für den Übergang auf das rechte Ufer. Ein durch das Waagtal anrückendes polnisches Korps unter dem Fürsten Lubomirski hatte sich schon vor Preßburg mit den kaiserlichen Streitkräften vereinigt und an dem Kampf gegen Tököly teilgenommen. Nun rückten langsam auch die anderen Hilfskontingente an. Am 6. August zog Kurfürst Max Emanuel von Bayern mit 11.000 Mann in Linz ein und setzte sofort den Marsch gegen Krems fort. Er war ein feuriger, tatenlustiger, junger Herr, aber ohne kriegerische Erfahrung und Feldherrntalent, so daß das eigentliche Kommando in den Händen des Generals Baron Degenfeld lag. Gegen Mitte August erreichten die Bayern Krems, während die Truppen aus Württemberg und Franken unter dem Prinzen von Waldeck erst am 2. August Passau erreichten, wo sie von Kaiser Leopold besichtigt wurden und dann in Eilmärschen nach Krems zogen, wo sie am 20. eintrafen. Gleichzeitig kamen auch die kleineren Kontingente mitteldeutscher Staaten und etwa 1000 Mann, die der Erzbischof von Salzburg sendete. Am spätesten von den Deutschen zog Kurfürst Johann Georg III. mit seinen Sachsen heran, der am 7. August erst in Dresden seine Truppen musterte, dann aber den Marsch so beschleunigte, daß er Ende August mit seinen ersten Kolonnen in Krems eintraf.

Türkisches Steingeschoß. (S. 87.)

König Johann III. Sobieski, der schon manchen Strauß mit den Türken ausgefochten und am 10. November 1673 bei der podolischen Festung Chocim einen herrlichen Sieg über sie erfochten hatte (Bild S. 65), vermochte nicht das vertragsmäßige Heer von 40.000 Mann rechtzeitig aufzubringen. Auf die dringenden Vorstellungen und die Nachricht von der begonnenen Belagerung Wiens entschloß er sich mit etwa 23.000 Mann am 26. Juli von Krakau aufzubrechen, nachdem Lubomirski mit einigen 1000 Mann schon früher den

kürzeren Weg durch das Waagtal eingeschlagen. Er rückte mit dem polnischen Hauptheer über Schlesien und Mähren nach Österreich vor und schon auf diesem Marsch zeigten sich seine Truppen als sehr unbequeme Gäste, deren Schalten kaum weniger drückend war als jenes der Feinde. Die polnischen Truppen erhielten sich nicht bloß ausschließlich durch Requisitionen, die oft gewaltsam eingetrieben wurden, sondern es kam zu förmlichen Plünderungen, die großen Schaden verursachten, aber auch oft zu Exzessen, Gewalttaten und Reibungen mit der Bevölkerung führten.

Am 30. August langte das polnische Gros mit dem Hauptquartier in Hollabrunn an, wo der Herzog von Lothringen sofort mit den Generalen Graf Montecucculi, Taaffe und Auersperg einen Besuch abstattete. Der König stellte dem Herzog dabei seinen Sohn Jakob mit den Worten vor: „Mein Sohn, lerne von diesem großen Kapitän, wie man Krieg führen muß." Doch stellten sich sofort recht dornige Etikettefragen ein und namentlich die Entscheidung über den Oberbefehl machte anfänglich Schwierigkeiten. Im „Leben Eugenii" heißt es: „Anfangs hatte der Kayser selbst in Willens die Armee in Person zu commandiren und sein Leben vor das Wohl der gantzen Christenheit zu wagen, woron ihn auch kein Minister abzubringen vermochte; allein der König in Pohlen war mit dieser tapffern Resolution gar nicht zufriden, denn er beklagte sich daß er dem Kayser zu lieb einen so weiten Weeg hiehero gethan hätte und jetzo nicht einmal die Ehre genissen dürffte, die Armee zu commandiren. Damit er ihn nun nicht disgustiren möchte, mußte der Kayser wider seinen Willen die Resolution aufgeben, sich selbst vor die Armee zu stellen und diesem König das Commando derselben überlassen." Nach diesem Verzicht des Kaisers, der sogar Sobieski einen goldenen Kommandostab übersendete, fiel das Oberkommando schon nach dem Rang an den König von Polen, die eigentliche Seele der weiteren Kriegführung blieb jedoch der Herzog von Lothringen, der das Terrain genau kannte und schon alle Vorbereitungen getroffen hatte. In einem zu Hollabrunn gehaltenen Kriegsrat nahm man die Vorschläge des Herzogs über die weiteren Operationen in ihrer Gänze an. Nach diesen sollten die Truppen aus dem Deutschen Reich bei Krems, die Kaiserlichen und Polen bei Tulln die Donau überschreiten, sich bei letzterer Stadt vereinigen und von dort den Marsch über das Kahlengebirge und den Wienerwald antreten.

Am 7. September übernahm König Johann Sobieski das Kommando und am gleichen Tag begannen die Bewegungen in der Weise, daß Prinz Karl von Lothringen mit den kaiserlichen und sächsischen Truppen den linken Flügel der Gesamtaufstellung bildete und längs der Donau gegen Klosterneuburg abwärts rückte, die Reichstruppen unter dem Kurfürsten von Bayern das Zentrum, die Polen unter König Johann Sobieski den rechten Flügel ausmachten. Der Gesamtstand der Entsatzarmee betrug etwa 87.000 Mann, davon waren 27.000 kaiserliche Truppen, 11.000 Bayern, 11.500 Sachsen, 8000 Franken und Württemberger, 3000 andere deutsche Hilfsvölker und 26.000 Mann Polen. Das Heer zählte 160 Geschütze; von diesen entfielen 70 auf die Kaiserlichen, 30 auf die Sachsen, 26 auf die Bayern, 14 auf die kleineren deutschen Kontingente und 30 auf die Polen. Bei den deutschen Korps dienten außer den beiden Kurfürsten Mitglieder fast aller Fürstenhäuser, je zwei Prinzen von Württemberg, Baden und Holstein, je drei von Pfalz-Neuburg, Sachsen und Anhalt, ein Prinz von Waldeck u. s. w. Dem rechten polnischen Flügel wurden noch vier Reiterregimenter, je ein kaiserliches, bayerisches, sächsisches und fränkisches zugewiesen. Der Zahl nach wäre dazu keine Veranlassung gewesen, aus sächsischen Archivsquellen aber geht hervor, daß diese Maßregel nötig war, um das Hauptquartier, die Artillerie und den

Train „wegen der Polackhen" zu sichern, die sich scharenweise auf das Marodieren verlegten und tatsächlich mußten wiederholt die tatarischen Reiter, die sich bei der polnischen Armee befanden, mit Anwendung von Waffengewalt im Zaum gehalten werden.

Der Herzog von Lothringen sendete sofort den General Heußler mit 600 Mann voraus, um Klosterneuburg zu besetzen und diesen wichtigen Ort gegen einen Handstreich der Türken zu sichern. Sie waren zwar gleich zu Beginn der Belagerung von Wien auch vor dieser Stadt erschienen und hatten am 16. Juli nach kurzem Kampf die untere Stadt genommen und vollkommen verwüstet. Ihre Versuche, sich auch der oberen Stadt und des Stiftes zu bemächtigen, scheiterten an der verhältnismäßigen Stärke der Befestigungen, von welchen sich Reste an der Nordseite noch bis heute erhalten haben, und an den guten Verteidigungsmaßregeln, welche der Stiftslaienbruder Marcellin Ortner im Verein mit Renteischreiber Widmann traf. Auf eine Bitte um Verstärkung sendete der Herzog von Lang-Enzersdorf aus einen Offizier, um zu untersuchen, ob die Befestigungen und die ganzen Verhältnisse Klosterneuburgs eine erfolgreiche Verteidigung hoffen lassen. Da dieser Bericht günstig lautete, sendete Karl von Lothringen nach und nach etwa 100 Mann mit einem Offizier, auch Lebensmittel und Proviant. Mit Hilfe dieser Verstärkung war es möglich, am 26. Juli, nachdem die Türken Bresche schossen, einen gewaltigen Sturm abzuschlagen, bei dem auch der kommandierende Pascha eine Verwundung erhielt. Nach diesem Mißerfolg blieb Klosterneuburg durch Wochen unbehelligt; Kara Mustapha, dem es an weitsichtigem Feldherrnblick fehlte, hatte offenbar keine Ahnung von der Bedeutung dieses Punktes, während der Herzog, der von vorneherein sich für den Marsch über den Wienerwald entschloß, um einen mühe- und gefahrvollen Donauübergang in der Nähe von Wien zu vermeiden, Klosterneuburg nicht aus den Augen verlor. An dessen Besitz hing ja der ungehinderte Vormarsch auf der am rechten Donauufer führenden Straße. Er ließ wiederholte Vorstöße nach dieser Richtung machen; bei einem derselben schlug General Heußler in der Nähe von Klosterneuburg eine starke türkische Abteilung am 8. August vollständig, um ihr viele Gefangene und 248 Kamele abzunehmen, die zu einer Fouragierung in diese Gegend kamen. Erst gegen Ende August, als den Türken endlich die Marschrichtung des Entsatzheeres klar war, dämmerte ihnen auch die Ahnung von der Bedeutung Klosterneuburgs für die weiteren Operationen auf. Die am 22. und 24. August gemachten Angriffe blieben aber erfolglos und seitdem Kara Mustapha in seiner Verblendung den Vorschlag abgewiesen hatte, schon dem Aufmarsch des Entsatzheeres hindernd entgegenzutreten, gab man wieder jedes Vorgehen gegen Klosterneuburg auf, obwohl noch immer ein starkes Korps dort lagerte. Auch dieses wurde im Anfang September in das Lager vor Wien gezogen, der Herzog von Lothringen sendete aber trotzdem den Feldmarschalleutnant Vecchia mit 200 Mann Polen und später, wie schon erwähnt, den tapferen Heußler mit größerer Verstärkung, um diesen für den sicheren und raschen Vormarsch unerläßlichen Platz zu behaupten.

Am 9. September rückte das Entsatzheer über das sogenannte Tullnerfeld bis zum Saum des Gebirges vor. Nun begannen aber ernste Schwierigkeiten, da die in drei Kolonnen marschierenden Truppen am nächsten Tage unter Führung von Jägern, Holzschlägern und anderen ortskundigen Leuten die oft steilen und für Kavallerie und Artillerie gar nicht zu passierenden Gebirgswege benützen mußten. Der rechte Flügel des Königs von Polen ging mit seinem Gros von Königstetten gegen den Tulbingerkogel vor, ein Teil der Polen mit den das Zentrum bildenden bayerischen und Reichstruppen benützte das Hagen-

und Kierlingtal, die Kaiserlichen und Sachsen des linken Flügels aber marschierten über Höflein teils auf der Straße nach Klosterneuburg, teils durchquerten sie, um die Verbindung mit dem Zentrum herzustellen, das Weidlingtal, in dem sie lagerten. Von hier schob der Herzog noch in der Nacht eine größere Abteilung der Sachsen auf den Kahlenberg vor. Kurz darauf machten nun auch die Türken — wieder viel zu spät! — einen Versuch, wenigstens diesen wichtigen Punkt zu besetzen; mit Kugeln empfangen, zogen sie sich aber ohne weiteren Kampf zurück. Die beiden Marschtage vom 10. und 11. September legten den Truppen, die meist, wie die Polen und Sachsen, ein so coupiertes gebirgiges Terrain nicht gewöhnt waren, große Strapazen auf. Dazu herrschte am 10. stürmisches, sehr kühles Wetter, während am 11. plötzlich drückende Hitze eintrat, die das Erklimmen der Berge noch beschwerlicher machte. In der Regel mußten die Pferde am Zügel geführt, die Geschütze konnten nur durch Menschenkraft auf die Höhen gebracht werden.

In den ersten Vormittagsstunden rückte eine Abteilung des kaiserlichen Fußvolkes auf den Leopoldsberg vor. Sofort ließ man unter Jubelgeschrei vom Schlosse eine gewaltige rote Fahne mit weißem Kreuz flattern, die als Zeichen der nahen Hilfe auch in Wien gesehen wurde. Kurz darauf versammelten sich auf dieser Höhe vor den Ruinen der alten Herzogsburg die Führer des Entsatzheeres zu einem Kriegsrat, an dem der König von Polen, die Kurfürsten von Sachsen und Bayern, der Herzog von Lothringen und die angesehensten Generale aller Korps teilnahmen. Von hier gewann man den ersten Überblick auf Wien und das Türkenlager, aber auch auf das noch zu durchschreitende, bergige, von vielen tiefen Einschnitten zerklüftete Terrain. Dieser Anblick machte den König von Polen, der nur die Ebenen seiner östlichen Heimat kannte, etwas bedenklich. Er konnte es gar nicht begreifen, daß die Türken keine Anstalten getroffen haben sollten, den Aufmarsch des Entsatzheeres zu hindern und wiederholte mehrmals in Bezug auf den Großvezier: „Cet homme est mal campé, c'est un ignorant, nous le batterons!" (Dieser Mensch hat eine schlechte Stellung gewählt, er ist ein Dummkopf, wir werden ihn schlagen.) Aber gerade diese offenkundigen Versäumnisse der türkischen Armeeleitung machten den König mißtrauisch, er fürchtete Hinterhalte, zu welchen allerdings das zu seinen Füßen ausgebreitete Gewirr von Hügeln, Hohlwegen, tief eingerissenen Wasserläufen mit den zahlreichen Ortschaften und festen Bauten genügende Gelegenheit zu bieten schien. Nur mit Mühe gelang es dem Herzog von Lothringen, der die verzweifelte Lage Wiens gut genug kannte, um jede unnötige Verzögerung des Entsatzes zu bekämpfen, die Unruhe und Bedenklichkeit des Königs von Polen soweit zu zerstreuen, daß man am ursprünglichen Plan festhielt. Doch beharrte Sobieski darauf, daß man am nächsten Tag nur bis an den Fuß des Gebirges vordringen und dort eine feste Stellung einnehmen solle; der eigentliche Schlachttag wurde erst für den 14. September festgesetzt. Doch kam es anders; der ungestüme Kampfesmut der kaiserlichen und deutschen Truppen und ihre überraschenden Erfolge erzwangen schon am nächsten Tage die Entscheidung.

In einem längeren Kriegsrat setzte man nochmals die Ordre de bataille und die jeder Abteilung zufallende Rolle fest. Die kürzeste, aber auch voraussichtlich kampfreichste Route fiel dem linken Flügel des Entsatzheeres zu, der über Nußdorf und Heiligenstadt vorzudringen hatte. Hier kommandierten unter dem Herzog von Lothringen der General der Kavallerie Graf Caprara, der Feldzeugmeister Graf Leslie, die Feldmarschalleutnants Markgraf Ludwig von Baden, Fürst Salm, Herzog von Croy, Fürst Lubomirski und die Generalmajore Mercy und Graf Taaffe. Das zum linken Flügel zählende

sächsische Korps befehligte Kurfürst Johann Georg III. und unter ihm der Feldmarschall Goltz, der Feldmarschalleutnant Flemming, die Generalwachtmeister Herzog Christian von Sachsen-Weißenfels, Graf Trautmannsdorf, Graf Reuß und Reitschütz.

Das Zentrum, das über den Kamm des Gebirges in das Sieveringertal vorzugehen hatte, kommandierte der Kurfürst von Bayern, dem Graf Degenfeld zur Seite stand. Seine Unterbefehlshaber waren der sehr tüchtige Feldmarschall Fürst Waldeck, die Feldmarschalleutnants Fürst Bayreuth und Freiherr von Leyhen, die Generalwachtmeister Münster, Barau, Steinau, Thüngen und Rumpel. Den Polen endlich, welche den rechten Flügel bildeten, fiel die Aufgabe zu, im Tale der Als über Dornbach und Hernals vorzubrechen und mit ihrer zahlreichen Reiterei von Hütteldorf aus an der Wien die Höhe der Schmelzebene zu gewinnen. Hier standen unter dem König Johann III. Sobieski dessen Generale, der Großfeldherr Stanislaus Jablonski, der Unterfeldherr Nikolaus Sceniaffsky, der Kronfähnrich Leszno Lesczinski, der Generalwachtmeister Stefan Biedzinski, die Generalleutnants Graf van den Hoff, der General der Artillerie Martin Konsky, die Generalmajore Janowski, Podolski, Rzewuski, Sapieha und Gorzinski. Von kaiserlichen und deutschen Generalen waren dem König von Polen zugeteilt der Fürst von Sachsen-Lauenburg, die Feldmarschalleutnants Graf Rabatta und Dünewald, die Generalmajore Gondola, Palffy und Buttler.

Unter Beratungen und Vorbereitungen verfloß der Rest des 11. September. Man lagerte in den Stellungen, von welchen aus am nächsten Tag der Vormarsch anzutreten war. König Johann Sobieski brachte die Nacht unter einem Baum, mit einem Sattel als Kopfkissen zu. Schon im Morgengrauen wurde es in allen Lagern der Entsatzarmee lebendig, rasch formierten sich voll Kampfbegierde die Abteilungen und die ersten Strahlen der prächtig emporsteigenden herbstlichen Sonne spiegelte sich in den Waffen und Küraſſen der alle Höhen bedeckenden christlichen Streiter. Nochmals kamen die meisten Führer auf dem Leopoldsberg zusammen, wo in der verfallenen Kapelle des Schlosses auf einem von Trommeln hergestellten Altar der berühmte Kapuzinerpater Markus Avianus eine Messe las, bei der ihm der König von Polen ministrierte. Darnach empfing dieser mit 33 katholischen Fürsten und Generalen die Kommunion und erteilte mit einer passenden Anrede seinem Sohn Jakob den Ritterschlag. Unter den Teilnehmern an dieser Versammlung war unter so vielen schon erprobten Kriegsmännern ein schmächtiger, kaum dem Knabenalter entwachsener Jüngling, aus dessen schmalem dunklen Antlitz zwei große Augen voll Kampfeslust strahlten. In nicht zu ferner Zeit sollte sein Ruhm den aller Anwesenden überstrahlen als eines der größten Kriegshelden seiner Zeit. Es war dies Prinz Eugen von Savoyen, dessen Bruder im Treffen bei Petronell gefallen war und der selbst tapfer seinen Degen in der Entsatzschlacht schwang. Vom Leopoldsberg weg begaben sich alle Führer zu ihren Abteilungen und um 6 Uhr gaben fünf Kanonenschüsse das Zeichen zum Beginn der verabredeten Bewegungen.

Kara Mustapha, von einem leichten Erfolg vor Wien fest überzeugt, wendete anfangs, wie wir wissen, der Kriegführung nicht viel Aufmerksamkeit zu. Und als er endlich gegen Ende Juli durch die schwieriger werdende Stimmung seines Heeres bewogen, selbst eingriff, betrieb er mit verbissener Wut die Belagerung, ohne sich zur Abwehr des drohenden Entsatzes vorzubereiten. Wenn er auch früher durch andere Leistungen seinen Ruf als Feldherr begründet gehabt hätte, so mußte dieser durch sein Verhalten vor Wien vollkommen erschüttert werden. Es fehlte ihm offenbar jede Fähigkeit, die großen Verhältnisse

eines Kriegsschauplatzes zu erfassen, die militärische Bedeutung einer gegebenen Örtlichkeit und die daraus fließenden Notwendigkeiten zu würdigen. Daß er den sich im schwierigsten Terrain vollziehenden Anmarsch des Entsatzheeres nicht zu hindern versuchte, war schon ein arger Fehler; ganz unerklärlich muß es aber erscheinen, daß er nicht einmal jene Punkte ausreichend besetzen ließ, deren Besitz den taktischen Aufmarsch des verbündeten Heeres zur Entsatzschlacht vor Wien vereitelt oder doch zum Gegenstand eines Kampfes gemacht haben würde, bei dem alle Vorteile der Stellung auf seiner Seite gewesen wären. Jede der drei Kolonnen des Entsatzheeres, die in dem eigenartigen Terrain kaum eine lückenlose Verbindung aufrecht erhalten konnten, mußte sich zum Angriff aus einem Defilé heraus entwickeln, bekanntlich eines der schwierigsten und vor einem entschlossenen Gegner auch gefährlichsten taktischen Manöver. Nur maßlose Selbstüberhebung, die dem Gegner auf jeden Fall gewachsen zu sein glaubt, kann solche Versäumnisse erklären.

Aber zu Kara Mustaphas Verteidigung kann nicht einmal die Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse und der einzig gebotenen Maßregeln angeführt werden. Sofort nach der Musterung seines Heeres am 7. September kam es im Lager vor Wien zu einem Kriegsrat, in dem einer der tüchtigsten türkischen Generale, der Schwager des Sultans, Ibrahim Pascha von Ofen, unter Zustimmung der meisten anderen Teilnehmer die Notwendigkeit entwickelte, die Belagerung von Wien aufzuheben, nur ein Beobachtungskorps zurückzulassen, mit der ganzen Macht aber dem Entsatzheer entgegenzuziehen. Dieses werde bei Ausnützung der türkischen Übermacht, wenn man die wenigen Straßen mit Befestigungen decke, die Wälder durch Verhaue sichere, den Vormarsch nicht erzwingen können. Müsse es aber weichen, so habe man in den zahlreichen leichten Reitern das Mittel in der Hand, auf die Flanken einzuwirken, während das nachfolgende Hauptheer den Rückzug des Gegners zu einer Niederlage machen könne. Dann sei der Entsatz auf absehbare Zeit vereitelt, der Fall von Wien gewiß. Aber der Großvezier, dessen Verhältnis zu seinen Unterbefehlshabern um seines Hochmutes willen nie ein gutes war und der besonders in Ibrahim einen gefährlichen Rivalen haßte, verwarf diesen ganz richtigen Vorschlag und beharrte darauf, die Belagerung fortzuführen und gleichzeitig unmittelbar vor und teilweise sogar in dem Lager den Kampf mit dem anrückenden Befreiungsheer aufzunehmen. Tatsächlich erst in der letzten Stunde mögen ihm arge Bedenken gegen die Richtigkeit seines Verhaltens gekommen sein. Am 11. September wirft er 12.000 Reiter und 5000 Janitscharen dem christlichen Heer entgegen, um einige wichtige Terrainabschnitte zu besetzen und dominierende Punkte in seine Gewalt zu bringen. Aber nun ist es zu spät; die Höhen sind schon besetzt und der Großvezier hat den Gegnern durch sein unbegreifliches und starrsinniges Zaudern auch noch den letzten Vorteil, den der überhöhenden Stellung, kampflos überlassen. So hat er sich in eine der gefährlichsten Lagen gebracht, die es geben kann, indem er nach der einen Front mit ungeschwächter Kraft die Belagerung fortsetzen ließ, die eine beträchtliche Zahl seiner besten Truppen festhielt, mit der anderen einen Gegner erwartete, den ein Mann von größerer Kriegserfahrung und geringerem Dünkel gewiß nicht unterschätzt hätte.

Vielleicht beruhte Kara Mustaphas Zuversicht auch nur auf dem Bewußtsein der numerischen Übermacht, die tatsächlich weitaus auf seiner Seite war. Der Widerstand, den er aber vor Wien fand und die wiederholten kleineren Schlappen, die seine Truppen erlitten hatten, konnten ihm doch eine richtigere Würdigung der beiderseitigen Kriegstüchtigkeit lehren. Eine Art von Ordre de bataille, die bei der Musterung am 7. September angeblich aufgestellt und im

türkischen Lager gefunden wurde, gibt den damaligen Stand der türkischen Armee vor Wien mit etwa 170.000 Mann an. Dies ist jedoch offenbar viel zu hoch gegriffen. Denn abgesehen davon, daß auch der Troß mitgezählt wurde, erscheinen auch die „hungarischen Völker" des Tököly mit 15.000 Mann angeführt, die doch nie vor Wien standen, und das Korps des Fürsten von Siebenbürgen mit 6000 Mann, das im August nach Raab abzog.

Schlägt man diese Posten und den größeren nicht kampffähigen Teil des Trosses ab, so wird man eine Zahl von etwa 140.000 Kombattanten erhalten, wovon Kara Mustapha nach Abschlag der im Lager und den Laufgräben verbliebenen Truppen mindestens 100.000 Mann in die Entsatzschlacht führen konnte, also immerhin noch eine ansehnliche ziffermäßige Übermacht, welche allerdings durch die ausgezeichnete Führung, die bessere soldatische Schulung und die Begeisterung der christlichen Streiter reichlich aufgewogen erscheint.

Auch der Großvezier gliederte seine Armee für den 12. September in drei Abteilungen. Den linken Flügel führte Ibrahim Pascha von Ofen, das Zentrum behielt er sich selbst vor und leitete den Kampf von einem kostbaren, mit Purpurstoff ausgeschlagenen und reich mit Gold verzierten Tragsessel aus. Den rechten Flügel endlich, der sich an den Donaukanal lehnte und dem eine Offensivrolle zugedacht war, führte Kara Mehemed Pascha von Diarbekir. Er zählte die größte Streitmacht unter seinem Befehl und hatte die Aufgabe, den linken Flügel des Entsatzheeres aufzuhalten und in das Kahlengebirge zurückzuwerfen, um dadurch die ganze Schlachtordnung des Gegners aufzurollen. Kara Mehemed, ein nicht unbegabter Führer, ließ noch in aller Eile geeignete Terrainabschnitte befestigen und Batterien errichten. Es war dies auch auf jener natürlichen Bodenerhöhung der Fall, die sich zwischen Sievering, Döbling und Gersthof erstreckt und die ganze Umgegend beherrscht.

Der Kampf entbrannte sofort nach dem Beginn der Bewegungen am Morgen des 12. September zwischen dem vom Herzog von Lothringen geführten linken Flügel der Entsatzarmee und dem rechten der Türken, welcher den Versuch machen sollte, die Entwicklung des Gegners zu hindern. Auf dem vielfach von Einschnitten und Hohlwegen durchschnittenen Terrain des Nußberges kam es zu Zusammenstößen, in welchen man sich ziemlich erbittert schlug. Obwohl die Türken hierher starke Kolonnen warfen und die eigentümliche Bodengestaltung zu Angriff und Verteidigung trefflich auszunützen wußten, gelang es doch den kaiserlichen Generalen Graf Caprara und Prinz von Croy Terrain zu gewinnen und gegen 8 Uhr stand man vor Nußdorf. Wiederholt war der Kampf sehr schwankend gewesen; zwei sächsische und einige kaiserliche Bataillone, die in der Nähe des Kahlenbergerdorfes noch in der Nacht leichte Verschanzungen aufgeworfen hatten, kamen durch die auf der Straße und in den Hohlwegen mit Übermacht vordringenden Türken in die schlimmste Lage, aus welcher sie nur durch rasch herangezogene ausgiebige Verstärkungen befreit werden konnten.

Eine wahre Blutarbeit war aber die Erstürmung von Nußdorf, das die Türken in eine Art von Sperrzitadelle verwandelt hatten, indem sie es durch Verschanzungen deckten und die einzelnen Gebäude zur Verteidigung einrichteten. Der Ort war sehr stark besetzt, und zwar meist mit der Elitetruppe der türkischen Armee, mit Janitscharen. Jedes Haus und jeder Graben, jeder Keller und jede Mauer wurde mit zäher Tapferkeit verteidigt, so daß alle Anstrengungen scheiterten. Erst als Feldzeugmeister Graf Leslie seine Artillerie vorzog und ein überlegenes Feuer gegen den Ort eröffnete, kamen die Türken in das Schwanken, Markgraf Ludwig von Baden ließ seine Dragoner, bei welchen sich auch Prinz Eugen von Savoyen befand, absitzen und ihrem und der kaiserlichen Infanterie Ansturm gelang es endlich, den Türken Nußdorf zu ent-

stets wieder zurück, ohne den Raum zur Entwicklung für ihre zahlreiche Reiterei gewinnen zu können. Sie brachten übrigens, wie die Berichte sächsischer Generale beweisen, überhaupt nur etwas mehr als 10.000 Mann in die Schlacht, da der größte Teil der Truppen durch Verzögerungen des Marsches noch weit zurück war. Wieder war die Lage gegen 3 Uhr nachmittag eine sehr schwankende und König Johann Sobieski verlangte dringend Verstärkungen, die ihm sofort an deutschen und kaiserlichen Truppen zugeschickt wurden. An der zähen Tapferkeit von vier deutschen Fußbataillonen, die an den Abhängen des Galitzynberges Stellung nahmen und am Eingreifen der bayerischen Artillerie brach sich die Macht des türkischen Angriffes und nun konnte endlich die polnische Reiterei sich formieren und die Vorwärtsbewegung auf der ganzen Schlachtlinie aufgenommen werden, der sich jetzt trotz seines Widerstrebens König Sobieski anschließen mußte.

Kapelle auf dem Leopoldsberg. (S. 89.)

Noch immer gab es aber harte Arbeit. Die Türken hatten die Einschnitte aller zum Donauarm fließenden kleinen Wasserläufe (Erbsenbach, Krottenbach, Döblingbach u. s. w.) stark besetzt und alle passenden Höhen rasch mit Verschanzungen versehen, an den Mündungen aller zur Ebene auslaufenden Wege waren Batterien angelegt, die stärkste auf jener schon erwähnten Höhe hinter Döbling, die noch heute den Namen „Türkenschanze" führt, aber nicht von den Türken geschaffen, sondern nur von ihnen benützt wurde. Bei einer vom Herzog von Lothringen abgehaltenen Besprechung mit den kaiserlichen und deutschen Generalen hatte man beschlossen, die bisher erfochtenen Vorteile sofort auszunützen und die Schlacht noch am heutigen Tage auszufechten, um den Türken nicht mehr Zeit zu neuen Widerstandsmaßregeln zu lassen. Mit frischer Kraft brach der linke kaiserliche Flügel abermals vor, um die Türken im ersten Anlauf über den Erbsen- und Krottenbach und aus Döbling hinauszuwerfen. Nach blutigem Ringen gelang es endlich den Sachsen und Bayern, den hartnäckigen Widerstand der die Schanzen zwischen Döbling und Währing verteidigenden Türken zu brechen, die Bayern rückten gegen Währing und Hernals vor und trugen dadurch dazu bei, den Polen Luft zu machen, die nun endlich auch mit ihrer Reiterei in der Schlachtlinie vorgehen konnten, die sich von den Höhen der Schmelz bis zum Donaukanal ausdehnte.

Nun ordnete der Herzog von Lothringen, um die Gegner zu umfassen, eine Rechtsschwenkung seiner Truppen an, eine Bewegung, welche trotz des andauernden Widerstandes in musterhafter Weise vollzogen wurde und den Kampf schon bis an das türkische Lager verlegte. Aus diesem begann zuerst die

reißen. Auch die [illegible] rechten Flügels und auc
Heußler und nun [illegible] von Ofen, weitaus der fähigst
des linken Flügels [illegible] sei und die Gefahr drohe
die unmittelbar ansch[illegible] er ließ daher die Angriffe gege
vorgedrungen, das [illegible] des linken Flügels an. Nu
der Herzog von L[illegible] verwegenen Hazardspielers ehe
weitere Vorschreite[illegible] an dem Gedanken fest, eine
der übrigen Schl[illegible] herstellen zu können. Durc
der Truppen und [illegible] im Zentrum die Janitscharen
ohnehin nicht zu [illegible] vordringenden bayerischen und
führten Gegner [illegible] Flügel aber ballte er eine gewaltige
Zentrum und [illegible] die sich unter Osman Agas
[illegible] weiten Fläche der Schmelz zwischen
[illegible] gewaltiger Kavalleriekampf, der durch
[illegible] Eingreifen einiger schwerer
[illegible] der Türken ausfiel. Nun
[illegible] nicht mehr zu halten sei, er
[illegible] jeder Viertelstunde mehr in eine
[illegible] Pascha und eilte in das Lager, um
[illegible] die Artillerie zu retten. Aber
[illegible] wilder Flucht drängte alles gegen
[illegible] und St. Marx die Straße nach
[illegible] schlug Kara Mustapha
[illegible] die Trümmer seines Heeres,
[illegible] Gegner und voraussichtlichen
[illegible] und einige andere Paschas hin-

[illegible] Ludwig Wilhelm von Baden
[illegible] über die Währingerstraße
[illegible] vor und brachte den
[illegible] unternommener Ausfall
[illegible] das Lager leer, nur
[illegible] bewies, daß die Wut der
[illegible] ausgetobt hatte.
[illegible] wird auf ungefähr
[illegible] die Angaben zwischen
[illegible] waren von den 16.000
[illegible] lagen krank oder
[illegible] Zivilbevölkerung, die mit
[illegible] kamen 1650 im
[illegible] hohe Zahl, die
[illegible] Gefahren der furcht-
[illegible] Karl von Lothringen
[illegible] als er hier alle Zeichen
[illegible] energische Ver-
[illegible] und sie vollkommen
[illegible] des sächsischen
[illegible] spielte, hielt auch
[illegible] eine Kriegslist
[illegible] an das ganze
[illegible] die ganze Nacht
[illegible] Truppen leistete

Die Entsatzschlacht am 12. September 1683.

reißen. Auch die hinter dem Ort errichtete Schanze nahm der tapfere Oberst Heußler und nun wogte der Kampf unter langsamem, aber stetigem Fortschreiten des linken Flügels der Entsatzarmee um das langgestreckte Heiligenstadt. Auch die unmittelbar anschließenden Sachsen waren unter harten Kämpfen bis Grinzing vorgedrungen, das Zentrum und der rechte Flügel aber noch weit zurück und der Herzog von Lothringen mußte sich schweren Herzens entschließen, das weitere Vorschreiten seiner Truppen zu hemmen, um den Zusammenhang mit der übrigen Schlachtlinie nicht zu verlieren. Da bei der Verschiedenartigkeit der Truppen und dem gebirgigen Terrain an eine Einheitlichkeit des Kommandos ohnehin nicht zu denken war, stellten sich Übelstände ein, die einem besser geführten Gegner gegenüber sehr gefährlich werden konnten. Während der vom Zentrum und dem rechten Flügel über den Kobenzl, Hermannskogel, Dornbach,

Überführung der großen Glocke von St. Stephan. (S. 88.)

den Galitzynberg und Hütteldorf auszuführenden Rechtsschwenkung entstanden wiederholt Unterbrechungen in der Schlachtlinie, die, wenn sie von den Türken benützt wurden, unheilvoll werden konnten.

Die dem Herzog von Lothringen aufgezwungene Pause benützten nun die Türken dazu, mitten in der Schlacht eine Verschiebung der Truppen vorzunehmen. Sie warfen große Massen vom rechten auf den linken Flügel, um den Polen das Vorbrechen aus den Walddefiléen bei Dornbach und Hütteldorf unmöglich zu machen. In der Tat soll auch König Sobieski, an seinem ursprünglichen Plan festhaltend, am Fuß des Gebirges Halt zu machen, entschlossen gewesen sein; als aber das Zentrum nun, nachdem der Aufmarsch vollzogen war, gleichfalls vorging, mußten sich die Polen anschließen. Ihnen warf sich nun Kara Mustapha mit ganzer Macht entgegen, da er einsah, daß er die bisherigen von den Verbündeten gegen seinen rechten Flügel errungenen Vorteile ihnen nicht mehr entreißen konnte. In der Tat wichen auch die aus den Wäldern vorbrechenden Polen vor den kräftigen Angriffsstößen der Türken

stets wieder zurück, ohne den Raum zur Entwicklung für ihre zahlreiche Reiterei gewinnen zu können. Sie brachten übrigens, wie die Berichte sächsischer Generale beweisen, überhaupt nur etwas mehr als 10.000 Mann in die Schlacht, da der größte Teil der Truppen durch Verzögerungen des Marsches noch weit zurück war. Wieder war die Lage gegen 3 Uhr nachmittag eine sehr schwankende und König Johann Sobieski verlangte dringend Verstärkungen, die ihm sofort an deutschen und kaiserlichen Truppen zugeschickt wurden. An der zähen Tapferkeit von vier deutschen Fußbataillonen, die an den Abhängen des Galitzynberges Stellung nahmen und am Eingreifen der bayerischen Artillerie brach sich die Macht des türkischen Angriffes und nun konnte endlich die polnische Reiterei sich formieren und die Vorwärtsbewegung auf der ganzen Schlachtlinie aufgenommen werden, der sich jetzt trotz seines Widerstrebens König Sobieski anschließen mußte.

Kapelle auf dem Leopoldsberg. (S. 89.)

Noch immer gab es aber harte Arbeit. Die Türken hatten die Einschnitte aller zum Donauarm fließenden kleinen Wasserläufe (Erbsenbach, Krottenbach, Döblingbach u. s. w.) stark besetzt und alle passenden Höhen rasch mit Verschanzungen versehen, an den Mündungen aller zur Ebene auslaufenden Wege waren Batterien angelegt, die stärkste auf jener schon erwähnten Höhe hinter Döbling, die noch heute den Namen „Türkenschanze" führt, aber nicht von den Türken geschaffen, sondern nur von ihnen benützt wurde. Bei einer vom Herzog von Lothringen abgehaltenen Besprechung mit den kaiserlichen und deutschen Generalen hatte man beschlossen, die bisher erfochtenen Vorteile sofort auszunützen und die Schlacht noch am heutigen Tage auszufechten, um den Türken nicht mehr Zeit zu neuen Widerstandsmaßregeln zu lassen. Mit frischer Kraft brach der linke kaiserliche Flügel abermals vor, um die Türken im ersten Anlauf über den Erbsen- und Krottenbach und aus Döbling hinauszuwerfen. Nach blutigem Ringen gelang es endlich den Sachsen und Bayern, den hartnäckigen Widerstand der die Schanzen zwischen Döbling und Währing verteidigenden Türken zu brechen, die Bayern rückten gegen Währing und Hernals vor und trugen dadurch dazu bei, den Polen Luft zu machen, die nun endlich auch mit ihrer Reiterei in der Schlachtlinie vorgehen konnten, die sich von den Höhen der Schmelz bis zum Donaukanal ausdehnte.

Nun ordnete der Herzog von Lothringen, um die Gegner zu umfassen, eine Rechtsschwenkung seiner Truppen an, eine Bewegung, welche trotz des andauernden Widerstandes in musterhafter Weise vollzogen wurde und den Kampf schon bis an das türkische Lager verlegte. Aus diesem begann zuerst die

Flucht, der sich endlich auch Truppen des türkischen rechten Flügels und auch des Zentrums anschlossen. Ibrahim Pascha von Ofen, weitaus der fähigste Kopf der Türken, erkannte, daß die Schlacht verloren sei und die Gefahr drohe, vom rechten Flügel her aufgerollt zu werden; er ließ daher die Angriffe gegen die Polen einstellen und ordnete den Rückzug des linken Flügels an. Nur Kara Mustapha, der die Hartnäckigkeit eines verwegenen Hazardspielers eher als die Übersicht des Feldherrn hatte, hielt noch an dem Gedanken fest, einen Umschwung herbeiführen und die Schlacht wieder herstellen zu können. Durch Entfalten der Fahne des Propheten stachelte er im Zentrum die Janitscharen zum tapfersten Standhalten gegen die ungestüm vordringenden bayerischen und fränkischen Truppen an; am äußersten linken Flügel aber ballte er eine gewaltige Reitermasse von fast 20.000 Mann zusammen, die sich unter Osman Agas Führung auf die Polen warf. Auf der weiten Fläche der Schmelz zwischen Breitensee und Ottakring entstand nun ein gewaltiger Kavalleriekampf, der durch tapfere Gegenangriffe der Polen und das rechtzeitige Eingreifen einiger schwerer deutscher Reiterregimenter gleichfalls zu ungunsten der Türken ausfiel. Nun sah auch der Großvezier ein, daß die Schlacht nicht mehr zu halten sei, er übertrug die Leitung des Rückzuges, der mit jeder Viertelstunde mehr in eine regellose Flucht ausartete, an Ibrahim Pascha und eilte in das Lager, um die dortigen Truppen zu sammeln und womöglich die Artillerie zu retten. Aber die Laufgräben waren schon verlassen, in wilder Flucht drängte alles gegen Osten, um über Schönbrunn, den Wienerberg und St. Marx die Straße nach Ungarn zu erreichen. Mit einer kleinen Reiterschar schlug Kara Mustapha den gleichen Weg ein. In Raab erst sammelte er die Trümmer seines Heeres, ergriff aber auch die Gelegenheit, um sich seiner Gegner und voraussichtlichen Ankläger zu entledigen, indem er Ibrahim und einige andere Paschas hinrichten ließ.

Kurz nach 5 Uhr rückte Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden mit den Reiterregimentern Heister und Hallewyl über die Währingerstraße bis zum Schottentor unter dem Spiel der Feldmusik vor und brachte den Wienern die Gewißheit ihrer Befreiung. Ein sofort unternommener Ausfall fand die türkischen Laufgräben und Batterien verlassen, das Lager leer, nur eine große Zahl von Leichen erschlagener Christen bewies, daß die Wut der Türken sich zuletzt an den unglücklichen Gefangenen ausgetobt hatte.

Der Verlust des Entsatzheeres in der Schlacht wird auf ungefähr 4000 Mann geschätzt, bezüglich der Türken schwanken die Angaben zwischen 15.000 und 25.000 Mann. Während der Belagerung waren von den 16.000 Mann der militärischen Besatzung 5000 umgekommen, 2000 lagen krank oder verwundet in den Spitälern. Von der bewaffneten Zivilbevölkerung, die mit dem höchsten Stande auf 4000 Köpfe berechnet werden kann, kamen 1650 im Kampfe und an der Seuche um, eine verhältnismäßig sehr hohe Zahl, die unwiderleglich beweist, daß diese Männer alle Leiden und Gefahren der furchtbaren Zeit in vollstem Ausmaße mittrugen. Herzog Karl von Lothringen rückte bis in das türkische Lager vor und schlug, als er hier alle Zeichen der völligen Deroute der türkischen Armee sah, eine sofortige energische Verfolgung vor, um ihr keine Zeit zur Sammlung zu lassen und sie vollkommen zu zersprengen. König Johann Sobieski, der nach den Akten des sächsischen Kriegsarchivs eigentlich die Rolle eines Siegers wider willen spielte, hielt auch jetzt noch an der Vorstellung fest, dieser fluchtartige Rückzug könne eine Kriegslist sein; er betonte auch die Erschöpfung seiner Truppen und erließ an das ganze Heer den strengen Auftrag, unter Androhung der Todesstrafe, die ganze Nacht Bereitschaft zu halten. Von Seite der kaiserlichen und deutschen Truppen leistete

Die Entsatzschlacht am 12. September 1683.

man Gehorsam; die Polen aber ergossen sich noch in der Nacht in das Lager, um nach Herzenslust zu plündern. Der König selbst brachte die Nacht im Zelte des Großveziers zu.

Nach der Entsatzschlacht.

In ungestümster Weise machte sich der Jubel laut, als man endlich in der auf das äußerste gebrachten Stadt die Gewißheit eines glücklichen Ausganges der Schlacht und damit der Errettung aus den beispiellosen Schrecken einer neunwöchentlichen Belagerung erfuhr. In weiser Vorsorge hatte das Stadtkommando für diesen Abend ein strenges Verbot, die Stadt zu verlassen, verlautbart. Zusammenstöße mit etwa noch im Lager zurückgebliebenen Türken, oder auch mit den das Lager durchwühlenden Polen waren gar nicht unwahrscheinlich. Die letzteren sicherten sich ja nicht allein die erste Auswahl, sondern sie ließen sich bei dieser durch keinerlei falsche Bescheidenheit beeinflussen. Es gilt dies für Hoch und Nieder, vom König bis zum letzten masurischen Sensenträger des polnischen Heeres. In einer mit den tatsächlichen Vorgängen des Kampfes allerdings nicht übereinstimmenden gleichzeitigen Darstellung heißt es: „Die beste Beute aber machte hochbelobter König von Polen, welcher mit dem Säbel in der Hand in die dickesten Schaaren der Feinde eindrang und das türkische Panier, den Roßschweif an einer Lanzen, nebst des Mohameds Hauptfahne sammt einen unbeschreiblichen auf viele Millionen an Gold, Silber, Juwelen und Präziosen gerechneten Schatz, nebst der Kanzlei und Kriegskassa eroberte.“ Nun, „mit dem Säbel in der Faust“ erwarb sich der König von Polen, dessen Tapferkeit in dem großen Reitergefecht am Ende der Schlacht allgemein anerkannt wird, wohl die reiche Beute nicht, dagegen sorgte er mit jener klugen Voraussicht, welche auch seine Leute trotz des strengen Verbotes noch in der Nacht in das Lager führte, sofort dafür, daß dessen wertvollster Teil, das Zelt des Großveziers mit dem Hauptquartier ihm gesichert bleibe. Das Verdienst der Polen im Jahre 1683 soll durch solche Konstatierungen durchaus nicht geschmälert werden, wo es unantastbar ist; es liegt aber auch gar kein Grund vor, es in jener Weise zu vergrößern, wie es mit Verkennung der tatsächlichen Verhältnisse durch solange Zeit geschah. Ganz unanfechtbare historische Belege zeugen dafür, daß König Johann III. Sobieski und seine Polen durchaus in der Entsatzschlacht nicht jene ausschlaggebende Rolle spielten, die sie sich später selbst zuschrieben und dazu benützten, alle Ehren und Vorteile des gemeinsamen Sieges für sich allein zu beanspruchen.

Als am 13. September morgens das Verbot des Lagerbesuches aufgehoben wurde, strömte alles aus der Stadt hinaus. Die Palisaden wurden überstiegen, über die Trümmer der Bastionen kletterte man, um nur ja auch etwas von der Beute zu erlangen, an der nun auch die deutschen Truppen einen Anteil bekamen. Sie war trotz der schon getroffenen Auslese noch groß genug. An 25.000 Zelte, darunter manche sehr kostbare der Befehlshaber, 20.000 Büffel und Rinder, viele Pferde, Kamele und Maultiere, dann riesige Vorräte an Proviant, Getreide, Mehl, Reis, Zucker und viele Säcke mit dem damals noch ganz unbekannten Kaffee — „leguminum que Coffé vocitant“ (ein Gemüse, das Coffé genannt wird), sagt ein gleichzeitiger Bericht — boten sich da zur Auswahl und wer Glück und Spürsinn hatte, konnte auch wohl auf verborgene Geldsäcklein und Kostbarkeiten stoßen, die von den Türken auf ihren Raubzügen zusammengebracht waren. Den edelsten und kostbarsten Teil der ganzen unermeßlichen Beute sicherte sich Bischof Kolonitsch; er sammelte

die im Türkenlager hilflos zurückgelassenen christlichen Kinder, deren Eltern umgekommen oder in die Sklaverei geschleppt waren, um sie in die Stadt zu bringen und für ihr weiteres Fortkommen zu sorgen.

Übrigens war das türkische Lager kein angenehmer Aufenthalt. Überall lagen Leichen, die Äser gefallener Tiere, ganze Berge von Unrat, so daß ein unerträglicher Gestank herrschte und man, um dem Ausbruch von Seuchen vorzubeugen, die Truppen des Entsatzheeres nicht im türkischen Lager bequartierte, sondern in eigenen Kantonnements bei St. Marx, Schwechat u. s. w. Ganze Züge von Arbeitern wurden aus der Stadt hinaus gesendet, um große Gruben auszuheben, in welchen die Leichen und die gefallenen Tiere verscharrt wurden. Einige durch den Mutwillen von Lagerbesuchern verursachte Explosionen boten auch Veranlassung, die zurückgebliebenen großen Munitionsvorräte unter Bewachung zu stellen, um sie nach und nach in die Stadt schaffen zu lassen.

Im Laufe des Vormittags besichtigte der König von Polen mit dem Herzog von Lothringen, den beiden Kurfürsten und einem großen Gefolge das türkische Lager und die Verteidigungswerke, wobei man sich nicht genug wundern konnte über die Widerstandsfähigkeit der Stadt, für deren heldenmütige Verteidigung die zertrümmerten Werke und der Zustand der meisten Gebäude beredtes Zeugnis ablegten. Schreibt doch König Johann Sobieski selbst an seine Gemahlin, die Stadt sehe wie eine Stätte des Jammers aus, die Mauern der kaiserlichen Burg seien durchlöchert wie ein Sieb und die Werke in einem Zustand, daß sie kaum mehr zwei Tage zu halten gewesen wären. Von allen Seiten überhäufte man den zur Begrüßung erschienenen Stadtkommandanten Grafen Starhemberg mit bewundernder Anerkennung der bewiesenen Standhaftigkeit und Umsicht.

Nachmittags hielt der König von Polen in Begleitung des Kurfürsten von Bayern, seines Sohnes und der polnischen Generale beim Schottentor seinen Einzug in Wien. Der Kurfürst von Sachsen, der überhaupt nicht im besten Einvernehmen mit dem König von Polen stand, der Herzog von Lothringen und die übrigen deutschen Fürsten hielten sich bei diesem Anlasse ferne, da sie nicht ohne Grund eine Rücksichtslosigkeit darin sahen, daß man nicht die Ankunft des am nächsten Tag eintreffenden Kaisers zum Einzug in dessen Residenzstadt abwartete. Die ganze Sache war etwas theatralisch arrangiert; dem König wurden kostbare erbeutete Fahnen und Roßschweife vorgetragen und er gefiel sich darin, sich als Erretter und Befreier von der freudetrunkenen Bevölkerung umjubeln zu lassen, die ihm als nominellen Führer der Entsatzarmee überschwänglich dankte, während sich jene Männer, welchen wirklich das Hauptverdienst zukam, bescheiden zur Seite hielten. (Bild S. 72.) In der Jesuitenkirche am Hof und in der Stephanskirche wohnte der König einem Dankgottesdienst bei, nahm dann in der Wohnung des Stadtkommandanten in der Krugerstraße die Vorstellung des Stadtrates entgegen, um am Abend zu seinen Truppen zurückzukehren.

Der nächste Tag brachte die Ankunft des Kaisers Leopold, der von Klosterneuburg abwärts ein Schiff benützte und beim Rotenturm ausstieg, wo Herzog Karl von Lothringen, die Kurfürsten von Bayern und Sachsen und der Stadtkommandant ihn empfingen. Der Einzug erfolgte, wie üblich, vom Stubentor aus; hier begrüßte der zeitweilige Vorsitzende des Stadtrates, Daniel Focky, an der Spitze der übrigen städtischen Repräsentanten den Kaiser mit einer Ansprache und empfing dagegen den in warmen Worten der Anerkennung ausgesprochenen Dank für die bewiesene Ausdauer und Opferwilligkeit der Bürger. Zum Empfang in den Straßen war die gesamte Bürgerwehr ausgerückt, auch die Freikompagnien waren als Spalier aufgestellt. In der Stephanskirche

wohnte der Kaiser dem Tedeum bei, um dann in die Stallburg zu ziehen, da die Hofburg so arg mitgenommen war, daß sie nicht als Wohnung benützt werden konnte. Tiefe Rührung übermannte den Kaiser wiederholt, als er beim Zug durch die Straßen auf Schritt und Tritt die Zeichen der furchtbaren Heimsuchung vor Augen sah — zerschossene oder in Trümmer liegende Häuser, beschädigte Kirchen, aufgerissenes Pflaster, in manchen Straßen die Anstalten zu verzweifeltem Widerstand, Leichen, Kranke und Verwundete unter freiem Himmel und hohlwangige Menschen, aus deren Zügen alle Leiden einer schweren Zeit sprachen.

Am nächsten Tag, dem 15. September, ritt der Kaiser bei St. Marx hinaus, um die Truppen der Entsatzarmee zu besichtigen. Zuerst standen bei Simmering die kaiserlichen Regimenter, dann kamen die deutschen Hilfskontingente und zuletzt zwischen Schwechat und Mannswörth die Polen, wobei auch die erste Zusammenkunft zwischen dem Kaiser und dem König Johann Sobieski stattfand. Nach allen übereinstimmenden Berichten von Augenzeugen verlief sie sehr kurz und mit zeremonieller Kühle. Der Polenkönig ritt dem Kaiser einige Schritte entgegen, man begrüßte sich mit abgenommener Kopfbedeckung und wechselte einige verbindliche Worte. Auf den Dank des Kaisers für die geleistete Hilfe erwiderte Sobieski, er sei erfreut, daß er diesen kleinen Dienst leisten konnte. Angeblich verletzt, weil Leopold I. bei der Vorstellung des Prinzen Jakob den Hut nicht zog, wozu er nach dem am kaiserlichen Hof üblichen Zeremoniell nicht verpflichtet war, verabschiedete sich der König von Polen und ritt in sein Lager zurück, ohne den Kaiser bei der Besichtigung des polnischen Heeres zu begleiten.

Ein reiches Füllhorn verdienter Ehren und Gnaden ergoß sich über alle, die sich während der Belagerung hervorgetan hatten. Graf Starhemberg erhielt ein Geschenk von 100.000 fl. und die Ernennung zum Feldmarschall, dem Bischof Kolonitsch erwirkte der Kaiser den Kardinalshut, auch die verdientesten Stadträte mit Focky und Hocke an der Spitze wurden in Anerkennung, daß „der Rat und die gesamte Bürgerschaft durch mutige Aussetzung ihres Guts und Bluts, durch eilfertige Herbeischaffung aller nötigen Verteidigungsanstalten, durch unverdrossene Sorgfalt in Verpflegung der Kranken und Verwundeten, in Abwendung und Tilgung aller Feuersgefahren, durch Bewaffnung aller zum Krieg fähigen Einwohner, nicht wenig zur Erhaltung der Stadt beigetragen", mit goldenen Medaillen an gleicher Kette und der Verleihung von Titeln ausgezeichnet. Aber auch die Stadt wollte sich gegen jene Männer, welche Leib und Leben an die Erhaltung Wiens gesetzt hatten, dankbar erweisen. Es heißt darüber in den städtischen Aufschreibungen: „Nachdeme Ein löbl. Statt-Rath in Consideration gezogen, waßmassen eine hoch Adeliche Allhier hinterlassene gesambte Generalität bei jüngsthin höchstbeschwerlicher aber mit Gottes Hilff überstandener langwühriger belagerungslast Ihre hochrühmliche Sorgfältigkheit und müheſame beschäfftigung wider den Erbfeindt zur gänzlicher befreyung diser höchstberühmbten kayserlichen Haubt und Residenz Statt Wienn getreuist zu erkhennen gegeben, dahero derselben mit einer geziemenden gedächtnuß neben ablegung schuldigster dankhsagung zubegegnen Gemeiner Statt Unumbgenglich zustehen will und nun Ihro Excellentz herrn Grafen Capliers als Directori deß Gehaimen Guberni 1500 fl. in Gold, Ihro Excell. herrn Generalen von Stahremberg als gewesten Commandanten 1000 Duggaten in specie mit fernerer Versprechung der künfftigen Steyer Befreyung dero Behausung" u. s. w. mit kleineren Beträgen für die übrigen namhafteren Befehlshaber der Besatzung.

In welcher Weise Koltschitzky seine Verdienste zur Geltung zu bringen suchte, werden wir an anderer Stelle nachweisen. Da aber neben dem Lohn der

Verdienste gern der Gegensatz genannt wird, ist hier wohl der Platz, auch dem weiteren Schicksal Kara Mustaphas einige Worte zu widmen. Seine Versuche, der vollkommen geschlagenen und entmutigten Armee einen Halt zu geben, erwiesen sich vergeblich. Er mußte seinen Rückzug bis Belgrad ausdehnen und dort ereilte ihn sein Schicksal. Alle die mächtigen Gegner, die sein Hochmut ihm geschaffen und die er sich durch sein grausames Vorgehen gegen Ibrahim und andere Paschas neu erworben hatte, vereinigten sich zu seinem Sturz und rangen dem Sultan den Todesbefehl für den früheren allmächtigen Günstling ab. Am 25. Dezember 1683 erschienen die Abgesandten des Sultans in Belgrad mit der verhängnisvollen seidenen Schnur, welche zu seiner sofortigen Erdrosselung benützt wurde. Als fünf Jahre später die kaiserlichen Truppen siegreich in Belgrad einzogen, übergab man eine Moschee den Jesuiten und als man bei Nachgrabungen auf einen Leichnam stieß, der als jener des Großveziers Kara Mustapha bezeichnet wurde, trennte man den Kopf ab, um ihn samt dem Totenhemd an den Kardinal Kolonitsch zu senden in Erinnerung daran, daß der Großvezier vor Wien den Schwur ablegte, mit eigener Hand dem Bischof den Kopf abzuschlagen. Kardinal Kolonitsch widmete den Kopf, das Totenhemd und die gleichfalls eingesendete Schnur der Stadt Wien, welche diese Raritäten bis zum heutigen Tage in besonderen Glasschränken in dem meist den Erinnerungen an das Jahr 1683 gewidmeten Saal des städtischen Waffenmuseums aufbewahrt.

Später tauchten aber Zweifel an der Echtheit des Schädels und der übrigen Gegenstände auf, da türkische Quellen bestimmt behaupten, Kara Mustapha sei gar nicht in Belgrad, sondern in Adrianopel begraben worden. Diese Zweifel bestimmten den berühmten Orientalisten und Geschichtschreiber des Osmanischen Reiches, Josef Freiherr von Hammer-Purgstall, die Frage einer genauen Untersuchung zu unterziehen, deren Ergebnis gleichfalls dahin ging, daß hier eine natürlich unabsichtlich geschehene Verwechslung vorliege. Alle gleichzeitigen türkischen Quellen, die doch allein in Betracht kommen können, bezeichnen übereinstimmend Adrianopel als Bestattungsort des Großveziers Kara Mustapha und tatsächlich fand Freiherr von Hammer-Purgstall dort ein als solches bezeichnetes Grab desselben. Auch das mit türkischen Schriftzeichen ganz bedeckte Totenhemd gibt durchaus keinen Anhaltspunkt, um es mit Sicherheit als von Kara Mustapha stammend, bezeichnen zu können, denn es enthält Sprüche aus den Suren des Korans, Gebete u. s. w., wie sie früher stets auf solchen türkischen Leichengewändern angebracht wurden. Es mag ja sein, daß Kopf und Hemd auch von einem mit der seidenen Schnur des Sultans überraschten Würdenträger stammen, denn solche Exekutionen trafen bis in die neuere Zeit herauf in Ungnade gefallene türkische Größen sehr häufig und die kaiserlichen Soldaten, welchen das Grab in Belgrad als die Ruhestätte eines in dieser Weise umgekommenen Mannes bezeichnet wurde, mochten es im guten Glauben für jenes des Kara Mustapha halten. Trotzdem können die von einem so bedeutenden Gelehrten, wie Freiherr von Hammer-Purgstall es war, aufgeworfenen Bedenken gegen die Stichhältigkeit der Bezeichnung dieser Gegenstände als von Kara Mustapha herstammend, nicht als unbegründet von der Hand gewiesen werden. Saal IV des städtischen Waffenmuseums enthält fast ausschließlich Erinnerungsstücke aus dem Jahre 1683, darunter die Marmorbüsten des Herzogs Karl von Lothringen und des Stadtkommandanten Grafen Starhemberg, eine in der Schlacht bei Hamsabeck erbeutete türkische Blutfahne, die im Jahre 1683 von der Freikompagnie der Bäcker gebrauchte Fahne, zahlreiche aus türkischen Waffen und Beutestücken gebildete Trophäen und auch einige aus türkischen Geschützen geschleuderte Steinkugeln. Im Heeresmuseum wird im 1. Waffensaal, Schautisch 1, Nr. 4, ein schwarzer Filzhut

des Obersten Heister aufbewahrt, den am 7. August 1683 bei Abwehr eines Sturmes eine noch dabei befindliche eiserne Pfeilspitze durchbohrte, die den Träger des Hutes erheblich verwundete.

Einen der von den Türken als Geschoß verwendeten Steine bewahrt das Haus Sterngasse Nr. 3 (alt 507), nämlich einen am Schlußstein eines Gewölbbogens in starken Eisenbändern aufgehängten unregelmäßigen Stein. Die dazu gehörige Tafel enthält die Inschrift: „Anno 1683 Jahr dem 20. July ist dieser Stein aus Einer Mörser V. dem Dürckhen aus der Leopoldtstatt herein geworffen Worden, Wegt 79 Pfundt." (Bild S. 73.) Ähnliche Denkzeichen, namentlich eingemauerte Kugeln, welchen meist ein Türkenkopf beigegeben war, gab es früher an vielen Häusern, doch sind weitaus die meisten bei Neubauten verschwunden. Auch am Stephansdom, der eine Zielscheibe der türkischen Kugeln und angeblich von 1000 Schüssen getroffen wurde, befinden sich mehrere solche Denkzeichen aus dem Jahre 1683. An einem Pfeiler des Hochturmes neben der Sakristei ist über dem Grabstein des Professors der Medizin Franz Emerich, der 1570 starb, in ziemlicher Höhe ein steinerner Türkenkopf in einem offenbar von einer Kugel herrührenden Loch eingemauert, mit der Inschrift: „Schau, Mahumed, du Hund, 1683." Auch am nächsten Pfeiler, über dem Grabstein des Sebastian Hueber, der die Bekehrung des Paulus darstellt, ist ein Türkenkopf mit einer Kugel eingemauert. Um alle Schäden, die dem ehrwürdigen Bau von St. Stephan in der Belagerung widerfuhren, auszubessern, bedurfte es einer Arbeit von vier Jahren und eines Aufwandes von 3500 Gulden. Dabei sind aber die Kosten für die Herstellung des Daches nicht eingerechnet, das so arg beschädigt war, daß man es, bis die erforderlichen glasierten Ziegel hergestellt werden konnten, mit einer „auff Ziegelart gestrichenen Leinwaht" überzog.

Neben der „Starhemberg-Bank", die schon erwähnt wurde, enthält der Hochturm des Domes auch noch ein anderes interessantes Schaustück, das die Erinnerung an das Türkenjahr wach erhält. Es ist dies die berühmte große Glocke, im Volksmund wegen ihres nervenerschütternden dröhnenden Schalles die „Pummerin" genannt. Kaiser Josef I., nach dem diese Glocke auch die Bezeichnung der „Josefinischen" erhielt, gab 1710 dem „k. k. Stück- und Glockengießer" Johann Aichammer, auch Achammer oder Aichhammer, den Auftrag zur Ausführung des Gusses, zu dem er 180 bei der Flucht der Türken zurückgelassene Kanonen mit einem Metallgewicht von 330 Zentner und außerdem 40 Zentner Zinn erhielt. Die Herstellung des Gußofens kam auf 279 Gulden, die ganzen Kosten beliefen sich auf nahezu 20.000 Gulden. Die „Pummerin", deren Guß am 21. Juli 1711 glücklich vor sich ging, ist eine der größten, durch ihren reichen Bilderschmuck aber auch eine der schönsten existierenden Glocken. Sie wiegt allein 324 Zentner, der Helm wiegt 70, der Klöppel 7 Zentner 35 Kilogramm, so daß sich ein Gewicht von 402 Zentner ergibt, das nur von der übrigens geborstenen Glocke in Moskau und jener in Erfurt übertroffen wird. Die Gesamthöhe beträgt nahezu 3 Meter, der Durchmesser 3·5, der Umfang 9·5 Meter, die Gußdicke des Mantels am Anschlag des Klöppels 21 Zentimeter.

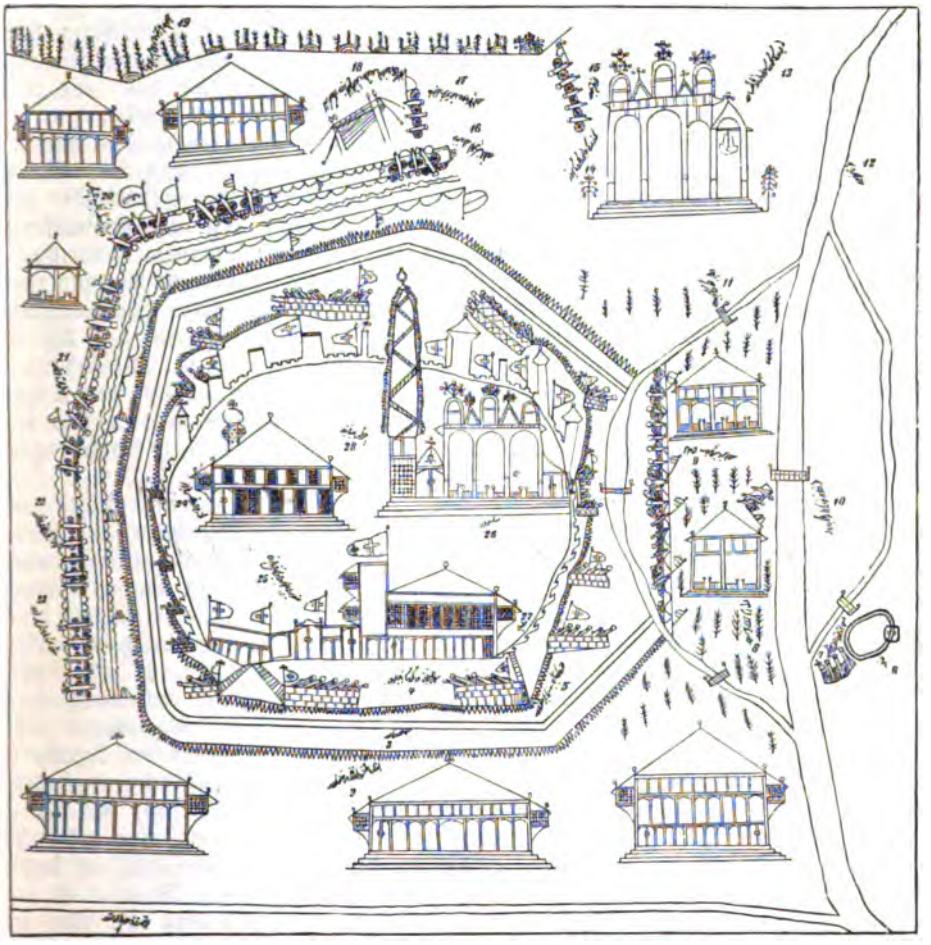
Als es sich darum handelte, die vollendete Glocke von der Gußstätte, die sich auf dem Terrain der Häuser Nr. 1 bis 16 der Stuckgasse im VII. Bezirke befand, an den Bestimmungsort zu schaffen, wählte man den Umweg über das ganze Glacis bis zum Rotenturmtor. Von diesem bis zu St. Stephan ließ der Magistrat die Straßen genau untersuchen, ob sich nicht unterirdische Gewölbe darunter befinden, die durch die ungeheure Last zum Einsturz gebracht werden könnten. Auf einem dazu gebauten Wagen zogen 200 Menschen die Glocke am 20. Oktober 1711 unter großem Volkszulauf zu St. Stephan (Bild S. 80), wo sie am 15. Dezember 1711 von dem Fürstbischof Franz Ferdinand Freiherr

von Rummel geweiht und mit einem besonders konstruierten Hebewerk in den Turm aufgezogen wurde. Wegen ihrer gewaltigen Last ruhte sie, wie noch jetzt, auf starken Stützen, die herabgeschraubt werden konnten, wenn sie geläutet werden sollte. Zum ersten Male erscholl ihr Klang beim Einzug des aus Spanien rückkehrenden Kaisers Karl VI. am 26. Januar 1712. Nach einer Sage soll sie einen durch die ganze Stadt hallenden einzelnen Schlag getan haben, als am 9. Dezember 1712 ihr Schöpfer Meister Achammer starb. Sie kam nur bei sehr seltenen Gelegenheiten zur Anwendung und bald wird es niemand mehr geben, der ihren Schall gehört hat, der namentlich in der Umgebung des Turmes von überwältigender Klangwirkung war. Da man die früher öfter auftretenden Baugebrechen des Hochturmes zum Teil auch auf die mächtige, durch das Läuten der „Pummerin" hervorgebrachte Erschütterung zurückführte, erfolgte seit dem letzten Neuaufbau, der 1865 zur Vollendung kam, ein Verbot des weiteren Gebrauches dieser Riesenglocke.

Denkmal zur Erinnerung an die Befreiung Wiens 1683, im St. Stephansdome. (S. 90.)

In der nächsten Umgegend von Wien kommen gleichfalls mehrfach Erinnerungen aus dem Türkenjahr 1683 vor. Neben der von Schwechat nach Ungarn führenden Reichsstraße steht an der Stelle, wo die Begrüßung zwischen Kaiser Leopold I. und dem König von Polen stattfand, ein unmittelbar darauf errichtetes Denkmal, ein auf vier Kugeln ruhender Obelisk mit der Inschrift in lateinischer Sprache: „Im 26. Jahre der glorreichen Regierung Kaiser Leopold I. am 15. September kamen die zwei größten Monarchen Europas, der eben genannte Leopold der erlauchte Kaiser und Johann III. König von Polen, nach der glücklichen Befreiung Wiens von der Belagerung, nachdem das ungeheure Heer der Feinde in die Flucht gejagt worden war, nachdem man sich der ehernen Geschoße und des Proviants derselben bemächtigt hatte, an dieser Stelle im Angesichte ihrer siegreichen Heere zusammen, begleitet von einer großen Schar von Fürsten, Heerführern und Großen des Reiches, um sich gegenseitig Glück zu wünschen."

Auf der Höhe des Leopoldsberges entstand 1693 an der Stelle, wo Markus Avianus vor der Entsatzschlacht den Führern des Heeres die Messe gelesen hatte, infolge eines Gelübdes des Kaisers die noch heute bestehende Leopoldskapelle (Bild S. 81), in welcher stets am 12. September ein Dankgottesdienst für die Errettung Wiens abgehalten wird. Auch das nahe Klosterneuburg besitzt außer den Resten der alten Befestigungen, die Zeugen der



Türkischer Plan von Wien aus der Zeit der Belagerung 1683. (S. 90.)

mannhaften Verteidigung waren, manche Erinnerungen aus jener drangvollen Zeit. Im Stifte bewahrt man türkische Waffen und Trophäen auf, im Kreuzgang aber befinden sich die Grabdenkmäler von zwei in der Entsatzschlacht gefallenen Helden, des braunschweigischen Obersten Karl Freiherrn von Pohland und des polnischen Generals Stanislaus Potocki, Starost von Halicz. Auch der Kreuzgang des Klosters Maria-Enzersdorf zeigt in einer Mauernische eine schaurige Erinnerung an die vollkommene Zerstörung des Ortes und der Klostergebäude; es ist dies der Schädel eines zurückgebliebenen und

von den Türken ermordeten Laienbruders, der noch die Merkmale der furchtbaren Verletzungen zeigt.

All diesen gleichzeitigen von historischem Interesse verklärten Denkzeichen einer ereignisreichen Zeit reihen sich jene künstlerisch vollendeten Monumente an, die in Anknüpfung an die zweihundertjährige Gedächtnisfeier der Leiden und der Befreiung Wiens entstanden sind. Das dem verdienten Bürgermeister Liebenberg errichtete Denkmal fand schon Erwähnung, es bleibt also nur mehr das herrliche in der Halle des Hochturmes aufgestellte „Befreiungsdenkmal" von Prof. Hermann Helmer anzuführen, das 1893 zur Enthüllung kam. (Bild S. 88.) Das auf einem Sockel ruhende wirkungsvolle Monument stellt ein sich zwischen je zwei gekuppelten Säulen öffnendes Portal vor, aus dem Graf Starhemberg, umdrängt von bewaffneten Bürgern und Soldaten, reitet; über ihm schwebt ein Siegesengel. Zu beiden Seiten stehen unmittelbar auf dem Sockel, dessen Platte die Namen aller an der Verteidigung und dem Entsatz der Stadt hervorragend mitwirkenden Personen enthält, die Standbilder des Kardinals Kolonitsch und des Bürgermeisters Liebenberg. Der Gesimskranz über dem Portal und den Säulen trägt die Inschrift: „Gloria victoribus". Darüber erhebt sich ein Aufbau, dessen Mittelschild das kaiserliche Wappen zeigt und über dem abschließenden Rundbogen steht die von einer Strahlenglorie umgebene heil. Jungfrau, flankiert von den knienden Figuren des Kaisers Leopold I. und des Papstes Innozenz XI. Zu beiden Seiten dieses Mittelaufbaues sind über den Doppelsäulen die Standbilder der Führer des Ersatzheeres angebracht und zwar rechts der König Johann von Polen und der Kurfürst Max Emanuel von Bayern, links Herzog Karl von Lothringen und Kurfürst Johann Georg von Sachsen.

Als Kuriosität ist ein im türkischen Lager aufgefundener und sicher von türkischen Ingenieuren verfertigter Plan von Wien zu bezeichnen, der diese, obwohl sie den Ruf sehr guter Kriegsbaumeister besaßen, doch als arge Stümper in topographischen Aufnahmen kennzeichnet. Der Plan, der in bunten Farben ausgeführt ist und eine sehr ansehnliche Größe hat, da er fast 10 Meter breit und noch etwas höher ist, befindet sich in Ödenburg im Privatbesitz und trägt die türkische Aufschrift: „Abbildung der Festung Wien in Österreich —" „Vegij Ostrikion" — authentisch dargestellt." Ohne die beigegebene Erklärung wäre die ganze Darstellung unverständlich, ja es würde sich der Gegenstand nicht erraten lassen, dem sie gilt. Die innere Stadt ist nur mit drei Gebäuden bezeichnet, deren eines, mit einem hohen Turm versehen, die Stephanskirche (auf dem Bilde S. 89 mit der Nummer 26 bezeichnet), ein anderes (24) die Burg vorstellen soll. Die Stadt ist von doppelten Mauern umgeben; eine davon ist niedrig und mit Türmen besetzt, die zweite ist mit Bastionen verstärkt, auf denen sehr viel aufgestelltes Geschütz eingezeichnet ist. Außer den Mauern ist der Stadtgraben (3) und die mit Palisaden besetzte Contreescarpe (2). Wie im Innern der Stadt, so sind auch die Vorstädte nur durch einzelne phantastisch gestaltete Häuser angegeben, und es ziehen sich von der Wieden (23) bis gegen das Schottentor (16) große, mit Geschütz besetzte Schanzen. Desgleichen ist eine starke Schanze in der Leopoldstadt (6) gegen die Stadt und eine kleine zunächst der großen Donaubrücke (10) ersichtlich. Auf den meisten fortifikatorischen Werken der Stadt sind Fahnen mit darauf angebrachtem Kreuze aufgepflanzt, jene türkischerseits sind auch mit Fahnen geziert, aber es ist entweder auf denselben gar keine Darstellung oder die eines Säbels ersichtlich. Die Bergeskette des Kahlengebirges (19) ist in ergötzlichst naiver Weise dargestellt. Jenseits der Donau erblickt man die Wolfsschanze (6) mit einer gegen das türkische Lager gerichteten Batterie.

Die in türkischer Sprache gegebenen Erklärungen auf dem Plane lauten deutsch folgendermaßen: 1. Der in den Hauptstrom gehende Fluß. 2. Die außerhalb des Grabens befindlichen Palisadenwerke. 3. Der Festungsgraben. 4. Die vor Sultan Soliman aufgeworfenen Schanzen. 5. Die innerhalb des Grabens aufgeworfenen Palisadenwerke. 6. Schanzen. 7. Die Brücke, an der Hussain-Bey ertrank (Brücke über die große Donau). 8. Der auf der Insel befindliche Garten (die Favorita oder Augarten nämlich). 9. Das Heer des auf der Insel postierten Hormuz Pascha. 10. Die über die Donau führende Brücke. 11. Die auf die Insel führende Brücke. 12. Der Donaustrom. 13. Die auf dem Wege, auf dem das Heer marschierte, befindliche Kirche (St. Marx). 14. Der Platz, auf dem das Heer der Ungläubigen anrückte. 15. Die Geschütze der Ungläubigen. 16. Die Heeresabteilung des Defterdar Achmet Beg. 17. Die gegen das Heer gerichteten Geschütze. 18. Der Ort, wo der Großvezier, als er den Ungläubigen bei ihrem Anrücken entgegenzog, Platz faßte. 19. Der Berg, welcher ober der Festung Wien sich befindet (Kahlenberg). 20. Die Schanzen des Großveziers. 21. Die Heeresabteilungen des Kara Mustapha. 22. Die Heeresabteilung der Janitscharen. 23. Die Heeresabteilung des Osman Pascha Ibrahim. 24. Das am Rande der Stadt stehende Gebäude (kaiserliche Burg). 25. Die Planbezeichnung: Abbildung der Festung Wien, authentisch dargestellt. 26. Die Kirche (St. Stephan). 27. Kloster. 28. Gebäude.

Wenn man nun diesen Plan samt Zeichnung und Erklärungen betrachtet, zeigt sich vor allem darauf ein schwerer topographischer Fehler — die Zeichnungen und Erklärungen zunächst des Donauufers sind an der geradezu entgegengesetzten Seite angebracht; denn 6. die Wolfsschanze; 7. die Brücke über die große Donau und 8. die Favorita (Augarten) gehören hinauf an Stelle 13., dagegen diese letztere (Kirche zu St. Marx) gehört dafür an die Stelle der obigen Lokalitäten. Wie schon erwähnt, stellt die ganze Arbeit den zeichnerischen Fähigkeiten der Türken ein sehr schlechtes Zeugnis aus, was gewiß dadurch zu erklären ist, daß der Koran die Nachbildung des Menschen und „aller Werke Gottes" strenge verbietet.

Die Befreiung Wiens wurde überall und von ganz Europa mit Enthusiasmus vernommen, vielleicht mit alleiniger Ausnahme Ludwig XIV., des „Allerchristlichsten Königs von Frankreich", der durch einen Sieg der Türken vollkommen freie Hand zu weiterer Beraubung Deutschlands erhalten hätte. Eine Unzahl von Büchern, Flugschriften und Gedichten erschien, welche die Vorgänge der Belagerung erzählten, die tapferen Verteidiger priesen und schonungslosen Spott auf die Besiegten häuften.

Auch zahlreiche Medaillen wurden auf die Verteidigung und den Entsatz von Wien geprägt, die teilweise zu den großen Seltenheiten gehören. Durch vollendete künstlerische Ausführung ragt jene hervor, welche auf der Vorderseite von links nach rechts die Brustbilder Papst Innozenz XI., des Kaisers Leopold I., des Königs von Polen und des Dogen Marc Antonio Giustiniani zeigt. Auf der Rückseite befindet sich ein zu dem in Wolken schwebenden Kreuz auffliegender Doppeladler mit dem österreichischen Bindenschild auf der Brust, in der einen Kralle Szepter und Lorbeerzweig, in der anderen Schwert und Palme tragend, die beiden Köpfe mit der Kaiserkrone und Tiara gekrönt. (Bild S. 96.)

Natürlich konnte ein so bedeutungsvolles Ereignis, wie es die Belagerung und Befreiung Wiens war, auch nicht ohne Einfluß auf die davon betroffene Bevölkerung und deren öffentliches Leben bleiben. Gerade durch ein Jahrhundert zog alljährlich am 12. September unter großem kirchlichen Gepränge eine Prozession von der Augustinerkirche in den Stephansdom, wo ein Dankgottesdienst abgehalten wurde. Im Jahre 1784 fand diese Feier zum letzten Male

statt. In Hernals, wo sich in früheren Zeiten das Volksleben Wiens in aller Ungebundenheit breit machte, erinnerte lange Zeit ein lärmendes Volksfest, der „Eselsritt", an die schimpfliche Flucht der Türken von Wien. Man hielt ihn stets am Tage des Kirchweihfestes unter großem Zudrang von Schaulustigen ab und er kann wohl als Vorläufer der später in manchen Vororten eingeführten Faschingszüge gelten.

Einer vielverbreiteten Tradition nach soll ein in der Grünangergasse Nr. 8 (alt 841) ansäßiger Bäckermeister Peter Wendler, dessen Stammbaum man sogar auf jenen mythischen Bäckergesellen zurückführt, der 1529 am Heidenschuß die angebliche Mine entdeckte, nach 1683 zuerst jenes echte Wienergebäck, die Kipfel, gebacken haben, welchen er aus Hohn für den so schmählich diskreditierten Halbmond die bekannte zweigehörnte krumme Form gab. Diese Annahme läßt sich nun nicht bestreiten; ganz unzulässig ist aber die Ableitung des Namens Kipfel davon, daß der als Vorbild dienende Halbmond früher am „Gipfel" des Stephansturmes angebracht war. Denn die Bezeichnung Chife, Chipfe kommt schon viel früher vor, so z. B. bei der Schilderung des Weihnachtsfestes Herzog Leopold des Glorreichen, wo Hans Enenkel die Wiener Bäcker schon „Chipfen" darbringen läßt, die also offenbar schon damals eine Art Luxusgebäck waren, über dessen Form wir aber nichts wissen. Die sprachliche Ableitung dieses Wortes kommt offenbar von dem alten kifen, soviel wie kauen, knabbern, woran noch unser Kiefer als das dazu gebrauchte Werkzeug erinnert. Jener Peter Wendler muß aber ein sehr unternehmender Mann gewesen sein, denn er errichtete auch eine Filiale seines Wienergeschäftes in Baden und führte dort die neue Gebäcksform ein, die als „Badener Kipfel" zu besonderem wohlverdienten Ansehen gedieh. Nicht ohne Interesse ist auch eine Notiz im Badener Pfarrprotokoll, welche besagt: „1712. 3. April ist begraben worden Hans Michael Mustapha, ein getauffter Türckh und gewester Pfründler in dem Bürgerspital allhier." Man hat es hier sicher mit einem der Nachzügler, vielleicht mit einem Verwundeten aus dem Heere Kara Mustaphas zu tun, der sich mit guter Miene in das Unabänderliche fügte, um sich in höherem Alter der Annehmlichkeiten des Bürgerspitales in Baden zu erfreuen.

Am 18. September folgte das Entsatzheer den Türken nach, um noch im gleichen Jahre Gran zu nehmen und dann in einer Reihe von glänzenden Siegen den Türken ganz Ungarn zu entreißen. In Wien sah man den abziehenden Truppen mit einem Gefühl der Erleichterung nach, so hoch man auch die geleistete Waffenhilfe anschlagen mochte. Zahlreiche Berichte und ämtliche Eingaben aus jener Zeit stimmen darin überein, daß die fremden Truppen, besonders aber die Polen, fast ebenso schlimm hausten, wie es die Türken getan. In einem dieser Schriftstücke wird geklagt: „Die Pohlnische, Bayrische und andere diesen und die nachfolgende Tag in denen Vorstätten gelegenen Auxiliar-Völcker haben die von denen Feinden noch übrig gelassene vil tausend Emer Wein, theils außgetrunken, theils mit hinweg genommen, theils muthwilliger Weise außrinnen lassen, denen Väßer die Boden außgeschlagen und hinein geschossen und dardurch der Burgerschafft und denen so in ihren Häusern und Garten in denen Vorstätten Wein gehabt, vil tausend Gulden Schaden zugefügt." Namentlich die polnischen Truppen requirierten wie in Feindesland, sie traten sogar mit offener Gewalt gegen die Proviantvorräte der kaiserlichen Armee auf, so daß der gewiß zu jeder Rücksicht auf die Bundesgenossen geneigte Herzog von Lothringen den Befehl ergehen ließ, sie, wenn keine Abmahnungen fruchteten, mit den Waffen abzuweisen. Darüber zeigte sich wieder König Johann sehr verletzt und er schreibt nach Hause, er sei froh aus einem Lande zu kommen, wo man auf seine Leute zu schießen drohe.

Die früheren Vorstädte mußten sich in der Tat im Zustande vollkommener Verwüstung befinden. „Diejenige, welche in denen Vorstätten hin und wieder eygene Wohnungen neberst Gärten gehabt und solche bey Anfang der Belägerung hatten verlassen müssen, verfügeten sich nunmehro selbige zu besichtigen, hinauß, fanden sie aber in einem so übel zugerichteten Zustande, daß sich ihrer viel darinnen kaum mehr selber erkenneten, alldieweilen in denen Zimmern und Gewölbern viel niedergemachte Menschen-Cörper lagen, die Wässer in denen Kellern zerschlagen und der Wein darinnen herumbschwamme, hingegen seynd etliche Zimmer und Gewölber mit Fleisch, Inschlitt, Schmaltz, Oehl, Ochsenhäuten und andern Sachen mehr, wie auch die Hoffstätt mit Holtz und Eysen gantz voll außgefüllet gewesen, welch Sachen dann etlichen Hauß-Herren und Innwohnern gar wohl zu statten kommen."

Das waren aber Ausnahmen, die nur „etlichen" zugute kamen, die meisten Häuser hatten durch den Brand, das Schalten der Türken und das Feuer aus der Stadt soviel gelitten, daß sie nur als Ruinen gelten konnten und von Grund auf neu gebaut werden mußten. Als im Dezember 1683 ein Landtag in Linz zusammentrat, schilderten die Vertreter des vierten Standes die Lage von Wien in folgender Weise: „Betreffent nun die Häuser in der Stadt sind selbe durch das schröckliche Schuessen und Bomben Einwerfen des Feinds, abtragung der Täcker und Tachstuel dergestalt durchlöchert und zerschossen worden, daß sie, absonderlich bey denen derzeit so theuern Holz und Materialien, abgang der Zimmerleut und begehrenden großen Lohns mit großen Unkosten reparirt werden müssen, unterdessen einigen nuzen nicht daraus zu erheben, massen annoch von solchen Häusern an die 10.000 fl. an Versloßenen Steuern ausständig, und seind der bürgerlichen nicht mehr als 926, freihäusser 207 und 20 Clöster, von welchen Häusern leider nur 265 von denen würklichen Bürgern, die übrigen von denen Cavaglieren, Hoffbedienten, Universitätischen, Niederlägern und andern besitzt werden, und die Bürgerschaft von Zeit der Belägerung dergestalt abgenomben, daß derer an der Zahl nicht über 1300 sein werden, und disse müssen noch zusehen, daß ihnen die allzuhäufige Hoffbefreyte, Niederläger, unzahlbare sich aller Orten und Winkhel aufhaltenden Frötter und Stöhrer ohne reichung einiger Kreutzer Steyrn oder Gaben, die wenige Nahrung entziehen, bey ereignenter Feindtsgefahr aber mit Ihren gewonnenen Guett hinweg ziehen, und dem armen Bürger allein zur Statt Defension in Stich lassen. Man will nicht sagen, was die arme Bürgerschaft Vor- In- und nach der Belägerung an Wein hergeben, täglich schanzen, an extra ordinari Quartierungen neben den Hoff- und Statt Quardi Soldaten Quartiren, und andere Beschwernüssen ausgestanden, die Vermögens-Steyer reichen, sich verproviantieren müssen, und was für grossen Schaden selbe gelitten. Indeme nach auffgehebter Belägerung die Kayss., pollnische und andere Soldatesca daß ienige, waß der Erbfeindt übriggelassen, genzlich verwiestet, viel tausend Emer Wein verderbt und hinweg genommen, die Eisne Gätterthüre und Fenster und sogar die Eisene Schliessen aus denen Gemäuer und alles anderes Eisenwerkh hinweg gerissen und dadurch ganze Gepäu verdorben haben."

Auch an den Kaiser direkt wendete sich die Gemeinde, um durch dessen Einflußnahme die Erwerbsmöglichkeit zu heben, den tief gesunkenen Wohlstand der Stadt wieder auf eine höhere Stufe bringen zu können. Es war eine etwas bunt zusammengewürfelte Liste von Vorschlägen, die man dem Kaiser unterbreitete. Obenan unter den Wünschen stand die Erweiterung des Burgfriedens, die aber erst 1698 zur Ausführung kam; weiters war es gewiß nicht unbillig, daß die Gemeinde für sich und die einzelnen dabei beteiligten Bürger die Rückzahlung der an den Hof geleisteten Geldvorschüsse betrieb und verlangte, daß

statt der zu Klöstern einbezogenen oder wegen Kirchenbauten verschwindenden Bürgerhäuser andere Realitäten als solche erklärt werden sollten. Aber man bat auch um eine vier- bis sechsjährige Steuerbefreiung, das Verbot der Einfuhr fremder Weine sollte erneuert, die Monopole aufgehoben, das Weinausschänken der Hofbediensteten und Stadtquardiasoldaten untersagt werden. Ganz wunderlich klingt es für jene Zeit, daß der Stadtrat den Kaiser auch bat, ein strenges Mandat an die Geistlichkeit zu erlassen, das dieser verbietet, unmündige Bürgerskinder in die Klöster zu locken, um sie dort anzuhalten und die Töchter gegen den Willen der Eltern zu „unanständigen Heirathen" zu bereden.

Eine der schlimmsten Folgen des Kriegsjahres 1683 war die ungeheuere Ausdehnung des Bettelwesens. Die früheren langen Kriege hatten schon eine allgemeine Verarmung mit sich gebracht und vor Beginn der Belagerung mußte man mehrere tausend Bettler und Vaganten aus der Stadt schaffen, da sie in friedlichen Zeiten eine arge Belästigung, während eines feindlichen Einfalles zu einer Gefahr werden konnten. Kaum waren aber die Tore wieder offen, so kehrte der ganze Schwarm nach Wien zurück, reichlich vermehrt durch verabschiedete Soldaten, obdach- und erwerbloſe Leute aus den zerstörten Orten im Lande, aber auch durch zahlreiche recht zweifelhafte Individuen, die zwar am Tag dem Bettel nachgingen, bei passender Gelegenheit aber auch stahlen und zur Nachtzeit die Straßen unsicher machten. Noch bis in den Beginn des nächsten Jahrhunderts wirkten die Folgen des Kriegsjahres nach; sie zeigten sich in einer erschreckend großen Zahl von Verbrechen, gegen welche auch die Härte der damaligen Kriminalgesetze ohnmächtig blieb.

Zur Geschichte des Kaffeehauswesens in Wien.

Ob sich, wie vielfach behauptet wird, der Gebrauch des Kaffees, ja sogar die Kenntnis dieses aromatischen Trankes in Wien, wirklich von der zweiten Belagerung Wiens durch die Türken herschreibt, ist mindestens zweifelhaft. Doch bis zu einem gewissen Grad verlangt ja die Lokaltradition ihr Recht und sie will sogar in dem vielgenannten Kundschafter Koltschitzky den ersten Kaffeesieder Wiens kennen.

In wiederholten Eingaben brachte Koltschitzky seine Verdienste zur Geltung und verlangte dafür, obwohl er ohnehin die ausgesetzte Belohnung von 100 Dukaten erhalten hatte, noch verschiedene andere Begünstigungen „als höchstverdienten Lohn", darunter sogar die Überlassung eines städtischen Hauses. Seine an die Gemeinde gerichteten Bittschriften sind ergötzlich durch ihre maßlose Selbstüberschätzung und die schwulstige Schreibweise, in welcher er eine sehr lückenhafte Belesenheit verwertet, wenn er darauf verweist, daß „die Römer gegen ihren Curtium, die Lacaedemonier gegen ihren Pompilium (!), die Athenienser gegen ihren Seneca (!)" sich großmütig erwiesen haben, also die Wiener gegen ihren Koltschitzky „nit kargen" dürften. Über Vorschlag des Oberkämmerers Focky ließ man, um den zudringlichen Bittsteller los zu werden, diesem die Wahl zwischen drei mit etwa 400 Gulden bewerteten Häusern in der Leopoldstadt. Damit war aber Koltschitzky nicht zufrieden und verlangte ein von ihm bezeichnetes Haus, das den doppelten Betrag kostete. Darüber entspann sich eine recht unerquickliche Korrespondenz, bis dem Stadtrat die Geduld riß und er erklärte, es habe ein- für allemal bei seiner ersten Entscheidung das Bewenden. So kam Koltschitzky nebst seiner Gattin Maria Ursula in den bücherlichen Besitz des Hauses 285 in der Leopoldstadt (heute

Haidgasse Nr. 8). Er verkaufte es schon 1686 und starb als kaiserlicher Hofcourier an der „Hektika" im Alter von 54 Jahren in der Stadt im Hause zum „Roten Kreuz", heute Domgasse 6 (alt 845) am 20. Februar 1694.

Für die in der Wiener Lokaltradition ganz allgemein verbreitete Annahme, daß Koltschitzky die im türkischen Lager vorgefundenen Kaffeevorräte, mit welchen man nichts anzufangen wußte, erbeten habe, um daraus den ihm von seinem Aufenthalt in der Türkei wohlbekannten duftenden Trank zu brauen, findet sich trotz alles Forschens in den Akten keinerlei Beweis. Man nimmt an, daß er zuerst den Kaffee, den er in einer Kanne und mit den Tassen auf einem Brett herumtrug, in den Straßen feilbot und so stellt ihn in türkischer Kleidung eine recht hübsche in Metall getriebene Figur von Bildhauer Pendl dar, die an der Ecke des Hauses Nr. 56 der Favoritenstraße und Koltschitzkygasse angebracht ist. Später soll er mehrere kleine Lokale in der Stadt zum Ausschank des Kaffees benützt haben, zuletzt jenes im verschwundenen Schlossergäßchen „zur blauen Flasche", heute Stock-im-Eisenplatz 8.

Von seinen Erben soll das nachgerade in Flor gekommene Geschäft in die Leopoldstadt verlegt worden sein, und zwar in eine ebenerdige Baute links an der damaligen Schlagbrücke, deren Abbildung (S. 97) beigegeben ist. Allen diesen durch nichts bewiesenen Annahmen steht eine grundbücherliche Notiz bei dem 1792 abgebrochenen Hause Nr. 928 am Stock-im-Eisenplatz entgegen, daß in diesem mit dem obengenannten nicht identischen Hause 1700 das „erste Kaffeegewölb" gewesen sei, ohne daß übrigens zu ersehen wäre, ob hier der Trank oder die Bohnen zuerst zum Verkauf gelangten. Obwohl sich an Koltschitzkys Tätigkeit als Kaffeeschänker auch allerlei anekdotische Züge knüpfen, wie z. B. daß er nach seiner Lieblingsansprache „Bruderherz" an die Gäste im Volksmunde selbst den Scherznamen „Bruder Herz" erhalten habe, ist die Frage, ob er tatsächlich der erste Cafétier Wiens gewesen sei, nicht zweifellos klargestellt.

Bei der großen Bedeutung, welche aber die Kaffeehäuser für das gesellschaftliche, zu Zeiten auch für das literarische und politische Leben Wiens besaßen, ist hier wohl der Platz, einige Bemerkungen über die Entwicklung des Kaffeehauswesens in Wien einzuschalten. Eine Stelle in einem viel späteren Akt der Hofkanzlei aus dem Jahre 1747, welche besagt, daß „dazumal, das ist anno 1683 der Caffee alhier noch ganz nicht in schwung gangen", ließe sich auch so deuten, daß dieses Getränk zwar schon bekannt war, aber nur selten genossen wurde. Und in dem gleichen Akt heißt es: „Nach der Belagerung von Wienn hat ein gewisser Griech Namens Theodat, welcher in Zeit der Belagerung alle Brief aus- und eingetragen, zur billichen Belohnung die Freyheit erhalten, den Caffee in einem offenen Gewölb ausschänken zu dürfen." Viele Anzeichen deuten darauf, daß man sich während der Belagerung außer Koltschitzky und Michaelowitz noch anderer unbekannter Spione und Kundschafter bediente und auf diese Art wäre eine Verwechslung mit dem ersteren leicht erklärt. Mehrere andere Griechen, welche ähnliche Dienste leisteten, bewarben sich um die gleiche Erlaubnis, so daß 1700 Kaiser Leopold I. vier solchen Leuten die Erlaubnis erteilte, „den Caffee ordentlich auszuschänken". Jedenfalls fand die neue Institution raschen Anklang, es bewarben sich auch Wiener um diese Erlaubnis und 1714 bestimmte eine hohe Obrigkeit, es sollten in Wien nicht mehr als elf Kaffeehäuser bestehen; warum nicht einmal ein zwölftes geduldet werden sollte, ist gewiß schon damals wenigen Leuten einleuchtend gewesen. Das Bedürfnis, das stets über solche papierene Verbote hinwegschreitet, kehrte sich auch an diese Festsetzung nicht, denn Küchelbäcker, der zur Zeit Karl VI. in Wien war, berichtet schon: „Und gleichwie Thee, Caffé und Chocolade nunmehro durch gantz Europa nur allzu bekannt und im Gebrauch und Schwange

ist, also findet man allhier biß an die dreyssig Caffé-Häuser, allwo man auch allerhand Sorten kühlende Wasser und Liquers verkaufft und sich mit Billard-Spielen divertiren kann. In solchen trifft man gemeiniglich die Novellisten (hier als „Neuigkeitsjäger" gebraucht) an, oder diejenigen, so sich um Zeitungen bekümmern, die Gazetten lesen, darüber discuriren und allda von Krieg und Frieden decidiren." Eine andere gleichzeitige Quelle geht näher auf diese Seite des Kaffeehauslebens ein, indem sie sagt: „Die Stadt Wien ist voll Kaffeehäuser. Einige davon sind in besserem Rufe als die andern, weil stets solche Zeitungs-Doctores hineinkommen, welche mit einer unzweifelhaften Versicherung von den wichtigsten Ausschlägen urtheilen und mit ihren Meinungen allezeit in den politischen Überlegungen die Anderen übertreffen, waß ihnen eine so grosse Hochachtung zuwege bringt, daß Viele ihretwegen dahin kommen, um sich mit Märchen und Narrenspossen zu bereichern, welche sie hernach kreuzweise durch die Stadt wiederum an den Mann bringen. Es ist nicht zu glauben, wie groß die Freiheit ist, welche man sich in diesen Wäschereien gibt, wo man nicht allein ohne alle Bescheidenheit die Aufführung der Generale und Minister, sondern auch das Leben des Kaisers sogar selbst durchzieht."

Medaille auf den Entsatz von Wien (S. 91.)

Übrigens blieb es bald nicht beim Kaffee, und als 1747 die „Wasserbrenner" bittere Klagen über den Schaden führten, der ihnen durch die Kaffeehäuser erwüchse, verbot die Regierung diesen, „denen Gästen keine kalten, sondern nur die warmen Lustgetränke zu reichen". Die Kaffeesieder ihrerseits wieder waren sehr entrüstet, daß auch „Wirte und Traktöre mit Kaffee handelten" und die Regierung verbot auch dies mit der Ausnahme, daß das Verlangen erfüllt werden dürfe, wenn ein Gast unmittelbar nach der Mahlzeit oder im Hotel eine Tasse Kaffee begehre, „weil ansonsten auch niemandem in einem Privathaus, welcher darin Kost und Logis um die Bezahlung hat, das Frühstück und der Caffee nach dem Mittagsmal abgereichet werden dürfte".

Im Jahre 1735 zählte man schon 37 Kaffeehäuser und unter Maria Theresia, die denselben nicht sehr günstig gestimmt gewesen zu sein scheint, stiegen sie auf 46. Wunderlich klingt eine Verordnung der Kaiserin aus dem Jahre 1760, „daß den Caffeesiedern die Außtheilung aller geschriebenen Blätteln bei Niederlegung ihres Gewerbes" verboten werde, man scheint also diese Lokale damals mit Umgehung der Zensur zur Verbreitung bedenklicher Nachrichten oder Pasquille und Satiren verwendet zu haben. Eine andere Verordnung von 1770 bestimmt, daß „alle Kaffeegewölber" künftighin an Sonn- und Feiertagen bis Mittag geschlossen zu sein haben, nur den Reisenden könne „ohne dem geringsten Getöße einiges Getränk verabreicht werden". Der bekannten Sittenstrenge Maria Theresias entspricht es, daß sie anordnet, es müßten alle Kaffeehäuser ebenerdig gelegen und mit Fenstern versehen sein, es dürften ch zur Nachtzeit die Fensterläden nicht vorgelegt und verriegelt werden. Mit licher Naivetät heißt es zur Begründung: „allermassen auf solche Weise die e und unerlaubte Spiele oder einschichtige Zusammenkünfte ganz füg- aufgehoben werden." Sehr unwirsch lautet ein anderer Erlaß aus dem hre 1770, worin die Kaiserin erklärt, sie habe mit Unwillen vernommen, daß erbotenen Zeiten in den Kaffeehäusern gespielt und ungescheut Zeitungen

gelesen werden, „folgbar die gegebene Erlaubniß zur Nothdurft einiges Getränk früher nehmen zu dürfen, gemißbraucht und hiemit zum allgemeinen Ärgerniß die Zeit, statt selbe dem Gottesdienste in den Kirchen zu widmen, in den Kaffeehäusern mit Spielen und Zeitunglesen oder sonst unnützen Geschwätzen der ganze Vormittag versplittert werde". Ein „Gewerbeschema" aus dem Jahre 1780 weist allein in der Nähe der Schlagbrücke sechs Kaffeehäuser aus, darunter das alt- und langberühmte von Hugelmann (später Fetzer, jetzt Wortner) und ein anderes, dessen Besitzer den gruseligen Namen „Leichnamschneider" führte. In einer Note sagt dieses „Gewerbeschema": „In diesen Kaffeehäusern wird man mit Kaffee, Thee, Chokolade, Barbaroß, Rosoglio, Mandelmilch, Limonade und Punsch bedienet, wollte aber ein Liebhaber dieser Getränke besser bedienet seyn, so kann sich selber dem Aufwärter erklären. Es können auch die Liebhaber von Rauchtabak nach Belieben, als Knaster, drey Königstabak und andere Sorten haben."

Das erste Kaffeehaus in der Leopoldstadt. (S. 95.)

Unter Kaiser Josef II., der manche Beschränkungen aus der Regierungszeit seiner Mutter beseitigte, stieg die Zahl der Kaffeehäuser rapid. Der stets nörgelnde Nicolai meint in seiner bissigen Weise: „Sicherlich gibt es nirgends in Deutschland so viel Müssiggänger als in Wien. Man darf zu allen Zeiten des Tages in die Kaffeehäuser und im Sommer in die Kaffeegärten gehen, so findet man beständig eine Menge Menschen, die sich mit nichts beschäftigen." Dagegen klagt zur gleichen Zeit der „Eipeldauer" über die große Zahl der Kaffeehäuser, die aber meist leer seien. In einer Note setzt er aber bei: „Der Eipeldauer wird halt auf d' Nacht in d' Kaffeehäuser g'schaut hab'n. Er hätt' in der Früh' geh'n sollen, wann die Köchinnen auf den Markt geh'n und d' Obstweiber und d' Milchweiber in d' Stadt kommen. Da ist's so g'steckt voll, daß ein anderer Honet-Homme kein' Platz kriegt." Dieses Publikum, das in der Nähe der Marktplätze auch heute noch zu gewissen Stunden die Kaffeehäuser füllt und mit „urkräftigem Behagen" den braunen Labetrank schlürft, war schon vor 120 Jahren gar sehr dafür eingenommen, denn im Jahre 1795

sagt der „Eipeldauer" in seinen Briefen, als er berichtet, daß der Preis des Kaffees um einen Kreuzer gestiegen sei: „Ich hab' schon g'glaubt, daß deswegen unter'n Fratschler- und Gartnerweibern ein Revoluzioni ausbricht."

Im Jahre 1790 wendete sich endlich die Genossenschaft der Kaffeesieder dagegen, daß der Magistrat noch immer Lizenzen erteile, obwohl die Zahl der Kaffeehäuser schon über 200 betrage — was denn doch kaum glaublich ist. In dem über diese Eingabe erlassenen Bescheid sagt die Regierung: „Es ist aber offenbar, daß 200 Kaffeehäuser, die ein nicht sehr notwendiges Gewerbe treiben, gewiß zu viel sind, daß sie einander zu grunde richten und darum manchen Gläubiger um sein redliches Darlehen verkürzen." Ebenso willkürlich, als im Beginn des Jahrhunderts elf, setzte man jetzt 100 Kaffeehäuser als Maximalzahl solcher Lokale fest, die trotzdem noch stieg.

Auch für das Überhandnehmen des Tabakrauchens ergeben sich aus der Geschichte der Wiener Kaffeehäuser Anhaltspunkte. In der 1802 erschienenen Ausgabe von Pezzls „Beschreibung von Wien", heißt es: „In einigen wenigen Kaffeehäusern von Wien sind besondere Zimmer für die Liebhaber des Tabakrauchens", eine Beschränkung, die in der Ausgabe von 1816 schon dahin erweitert wird, daß in den meisten Lokalen solche Räume sind und trotzdem klagt Reichard 1809 über den Tabakrauch in den Wiener Kaffeehäusern. Er ist überhaupt nicht gut auf sie zu sprechen, denn er findet es auffällig, daß man auf kein Gespräch über ein politisches Thema eingehen wollte und fährt dann fort: „Dabei ist die Wahl und Zahl der Zeitungen, die man dort findet, sehr dürftig. Wiener Zeitung und Nachrichten, Todtenlisten, „Gespräche im Reiche der Todten" und allenfalls die Petersburger und Prager Zeitung, die fast nichts als wiederholte Wiener Artikel enthalten, und der Neuwiedter, der zuweilen ein dreistes Wort wagt, das ist Alles, was man gewöhnlich da und meistens schon in den Händen Anderer findet, die ganz langsam daran vom Anfang bis zum Ende lesen, als buchstabierten sie die Zeitungen; oft sie auch schon Zweien, Dreien zugesagt haben, auf die man dann warten muß. Nur in einem der größten Kaffeehäuser am Graben habe ich eine französische Zeitung gefunden, d. h. eine solche, die in Holland herauskommt, wirkliche Pariser Zeitungen keine einzige und nirgends. Aber vortreffliche Chocolade und Kaffee fand ich fast in allen den Kaffeehäusern ebenso gut als in Venedig."

Von der Eleganz, ja dem Luxus unserer modernen Kaffeehäuser war damals allerdings noch keine Rede, ja in einem amtlichen Bericht heißt es sogar 1800, daß „die hiesigen Kaffeehäuser zur Aufnahme distinguierter Personen gar nicht geeignet sind und von ihnen auch nicht besucht werden". Es waren eben auch die Wiener Kaffeehäuser im Anfang ihrer Entwicklung, die sie endlich auf eine so stolze Höhe führte, daß sie überall nachgeahmt werden und der Titel „Wiener Kaffeehaus" sogar für die Lokale in anderen Städten als Empfehlung gilt. Für die Rolle, welche einzelne Lokale in dem gesellschaftlichen und literarischen Leben Wiens spielen, werden noch manche Belege beizubringen sein.

Die letzte Regierungszeit Kaiser Leopold I.

In einer Reihe von glänzenden Siegen warfen die kaiserlichen Feldherren, unter welchen nach Karl von Lothringen sich auch Markgraf Ludwig von Baden, besonders aber Prinz Eugen von Savoyen, unverwelkliche Lorbeeren erkämpften, die Türken, vor welchen ganz Europa gezittert hatte, über die Save zurück und im Karlowitzer Frieden (1699) mußten sie nicht nur Ungarn und Siebenbürgen endgiltig aufgeben, sondern auch Serbien, Bosnien, einen Teil

Albaniens abtreten. Nun erst, wo Wien wieder des gefährlichen Charakters einer Grenzfestung entkleidet war, konnte jenes Gefühl der Sicherheit heimisch werden, ohne dem an keinen nachhaltigen Aufschwung, an keine dauernde Blüte der Stadt gedacht werden konnte. In stiller, emsiger Arbeit suchten die Bürger die arg erschütterten ökonomischen Verhältnisse wieder zu bessern, wenn auch die Ansprüche des Staates infolge der dauernden Kriege stets neue Lasten auferlegten. Ohne Einfluß blieb aber weder die glanzvolle Verteidigung der Stadt im Jahre 1683 noch der dauernde spätere kriegerische Erfolg gegen die Türken auf das Ansehen und die Stellung Wiens. Mit einem gewissen Stolz erinnerte man sich in Deutschland daran, daß es der Sitz des Reichsoberhauptes war, wo Heldenmut und Ausdauer die schlimmste Gefahr auch von den übrigen deutschen Ländern abgewehrt hatte und auch die politische Stellung des Staates war durch diese Erfolge wesentlich befestigt worden. Als 1689 Ludwig XIV. wieder durch einen Rechtsbruch in die Rheinländer einbrach, gab es keine deutschen Fürsten mehr, die sich offen oder geheim an seine Seite stellten, ein einmütiger Beschluß des Reichstages erklärte dem König von Frankreich als Reichsfeind den Krieg und am 24. Januar 1690 erfolgte ohne alle Schwierigkeit in Frankfurt die Wahl des Erzherzogs Josef zum römischen König. Bei der Rückkehr von der Krönung, die in Anwesenheit des Kaisers vollzogen wurde, bereitete man dem Vater und Sohn einen festlichen Empfang (4. März 1690), der durch die Anwesenheit der Stände aller Länder besonders bedeutungsvoll wurde, aber auch dem Volk von Wien Gelegenheit gab, seine Sympathie für den jungen Fürsten, dessen günstige körperliche Erscheinung bestach, in herzlicher Weise zu offenbaren.

Schon das Jahr 1691 brachte aber wieder eine sehr ernste Mahnung an die Schrecken vergangener Tage. In Ungarn brach mit großer Heftigkeit die Pest aus und man durfte bei dem regen Verkehr kaum hoffen, die furchtbare Seuche von Wien abzuhalten. Bald trat sie auch hier in einzelnen Fällen auf. Zweckmäßige sanitäre Maßregeln und eine sehr strenge gehandhabte Absperrung, die allerdings für Handel und Wandel sehr lästig wurde, hinderten eine weitere Ausbreitung der Krankheit, die in Wien nur in 35 Fällen tödlich verlief und mit dem Eintritt der kühleren Jahreszeit wie gewöhnlich erlosch.

Zwei Jahre darauf suchte eine andere Plage früherer Jahrhunderte die Umgegend Wiens in verheerender Weise heim, nämlich die Züge von Milliarden Heuschrecken, die zwar Wien mieden, sonst aber großen Schaden anrichteten. Das Badener Gedenkbuch berichtet aus dem Jahre 1693: „Im Monat Augusto ist unversehens eine solche Menge Heuschreckhen im Landt geschwoben, daß auch die Sonne zimblich verfinstert worden. Waren in Größe, als kleine Mäuse. In Wäldern und Feldern haben Sye arm dickhe Aesste von Baumben gedruckhet, aber doch an Weinbören kheinen Schaden gethan, sondern ein guter Wein worden."

Mit besonderer Feierlichkeit ging am 29. November 1695 der Einzug des ersten portugiesischen Gesandten vor sich, da bisher infolge der Feindschaft zwischen dem Hause Braganza und dem nahe verwandten spanischen Königshaus kein diplomatischer Verkehr zwischen den Höfen von Wien und Lissabon bestanden hatte. Die Schaulust der Wiener konnte sich kaum satt sehen an den herrlichen Karossen, den edlen Gespannen, der glänzend gekleideten Dienerschaft, die den Einzug dieses Gesandten schmückten, dem als Sprossen eines edlen Geschlechtes der Ruf eines unermeßlichen Reichtums vorherging. Auch die stattliche äußere Erscheinung des etwa 40jährigen Gesandten, des Fürsten Karl Josef de Ligne, Marquis von Aronches, machte einen sehr günstigen Eindruck. Dieser verstärkte sich noch durch sein vornehmes und gewandtes Auftreten und durch

seine Lebensweise, die seinen Aufwand und seine Prachtliebe in Wien sprichwörtlich und sein Haus zum Mittelpunkt der vornehmsten Gesellschaft machten. Zu seinem nächsten Umgang gehörte der kaiserliche Kammerherr Graf Johann Ferdinand von Hallweil, der wegen seiner männlichen Schönheit und seiner Liebenswürdigkeit als der „schöne Kämmerer" auch unter der Bevölkerung Wiens sehr bekannt und beliebt war. Er war der Bräutigam der jungen und schönen Gräfin Cicola, in deren väterlichem Palais in der Wallnerstraße auch der portugiesische Gesandte viel verkehrte und der Braut seines Freundes ziemlich auffällig huldigte.

In dem von ihm mit Leidenschaft betriebenen Spiel verlor nun der Marquis d'Aronches an einem Abend eine sehr namhafte Summe, wie das Gerücht angab, 50.000 fl., deren Zahlung er dem Grafen zusagte, sich aber von diesem das Versprechen geben ließ, darüber Stillschweigen zu beobachten. Diese Zusagen wurden von beiden Seiten nicht gehalten; der Marquis ließ den festgesetzten Termin verstreichen, ohne die Spielschuld zu begleichen und der Graf hielt im Mißmut darüber auch nicht reinen Mund und setzte seine Braut und vielleicht auch noch andere Personen in Kenntnis von dem Verhalten des Gesandten. Trotzdem dauerte der freundschaftliche Verkehr zwischen den beiden Herren fort und am 10. August 1696 fuhren sie im Wagen des Marquis zur Jagd nach Purkersdorf, die durch ein Gewitter gestört wurde, und von welcher spät in der Nacht d'Aronches allein zurückkehrte. Als auch am nächsten Morgen Graf Hallweil nicht in seiner Wohnung erschien, zog seine Umgebung Erkundigungen beim portugiesischen Gesandten ein, der ganz unbefangen erklärte, sein Begleiter habe beim Eintritt des Regens die Jagd abgebrochen und einen eben vorüberfahrenden Wagen zur Fahrt nach Baden benützt. Als aber Graf Hallweil auch am nächsten Tag verschollen blieb und sich herausstellte, daß er in Baden nicht gesehen worden war, regte sich ein Mißtrauen gegen d'Aronches, das bald festere Gestalt annahm, als die Tatsache seiner Schuld und mancher andere Umstand bekannt wurde, der auf eine vollkommene Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse schließen ließ. Da kam die Nachricht, daß bei sorgfältigen Nachsuchungen im Walde zwischen Purkersdorf und Gablitz in einem Gebüsch verborgen die Leiche des Grafen Hallweil gefunden worden sei — mit zwei tödlichen Schüssen im Rücken. Daß der Gesandte den Mord selbst begangen oder, wie eine andere Annahme lautete, ihn durch einen dazu gedungenen Italiener hatte vollziehen lassen, daran zweifelte in ganz Wien kein Mensch. Marquis d'Aronches wies die von den Verwandten des Ermordeten vorgebrachten Beschuldigungen mit Entrüstung und mit Berufung auf seine Unverletzlichkeit als Gesandter zurück und ging auch auf die Wünsche der Regierung nicht ein, die ihm eine unauffällige Abreise nahelegte. In der Bevölkerung stieg die Aufregung, es kam vor der Wohnung des Marquis zu Aufläufen und man mußte, da sich d'Aronches in herausfordernder Weise öffentlich zeigte, befürchten, daß es zu einer Gewalttat gegen ihn kommen würde. Nun entschloß sich der Gesandte zur Abreise, sie war jedoch nur mehr mit Hilfe des Hofes und indem er sich als Mönch verkleidete, möglich. In Schottwien wurde er auf Betreiben der Verwandten des Grafen Hallweil festgehalten, auf direkten Befehl des Kaisers aber wieder freigelassen. Eine wohl nicht mit besonderem Eifer geführte Untersuchung in Wien ergab kein zweifelloses Resultat und auch der in Lissabon angestrengte Prozeß endete damit, daß man die Beschuldigung als grundlos erklärte und der Hof den Marquis wieder in Gnaden aufnahm. Daß er später vollkommen verarmt in Venedig der Rache eines Bruders des Grafen Hallweil erlegen sei, ist nur eine romanhafte Zutat. Auch daß dieser mit einer der mumifizierten Leichen in den Katakomben

von St. Stephan identisch sei, ist eine Erfindung, da er in der Karmeliterkirche in der Taborstraße bestattet wurde. An der Stelle, wo die Leiche gefunden und wahrscheinlich der Mord geschehen war, befand sich eine jetzt schon lange verschwundene Holzpyramide mit einer entsprechenden Inschrift.

Während der Kurprinz Friedrich August von Sachsen auf der nach damaliger Mode zur völligen Erziehung eines vornehmen Mannes gehörigen „großen Tour" durch Europa sich auch in Wien aufhielt, trat er in enge freundschaftliche Beziehung zu dem römischen König Josef. Diese Anwesenheit fiel in den Beginn der Neunzigerjahre und während derselben soll sich nach einer nicht ganz verbürgten Anekdote dem Kurprinzen Gelegenheit geboten haben, seine sprichwörtlich gewordene Körperkraft zu beweisen, die ihn bekanntlich befähigte, Hufeisen zu brechen, einen Taler zwischen den Fingern zu biegen oder einen Trompeter auf der flachen Hand zum Fenster hinauszuhalten. Er soll nämlich mit dem jungen römischen König so vertraut gewesen sein, daß sie in der Hofburg in Wien ein gemeinsames Schlafgemach benützten. Einst erwachten beide Prinzen gleichzeitig und sahen in fahlem Lichtschein eine weiße gespenstische Gestalt, die mit hohler Stimme Klagen und Ermahnungen an den römischen König richtete. Rasch entschlossen packte Friedrich August die geisterhafte Erscheinung, deren Zappeln aber eine kräftige Körperlichkeit verriet und warf sie durch das offene Fenster auf die Bastei hinab. Wenn es sich bei diesem Vorgang wirklich darum handelte, die Denkweise des späteren Kaisers Josef I. im Sinne der extrem kirchlichen Partei zu beeinflussen, so hat sich der Kurprinz in starken Gegensatz zu einer späteren Periode seines Lebens gesetzt. Denn als er 1696 als Bewerber um die polnische Krone nach dem Tode des Königs Johann III. Sobieski auftrat, nahm er ohne Bedenken die Unterstützung der Jesuiten in Anspruch und trat — obwohl Herrscher eines fast ausschließlich protestantischen Landes — zum Katholizismus über, worauf in der Tat seine Wahl zum König von Polen erfolgte. Der Übertritt erfolgte am 2. Juni 1697 in Baden, wo sich Friedrich August — als König August II. — angeblich zum Kurgebrauch aufhielt, nachdem er in einem sehr merkwürdigen Dokument sein früheres evangelisches Bekenntnis als „verruchte Irrlehre und verderbliches Werk der Hölle" abschwor.

Das Jahr 1698 brachte Wien einen anderen hochfürstlichen Besuch, dessen Motive in jeder Beziehung viel ansprechender waren als jene, welche den nunmehrigen König von Polen nach Baden führten. Auf seiner großen Reise durch Europa, die Zar Peter I. unternahm, um die Vorzüge der westlichen Kultur kennen zu lernen und für sein Reich fruchtbar zu machen, kam er auch nach Wien, wo er am 26. Juni 1698 von der Taborlinie aus in der sehr durchsichtigen Maske eines Kavaliers der gleichzeitig eintreffenden russischen Gesandtschaft seinen Einzug hielt. Trotz dieses Inkognitos erwies man ihm alle möglichen Ehren — schon aus politischen Gründen, da ein vor kurzem geschlossenes Bündnis mit Rußland von großer Bedeutung bei einem neuen Konflikt mit der Türkei werden konnte. Eine Abordnung hoher kaiserlicher Würdenträger reiste dem Zar bis zur Landesgrenze entgegen und von da an bestritt der Wiener Hof alle Kosten seiner Reise und seines Aufenthaltes. Obwohl der Einzug erst im abendlichen Dunkel erfolgte, waren doch alle Straßen mit Menschen voll, um den Herrscher des damals fast noch mythischen Moskowiterreiches anzustaunen, der in einem sechsspännigen kaiserlichen Galawagen fuhr, in ein Gewand von dunkelgrünem Samt mit reicher Goldstickerei und mit Zobelpelz verbrämt gekleidet war und eine Marderfellmütze mit Brillantenagraffe und Reiherbusch trug. Nicht minder staunte man das Gefolge an, das die prunkvolle aber ungewohnte altrussische Tracht zeigte. Als Wohnung war dem Zar das Palais Königsegg eingeräumt,

an das noch jetzt die gleichnamige Gasse in der ehemaligen Vorstadt Gumpendorf erinnert. Es war auf Veranlassung des Hofes mit besonderer Pracht ganz neu eingerichtet worden.

Um das Inkognito zu wahren, fand keine feierliche Zusammenkunft der beiden Monarchen statt, sondern der Zar kam am nächsten Tag, nur von seinem Günstling Lefort begleitet, in die neue Favorita, wo er eine lange Unterredung mit Kaiser Leopold hatte. Wie an allen Orten, wo er sich aufhielt, bewies Zar Peter auch in Wien eine rastlose Wißbegierde; er wollte alles Sehenswerte kennen lernen, bestieg den Stephansturm, befuhr die Donau, ritt auf den Kahlenberg, von wo er sich den Verlauf der Entsatzschlacht erklären und die für die Vorgänge des 12. September 1683 bedeutungsvollen Orte zeigen ließ. Den öffentlichen Anstalten widmete er wiederholte Besuche, verkehrte mit allen Staatsmännern und Generalen, besondere Aufmerksamkeit aber bezeugte er dem Prinzen Eugen von Savoyen, der seit dem Sieg bei Zenta schon als einer der ersten Feldherren der Zeit galt. Seine überderben Manieren, seine rohen Späße und die Extravaganzen, welchen er sich in der Heimat nur zu oft überließ und die seinen Umgang oft unangenehm und nicht ungefährlich machten, unterdrückte er in Wien ganz, obwohl er sich allen Vergnügungen mit naivem Behagen hingab und eine gemütliche Genußfreudigkeit bewies.

Am 29. Juni, dem St. Peterstag nach katholischer Zeitrechnung, gab der Hof im Palais Königsegg ein glänzendes musikalisches Fest, wobei die damals hochberühmte kaiserliche Kapelle konzertierte und ein Bankett stattfand, an dem alle Würdenträger und 300 Kavaliere mit ihren Damen teilnahmen. Den Schluß machte ein im Garten abgebranntes Feuerwerk, dessen letzte Front in Brillantfeuer die Buchstaben V. P. Z. M. (Vivat Petrus Zaar Moscoviae) zeigte. Zwei Wochen später, am 11. Juli, dem Petersfest nach griechischer Zeitrechnung, veranstaltete der Hof in der Favorita ein glänzendes Maskenfest, eine sogenannte „Wirtschaft", bei welcher der Herr und die Frau des Hauses in entsprechender Maske die Rolle des Wirtes und der Wirtin spielten, die Gäste aber sämtlich in Kostümen erschienen. Der Zar kam als friesländischer Bauer und hatte zur Gefährtin die schöne Gräfin Johanna von Thurn, die ihn ganz zu bezaubern schien; der römische König trug das prächtige Kostüm eines Ägypters; die Rolle von Wirt und Wirtin fiel dem kaiserlichen Paar zu, dem eine zahlreiche Dienerschar zur Seite stand, zu welcher auch Prinz Eugen und viele Mitglieder des höchsten Adels zählten. Unter den Masken gab es alle Volkstypen und Nationalitäten, aber auch Marktschreier, Harlekine und besonders ein Rauchfangkehrer durfte nicht fehlen, als welch letzterer ein Graf Martinitz erschien.

An der Tafel nahmen der Kaiser und die Kaiserin, ihrer Rolle entsprechend, die untersten Plätze ein, die der übrigen Gäste wurden durch das Los bestimmt und die als Diener verkleideten Herrschaften mußten tatsächlich bei der Tafel aufwarten. Nach den ersten Gängen trat der Kaiser mit einem kostbaren in Silber gefaßten Kristallpokal zu dem in einiger Entfernung sitzenden Friesländer und forderte ihn auf, mit ihm auf das Wohl des Zars von Moskau zu trinken. Peter, bekanntlich zeitweilig ein großer Trinker vor dem Herrn, nahm das Glas kurzweg an sich und leerte es mit einem Zuge, nachdem er in ziemlich [illegible]n Deutsch gerufen: „Ich muß wol gestehen, daß ich den Czar von Moskau [illegible]nd auswendig gar wol kenne. Er ist ein Freund Ihro kaiserlicher Majestät [illegible] ein Feind Dero Feinde, ja für dasselbe Interesse und Liebe also portirt, [illegible] ich, wenn gleich dieses Glas voll Gift wäre, dasselbe doch darauf aus[illegible]ken wollte." Als der Zar den leeren Pokal zurückgeben wollte, meinte der [illegible]er lächelnd: „Weil dann Dieselben gar nichts im Glase gelassen, so wollte

ich Euch dasselbige ganz und gar geschenkt haben," worüber Peter sehr erfreut war und nochmals versicherte, daß er stets zu Diensten des Kaisers sein wolle. Bei dem darauf folgenden Ball scheint der Zar doch von seinem Temperamente mitgerissen worden zu sein und die Damen nicht ganz so behandelt zu haben, wie sie es nach der strengen Etikette des kaiserlichen Hofes gewohnt waren. Es heißt, daß er seine Gefährtin „ungestüm" in die Reihen der Tänzer riß, russische „Liedeln" sang, die Damen im Kreise und auch „halb in den Lüften schwang". Doch einem Zar nimmt man nicht so leicht etwas übel und ein Bericht sagt, es sei das eine „ihme recht wol angestandene Manier" gewesen.

In den nächsten Tagen besuchte er Baden und Preßburg und setzte die Besichtigungen in Wien fort, wobei er auch die Jesuiten am Hof besuchte und lange Gespräche mit den vielgereisten und weltklugen Patres dieses Ordens führte. Am 28. Juli fand die feierliche Audienz der russischen Gesandtschaft statt, an deren Spitze General Lefort stand. Der Zar wohnte diesem Staatsakt wieder nur im Gefolge bei. Diese Gelegenheit benützte man auch zur Übergabe der Geschenke, die aus kostbarem Pelz, orientalischen Stoffen und Teppichen, mit Gold und Edelsteinen verzierten Waffen und schönen Pferden bestanden. Schon zur Abreise nach Venedig bereit, erhielt der Zar die Nachricht von dem gefährlichen Aufstande der Strelitzen, der ihn in die Heimat rief, wohin er am 30. Juli von Wien aus eilte.

Nach langen Beratungen über die zukünftige Lebensgefährtin des Thronerben fiel die Wahl endlich auf die Prinzessin Amalie Wilhelmine von Braunschweig-Wolfenbüttel, als Tochter des Herzogs Friedrich von Hannover eine Angehörige des welfischen Fürstenstammes. Nachdem durch den Übertritt zur katholischen Religion das letzte Hindernis beseitigt war, fand in Modena am 15. Januar 1699 die Trauung durch Stellvertretung statt, worauf die junge Königin sofort die Reise nach Wien antrat. In Melk erwartete sie der römische König, in dessen Begleitung sie am 21. Februar unter dem Vorritt von 120 blasenden Postillons über Kaiser-Ebersdorf in die neue Favorita fuhr. Am 23. Februar ward unter Aufwendung besonderen Gepränges der eigentliche Einzug gehalten. Den Zug eröffneten 115 ungarische Edelleute in prunkvollem Nationalkostüm, alle mit Tigerfellen über den Schultern. Vor dem Wagen der Königin, dessen Preis 50.000 Gulden betragen haben soll, ritt König Josef unter einem von acht der vornehmsten Kavaliere getragenen Baldachin von Goldstoff. Der Zug ging den üblichen Weg vom Stubentor über den Stephansplatz zur Augustinerkirche, wo unter Assistenz von 17 Bischöfen und Prälaten die Trauung stattfand. Als besonders kostbar wird bei diesem Anlaß das von Kaiser Leopold I. getragene spanische Hofkleid erwähnt, dessen Brillantknöpfe allein einen Wert von 150.000 Gulden hatten. In allen Straßen waren Triumphpforten von der Stadt errichtet, die uniformierten Bürgerkorps paradierten und am Abend hatte man eine allgemeine Beleuchtung der Stadt und Vorstädte veranstaltet, eine sich dann immer mehr einbürgernde Art, um die Teilname des Volkes an höfischen Festen zum Ausdruck zu bringen. Über die eigentlichen Hoffestlichkeiten wird an anderem Ort das Nötige gesagt werden.

Im Jahre 1700 hatte Wien wieder das widerliche Schauspiel eines Judentumultes. Er richtete sich diesmal eigentlich gegen eine einzelne Person und zwar, wie dies bei solchen Ausbrüchen des Fanatismus leider meist der Fall ist, gegen eine solche, die es gewiß am wenigsten verdiente. Es war dies der sogenannte „Hofjude" Samuel Oppenheimer, der schon seit 1675 dem Staat als Bankier und Lieferant ausgezeichnete Dienste leistete, bei Geldnot stets Hilfe schuf und durch die Versorgung der Armee mit allen Bedürfnissen einen nicht unbedeutenden Anteil an den kriegerischen Erfolgen der kaiserlichen Waffen im

letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts hatte. Oppenheimer war aber nicht allein ein Geschäftsmann von seltener Begabung, sondern er besaß auch eine damals in seinen Kreisen noch seltene umfassende allgemeine Bildung, bewies stets einen großartigen Wohltätigkeitssinn und so tadellosen Patriotismus, daß er nicht allein von Bischof Kollonitsch sehr geschätzt, sondern auch der Freundschaft des Prinzen Eugen gewürdigt wurde, der besser als irgend ein anderer die Wirksamkeit dieses Mannes zu schätzen wußte. Selbst Kaiser Leopold I., dem gewiß niemand eine einseitige Vorliebe für das Judentum zuschreiben wird, wußte die vielseitigen und mit makelloser Treue geleisteten Dienste

Hofbankier Salomon Oppenheimer.

Oppenheimers zu schätzen und verlieh ihm nicht bloß den Titel eines Oberkriegs- und Hoffaktors, sondern auch das Recht der Erwerbung von Grund- und Hausbesitz in Wien, woran der Kaiser sogar für Oppenheimers Person das Privilegium der Steuerfreiheit knüpfte. Oppenheimer kaufte tatsächlich das Haus Freisingergasse Nr. 6 (alt 577), wo er auch seine Schreibstuben und Geschäftslokale hatte. Die Begünstigung Oppenheimers war eine ganz ausnahmsweise, denn außer ihm wurde das Recht zur Erwerbung von Realitäten in Wien niemand erteilt, nicht einmal dem mit Oppenheimer in engster Verbindung stehenden Wechsler Wertheimer, der sich gleichfalls durch Geldbeschaffung für den Staat und die Armee verdient gemacht hatte.

Trotzdem nahm man diese Ausnahme unter den Bürgern, namentlich jenen, welche gleichfalls Geldgeschäfte machten, sehr ungünstig auf. Man

fürchtete, sie werde nur der Beginn dazu sein, daß den Juden im allgemeinen wieder das Recht der Besitzfähigkeit an Haus und Grund zugesprochen werde, wovon doch bei der Gesinnung Kaiser Leopold I. keine Rede sein konnte. Doch drangen diese Anschauungen der wohlhabenderen Klassen rasch in die andere Bevölkerung, der Haß des Besitzlosen gegen den Reichen tat das Übrige, bis die allgemeine Stimmung sich wieder so heftig gegen die Juden wendete, daß

Kaiser Josef I. (S. 108.)

es wiederholt zu Exzessen und Unruhen kam. Gar so unbedeutend können schon diese ersten Anzeichen nicht gewesen sein, da man sich sogar veranlaßt sah, im Oppenheimerschen Hause eine besondere Wachstube für die Rumorwache einzurichten.

Durch eine ganz geringfügige Ursache wurde der in den unteren Volksklassen schon lange glimmende Groll zur hellen Flamme entfacht. Am 2. April 1700 kamen zwei Schornsteinfeger, eine Zunft, die sich damals fast ausschließlich aus Italienern rekrutierte und in der Tumultchronik jener Zeit eine hervorragende Rolle spielte, aus geringfügiger Ursache mit einigen Juden vom Haushalte

Oppenheimers in Konflikt, in dem die Schornsteinfeger sofort Sukkurs von ihren Zunftkollegen erhielten, die sich mit Vorliebe im nahen Gasthaus (Freisingergasse Nr. 7, alt 608) aufhielten, das weit herauf den Namen des „Rauchfangkehrerkellers" führte. Die Juden wurden geprügelt, sie riefen die Rumorwache zu Hilfe, die nun ihrerseits den schwarzen Gesellen einige derbe Püffe versetzte. Über dem Geschrei und Lärmen war schon ein Haufe Volkes zusammengelaufen, der es haarsträubend fand, daß man es Christen verwehren wolle, Juden zu prügeln. Dem anfänglichen Murren folgte drohendes Geschrei und tätliche Angriffe auf die Rumorwache, die sich vor der Übermacht in Sicherheit brachte. Nun Herrin des Terrains, wendete sich die Wut der Masse gegen das Haus Oppenheimers, das man zuerst mit den von den Marktständen am Bauernmarkt entnommenen Eiern und dann mit Steinen bombardierte, bis kein Fenster mehr ganz war. Da aber bekanntlich der Appetit unter jedem Genusse wächst und es an Hetzern nicht fehlte, ging man zu einem regelrechten Angriff über, der von keiner Seite gehindert wurde, obwohl sich nur wenige Schritte davon am Petersplatz eine sogenannte Hauptwache der Stadtquardia befand. Die Türen wurden erbrochen, das zum Teil sehr kostbare Hausgerät zertrümmert, die Handelsbücher vernichtet, die Kassen gesprengt und das Geld mit vollen Händen auf die Gasse geworfen oder — auch eingesteckt. Die zu Tode erschrockenen Bewohner des Hauses flüchteten sich in die untersten Keller, um sich dort einzuschließen und zu verrammeln, sie mußten aber jeden Augenblick erwarten, von der wütenden Menge gefunden und erschlagen zu werden.

Schon hatte der Tumult über eine Stunde gedauert und das Volk rüstete sich zu einer allgemeinen Plünderung bei den Juden, als die Kunde von diesen Vorgängen an maßgebender Stelle bekannt wurde. Sofort ergingen die nötigen Befehle, die Stadtquardia schritt ein, fand aber bei der fanatisierten Menge solchen Widerstand, daß scharf geschossen werden mußte und mehrere Tote und Verwundete auf dem Platz blieben. Von langer Dauer war jedoch die auf so gewaltsame Weise hergestellte Ruhe nicht; am gleichen Abend erneuerte sich der Tumult, der sich auch in die nächste Umgegend erstreckte und wieder zu Angriffen auf die Wache führte. Man griff zu den schärfsten Maßregeln, das Standrecht wurde angekündigt, sechs Kanonen wurden so aufgepflanzt, daß die Straßen bestrichen werden konnten und man lud sie vor den Augen der Menge mit Kartätschen. Das wirkte, die Leute verliefen sich, in der gleichen Nacht aber begann eine strenge Untersuchung, durch welche zwar einige der rabiatesten Tumultuanten, leider aber, wie es in solchen Fällen meist geschieht, nicht die eigentlichen Hetzer eruiert wurden. Am frühen Morgen verhaftete man zwei der Rädelsführer bei der Erstürmung des Hauses, einen Schornsteinfeger und einen Metallarbeiter, die nach summarischem Verfahren an die Fenstergitter des Oppenheimerschen Hauses aufgeknüpft wurden, „männiglich zum Exempel und zur Warnigung".

Am nächsten Tage durchritt der Stadtkommandant, Graf Guido Starhemberg mit militärischer Begleitung die Straßen der Stadt, um sich selbst von der Herstellung der Ruhe zu überzeugen, das Haus Oppenheimers blieb aber durch längere Zeit von einer starken Wacheabteilung besetzt. Unter Trompetenschall erfolgte auf allen Plätzen die Kundmachung, daß alle jene Teilnehmer am Tumulte, welche Geld, Papiere oder andere Gegenstände, die aus dem Hause Oppenheimers stammen, sofort zurückstellen, weiter keine Verfolgung erfahren würden. Auch die Geistlichen erhielten den Auftrag, von der Kanzel zur Rückgabe des geraubten Gutes zu mahnen. In der Tat soll ein Teil des Schadens auf diese Weise gutgemacht worden sein, doch schätzte man den schließlich verbleibenden noch immer über 100.000 fl., eine für jene Zeit

sehr bedeutende Summe, in deren Verlust, sowie in der Vernichtung der Handelsbücher und Briefschaften man die Hauptursache des einige Jahre später eintretenden Fallimentes der Firma Oppenheimer sah. Samuel Oppenheimer, der am 9. Mai 1703 starb, war der Gründer des heute noch in allerdings viel stattlicherer Gestalt bestehenden israelitischen Versorgungshauses in der Seegasse im IX. Bezirk und sein Grab ist eine Merkwürdigkeit des dabei befindlichen alten israelitischen Friedhofes.

Als äußeres Zeichen der zwischen den beiden Staaten durch den Karlowitzer Frieden hergestellten freundschaftlichen Verhältnisse erschienen an den Höfen zu Wien und Konstantinopel außerordentliche Gesandtschaften des Sultans und des Kaisers. Am 30. Januar 1700 hielt der türkische Gesandte einen prunkvollen Einzug, wobei die Wiener die Bedränger von einst ohne Sorge anstaunen konnten. Man erwies den Osmanli alle Ehren, aber auch sie hatten viel von der früheren unduldsamen Hoffart abgelegt, so daß sogar der Gesandte bei der am 9. Februar stattfindenden Audienz ehrfurchtsvoll den Mantel des Kaisers küßte. Für die überreichten Geschenke hatte der Sultan einen tiefen Griff in seine als unerschöpflich geltende Schatzkammer getan. Es flimmert vor den Augen, wenn man die Aufzählung der dem Kaiser überreichten Kostbarkeiten liest, von welchen noch einige Stücke in der Hofsattelkammer vorhanden sind. Außer einem kostbaren Zelt werden noch aufgeführt ein Pferdezaum mit 531 Diamanten und 338 Rubinen, ein goldenes Steigbügelpaar mit 128 Diamanten und 204 Rubinen, ein Gebiß von Gold mit Kopfgestell, das 99 Diamanten, 112 Smaragden und 387 Rubinen enthielt, einen türkischen Reiherbusch mit 52 Diamanten, edle arabische Pferde und zwei mit silbernen Ketten gefesselte Leoparden.

Der am 1. November 1700 erfolgende Tod des Königs Karl II. von Spanien stellte Kaiser Leopold I. vor die unabweisbare Aufgabe, die berechtigten Ansprüche seines Hauses an das spanische Erbe mit den Waffen in der Hand zu vertreten, da Ludwig XIV. von Frankreich auf Grund eines sehr anfechtbaren, dem sterbenden König abgedrungenen Testamentes die ganzen spanischen Länder für seinen jüngeren Enkel Philipp von Anjou in Besitz nahm. Der sich entzündende lange Krieg, in dem das Feldherrngenie des großen Eugen sich am glänzendsten bewährte, liegt unserer Aufgabe zu fern, um im Detail darauf einzugehen. Es sei nur erwähnt, daß auf Österreichs Seite die Seemächte England und Holland und viele deutsche Fürsten mit dem ersten Preußenkönig Friedrich an der Spitze standen, während leider die Kurfürsten von Bayern und Köln dem Räuber deutschen Landes, dem König Ludwig XIV., Waffengefolgschaft leisteten.

Wesentlich erschwert wurde die Lage Österreichs, obwohl Prinz Eugen gleich im Beginn des Krieges 1701 einige glänzende Siege in Italien erfocht, durch eine mit französischem Geld und Einfluß unterstützte Bewegung in Ungarn, welche unter Leitung des ehrgeizigen Fürsten Franz Rakoczy stand und in einer gegen das Leben des Kaisers gerichteten Verschwörung gegipfelt haben soll. Zwar gelang es, sich der Person des Fürsten Rakoczy zu bemächtigen, der nach Wiener-Neustadt gebracht wurde, um ihm den Prozeß zu machen. Aber durch Bestechungen ermöglichte er seine Flucht nach Polen, von wo er mit Unterstützung Frankreichs die Bemühungen fortsetzte, um einen Aufstand in Ungarn zu erregen. Es gelang ihm dies so gut, daß er, in das Land zurückgekehrt, mit seinen regellosen Scharen, den gefürchteten Kuruzzen, sogar Einfälle in Niederösterreich wagen und Wien beunruhigen konnte. Um die bisher ganz schutzlosen und seit 1683 wieder mächtig entwickelten Vorstädte vor einem Überfall zu sichern, schlug Prinz Eugen im Jahre 1704 die Herstellung einer

Oppenheimers in Konflikt, in dem die Schornstein[illegible] wurde und tatsächlich ihren Zunftkollegen erhielten, die sich mit Vorliebe [illegible] Rakoczys und seines singergasse Nr. 7, alt 608) aufhielten, das weit he[illegible] Aus diesen sehr einfachen fangkehrerkellers" führte. Die Juden wurden gep[illegible] dann durch fast 200 Jahre wache zu Hilfe, die nun ihrerseits den schwarz[illegible] auf welche wir an anderer versetzte. Über dem Geschrei und Lärmen war [illegible] gelaufen, der es haarsträubend fand, daß [illegible] wurde man in Wien Juden zu prügeln. Dem anfänglichen Murr[illegible] gewöhnlichen Tumult die Antätliche Angriffe auf die Rumorwache, die [illegible] gewöhnlichen Raufexzeß, der brachte. Nun Herrin des Terrains, wend[illegible] viel frequentierten Haus Oppenheimers, das man zuerst [illegible] Nr. 1, alt 283) entspann, Bauernmarkt entnommenen Eiern und [illegible] ein förmlicher Aufruhr, Fenster mehr ganz war. Da aber beka[illegible] werden mußte. Einer der wächst und es an Hetzern nicht fehlte, [illegible] Tage die ganze Stadt in über, der von keiner Seite gehindert [illegible] wurde in der Tat vom davon am Petersplatz eine sogen[illegible] Markt gehenkt. Indessen Die Türen wurden erbrochen, das [illegible] in Wühlereien von fran- die Handelsbücher vernichtet, die [illegible] zweckmäßiger wirkte es, daß Händen auf die Gasse geworfen [illegible] Waffentragen beschränkte, das Bewohner des Hauses flüchtete[illegible] ganz allgemein war und einzuschließen und zu verrann[illegible] im Falle von Unruhen aber von der wütenden Menge ge[illegible]

Schon hatte der Tum[illegible] vom Abglanz bedeutender sich zu einer allgemeinen [illegible] erfocht, starb Kaiser Vorgängen an maßgebend[illegible] Venedigs berichtete, der Befehle, die Stadtquardia [illegible] christlicher Frömmigkeit und solchen Widerstand, daß [illegible] Tag legen muß, in das Grab Verwundete auf dem [illegible] entsprechen. Er war ein gegewaltsame Weise her[illegible] Beste im Auge hatte. Den Tumult, der sich auch [illegible] ihm beizulegen suchten, auf die Wache führte [illegible] war kein Mann großer Konwurde angekündigt, [illegible] seiner Regierung entsproß bestrichen werden [illegible] Feldherren für Österreich er- Kartätschen. Das [illegible] begann eine stren[illegible] Tumultuanten, [illegible] Kaiser Josef I. eigentlichen Hetze[illegible] Rädelsführer [illegible] die verhängnisvolle Erbschaft Metallarbeiter, [illegible] von seinem Vater körperlich Oppenheimer[illegible] Von stattlicher Figur und einzur Warnigun[illegible] war er ebenso heiter und

Am [illegible] zeremoniell gezeigt hatte Starhemb[illegible] des Weltgeistlichen und späteren selbst von [illegible] Josef I. zwar eine tiefe blieb aber [illegible] geistlichen Einflüssen so Trompeten[illegible] der Fall gewesen. Schon einer Teilnehme[illegible] des neuen Monarchen, aus dem [illegible] Vater Wiedemann, in der Verfolgu[illegible] richtete und den Satz der Kau[illegible] und hätten auf den Teil [illegible] des Jesuitenordens gemäß den schl[illegible] und Entfernung

vom Hofe. Es darf aber nicht übergangen werden, daß Josef I. sanguinisches Temperament ihn verleitete, der äußeren Pracht und den Vergnügungen des Hofes mehr Gewicht beizulegen, als sich mit der finanziellen Erschöpfung des Reiches und mit der ernsten politischen Lage vertrug. Ein Erbe seines Vaters war der tiefeingewurzelte Haß gegen Frankreich und den Krieg gegen diesen Staat, in dem er den gefährlichsten Feind seines Hauses sah, betrieb er mit aller Kraft. Mit außerordentlichen Ehren empfing er daher den ruhmgekrönten Feldherrn John Churchil Herzog von Marlborough, den Freund und Siegesgenossen des Prinzen Eugen, als derselbe im Jahre 1705 nach Wien kam. Man hatte zu seinem Absteigequartier das Palais Boucquoi in der Weihburggasse (heute Nr. 20, alt 916) bestimmt und erwies ihm am Hof alle möglichen Ehren. Während seiner zehntägigen Anwesenheit wurden Marlborough alle Merkwürdigkeiten Wiens gezeigt, der Kaiser selbst geleitete ihn in die Schatzkammer und beschenkte ihn mit wertvollen Schmuckstücken. Am 18. November war besondere Theatervorstellung bei Hof, am 22. hatte Marlborough seine Abschiedsaudienz beim Kaiser und am nächsten Tage erfolgte die Abreise.

Josef I. besaß, wenn auch keine besondere Ausdauer in den Staatsgeschäften, doch einen offenen, von keinen Vorurteilen getrübten Blick für das Notwendige und Nützliche. Unter seiner Regierung entstanden daher mehrere Institute, deren Wert schon dadurch nachgewiesen wird, daß sie in den nach den wechselnden Bedürfnissen der Zeit eingerichteten Formen bis auf den heutigen Tag bestehen. Seine Hinneigung zu den schönen Künsten bewog ihn 1705, die von dem kaiserlichen Hofmaler Peter Freiherrn von Strudl geschaffene Privatschule für Malerei und Skulptur in eine kaiserliche Akademie der Künste umzugestalten, von welcher noch später die Sprache sein wird.

Im gleichen Jahre entstand auf Veranlassung der Regierung die Wiener Stadtbank, ein Institut, das die Aufgabe hatte, den Geldverkehr zu regeln und dem Kreditbedürfnis, allerdings in erster Linie jenem des Staates, zu dienen. In beiden Beziehungen herrschte seit dem Sturz des Hauses Oppenheimer vollkommene Zerfahrenheit, denn keines der christlichen Wechselhäuser, obwohl sie Oppenheimer erbittert bekämpft hatten, besaß die Mittel, Verbindungen und Geschäftserfahrung, um an seine Stelle treten zu können. Die Geldnot und der Mangel an Umlaufsmitteln waren oft so arg, daß in den öffentlichen Kassen vollkommene Ebbe eintrat und Prinz Eugen in einem Brief aus Italien verzweifelnd erklärte, es gebe Zeiten, wo es nicht möglich wäre, den Staat zu retten, wenn seine Existenz an der raschen Herbeischaffung von 50.000 Gulden hinge. Diesen Zuständen sollte die Wiener Stadtbank abhelfen, die als Zettelbank nach dem Muster der schon längst in anderen Handelsplätzen bestehenden Institute gedacht war. An die Spitze traten einige reiche und angesehene Kavaliere, wie der als Mäcen bekannte Fürst Johann Adam Liechtenstein, die Garantie übernahmen die Stände und die Stadt Wien. Doch gerade bei der Handelswelt stieß das neue Institut auf Mißtrauen und Abneigung und schon 1706 trat eine neue Organisation in das Leben, welche die Bank vollkommen der Leitung der Gemeinde übergab, ohne daß sich der Staat einen Einfluß vorbehielt.

Vielleicht ist ein in diese Zeit fallender neuer Judentumult nur ein Ausfluß der Volksstimmung gewesen, die sich gegen alle diese Bankprojekte sehr erregt zeigte, weil man dahinter den Einfluß der jüdischen Kapitalisten suchte. Wieder nahmen die Unruhen vom Hause Oppenheimers ihren Ausgang, obwohl er schon mehr als zwei Jahre tot und sein Bankhaus geschlossen war. Am 17. Januar 1706 rottete sich, ohne daß eine Ursache bekannt wäre, ein Volkshaufe zusammen, in dem auch die Studenten vertreten waren; wieder

warf man die Fenster ein und verlangte schreiend die gänzliche Ausweisung der Juden. Da man dem Tumult nicht im Entstehen entgegen trat, mehrte sich die Masse, die eine große Menge von Laternen zertrümmerte und anderen Schaden anrichtete. Der Umstand, daß es auch in den Vorstädten, namentlich in der Roßau und im Liechtental zu Unruhen und Plünderungen kam, legt doch den Gedanken einer planmäßigen Veranstaltung nahe. Bis nach Heiligenstadt und Nußdorf zog ein solcher Haufe und in den letzteren Orten erbrach man den Keller eines Juden, um sich gütlich zu tun und den übrigen Wein auslaufen zu lassen, aber sehr bezeichnenderweise erging es auch einem im geistlichen Besitz befindlichen Keller nicht besser. Wieder schritt man erst ein, als der Tumult schon längere Zeit dauerte und einer der Volkshaufen Miene machte, gegen die Burg zu ziehen, um dort die Wünsche vorzubringen. Nun bot man Militär und Stadtquardia auf, die gezwungen waren, Feuer zu geben, wobei es sieben Tote und zahlreiche Verwundete gab. Als das Rektorat der Universität gegen die an den Tumulten beteiligten Studenten eine auffällige Milde bewies, zog man sogar die Beseitigung der selbständigen Universitätsgerichtsbarkeit in Betracht, wovon aber Josef I. nichts hören wollte.

In einem gewissen Zusammenhang mit der Bewegung gegen die Juden stand auch die in das Jahr 1707 fallende Errichtung des Versatzamtes oder „Fragamtes", wie es zuerst genannt wurde. Es hatte den Zweck, den ärmeren Volksklassen im Falle plötzlicher Not gegen Faustpfand kleinere Geldvorschüsse zu gewähren und war nach dem Muster der in italienischen und französischen Städten schon seit langen Jahren bestehenden ähnlichen Anstalten eingerichtet. Man wollte dadurch den stets wiederkehrenden Klagen über die von den Pfandverleihern, die meist Juden waren, geforderten Wucherzinsen ein Ende machen. Das erste Lokal des Versatzamtes befand sich in der Annagasse, erst 1783 kam es nach Aufhebung des Dorotheastiftes in die Dorotheergasse, wo sich jetzt der mustergiltig eingerichtete Neubau erhebt.

Schon 1704 hatte sich Kaiser Josef I. jüngerer Bruder, Erzherzog Karl, dem Kaiser Leopold I. seine persönlichen Ansprüche an die spanische Erbschaft abtrat, nach Spanien begeben, wo er den Königstitel annahm und mit Hilfe des ausgezeichneten Feldmarschalls Guido Graf Starhemberg sein Recht mit den Waffen unter wechselndem Erfolg vertrat. Als es sich darum handelte, für den Bruder des Kaisers eine Lebensgefährtin zu suchen, fiel die Wahl auf Elisabeth Christine von Braunschweig-Wolfenbüttel, eine Prinzessin von ebenso großer Schönheit als Liebenswürdigkeit, von welcher die englische Reisende Lady Montague noch zehn Jahre später ganz enthusiastisch berichtet: „Nach dem geltenden Zeremoniell hatte ich eine Privataudienz bei der Kaiserin und ich muß gestehen, daß ich von ihrem Anblick wie bezaubert wurde. Zwar kann ich nicht sagen, daß ihre Züge vollkommen regelmäßig sind; auch ihre Augen sind nicht eben groß, haben aber dabei einen äußerst sanften und doch lebhaften Blick. Ihre Gesichtsfarbe ist die schönste, welche ich je gesehen habe. Nase und Stirne sind außerordentlich wohlgebildet, ihr Mund aber ist mit tausend Reizen begabt. Wenn sie lächelt, geschieht es mit einer Schönheit und Anmut, die alles zur Bewunderung hinreißt. Eine reiche Fülle der schönsten blonden Haare umwallt Stirne und Nacken; alle Vorstellungen übertrifft aber ihr reizender Wuchs, von dem man notgedrungen dichterisch sprechen muß, um ihm nur Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Die Grazien bewegen sich mit ihr, die berühmte mediceische Venus ward mit keinem feineren Ebenmaß gebildet: von der ausgezeichnetsten Schönheit sind ihr Hals und ihre Hände."

Diese enthusiastische Schilderung, die auch den bekannten Porträten der Kaiserin Elisabeth Christine entspricht, werden wir für ganz zutreffend halten

dürfen, da auch die kurzen Bemerkungen, welche Lady Montague über den späteren Kaiser Karl VI. anknüpft, ganz dem entspricht, was andere Beurteiler dieses Monarchen berichten. Es heißt da: „Der Kaiser erschien bald nach meinem Eintritt in einem Kleid von dem reichsten Goldstoff nach spanischer Sitte; er unterhielt sich gnädig mit mir, obwohl er sonst für wortkarg im Verkehr mit Damen gilt. Alles geschah aber mit einem Ernste und zeremoniösen Wesen, das etwas Steifes und Förmliches an sich hat."

Auch die Vermählung der Prinzessin Elisabeth Christine geschah per procura am 23. Mai 1708 in der Pfarrkirche zu Hietzing, wobei Kaiser Josef I. die Stelle seines Bruders Karl vertrat. Kurz nach der Vermählung trat die junge Königin die Reise nach Spanien an. Noch im gleichen Jahre fand am 9. Juli die Vermählung der Schwester des Kaisers, Erzherzogin Marianna, mit König Johann V. von Portugal in Klosterneuburg statt, wobei wieder der Kaiser die Stelle des Bräutigams vertrat, der ein Bundesgenosse im Kampf um die spanische Krone war.

Am 12. April 1711 wurde der Kaiser während der Tafel plötzlich von einem Unwohlsein befallen, das sich so steigerte, daß er noch am gleichen Abend sich zu Bett begeben mußte. Die beigezogenen Ärzte erkannten sofort, daß die eben ziemlich heftig in Wien herrschenden Pocken im Anzuge waren, eine Krankheit, die noch mehrmals Mitgliedern des kaiserlichen Hauses gefährlich werden sollte. Am 17. April 1711 starb Kaiser Josef I., erst 32 Jahre alt und nach kaum sechsjähriger Regierung. Sein Sarg in der Kapuzinergruft ist aus getriebenem Silber und zeichnet sich durch reichen Bilderschmuck aus.

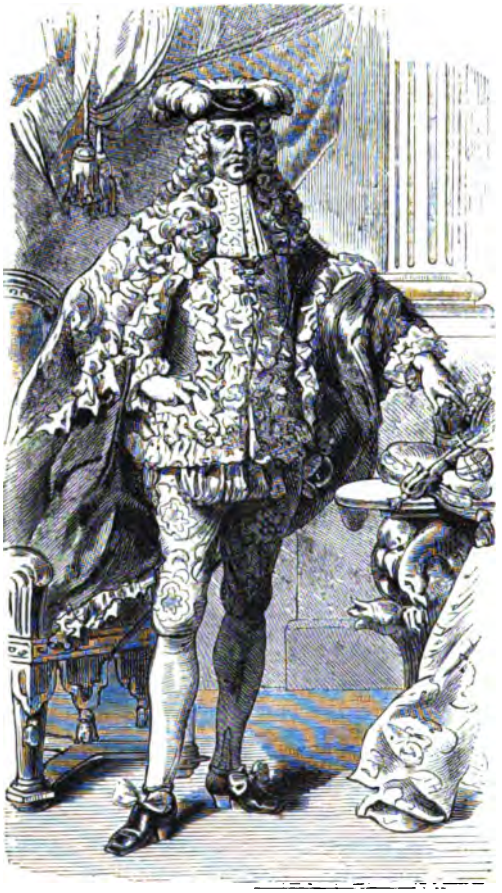
Die Regierung Kaiser Karl VI.

Kaiser Josef I. hinterließ nur zwei Töchter im Kindesalter, die Erzherzoginnen Maria Josefa und Maria Amalia. Zur Verweserin der Regierung bestellte er selbst seine Mutter und den Geheimen Rat, dem Prinz Eugen, Fürst Trautson, die Grafen Wratislaw und Palffy und Freiherr von Seilern angehörten. Die Witwe Leopold I. und Mutter Josef I., Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia, hatte sich in frauenhafter Bescheidenheit stets von den Staatsgeschäften ferngehalten und würde die ihr so plötzlich auferlegte Last kaum haben tragen können, wenn ihr nicht Ratgeber von so erprobter Weisheit und Treue zur Seite gestanden wären, wie Prinz Eugen und namentlich auch Graf Wratislaw. Lady Montague berichtet über die Kaiserin Eleonore: „Ich hatte auch bei der Kaiserin Mutter Audienz, eine Fürstin von großer Frömmigkeit und Herzensgüte, die seit dem Tode ihres Gemahls, des Kaisers Leopold I., ihre Trauer noch nicht abgelegt hat."

Die erste Sorge der Regentschaft war die endgiltige Beilegung der ungarischen Wirren, die zwar schon unter Josef I. angebahnt, aber erst jetzt zu Ende gebracht wurde durch den sogenannten Szathmarer Frieden, welcher zum ersten Male wieder die unter Kaiser Leopold I. sehr oft übersehene Rechtsbeständigkeit der ungarischen Verfassung anerkannte. Ohne besondere Schwierigkeit gelang es in Frankfurt die Wahl des bisherigen Königs von Spanien zum deutschen Kaiser durchzusetzen, als welcher er den Namen Karl VI. führte. Schon am 27. Dezember 1711 fand die Krönung statt, deren Sicherheit die Truppen des Prinzen Eugen verbürgen mußten, und am 26. Januar 1712 hielt der Kaiser unter dem üblichen festlichen Gepränge seinen Einzug in Wien. Obwohl äußerlich seinem Bruder Josef I. nicht unähnlich, war Kaiser Karl VI. doch viel ernster, bedächtiger als dieser und nur schwer zu be-

stimmten Entschlüssen zu bewegen, an welchen er aber dann mit großer Hartnäckigkeit festhielt.

Der Tod Josef I. brachte eine vollkommene Änderung der ganzen europäischen Lage mit sich. Der Grund, welcher gegen die Überlassung Spaniens an Frankreich sprach, daß nämlich dadurch eine die übrigen Länder bedrohende Übermacht eines einzelnen Staates geschaffen würde, kehrte sich jetzt, wo die Krone Spaniens mit jenen des Deutschen Reiches und der österreichischen Länder auf dem Haupte Karl VI. sich vereinigte, gegen diesen. In England war man ohnehin schon des Krieges müde und so kam es am 11. April 1713 zu dem Frieden von Utrecht — von „Unrecht" nannte ihn der stets bereite Volkswitz — der die spanischen Besitzungen in Italien und die Niederlande den Habsburgern, Spanien mit den Kolonien aber den Bourbons zuwies; eine Abmachung, welcher sich Karl VI. anfänglich nicht fügte, die er aber dann in dem von Prinz Eugen vermittelten Rastadter Frieden doch anerkennen mußte.



Karl VI.

Vom Tage seines Regierungsantrittes war Karl VI. von dem allerdings naheliegenden Gedanken beherrscht, durch eine allgemein anerkannte und gewährleistete Erbfolgeordnung die Herrschaft seines Hauses über die österreichischen und ungarischen Länder für alle Fälle sicherzustellen. War doch er selbst der letzte männliche Sprosse des habsburgischen Stammes, die Nachfolge der weiblichen Linie aber gesetzlich noch nicht festgelegt. Zur Regelung der Erbfolge und um die Einheit und Unteilbarkeit des habsburgischen Staates in besonders feierlicher Weise zu bekräftigen, erfloß schon am 19. April 1713 das unter dem Namen der „Pragmatischen Sanktion" bekannte, noch heute giltige Staatsgrundgesetz, dessen wichtigste Bestimmung dahin lautet, daß in Ermanglung direkter männlicher Nachkommen die Herrschaft auch in der weiblichen Linie nach dem Verwandtschaftsgrad zu Karl VI. forterben solle. Diesem Grundgesetz die Zustimmung der einzelnen Landstände und die Garantie der fremden Mächte zu verschaffen, war nun der einzige leitende Gedanke der Politik des Kaisers, für welchen er schwere Opfer brachte und sich in verhängnisvolle Kriege verwickeln ließ. Die ersten österreichischen Landstände, welche die pragmatische Sanktion anerkannten, waren jene von Niederösterreich am 22. April 1720.

Eine furchtbare Heimsuchung traf Wien bald nach dem Regierungsantritt Kaiser Karl VI. In Ungarn zeigte sich die Pest schon 1709 und sie erlosch auch seitdem nie ganz, trat aber erst 1712 heftiger auf. Nun traf man in Österreich wohl Vorkehrungen, indem man den Verkehr nach Möglichkeit überwachte, an den Linien von Wien besondere Kontumazämter errichtete und am 25. November 1712 eine neue Pestordnung erließ. Der Grenzverkehr wurde fast ganz aufgehoben, trotzdem griff die Seuche schon im Januar 1713 nach Niederösterreich über und einzelne leichte Fälle sollen auch in Wien vorgekommen sein. Nach einer Verordnung vom 31. Januar 1713 durfte nur jenen Personen der Eintritt nach Wien gestattet werden, die von den Behörden ihres Heimats- oder letzten Aufenthaltsortes einen „Gesundheitspaß" vorzeigen konnten, eine gutgemeinte, aber ganz undurchführbare Maßregel, die namentlich von jenen,

Prunkwagen Karl VI. (S. 117.)

die wirklich gefährlich waren, sehr leicht umgangen werden konnte. Besondere Belehrungen schärften Reinlichkeit auf den Straßen und in den Wohnungen ein, alle öffentlichen Vergnügungen und anderen Anlässe, welche zum Zusammenströmen größerer Menschenmassen führen konnten, untersagte man, besonders aber überwachte man den Zuzug fremder Juden, deren Reinlichkeit durch ihr enges Zusammenleben sehr fraglich war und es erging sogar ein Befehl zur Ausweisung aller Juden, die keine sogenannten „Hofpässe" oder eine andere Aufenthaltsbewilligung besaßen, aus ganz Niederösterreich.

Alle diese Maßregeln verhinderten die Einschleppung und rasche Verbreitung der Seuche in Wien nicht. Am 7. Februar 1713 fand in der beim Bürgerspital befindlichen Gebäranstalt eine aus Schwaben stammende, aber von Totis in Ungarn zugereiste Frau, namens Christine Hüttendorfer, Aufnahme, nachdem sie sich schon früher einige Tage in der Roßau aufgehalten hatte. Schon am zweiten Tage erkrankte sie unter allen Symptomen der Beulenpest, der sie auch

erlag und sofort zeigte sich das furchtbare Übel an mehreren Personen ihrer Umgebung im Bürgerspital.

Wohl brachte man die Erkrankten sofort zuerst im Siechenhaus in der Währingerstraße unter, aber bald war an einem heftigen Ausbruch der Seuche nicht mehr zu zweifeln, als sie sich auch in der Roßau zeigte, wo der Ansteckungsstoff höchst wahrscheinlich von der gleichen Person zurückgeblieben war. Rasch nahmen die Erkrankungen in solchem Maße zu, daß auch das Lazarett und der Kontumazhof in der Währingerstraße als Pestspital verwendet wurden, wohin man zwangsweise ein unter strenger Aufsicht gehaltenes ärztliches und Wartepersonal versetzte.

Übrigens war man diesmal ohnehin viel gefaßter als im Jahre 1679 und Szenen einer panikartigen Flucht aus Wien kamen 1713 nicht vor. Das meiste trug dazu das vom Hof gegebene Beispiel bei. Der Kaiser blieb nicht allein mit dem ganzen Hofstaat selbst in Wien, sondern auch die aus Spanien rückkehrende Kaiserin traf am 11. Juni in der Stadt ein, um daselbst zu bleiben. Dieses Vorgehen war natürlich für den Adel und die ganze Beamtenschaft maßgebend, so daß nur sehr wenige Personen der höheren Stände Wien verließen, wodurch auch in der Bürgerschaft und in der Bevölkerung Mut und Zuversicht erhalten blieben.

Eigentümlich war die sprungartige Verbreitung der Seuche, als sie endlich von Mitte April an mit voller Wut auftrat. In der Stadt, wo doch die ersten Fälle im Bürgerspital vorkamen, erlosch sie anfänglich wieder; dagegen suchte sie Roßau und Liechtental arg heim, sprang dann auf die Landstraße und Erdberg über, suchte hierauf zuerst die Josefstadt, dann die Wieden heim, um sich allmählich durch die übrigen Vorstädte zu verbreiten und dann zuletzt mit voller Wucht die innere Stadt anzugreifen, die besonders in den älteren engen Teilen gegen den Donauarm sehr schwer zu leiden hatte. Auch die Umgebung Wiens wurde diesmal von der Seuche nicht verschont, ja einige der späteren Vororte wurden verhältnismäßig ärger heimgesucht, als Wien selbst.

Im Mai und Juni erreichte die Krankheit ihren Höhepunkt, so daß an einzelnen Tagen dreißig und mehr Kranke in eigenen, ganz gedeckten und durch den schwarzen Anstrich kennbaren Tragsesseln nach den Spitälern gebracht wurden. Alle öffentlichen Schulen und auch die Universität schloß man, und um das Zusammenströmen von Menschen, womit immer eine erhöhte Ansteckungsgefahr verbunden ist, zu verhindern, wurden nicht allein die Prozessionen und Wallfahrten, sondern auch die Predigten innerhalb der Kirchen untersagt, die nur an Sonn- und Feiertagen auf öffentlichen Plätzen, dem Hof, Hohen Markt, Graben und Neuen Markt, stattfanden. Die Fronleichnamsprozession hielt man ab, aber ohne das übliche Gepränge, bloß unter Teilnahme der Geistlichkeit, der Universität und des Magistrates und bei geschlossenen Stadttoren, um den Zulauf aus den Vorstädten zu hindern. Sehr zweckmäßig war eine andere Verfügung, nach welcher die ziemlich köpfereiche Bettlerzunft und alle Leute, die in dieser erwerbsarmen Zeit nicht die nötigen Subsistenzmittel und eine ordentliche Wohnung hatten, auf eine damals noch bestandene, heute nur dem Namen nach erinnerliche Donauinsel, die Spittelau, gebracht wurden, wo man besondere Baracken für sie errichtete, für den nötigen Unterhalt und das erforderliche Personal für alle geistigen und leiblichen Bedürfnisse sorgte. Viele erkannten dankbar die in dieser Maßregel liegende Wohltat, gerade die in jeder Beziehung gefährlichsten Elemente wollten aber der Freiheit ungebundenen Herumstrolchens nicht entsagen und mußten zwangsweise auf die Insel gebracht werden. Der Verkehr mit dieser war nur mit besonderen Passierscheinen gestattet und als zu viel Entweichungen vorkamen, errichtete man an den Ufern einige Schnell-

galgen, die aber auch an den Linientoren eine verständliche Warnung für leichtfertige Übertreter der strengen Kontumazverbote bildeten.

Viele dieser Maßregeln lasteten schwer auf dem geschäftlichen Verkehr, der fast ganz darnieder lag. Den Trödlern und Kleiderhändlern untersagte man bei schwerer Strafe das Aushängen alter Waren, ja sogar den Verkauf gebrauchter Kleider und Möbel. In allen Gasthäusern, die keinerlei gesellige Zusammenkünfte veranstalten durften und in jedem Lokal, wo Viktualien und Gegenstände des täglichen Gebrauches verkauft wurden, hatte ein Gefäß mit Wasser zu stehen, in welches das damals allein umlaufende Münzgeld zu werfen war, das erst nach ausgiebiger Reinigung wieder in Verkehr gesetzt werden durfte. Anlaß zu diesen Maßregeln waren die offenbar sehr übertriebenen Gerüchte über die Ansteckungsmöglichkeit. So lief ein Geschichtchen in ganz Wien um, daß ein Herr, der einem Bettler eine Gabe reichte, nebst diesem in der nächsten Stunde von der Seuche ergriffen wurde und ihr erlag. Sogar die Apotheker durften ihre Gewölbe dem Publikum nicht öffnen; der Verkehr fand durch ein kleines Fensterchen statt, wo die Rezepte hineingereicht, die Medikamente empfangen wurden. Es erschienen auch besondere amtliche Belehrungen über das zweckmäßigste Verhalten, die in mancher Beziehung nicht uninteressant sind. Besonders empfohlen wird: „Man soll jeden Morgen eine saure Suppen essen, Dotter-Suppen oder eingebrannte Suppen, darauf ein Gläsel Wein trinken, worinnen über Nacht einer Mitteren Arbes groß Campher gelegen oder von Cronabeth-Salsen einen halben Leffel voll nehmen. Gar arme Leuth können einen oder zwei Messerspitz voll gestoßenen gemeinen Schwefel oder Schwefelblühe auf Brod oder etliche frische oder in Essig gebeizte Cronabethbeer oder etliche Rauten-Blättl oder ein Lorbeer oder ein Knoblauchzehel essen oder vier Tropfen Cronabethöhl auf einen Leffel Suppen oder Bissen Brod oder einer halben Arbes groß Campher nehmen. Man kann Schwämmlein mit beistehenden Gifft-Essig genetzt oder in Cronabeth- oder Agtsteinöhl befeuchtet in die Knöpfeln tragen und öffter dazu riechen, auch mit gemeldetem Essig oder Öhl die Pulßadern an Händen und Schläffen schmieren, benebens kann gar nützlich das Johannesöhl, gemeine Scorpionöhl (oder das große aus der Apotheken) täglich hinter die Ohren, unter die Achseln und die Schoß angestrichen werden." Wie man sieht, bestand der damalige Medikamentenschatz noch immer aus recht wunderlichen Sachen.

Bis in den Herbst hinein wütete die Seuche mit ungebrochener Kraft fort, so daß die Einrichtung zweier neuer Epidemiespitäler nötig war. Am 15. September begann man mit der Belegung des Zucht- und Strafhauses in der Leopoldstadt, am 8. Oktober eröffnete man das rasch eingerichtete Spital im sogenannten „Trappelhof" (heute Nr. 7 in der gleichnamigen Gasse) auf der Wieden. Erst nach und nach nahm die Zahl der Erkrankungen bei Eintritt der kühleren Witterung ab, so daß am 22. Oktober wieder die erste große kirchliche Feierlichkeit abgehalten werden konnte. Am Morgen gab die „Pummerin" von St. Stephan mit einigen dumpfen Schlägen das Zeichen, auf das sich die Klerisei, der Magistrat, die Bürgerschaft und die Räte der kaiserlichen Hofstellen in der Augustinerkirche versammelten, um im feierlichen Zuge nach der Stephanskirche aufzubrechen. Dort fand sich das Kaiserpaar mit dem ganzen Hofstaat und den obersten Würdenträgern ein und vor dieser Versammlung legte Karl VI. das Gelübde zur Erbauung einer seinem Namenspatron, dem heil. Karl Borromäus, geweihten Kirche ab, der bekanntlich bei der großen Pest in Mailand sich große Verdienste erwarb.

Vom November ab nahm nicht nur die Zahl der Erkrankungen bedeutend ab, sondern die besondere Bösartigkeit der Seuche wurde geringer, so daß

von 17 noch im Februar 1714 vorkommenden Pestfällen keiner mit tödlichem Ausgang verlief, während in den Sommermonaten fast alle Ergriffenen starben. Verliefen doch im ganzen von 9563 Erkrankungen 8644 Fälle, also über 90 Prozent, tödlich. Aber auch einzelne Orte der Umgebung wurden von der Epidemie des Jahres 1713 hart mitgenommen, wenn man die damalige geringe Einwohnerzahl berücksichtigt, die man indessen nur nach der Zahl der Häuser schätzen kann. Besonders schwer betroffen wurde das enggebaute Sievering, das 1713 67 Häuser besaß, aus welchen 267 Personen der Pest erlagen und St. Veit, das mit 87 Häusern 208 Tote zählte. Zunächst stehen Neu-Lerchenfeld mit 45 Häusern und 152 Verstorbenen, Hernals mit 98 Häusern und 135 Toten, Dornbach mit 60 Häusern und 131 Toten und Grinzing mit 70 Häusern und 129 Toten. In Breitensee, das 22 Häuser zählte, gab es 24 Tote, in Maria-Lanzendorf bei 19 Häusern 22 Todesfälle an der Pest.

Am 8. Januar 1714 konnten nach einem in der Universitätskirche abgehaltenen Tedeum alle Schulen wieder eröffnet werden. Der offizielle Dankgottesdienst wurde aber erst am 13. März in der Stephanskirche abgehalten. An diesem Tage blieben alle Schulen und Kaufläden geschlossen. Wieder zog eine feierliche Prozession, an welcher der Kaiser mit dem Hofstaat, den Landständen und allen Behörden teilnahm, mit den Reliquien des heil. Karl Borromäus, von St. Augustin in den Stephansdom, wo unter dem Geläute aller Glocken, Gewehrsalven und Kanonendonner eine Predigt und Tedeum stattfanden. Eine Woche später, am 22. März, erfloß ein kaiserliches Patent, das feierlich das Erlöschen der Pest verkündete und die volle Freiheit des Verkehres in Handel und Wandel zwischen Wien und den Provinzen und dem Auslande wieder herstellte. Eine Merkwürdigkeit aus dieser Zeit ist die schon sehr selten gewordene, auf das Erlöschen der Pest in Wien geprägte Denkmünze, deren Inschriften wahre abschreckende Beispiele der damals sehr beliebten Buchstaben- und Wortspielereien bilden. Die Vorderseite dieser Medaille zeigt eine Ansicht der Stadt Wien mit der Umschrift: SJe Jst Jetzt Vnter DeM SChutz Gottes ſJCher", deren lateinische Buchstaben die Jahreszahl 1714 ergeben. Ober der Ansicht steht der Satz: „Wien ohne W" mit folgenden schauderhaft witzigen Versen:

„Ein Weh ist weg von Wien, das Wohl wird drauf erscheinen,
Gott schenkt den Freuden „Wein" und man hört auf zu Weinen,
Gott geb, daß Stadt und Reich fortan im Wohlstand steh
Und Wien, wie auf der Müntz, sei ewig ohne Weh."

Ganz ebenbürtig ist der auf der Rückseite unter dem von einem Kranz umgebenen Namen Jehovahs stehende Vers:

„Gott ließ den Kaiser nicht, wie er nicht ließ die Seinen,
Die Pest ließ nach in Wien, das Best wird bald erscheinen."

Ein unvergängliches Denkmal von hohem Kunstwert erhielt Wien in der herrlichen Karlskirche, die der Kaiser, wie die Inschrift über dem grandiosen Portal andeutet: „Vota mea reddam in conspectu timentium Deum" (Ich löse mein Gelübde ein in der Furcht Gottes) in Ausführung seines am 22. Oktober 1713 abgelegten Gelübdes nach den Plänen des größten österreichischen Architekten dieser Periode Johann Bernhard Fischer von Erlach erbauen ließ. Über die Baugeschichte dieses prächtigen Gotteshauses wird an anderer Stelle das Nötige gesagt werden. Erst 21 Jahre nach der Grundsteinlegung konnte die Einweihung des Monumentalbaues stattfinden, die am 28. Oktober 1737 vom Wiener Erzbischof Sigismund Graf Kolonitsch vollzogen wurde. Selbst für den an prunkvolle Festlichkeiten gewöhnten Hof Karl VI. vollzogen sich diese Feierlichkeiten mit einem seltenen Pomp. Zum

Auffahrt zur Einweihung der Karlskirche.

ersten Male benützte das Kaiserpaar den aus Spanien mitgebrachten Prunkwagen, der ganz aus reichvergoldeter Schnitzerei besteht, in Wien durch mythologische Gemälde des Malers Wagenschein geziert wurde und noch jetzt das kostbarste Stück der kaiserlichen Wagenburg bildet, das nur sehr selten bei feierlichen Einzügen zur Verwendung kommt. (Bild S. 113.) Das Beisein des ganzen Hofstaates und aller Würdenträger, das Aufgebot an prachtvoll gekleideter Hofdienerschaft und des Militärs machten die Einweihung der Karlskirche zu einer seltenen Augenweide, welche sich die stets schaulustigen Wiener nicht entgehen ließen.

Die Jahre 1716 bis 1718 brachten einen neuen Krieg mit der Türkei, welchen jedoch die glänzende Führung des Prinzen Eugen zu einem so glücklichen Ende brachte, daß sich die Pforte in dem am 21. Juli 1718 geschlossenen Frieden zu Passarowitz zu neuen Gebietsabtretungen genötigt sah, durch welche Österreich im Südosten Europas zur allein maßgebenden Macht wurde. Eine Folge dieses Friedensschlusses war auch die Anbahnung einer regelmäßigen diplomatischen Vertretung zwischen Österreich und der Pforte, die bisher nur durch von Fall zu Fall abgesendete Botschafter in Verkehr standen. Zum Gesandten in Wien war einer der vornehmsten türkischen Würdenträger ausersehen, der Beglerbeg von Rumelien, Ibrahim Pascha, zu dessen Empfang man in Wien besondere Vorkehrungen traf.

Als eigene kaiserliche Kommissäre waren Fürst Adam Franz von Schwarzenberg und der Feldmarschall Graf Daun bestellt, die am 14. August 1719 den Gesandten außer St. Marx erwarteten, wo die gesamte Kavallerie in Parade ausrückte. Nach 11 Uhr vormittags langte der von Schwechat kommende türkische Würdenträger an, dessen Gefolge von 763 Personen mit Absicht aus allen Volksstämmen des Osmanenreiches gewählt war und schon dadurch einen überraschenden Eindruck machte. Nicht weniger als 645 Pferde, 100 Maultiere und 180 Kamele wurden mitgeführt, die teilweise am Einzug teilnahmen, sonst aber auf Umwegen in die Leopoldstadt geschafft wurden, wo im Gasthof zum „goldenen Lamm" das Absteigequartier des Gesandten bereitet war.

Nachdem die kaiserlichen Kommissäre im Namen ihres Monarchen Ibrahim Pascha begrüßt hatten, bestieg dieser ein besonders schön gezäumtes Pferd aus dem kaiserlichen Marstall und der von Kavallerie eskortierte Zug setzte sich in Bewegung. Man wählte den Weg über die Favoritenstraße, um dem Kaiser und der Kaiserin Gelegenheit zu geben, inkognito den Einzug von der neuen Favorita betrachten zu können. In allen Straßen machte das kaiserliche Militär Spalier, in der inneren Stadt, deren Hauptstraßen und Plätze durchzogen wurden, paradierte die ganz neu uniformierte Bürgerschaft mit ihren Fahnen und Spielleuten, die aber vom Getöse des in Begleitung des Gesandten gekommenen türkischen Musikkorps, das aus prächtig gekleideten Mohren bestand, vollkommen übertönt wurden. Während seiner ganzen Anwesenheit, welche eine Art Einleitung zum ständigen diplomatischen Verkehr war, behandelte man Ibrahim Pascha mit großer Auszeichnung und es wurde ihm sogar gestattet, der am 19. August stattfindenden Vermählung der Kaisertochter Maria Josefa mit dem sächsischen Kurprinzen Friedrich August und den sich daran knüpfenden Festlichkeiten beizuwohnen zu dürfen. Nach feierlichen Abschiedsaudienzen beim Kaiser und dem Prinzen Eugen verließ Ibrahim Pascha am 9. Mai Wien wieder, aber mit einem etwas verringerten Gefolge. Denn während des Aufenthaltes in Wien waren einige junge Leute aus seinem Gefolge, eigentümlich genug lauter echte Türken nach Abstammung, entwichen sich zuerst versteckten und erst nach Abreise der Gesandtschaft wieder zu Schein kamen. Zwei derselben wurden in Wien, zwei in Heiligenkreuz d Taufe in die Christengemeinschaft aufgenommen.

Soviel sich auch gegen die äußere Politik Karl VI. einwenden lassen mag, durch deren schließliche Mißerfolge er die Resultate aller glänzenden Siege Eugens in Frage stellte, für die innere Verwaltung bewies er großes Verständnis und viel Eifer. Beeinflußt vom Grundgedanken der pragmatischen Sanktion, suchte er aus den einzelnen Provinzen zuerst eine politische Einheit zu schaffen. Dadurch legte er ein Fundament, auf dem seine Nachfolger den organischen Bau des Gesamtstaates aufführen konnten. Das neue Regierungssystem, das sich auch von der bisher herrschenden religiösen Unduldsamkeit bis zu einem gewissen Grad frei machte, stellte zuerst das Prinzip auf, daß jede Maßregel nicht allein vom Standpunkt eines einzelnen Interessenkreises, sondern in erster Linie von dem der Gesamtheit aus geprüft werden müsse. Seit fast 150 Jahren waren vom Thron herab keine solchen Worte erklungen, wie sie Karl VI. den Jesuiten sagte, als sie auf strengere Behandlung der Protestanten drangen: „Ob ich wohl euren Eifer billige und bereit bin, die römische Kirche mit Gefahr meines Lebens zu verteidigen, verlangen doch Politik, Gerechtigkeit und das allgemeine Wohl, daß ich meine protestantischen Untertanen nicht verlasse."

Besonders befruchtend wirkte Karl VI. für die Hebung von Handel und Verkehr, für die Befreiung der industriellen Tätigkeit von veralteten und hemmenden Normen. Diese Maßregeln kamen naturgemäß in erster Linie Wien zugute, dessen Wohlstand sich unleugbar unter Karl VI. bedeutend hob, wozu auch die seiner Prachtliebe entsprechende Ausführung großartiger Bauten mit ihrer alle Kunst- und Gewerbszweige in Anspruch nehmenden köstlichen inneren Ausstattung und der prunkvolle Hofstaat ihren Anteil hatten. Die wichtigsten Reformen, welche Karl VI. zur Entwicklung der wirtschaftlichen Verhältnisse traf, werden noch später Erwähnung finden. Doch ist gleich hier zu betonen, daß seine Politik, die alles dafür einsetzte, papierene Garantien für die Anerkennung der festgesetzten Erbfolge zu gewinnen, ihn nötigte, auch in dieser Hinsicht manchen wohlerwogenen und aussichtsvollen Plan aufzugeben, wie es, um die kleinliche Eifersucht Englands und Hollands zu schonen, mit der von ihm gegründeten Handelskompagnie der Fall war.

Die am 13. April 1716 erfolgende Geburt eines Thronerben, der in der Taufe den Namen Leopold erhielt, erfüllte einen heißen Herzenswunsch des Kaisers und schien ihn der weiteren Sorge für die Erbfolge seines Hauses zu entheben. Auch in der Bevölkerung erkannte man die politische Bedeutung dieses Ereignisses und in Wien feierte man es mit einer prächtigen Illumination der ganzen Stadt und anderen festlichen Veranstaltungen, die sich an die bei diesem Anlaß besonders glänzenden Hoffeste schlossen, auf welche wir noch an anderer Stelle zurückkommen werden. Leider fehlte dem durch die Geburt eines Thronerben geweckten Gefühl der Beruhigung die Nachhaltigkeit, denn schon am 4. November des Geburtsjahres starb der Prinz wieder. Eine gewisse Niedergeschlagenheit machte sich geltend, als die Kaiserin am 13. Mai 1717 einer Prinzessin das Leben gab, die in der Taufe den Namen Maria Theresia erhielt und auch bei einer neuerlichen Vermehrung der kaiserlichen Familie ein weiblicher Sprosse erschien.

Ein Lieblingsunternehmen Karl VI. und auch nicht ohne politischen Hintergrund war die Schaffung einer Donauflottille. Der Gedanke an sich war nicht neu, denn schon unter Kaiser Leopold I. hatte man nach dem Vorschlage eines französischen Projektanten, Marquis de Fleury, sehr flache Kriegsschiffe nach altgriechischem Muster gebaut, die „Klassiker" genannt wurden, sich aber für die Fahrt auf der Donau als ganz unbrauchbar erwiesen. Karl VI., dem immer die Möglichkeit eines neuen Türkenkrieges vorschwebte und der darauf fußte,

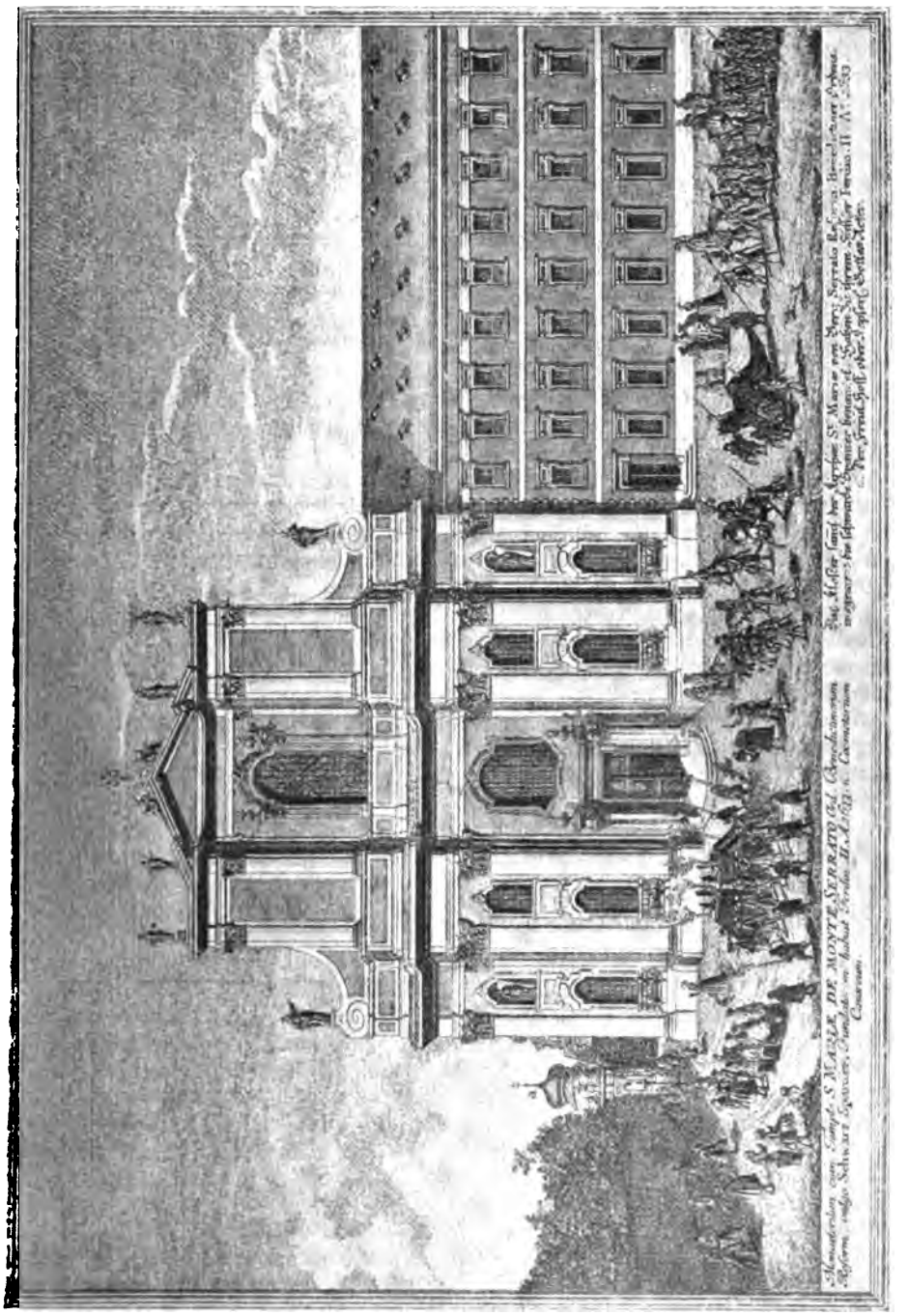
daß sich auch die Türken solcher Stromfahrzeuge zu Kriegszwecken bedienten, nahm den Gedanken mit Feuereifer auf und wendete große Mittel darauf an. Vielleicht wäre auch ein praktischer Erfolg zu erzielen gewesen, wenn man die Ausführung in die Hände von Männern gelegt hätte, welche die Natur des Stromes kannten, und dieser die Bauart der Schiffe anzupassen wußten. Statt dessen berief man 1715 zwei Schiffsbaumeister aus der Fremde, Daniel Davids aus England und Friedrich Gerson aus Hamburg, beide gewiß sehr tüchtige Männer, aber ohne spezielle Kenntnisse der Stromverhältnisse, für welche die Schiffe gebaut werden sollten. Im Prater legte man, rechts vom sogenannten Kaiserwasser, zwischen der heutigen Kronprinz Rudolfstraße und der früheren Feuerwerkswiese einen großartigen Schiffsbauplatz an, wohin die schönsten Stämme des Wienerwaldes und des Kahlengebirges geschafft wurden. Dort ging es nun durch Monate gar lebhaft zu und wirklich erhoben sich bald recht stattliche Schiffe auf dem Stapel, mit Masten und Segeln ausgerüstet gleich einem Seefahrzeug. Die Armierung und andere Einrichtung kam vom Feldzeugamt auf der Seilerstätte, das auf unserem Bild (S. 120) links im Hintergrund zu sehen ist und sich dort befand, bis durch den großartigen Bau des Artilleriearsenals ein entsprechenderes Unterkommen für diese technischen Zwecke entstand. Die Seilerstätte hat ihren Namen von dem dort betriebenen Handwerk und hieß auch Seilerspinnstätte, früher aber nach den einmündenden Straßen „under der Pippingerstraff" (jetzt Annagasse), „under Weihenburgk" und der letzte Teil gegen die Jakobergasse hieß das „Vilzgäßlein". Das Haus im Vordergrund steht in ziemlich unveränderter Gestalt noch heute an der Gabelung der Seilerstätte und Singerstraße. Der daran schließende Vorsprung links gehört schon zum Komplex des Franziskanerklosters, das damals bis zur Seilerstätte reichte, wo der Klostergarten lag, der erst 1840 zu dem neuen Trakt der Staatsdruckerei verbaut wurde. Das gegenüber liegende einstöckige Haus mit dem finsteren Torweg war zuerst „Stadt-Schultheißen-Amt", womit die militärische Gerichtsbehörde bezeichnet wurde, kommt dann unter Kaiser Ferdinand II. als „Losament Seiner Majestät Land- und Haus-Zeugmeisters" vor, woher sich dann wohl die spätere Verwendung des unteren Teiles als Feldzeugamt erklärt, das sich abwärts bis gegenüber der Mündung der Himmelpfortgasse erstreckte und rückwärts an die Bastei grenzte. Der vordere Teil des Hauses wurde dann als Dienstwohnung des Stadtkommandanten verwendet und hier starb der Sieger von Kolin, Feldmarschall Graf Leopold Daun. Nach ihm erhielt der Reorganisator der Armee, Feldmarschall Graf Lascy das Haus als freies Eigentum von Maria Theresia und von dessen Neffen erwarb es 1802 der Graf Kohary. Durch Verschwägerung kam das Haus in den Besitz des Herzogs von Coburg, der 1840 nach Beseitigung der kleinen Basteihäuschen, die noch aus der Zeit der Stadtguardia stammten, das heutige Palais Coburg erbauen ließ.

Doch kehren wir zur Donauflottille zurück. Der Bau und die Ausrüstung der Schiffe ging so rasch vor sich, daß bereits im April 1716 ein solches von 60 Kanonen und bald darauf ein zweites von gleicher Größe fertig standen. Am 15. Mai konnten sie unter großem Zulauf von Menschen und im Beisein des Hofes auf einer eigens erbauten, ziemlich langen Rutschbahn in den Strom gebracht werden. Zwei Monate später schaukelten sich bereits sieben solcher Kolosse auf den Fluten der Donau und es ist sehr glaublich, daß man eifrig hinlief, um sie zu bestaunen, weil man, wie das Wiener Diarium beisetzt, „vorhero noch nie dergleichen große Schiffe allhier gesehen". Unter vielen Feierlichkeiten und im Beisein des päpstlichen Nuntius erfolgte am 15. Juli die Taufe der Schiffe durch den Erzbischof Kolonitsch, wobei sie die Namen

„St. Leopold", „St. Josef", „St. Karl", „St. Maria", „St. Elisabeth", „St. Stephan" und „St. Franziskus" erhielten. Drei dieser Schiffe fuhren noch 1716 unter dem aus Augsburg stammenden Kapitän Kaspar Schwendimann donauabwärts und nachdem drei weitere Schiffe („Kapistran", „Eugenius" und „Theresia") vollendet waren, vereinigte sich die ganze Armada, die 400 Kanonen führte, unter dem zum „Vizeadmiral" ernannten Dänen Peter Andersen vor Peterwardein. Von ihrer Wirksamkeit am Kriegsschauplatz verlautet nichts und nach dem Passarowitzer Frieden kam die ganze Donauflottille, deren Bau 273.416 Gulden gekostet hatte, in Vergessenheit. Mit der Zähigkeit aber, die Karl VI. für einmal gefaßte Ideen bewies, kam er, als 1737 der unselige Türkenkrieg drohte, darauf zurück. Man baute wieder vier Schiffe, deren Besatzung man in Hamburg, Genua und Liverpool warb und deren Kommando sogar einem „Admiral", dem Marchese Pallavicini, anvertraut

Seitenblitze um 1730. (S. 119.)

wurde. Sie führten nur 30 bis 40 Kanonen und wurden am 1. Juli 1737 geweiht, wobei sie die Namen „Adler", „Löwe", „Meerroß" und „Wassermann" erhielten. Bei einem am gleichen Tag folgenden Besuch des Kaisers mit seiner Familie war Karl VI. von den abgehaltenen Manövern so befriedigt, daß er 600 Dukaten unter die Bemannung verteilen ließ. In der Praxis verlief aber die Sache weniger glatt. Am 4. Juli fuhren die Schiffe unter Kanonendonner und gefolgt von vier Schaluppen nach Belgrad ab, das sie aber nie erreichten. Schon auf den Sandbänken des unteren Praters liefen sie, da sie zu tief gingen und unlenksam waren, kläglich fest. Man glaubte die Sache zu bessern, indem die fremden Matrosen entlassen und die Fahrzeuge, nachdem sie mit vieler Mühe flott gemacht waren, mit einheimischen, des Stromes kundigen Leuten bemannt wurden. Schon bei Petronell blieb wieder eines der Schiffe stecken und so ging es fort. Das weitere Schicksal dieser zweiten Donauflottille ist noch dunkler als das der ersten. Sicher ist nur, daß sie an dem unglücklich verlaufenden Feldzug keinen Anteil nahmen und für lange Zeit solche Experimente aufgegeben wurden.



Kirche und Kloster der Schwarzspanier. (S. 127.)

Im Jahre 1722 wurde Wien von einer Bewegung beunruhigt, die einen entschieden sozialistischen Anstrich besaß. Ihre Veranstalter waren die Schuhknechte, also Angehörige einer Hantierung, die man bisher eher zu mystischen Grübeleien, als zu gewalttätigem Tun anleitend, kannte. Schon 1715 war es zu einem allgemeinen Ausstand und ernsten Unruhen gekommen, deren Ursachen in Lohndifferenzen gesucht wurden, wohl aber tiefer lagen und in Ansprüchen der Schuhknechte gipfelten, die durchaus nicht unberechtigt genannt werden können. Sie verlangten einen gewissen Einfluß auf die Gebarung mit der aus ihren Beiträgen geschaffenen Gesellenlade, die Befreiung von dem Zwang, in der von der Zunft verwalteten Herberge einkehren zu müssen, vor allem aber die Abschaffung der sogenannten „Abschiedszettel", die beim Austritt aus einer Werkstätte erteilt wurden und ohne deren Besitz kein Schuhknecht in einer anderen aufgenommen werden durfte. Die Regierung glaubte, sich ganz auf die Seite der Meister stellen zu müssen und unterdrückte nicht allein, wie es ganz in der Ordnung war, die Tumulte, sondern sie verhing auch über viele Schuhknechte, die aus der Arbeit getreten waren und sich an den Aufläufen beteiligt hatten, strenge Arreststrafen, einzelne wurden zur Schanzarbeit in den ungarischen Festungen verurteilt, die Namen von Flüchtigen an den Galgen genagelt und andere zugleich mit der Verweisung aus Wien für „unehrlich" zur Arbeit in den Erbländern erklärt.

Diese Strenge tat für den Moment ihre Schuldigkeit; die Ursachen der in vielen Punkten begreiflichen Unzufriedenheit, um welche sich eine hohe Obrigkeit gar nicht gekümmert hatte, blieben bestehen, ja sie wurden, da sich die Zunftmeister als Herren der Situation fühlten und ihr eigennütziges Klasseninteresse noch schärfer hervorkehrten, noch drückender. Im Jahre 1721 drängte die lange unterdrückte Erbitterung wieder zum Ausbruch und man verlangte die Freiheit, nach Gefallen in eine beliebige Werkstätte eintreten zu können, während bisher die Schuhknechte nur bei jenem Meister unterkommen konnten, an welchen sie von der Zunft gewiesen wurden. Daß dieser Vorgang die Handhabe zu heilloser Protektionswirtschaft war und gar nicht im Interesse vieler Meister lag, ist unzweifelhaft, die Starrköpfe der Zunft hielten aber daran fest, es kam zu einem fast allgemeinen Ausstand der Schuhknechte und eines schönen Morgens wurde in ganz Wien kein Draht mehr gewichst, keine Sohle mehr geklopft und es ließ sich die Zeit ausrechnen, wo Hoch und Nieder barfuß laufen mußte.

Nochmals wußten die Zunftmeister sich den Beistand der Regierung zu sichern und am 21. Oktober 1721 erschien ein Hofdekret, das sich mit den schärfsten Strafandrohungen gegen die Schuhknechte kehrte.

Dieses Mandat blieb ganz wirkungslos, ja im Gegenteil erzielte es, nicht mit Unrecht als einseitiger Ausfluß rein zünftlerischen Geistes, neue Aufregung unter den Schuhknechten. Sie mieden die von der Zunft unterhaltene Gesellenherberge und schufen sich mehrere Winkelherbergen, unter welchen jene beim „goldenen Straußen" auf der Freiung (heute Nr. 8, alt 157) am besuchtesten war und es kam auch in der Stadt wie den Vorstädten zu wiederholten Tumulten. Bald vor dem Innungshaus im „Tiefen Graben", bald vor dem Haus eines besonders mißliebigen Meisters entstanden Aufläufe und wenn die Rumorwache einschreiten wollte, zog sie meist den Kürzeren.

Ein neues Hofdekret verbot alle Zusammenkünfte und Beratungen der Schuhknechte. Es erfloß am 27. Oktober und drohte den ausständischen Schuhknechten als „Zerstörer des gemeinen Ruhestandes" mit Leib- und Lebensstrafen.

Alle diese scharfen Mahnungen blieben ohne Erfolg. Die Tumulte nahmen zu, daß die ganze Stadt in Bestürzung versetzt wurde, es kamen Angriffe auf

Werkstätten und Wohnungen verhaßter Meister, sowie Plünderungen vor. Nun blieb nichts über, als die Anwendung der äußersten Strenge; die Stadtquardia erhielt Befehl, von der Feuerwaffe Gebrauch zu machen, es gab Tote und Verwundete und aus der großen Zahl der bei den Aufläufen verhafteten Schuhknechte suchte man zwei besonders arg belastete heraus, die am 3. Oktober 1722 gehenkt wurden, wobei die anderen Häftlinge als Zuschauer anwesend sein mußten.

Diese Strenge wirkte. Die Tumulte hörten auf, der größere Teil der Schuhknechte kehrte zur Arbeit zurück, viele verließen aber Wien. Natürlich fühlte sich die Partei der starren Zünftler wieder als Sieger und sehr geneigt, die Zügel gegen die Gesellen noch schärfer anzuziehen. Das war aber durchaus nicht nach dem Sinne der Regierung, die sich im Verlauf der Dinge eingehender mit den herrschenden Verhältnissen befaßt und bald eingesehen hatte, daß viele Begehren der Gesellen durchaus nicht so ungeheuerlich seien, als es die Zunftmeister stets beteuerten. Es ist zweifellos, daß Karl VI. selbst, der an solchen Dingen viele Teilnahme bezeigte, die nächsten Schritte der Regierung beeinflußte, um die Ursachen der wiederholten Zerwürfnisse und Unruhen zu beseitigen.

Die Winkelherbergen, namentlich jene beim „goldenen Straußen", wurden zwar unterdrückt, die Behörden aber angewiesen, darauf zu achten, daß die von der Zunft unterhaltene Herberge auch so verwaltet werde, wie es dem Interesse der Gesellen entsprach und nicht als bloßes Bereicherungsmittel des Herbergsvaters. Alle Beschränkungen bezüglich des Arbeitsantrittes wurden beseitigt; jeder Schuhknecht konnte Arbeit suchen und antreten, bei welchem Meister immer er sie fand, ohne darin an die Weisungen der Zunft gebunden zu sein. Man bestellte aber auch vier ältere und ehrbare Gesellen, die an der Verwaltung der gemeinsamen Unterstützungslade der Schuhknechte Anteil haben sollten. Dadurch waren die hauptsächlichsten Beschwerdepunkte im Geiste der Billigkeit und Gerechtigkeit beseitigt und neuerlichen Tumulten der Boden entzogen. Freilich jammerten die starren Zünftler, daß durch diese Neuerungen Zucht und Sitte unter den Gesellen untergraben und das „ehrsame Handwerk" zugrunde gerichtet werde. Diese schrecklichen Folgen traten aber, wie wir wissen, nicht ein, sondern gerade das so nützliche Schustergewerbe kam in Wien zu so hoher Blüte, daß es in den „bürgerlichen Czismenmachern" sogar einen recht kräftigen nationalen Trieb ansetzte, der sich nur damit befaßte, für die damals unter dem Herrschaftsgesinde sehr häufigen Husaren, Heiduken und Panduren die nötigen Fußbekleidungen zu schaffen. Gab es doch etwas später in Wien sogar ein eigenes ungarisches Bürgerkorps, das in der kirschroten verschnürten Uniform und den Czismen recht stattlich aussah, wenn auch der Dreispitz dazu nicht recht paßte. Die Einblicke, welche Karl VI. bei den wiederholten Schuhknechtrevolten in die tatsächlichen Verhältnisse des Gewerbestandes gewann, blieben gewiß nicht ohne Einfluß auf seine späteren Maßregeln, durch welche der Zunftzwang gebrochen und der Antritt eines selbständigen Gewerbebetriebes sehr erleichtert wurde.

Vielleicht war die größere Anzahl von Arrestanten, welche sich durch die Verhaftungen bei den Schuhknechtrevolten ergab, der äußere Anlaß, um auch die Frage der Unterbringung von Untersuchungsgefangenen und Sträflingen zu lösen, die schon lange dringlich war. Früher dienten die Stadttürme, namentlich der Kärntnerturm zu diesen Zwecken; als aber diese mit der Umgestaltung der Festungswerke nach und nach verschwanden, benützte man, soweit Raum war, die Schranne am Hohen Markt, oder es wurden zu solchen Zwecken nicht geeignete und keine Sicherheit bietende Baulichkeiten als „Schergenhäuser"

benützt. Auf kaiserlichen Befehl brach man 1722 ein der Stadt gehöriges Haus in der Rauhensteingasse ab und dort entstand noch im gleichen Jahre das „Amts- und Gerichtshaus", das die Kriminalgerichte enthielt und wo auch die glücklicherweise nur mehr selten zur Anwendung kommende Tortur vollzogen wurde, das aber zugleich die Kerker für Untersuchungsgefangene und Sträflinge enthielt. Es war ein zweistöckiges Haus, das mit den eisenbeschlagenen Türen und den dicht vergitterten Fenstern gewiß einen dem Ernst seiner Bestimmung entsprechenden düsteren Eindruck machte, der noch erhöht wurde durch den zwischen den drei Türen des Erdgeschoßes an der Façade aus unbehauenen Steinen geformten Ölberg, der in der Höhe des ersten Stockwerkes auf gemaltem Hintergrund drei Kreuze mit Christus und den beiden Schächern, sowie die Gestalten der heil. Maria und des Apostels Johannes trug. In dieser Form zeigt sich auf der rechten Seite der Abbildung des Klosters zur Himmelspforte (I. S. 192) das Amts- und Gerichtshaus. Die Gefängnisse waren in unterirdischen Räumen, die sich sogar unter die angrenzenden Häuser erstreckten und schon aus diesem Grunde den vielleicht etwas zu weitgehenden Ansprüchen, welche unsere Humanität jetzt an solche Anstalten stellt, nicht entsprochen haben können. Nach den Angaben des über gleichzeitige Zustände sehr verläßlichen Paters Fuhrmann war das Amts- und Gerichtshaus nach „einer sonderbaren Erfindung erbaut, indem die meisten Kriminalgefangenen unter der Erden in absonderlichen Kerkern, welche zur besseren Sicherheit inwendig mit dicken harten Pfostenläden ausgetäfelt, können versichert aufbehalten werden, so ja nicht Menschen möglich, daß jemand allhier nunmehro wie vorhin, durch so vielfältig starkes Holzwerk, eiserne dicke Gitter und Türen sollte durchbrechen können". Ob wirklich keine Entweichungen vorkamen und die Kerker des Amts- und Gerichtshauses in der Rauhensteingasse auch einem Ausbrechergenie, wie es in London Jack Sheppard war, Stand gehalten hätten, ist nicht bekannt.

Nach Vollendung des Baues vollzog sich eine seltsame Zeremonie, die bewies, wie tief noch immer nicht bloß die Masse des Volkes, sondern auch das ganze Empfinden selbst höherer Kreise in den Vorurteilen des Mittelalters steckte, das Schergen, Häscher, Büttel, Gefängniswärter, ja sogar den Kerker selbst für „unehrlich" ansah. Schon nach Abbruch des früheren Hauses waren alle zur Mitwirkung am Bau bestimmten Handwerker auf das Rathaus berufen worden, wo man ihnen den kaiserlichen Befehl zur Errichtung des Amts- und Gerichtshauses vorlas und die Zusicherung gab, daß niemand aus seiner Teilnahme an diesem Werk ein Vorwurf erwachsen solle. Als aber der Bau vollendet war, kam der Unterrichter im feierlichen Aufzuge vor das neue Gefängnis, hielt dort eine Ansprache an die versammelten Meister und Gesellen und nahm dann in deren Begleitung eine Besichtigung aller Räume vor, um zu zeigen, daß sie noch frei von „Verbrechern und Schelmen" seien. Dann verlas er den obrigkeitlichen Befehl, daß keinem, der an dem Baue tätig gewesen, daraus ein Vorwurf gemacht werden dürfe und übergab durch drei Streiche mit dem Amtsstab das Haus seiner Bestimmung, was die Werkleute durch drei Streiche mit ihren Werkzeugen nachahmten. Erst nachdem das frühere Siebenbüchnerinnenkloster für leichtere Fälle, die Schranne am Hohen Markt aber nach ihrem Umbau wieder für die Anhaltung der schweren Verbrecher bestimmt wurden, erfolgte 1786 der Abbruch des Amts- und Gerichtshauses in der Rauhensteingasse, das durch seine düstere Außenseite und als Stätte, wo die Schrecken der Tortur geübt wurden, stets den Wienern als Gegenstand scheuer Furcht galt. Die Annahme, daß der Name der Gasse von dem außen angebrachten Kalvarienberg abzuleiten sei, ist vollkommen haltlos, da die Bezeichnung zum „rauhen Stein" schon viel früher vorkam, als noch vom Amts- und Gerichtshaus keine Rede war.

Nach langem Bemühen gelang es endlich bei der päpstlichen Kurie, die Erhebung des Bistums von Wien zu einem Erzbistum, wie es dem Charakter der Stadt als kaiserlicher Residenz entsprach, durchzusetzen. Wie es schon bei der Errichtung des Bistums der Fall gewesen, trug das offene und geheime Widerstreben der Bischöfe von Passau die Hauptschuld an der Weigerung des päpstlichen Stuhles, dem ganz gerechtfertigten Wunsch des Kaisers zu entsprechen. Indessen soll auch die Mißstimmung über die in Wien zum Durchbruch gekommene größere Duldsamkeit, für welche man zum Teil den Bischof Graf Sigismund Kolonitsch verantwortlich machte, nicht ohne Einfluß auf die ablehnende Haltung Roms gewesen sein. Der zähen Beharrlichkeit Karl VI. gelang es aber doch endlich, alle Hindernisse zu beseitigen, am 14. Februar 1723 brachte eine besondere Abordnung das erzbischöfliche Pallium nach Wien und zehn Tage darauf hielt Graf Kolonitsch unter großem Gepränge als erster Träger dieser Würde seinen Einzug in den Stephansdom. Die gleichzeitig gepflogenen Verhandlungen, um wenigstens die Umgebung Wiens vollkommen von der kirchlichen Jurisdiktion des Passauer Bistums loszulösen, scheiterten jedoch an dessen energischem Widerstand und erst Kaiser Josef II. setzte es durch, daß diesem unhaltbaren Zustand ein Ende gemacht wurde.

Ohne auf den weisen Rat des Prinzen Eugen zu hören, der mit Recht mahnte, „ein schlagfertiges Heer von 200.000 Mann und ein voller Schatz seien besser, als alle Traktaten," bemühte sich Karl VI. fortwährend von allen Mächten die Anerkennung der pragmatischen Sanktion zu erlangen. Diesem Streben opferte er, den Engländern und Holländern zu Gefallen, die 1722 gegründete und recht gut prosperierende ostindische Handelsgesellschaft; von diesem Gesichtspunkt aus trat er im Streit um die polnische Krone zu gunsten des Kurfürsten August III. von Sachsen ein, wodurch er in einen Krieg mit Frankreich verwickelt wurde, welchen auch das Genie des alternden Eugen nicht günstig wenden konnte und der im Wiener Frieden von 1738 den Verlust von Neapel und Sizilien mit sich brachte. In der Bevölkerung war man von vornherein diesem Kriege abgeneigt, von dem man nicht mit Unrecht meinte, er liege dem österreichischen Staatsinteresse ganz fern. Diese Stimmung wuchs, als sich der Verlauf des Kampfes sehr schleppend gestaltete und bald eine ungünstige Wendung nahm, der Kaiser aber genötigt war, um die Kosten bestreiten zu können, eine sehr drückende Vermögenssteuer aufzulegen. Es ist bezeichnend, daß sich die Regierung von der Furcht vor französischen Emissären, die in Wien Unruhen erregen sollten, zu ganz außerordentlichen Maßregeln bestimmen ließ. Am 25. Mai 1734 fand eine sogenannte Generalvisitation in Wien statt, um etwa sich aufhaltende verdächtige Fremde zu eruieren, und besonders auffällig ist es, daß man sehr strenge darauf drang, nur solchen Geistlichen, die einen vom Erzbischof ausgestellten Aufenthaltspaß besaßen, das Verweilen in Wien zu gestatten.

Während eines längeren Aufenthaltes am Wiener Hof hatten sich zwischen dem Herzog Franz Stephan von Lothringen, einem Enkel des großen Türkenbesiegers Karl von Lothringen, innige Beziehungen zur älteren Tochter des Kaisers, der Erzherzogin Maria Theresia, entwickelt, welch letztere nach der pragmatischen Sanktion beim Mangel männlicher Nachkommenschaft, als Erbin des österreichischen Staatsgebietes galt. Karl VI. mochte wohl ursprünglich aus politischen Gründen einen anderen Gatten für seine Tochter gewünscht haben, er trat jedoch deren Herzenswünschen nicht entgegen und genehmigte am 31. Januar 1736 die Werbung des Herzogs Franz von Lothringen, der zwar auf sein Stammland im Wiener Frieden verzichten mußte, dafür aber mit dem Großherzogtum Toskana, das nach dem Aussterben des Mediceischen Stammes herrenlos war,

entschädigt wurde. Schon am 12. Februar fand in der Augustinerkirche die feierliche Trauung statt. Kaiser Karl VI. machte zwar bei diesem Tag in seinen Notizen die Bemerkung: „Gott segne und vermehre unser Haus, ich habe frohen Trost!" Daß aber diese Gelegenheit ohne besondere Festlichkeiten vorüberging, die am glänzenden Hofe dieses Fürsten sonst schon bei geringeren Anlässen veranstaltet wurden, läßt doch vermuten, daß der Gang der Politik und der Blick in die Zukunft ihn mit banger Sorge erfüllten.

Wenige Wochen nach der Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia traf den Hof und auch mit ihm in Wahrheit ganz Österreich ein sehr schwerer Schlag. Prinz Eugen von Savoyen erlag, nachdem er sich schon längere Zeit unwohl gefühlt, aber noch den letzten Abend im geselligen Kreise ganz heiter zugebracht hatte, in der Nacht vom 20. auf den 21. April 1736 einer plötzlich eintretenden Lähmung. Mit ihm schied der Mann aus dem Leben, der seit fünfzig Jahren für Österreichs Ruhm und Größe als genialer und tapferer Feldherr, als weiser, vorurteilsloser Staatsmann soviel getan hatte, wie kein zweiter. Es ist bezeichnend für den tiefen Eindruck, den der Tod Eugens auf die Bevölkerung machte, die damals in ihrer Masse den öffentlichen Angelegenheiten ziemlich fremd und teilnahmslos gegenüberstand, daß sich sofort eine Legendenbildung daran knüpfte. Man erzählte ganz allgemein, daß ein Löwe in der Menagerie beim Belvedere in der Nacht des Todes furchtbar unruhig gewesen sei und laut gebrüllt habe, der Lieblingsadler, den der Prinz oft selbst gefüttert habe, sei am Morgen tot im Käfig gefunden worden.

Wien hatte allerdings, abgesehen von den Verdiensten Eugens um den Staat, alle Ursache, dem toten Helden tiefe Trauer zu widmen. Er war stets ein warmer Freund der Stadt gewesen, seinen klugen Maßregeln verdankte sie den Schutz vor den Plünderungszügen der wilden Scharen Rakoczys und er schmückte sie mit herrlichen Werken der Baukunst, die noch heute zu den schönsten Zierden Wiens zählen. Sein lebendiges Interesse für Kunst und Wissenschaft, die ihn in Beziehungen zu allen bedeutenden Männern der Zeit, zu Leibnitz, J. B. Rousseau und anderen brachten, blieb auch nicht ohne Einwirkung auf das geistige Leben von Wien; seine kostbaren Sammlungen, die dann meist in den Besitz des Staates übergingen, namentlich seine Bibliothek, von welcher Rousseau als die größte Merkwürdigkeit rühmte, „daß sich fast kein einziges Werk darin finde, das der Prinz nicht gelesen oder wenigstens durchgesehen habe", sind Beweise seiner Empfänglichkeit für alle Gebiete des Wissens und der Kunst, die in erster Linie Wien zugute kam.

Der Kaiser wurde durch den Tod Eugens tief getroffen; er fühlte, daß er den weisen und treuen Rat dieses Mannes, den er in den letzten Jahren sehr zum Nachteil des Staates oft unbefolgt ließ, in der sich stets schwieriger entfaltenden Lage schwer vermissen werde. Seine Anordnung, daß dem Prinzen Eugen ein Leichenbegängnis veranstaltet werden solle, „wie es in Österreich noch für keinen Untertan der Fall gewesen", wurde buchstäblich erfüllt. Seit den Leichenfeierlichkeiten für Kaiser Friedrich III. hatte man in Wien den düsteren Hofstaat des Todes nicht wieder sich in solchem Prunk entfalten gesehen. Am 26. April nachmittags bewegte sich der Leichenzug, an dem alles teilnahm, was Amt und Würde, Rang und Bedeutung hatte, auf solchen Umwegen durch die Stadt, daß er erst nach zwei Stunden in der Stephanskirche ankam. Der Sarg wurde auf einer besonders hergestellten prachtvollen Bahre getragen und war mit einem kostbaren Tuch bedeckt, dessen Enden vierzehn Generale von hohem Rang, darunter der Prinz von Sachsen-Hildburghausen, Fürst Wenzel Liechtenstein, Fürst Battyany u. s. w. trugen. In der Stephanskirche wohnte der Kaiser mit seinem Hofstaat der Einsegnung bei, während welcher

die Geschütze von allen Wällen donnerten. Seine Ruhestätte fand der Held in der Tirna-, seitdem meist nach dem Prinzen benannten „Eugenkapelle," wo ihm ein seine Siege verherrlichendes Denkmal errichtet wurde. Fünf Vierteljahrhunderte nach seinem Tod schuf ihm die Dankbarkeit des jetzt regierenden Kaisers ein würdiges von Fernkorn stammendes Monument auf dem äußeren Burgplatz, das ihn mit Recht als „treuen Diener dreier Kaiser" feiert. Der erste Waffensaal des Heeresmuseums im Arsenal bewahrt in einem besonderen Schaukasten (Nr. 129) eine Reihe von Gedenkstücken an diesen größten Heerführer Österreichs, darunter eine Haarlocke, einen aus Brust- und Rückenstück bestehenden Küraß, der mehrere Kugelspuren zeigt, mit dem darunter getragenen Kamisol, das in Panzerärmel auslief, ein Koller aus Ziegenleder und zwei Kommandostäbe.

Es sei hier gestattet, darauf hinzuweisen, daß nach der Sitte jener Zeit eine größere Prunkentfaltung überhaupt nur bei militärischen Leichenbegängnissen üblich war. Die beigegebene interessante Abbildung (S. 121) läßt erkennen, daß das noch heute geltende Zeremoniell bei solchen Begräbnissen in der Hauptsache schon vor 170 Jahren bestand. Wir sehen die Fackelträger neben dem Sarg, den geharnischten Reiter — im Wiener Jargon „der eiserne Mann" genannt — und das mit langer schwarzer Decke versehene Trauerpferd. Bezüglich der dargestellten Lokalität sei bemerkt, daß die Kirche jene der sogenannten Schwarzspanier ist, deren I. S. 727 ausführlich gedacht wurde und die jetzt als evangelische Garnisonskirche dient. Das rechts anstoßende Gebäude ist das damalige Kloster, jetzt als „Schwarzspanierhaus" bekannt. Links von der Kirche, wohin der Leichenzug einbiegt, sehen wir den Eingang zum kaiserlichen oder Mariazeller Gottesacker, der weitaus als der größte und schönste in ganz Wien galt und sich über das ganze ziemlich ansehnliche Terrain des heutigen Garnisonsspitales und noch über dieses hinaus erstreckte. Er entstand 1570, wurde aber unter Kaiser Ferdinand II. nach Erbauung des Klosters und der Kirche der Benediktiner von Montserrat erweitert und mit den baulichen Anlagen versehen. Diese bestanden aus dem im Hintergrund des Bildes sichtbaren turmförmigen Portal, das in eine große Halle führte, von der nach zwei Seiten schöne, den ganzen Friedhof umfassende Bogengänge ausliefen. In diesen Arkaden befanden sich viele prächtige Grabdenkmale, die aber 1683 meist zugrunde gingen. Die Mitte des Friedhofes nahm eine vom Kloster 1702 erbaute stattliche Kapelle ein, die nach der darin enthaltenen Nachbildung des bekannten Gnadenbildes dem Friedhof seinen im Volksmund üblichen Namen „Mariazeller Gottesacker" gab. Im rückwärtigen Teil befand sich ein besonderer Begräbnisplatz für Andersgläubige. Das bekannte und gewiß gerechtfertigte Verbot Kaiser Josef II., dem alle Begräbnisplätze inner den Linien weichen mußten, machte auch dieser schönen Anlage ein Ende.

Kaum zwei Jahre nach dem Tode des Prinzen Eugen gingen die Früchte von dessen glorreichen Siegen über die Türken in einem neuen Feldzug fast ganz verloren. Um auch von Rußland die Garantie für die Pragmatische Sanktion zu erhalten, hatte der Kaiser mit diesem Staat einen Vertrag abgeschlossen, der im Falle eines Krieges mit der Türkei zu gegenseitiger Waffenhilfe verpflichtete. Als nun 1737 wirklich ein Kampf zwischen Rußland und der Türkei ausbrach, beschloß der Kaiser mit ganzer Macht in denselben einzutreten, obwohl der Sultan erklärt hatte, es für keinen Akt der Feindseligkeit anzusehen, wenn sich Österreich darauf beschränke, nur die vertragsmäßige Hilfe an Rußland zu stellen. Erbittert über die schroffe Ablehnung dieses Vorschlages, warfen die Türken ihre ganze Macht gegen Österreich. Aber es stand kein Eugen mehr an der Spitze des Heeres. Unter der Führung unfähiger Generale verlor die Armee

alles Selbstvertrauen, wiederholte Niederlagen nötigten zum Frieden, in dem das schon durch Übergabe in die Hände der Türken gelangte Belgrad und alle Errungenschaften des Passarowitzer Friedens aufgegeben werden mußten. Als Karl VI. am 22. Oktober 1739 diesen Vertrag unterzeichnete, der den in den letzten 50 Jahren erworbenen kriegerischen Ruhm Österreichs verdunkelte und die politische Machtstellung des Staates erschütterte, soll er die Klage ausgesprochen haben: „Belgrad ist mein Tod! Wenn das Eugen erlebt hätte!" Dem ihm sehr nahestehenden Staatsmann Freiherrn von Bartenstein aber schrieb er: „Dieses Jahr nimmt viele Jahre meines Lebens weg, an welchen mir jedoch wenig gelegen ist."

Tief gebeugt durch diese Unglücksfälle, für die Zukunft des Staates und seines Hauses bangend, da auch die Ehe der Tochter bisher nur mit Prinzessinnen gesegnet war, ohne den ersehnten männlichen Thronerben zu bringen und da manche politische Anzeichen merkbar waren, die seinen Glauben an die Kraft der Garantieverträge für die pragmatische Sanktion erschüttern mußten, verfiel der Kaiser in eine Gemütsstimmung, die auch seine Gesundheit angriff. Im Herbst 1740 erkrankte er und bald war sein Zustand so, daß weder seine Umgebung, noch er selbst einen Zweifel über sein nahes Ende haben konnte. Am 18. Oktober empfing er die Sterbesakramente aus den Händen des päpstlichen Nuntius, segnete seine jüngere Tochter Erzherzogin Maria Anna und seinen Schwiegersohn, den Großherzog Franz Stephan, dessen Gattin, die Erzherzogin Maria Theresia, nicht am Sterbebette des Vaters erscheinen konnte, da sie selbst erkrankt war. Am 20. Oktober 1740 schied im 56. Lebensjahre Kaiser Karl VI. aus dem Leben, der letzte männliche Sprosse des habsburgischen Hauses, das vor 467 Jahren zuerst auf den Kaiserthron gekommen war.

Kärntnertor von innen.

Die bauliche Entwicklung Wiens am Ende des siebzehnten Jahrhunderts.

Seit Wien durch die Herrschaft der Türken über einen großen Teil von Ungarn vollkommen die Bedeutung einer wichtigen Grenzfestung erhalten hatte, stand die Frage der Befestigung stets im Vordergrund aller baulichen Maßregeln. An eine Ausdehnung der Werke dachte niemand mehr, auch auf die wiederholt angeregte Verlegung des Schwergewichtes der Befestigung auf die große Donauinsel kam man nicht mehr zurück, seitdem sich die politischen Verhältnisse so gestalteten, daß die alte Angriffsfronte gegen Wien wieder nach Osten lag. Schon 1670, als die Verhältnisse einen Konflikt mit Ungarn voraussetzen ließen, griff Kaiser Leopold I. die Frage einer ausgiebigen Verstärkung von Wien nochmals auf. Einer der ersten Meister der Kriegsbaukunst, Franz Baron de Wymes,

erhielt die Aufgabe, die bestehenden Befestigungen zu prüfen und ein Programm zur Ausgestaltung derselben zu entwerfen. Das Resultat dieser Prüfung war ein ziemlich trostloses. Wie schon früher, ergab sich, daß das ganze System veraltet sei und sowohl durch die stückweise Ausführung, wie mangelhafte Erhaltung die Werke einer ernsten Verteidigungsfähigkeit ermangeln. Ob Baron de Wymes auch einen Plan zur Neubefestigung ausarbeitete und ob derselbe zur Ausführung kam, ist unbekannt. Doch dauerten die Arbeiten an den Wällen fast ununterbrochen fort und diese erhielten jene Form, wie sie aus dem von Anguissola und Cammuccio 1683 angefertigten Plan (II. S. 48) ersichtlich ist. Das Schwergewicht der Verteidigungsfähigkeit lag in den zwölf polygonal vorspringenden Bastionen, die sich selbst gegenseitig und die dazwischen liegenden geraden Courtinen durch flankierendes Feuer schützen konnten. Außerdem deckten noch elf vorgeschobene Werke oder Ravelins die acht Stadttore und die wichtigen und längeren Courtinen. Der sehr breite, aber ungleich tiefe Graben war an der Contreescarpe durch einen Erdwall und eine Palisadenreihe geschützt und konnte an der Donauseite vom Kanal aus unter Wasser gesetzt werden, an den übrigen Seiten erreichten die Zuflüsse von der Wien und vom Ottakringerbach nur eine teilweise Versumpfung. Über den Graben führten zu den Ravelins und von diesen zu den meisten Toren nur hölzerne Brücken oder Gehstege, die im Falle einer Bedrohung natürlich beseitigt werden konnten.

Kärntnertor von außen.

Während der Umgestaltung der Festungswerke unter Kaiser Leopold I. verschwanden die meisten alten Türme, welche die Wälle unterbrachen, da sie bei dem neueren Stande der Artilleristik und Befestigungskunst jede Bedeutung verloren. Dagegen erhielt das Kärntnertor in den Jahren 1671 bis 1673 jene architektonische Form, welche es bis zur Beseitigung der Basteien zeigte. Ebenso entstand schon 1665 das äußere Rotenturmtor, das die den alten Rotenturm deckende Bastion durchbrach. (Bild S. 133.) Der Turm selbst blieb, wie schon erwähnt, bis 1784 bestehen. Sonst blieb noch der Schottenturm bis 1716, wo er bis zur Höhe der Bastei abgebrochen und durch ein auf der Wölbung des Tores stehendes Miethaus ersetzt wurde. Der Werderturm, der um 1670 als städtisches Pulverdepot diente, wurde dann gleichfalls bis zur Basteihöhe abgebrochen und in ein Wohngebäude einbezogen. Nur der alte Judenturm erhielt sich, nachdem er in der letzten Zeit als Gefängnis gedient hatte, in seiner ursprünglichen Form bis zum Jahre 1775. Zu den sechs alten Stadttoren, dem Burgtor, Kärntnertor, Stubentor, Rotenturmtor, Neutor und Schottentor kamen bis 1750 nur zwei kleine Einlaßöffnungen gegen den Donaukanal, die der Obere und Untere Fall hießen und nur für Fußgänger bestimmt waren.

Ein Gesamtbild von Wien bietet die Ansicht (S. 136), die um 1700 entstanden ist. Sie ist von Norden aufgenommen und zeigt uns über die ziemlich

dichtbebaute Leopoldstadt mit der regelmäßig entwickelten Taborstraße weg die innere Stadt. Diese macht schon einen wesentlich anderen Eindruck, als auf den älteren Ansichten; die alte Zinnenmauer längs des Donaukanales ist verschwunden, an ihre Stelle ist eine regelmäßige Bastion getreten, die links und rechts von vorgelegten Ravelins unterbrochen wird. Darüber weg aber sehen wir Häuser mit ansehnlichen Fronten und Satteldächern, nur hie und da kommen noch, sich wie scheu vorstreckend, die alten schmalen Häuschen mit den hohen Giebeln vor. Im Inneren mochte es noch manche Ecken geben, die an das Wien des Mittelalters erinnern, der Gesammteindruck ist aber ein wesentlich anderer geworden, die Stadt hat einen bedeutungsvollen Schritt getan, sie ist im Begriffe, sich im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts zu modernisieren. Fast möchte man annehmen, daß sie ein Ahnen vom Nahen einer großen Architekturperiode durchzieht; wie eine Braut, die des Geliebten harrt, der sie mit prächtigem Geschmeide zieren will, schmückt sie sich nach den eigenen bescheidenen Kräften auf das beste heraus.

Auf dem Stephansplatz entstand nur eine Änderung durch die im Jahre 1700 erfolgte Beseitigung des Heiltumstuhles, der mit seinem Bogen die Straße überspannte und sogar dem damaligen nicht sehr entwickelten Verkehr im Wege stand. Dagegen wurden die schon erwähnten höchst überflüssigen Tore an den Straßenmündungen erst 1788 beseitigt. Auf dem Friedhof durften schon seit 1732 keine Leichen mehr beerdigt werden, die völlige Auflassung aber erfolgte erst 1783.

Am Äußeren des Domes erfolgte keinerlei Veränderung. Das Innere, früher mit einer ockergelben Grundfarbe getüncht, auf welcher weiße Linien als Steinfugen und bunte Ornamente aufgetragen wurden, erhielt um 1650 einen rußfarbigen Anstrich, den irgend ein Fanatiker des Altertümlichen als ehrwürdig schätzen mochte. Er erhielt sich bis zu den in unserer Zeit vorgenommenen planvollen Restaurierungsarbeiten.

Im Jahre 1647 wurde an Stelle des ursprünglichen alten Hochaltares im Mittelchor der jetzt noch bestehende aufgestellt. Er ist mit seinen Marmorsäulen und dem reichen Skulpturenschmuck ein tüchtiges Werk des Bildhauers Jakob Bock, das aber im schroffen Gegensatz zur ganzen Architektur der Kirche steht (Bild S. 137). Das die Steinigung des heiligen Stephan darstellende Altargemälde ist von Tobias Bock, dem Bruder des Bildhauers, auf sorgfältig zusammengelötete Zinntafeln gemalt, um möglichste Haltbarkeit zu erzielen. Über dem silbernen Tabernakel ist inmitten eines Strahlenkranzes das vielverehrte Bild der heiligen Maria von Boecs oder Pötsch angebracht.

Nicht der Form nach, wohl aber in der architektonischen Ausgestaltung erhielt der Neue Markt ein ganz anderes Aussehen, in dem sich die gewaltige Veränderung, die sich um 1700 in der Entwicklung Wiens teils schon vollzogen hatte, teils erst anbahnte, in charakteristischer Weise aussprach. Dieser Platz, der durch seine Größe und regelmäßige Form immer eine Zierde von Wien gewesen, repräsentierte sich nun auch in baulicher Beziehung ganz anders und viel vorteilhafter, als es noch vor 100 Jahren der Fall war. Kaum eines der Häuser, das die ältere Ansicht des Neuen Marktes (I. S. 601) zeigte, läßt sich auf der zweiten erkennen, die hier beigegeben ist (Bild S. 144). Diese Ansicht ist in jeder Beziehung interessant, namentlich weil hier einzelne Bauten noch an die ältere Zeit erinnern, aber in der Mehrzahl schon von Beispielen des gefälligen und stattlichen neuen Stiles verdrängt sind, der als „Wiener Barocko“ einen Ehrenplatz in der Architekturgeschichte Wiens einnimmt. Den Hintergrund des Bildes nimmt das 1688 von dem „Pestkönig“ Fürst Ferdinand Wilhelm Schwarzenberg erbaute Palais ein, das wegen seiner pracht-

vollen inneren Einrichtung berühmt war und ein Theater enthielt, das noch kurz vor der Demolierung zu Wohltätigkeitsvorstellungen Verwendung fand. Seit etwa zehn Jahren hat die einfach vornehme Façade dieses Palastes einem Neubau von mit Recht sehr angezweifeltem architektonischen Charakter Platz machen müssen. Rechts davon sehen wir die Fronte der Kapuzinerkirche, die eine bis in den Giebel reichende Darstellung des Kreuzes mit den Leidenswerkzeugen besaß. Das Kloster erstreckte sich damals nur nach rückwärts und in die Klostergasse, der Zubau gegen den Neuen Markt bestand noch nicht. Er wurde erst errichtet, als unter Kaiser Josef II. der große, rückwärts der Häuser laufende Garten der Kapuziner parzelliert wurde, auf dessen Terrain auch die damals neu eröffnete Plankengasse entstand, welche ihren Namen von dem Bankier Karl Wetzlar von Plankenstern haben soll, der hier die ersten Häuser baute. Von besonderem Interesse ist das stattliche Gebäude links vom Palais Schwarzenberg, das gleichfalls einen Laubengang zeigt, der aber keine Altane trägt, sondern unter dem Mittelrisalit hinläuft. Das Haus (Nr. 4) bestand als Passage in die Kärntnerstraße und „Hotel Munsch" noch vor einem Jahrzehnt, bis es dem jetzigen „Hotel Krantz" weichen mußte. Beschildet war es ursprünglich „zur Mehlgrube", der Bau wurde 1698 von der Gemeinde Wien ausgeführt, die Pläne stammten von Johann Bernhard Fischer von Erlach, dem größten Meister dieser glänzenden Architekturperiode Wiens. Die „Mehlgrube" spielte seit ihrem Aufbau bis in das neunzehnte Jahrhundert hinein als eines der besuchtesten Vergnügungslokale eine wichtige Rolle. Schon an dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts heißt es: „Die Mehlgrube ist ein der Stadt Wien zum Ausmiethen gehöriges Haus. Hier seind vor diesem die allgemeine Fastnachts-Täntze gehalten worden" und der Syndikus Küchelbecker berichtet einige Jahre später in seiner sehr inhaltsreichen „Allerneuesten Nachricht vom römisch-kaiserlichen Hofe": „Der vornehmste Ball wird auf den von dem Stadt-Magistrate erbauten prächtigen Hause, die Mehlgrube genannt, von dem Garderobe des Printzen Eugenii gegeben, welchem die Person einen Ducaten zahlet und erscheint daselbst ordentlich der grosse Adel von Wien, allwo auch andere admittiret werden. Ferner wird auf dieser sogenannten Mehlgrube während den Fasching das Kinderfest, wie man es in Wien benennet, gehalten. Es bestehet solches in nachfolgendem: Vornehme Eltern, welche ihren Kindern zur Carnevals-Zeit eine geziemende Lust machen, bestellen vors Geld, bey eben demjenigen, so die anderen Bälle gibt, eine Lustbarkeit mit Essen, Trinken und Musik, da denn gegen Abend eine grosse Menge Kinder beyderley Geschlechts unter der gewöhnlichen Aufsicht, in schönster Kleidung erscheinen und sich mit Essen, Trinken divertiren, bis gegen 9 oder 10 Uhr, da sie sich dann wiederum nach Hause begeben. Dann setzen es die Grossen fort, wo es die Kleinen gelassen und continuiren mit tantzen und spielen bis gegen Morgen." Allzu lange konnte jedoch die „Mehlgrube" diesen exklusiven Charakter nicht bewahren; sie wird später als Lokal für die Bälle „derer herrschaftlichen Hauß-Officier und Dienerschaft" genannt, geriet allmählich in einen etwas schlimmen Ruf, den sie erst verlor, als sie um 1770 von der besseren Bürgerschaft mit Vorliebe besucht wurde. Aber auch das währte nicht ewig; es nistete sich wieder zweifelhafte Gesellschaft ein, bis sie im neunzehnten Jahrhundert ganz aus der Reihe der Vergnügungslokale schied, um als „Hotel ersten Ranges" wieder aufzuleben. Über dem Schwarzenbergischen Palais ist die Heiligen Geistkirche im Bürgerspital sichtbar, deren Name an Stelle des früheren zu St. Klara getreten war.

Besonderes Interesse bietet die reichbelebte Staffage des Bildes. Sie zeigt uns ein bewegtes Marktleben, in das sich auch vornehme Herren und Damen,

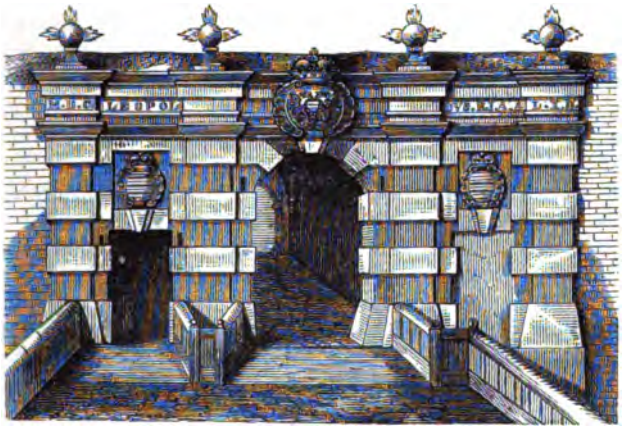
Hartschiere und sonstige Passanten mengen. Um den zierlichen Gitterbrunnen in der Mitte des Platzes haben sich die Händler mit Mehl und anderen Viktualien angesiedelt, welchen er seinen lange üblichen Namen „Mehlmarkt" verdankte. Auf der nördlichen Hälfte sind zahlreiche Käfige, sogenannte „Steigen" aufgestellt, in welchen die Landleute Geflügel feilbieten. Links im Vordergrunde hält eine hochadelige Equipage, die von zwei „Kammerhusaren" begleitet ist. Im Winter war der Neue Markt der Schauplatz prunkvoller Schlittenfahrten, an welchen sich unter Karl VI. und Maria Theresia oft auch der Hof beteiligte. Die kleinen kostbar geschnitzten und vergoldeten Schlitten enthielten nur einen Sitz, welchen die Dame einnahm; der Kavalier, welcher die Zügel führte, stand meist rückwärts auf den Kufen. So glitten die leichten Gefährte in Kreisen oder zierlichen Schlangenlinien die glatte Schneebahn des regelmäßigen Platzes dahin, angestaunt vom „bürgerlichen Publico", das kein anderes Gefühl als das der Dankbarkeit kannte, weil ihm wenigstens diese Augenweide gestattet wurde.

Bis 1716 hieß der jetzige Lobkowitzplatz „Schweinmarkt", auf dem bekanntlich 1408 die Hinrichtung des Bürgermeisters Vorlauf und seiner beiden Genossen vollzogen wurde. Seine spätere Form erhielt dieser Platz erst nach dem Umbau des St. Klarakloster in das noch in Erinnerung stehende umfangreiche Bürgerspitalsgebäude, an dessen Stelle nun die Prachtbauten des Philippshofes und seiner Nebenhäuser getreten sind. In den Jahren 1685 bis 1690 ließ Graf Siegmund von Dietrichstein den Palast bauen, der 1735 in den Besitz der Familie Lobkowitz überging.

Im Jahre 1698 traf Kaiser Leopold I. auf Bitten der Gemeinde eine für Verwaltung, Gerichtspflege und die ganzen Eigentumsverhältnisse sehr wichtige Maßregel, indem die Grenzen des Burgfriedens nicht allein neu bestimmt, sondern auch wesentlich erweitert wurden. Die wiederholten Zerstörungen der Vorstädte, das Vorschieben des Fortifikationsrayons hatten die alten Grenzen zwischen den einzelnen vorstädtischen Gebieten so verschoben und teilweise sogar verwischt, daß ein ganz unhaltbarer Zustand die Folge war, welcher verwirrend in alle bürgerlichen Rechtsverhältnisse eingriff. Die früher auf dem Fortifikationsrayon gelegenen Ansiedlungen gehörten alle zum Burgfrieden, auf dem die Stadt die unbedingte „Grundherrlichkeit" in Verwaltung und Justizpflege übte. Als nun nach 1683 der nicht mehr zu verbauende Raum auf 240 Klafter ausgedehnt wurde, mußten auch diese Ansiedlungen hinausrücken und gerieten dadurch auf und zwischen Gebiete, die unter anderer Grundherrlichkeit standen, meist auf sogenannte „herrschaftliche Gründe", deren Besiedlungen damals noch den rechtlichen Charakter von Dörfern hatten, ungefähr so, wie die späteren Vororte vor ihrer Einbeziehung zu Wien. Sie gehörten zum „äußeren Burgfrieden", der das Geltungsgebiet der höheren Justizpflege bezeichnete, standen aber bezüglich der Verwaltung, der Polizei und Zivilgerichtsbarkeit, der Steuerleistungen ganz unter den betreffenden Grundherrschaften. Es ist leicht begreiflich, daß aus diesen Verhältnissen sich große Übelstände entwickelten, da die Grenzen zwischen den einzelnen Gebieten sehr schwankend waren. Das Burgfriedensprivilegium schuf nun in dieser Beziehung, soweit es eben damals bei den bestehenden Besitzverhältnissen möglich war, etwas Ordnung, indem es nicht allein die Grenzen des Wiener Burgfriedens bestimmte, sondern auch die rechtliche Natur der anderen Gebietsteile klarlegte. Die genaue Darstellung der obigen Grenzen wäre ermüdend und kann um so eher unterlassen werden, als sie in großen Umrissen den nachfolgenden Erörterungen zu entnehmen ist. Das Privilegium von 1698 unterschied nach der rechtlichen Natur des Grundbesitzes zwischen den „bürgerlichen Gründen", auf welchen der Stadt Wien die Grundherrlichkeit zustand, den Dörfern und den herrschaftlichen Gütern.

oder Freigütern. Zu den bürgerlichen Gründen, für welche zuerst die Bezeichnung „Vorstadt“ üblich wurde und deren Haus- oder Grundbesitzer nunmehr ganz jenen in der Inneren Stadt rechtlich gleichgestellt werden, gehörten die Leopoldstadt, Weißgärber, die Landstraße bis zum Rennweg, die Wieden, die Laimgrube, die Alserstraße und Währingerstraße. Als Dörfer, die ihre selbständigen gewählten Richter besaßen, galten Erdberg, Hungelbrunn, Matzleinsdorf, Nikolsdorf, Margareten, Strozzigrund, Altlerchenfeld und Roßau. Zu den Freigründen und herrschaftlichen Gütern, die von den Gutsherrschaften bestellte Obrigkeiten hatten, zählten die Jägerzeile, Konradswerd, Mühlfeld, Reinprechtsdorf, Hundsturm, Gumpendorf, Magdalenengrund, Mariahilf, Spittelberg, St. Ulrich, Josefstadt, Thury, Himmelpfortgrund und Liechtental.

Bei der Zerstückelung in kleine Parzellen, die vielfach durcheinander gemengt waren, erwies sich auch nach dieser teilweisen Ordnung die Teilung in so verschiedene kleine Verwaltungsgebiete in jeder Beziehung störend. An die Durchführung großer Reformen in Bezug auf die Verkehrs- oder Sanitäts-



Das Rotenturmtor von außen. (S. 129.)

verhältnisse war schon gar nicht zu denken, denn die Verhandlungen mit so vielen eigenberechtigten Gebieten wären auf unübersteigliche Hindernisse gestoßen. In richtiger Erkenntnis strebte daher die Gemeinde Wien nach Feststellung der Gebietsgrenzen durch das Leopoldinische Burgfriedensprivilegium von 1698 darnach, die bürgerlichen Gründe immer mehr zu erweitern. Schon 1700 wurde die Grundherrlichkeit über einen Teil der Josefstadt vom Marchese Malaspina erworben; 1705 ging Hungelbrunn an die Gemeinde über, 1713 folgte der Althangrund, 1723 der dem Erzbistum Wien gehörige Teil der Wieden, 1727 Matzleinsdorf, Nikolsdorf und Margareten, 1753 der Strozzigrund u. s. w., bis endlich 1848 die letzten Reste besonderer Grundherrschaft (der Schaumburgergrund, Mariahilf, St. Ulrich, Neubau, Schottenfeld und Liechtental) mit gänzlicher Aufhebung der Patrimonialherrschaften der Stadt zufielen und ein einheitliches Verwaltungsgebiet geschaffen wurde. Als Erinnerung an jene Tage, wo unsichtbare Grenzen sich innerhalb des so innig verflochtenen Gebietes von Wien dehnten, hat sich noch am Eingang der Alserstraße an der Ecke der Kaserne ein Grenzstein erhalten, welcher einst das Geltungsgebiet der Gewalt des Stadtgerichtes bezeichnete. Eine andere älteren Wienern noch wohl erinnerliche Grenz-

bezeichnung war jene rechts außer dem Burgtor an einer Alleekreuzung stehende eiserne Säule mit einer Madonnenstatue, im Volksmunde die „schwarze oder eiserne Muttergottes" genannt, welche 1825 vom Schottenstift als Ersatz für eine uralte Marksäule aus Stein errichtet wurde, um die alten Grenzen des von den Schotten erworbenen Neudeggerlehens zu bezeichnen. Aus Anlaß der Stadterweiterung mußte die eiserne Säule entfernt werden und hat nun einen Platz im Garten des Schottenstiftes gefunden.

Nachdem die schweren Nachwehen des Pestjahres 1679 und der bald darauf folgenden türkischen Invasion glücklich überwunden waren, die glänzenden Siege des Prinzen Eugen auch jede weitere Bedrohung ganz unmöglich erscheinen ließen, nahmen die Vorstädte einen rapiden Aufschwung. Die alten Bauten erhoben sich wieder aus dem Schutt, neue entstanden, schlossen sich zu Gassen und Stadtteilen zusammen, dazwischen aber errichtete sich der reichbegüterte Adel an passenden Punkten jene prunkvollen Sommersitze, von welchen einzelne schon erwähnt wurden, andere noch genannt werden sollen. Es war daher nur natürlich, daß man solche blühende Stadtteile zu sichern suchte, als im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts plötzlich eine neue Gefahr auftauchte.

Als der um das spanische Erbe geführte Krieg sich ungünstig für Frankreichs Waffen gestaltete, suchte die stets bedenkenlose Politik Frankreichs dem Kaiser auf allen Seiten Verlegenheiten zu schaffen. Eines der Werkzeuge, dessen sie sich bediente, war Fürst Franz Leopold von Rakoczy, ein Schwiegersohn Emmerich Tökölys und gleich diesem bereit, sein Vaterland um des eigenen Ehrgeizes willen in blutige Wirren zu stürzen. Schon 1701 verräterischer Umtriebe verdächtig, wurde er verhaftet und in Neustadt interniert. Doch gelang es ihm, nach Polen zu entfliehen, von wo er 1703 nach Ungarn eilte, um den Aufstand zu schüren und sich an dessen Spitze zu stellen. Ungarn war fast ganz von kaiserlichen Streitkräften entblößt, der Aufstand konnte sich ungehindert ausbreiten und die wilden Scharen der „Kuruzzen" — soviel wie Kreuzbrüder — bedrohten bald Niederösterreich, wo ihre Grausamkeit und Raubsucht noch aus den Tagen des Tökölyschen Aufstandes in schlimmen Andenken standen. Als sie die Grenzen überschritten, ging panischer Schrecken ihnen voraus; wo es nur möglich war, brachten sich die Bewohner der bedrohten Ortschaften in Sicherheit, denn wo die Reiterschwärme der Kuruzzen erschienen, brachten sie Verwüstung, Raub, Brand und Mord mit sich. Sogar nach Wien kamen Flüchtlinge, welche durch ihre Berichte die der Stadt drohende Gefahr erst recht eindringlich erkennen ließen.

In dieser äußersten Not hatte man den Prinzen Eugen nach Ungarn entsendet, aber auch er war bei der gänzlichen Unzulänglichkeit der militärischen Machtmittel, die auf so vielen Punkten zugleich in Anspruch genommen wurden, nicht imstande, die Lage so rasch zu ändern. Wohl hatte man auch das Aufgebot einberufen und durch eine besondere Auflage die Mittel zur Ausrüstung von zwei Fußregimentern erhalten; aber all das ging zu langsam und der Fall, daß einer der flinken Kuruzzenschwärme vor Wien erschien, war durchaus nicht ausgeschlossen. Von einer ernsten Bedrohung konnte allerdings keine Rede sein, die vollkommen unbeschützten Vorstädte wären aber einer Plünderung und Brandschatzung preisgegeben gewesen. Am 17. Dezember 1703 setzte Kaiser Leopold I. eine Kommission zur Beratung der zum Schutz der Vorstädte zu ergreifenden Mittel ein. Diese Herren hatten ohne Zweifel den besten Willen, aber viel Erfolg knüpfte sich an ihre Beratungen nicht, wie es ja meist das Los solcher Kommissionen ist. Erst ein Vorschlag, den Prinz Eugen am 19. Februar 1704 direkt an den Kaiser richtete, enthielt einen praktisch ausführbaren Kern, indem die Herstellung einer nur aus einem Graben und Erdwall

mit Palisadenkrönung hergestellten Defensionslinie um Wien beantragt wurde, die zur Abwehr der ungarischen Reiterschwärme immerhin gute Dienste leisten konnte. Am 24. März erfolgte die Genehmigung des sofort ausgearbeiteten Detailprojektes, nach dem diese Wallinie bei St. Marx beginnen, über den Wienerberg und längs der äußeren Grenzen der Vorstädte sich bis Liechtental in einer Länge von über 7000 Klaftern erstrecken und dort wieder an den Donaukanal anschließen sollte. Die Tiefe des Grabens war auf $1^1/_2$ Klafter, die Breite auf 2 Klafter bestimmt, die Wallkrönung mußte durch Palisaden gesichert werden. Zur Arbeit an dieser Umwallung waren alle Bewohner der Stadt und der Vorstädte im Alter von 18 bis 60 Jahren entweder in Person oder durch einen Stellvertreter verpflichtet.

Am 26. März 1704 geschah der erste Spatenstich zu dieser Befestigungslinie, die, in der Not des Augenblickes geboren, es dann zu einem so respektablen Alter brachte und in ihren leider noch ziemlich ansehnlichen Überresten als „Linienwall" heute noch jedem Wiener wohlbekannt ist. Die Arbeit ging ziemlich rasch vorwärts, es drängte aber auch die Gefahr schon. Trotz seiner soldatischen Tüchtigkeit konnte General Graf Sigbert Heister mit seinen paar tausend Mann die Grenze nicht so decken, daß es den mit Blitzesschnelle auftauchenden und wieder verschwindenden Kuruzzenschwärmen nicht gelungen wäre, sie zu überschreiten. Zuerst bedrohten sie die Gegend um Neustadt, verbrannten Mannersdorf und Rohrau, um sich dann gegen Ende März auf Petronell zu werfen, das sie einäscherten. Am 26. März überfielen sie sogar Schwechat, Fischamend und Himberg, die in Brand gesteckt und geplündert wurden. Flüchtlinge und riesige Rauchsäulen brachten die Schreckenskunde nach Wien, wo zuerst blinde Angst einriß, bald aber unter dem Einfluß besonnener Männer eine mannhafte Haltung angenommen wurde. Von allen Seiten strömten die Verteidiger herbei und eine Abteilung der berittenen Bürgerwehr eilte sogar unter Führung erfahrener Offiziere dem Feind entgegen, der sich aber nach seiner Gewohnheit schon mit der Beute aus dem Staub gemacht hatte. Doch blieb die Umgebung von Wien so unsicher, daß Kaiser Leopold I. nicht den gewohnten Sommeraufenthalt in Laxenburg nehmen konnte. Streiften doch am 9. Juni 4000 ungarische Reiter, die vom Grafen Alexander Karolyi geführt wurden, bis hart an die neu errichteten Wälle heran, wagten aber bei den getroffenen Verteidigungsmaßregeln keinen Angriff. Bei dieser Gelegenheit ging das Neugebäude in Flammen auf und die Tiere der Menagerie wurden, wie schon erwähnt, in der Mehrzahl getötet.

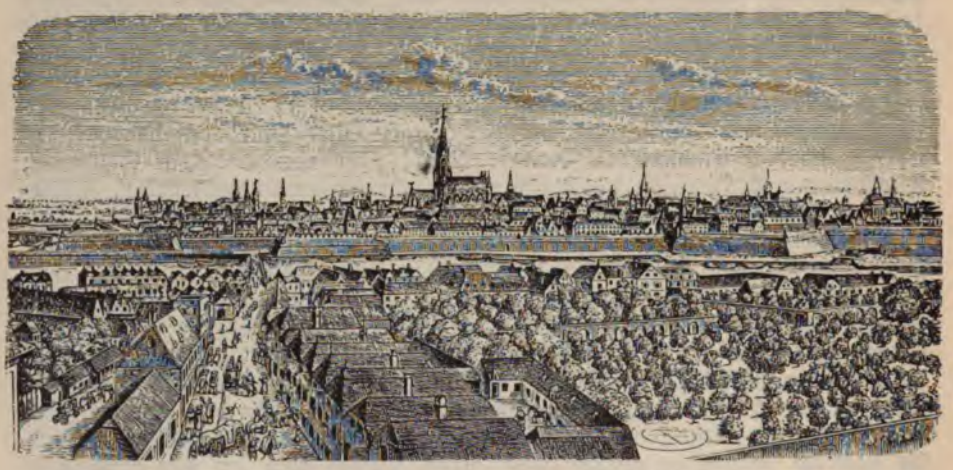
Ein glänzender Sieg Heisters, den er am 26. Dezember 1704 in der Nähe von Tyrnau über das Hauptkorps Rakoczys erfocht, nötigte diesen, seine Kräfte zusammenzuhalten. Nur noch einmal wagte sich eine Kuruzzenschar in die Nähe von Wien; es war dies am 5. Februar 1705, wo sie abermals Rohrau, Fischamend und Schwechat mit Mord und Brand heimsuchten. Doch war der Kuruzzenschrecken, dem der Wiener Kraftausdruck „Kruzi-Türken" seine Entstehung verdankt, soweit verblaßt, daß sich auf die Kunde vom Nahen der Ungarn Neugierige in die gefährdete Gegend wagten. Einige bezahlten diesen Vorwitz mit dem Leben, worunter die Lokalchronik auch den damaligen Besitzer des noch heute bestehenden Gasthauses „zum roten Hahn" auf der Landstraße, Hauptstraße nennt. Das Ende der ungarischen Insurrektion, die ihre direkte Bedrohlichkeit für Wien verloren hatte, obwohl sie noch bis 1711 währte, wurde schon an anderem Orte erwähnt.

Die Circumvallationslinie blieb bestehen und wurde sofort als Steuergrenze benützt, indem schon 1705 die meisten der an den Ausgängen der Vorstädte gegen die Stadt gelegenen „Aufschlagsämter" an jene Punkte des Walles

vorgeschoben wurden, wo die Hauptverkehrsstraßen ihn durchbrachen. In den Jahren 1728 bis 1730 ersetzte man die verfallenden Erdwälle durch Ziegelmauern, in welcher Form sie bis 1890 als Verzehrungssteuerlinie Dienste taten. Nur einmal noch — im Jahre 1848 — dienten sie kriegerischen Zwecken, für welche eigentlich der Ursprung gedacht war. Wer heute die verwahrlosten Reste des alten Linienwalles sieht, denkt kaum mehr daran, daß sich an sie vor nahezu 200 Jahren die Sorgen und Hoffnungen Wiens in bedrängter Zeit knüpften.

In der Leopoldstadt wurde 1683 der Augarten mit der alten Favorita vollkommen zerstört, nachdem erst ein Jahr vorher Kaiser Leopold I. ein großes Gebiet, das vom Stifte Klosterneuburg an mehrere Lehensträger verliehen war, erworben hatte, um es in einen prächtigen Garten zu verwandeln.

In dem Zustand der Verwüstung blieb die ganze schöne Besitzung, bis nach dem Tode Kaiser Leopold I. dessen Sohn und Nachfolger ein neues kleines Schlößchen für seine Mutter, die Kaiserin Eleonore, erbauen und einen



Ansicht von Wien um 1700. (S. 129.)

Teil des Gartens wieder im damaligen Geschmack herstellen ließ. Das Hauptgebäude behielt aber seinen Charakter als Ruine, wenn auch den einer sehr stattlichen, welche den früheren Anblick ahnen läßt (Bild S. 145). Noch 1730 schreibt der Reisende Johann Georg Keyßler, es sei der Augarten, der zu allen Zeiten offen stehe für vornehme Leute, wegen seiner angenehmen Gänge, Hecken und Wäldchen sehr besucht, nur die von den Türken zerstörte „Burg" habe man „gar wenig wieder hergestellt". Und 1768 berichtet der fleißige Topograph von Wien, Friedrich Wilhelm Weißkern, daß der kaiserliche Sommerpalast „bis auf wenige Gebäude noch unter seinen Bruchstücken begraben liege". Erst unter Josef II. kamen für den Augarten wieder bessere Tage.

Übrigens war die Leopoldstadt damals reich an prächtigen Gärten, die meist auch mit Sommersitzen verbunden waren. Noch heute erinnert die Czerningasse an den dort bestandenen schönen Besitz; die Fürsten Montecucculi besaßen ein Sommerschlößchen mit schönem Garten an Stelle der späteren angesehenen Reitschule von Schawel, andere ähnliche Anlagen in der Leopoldstadt gehörten dem Herzog von Curland, dem Grafen Gatterburg, dem

Grafen Adam Czobor, der durch seine tolle Verschwendung eine Rolle in der Wiener Lokalgeschichte spielte, u. s. w.

Auch auf der Landstraße entstanden mehrere solche große Sommersitze, welche bestimmend für die ganze bauliche Entwicklung und die Verkehrsverhältnisse des Bezirkes wurden. Hier ist vor allem das Belvedere zu nennen, auf das wir bei anderer Gelegenheit zurückkommen. Von 1706 an begann der Bau des fürstlich Schwarzenbergschen Sommerpalastes, zu dem Josef Emanuel Fischer von Erlach die Pläne entwarf. Ursprünglich für den Fürsten von Mansfeld-Fondi begonnen, wurde der Bau erst von 1720 bis 1725 beendet, als der Besitz an den Fürsten Adam Schwarzenberg übergegangen war. Das Deckengemälde des großen Saales ist von der Meisterhand Daniel Grans, der wohl der bedeutendste Maler der Wienerschule im achtzehnten Jahrhundert ist.

Der Hochaltar der Stephanskirche. (S. 130.)

Von der neuen Favorita, dem heutigen Theresianum, im Bezirke Wieden wird noch die Rede sein. Natürlich lag aber in der Nähe dieses kaiserlichen Sommersitzes der Anreiz für den damals in Wien viel heimischeren Hochadel, sich ähnliche Schlößchen, wenn auch meist in viel bescheideneren Dimensionen zu erbauen. Bis zur Durchbrechung der Starhemberggasse erinnerte der Name von deren oberer Strecke, die Karolyigasse, an eine solche seinerzeit berühmte Besitzung. Schon im Jahre 1696 wird auf diesem Terrain ein „Lustgepäu und Gartten" des Grafen Thomas Zacharias von Czernin erwähnt, das 1705 in den Besitz des Grafen Karl Ferdinand von Waldstein und 1716 in jenen des Oberststallmeisters Grafen Michael Johann von Althan überging, der die Besitzung durch Grundkäufe wesentlich erweiterte. Er gehörte zum intimsten Kreise Kaiser Karl VI., der mit Freibrief vom 12. September 1717 die Besitzung für immerwährende Zeiten „von allen anklebenden Steuern, Hof- und Soldatenquartieren, nicht weniger von denen Beschwernüssen der Jagdroboth" lossprach. Ihm folgte 1723 seine Witwe, Maria Anna Josefa, geborene Herzogin von Pignatelli und Belriguardo, die am Hofe als die „spanische Althan" und als Freundin Kaiser Karl VI., der ihr 1727 das vormalige spanische Botschaftshotel in der Schenkenstraße verschrieb, eine sehr einflußreiche Rolle spielte, aber als Gönnerin der schönen

Künste sich auch manches Verdienst erwarb. Erst 1792 kam die Besitzung von der Althanschen Familie an die Grafen Karolyi, die 1825 den großen Garten parzellierten, auf dessen Terrain ein Teil der Walter-, Starhemberg- und Dannhausergasse entstand. Auch das Krankenhaus Wieden steht auf Karolyischem Grund.

Um 1710 entstand „das Lustgebäude des Herrn von Engelskirchen", das 1724 in den Besitz des kaiserlichen Leibarztes Pius Nikolaus von Garelli kam, der einen ähnlichen Besitz in der Währingerstraße hatte, wo er 1739 als Hofbibliothekspräfekt starb. Im Jahre 1746 erwarb Kaiser Franz I. das Palais, das wegen seiner schönen Architektur in Delsenbachs „Wiener Prospekte" Aufnahme fand. Während ihrer Erkrankung an den Blattern im Jahre 1767 bewohnte die große Kaiserin Maria Theresia das Schloß, das dann durch verschiedene Hände ging, bis es 1854 von Erzherzog Rainer erworben wurde, der in dem herrlichen, ganz vom Weltlärm geschiedenen Palais seinen ständigen Wohnsitz hat. Später als die vorgenannten Sommersitze entstand das „Schaumburgerschloß" in der Rainergasse, das in seiner jetzigen Form erst aus der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts stammt. Es war längere Zeit im Besitze der gräflichen Familie Festetits und gehört jetzt dem Fürsten Schönburg. In diesem Palais starb am 21. Februar 1797 der verdienstvolle Heerführer Feldmarschall Dagobert Graf Wurmser.

In Mariahilf besaß Fürst Paul Esterhazy, der 1689 die Mariahilferkirche erbaute, jenes Sommerschloß mit Garten, das dann in den Besitz des Staatskanzlers Fürst Kaunitz kam, vor etwa 40 Jahren aber samt dem nun allgemein zugänglichen Garten von der Gemeinde Wien erworben wurde.

Eines der schönsten Bauwerke des Josef Emanuel Fischer von Erlach ist das 1720 bis 1730 erbaute Palais des Grafen von Trautson, das dann der 1760 errichteten ungarischen Leibgarde eingeräumt wurde. Vestibule und Treppenhaus gehören zu den grandiosesten ähnlichen Anlagen. Ungefähr gleichzeitig entstand das frühere gräflich Schönbornsche Sommerpalais in der Laudongasse, das gleichfalls mit dem nun dem Publikum zugänglichen Garten in den Besitz der Gemeinde überging und dann einige Zeit die landwirtschaftliche Hochschule beherbergte. Früher spielte es eine bescheidene Rolle im Wiener Theaterleben, da im Saale zuerst das bekannte Privattheater der Baronin Pasqualati, später die mit einer Theaterschule verbundene Übungsbühne des Schauspielerveteranen Konradi untergebracht war. Ein Werk des Josef Emanuel Fischer von Erlach ist das Palais Auersperg in der Auerspergstraße, das 1724 für den Marchese Rofrano erbaut und dann von der fürstlich Auerspergschen Familie erworben wurde.

Verhältnismäßig reich mit Adelssitzen bedacht war der heutige IX. Bezirk. Ganz verschwunden ist der schöne Althansche Besitz mit dem prachtvollen Garten, der später an die freiherrliche Familie Pouthon überging und dann dem Franz Josefs-Bahnhof Platz machen mußte. Erhalten aber ist der prächtige Liechtensteinsche Sommerpalast, den Fürst Hans Adam Liechtenstein 1712 in dem schon vorhandenen Park von dem Architekten Domenico Martinelli erbauen ließ. Als man ihn durch den Hinweis auf die großen Kosten von dem Bau abhalten wollte, gab er die hochherzige Antwort: „Da mir die göttliche Allmacht so große Güter beschcert hat, will ich jährlich 30.000 Gulden zu Almosen anwenden, aber nicht für müßige Bettler, welche aus dem Müßiggang Profession machen, sondern für bedürftige Handwerker und Taglöhner." Dieser kunstsinnige Kavalier begründete auch die im Sommerpalais befindliche Gemäldegalerie, die unter allen Privatsammlungen Europas den ersten Rang einnimmt und eine der größten Sehenswürdigkeiten von Wien ist. Leider mußte die am

Ende des Gartens gelegene, aus Marmor hergestellte Gloriette, ein überaus zierliches Bauwerk, entfernt werden, um dem neuen Palais gegen die Alserbachstraße Platz zu machen (Bild S. 148).

Von den kirchlichen Baulichkeiten und Stiftungen, welche in die Regierungszeit Kaiser Leopold I. fallen, ist das Kloster der Ursulinernonnen in der Annagasse die älteste. Sie wurden schon im Jahre 1660 von der Witwe Ferdinand III., der Kaiserin Eleonore, nach Wien berufen und 1675 in das für ihre Zwecke erbaute Kloster eingeführt, das 1745 einem Erweiterungsbau unterzogen werden mußte. Die Nonnen von St. Ursula unterhalten seit 1675 ununterbrochen eine weibliche Lehranstalt und Mädchenschule, aus welcher schon mehr als 100.000 Zöglinge hervorgegangen sind.

Der bekannteste Kirchenbau Kaiser Leopold I. ist jener der Peterskirche, durch welche die sehr alte, aber schon baufällige gotische Kirche (I. S. 72) beseitigt wurde. Am 30. Juni 1702 legte der Kaiser den Grundstein zu diesem Bau, dessen Vollendung er aber nicht mehr erleben sollte. Der Plan zu dem stattlichen Kuppelbau stammte von Johann Bernhard Fischer von Erlach, die Ausführung lag in den Händen des Baumeisters Franz von Cischini aus Klosterneuburg, der 1709 starb und in der Kirche ein Grabdenkmal erhielt. Die Vollendung des Baues verzögerte sich sehr lange. Die Façade blieb bis 1730 ohne Anwurf, das Portal kam gar erst 1756 zur Ausführung. In der Kirche hat auch das aus dem ersten Bau hierher übertragene Denkmal des Wiener Historiographen Dr. Wolfgang Lazius seinen Platz gefunden. Der Petersplatz erfuhr durch den Neubau eine Verkleinerung, die Entfernung des Friedhofes erfolgte erst 1782.

Die Pfarrkirche zu St. Leopold (II. Bezirk) entstand bekanntlich 1670 nach Vertreibung der Juden an der Stelle, welche früher deren Synagoge eingenommen hatte. Den Bau leitete der Wiener Architekt J. Ospel; doch erfolgte 1724 eine wesentliche Erweiterung. Die sehr einfache Pfarrkirche zu St. Peter und Paul in Erdberg erbauten sich die Ortsbewohner selbst 1700 aus freiwilligen Beiträgen; auch sie bedurfte 1771 eines erweiternden Zubaues. In der Vorstadt Weißgärber entstand 1673 die Kirche zur heiligen Margareta, deren Kosten von Kaiser Leopold und seiner ersten Gattin Margareta Theresia bestritten wurden. Schon 1690 war ein Erweiterungsbau notwendig, worin, wie in den vorausgehenden Fällen, ein Beweis für das rasche Emporblühen der Vorstädte nach 1683 gelegen ist. Auf dem Nikolaikirchhofe, der sich an Stelle des Marktplatzes vor der Kirche zu St. Rochus und Sebastian in der Hauptstraße befand, wurde 1698 die Nikolaikirche erbaut, die dann gleichzeitig mit dem Friedhof aus Verkehrsrücksichten beseitigt wurde.

Auf dem Raum der heutigen Mariahilferkirche hatten die Barnabiten von St. Michael als Ersatz für den aufgelassenen St. Michaels-Friedhof einen neuen solchen mit einer Kapelle errichtet, in welcher eine Nachbildung der „Muttergottes Mariahilf" in Passau aufgestellt wurde. Als diese Kapelle 1683 die Türken gänzlich zerstörten, begann 1686 der in der Nähe ansässige Fürst Paul Esterhazy den Bau einer Kirche, die aber erst 1713 zur Vollendung kam. In diese übertrug man das gerettete Marienbild, das viel fromme Verehrung fand und das Ziel von Wallfahrten wurde. Von der Kirche ging dann die Bezeichnung Mariahilf auf die sich rasch entwickelnde Vorstadt über, die früher „im Schöff" hieß. Zu der zweiten Pfarrkirche auf der Mariahilferstraße erwarben die unbeschuhten Karmeliter 1667 den Grund auf der Laimgrube und begannen 1667 den Bau, wozu sie das Geld durch Almosensammeln aufbrachten. Sie wurde dem heiligen Josef geweiht und 1784 nach Aufhebung des dabei bestandenen Karmeliterklosters zur Pfarrkirche bestimmt.

Die sehr alte Kirche zu Maria Trost in der Vorstadt St. Ulrich mußte schon 1590 einer durchgreifenden Restauration unterzogen werden, 1694 aber erfolgte ein völliger Neubau im Barockstil, wobei sie die heutige Gestalt erhielt. Im Jahre 1697 fand auch der so verdienstlich wirkende Orden der frommen Schulen, die Piaristen, in Wien Eingang. Schon ein Jahr später begann in der Josefstadt der Bau der Kirche zu Maria Treu, der erst 1716 beendigt wurde. Trägt diese Kirche auch alle Merkmale des sogenannten Zopfstiles, so gehört sie doch zu den schöneren Bauten und ist den meisten aus der gleichen Zeit stammenden, die einen unsäglich nüchternen Eindruck machen, weit überlegen. Ein typisches Beispiel dafür ist die jetzige Pfarrkirche zur heiligen Dreifaltigkeit in der Alserstraße. Sie entstand 1690, nachdem Kaiser Leopold I. zwei Jahre früher dem aus Spanien stammenden Barfüßerorden der heiligen Dreifaltigkeit, welcher die Befreiung der im Orient schmachtenden Christen zur Aufgabe hatte, die Niederlassung in Wien gestattete. Nach der Ordensbezeichnung nannte man die Mönche in Wien Trinitarier oder nach ihrem Habit „Weißspanier" im Gegensatz zu den „Schwarzspaniern". Sie erwarben mit einem meist aus Sammlungen stammenden Kapital die große Realität der Frau Koch von Adlersburg an der Ecke der Schlösselgasse und erbauten 1690 zuerst das Kloster, dann von 1695 bis 1698 die Kirche (Bild S. 152). Nach Aufhebung des Ordens im Jahre 1784 erfolgte die Berufung von Minoriten aus der Inneren Stadt und die Erhebung zur Pfarre.

Von den größeren Bauten aus der Regierungszeit Kaiser Leopold I. sind nur noch die beiden Lustschlösser, die neue Favorita und Laxenburg zu erwähnen. Der Bau der ersteren wurde schon 1657 in Angriff genommen und sie besaß 1672 nach Vischers Topographie jenen stattlichen Umfang, welchen unsere Abbildung (S. 153) zeigt. Das Schloß besaß zwei Haupttrakte mit drei Querflügeln, welche zwei große Höfe bildeten. An der Hauptfront gegen die heutige Favoritenstraße lag die Kapelle, die durch ein ziemlich unansehnliches Türmchen gekennzeichnet ist. Die auf der Abbildung ersichtlichen Ziffern finden folgende Erläuterung: 1. Die Zimmer des Kaiserpaares. 2. Die Zimmer der Hofdamen. 3. Die Galerie. 4. Der lange Saal. 5. Der große Komödiensaal. 6. Der Margaranden (botanischer Garten mit exotischen Gewächsen). 7. Der Blumengarten der Erzherzoge. 8. Der große Garten. 9. Der Turnierplatz. 10. Der Teich und die Schießstätte.

In dieser Form überdauerte die neue Favorita den Türkensturm von 1683 nicht, sie wurde noch ärger verwüstet als ihre ältere Namensgefährtin im Augarten. Doch erhob sie sich als Lieblingsaufenthalt Kaiser Leopold I. bald wieder in so ziemlich der gleichen Gestalt aus dem Schutt, jedoch mit mancherlei Zubauten und Ergänzungen, welche den Glanz dieses wahrhaft kaiserlichen Lustschlosses noch erhöhten. Nebst Laxenburg blieb die neue Favorita der bevorzugte Sommeraufenthalt Kaiser Leopold I., unter dem das mit verschwenderischer Pracht eingerichtete Schloß und der kunstvoll angelegte französische Garten jene rauschenden Feste sahen, die schon kurz erwähnt wurden. Mit den Millionen verschlingenden prächtigen Palastbauten Ludwig XIV. konnte sich allerdings die Favorita nicht messen, darum urteilte auch 1705 der Franzose Freschot ziemlich geringschätzig darüber, indem er sagt: „Man wird sich einbilden, wenn man von einem kaiserlichen Lusthause reden hört, einen Palast zu bewundern, allein man ist gezwungen, diesen Gedanken zu ändern, wenn man ein ziemlich langes Gebäude sieht, welches weder groß noch hoch ist." Auch der deutsche Reiseschriftsteller Pöllnitz meint gleichzeitig, die neue Favorita gleiche eher einem Kapuzinerkloster, als einem kaiserlichen Wohnsitz und der Garten sei wohl groß, aber nicht schön. Da aber besonders über den Garten andere Stimmen

des Lobes voll sind, wird man das letztere Urteil nur mit Vorsicht aufnehmen dürfen.

Auch unter Josef I. fand die neue Favorita bei festlichen Anlässen Verwendung, ihre eigentliche Glanzperiode fiel aber in die Regierung Kaiser Karl VI., der große Summen auf die Ausgestaltung dieses Lieblingssitzes verwendete und hier jene in den Formen wechselnden Feste veranstalten ließ, von welchen schon die Rede war. Wie viel Sorgfalt auf die Bequemlichkeit der zu diesen Festen geladenen Gäste man verwendete, beweist die Tatsache, daß für außergewöhnliche Anlässe besondere Zufahrtsstraßen angelegt wurden. Auf diese Art entstand die Alleegasse, die zu dem Garteneingang der neuen Favorita führte und nicht allein gleich der Hauptzufahrtsstraße, der „Favoriten-Allee" (heute Mayerhofgasse) mit Bäumen bepflanzt war, sondern sich sogar, wie ein Plan von 1730 beweist, schon einer ständigen Beleuchtung erfreute, eine Wohltat, die sonst in den Vorstädten erst viel später eintrat.

Es gehörte aber eigentlich auch die ganze Umgebung zum Machtbereich der neuen Favorita. Auf dem Terrain der heutigen Häuser Nr. 3 und 5 der Favoritenstraße stand die kaiserliche „Stallmeisterei". An Stelle des Taubstummeninstitutes stand das 1698 erbaute „Stöckel der kayserl. Herren Beichtväter Societatis Jesu und das Logis der Kammerdiener"; Favoritenstraße Nr. 17 aber war eine „öde Gstätten samt darauf befindlicher kaiserlicher Eisgrube". Aber auch auf die andere Straßenseite erstreckten sich die Baulichkeiten der Favorita. Das Eckhaus der Mayerhofgasse („zum blauen Stern"), das erst vor kurzem Neubauten weichen mußte, kommt 1697 als „Newgepautes Kaiserliches Stadt-Quardia-Hauß", dann als „Corps de Quarde am Favoriten-Allee Posto" und als „Kaiserliche Alleewächterswohnung" vor. Küchelbecker berichtet davon: „Vor der Favorita stehet, so lange sich der Kaiser daselbst aufhält, eine starke Wacht von der Wienerischen Stadt-Quarde, welche des Nachts alle Avenües rings herum besetzet." An der anderen Ecke der Mayerhofgasse befand sich auf dem Terrain der Fuhrwesenskaserne der „kaiserliche Holzstadel", der bis zur Waltergasse reichte und auf dem Grund von Nr. 30, das einst die meteorologische Zentralanstalt beherbergte, jetzt aber zum Krankenhaus Wieden gehört, standen 1697 „Ihro Röm. Kayſ. Mayſt. newerpaute Mundkucheln". Der ganze riesige Raum zwischen der Favoritenstraße und der Alleegasse diente, soweit er überhaupt bebaut war, denn unmittelbar über der Favorita begannen Weinpflanzungen, nur den Zwecken dieses Lustschlosses und diesen mußten auch alle anderen öffentlichen Rücksichten weichen. Derlei Details sind für die lokale Zeitgeschichte nicht so unwesentlich, als man wohl annehmen möchte; sie bilden die charakteristischen Einzelnzüge im großen Gemälde der öffentlichen Zustände und lehren diese besser verstehen, als langatmige Darlegungen der Rechtsverhältnisse. Im Jahre 1746 widmete Maria Theresia die neue Favorita zu Unterrichtszwecken, als „Theresianum" trat sie in eine neue, dem öffentlichen Wohl gewidmete Periode.

Nächst der neuen Favorita bevorzugte Kaiser Leopold I. als Sommersitz besonders Laxenburg. Es hatte, nachdem es schon 1529 in seiner ursprünglichen, von Herzog Albrecht III. mit dem Zopf stammenden Gestalt arg gelitten hatte, wenig Beachtung gefunden. Die türkische Invasion von 1683 legte die Bauten vollends in Schutt. Erst Leopold I. wendete dem Ort wieder sein Augenmerk zu; er stellte das damals von einem Wassergraben umgebene alte Schloß wieder her, ließ den Garten regulieren, Nebengebäude aufführen und gab dem freundlichen Sommersitz eine ganz neue Gestalt. Auch die hübsche Pfarrkirche stammt von 1693. Durch fast 50 Jahre blieb Laxenburg dann wieder ziemlich unbeachtet; nur zur Zeit der von Karl VI. mit Vorliebe be-

triebenen Reiherbeize mit gezähmten Falken suchte der Hof den stillen Ort auf. Erst Maria Theresia gab durch den Ankauf der gräflich Daunschen Besitzung „Blauer Hof" den Anstoß zur Erbauung des neuen Schlosses, der Park aber mit seinen Sehenswürdigkeiten ist eine Schöpfung Franz I. von Österreich.

Für den Neubau des gleichfalls von den Türken ganz zerstörten Schönbrunn hatte Kaiser Leopold I. durch J. B. Fischer von Erlach ein großartiges Programm entwerfen lassen, das jedoch nur teilweise und dann in der Hauptsache erst nach seinem Tode zur Ausführung kam. Nach Fischers Entwurf sollte ein auf dominierender Höhe an Stelle der Gloriette liegendes großartiges Hauptschloß den schon von Leopold I. in der heutigen Ausdehnung angelegten Garten abschließen. Doch die kriegerischen Zeiten und die finanziellen Schwierigkeiten nötigten, auf ein so umfassendes Unternehmen zu verzichten. Der Bau des jetzigen Schlosses wurde jedoch um 1700 nach Fischers Plänen begonnen, aber erst unter Josef I. energisch gefördert und beendigt, der Schönbrunn als Witwensitz für seine Gattin, die Kaiserin Amalie Wilhelmine bestimmte. Im Jahre 1728 kaufte der Hof Schloß und Park um 450.000 Gulden zurück, doch wendete erst Maria Theresia der herrlichen Besitzung wieder ihre Gunst zu und ließ das Schloß 1744 durch den Architekten Pacassi in jener Weise erweitern und umbauen, wie wir es heute kennen. Die Ausgestaltung des prachtvollen Parkes gehört einer späteren Periode an, in welcher sie zur Sprache kommen wird.

Die große Architekturperiode Wiens unter Kaiser Karl VI.

Das alte Künstlersprüchlein: „Ohne Gunst keine Kunst!" hat zweifellos für alle Zweige der bildenden Künste seine Geltung, für keinen aber gilt er in so hohem Grade, als für die Architektur. Denn nicht nur zum Kriegführen sind nach Montecucculis Ausspruch jene drei gleichen Dinge vor allem nötig, die er mit: „Geld, Geld und nochmals Geld" bezeichnete, sondern auch zum Bauen, besonders wenn nicht bloß des Nutzens willen gebaut, sondern dadurch auch der Schönheit gedient, die Kunst gefördert werden soll. Darum fallen auch die älteren Perioden architektonischer Blüte überall in die Regierungszeit prachtliebender Fürsten, die zwar meist keine besonders guten Haushälter waren, aber in den Prachtgebäuden, die auf ihre Veranlassung entstanden, ein kostbareres Erbe hinterließen, als es volle Truhen gewesen wären, an welchen sich kein Auge ergötzt, kein Herz erfreut hätte. Kaiser Karl VI. liebte den Prunk aber nicht bloß in seinen Vergnügungen und an seinem glanzvollen Hofstaat, dessen Wesen er nach spanischem Muster gestaltete, sondern er ließ seiner Prachtliebe durch geniale Künstler auch monumentalen Ausdruck geben durch Bauwerke, die uns noch heute entzücken und selbst im Bild des modernen Wien ihren unvergänglichen Wert behalten.

In der „Gunst" kunstsinniger Monarchen drückt sich aber oft auch ein politischer Gedanke aus. Wie bedauerlich auch der bürgerliche Rückgang Wiens sein mochte, in politischer Beziehung nahm es seit 1650 eine ganz andere, viel bedeutendere Stellung ein als früher. Mit dem Zurücktreten der ständischen Macht war auch die Bedeutung der Landeshauptstädte gesunken, Wien dagegen als Metropole eines großen, strammer zusammengefaßten Reiches auf eine Stufe gehoben, welche es bisher noch nie eingenommen hatte. Bereits in der Regierungszeit Leopold I. war dies zum Durchbruch gekommen und die erste große Architekturperiode Wiens nach dem Mittelalter reicht deshalb mit ihren Anfängen auch dahin zurück, obwohl die fortwährenden Kriege lähmend wirkten.

Dies gilt auch noch teilweise für die kurze Regierung Josef I., zur vollen Entfaltung aber kam die architektonische Blütezeit Wiens unter Karl VI., dem längere Friedensperioden gegönnt waren und der — das ist auch künstlerisch durchaus nicht folgenlos geblieben — der erste Herrscher Österreichs war, welcher die Idee des Gesamtstaates in der „Pragmatischen Sanktion" zu politischem Ausdruck brachte. Nun erst konnte Wien als der natürliche Mittelpunkt der Monarchie gelten, dem so wie dem Herz des menschlichen Körpers die besten Kräfte zustrebten, zu dem sich alles neigte, was durch Talent, Reichtum oder Wissen zu Bedeutung gelangen wollte. In Wien konzentrierten sich nun die obersten Behörden des Deutschen Reiches und der Monarchie; dahin ging der Zug der hohen Adelsgeschlechter aller Länder, die sich willig dem Mittelpunkt des staatlichen Sonnensystems in geordneten Bahnen unterordneten, das sie früher so oft trotzig gemieden, ja bekämpft hatten. Diese Vereinigung von Macht und Reichtum in einer Stadt übte aber auch eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf alle jene aus, die in Kunst und Wissen der Huld eines Mäcen bedurften, um zu gestalten und zu schaffen, was in der drängenden Seele lebte.

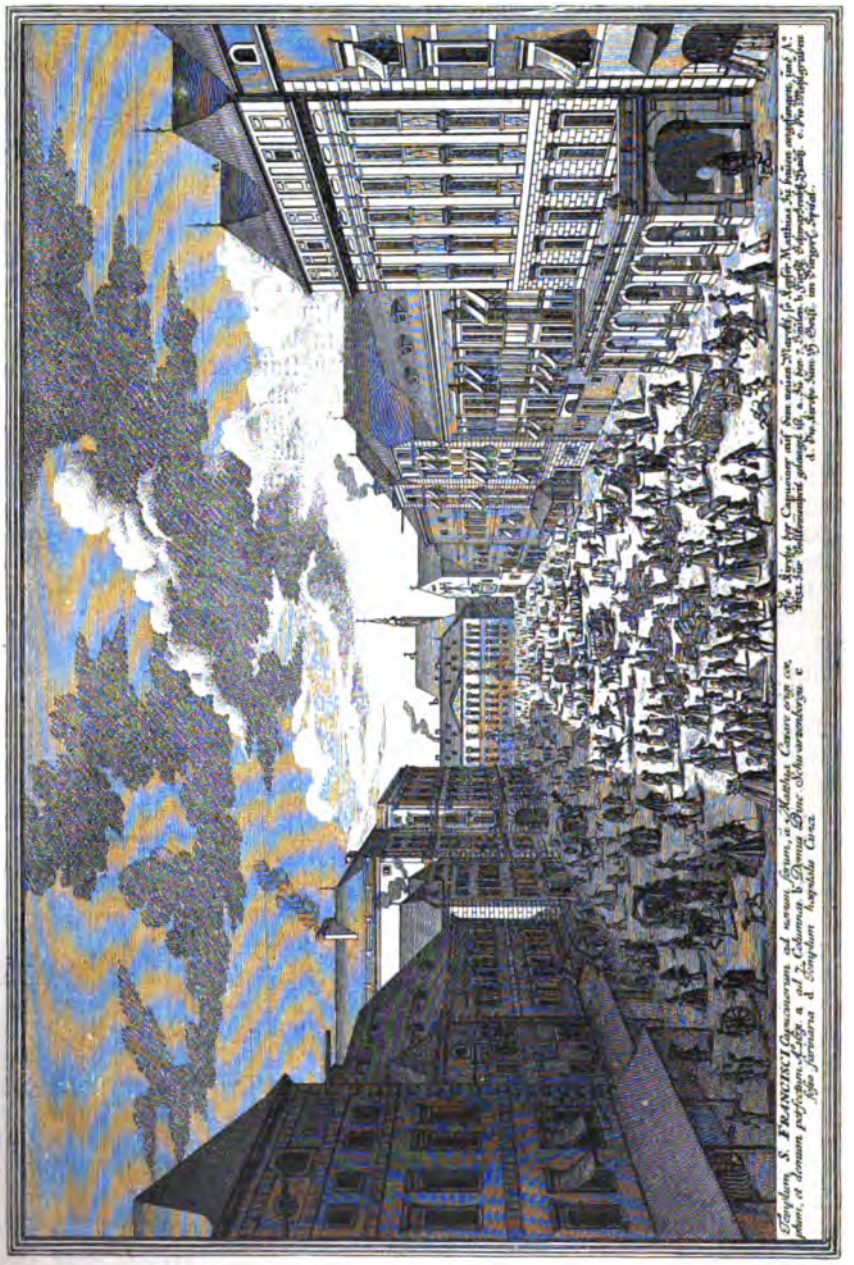
In erster Linie aber verlangten diese Verhältnisse nach jenem äußeren Ausdruck, den nur die große Architektur zu geben vermag. Schon die Pharaonen sahen in den Pyramiden und den Riesentempeln Denkmäler ihrer Macht, und so ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Auch in Wien fand die neuerstarkte Macht des Staates und des Regentenhauses ihren Ausdruck in bedeutungsvollen Bauwerken, welche für den Hof oder für sämtliche Zwecke bestimmt waren. Beides war vereint in dem großartigen Entwurf, welchen Johann Bernhard Fischer von Erlach im Auftrag des Kaisers für einen Neubau der Burg schuf. Unter der Leitung des Sohnes Josef Emanuel Fischer kam von 1728 bis 1735 nur ein Teil des genialen Planes zur Ausführung, darunter die imposante Façade der Reichskanzlei mit den prächtigen Portalen (Bild S. 156), die Winterreitschule mit ihrem herrlichen Innenraum. Der architektonische Mittelpunkt des ganzen Projektes, die Rotunde gegen den Michaelerplatz blieb unvollendet und kam nebst dem rechtseitigen Trakt gegen die Schauflergasse erst 160 Jahre später unter Beibehaltung der Pläne Fischers zur Ausführung, wodurch die Hofburg nun auch gegen den Michaelerplatz jenen mächtig wirkenden Abschluß erhielt, wie sich ihn Johann Bernhard Fischer von Erlach gedacht hatte.

Derselbe Künstler schuf 1716 auf Kosten der österreichischen, böhmischen und mährischen Stände das Palais der vereinigten Hofkanzlei, jetzt Ministerium des Innern in der Wipplingerstraße, nach welcher Seite auch die architektonisch bedeutende Façade mit dem Hauptportale liegt. Der vorzüglich schönen Privatpaläste, welche dieser bedeutendste Wiener Baukünstler jener Epoche schuf, wurde schon gedacht, auf eines seiner schönsten Werke, den Palast des Prinzen Eugen, jetzt Finanzministerium in der Himmelpfortgasse, werden wir noch zurückkommen.

Johann Bernhard Fischer von Erlach, der in Prag 1650 geboren war, hatte sich in Rom an Bernini und anderen großen Meistern der Spätrenaissance herangebildet. Er wurde um 1690 nach Wien berufen, um die architektonischen Studien des Thronfolgers Erzherzog Josef zu leiten. Bald mit selbständigen Entwürfen betraut, bewies er alle Vorzüge seiner Schule, die imposante Massenwirkung, welcher auch das oft in üppiger Fülle zur Anwendung kommende Detail der Ornamentik und Skulptur stets untergeordnet wird. Sein bedeutendstes Werk, das er in Wien hinterließ, ist die Karlskirche, über deren Entstehungsursache schon das Nötige gesagt wurde.

Während des im Februar 1716 begonnenen Baues starb der Schöpfer des grandiosen Entwurfes, Johann Bernhard Fischer von Erlach 5. April 1723

und der Bau wurde unter Leitung von A. E. Martinelli vollendet. Die Einweihung fand erst am 28. Oktober 1737 statt. Es ist nicht uninteressant, daß



Der Neue Markt um 1700. (S. 130.)

die Karlskirche ein architektonisches Denkmal der Reichseinheit, also tatsächlich auch von politischer Bedeutung ist. Denn die für den Riesenbau nicht sehr

bedeutenden Kosten von 304.450 Gulden wurden in der Hauptsache durch freiwillige Beiträge der einzelnen Landstände gedeckt, wozu die niederländischen und italienischen Provinzen leisteten 80.000 Gulden, Böhmen 30.000 Gulden, Niederösterreich 22.000 Gulden, Ungarn 20.000 Gulden, Siebenbürgen 18.000 Gulden, Schlesien 12.000 Gulden u. s. w. In anderer Hinsicht wieder bietet die Karlskirche ein ehrenvolles Zeugnis des blühenden Zustandes der bildenden Künste in Wien zu jener Zeit. Tüchtige Bildhauer schufen den skulpturalen Schmuck, wie Chr. Mader die Reliefs aus dem Leben des heiligen Karl Borromäus auf den imposanten Säulen zu beiden Seiten des hohen Portikus, Johann Stanetti die über letzterem angebrachte Statue des Kirchenpatrones u. s. w. Im Inneren aber malte der geniale Rothmayer die Kuppelfresken, Fanti die Architektur dazu, die Altarbilder aber sind von den tüchtigsten

Ruine der „Alten Favorita" im Augarten. (S. 136.)

Künstlern der Zeit, wie Daniel Gran, Altomonte, van Schuppen, Pellegrini und Anderen.

Mit der hochragenden Kuppel und den beiden originellen Säulentürmen bietet die Karlskirche eines der schönsten architektonischen Bilder Wiens, das seinem Gründer Kaiser Karl VI., wie seinem künstlerischen Schöpfer zur Ehre, der Stadt aber zur Zierde gereicht (Bild S. 157).

Hier ist der Platz, um eines Mannes nochmals zu gedenken, der sich nicht bloß durch seine unvergleichlichen Siege als Heerführer, wie durch sein weises staatsmännisches Walten große Verdienste um den Staat erwarb, sondern dem auch Wien für seine Förderung der Kunst zu hohem Dank verpflichtet ist. Kaum bedarf es der ausdrücklichen Nennung des Namens — Prinz Eugen von Savoyen — denn nicht allzu zahlreich sind ja die Männer, die in so vielfacher Beziehung tätig waren und nach jeder Richtung mit so großem Erfolg. Schon 1693 begann er den Bau seines Sommerpalais — des Belvedere —

zu welchem er sich eine die Stadt dominierende Höhe am Abhang des Laaerberges wählte. Die Pläne zu diesem prächtigen, durch Lage und architektonische Durchbildung wirkenden Bau schuf Lukas von Hildebrand, nächst Johann Bernhard Fischer wohl der genialste Baukünstler der Epoche. Es ist sehr häufig mit Stilbezeichnungen eine mißliche Sache; man hört das Belvedere selbst von Kunstverständigen ebenso oft für die französische Renaissance, wie für den Rokokostil in Anspruch nehmen. Das naive, von keinen kunsthistorischen Voreingenommenheiten geplagte Publikum läßt sich darüber kein graues Haar wachsen und erfreut sich des prächtigen Eindruckes, den das auf der Gartenhöhe so mächtig wirkende Belvedere macht, dessen breite Front sich so lebendig entwickelt und voll köstlicher Detailformen steckt (Bild S. 160). Der Bau dauerte bis 1724, der prächtige Garten, ein Lieblingsaufenthalt des Publikums, wurde durch einen französischen Gartenkünstler, den kurfürstlich bayerischen Inspektor Girard, angelegt.

Das zweite köstliche Bauwerk, das Wien dem Prinzen Eugen verdankt, ist sein ehemaliger Palast in der Himmelpfortgasse, dessen Bau in die Jahre 1703 bis 1723 fällt. Neuere Forschungen haben erwiesen, daß die bisherige Annahme — man habe es in diesem Prachtwerk der Wiener Barockarchitektur mit einer gemeinsamen Schöpfung der beiden Künstler Johann Bernhard Fischer und Lukas von Hildebrand zu tun — auf einem Irrtum beruht. Der erstere allein hat die Entwürfe zu diesem Palast geschaffen, die unmittelbar an jene zum Ausbau der Burg zu reihen sind. In meisterhafter Weise ist die ziemlich lange Front einheitlich und doch mit jener Fülle von originellen Motiven entwickelt, wie sie fast nur der Barocke zugebote stehen. Glanzpunkte des Baues sind das Vestibule und die prächtige Treppenanlage. Zur Zeit des Prinzen Eugen war die innere Ausstattung der Räume berühmt, wozu alle Kunstwerke Verwendung fanden, die er in seinem tatenreichen Leben sammelte; noch heute erregen die ausgezeichneten Stukkaturarbeiten an Decken und Wänden die Bewunderung der Kenner.

Prinz Eugen bewies aber über seine eigenen Schöpfungen hinaus sein Interesse für die architektonische Ausgestaltung Wiens. Besonders dem Bau der Karlskirche wendete er sein volles Augenmerk zu und fand sich häufig als künstlerischer Vertrauensmann des Kaisers, aber auch aus eigenem Antriebe ein, um sich von den Fortschritten zu überzeugen, Änderungen in einzelnen Details zu prüfen, wobei er sich nicht allein kunstfreundlich, sondern auch kunstverständig bewies. Ein Teil des Verdienstes kann also auch an diesem Bauwerk für den Sieger bei Zenta, Turin, Belgrad und Hochstädt in Anspruch genommen werden. Von Lukas von Hildebrand stammt außer dem Belvedere noch der prächtige fürstlich Liechtensteinsche Majoratspalast in der Bankgasse, der für das vollkommenste Werk dieses großen Baukünstlers gehalten wird. Der Beginn des Baues fällt in das Jahr 1694. Außerdem schuf Hildebrand noch das Palais Daun, jetzt Kinsky, auf der Freiung, das 1710 vollendet wurde.

Josef Emanuel Fischer von Erlach (geb. 1680, gest. 1740) erwies sich als tüchtiger Schüler seines großen Vaters, aber doch nur als ein Schüler, dem die genialen Konzeptionen, die üppige Formenfülle des Meisters versagt waren. In vielen seiner Bauten spricht sich eine schematische nüchterne Auffassung aus, die von der übersprudelnden schöpferischen Kraft Johann Bernhards sofort zu unterscheiden ist. Von Josef Emanuel stammen der Sommerlast des Fürsten Schwarzenberg 1706, das ehemalige Palais Trautson, jt Ungarische Garde 1720 bis 1730, das für sein bestes Werk gehalten rd, die k. k. Hofstallungen 1725, die aber nach dem Entwurf eine viel ichere Ausgestaltung hätten erhalten sollen, und die Hofbibliothek 1726.

Prinz Eugen beim Baue der Karlskirche.

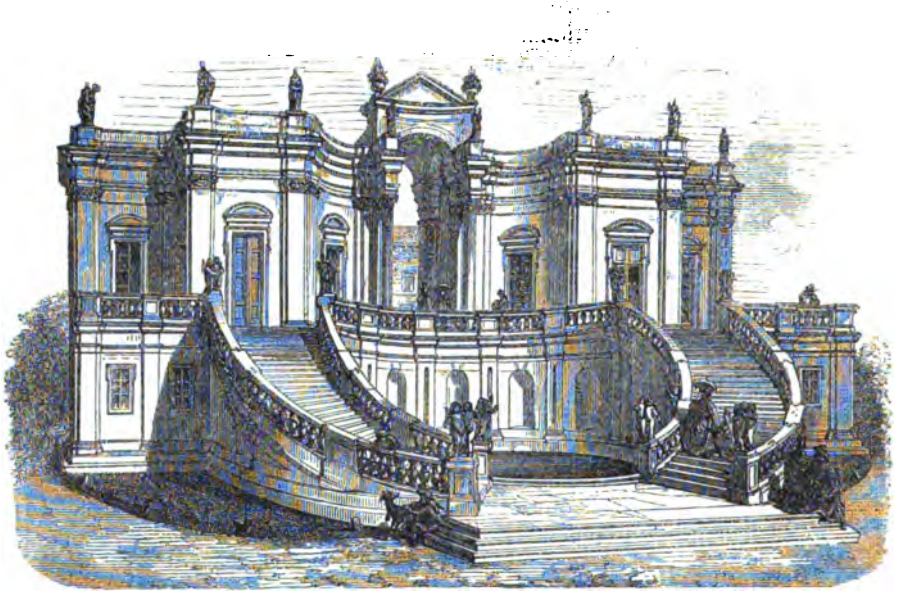
Um den echten Wiener Barockstil in einer seiner reizvollsten Schöpfungen vorzuführen, geben wir eine dem bekannten Delsenbachschen Werk entnommene Ansicht der seinerzeit berühmten gräflich Paarschen Reitschule in der Josefstadt (Bild S. 161). Sie war der Glanzpunkt eines ausgedehnten adeligen Besitzes, der sich von der Alserstraße bis zur Herren-, jetzt Laudongasse und abwärts bis zur Kochgasse, damals Blümegengasse, nach einem Sommersitz des Oberstkanzlers Graf Blümegen, erstreckte. Als ersten Besitzer finden wir bald nach 1683 den kaiserlichen Konferenzminister Graf Georg Adam von Martinitz. Damals bot der Besitz noch kein anderes Bild, als das trauriger Erinnerungen an eine schwere Zeit, denn er erscheint im Grundbuch als „Brandstatt und Garten". Im Jahre 1691 trat der Oberstkanzler Graf Franz Ulrich Kinsky das Eigentum an und 1700 folgte ihm Graf Josef Ignaz von Paar, der verschiedene Hofämter, die des „Oberstkuchelmeisters und Oberstjägermeisters" bekleidete, bis er Oberstthofmeister der Kaiserin Amalie Wilhelmine, Gattin Josef I., wurde. Von ihm stammen offenbar, da er als ein sehr prachtliebender und lebenslustiger Herr geschildert wird, die zierlichen Baulichkeiten, die Reitschule und das „Lustgebäude". Das letztere stand hinter der Reitschule und von ihm liefen geschwungene Arkaden, die mit Statuen und Ruhesitzen versehen waren, nach vorne, um sich an die Reitschule anzuschließen, welche wieder von dem „feinen Garten" begrenzt wurde. Dieser ist auf unserer Abbildung ersichtlich und kann als Muster des französischen und holländischen Gartenstils gelten, wie er schon beim alten Augarten (S. 145) ersichtlich ist. Diese abgezirkelten, in Arabesken verlaufenden Rasenflecke, die in bestimmte Formen gezwungenen Taxushecken machen ohne Zweifel den Eindruck der Unnatur und Ziererei. Aber sie passen vortrefflich zu der überfeinen und verschnörkelten Architektur, welche sie umgab und zu den Damen in Reifrock und Stöckelschuhen, zu den Herren mit Jabot und Eskarpins, die sich, zierliche, halbfranzösische Phrasen drechselnd, dazwischen bewegten. Und schließlich hat Jean Paul, der doch sonst für die Ungebundenheit der Natur schwärmt, nicht ganz Unrecht, wenn er meint, er liebe solche Gärten, weil sie die Annehmlichkeiten und den Schmuck des Hauses in das Freie zu übertragen scheinen.

Die gräflich Paarsche Reitschule war eine Berühmtheit des damaligen Wien. Der fleißige Notizensammler Küchelbecker erwähnt sie mehrmals. Er rühmt, daß sie „sowohl mit guten Pferden und demjenigen versehen, was zu denen Exercitiis zu Pferde und zum Carrussel nöthig, als auch prächtig gebauet, rings mit schönen Galerien umgeben und mit vielen zierlichen Statuen versehen ist". Vom Besitzer, dem Grafen Paar, heißt es, „daß er wegen seiner herrlichen Qualitäten, insonderheit wegen seiner vortrefflichen und weltberühmten Geschicklichkeit im Reuten renommiret war, wobei orbiter (an dieser Stelle) anzumerken ist, daß man sowohl in- als außerhalb Teutschland nicht leicht bessere Bereutter als in Wien antreffen wird".

Fragt man nun aber, wer der Schöpfer dieser überaus zierlichen Anlage, die so viel Bewunderung fand, war, so ist man auf Vermutungen angewiesen. Der ältere Fischer, Lukas von Hildebrand, Joh. Bapt. Martinelli, der Architekt des Liechtensteinschen Sommerpalastes, wurden genannt, aber für sie alle ist diese überfeine Architektur, die an gewisse Tafelaufsätze aus Zuckerguß erinnert, nicht ganz kongenial. Am ehesten käme noch Martinelli in Betracht, dessen köstliche, leider verschwundene Gloriette mit der reizenden Treppenanlage im Liechtensteingarten an solche ätherische Architektur erinnert. Die größte Wahrscheinlichkeit hat es aber für sich, daß einer der Brüder Galli-Bibiena, die für die Oper des kaiserlichen Hofes die pompösen und doch luftigen Prospekte zeichneten, auch den Entwurf zur Paarschen Reitschule

schuf. Sie mahnt sehr stark an die Architektur von Theatercoulissen und Prospekten.

Bis 1753 blieb die gräfliche Familie Paar im Besitze, wahrscheinlich bestand aber die Reitschule nicht mehr, denn sie wird nirgends erwähnt. Dann kommt ein Graf Nikolaus Esterhazy, nach diesem der Feldzeugmeister Graf Balthasar Wilczek als Besitzer vor und 1783 vollzog sich die Parzellierung, um Raum für die Verlängerung der Kochgasse bis zur Alserstraße zu gewinnen. Auch als Kostümbild ist das Delsenbachsche Blatt nicht ohne Interesse. Daß es die Elite der vornehmen Welt war, welche sich in der Paarschen Reitschule versammelte, beweist der kleine Mohr, der bei den drei sitzenden Damen in der rechten unteren Ecke steht. Der bewegliche Herr, der sich offenbar mit eindring-



Die Gloriette im fürstlich Liechtensteinschen Garten. (S. 139.)

licher Geberde bemüht, den Damen die süßesten Galanterien vorzuschwätzen, wird am Ende noch deren Aufmerksamkeit von den anderen Kavalieren ablenken, die sich alle Mühe geben, mit den höchsten Feinheiten der „spanischen Reitkunst" zu brillieren und für eine gelungene Lançade oder Volte auf einen bewundernden Blick aus schönen Augen hofften.

Von den kirchlichen Bauten aus der Zeit Karl VI. ist nur noch die Kirche der Salesianerinnen zur Heimsuchung Marias am Rennweg von architektonischer Bedeutung. Nach dem Tode des Gatten faßte die Kaiserin Amalia Wilhelmine die Gründung eines Klosters in Aussicht, für welches sie Klosterfrauen des Ordens des heiligen Franciscus Salesius aus Brüssel berief. Das Kloster mit dem Trakt für die weiblichen adeligen Zöglinge, deren Erziehung den Nonnen anvertraut wurde, war schon 1719 fertig, die stattliche, im Inneren sehr reich ausgestattete Kuppelkirche, die Altarblätter von Gran, Altomonte, Schuppen und Pellegrini enthält, kam erst 1728 zur Voll-

endung. In der Gruft der Kirche hat die Stifterin des Salesianerklosters ihre Ruhestätte gefunden.

In der Jägerzeile hatten 1713 deren Bewohner nach Beendigung der Pest eine kleine Kapelle zu Ehren der „weinenden Muttergottes" von Pötsch, deren Bild sich am Hochaltar des Stephansdomes befindet, erbaut. Im Jahre 1734 wurde sie in eine Kirche umgewandelt und für einen sich als notwendig herausstellenden Pfarrbezirk bestimmt. Auch die in Matzleinsdorf bestehende Kapelle zur heiligen Maria und St. Josef erfuhr 1725 die Umwandlung zur Pfarrkirche zum heiligen Florian. Die Situation dieser Kirche in Mitte einer sehr befahrenen Straße ist ein Beweis, wie wenig Rücksichten man auf den Verkehr nahm, von dessen riesigen Aufschwung man allerdings keine Ahnung haben konnte.

Als Kirche für das Chaossche Stift, in dessen Baulichkeit später die von Maria Theresia gegründete Ingenieurakademie kam, entstand 1736 an der Ecke der Mariahilferstraße und Stiftgasse die Kirche zum heiligen Kreuz, die 1749 vergrößert wurde und den zierlichen von Henrici entworfenen Turm erhielt.

Die 1712 erbaute Pfarrkirche zu den vierzehn Nothelfern im Liechtental ist architektonisch ganz ohne Bedeutung; nur der von dem Hofarchitekten Hohenberg, der die Gloriette in Schönbrunn schuf, entworfene Hochaltar macht eine Ausnahme. Auch diese Kirche mußte 1770 einer Erweiterung unterzogen werden. Nach Eröffnung des „spanischen Spitales", das Karl VI. für die ihm zahlreich nachgefolgten Spanier in der Prinz-Karl-, jetzt Waisenhausgasse gründete, entstand von 1728 bis 1729 die Kirche der heiligen Maria von Mercedes, die dann wie das Spital unter Josef II. dem hierher verlegten Waisenhaus zugewiesen wurde, worauf eine an der Façade angebrachte lateinische Inschrift deutet.

Einen Teil von Alt-Wien, der jetzt auch schon einer gänzlichen Umgestaltung unterzogen wurde, zeigt die Ansicht der Hohen Brücke mit der 1719 erbauten Kapelle des heiligen Johannes von Nepomuk (Bild S. 164). Früher führte von dieser Kapelle eine sehr steile Treppe in den Tiefen Graben hinab; nach deren Beseitigung wurde eine gleichfalls beschwerliche und enge Wendeltreppe im Hause Nr. 24 der Wipplingerstraße eröffnet.

Sofort nach Installierung des katholischen Gottesdienstes in der Hernalser Bartholomäuskirche wurde dort ein „heiliges Grab" errichtet, dessen Grundsteinlegung und Einweihung 1639 im Beisein Kaiser Ferdinand III. und seines Bruders Leopold Wilhelm stattfand. Infolge einer frommen Stiftung von zwei Wiener Bürgern, des Branntweinbrenners Georg Neuhauser und des Schneiders Johann Eisenhut wurde mit Unterstützung der „Zweiundsiebzigjünger-Bruderschaft" ein Neubau der Kirche und des Kalvarienberges unternommen, der 1714 zum Abschluß kam und einen Aufwand von 80.000 Gulden beanspruchte. Einzelne der Stationen des Passionsweges, der sich bis in die Stadt herein fortsetzte, hatten sich in Nischen des sogenannten „Dreilauferhauses" in der Alserstraße und in der Hernalser Hauptstraße bis in unsere Tage erhalten. In der Form, wie er 1714 entstand, verblieb der Kalvarienberg in Hernals bis vor einem Dutzend Jahren (Bild S. 165), um dann vollkommen umgebaut, eine neue stattlichere Ausgestaltung zu erhalten.

Wenn die Phrase von „Schwesterkünsten" in irgend einem Falle eine Berechtigung hat, so ist dies zwischen Architektur und Plastik der Fall. Sie sind aufeinander angewiesen und ergänzen sich. Darum tauchten sofort, als sich kaum die Anfänge der neuen Architekturperiode in Wien entwickelten, auch schon die Meister des Meißels auf, um sich in den Dienst der Baukünstler zu stellen und damit in freiem Schaffen zu selbständigen Aufgaben zu gelangen. Eine bloße Aufzählung von Künstlernamen hat für den Leser keinen Wert; wir be-

gnügen uns daher die bedeutendsten öffentlichen Skulpturwerke zu nennen und kurze Notizen daran zu knüpfen. Die Dreifaltigkeitssäule am Graben wurde schon erwähnt. Einen besonders zierlichen Schmuck erhielt der Hohe Markt in dem 1731 von Karl VI. errichteten Votivdenkmal, dessen prächtige Architektur noch von Johann Bernhard Fischer von Erlach entworfen wurde, während die Figuren, die Vermählung Mariens mit dem heiligen Josef darstellend, von dem Hofbildhauer Corradini stammen, der auch die Statuen im großen Saal der Hofbibliothek arbeitete. Doch dieser Künstler, wie die meisten Bildhauer jener Zeit, steckte tief in den Formen und Anschauungen der Barocke, wie sie in Bernini ihren größten Meister fand, der sich auch in vielen Werken am weitesten von der Natur entfernte. Den Weg zu dieser zurück fand ein heimischer Künstler, Rafael Donner (geb. 1693, gest. 15. Februar 1741), der aber in seiner Zeit vielfach von dem Modegeschmack übersehen und nur wenig beschäftigt wurde (Bild S. 168). Wien besitzt in dem Brunnen am Neuen Markt sein schönstes und reifstes Werk, das 1739 zur Vollendung kam. Der Brunnen zeigt folgende Figuren: Auf dem aus der Mitte des Bassins emporragenden Sockel sitzt die Personifikation der Vorsicht, eine edle weibliche Figur, die von vier Genien mit Fischen, aus deren Mund die Wasserstrahlen springen, umgeben ist. Am Rand des Beckens sind in verschiedenen, natürlich bewegten Stellungen die Figuren der vier heimatlichen Flüsse Enns, Ybbs, March und Traun angebracht, die durch Naturwahrheit und herrlichen Linienfluß geradezu einzig sind. Hier findet sich vollendete Schönheit der Form mit Kraft und Anmut zusammen und sogar die weiblichen Körper haben nichts von jener moluskenartigen Weiche, wie andere Skulpturen sie zeigen. Die sämtlichen Figuren waren ursprünglich aus Blei gegossen, da sich aber trotz der im Inneren angebrachten Eisenkonstruktion im Verlaufe der Zeit doch in dem nachgiebigen Materiale Deformationen einstellten, unter welchen der reine künstlerische Eindruck des Meisterwerkes litt, wurden die Bleifiguren, die aber noch im Besitz der Gemeinde sind, durch sorgfältig hergestellte Bronzeabgüsse ersetzt (Bild S. 169). Außerdem befindet sich in Wien noch von Arbeiten Rafael Donners das schöne Hautrelief: „Perseus rettet Andromache" über dem Brunnen im Hofe des alten Rathauses; im kunsthistorischen Hofmuseum befinden sich (Saal XXIV, Nr. 22 und 33) zwei herrliche Marmorreliefs, Christus und die Samariterin am Brunnen und Hagar in der Wüste; in der Invalidenhauskapelle ist eine Kreuzabnahme, in der Burgkapelle ein vielbewundertes Kruzifix von Donners Hand; endlich stammt von ihm auch die Büste am Grabmal des Erzbischofs von Wien, Sigmund Graf Kolonitsch. Rafael Donner, der größte österreichische Bildhauer, ein „wahrer Pfadfinder nach rückwärts zur Größe und Einfachheit der Antike", wie ihn mit Recht ein Kunsthistoriker nennt, fand seine Ruhestätte auf dem Nikolaifriedhof der Landstraße, ohne daß sich bei dessen Auflassung jemand um die sterblichen Überreste eines Mannes kümmerte, der durch seine Kunst noch immer lebendig wirkt.

Stadtverwaltung und öffentliches Leben von 1660 bis 1740.

Was die gewaltsamen Eingriffe in die städtischen Privilegien in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts noch an Selbstverwaltung belassen hatten, verschwand im Laufe der Zeit immer mehr. Zwar gab es noch einen Bürgermeister und andere Funktionäre, einen inneren und äußeren Rat, aber sie waren eigentlich nur die Träger ziemlich bedeutungsloser Titel, ohne wesentlichen Einfluß auf die Stadtverwaltung, die ganz in den Händen der Regierung lag.

Seit im Jahre 1564 auch die Handhabung des gesamten Sicherheits- und Polizeiwesens, selbst in bezug auf die sanitären und gewerblichen Zustände, in die Hände des Stadtanwaltes gelegt wurde, vereinigte dieser die ganze Macht und der Einfluß der Regierung war in allen Zweigen der städtischen Gebarung ein schrankenloser. Wenn sich trotzdem, wie es der Fall gewesen zu sein scheint, viele Ehrgeizige um die Wahl in die städtischen Räte bewarben, so konnte unter diesen Umständen unmöglich der Drang, für das öffentliche Wesen zu wirken, dazu reizen, sondern nur die Sucht, ein Titelchen führen, ein Ämtchen bekleiden zu dürfen, wenn sie auch im Grunde jeder Bedeutung bar waren. Es muß sogar der Wettbewerb ein sehr reger gewesen sein, so daß das Thema der Wahlmißbräuche schon damals auftauchte. Nachdem schon 1656 Ungehörigkeiten und Bestechungen bei den Wahlen in den Rat eine strenge Vermahnung der Regierung erfordert hatten, erfolgte neun Jahre später die Anordnung, daß die Wahlen künftighin geheime sein und die Stimmzettel den Namen des Wählenden nicht mehr enthalten sollten.

Die im Jahre 1703 verfügte Ernennung von Stadträten durch die Regierung kann kaum einen anderen Zweck gehabt haben, als der letzteren die Verleihung eines Titels einzuräumen. Dagegen war es ein neuer schwerer Eingriff auch in die wirtschaftliche Unabhängigkeit der Gemeinde, als 1737 eine besondere Abteilung des Stadtrates für die ökonomischen Verhältnisse eingesetzt wurde, deren wirkliche Macht aber dadurch vollkommen gegenstandslos erschien, daß man sie unter die Kontrolle einer eigenen Hofkommission stellte. Die Veranlassung zu dieser Maßregel lag darin, daß der Staat nicht allein die Gemeinde in immer steigendem Maße finanziell belastete, sondern sie auch in den nur allzu häufig eintretenden Fällen dringenden Geldbedarfes als Vermittlerin bei der Aufnahme schwebender Schulden gebrauchte. Übrigens werden alle Angaben über die finanzielle Gebarung, wie auch die Bevölkerungszahl u. s. w. sehr erschwert durch die Zersplitterung in eine große Zahl einzelner Verwaltungsgebiete innerhalb des bis zum Jahre 1690 bestandenen engeren Wiener Burgfriedens. Vor 1750, in welchem Jahre sogenannte „Volksbeschreibungen", besser wohl „Volkszählungen" eingeführt wurden, beruhen alle Angaben über die Kopfzahl auf ziemlich vagen Schätzungen. Unzweifelhaft stieg aber die Bevölkerung gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts ziemlich rasch. Wenn um 1690 deren Zahl für Stadt und Vorstädte auf 80.000 Seelen angegeben wurde, so berechnete man sie 1710 schon mit 113.000, 1721 mit 135.000. In der Inneren Stadt gab es 1664 1116 Häuser, wovon 943 im bürgerlichen Besitz waren. Nur 15 davon besaßen bloß ein Erdgeschoß, 128 hatten ein Stockwerk, 443 zwei, 330 drei, 26 vier und 1 Haus fünf Stockwerke. Die ebenerdigen Häuser dürften fast ausschließlich auf die schon erwähnten Soldatenquartiere kommen; das rapide Anwachsen der Stockzahl — jene der dreistöckigen Häuser vervierfachte sich in 100 Jahren — ist gleichfalls ein Beweis für die starke Zunahme der Bevölkerung. Eine in das Jahr 1664 fallende Numerierung der Häuser erfolgte, wie die vorausgehende von 1566 nur zum Zweck einer Evidenzhaltung der „Hofquartiere" und fand nicht einmal allgemeine Anwendung.

Es ist von Interesse zu beobachten, wie sich nach und nach doch schon die Anforderungen erhöhten Verkehres zur Geltung bringen. Im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts finden sich schon Bestimmungen über die Einhaltung einer geregelten Baulinie, bei Neubauten wird in frequenten Straßen ein Hineinrücken gefordert und ein unter Leopold I. errichtetes „Wienerisches Bauamt" erscheint 1706 schon unter der Bezeichnung „Stadt-Bauamt".

Eine große Zahl anderer baulicher Vorschriften erfloß offenbar nur aus Rücksichten der Feuersicherheit. Hierher gehört das 1704 erflossene Verbot, bei

Neubauten in der Inneren Stadt Schindeldächer anzubringen, auch die Herstellung von Mansarden und nur mit Holz verschalten Dachzimmern wurde verboten. Sicherheitspolizeiliche und ästhetische Gründe mögen Hand in Hand gegangen sein, als man 1721 die Erbauung von sogenannten „Batzenhäuseln", kleinen ebenerdigen Bauten, „so nur den Bettlern und Müßiggängern zum Unterschlupf tauglich sein", untersagte. Auch die Einrichtung von ebenerdigen Wohnräumen, deren Eingang unmittelbar auf die Straße geht, verbot man aus sicherheitspolizeilichen Gründen.

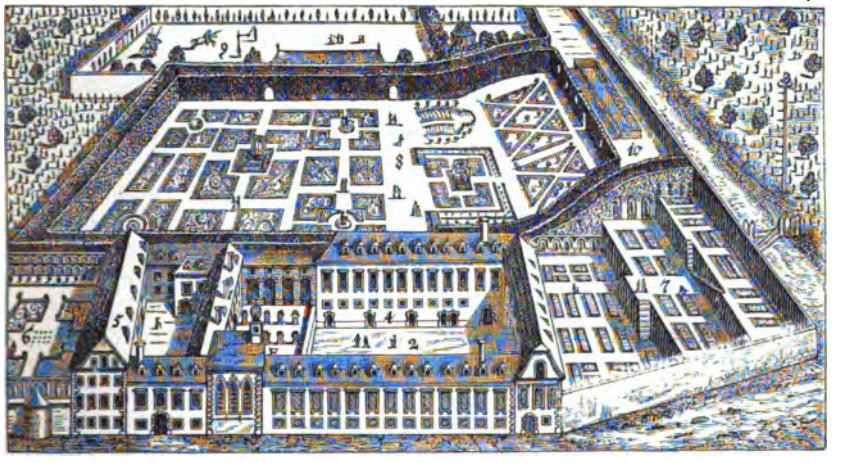
Ziemlich energisch nahm man endlich die öffentliche Sanitätspflege in Angriff. Ein Erlaß des Stadtrates aus dem Jahre 1672 bedroht sogar alle

Trinitarierkirche und Kloster in der Alserstraße. (S. 140.)

Dienstleute, Gewerbsgehilfen und Lehrlinge mit öffentlicher Ausstellung am Pranger, falls sie bei Verunreinigung der Straßen durch das Ausleeren von Kehricht und anderen Abfällen betreten werden. Aus dem Jahre 1709 stammt die erste Einführung einer geregelten Straßensäuberung durch öffentliche Organe; zweimal in der Woche sollte aller Unrat gesammelt und aus der Stadt geschafft werden. Von besonderer Wichtigkeit war die Verfügung des Jahres 1724, daß die Srtaßen der Inneren Stadt eine flache Wölbung erhalten und durchaus gepflastert sein sollten. Teilweise bestanden schon seit 1706 gemauerte Abzugskanäle, die allgemeine Anlage von solchen und die Verbindung mit den Hauskanälen ordnete jedoch erst Maria Theresia an. Dagegen wurde gleichzeitig mit der neuen Straßenform die Anbringung ordentlicher Rinnsale und die Beseitigung der in die Straße vorragenden Regenrinnen der Dächer, wie man sie auf älteren Ansichten sieht, vorgeschrieben.

Viel später als in anderen großen Städten kommt in Wien eine öffentliche Beleuchtung der Straßen vor. In etwas weitgehender Vorsorge für Zucht und Ehrbarkeit verbietet eine Kundmachung des Jahres 1554 einfach das Passieren der Straßen nach 9 Uhr im Sommer und 8 Uhr im Winter. Dieses Verbot, wie so viele andere aus alter und neuer Zeit, wurde wohl mit dem Bewußtsein erlassen, daß es unbeachtet bleibt und undurchführbar ist; die weise Obrigkeit aber dachte damit genug getan zu haben und überließ es allen, welche dagegen handelten, ob es nun unter dem Zwang der Notwendigkeit oder nur lockerer Gelüste wegen geschah, selbst für die nötige Helle in den Straßen zu sorgen, wenn der „gute Mond" nicht durch die Abendwolken ging. Den Herrschaften, wenn sie in ihren „Kobelwägen" durch die Straßen fuhren, liefen Diener mit Fackeln voraus, ehrsame Bürger führten Handlaternen mit sich, die Junker Leichtfüße und die Spitzbuben aber fanden sich auch in der Dunkelheit zurecht.

Erst der auch in anderer Hinsicht verdienstvoll wirkende niederösterreichische Statthalter Quirin Graf von Jörger führte die öffentliche Beleuchtung der



Die Favorita (heute Theresianum) auf der Wieden. (S. 140.)

Straßen ein, die am 5. Juni 1688 zum ersten Male, natürlich nur in der Inneren Stadt, funktionierte. Ohne erhebliche Schwierigkeiten ging es dabei nicht ab. Schon die erforderliche Anzahl von Lampen konnte in Wien nicht hergestellt werden, sondern man mußte auch auswärtige Klempner mit Aufträgen betrauen, bis die Zahl von 2000 Blechlampen beisammen war. Dann bedurfte es längerer Zeit, bis der Betrieb organisiert war, da die Füllung den von der Stadt angestellten und besoldeten „Beleuchtungsdienern" oblag, das Anzünden aber von den Hausbesitzern besorgt werden mußte, wozu das Anschlagen eines besonderen „Brennglöckleins" das Zeichen gab. Übrigens mag die erste Stadtbeleuchtung Wiens keine besondere Helle verbreitet haben, denn die Laternen wurden nur mit Klauenöl gefüllt, das bekanntlich mehr qualmt als leuchtet. Die Kosten wurden durch einen besonderen „Illuminationsanschlag" hereingebracht.

Dem Statthalter Graf von Jörger hat Wien auch noch andere gemeinnützige Einführungen zu danken. Er schuf eine neue Feuerlöschordnung für die Stadt, ließ eine allgemeine Marktordnung ausarbeiten, hatte wesentlichen

Anteil an den Verbesserungen im Bauwesen und der Sanitätspflege und organisierte die Durchführung des seit 1694 als Staatsmonopol erklärten Tabakhandels, als seit dem dreißigjährigen Krieg der Gebrauch des früher von Staat und Kirche verfehmten „Stinkkrautes" so allgemein wurde, daß es als reichlich fließende Einnahmsquelle für den Staat erschien. Ein Merkzeichen regeren Verkehres und größerer Wohlhabenheit liegt gewiß auch darin, daß 1724 das Lohnfuhrwerk schon so zahlreich und allgemein benützt war, daß eine besondere Ordnung dafür erlassen werden mußte.

Sehr herabgekommen war ein Zweig der öffentlichen Sanitätspflege, der in früherer Zeit in hoher Blüte stand, die Bäder. Die zahlreich vorhandenen und eifrig besuchten Badestuben waren fast vollkommen verschwunden, die eigentliche Zunft der Bader ausgestorben. Da sich auch diese mit gewissen Teilen der Körperpflege befaßten, ging das Recht Bäder zu halten, auf die Barbierer und Wundärzte über, die darnach bis in unsere Zeit im Volksmund den nicht immer harmlos gebrauchten Beinamen „Bader" besaßen. Aber durchaus nicht alle hielten tatsächlich auch Badestuben und diese entbehrten allen Komforts, sondern waren meist in Holzschoppen oder sonst ungeeigneten Lokalen untergebracht, wohin das Wasser mühsam in großen Kufen gebracht wurde. Das älteste jetzt noch bestehende Bad für warme Bäder dürfte gewiß das „Gründlbad" im IX. Bezirk sein, das aus der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts stammt, ursprünglich im „Pleygarten" aus einzelnen Hüttchen für Wannenbäder bestand, 1795 neu erbaut und jetzt in eine Wasserheilanstalt mit allen modernen Behelfen umgewandelt wurde. Dem Gebrauch von Flußbädern trat man aus Gründen der Sicherheit und Sittlichkeit nach Möglichkeit entgegen; schon ein Mandat von 1633 bedroht das Baden in der Donau und sogar in der Wien mit schwerer Ahndung. Indessen waren um 1720 längs der Brigittenau doch schon in der großen Donau Badeplätze bezeichnet und mit Pfahlwerk umgrenzt, um Unglücksfälle zu verhüten.

Die eigentliche Stadtbewachung und der Sicherheitsdienst lag noch immer in den Händen der Rumorwache und der Stadtquardia, von welchen die erstere unter Leitung des Stadtrates stand und den eigentlichen Straßendienst versah. Eine gleichzeitig bestehende Tag- und Nachtwache hatte die Stunden zur Nachtzeit auszurufen, den Marktverkehr und den öffentlichen „Kaufruf", die Hausierer, zu beaufsichtigen; sie bestand aus 80 bis 100 Mann, wurde 1695 aufgelöst, aber bald wieder in das Leben gerufen. Abgesehen von den kriegerischen Ereignissen, die für Wien einen besonderen militärischen Schutz nötig machten, lag schon in der rasch wachsenden Bevölkerung an sich die Nötigung zu entsprechender Überwachung. Wiederholte Aufläufe und Unruhen, wie jene von 1700 und besonders die Schuhknechtrevolten von 1713 und 1722 legten den Gedanken nahe, eine ständige Garnison nach Wien zu verlegen, wie es ja eigentlich dem Charakter der Stadt als Festung auch entsprochen hätte.

Zu einer dauernden Besatzung kam es aber auch nach 1722 nicht, obwohl wiederholt Truppen nach Wien gezogen wurden. Welchen Ruf die Stadtquardia genoß, beweist eine Notiz des sehr verläßlichen und vollkommen objektiv urteilenden Küchelbecker in seinen „Allerneuesten Nachrichten vom Römisch-Kaiserlichen Hofe": „Alle hiesigen Stadttore sind nicht nur stark und fest, sondern auch prächtig und ansehnlich gebauet, mit Aufzieh-Brucken und starken Fall-Gattern versehen. Solche werden von der ordinairen Wienerischen Stadt Guarnison besetzet, welche sowohl in der Kayserlichen Burg als auch sonsten in der Stadt die Wachen versiehet. Es bestehet solche aus einem Regiment, meistentheils schlechter und [illegible] so gemeiniglich Fleischer, Schuhflicker, Scheerer, Schleiffer [illegible] welche die Freiheit haben, ihr

Handwerk zu treiben, weil nebst der Montur keiner mehr als jährlich 6 fl. bekommet." Erst unter Maria Theresia erfolgte 1741 die Auflösung der im Ernstfalle selbst bei inneren Unruhen versagenden Stadtquardia und es wurden zwei Regimenter Infanterie nach Wien gezogen, für welche die Gemeinde als Unterkunft die Salzgries- und etwas später 1748 die Getreidemarktkaserne erbaute. Für den eigentlichen polizeilichen Sicherheitsdienst blieben die Rumor- und Tag- und Nachtwache unter Leitung des Stadtanwaltes bestehen.

Auch die Wiener Bürgerwehr hatte ihren Charakter vollkommen geändert; nicht bloß vom inneren Dienst in der Stadt war sie zurückgetreten, sondern sie verlor auch jene kriegerische Bedeutung, welche sie früher auf vielen Zügen bewies. Das hing aber lediglich mit der Umgestaltung des Heerwesens zusammen, das sich vom Lehensaufgebot über das Söldnerheer zu jenem der allgemeinen Konskription entwickelte. An Waffentüchtigkeit fehlte es den Wienern durchaus nicht, wie sie 1683 ja zur Genüge bewiesen hatten, aber wenn nicht solche unmittelbar herantretende Gefahr sie auf die Wälle rief, hatte die Bürgerwehr doch nur mehr den Charakter einer Paradetruppe und dieser trat im Verlauf der Zeit immer ausschließlicher in den Vordergrund.

Schon beim Einzug Kaiser Leopold I. im Jahre 1658 war dies der Fall. Bei diesem Anlasse kommt auch zuerst eine eigentliche Uniformierung der Bürgerwehr vor, die in vier Kompagnien nach den Stadtvierteln eingeteilt war. Die Bürgerwehr des Widmer-Viertels hatte weiße Röcke mit gelben Borten, jene des Kärntner-Viertels rote Röcke mit weißen Borten, die des Stuben-Viertels gelbe Röcke mit schwarzen Borten und die des Schotten-Viertels endlich rote Röcke mit gelben Borten. Die Offiziere trugen runde Hüte mit Federn, über die Achsel eine mit Goldfransen besetzte Schärpe, den Degen, die Partisane und als besonderes Abzeichen der Würde den Stock. In dieser Tracht, welche eine Mischung der damals schon ganz allgemeinen militärischen Uniform mit dem bürgerlichen Kleid zeigte, sahen die Herren recht stattlich aus und mögen bei festlichen Aufzügen eine gute Figur gemacht haben.

Durch den natürlichen Zuwachs der Bevölkerung, wahrscheinlich aber auch, weil man die bisherige Methode, nur die reicheren Bürger aufzunehmen, aufgeben mußte, ergab sich ein so hoher Stand, daß 1665 eine Neuformierung der Bürgerwehr eintrat. Ähnlich wie schon früher erfolgte eine Teilung der Kompagnien nach den Vierteln, so daß es nun acht solche Kompagnien gab und zwar Alt- und Jung-Widmer, Alt- und Jung-Kärntner, Alt- und Jung-Stubner und Alt- und Jung-Schottner. Dazu kam noch, abgesehen von den während der Belagerung von 1683 entstandenen Freikorps, die von Zünften errichtet wurden und sich wieder auflösten, die von den Niederlägern und Hofbefreiten errichtete Scharfschützenkompagnie, aus welcher sich das spätere bürgerliche Scharfschützenkorps entwickelte und eine die früheren städtischen Büchsenmeister ersetzende Artilleriekompagnie, die gleichfalls als Bürgerartillerie fortbestand und das Vorrecht hatte, auf der Bürger- (Dominikaner-) Bastei den Dienst zu versehen, der allerdings nur mehr darin bestand, bei feierlichen Gelegenheiten und Festlichkeiten von dort die Salven abzugeben.

Das Kommando der ganzen Bürgerwehr stand dem Bürgermeister zu, der seit 1658 den Titel „Oberster" führte. Bei Ausrückungen hatte aber der Stadtkommandant die Verfügung, dem auch ein gewisser Einfluß auf die militärische Ausbildung eingeräumt war. Die Formationen und Bewegungen waren stets die gleichen mit den kaiserlichen Truppen. Natürlich lag das Hauptaugenmerk auf der Ausbildung im Gebrauch der Schießwaffen. Seit dem Beginn des siebzehnten Jahrhunderts waren regelmäßige Schießübungen eingeführt, die vom April bis Ende September durch 22 Wochen an bestimmten Tagen stattfanden.

Die älteren Schießstätten, welche teils vor den Stadttoren oder in der Leopoldstadt lagen, wurden 1683 aufgelassen, dagegen erbaute der Stadtrat ein Jahr später auf dem Terrain des Wellschen Gartens, den 1832 das Landesgerichtsgebäude einnahm, eine große Bürgerschießstätte, auf welcher unter Karl VI. die sogenannten „Kranzelschießen" abgehalten wurden, zu welchen der Hof die Preise beistellte und die zu einer Art von Bürgerfest ausgestaltet wurden. Nach Erbauung des Kriminals errichtete die Stadt keine Schießstätte mehr, sondern durch eine Gesellschaft von Schützen wurde eine solche auf ehemaligen Ziegelofengründen in der Blechturmgasse (IV. und V. Bezirk) unterhalten, auf welchen man am 4. September 1847 das letzte „bürgerliche Freischießen" abhielt.

Die Reichskanzlei in der k. k. Hofburg. (S. 143.)

Von 1689 bis 1747 hatten die Niederläger ihre besondere Schießstätte in der Währingerstraße auf jenem Platz, der dann zum Josefinum verbaut wurde.

Seit das städtische Zeughaus im Jahre 1562 auf den Hof verlegt wurde, hatte es infolge der gänzlich veränderten Verhältnisse mehr und mehr den Charakter einer Sammlung von Schaustücken angenommen. Die Bürger besaßen fast ausnahmslos, was zur Wehrhaftmachung an Rüstungsstücken und Waffen gehörte, Söldner nahm aber die Stadt mit Ausnahme der Wachen nach 1550 nicht mehr auf, es war also ein Depot für deren Ausrüstung nicht mehr erforderlich. Dagegen wuchs, je mehr die veränderte Kriegführung den Harnisch und andere Schutzwaffen entbehrlich machte, dem Zeughaus aus bürgerlichem Besitz manches schöne Stück zu, das noch heute das städtische Waffenmuseum ziert. Dazu kamen noch Trophäen aus der ersten, namentlich aber aus

der zweiten Belagerung durch die Türken, so daß sich um einer übersichtlichen Aufstellung willen die Notwendigkeit neuer Räumlichkeiten ergab. Zu diesem Zwecke ließ 1732 der Rat von Wien das noch heute unter dem Namen des „bürgerlichen Zeughauses" bekannte Gebäude am Hof aufführen, dessen hübsche Façade zu den besten Arbeiten des Architekten Mattieli gehört (Bild S. 172). An der gegenüber liegenden Ecke des Färbergäßchens sehen wir das Haus „zur goldenen Kugel", das in seiner alten Form mit den vorspringenden Altanen bis vor etwa zwanzig Jahren stand. Aus dem Tor des Zeughauses fahren eben städtische Geschütze, an welchen besonders die unförmlich schweren Lafetten auffällig sind. Seit die städtischen Sammlungen in den

Die Karlskirche. (S. 145.)

Prachtbau des neuen Rathauses verlegt wurden, dient das bürgerliche Zeughaus nur mehr für Feuerwehrzwecke und als Depot für größere historische Schaustücke.

Kaiser Leopold I. verkannte die Bedeutung eines lebhaften Handelsverkehres nicht und war bemüht, ihn hervorzurufen und zu pflegen. Doch die seltsame Anschauung, daß man vor allem suchen müsse, die eigenen Produkte abzusetzen, aber gleichzeitig die fremden auszuschließen, vereitelte die besten Absichten. Schon 1659 wurde die Einfuhr vieler Waren unbedingt verboten mit der naiven Begründung, „weil dafür so viel bares Geld in das Ausland komme". Zwar betraf dieses Verbot meist Luxuswaren, wie mit Gold und Silber gestickte Stoffe, Borten, Schmuck, feine Hüte, Spitzen u. s. w. Da sie aber an sich in Österreich nicht hergestellt wurden, blieb das Verbot ganz wirkungslos, denn wer solche Dinge haben wollte, wußte sie sich doch zu

verschaffen, mußte aber wesentlich höhere Preise dafür zahlen. Im Jahre 1674 wurde für Wien und Niederösterreich sogar die Einfuhr aller französischen Waren verboten. Nicht viel glücklicher war man mit der Pflege des Ausfuhrhandels. Eine unter Patronanz der Regierung gegründete Occidentalische Handelskompagnie, welche den Absatz österreichischer Waren nach dem Westen Europas, namentlich nach Holland, pflegen sollte, ging nach einigen Jahren sang- und klanglos ein und nicht besser war das Schicksal der später errichteten Orientalischen Handelskompagnie. Wie es scheint, fiel die meiste Schuld an dem Scheitern dieser Bestrebungen auf die mangelnde Unternehmungslust der Wiener Kaufleute, aber auch auf das geringe Verständnis der Behörden. Dr. Johann Joachim Becher, ein für seine Zeit tüchtig geschulter Nationalökonom, welchen Leopold I. als seinen Berater in solchen Dingen aus Bayern nach Wien berief, macht direkt das Übelwollen, ja sogar den Eigennutz einiger Minister für das Fehlschlagen dieser Versuche verantwortlich.

Erst als der durch Eugens Siege erfochtene Passarovitzer Friede das Verhältnis zur Türkei auf eine neue sichere Basis stellte und ein günstiger Handelsvertrag 1718 folgte, entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr nach dem Orient, dessen Knotenpunkt Wien wurde. Damals siedelten sich als Vermittler dieses Handels die „türkischen Kaufleute" in Wien an, die dann lange bis in unsere Zeit herauf eine wichtige und geachtete Stellung im Geschäftsleben der Stadt einnahmen. Eigentlich ist die im Sprachgebrauch übliche Bezeichnung „türkische Kaufleute" nicht ganz zutreffend; sowohl jene, welche sich dauernd niederließen und in vielen Fällen ganz mit der Wiener Bevölkerung verschmolzen, wie die anderen nur zweimal im Jahre zur Abwicklung der sehr umfangreichen Geschäfte hier eintreffenden Kaufleute aus dem Orient waren nur der Staatsangehörigkeit, nicht aber der Nationalität und dem Bekenntnis nach Türken. In weitaus der größeren Mehrzahl waren es Macedonier und Walachen griechischer Konfession, von welchen es viele durch Umsicht und Energie zu hoher geschäftlicher und auch gesellschaftlicher Bedeutung in Wien brachten. Die Namen Sina, Dumba, Ephrussi, Russo, Duka, Curti, Zotta u. s. w. sind heute noch von gutem Klang, wenn auch die Basis, auf welcher sie ursprünglich in Wien tätig waren, im unaufhaltsamen Wandel der Zeiten eine vollkommen andere geworden ist. Durch das ganze achtzehnte und bis in die Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts vermittelten diese „türkischen" oder richtiger gesagt „griechischen" Kaufleute den österreichischen Verkehr mit dem Orient, der Türkei, der ganzen Levante, bis nach Ägypten und Persien. Aus unscheinbaren Anfängen entwickelte sich dieser Handel zu einem nach vielen Millionen zählenden Umsatz, für dessen Bedürfnisse zu einer Zeit, wo noch niemand an Eisenbahnen oder Dampfschiffe dachte, eine vollendete Transportorganisation geschaffen wurde. Ganzen Stadtteilen drückte dieser orientalische Verkehr sein Gepräge in Wien auf. Ältere Kostümebilder aus Wien zeigen noch die würdevolle Erscheinung des „türkischen Großhändlers", der unter dunklem, wallendem Kaftan die von einem bunten Shawl umgürtete Pluderhose und die gelben Saffianschuhe, auf dem bärtigen Haupt aber den von einem weißen Turban umwundenen Fez trug. Heute sind diese charakteristischen Figuren schon zu einer Seltenheit geworden, vor 50 Jahren aber gaben sie noch dem Bild des Straßenlebens einen besonderen Zug. Namentlich von der Wollzeile abwärts bis zum Donau-kanal und in einzelnen Teilen der Leopoldstadt wohnten und verkehrten die türkischen Kaufleute mit Vorliebe; hier hatten sie ihre oft recht unscheinbaren Comptoirs, deren Verbindungen sich aber über drei Weltteile erstreckten und in welchen Handelsgeschäfte durchgeführt wurden, welche Millionen von Gulden in Umlauf setzten. Noch heute hat ein vielbesuchtes Lokal auf dem Fleischmarkt

den Namen des „griechischen Kaffeehauses", weil dort der Sammelplatz und eine Art Börse dieser Kaufleute war, und ähnliche Vereinigungspunkte gab es auch in der Leopoldstadt.

Draußen in der Vorstadt aber, unter den Weißgärbern, auf der Landstraße, besonders in der Ungargasse und längs des Neustädter Kanales waren die gewaltigen Packhöfe dieser Großkaufleute, in welchen die schweren Frachtwägen ihre kostbaren Waren des Orientes, Kaffee, Leder, Schafwolle u. s. w. abluden, um Industrieprodukte des Westens für die Rückfracht zu laden. So ein hochgetürmter Frachtzug, oft mit zwanzig und mehr bunt geschirrten Rossen bespannt, war kein übler Anblick, so alltäglich er auch vor anderthalb Jahrhunderten und auch noch später erschien.

Als echte weitsichtige Handelsherren übten diese griechischen Kaufleute bald auch einen bedeutenden und wohltätigen Einfluß auf die Wiener Industrie. Auf ihre Anregung und mit ihrer Unterstützung entstanden ansehnliche Etablissements, welche fast nur für den Orient arbeiteten. Es klingt märchenhaft, daß um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts die heutige Bierdomäne Schwechat der Sitz einer blühenden Industrie war, welche Tausende von Menschen beschäftigte. Hier webte und druckte man jene bunten Kopftücher und Stoffe, mit welchen Wien den ganzen Orient versorgte. Ein findiger Kopf, Franz Zaillner, warf sich in der Umgegend zuerst auf den Krappbau und schuf dadurch die Grundlage für jene Türkischrotfärberei, die dann bis 1850 eine Domäne der Wiener Industrie war. Auch die ersten Anfänge der Seidenweberei, der Fabrikation von echten und halbechten Goldposamenterien und mancher anderen später zu hoher Blüte gelangten Wiener Vorstadtindustrie läßt sich auf die Anregung dieser „türkischen Kaufleute" zurückführen, deren Verdienste wohl Erwähnung in einer Geschichte des älteren und modernen Wien beanspruchen dürfen.

Der höchste Aufschwung dieses Handels mit dem Orient fällt in die ersten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts, obwohl er schon unter Karl VI. und seinen Nachfolgern von großer Bedeutung war. Es gab damals über dreihundert protokollierte Firmen von „türkischen Großhändlern" und Kaufleuten in Wien, wozu noch der von den im Frühjahr und Herbst zur Zeit der Leipziger Messen in Wien eintreffenden Händlern vermittelte Verkehr kommt, dessen Umfang auf eine Warenmenge von 6 Millionen Meterzentner geschätzt wurde. Die Umwälzungen im Transportwesen durch den Eisenbahnverkehr und die Seeschiffahrt, der politische und wirtschaftliche Verfall der Türkei, die scharfe Konkurrenz der englischen und französischen Industrie nach dem Krimkrieg, aber auch die zerrütteten Währungsverhältnisse unserer Monarchie, welche gerade im Verkehr mit dem Orient sehr störend wirkten, alle diese Umstände wirkten zusammen, um das Tätigkeitsfeld der „türkischen Kaufleute" in Wien einzuengen und der Stadt jene dominierende Rolle zu entziehen, welche sie bisher im Orienthandel einnahm.

Die unabweisbaren Bedürfnisse des Handelsverkehres erzwangen sich selbst Berücksichtigung während der ärgsten Zeit religiöser Unduldsamkeit. Während sonst die evangelische Lehre mit der größten Härte verfolgt wurde, wagte man doch die „Niederläger" nicht zu behelligen, in deren Händen der ganze Großhandel mit dem Westen und Norden Europas lag. Und doch waren sie in der Mehrzahl Anhänger des verfehmten Glaubens, dadurch aber auch der natürliche Rückhalt für jene Wiener, die trotz aller Verfolgungen hartnäckig an ihrem Bekenntnis festhielten. Ein besonderes Edikt verbot es den Wienern, bei den protestantischen Niederlägern Erwerb zu suchen, es blieb aber unwirksam, weil es leicht zu umgehen war und schon Ferdinand III. mußte den Niederlägern, deren Witwen, den Geschäftsführern und Bediensteten eine Art von Religions-

freiheit zugestehen. Wenn auch nicht im Wege gesetzlicher Verfügungen, so doch durch eine mildere Praxis kam man immer mehr von der alten Unduldsamkeit ab; namentlich unter Karl VI. legte man der Seßhaftmachung evangelischer Handwerker keine Hindernisse mehr in den Weg, wenn sie auch dem Gottesdienst nur in den Häusern der Gesandten protestantischer Mächte beiwohnen durften.

Die Handwerksordnung Kaiser Ferdinand I. bestand unverändert bis auf Leopold I. Als aber eine durch die fortdauernden großen Kriege und die Geldknappheit hervorgerufene allgemeine Teuerung in Wien zu großen Übelständen führte, glaubte man die Abhilfe darin zu finden, daß man in die gewerbliche Preisbildung eingriff und 1689 förmliche Satzungen aufstellte, nach welchen allein verkauft werden sollte. Natürlich blieb diese ganz verfehlte Maßregel ohne allen praktischen Erfolg, denn nicht ohne Grund wiesen die Zünfte

Das k. k. Lustschloß Belvedere. (S. 146.)

darauf hin, daß man auch die Preise von Leder, Tuch, Eisen und aller anderen Rohstoffe fixieren müßte, deren sie zur Herstellung ihrer Erzeugnisse bedurften. Auch das Zunftwesen an sich hatte aber eine Entwicklung genommen, die hemmend wirkte. Mit kleinlicher Engherzigkeit wehrte man nach Möglichkeit den Eintritt neuer Mitglieder ab und da sich trotzdem, namentlich in den Vorstädten, unter Duldung der Regierung, zahlreiche Handwerker ansiedelten, die außer der Zunft standen, hörten die Klagen und Denunziationen nicht auf. Gerade von den Zünften wurde nun darauf hingewiesen, daß viele dieser Handwerker Protestanten seien, also weder Bürger noch Zunftmitglieder werden könnten und zum Gewerbsbetrieb überhaupt nicht zuzulassen seien.

Darauf ging die Regierung nicht ein. Unter Kaiser Josef I. erfolgte 1707 ein Verbot der Errichtung neuer Zünfte oder Innungen und Änderungen in deren Satzungen bedurften künftighin der Genehmigung durch den Landesfürsten. Noch entschiedener ging Karl VI. vor, dessen Verdienste um Hebung von Handel

und Gewerbe überhaupt nicht genug zu schätzen sind. Als die wiederholten Schuhknechtrevolten in Wien ergaben, daß die Schuld durchaus nicht allein, wie die Zunftmeister glauben machen wollten, auf der Unbotmäßigkeit der Gesellen, sondern vielmehr auf den verknöcherten, vom engherzigsten Klassen-interesse der Meister beeinflußten Zunftverhältnissen beruhten, erfolgte ein entscheidender Schritt. Ein Patent vom 12. April 1725 beseitigte die odiose Bestimmung, daß nur Katholiken das Bürgerrecht erwerben konnten, es fiel aber nun auch der allerdings schon durch Jahre nicht mehr streng gehandhabte Zwang, daß jeder selbständige Handwerker Bürger werden mußte. Die Regierung verlieh gegen eine geringe Taxe an Handwerksgesellen, die durch eine bestimmte Zeit in Wien gearbeitet hatten, sogenannte „Befugnisse" zum Gewerbsbetrieb, ohne Rücksicht auf das Religionsbekenntnis, die Heimats- oder Familien-

Die gräflich Paarsche Reitschule. (S. 147.)

verhältnisse des Betreffenden. Anfänglich waren mit den „Befugnissen" noch gewisse Beschränkungen verbunden, wie z. B. das Verbot des Haltens von Arbeitern, aber auch diese fielen in der 1732 erlassenen Handwerksordnung, welche sogar bestimmte Arten höherer gewerblicher Arbeit von jedem Zunftzwang befreite. Diese wohltätigen Maßregeln, durch welche ein namhafter Aufschwung der Gewerbstätigkeit gefördert wurde, machten sich noch lange, nachdem die moderne Entwicklung der Produktion sie überholt hatte, in gewissen Bezeichnungen geltend, die gewohnheitsmäßig fortgebraucht wurden. Noch heute wird der Beisatz „bürgerlich" zu der Art des Gewerbsbetriebes gerne angewendet, obwohl das Bürgerrecht keinerlei Einfluß mehr auf das Gewerbewesen hat und weit herauf, als schon lange keine besondere „Befugnis" mehr nötig war, bezeichnete man Gewerbe, die nicht von einem Bürger betrieben wurden, als „befugte".

Unter dem Einfluß des schon genannten volkswirtschaftlichen Beraters Kaiser Leopold I., des Dr. Becher, waren schon in der Umgebung von Wien

...schaftsmäßige industrielle Etablissements entstanden. Viel später, im ... des achtzehnten Jahrhunderts, schritt man auch in Wien zur ...ung von Fabriken. Zuerst entstand am Neubau, der damit seine spätere ...bestimmung für die Wiener Industrie rechtfertigte, eine Seidenweberei, ... eine Ölmühle, welche Weinkörner verarbeiten sollte, ein wahrscheinlich ...gebliebener Versuch. Rasch hob sich dann die Zahl solcher Etablisse... unter Karl VI.; es gab da schon eine Maschinenfabrik, andere für ...ung von Metallwaren, Strumpfwirkereien, Posamentierwebereien und ...richtete Claudius du Pasquier die Porzellanfabrik in der Roßau, ...später vom Staate übernommen wurde und durch Schönheit der Formen ...künstlerische Vollendung der Malerei großen Ruf erwarb. Als ein Beweis ...technischen Strebens ist auch die 1725 vom Architekten Josef Emanuel ... von Erlach als Wasserhebewerk konstruirte und im Schwarzenbergpark ...gestellte „Feuermaschine", besser Dampfmaschine genannt, zu erwähnen.

In gutem Willen, auch die geistige Kultur und besonders die höheren ...Wien wieder zur Blüte zu bringen, fehlte es gegen Ende des siebzehnten ...Jahrhunderts in Wien durchaus nicht. Aber so wie in ganz Deutschland wirkten ... noch immer die Folgen des entsetzlichen Krieges nach, der in seinem ...dreißigjährigen Wüten nicht bloß den Wohlstand, sondern auch die Kultur... Deutschlands um ein Jahrhundert zurückgeworfen hatte. Eine Reform ...Universität stieß aber auf den noch immer allmächtigen Widerstand der ...Orden, die sich aus allen Kräften dagegen sträubten, ihre Macht über die ...Schule eingeschränkt oder gar beseitigt zu sehen. Mit Ausnahme der theo...logischen Fakultät, wo tieferes, wissenschaftliches Streben befördert wurde, war ...Universität unter ihrer Leitung zu einer fast nur den höheren Ständen ...günstigen Drillanstalt für Staatsämter geworden, in welcher jede Art von ...Wissenschaft gepflegt und dagegen alle freie wissenschaftliche Betätigung unter...drückt wurde.

Bis zu welchem Grad von unglaublicher, selbstzufriedener Borniertheit ...Überhebung der in solchen Anstalten gepflegte Geist ging, beweist eine ...Stelle aus dem 1706 erschienenen Buch: „Memoires de la tour de Vienne", ...welcher der hochadelige Verfasser bei Erwähnung der Wiener Universität ...also vernehmen läßt: „Ich kann mich nicht enthalten, meinen Verdruß ...über die Gewohnheit auszulassen, welche dem ganzen katholischen Deutschland ...gemein zu sein scheint, daß man in denen collegiis ein Hauffen Bettler duldet, ...welche wider das Elend ihres Standes Studenten sein und die freyen Künste ...exercieren wollen. Ich bin gar nicht in Abrede, daß nicht auch unter dem aller...ärmsten Pöbel einige gute Köpfe sollten gefunden werden, welche sich zum ...Studiren schicken: aber ich wollte doch gleichwol, daß man etwas mehr Respect ...vor die Studia trüge, damit dasjenige, so nur ein Privilegium des Adels ist, ...nicht vor alles gemeine Volk geworffen würde, welches bei Niedrigkeit ihres ...Standes weder Mittel noch Gelegenheit hat, sich dessen mit Nutzen zu bedienen. ...Es ist eine Schande, daß man auf den Bänken der obersten Klassen so elende ...Leute antrifft, welche wegen ihrer Armuth gezwungen sein, zu betteln, um bloß ...ihr Leben hinzubringen. Und was muß dieses nicht vor Verdruß einem jungen ...Menschen von guter Herkunft erwecken, wenn er verbunden ist, gegen einen ...nackten Hungerleider zu disputiren, dessen stinkender Athem, den er sich durch ...schlechte Speisen zu Wege bringet, diejenigen gleichsam vergiftet, welche ihn ...anhören müssen."

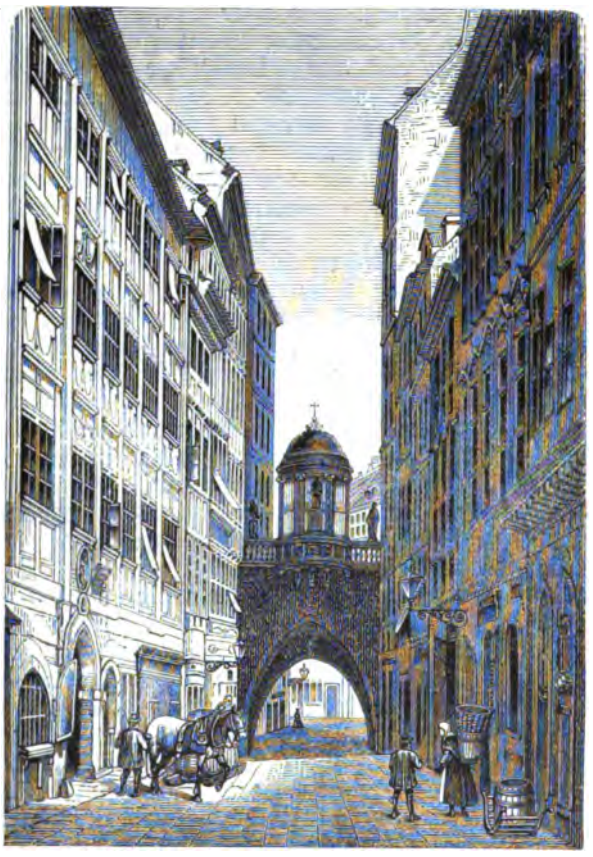
...ber Karl VI. scheiterten sowohl wiederholte Anläufe zu einer Reform ...versität, wie auch das Projekt zur Gründung einer Akademie der ...chaften, das zu einem längeren Aufenthalt des großen Gelehrten

Leibnitz in Wien führte, an den drängenden politischen Sorgen der Zeit. Schon im Jahre 1682 war von den niederösterreichischen Ständen eine „Landschafts-Akademie" zur Ausbildung und Erziehung junger Adeliger errichtet worden, die zuerst ein Gebäude in der Roßau innehatte, dann aber in das schöne Gebäude in der Alserstraße kam (an Stelle der heutigen Kaserne), das aber von Kaiser Josef I. der 1705 errichteten Akademie der bildenden Künste eingeräumt wurde. Diese sehr wohltätig wirkende Anstalt war gleichfalls der Obhut der Landstände anvertraut und hatte besondere Abteilungen für Malerei, Skulptur, Architektur, Mathematik und Mechanik, war also eigentlich eine höhere Lehranstalt für Kunst und Technik. Ihr erster Präsident war der Maler Peter Freiherr von Strudl, dessen Bruder Paul ein namhafter Bildhauer war, der die Hauptarbeit an der Dreifaltigkeitssäule am Graben leistete. Ein dritter Bruder Dominik von Strudl war einer der geschicktesten Ingenieure seiner Epoche. Peter von Strudl war ein besonderer Liebling der Kaiser Leopold I. und Josef I., von welchen er den für jene Zeit sehr namhaften Gehalt von 5000 Gulden bezog, außer den glänzenden Honoraren für die fast ausschließlich im Auftrage des Hofes gemalten Bilder. Schon 1701 in den Reichsfreiherrenstand erhoben, führte Peter von Strudl auch in der Tat das Leben eines Grandseigneurs und erbaute sich auf einer Anhöhe rechts von der Währingerstraße ein Schlößchen mit prächtigem Garten, das er zum Schauplatz verschwenderischer Feste machte. Noch heute erinnert der von der Waisenhausgasse zugängliche Strudlhof (jetzt Besitz des Herzogs von Württemberg) an den prunkliebenden ersten Direktor der Wiener Akademie. Nach dessen Tod verfiel die Anstalt wieder, bis sie 1726 vollkommen reorganisiert, neuerdings in das Leben gerufen, aber nur auf den Unterricht und die Pflege der eigentlichen bildenden Künste beschränkt wurde. In dem stattlichen Gebäude der Alserstraße (Bild 176), das zwei Stockwerke und eine reichgegliederte Façade besaß, blieb die Anstalt bis 1782. In diesem Jahre kam sie in das aufgehobene Jesuitenkonvikt in der Annagasse, das Gebäude in der Alserstraße wurde aber wesentlich vergrößert zur Kaserne bestimmt.

In das Jahr 1697 fällt die Einführung eines um die Pflege des Schulwesens sehr verdienten geistlichen Ordens in Wien. Es sind dies die „Väter der frommen Schulen", meist kurzweg Piaristen genannt. Schon 1700 konnten sie in dem neuerbauten Kollegium in der Josefstadt eine vierklassige Schule eröffnen, in welcher der Unterricht unentgeltlich erteilt wurde. In der später auf sechs Klassen erweiterten Anstalt zog man zuerst auch die sogenannten „Realien", das sind Naturwissenschaften und Geographie, in den Kreis der Unterrichtsgegenstände und auch durch die vorwaltende Pflege der deutschen Sprache stellten sich die Piaristen in einen gewissen Gegensatz zu den Jesuiten, bei welchen durch alle Stufen des Lehrganges in lateinischer Sprache unterrichtet wurde.

Da zu jener Zeit sowohl die Hofbibliothek wie jene der Universität nicht allgemein zugänglich war, erhielt Wien im Jahre 1682 die erste öffentliche Bibliothek. Der Gelehrte Johann Joachim von Windhaag hatte nämlich seine sehr ansehnliche, an Seltenheiten reiche Büchersammlung den Dominikanern samt einem Erhaltungsfond unter der Bedingung vermacht, daß sie ordentlich aufgestellt und zur allgemeinen Benützung bereit gehalten werde. Der fleißige Küchelbecker sagt über diese Bibliothek in seinem „Bericht vom kaiserlichen Hofe zu Wien": „Es stehet dieselbe in einem besonderen Hause nahe dem Dominikaner-Closter und sie passiret nach der Kaiserlichen allhier vor die stärkste. Es stehet dieselbe wöchentlich vier Tage, des Vormittags zwei Stunden und zwei Stunden des Nachmittags offen, wo dann ein jeder ohne Entgeld hinein

gehen und sich zu seinem Gebrauch Bücher geben lassen kann, wobei aber zu merken, daß es keinem verstattet wird, Bücher mit nach Hause zu nehmen. Es gibet in derselben auch noch verschiedene curiosa und raritaeten, welche sich besser besehen, als beschreiben lassen. Unter andern ist daselbst ein sceleton von einem Kinde zu sehen, so zwei Köpfe hat, wovon der eine unten an denen Füßen stehet." Im Jahre 1784 wurde die Windhaagsche Sammlung der Verwaltung der Dominikaner entzogen und mit der Universitätsbibliothek vereinigt, der sie den größten Teil der älteren Bücherschätze zuführte.



Die hohe Brücke mit der Johannes Nepomukkapelle. (S. 149.)

Der im Jahre 1663 verstorbene kaiserliche Hofkammerrat und Kammergraf der oberungarischen Bergstädte Johann Konrad Richthausen Freiherr von Chaos, ein tüchtiger Gelehrter im Fache der Mineralogie und Chemie, gründete das erste Waisenhaus in Wien, indem er testamentarisch sein ganzes Vermögen, darunter ein an das Bürgerspital grenzendes Haus und ein umfangreiches Gebäude in Mariahilf, zur Errichtung einer Anstalt für elternlose Knaben und Jünglinge bestimmte, „auf daß sie zu rechtschaffenen, dem Staate und der Allgemeinheit nutzbaren Männern herangebildet werden mögen". Die Chaossche Stiftung stand zuerst unter Leitung der Gemeinde Wien, 1754 kamen die Zöglinge in das allgemeine Waisenhaus in der Währingerstraße, 1767 in jenes auf dem Rennweg, wodurch die Chaossche Stiftung mit dem kaiserlichen Waisenhaus in Verbindung gebracht und dann 1785 mit diesem in das frühere Spanische Spital in der Waisenhausgasse versetzt wurde. Das Stiftungshaus in der Kärntnerstraße zeigte ober dem Portale die Figuren zweier Zöglinge in der von ihnen getragenen uniformähnlichen Kleidung; das Gebäude verschwand aber gleichzeitig mit dem Bürgerspital.

So wie nach dem Jahre 1529 galt es auch nach der Belagerung von 1683 die fast ganz zerstörten Humanitätsanstalten wieder neu zu errichten. Das schon erwähnte „Bäckenhäusl" in der Währingerstraße, ursprünglich bloß ein Rekonvaleszentenhaus, ging 1656 in den Besitz des Bürgerspitales über, wurde dann in ein Pestspital verwandelt, nach der Zerstörung von 1683 nur

notdürftig hergestellt und erst 1708 in ein förmliches Siechen- und Krankenhaus ausgestaltet. Um die Gefahren der Einschleppung zu mildern, erbaute die Gemeinde um 1660 auf Bürgerspitalsgründen links von der Währingerstraße den Contumazhof, ein sehr weitläufiges Gebäude, in dem die aus seuchenverdächtigen Gegenden zureisenden Fremden interniert wurden, das aber während der großen Pest des Jahres 1679 auch als Pestspital Verwendung fand und später mit dem „Groß-Armenhaus" vereinigt wurde. Sowohl das Spital zu St. Marx, wie jenes beim Klagbaum auf der Wieden behielten ihren Charakter als Heilstätten für ansteckende Krankheiten; der eigentliche Zweck des letzteren als Asyl für die mit dem Aussatz Behafteten verlor aber mehr und mehr seine Bedeutung und da beide Anstalten 1683 so arg verwüstet wurden, daß aus den eigenen Mitteln ein Neubau kaum möglich war, übergab man sie in die Verwaltung des Bürgerspitales.

Der Kalvarienberg in Hernals. (S. 149.)

Eher als der Staat die Mittel aufbrachte, um jenen Wackeren, die in Kämpfen und Strapazen Leben und Gesundheit für ihn auf das Spiel gesetzt hatten, ein kümmerliches Asyl bieten zu können, bemächtigte sich die Privatwohltätigkeit dieses Gedankens. Dr. Johann Theobald Franckh bestimmte 1686 testamentarisch sieben ansehnliche Gründe an der rechten Seite der Alserstraße für die Errichtung eines Soldatenspitals und Invalidenhauses. Die Ausführung verzögerte sich aber und da zudem die Gründe für den Widmungszweck viel zu umfangreich gewesen wären, entschied die Regierung, daß ein großes Armenhaus auf denselben gebaut, eine Abteilung aber speziell für dienstuntaugliche und gebrechliche Soldaten vorbehalten werden solle. Namentlich dieser Teil des „Großarmenhauses" erfuhr dann durch eine Schenkung des kaiserlichen Hofkammerrates Freiherrn von Thavonat, dessen Porträt noch jetzt im Ehrensaal des Invalidenhauses aufbewahrt wird, eine so reichliche Fundierung, daß ein Teil des Contumazhofes einbezogen und die Baulichkeiten vergrößert werden konnten. Von hier wurde das Invalidenhaus durch Kaiser Josef II. in den ehemaligen Sommerpalast des Prinzen Maximilian von Hannover verlegt, wo es sich noch jetzt befindet. Doch war dieses ziemlich umfangreiche und durch Zubauten erweiterte Gebäude schon seit 1727 einem humanitären Zweck gewidmet, da hierher eine 1725 vom Erzbischof Sigmund Graf Kolonitsch gemachte Krankenhausstiftung übertragen wurde, die anfänglich in Gumpendorf bestand. Nach der Kapelle erhielt diese Anstalt die Bezeichnung Johannesspital, das durch Errichtung des allgemeinen Krankenhauses überflüssig erschien und dem Invalidenhause weichen mußte.

Auch die Filiale des Invalidenhauses in Neulerchenfeld verdankt ihr Entstehen der Schenkung eines Privaten. Der reiche niederländische Kaufmann van Yppen, der sich in Wien niederließ, widmete ziemlich ausgedehnte Gründe im vorigen Jahrhundert für Zwecke der Invalidenversorgung. Diese Gründe umfaßten auch den Hernalser Exerzierplatz und als dieser parzelliert und der Verbauung zugeführt wurde, entstand an Stelle des unscheinbaren alten Gebäudes das schmucke, heutige Invalidenhaus am Hernalsergürtel. Noch jetzt erinnern der Yppenplatz und die Yppengasse an jene hochherzige Schenkung.

Eine Vereinigung adeliger Damen, an deren Spitze Fürstin Liechtenstein und Gräfin Montecucculi standen, berief 1709 aus Bayern einige Nonnen des dort besonders verdienstlich wirkenden Ordens der heiligen Elisabeth, der sich der Krankenpflege widmet. Schon 1710 konnte ein kleines Krankenhaus in der Landstraße Hauptstraße eröffnet werden, die Mittel flossen aber so reichlich zu, daß 1715 auch schon die Kirche und der ganze Bau in seinem heutigen Umfange vollendet war.

Für jene Spanier und Niederländer, die ihm nach Österreich gefolgt waren und hier in oft recht kümmerlichen Verhältnissen lebten, gründete Karl VI. das Spanische Spital in der heutigen Waisenhausgasse. Unter Maria Theresia vereinigte man es mit dem 1737 von dem Hofarzt Dr. Biliot und einigen bürgerlichen Menschenfreunden errichteten Dreifaltigkeitsspital am Rennweg, an das nur mehr die kleine Kirche bei der Veithgasse erinnert. Kaiser Josef II. hob das Spanische Spital ganz auf und widmete die Baulichkeiten endgiltig dem Waisenhaus.

Eine einschneidende Veränderung trat schon unter Karl VI. bezüglich der Bestattungsorte ein. Ein Erlaß der Landesregierung aus dem Jahre 1732 verbietet unbedingt alle Begräbnisse in der Inneren Stadt und nun erfolgte endlich auch die Auflassung des Friedhofs um die Stephanskirche. Im Jahre 1740 gab es folgende städtische Friedhöfe: in der Leopoldstadt auf dem Terrain der heutigen Krummbaumgasse; auf der Landstraße den Nikolaifriedhof vor der Rochuskirche auf der Hauptstraße; auf der Wieden den Bürgerspitalsfriedhof bei der Karlskirche; im V. Bezirke in der Vorstadt Hungelbrunn bei der Blechturmgasse; in Mariahilf bei der Gumpendorferkirche und der Barnabitenfriedhof hinter der Mariahilferkirche; am Neubau zwischen der Neubaugasse und dem sogenannten „Holzplatzl" (Siebensterngasse); in der Josefstadt der Johannesfriedhof ober der späteren Kavalleriekaserne; im heutigen IX. Bezirk der Friedhof auf dem Grunde des heutigen Kriminales, ein Friedhof zwischen Spital- und Sensengasse und dabei gegen das Großarmenhaus der protestantische Friedhof, auf dem Terrain des Roten Hauses der Kaiserliche oder Mariazeller-Gottesacker, bei der Nußdorferlinie (frühere Friedhofsgasse) und endlich der Judenfriedhof in der Seegasse.

Wiener Hof- und Volksleben von Kaiser Leopold I. bis auf Karl VI.

Von Kaiser Maximilian pflanzten sich zwei Passionen fast auf alle seine direkten Nachkommen fort, jene für die Jagd und eine zweite für die Musik. Namentlich Kaiser Ferdinand III. soll ein ausgesprochenes Kompositionstalent besessen haben und einer der ersten Musiktheoretiker, der vielseitige berühmte Jesuit Athanasius Kircher meint, dieser Kaiser sei der beste gekrönte Musiker, der je gelebt habe. Die Vorliebe und das Talent gingen im vollsten Maß auf Kaiser Leopold I. über, der eine tüchtige theoretische und praktische Schulung

besaß, in der Kompositionslehre den Unterricht eines der ersten Kontrapunktisten, des Organisten Wolfgang Ebner erhielt und auch den Kapellmeister Bertoli zu seinen Lehrern zählte.

Namentlich für die Oper war Leopold I. leidenschaftlich eingenommen und schon vor seiner ersten Vermählung schrieb er 1666, als der Tod des Erzherzogs Sigismund von Tirol eine Hoftrauer erforderte, an den kaiserlichen Gesandten in Madrid: „Diesen Fasching hätte ich ziemlich still sein sollen wegen der Klagen, doch hatten wir etliche Feste in camera gehabt, denn es hilft den Toten doch nit, wenn man traurig ist." Diese Neigung wurde noch bestärkt, da auch die beiden ersten Gattinnen Leopold I., die Kaiserinnen Margareta Theresia und Claudia Felicitas, sehr musikalisch waren, die letztere überdies eine leidenschaftliche Vorliebe für prunkvolle festliche Veranstaltungen hatte. Anders geartet war die dritte Gattin, Kaiserin Eleonore Magdalena Theresia, die zwar mit der geduldigen Pflichttreue, die ihr eigen war, an den Opernvorstellungen und Konzerten am Hofe teilnahm, aber von welcher berichtet wird, daß sie oft den Stickrahmen mit sich brachte und kaum den Blick davon hob, um nach der Bühne zu sehen.

Es läßt sich nicht verschweigen, daß diese Vergnügungen und Passionen des Hofes schon unter Leopold I. so große Auslagen beanspruchten, daß sie mit der fast stets sehr schwankenden Finanzlage und dem Ernst der kriegerischen Zeit nicht recht in Einklang zu bringen sind. Über das große Fest am Burgplatz wurde bereits (S. 8) berichtet. Für die folgenden Opernvorstellungen ließ der Kaiser 1667 durch den Hofarchitekten Ludwig Burnaccini auf dem Platz der heutigen Hofbibliothek ein prächtig ausgestattetes Theater aus Holz erbauen, das drei Galerien besaß und nach einer gewiß weit übertriebenen Angabe 5000 Personen faßte. Wegen Feuergefährlichkeit im Jahre 1683 entfernt, entstand es zwar wieder, wurde aber, da man es für „einen Kaiser zu gering" fand, 1697 durch einen großen Neubau ersetzt, der schon am 16. Juli 1699 durch die Unvorsichtigkeit eines Handwerkers in Flammen aufging. Nun errichtete man einen bloßen Notbau — „zu reparirung deß durch daß Feyer verzehrten Comoedi-Sahls" wurden nur 3000 Gulden ausgeworfen — bis 1706 auf der Area der heutigen Redoutensäle ein neues Hoftheater mit zwei Bühnenräumen entstand, deren größerer für Festopern, der kleinere für Singspiele und italienische Komödien benützt wurden. Die Eröffnung geschah am 21. April 1708 mit der Oper: „Il natale di Giasone" von Bononcini. Dieses Theater, das unter Mitwirkung der Brüder Franz und Ferdinand Galli, nach ihrem Geburtsort Galli-Bibiena genannt, entstand, muß mit besonderer Pracht ausgestattet gewesen sein, da für die Ausmalung allein 50.000 Gulden gezahlt werden mußte. In einem Reisebericht aus jener Zeit wird sogar das Opernhaus des Hofes „die einzige Sehenswürdigkeit der kaiserlichen Burg" genannt. Kleinere Musikaufführungen fanden auch in den kaiserlichen Appartements statt, Theatersäle gab es in Laxenburg und im Augarten, wo die Darsteller oft auch aus den Kreisen des Hofes selbst genommen wurden. Später traten alle diese Orte zurück vor der Neuen Favorita, die unter Karl VI. der Schauplatz der großartigsten Opernvorstellungen war, zu welchen die Bühne durch Einbeziehung eines Gartenteiles mit dem Teich erweitert und zu den überraschendsten Effekten geschickt gemacht wurde.

Solche Dinge kosteten natürlich sehr viel Geld. Schon unter Kaiser Leopold I. bestand das Personal der Oper, das nur dem Vergnügen des Hofes diente, aus 7 Bassisten, 8 Tenoristen, 6 Altisten und 6 Sopranisten, die letzteren sangen meist die Frauenrollen und waren nach der kläglichen Unsitte der Zeit Kastraten, die aber in ihren Gageansprüchen wo möglich noch

unbescheidener waren, als die späteren Primadonnen. Der Aufwand für die kaiserliche Oper war unter Leopold I. mit 100.000 Gulden im Jahr präliminiert, ein Betrag, der aber in der Regel nicht hinreichte. Denn man darf nicht vergessen, daß damals Dichter, Komponisten und sehr häufig auch Theaterarchitekten und Maler in einem festen Verhältnis zum Hof standen und von diesem sehr bedeutende Beträge bezogen. Unter den Komponisten des Wiener Hofes erscheint von 1666 bis 1689 Antonio Cesti, dessen Oper „Dori" ihm den Ruhm des „größten Lichtes des theatralischen Stils" verschaffte; noch berühmter aber war die Oper „Pomo d'oro". die in der Wiener Hofoper mit beispielloser Pracht

Rafael Donner. (S. 150.)

in Szene gesetzt ward. Von Antonio Draghi rühmte man, daß er den tragischen wie komischen Stil beherrsche. Nach ihm wirkte Francesco Conti [illegible] 1701 bis 1732 in Wien, wo er auch starb. Er schrieb meist komische Opern [illegible] man rühmte ihm nach, daß er als Komponist sehr „empfindungsreich und [illegible]rig, wenn auch häufig bizarr sei". Mit ihm gleichzeitig war auch Antonio [illegible]ldara von 1715 bis zu seinem 1736 in Wien erfolgenden Tod als Komponist [illegible]tig, von dem es heißt, daß er von „großer virtù und capacitaet" sei. Für [illegible] Fruchtbarkeit zeigt es, daß er über 60 Opern und Serenaden schuf. Unter [illegible]ld I. finden wir auch einen deutschen Musiker als Kapellmeister, Johann [illegible]ch Schmelzer, der viele Balletteinlagen schrieb. Übrigens komponierte [illegible]aiser Leopold I. zu deutschen Texten die Melodien, worüber sein [illegible]h Rink mit dem charakteristischen Beisatz „absonderlich da diese Sprache

in Österreich in fremden Landen ist", seine Verwunderung ausdrückt. Übrigens trifft die Bezeichnung „deutsch" stets nur für den Text zu, in der Musik machte sich ausschließlich der italienische Geschmack und Stil geltend. Dies trifft auch für den bedeutendsten Musiker und Komponisten zu, der am Wiener Hofe wirkte, für Johann Jakob Fux, der 1660 zu Hirtenfeld in Steiermark geboren war, in Wien seine Ausbildung erhielt, 1696 Organist bei den Schotten und 1698 „Compositor" am Hofe mit 60 Gulden Monatsgehalt wurde. Nun erwarb er rasch Ansehen und Bedeutung, so daß er schon 1715 Kapellmeister mit 3100 Gulden Gehalt wurde. (Bild S. 177.) Er schrieb 6 Opern, von welchen „Costanza e fortezza" am berühmtesten wurde, außerdem noch 12 Serenaden und zahlreiche Orchesterstücke. Fux, der am 13. Februar 1741 starb, war ein besonderer Liebling Karl VI., dem er einst, als der Kaiser am Klavier sitzend, selbst die Aufführung einer Oper dirigierte, bewundernd sagte: „Es ist schade, daß Eure Majestät

Donners Brunnen am Neuen Markt. (S. 150.)

kein Virtuose geworden sind." Gutmütig lächelnd, erwiderte der Kaiser: „Hat nichts zu sagen, hab's so doch besser."

Im Jahre 1705 bestand die Hofkapelle schon aus 105 Musikern und der Aufwand stieg auf 130.000 Gulden. Im Anfang der Regierung Karl VI. wurde etwas Einhalt getan und Sparsamkeit geübt, aber schon 1724 gab es 134 Musiker bei der Hofkapelle, deren Unterhalt ohne die sehr kostspieligen Ausstattungen einzelner Opern jährlich 200.000 Gulden beanspruchte. Erhielt doch die berühmte Bordoni-Hasse, einer der ersten Stars jener Zeit, die von 1724 bis 1726 an der kaiserlichen Oper in Wien sang, als Jahresgage den Betrag von 12.500 Gulden, eine nach dem damaligen Geldwert geradezu enorme Summe. Nicht weniger als wegen ihrer prachtvollen Stimme war sie wegen ihrer Schönheit berühmt und sie wußte aus diesen Vorzügen wie die Divas unserer Zeit erklecklichen klingenden Vorteil zu ziehen. „Mittwoch sang sie in einer großen Gesellschaft bei Liechtenstein", heißt es in einem gleichzeitigen Bericht, „und erhielt eine Börse mit 100 ungarischen Dukaten. Nächstens singt

sie beim französischen Gesandten, wo sie wieder ein schönes Geld erhält. Sie verdient es wohl, wegen ihrer feinen und höflichen Manieren, mit denen sie sich nicht weniger als durch ihren Gesang die Achtung des ganzen Hofes erworben." Und nach ihrer Abreise klagt man: „Unglaublich ist die Sehnsucht, die sie beim ganzen Hofe, besonders aber bei den Allerhöchsten Herrschaften, die sie ganz außerordentlich auszeichneten, zurückläßt."

Im Gegensatz zu unserer Zeit, wo die Verfasser der Operntexte ganz vor den Komponisten in den Schatten treten, standen sie um 1700 und schon früher in hohem Ansehen und genossen ziemlich hohe fixe Bezüge. Unter den für die Wiener Hofoper tätigen Dichtern ist der 1668 in Venedig geborene Apostolo Zeno sehr bekannt geworden. Er kam erst 1718 nach Wien, war ein besonderer Liebling Karl VI., der ihn nur ungern wieder scheiden ließ und bezog einen Jahresgehalt von 4000 Gulden, wozu aber noch durch kaiserliche Geschenke so reiche Nebenbezüge kamen, daß er selbst zugibt, sich während seines dreizehnjährigen Aufenthaltes in Wien 160.000 Gulden erworben zu haben. Man rühmt seinen Operntexten Lebendigkeit der Handlung und treffende Charakteristik nach und nannte ihn den „Reformator" der Oper. Er starb 1750 in Venedig. Als sein Nachfolger trat der berühmte Abbé Pietro Metastasio auf, der sehr fruchtbar war, die Sprache gewandt und elegant handhabte, aber seinem Vorgänger weder an Phantasie noch Kraft gleich kam. Metastasio lebte von 1730 bis zu seinem 1782 erfolgenden Tode in Wien. Sein Grab befindet sich in der Michaelerkirche, ein schönes Marmordenkmal von Luxardi wurde ihm aber auch in der italienischen Nationalkirche bei den Minoriten errichtet.

Unter den bildenden Künstlern, die für die Oper am kaiserlichen Hof tätig waren, sind Johann Burnaccini und dessen Sohn Ludwig zu nennen. Sie waren schon unter Leopold I. tätig und namentlich der letztere, ein sehr vielseitiger Künstler, der alle Zweige des Theaterausstattungswesens beherrschte, wirkte als Architekt, Maler, Maschinist und Kostümzeichner. Von ihm stammten auch viele Entwürfe zu Triumphpforten und Dekorationen bei festlichen Anlässen. Durch lange Jahre wirkten die verschiedenen Mitglieder der schon erwähnten Künstlerfamilie Galli-Bibiena in Wien. Sie bildeten eine Künstlerdynastie und waren auch als Architekten tätig, in erster Linie beherrschten sie aber das Ausstattungswesen am Theater. Francesco Galli war schon unter Kaiser Leopold I. in Wien, wohin ihm auch später sein Bruder Ferdinand folgte, der weit bedeutender als Künstler war und zuerst beim Bau der Josefinischen Oper Verwendung fand. Er war ein Meister dekorativer Wirkung und erreichte durch seine von blühender Phantasie zeigenden Theaterprospekte wahrhaft verblüffende Effekte. An seine Stelle traten 1726 seine beiden Söhne Josef und Antonio, welche nicht das ganze künstlerische Genie des Vaters besaßen, im Ausstattungswesen aber sehr Tüchtiges leisteten und die berühmten Prunkvorstellungen unter Karl VI. in Szene setzten.

Wenn wir zu den einzelnen festlichen Anlässen übergehen, bei welchen damals ein Aufwand entfaltet wurde, vor dem die größte höfische Pracht unserer Tage erblaßt, so ist zuerst die Vermählung des römischen Königs Josef im Jahre 1699 zu erwähnen. Am 28. Februar wurde auf dem Burgplatze eine sogenannte „Serenade" abgehalten, worunter man eine als Begleitung allegorischer Aufzüge dienende Musikaufführung verstand. Es erschienen dabei drei große und fünf kleinere Triumphwagen, die mit außerordentlicher Pracht ausgestattet und dicht mit mythologischen Personen besetzt waren. Nach einer Rundfahrt um den Platz, der von Fackeln taghell erleuchtet war, nahmen die Wagen in der Mitte Aufstellung und es begann ein drei Stunden währendes Konzert, das den Titel „Le triomphante hymenee" hatte, wohl der erste Fall, daß die bisher bei

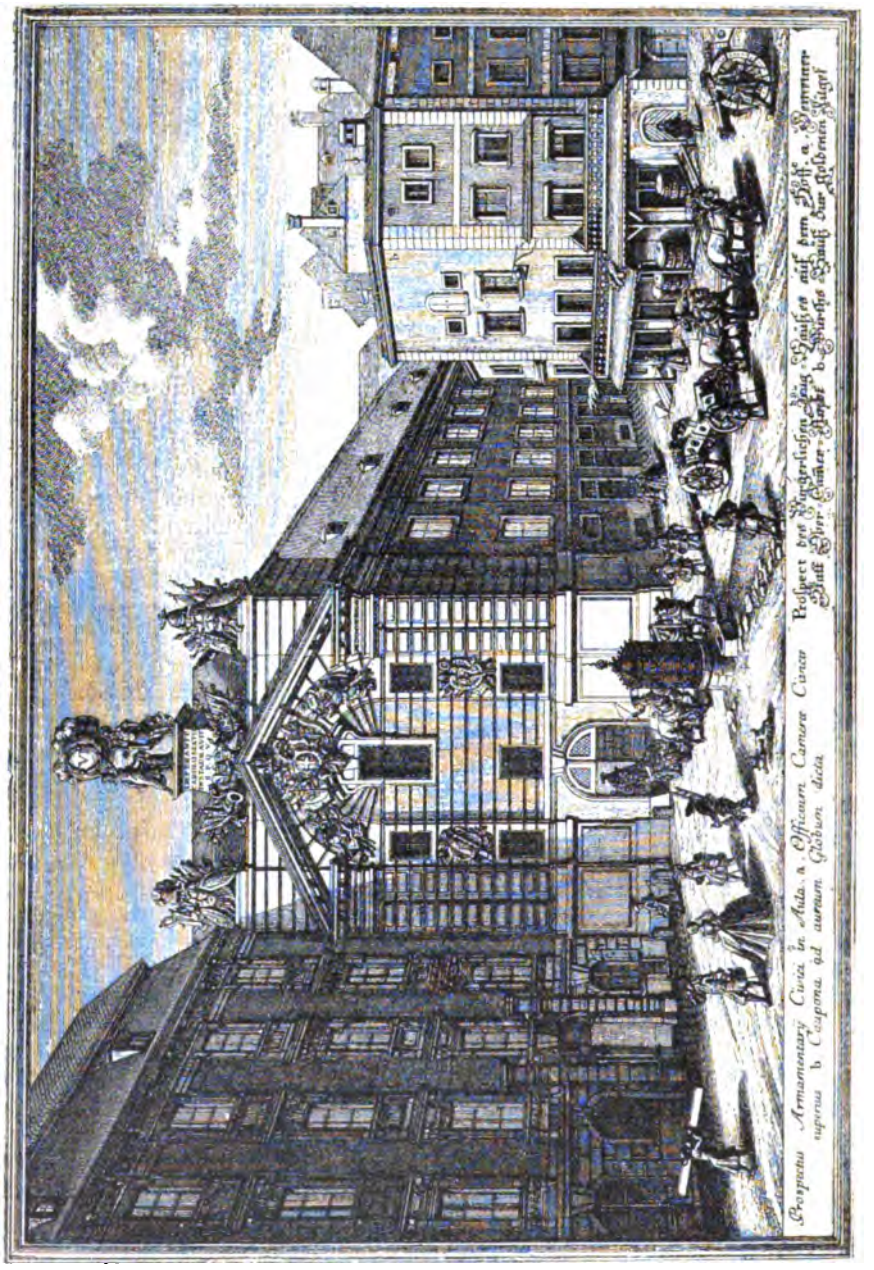
solchen Anlässen allein herrschende italienische Sprache dem Französischen weichen mußte. Der Hof und die geladenen Gäste sahen dem glänzenden Schauspiel von den Fenstern der umliegenden Burgtrakte zu, der eigentliche Festplatz war mit von Hartschieren bewachten Schranken umgeben, hinter welchen sich Kopf an Kopf die Volksmenge drängte, auch eine auffällige Neuerung, da früher von solchen höfischen Festen das große Publikum vollkommen ausgeschlossen blieb. Am nächsten Tag brannte man gleichfalls am Burgplatz ein grandioses Feuerwerk ab, ein großes Bankett mit darauf folgenden Kostümball schloß die Reihe der Festlichkeiten ab.

Unter Josef I., der sehr prachtliebend war, nahm das Leben am Wiener Hofe noch einen großartigeren Zuschnitt an, was auch der Geschmacksrichtung der geistvollen und lebenslustigen Kaiserin Wilhelmine Amalie entsprach. Eine Lieblingsbelustigung jener Zeiten waren sogenannte „Turniere", in welchen die Herren des Hofes und meistens auch der Kaiser selbst, in verschiedenen ritterlichen Fertigkeiten um ausgesetzte Preise kämpften. Ein besonders glänzendes Turnier fand am 7. Juli 1706 in Schönbrunn statt, wozu die befohlenen Kavaliere sich in zwei Gruppen teilten, die vom Kaiser selbst und seinem Schwager, dem Prinzen Maximilian von Braunschweig, angeführt wurden. Schon der Aufzug dieser Gruppen auf den Festplatz muß ein farbenreiches, fesselndes Bild geboten haben. Daß sich die Festlichkeiten am Hofe oft in einer Weise drängten, welche die Genußfähigkeit auf eine harte Probe stellte, beweist das in einer gleichzeitigen Relation erhaltene Wochenrepertoire für den Fasching des Jahres 1711, den letzten, welchen Josef I. erlebte. Es gab da: „Sonntags ein Tantz in eigenen Kleidern, Montags Redoute auf der Kaiserin Seite, Dinstag die Pastorella (wohl eine Schäferkomödie), Mittwoch eine italienische comoedia von denen Musicis, Donnerstag Tantz in masquera"; erst der Freitag bot endlich einen Tag zum Ruhen und Aufatmen.

Mit Karl VI. kam ein neues Element in das Leben des Wiener Hofes. Sowohl in seinem Gefolge, wie später nach dem Friedensschluß kamen viele spanische Adelige nach Wien, die für ihre wirklichen oder angeblichen Verdienste um die Sache ihres früheren Königs einträgliche Stellen am Hofe oder in einer anderen Verwendung heischten und meist auch erhielten. Dadurch und weil das formenreiche steife spanische Zeremoniell dem bedächtigen ernsten Wesen des Kaisers zusagte, gewann dieses die Oberhand am Wiener Hofe und so schwer es der klugen und zu freierer Auffassung neigenden Kaiserin Elisabeth Christine fallen mochte, auch sie mußte sich fügen. Eine strenge Einteilung der Lebensweise, ein bis in die gewöhnlichsten täglichen Anlässe eingreifendes Zeremoniell, bestimmte Vorschriften für die besonderen Festtage regelten nun das Leben am Hofe, der bald darin dem durch seine unerbittlich starre Etikette berüchtigten spanischen in Madrid nicht nachstand. Dieses Wesen widerstrebte der auch in den höchsten Adelskreisen nicht einflußlos gebliebenen bequemen Auffassung des Wienertums. Nicht allein im Volke sah man diese Bevorzugung des Spanischen mit Unwillen, auch in den höheren Kreisen fehlte es nicht an Reibungen. Sah man doch mit Unwillen, daß diese fremden Günstlinge des Kaisers sogar nach politischem Einfluß strebten und ihn auch errangen, als die Beziehungen Karl VI. zu der Gattin seines besonderen Günstlings, des Grafen Althan, zu der schönen und geistreichen Gräfin Maria Pignatelli, die im Volksmund die „spanische Althan" hieß, immer inniger wurden.

Sogar auf alle Äußerlichkeiten des Hofdienstes erstreckte sich die spanische Sitte. Küchelbecker, der um 1730 in Wien war, schreibt in seinen „Allerneuesten Nachrichten" darüber: „Im Winter und zu anderen Zeiten, wenn sich der kayf. Hof in der kayf. Burg zu Wien aufzuhalten pfleget, so ist das Cere-

moniell nach spanischem Fuß eingerichtet: der sämmtliche Hofstatt, so zu solcher Zeit die Aufwartung hat, erscheinet in Spanischer Kleidung und zwar sogar



Das bürgerliche Zeughaus am Hof. (S. 157.)

auch diejenigen, so Livrey tragen, als Edel-Knaben, Trabanten, Laquayen ꝛc., die Kayserlichen Ministres und andere Vornehme des Hofes tragen Spanische ntel-Kleyder mit gelben seydenen Borten besetzt und sind auch die schwartzen

kurtzen Mäntel, welche zu denen kurtzen Spanischen Wämschen angeleget werden, auf gleiche Art bebrämet. Die Kayserliche Hartschierer aber haben zur Montur rothe Röcke mit schwartzen Sammetenen Aufschlägen und über dieselben tragen sie schwartze mit gelben Borten besetzte Super-Röcke mit Flügeln aber ohne Ärmeln und die Trabanten erscheinen in ihren gewöhnlichen Mänteln." Bezüglich der am Hofe verkehrenden Cavaliere setzt Küchelbecker bei: „Diejenigen, welche, was Güter und Reichtum anlanget, nicht glücklich situiret sind, haben nicht nöthig, über ihre Besoldungen depensen und folglich Schulden zu machen, indem Kayserl. Majestät solches durchaus nicht verlangen, sondern allergnädigst declariret haben, Daß Ihnen derjenige Cavalier oder Dame weit angenehmer sey, so ordentlich haushalten, ob solche gleich in einem schlechten Kleid bei Hofe erscheinen, als wenn andere in kostbaren und chamarirten Kleidern, so nicht bezahlet sind, dahin kämen." Diese Ansichten des Kaisers waren desto löblicher, da tatsächlich die spanische Hoftracht, welche gestickte und besetzte oder ganz mit Gold durchwebte Stoffe erforderte, sehr teuer kam. Ob aber die gutgemeinte Mahnung des Kaisers viel fruchtete, ist wohl zu bezweifeln, denn nirgends war es richtiger, daß Kleider Leute machen, als an den Höfen des achtzehnten Jahrhunderts und es liegen genug Eingaben hoher österreichischer Würdenträger vor, worin sie betonen, daß sie wegen der Anforderungen des Hofdienstes nicht mit ihren Bezügen auekommen können.

Über das Leben und Treiben der höheren Kreise von Wien unter Karl VI. finden sich sehr interessante Details in den Briefen der Lady Worthley Montague, die in Begleitung ihres Gatten, eines englischen Diplomaten, im Jahre 1716 auf der Reise nach der Türkei auch Deutschland und Österreich besuchte und sich längere Zeit in Wien aufhielt. Wir heben die bemerkenswertesten Stellen dieser mit Geist und Freimut geschriebenen Briefe heraus, die an vertraute Freundinnen in der englischen Heimat gerichtet waren. Über den allgemeinen Eindruck, welchen die Stadt auf sie machte, sagt Lady Montague: „Wien, der gewöhnliche Sitz des Kaisers, entsprach meinen Erwartungen nicht ganz; ich fand es viel kleiner, als ich es mir vorgestellt hatte, die Straßen sind dicht aneinander und größtenteils so enge gebaut, daß die schönen Vorderteile der Häuser nicht gut in das Auge fallen können, obwohl viele wegen ihrer Pracht wohl Aufmerksamkeit verdienen würden. Sie sind durchaus von weißen Steinen gebaut*) und ungemein hoch. Indem die Stadt zu klein für die Menschenmenge ist, welche darin wohnt, so wollten die Architekten und Bauherren diesem Mangel dadurch abhelfen, daß sie gleichsam eine Stadt über die andere bauten und so haben die hiesigen Häuser meistens vier, viele fünf, einige gar sechs Stockwerke. Sie können sich vorstellen, daß wegen der engen Gassen und hohen Häuser die Gemächer in den unteren Stockwerken ziemlich dunkel sind. Besonders lästig ist es aber meinem Ermessen nach, daß es in Wien kaum ein Haus gibt, in dem nicht fünf, sechs und auch noch mehr Familien wohnten. Ich kenne keine noch so hoch gestellte Familie in Wien, die mehr als zwei Stockwerke eines Hauses benützte, den einen zu ihrem eigenen Gebrauch, den anderen höher liegenden für die Dienerschaft. Die Eigenthümer des Hauses vermiethen dann die übrigen Geschoße an jemand anderen, ohne Rücksicht auf dessen Stand und Charakter, wodurch die Stiegen, die jedoch alle von Stein sind, so schmutzig und kotig werden, daß man nur mit großer Vorsicht darauf gehen kann.

Es ist aber wahr, wenn man sie einmal passirt hat, so kann man nichts Prachtvolleres sehen, als die Innenräume einer solchen Wohnung. Sie besteht

*) Die englische Dame, an die meist unangeworfenen, die bloßen Ziegel zeigenden Häuser gewöhnt, verwechselt hier den weißen Kalkanwurf der Wiener Bauten mit Stein.

gewöhnlich aus einer Reihe von acht oder zehn großen Zimmern, alle mit Getäfel und eingelegter Arbeit ausgestattet, Thüren und Fenster reich an Bildhauerarbeit und vergoldet, schon bei höheren Beamten eine Ausstattung und ein Meublement, die man anderswo kaum in den Palästen regierender Fürsten findet. Die Zimmer sind oft mit den schönsten Niederländer-Tapeten behangen, mit ungeheuer großen Spiegeln in silbernen oder mit Silber verzierten brillantirten Glasrahmen, japanischen Tischen, schweren reichen Stühlen, Betten 2c. und mit Fenstervorhängen geziert, die von dem schwersten Damast und beinahe ganz mit goldenen Borten bedeckt oder gestickt sind. Endlich sieht man darin auch herrliche Gemälde, Vasen von japanischem Porzellan, kunstreiche Uhren und große Kronleuchter von Bergkrystall.

Ich habe auch die Ehre gehabt, von verschiedenen Cavalieren und hohen Staatsbeamten zur Tafel geladen zu werden und ich muß ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß der gute Geschmack und die Pracht ihrer Tafel vollkommen mit den schönen Gemächern übereinstimmt. Mehr als einmal wurde ich mit wenigstens fünfzig Gerichten bewirthet, die alle in Silber servirt und wol zubereitet waren, diesen folgte ein Nachtisch in dem schönsten chinesischen Porzellan. Die Verschiedenheit und Kostbarkeit der gereichten Weine erregte mein besonderes Erstaunen. Es ist Sitte, ein Verzeichniß derselben zugleich mit der Serviette auf den Teller der Gäste zu legen, und ich habe oft achtzehn verschiedene Sorten gezählt, ungarische, italienische, französische, deutsche und selbst spanische Weine, die alle in ihrer Art vorzüglich waren.

Gestern war ich in dem Garten des Vicekanzlers Grafen Schönborn (VIII. Laudongasse), wohin ich zu Mittag gebeten war und ich muß gestehen, ich habe nie etwas so vollkommen Angenehmes und Reizendes gesehen, als die Wiener Vorstädte. Sie sind sehr groß und durchaus mit schönen Palästen angefüllt, unter welchen die kleineren ärmlichen Gebäude sich ganz der Beachtung entziehen. Fände es der Kaiser für dienlich, die Stadtthore wegzuschaffen und die Stadt mit den Vorstädten zu verbinden, so würde er eine der schönsten und größten Städte in Europa haben, da die rings zwischen der Stadt und den Vorstädten laufende Esplanade allein über 600 Schritte breit und ganz unbebaut ist."

(Das hier den Wiener Vorstädten erteilte Lob ist für jene Zeit ganz zutreffend, wo in den meisten Vorstädten prunkvolle Adelssitze mit ausgedehnten Gärten bestanden, z. B. eben in der Josefstadt die Sommerpalais Schönborn, Graf Blümegen, die berühmte Reitschule des Grafen Paar und an Stelle der heutigen Reiterkaserne ein dem Oberstjägermeisteramt unterstehendes, als „kaiserliche Hof-Venerie" (Jägerei) dienendes Schlößchen, dann ein großer dem Minoritenkloster gehöriger Garten und ein Sommerschlößchen des Grafen Haugwitz. Interessant ist es aber jedenfalls, daß die Idee einer Stadterweiterung schon vor nahezu 200 Jahren in dem Köpfchen dieser Engländerin spukte.)

„Graf Schönborns Palais ist äußerst prächtig, die Möblirung von dem reichsten Brocat mit so vielem Geschmack angebracht, daß man sich nichts Gefälligeres und Glänzenderes denken kann. Die Galerie ist voll Seltenheiten und Kunstwerken von Korallen und Perlmutter und in allen Theilen des Hauses sind Vergoldungen, Bildhauerarbeiten, Gemälde, Porzellan, alabasterne und beinerne Figuren, dann, was man in Wien vorzüglich liebt, große Orangen- Citronenbäume in vergoldeten Töpfen angebracht."

In wahren Enthusiasmus gerät Lady Montague über die Vorstellungen Oper am Hofe, die allerdings in jeder Beziehung der Ausstattung und tung nach, dem riesenhaften Aufwand entsprach. Sie berichtet über eine

Vorstellung in der Favorita, welcher sie beiwohnte und welche höchst wahrscheinlich jene berühmte gewesen sein dürfte, welche am 14. September 1716 zur nachträglichen Feier der Geburt des Kronprinzen Leopold veranstaltet wurde. Man gab eine der besten Opern von Fux: „Angelica vincitrice d'Alcina", deren Text von Pariati gedichtet war. Lady Montague sagt darüber: „Vergangenen Sonntag war ich in der Oper, die im Garten der kaiserlichen Favorita aufgeführt wurde. Nichts von dieser Art ist jemals prächtiger in Scene gesetzt worden; ich will es gerne glauben, daß die Kostüme und Decorationen dem Kaiser 30.000 Pfund Sterling gekostet haben. Die Geschichte dieser Oper behandelte die Bezauberung Alcinens, welche viel Gelegenheit zur Verwendung von mancherlei Maschinen und Verwandlungen der Scene gibt, die mit großer Schnelligkeit vor sich gehen. Die Bühne ist über einen großen und breiten Kanal gebaut. Beim Anfang des zweiten Actes theilte sie sich nach beiden Seiten und ließ die Wasserfläche frei, auf welcher sogleich zwei gegnerische Flotten von äußerst niedlich gearbeiteten vergoldeten Schiffen erschienen, die ein förmliches Seetreffen abhielten. Die Bühne ist so groß und reicht so weit in den Garten zurück, daß es dem Auge schwer fällt, das Ende davon zu erfassen; die Kleider sind von der größten und erlesensten Pracht und können wol hundertmal gewechselt werden. Kein Haus wäre groß genug, die vielen Decorationen zu fassen, allein die Zuschauer sitzen unter freiem Himmel und sind dadurch den größten Unbequemlichkeiten ausgesetzt, da nur ein einziger Baldachin für die kaiserliche Familie vorhanden ist. Als am ersten Abend plötzlich ein Platzregen einfiel, mußte die Oper unterbrochen werden und die Zuschauer liefen in solcher Verwirrung davon, daß ich fast zu Tode gedrückt wurde."

Von der Möglichkeit, diesen Teich für die Ausstattung der Opernvorstellungen in der Favorita zu verwenden, wurde noch wiederholt Gebrauch gemacht. Nach einer jedoch nicht ganz zweifellos verbürgten Version soll jedoch einst während einer dargestellten grimmigen Seeschlacht ein Schiffchen gekentert und eine Sängerin ertrunken sein, welcher gar zu naturalistische Effekt dazu führte, daß man künftig solche Schaustellungen unterließ (Bild S. 180).

Im intimeren Kreise fanden auch nicht selten Dilettantenvorstellungen am Hofe statt, an welchen sich auch Mitglieder der kaiserlichen Familie beteiligten. Aus dem Jahre 1724 wird berichtet, daß am 16. Mai „bey Hof auf einem eigens darzu verfertigten Theatro im Beyseyn deren allerhöchsten kaiserlichen Monarchen, dann deren durchlauchtigsten Leopoldinischen Erzherzogin, des Erbprintzen aus Lothringen Durchlaucht, wie auch des hiesig und fremden höchsten Adels eine noch niemals dahier und fast durch gantz Europa gesehene Lob- und sehenswürdigste Opera, wobei auch die durchl. Caroliniſchen Ertzherzoginnen und Infantinnen als Maria Theresia und Maria Anna die Täntze aufgeführt und die Actores, Täntzer und Täntzerinnen und der volle Chorus musicus aus lauter adeligsten Personen bestanden, mit größter Magnificenz und Ruhm zum ersten Mal vorgestellet" wurde. Man gab die Oper „Erystheno", deren Text von Apostolo Zeno von Caldara in Musik gesetzt war.

An solche „Cavaliers-Opern" schlossen sich meist im intimsten Kreise noch andere Festlichkeiten, ein Bankett oder ein Ball. Besonders beliebt war der Scherz, daß man solchem geselligen Beisammensein irgend eine Mummerei unterlegte, z. B. einen Jahrmarkt oder eine Bauernhochzeit, wobei dann durch ausgeloste Zettel jedem Teilnehmer die Rolle zugewiesen wurde, die er dabei zu übernehmen hatte. Es erinnert das an die sogenannten „Wirtschaften", die schon am Hofe Leopold I. üblich waren und wie sie während der Anwesenheit Czar Peter I. in Wien in der Favorita abgehalten wurde (II. S. 102). Auch diese

Vergnügung kam noch unter Karl VI. vor; am 19. Februar 1724 fungierten bei einem solchen Anlaß der Kaiser und seine Gemahlin als Wirt und Wirtin „zum schwarzen Adler", bei einer im Jahre 1730 abgehaltenen „Wirtschaft" fiel der Erzherzogin Maria Theresia die Rolle einer niederösterreichischen Bäuerin, ihrer Schwester jene eines Soldatenweibes zu. Übrigens füllten die beiden Erzherzoginnen auch bei den Dilettantenvorstellungen, wenn Opern gegeben wurden, vollkommen ihren Platz aus; sie waren beide vorzüglich musikalisch geschult und namentlich Maria Theresia, eine Schülerin des sehr tüchtigen Hofmusikmeisters Georg Wagenseil, wird als Sängerin von großer Bravour geschildert. Als sie 1739 in Florenz mit dem berühmten Sopranisten Justin Ferdinand Tenducci ein Duett sang, soll ihr seelenvoller Vortrag die Zuhörer zu Tränen gerührt haben.

Über eine eigenartige Belustigung des Hofes erstattet Lady Montague Bericht, indem sie uns von der Aufwartung bei der in Schönbrunn residierenden Witwe Josef I., der Kaiserin Wilhelmine Amalia, erzählt: „Dort hatte ich das Vergnügen, einer Belustigung beizuwohnen, die für mich ganz neu war,

Die erste Akademie der bildenden Künste. (S. 162.)

die aber oft der Zeitvertreib hier am Hofe ist. Die Kaiserin saß auf einem im Garten errichteten Throne, ihr zur Seite standen zwei Reihen junger Fräulein vom Stande, die Erzherzoginnen an ihrer Spitze, Alle in ihren eigenen Haaren aufgesetzt, sonst aber in vollem Schmucke. Sie hielten leichte Flinten in der Hand und in gehöriger Entfernung waren drei ovale Gemälde als Ziel aufgestellt. Das erste stellte den Liebesgott vor, der ein Glas mit Burgunder füllte, mit dem Motto: „Hier ist's leicht, tapfer zu sein." Das zweite war Fortuna, die einen Blumenkranz in der Hand hielt, mit dem Motto: „Dem vom Glücke Begünstigten." Das dritte zeigte ein Schwert mit einem Lorbeerkranz auf der Spitze und der Inschrift: „Hier ist es keine Schande, überwunden zu werden." Neben der Kaiserin stand eine Art von Trophäe, die aus kleinen, mit Blumen umwundenen Schäferstäben bestand, an welchen die Preise, die aus türkischen Tüchern, Kopfputz, Bändern, Spitzen ꝛc. bestanden, hingen. Den ersten Preis, den die Erzherzogin Maria Amalia erhielt, theilte die Kaiserin mit eigener Hand aus, es war ein schöner Rubinring, mit Diamanten besetzt, in einem goldenen Etui. Der zweite war ein kleiner mit Diamanten besetzter Cupido, der dritte ein Thee-Aufsatz von dem feinsten Porzellan mit vergoldeten Rändern. Alle Leute vom Stande aus Wien konnten zusehen, es war jedoch nur den jungen Damen erlaubt, zu schießen. Ich machte auch einen, jedoch

ziemlich linkischen Versuch und sie lachten Alle herzlich über meine Furchtsamkeit, mit einem Feuergewehr umzugehen."

Über eine andere schon unter Karl VI. sehr beliebte Festlichkeit, die auch noch am Hofe Maria Theresias und später vorkam, berichtet uns Küchelbecker in seinen sehr schätzbaren Aufzeichnungen. „Zur Winterszeit sieht man allhier öfters ein Divertissement, dergleichen man anderen Orten selten mit solcher Magnificenz zu sehen bekommt. Solches bestehet in einer prächtigen Schlittenfahrt, welche auf Allerhöchsten Kayserlichen Befehl von denen Vornehmsten des Hofes gehalten wird. Bey solchen erscheinet nun jedweder in der prächtigsten und kostbarsten Equipage, die Schlitten sind sozusagen mit Gold überzogen, die Pferde ungemein schön und mit den zierlichsten Geschirren oder harnois, so von Silber und Gold starren, beleget; der Cavallier und die Dame, so er führet, nach der Saison überaus propre gekleidet und Alles auf das Artigste eingerichtet und angestellet. Ob nun gleich Seine Majestät selbsten nicht mitfahren, so ergötzen sich Dieselben dennoch an dergleichen prächtigen Aufzug und artigen Spectacle. Dahero gehet die Tour derer Fahrenden ordentlich durch die kayserliche Burg und sausen bei derselben vorbei, binnen welcher Zeit die Allerhöchste Kayserliche Herrschaft sich an denen Fenstern befindet. Ich habe dergleichen prächtige Schlittenfahrt ehemals daselbsten gesehen, so aus 29 Schlitten bestunde, worunter die geringste Equipage zum wenigsten etliche tausend Gulden gekostet. Es ist nur zu bedauern, daß das hiesige Clima diese Lust nicht alle Winter verstattet, indem der Schnee in hiesiger Stadt sehr leicht schmelzet oder von denen vielen Kutschen und Wagen sehr bald zerfahren wird. Derohalben werden auch, wenn eine Schlittenfahrt soll gehalten werden, die vornehmsten Straßen mit Ketten geschlossen, um den Schnee zu menagiren. Ja man lasset zuweilen noch Schnee in die Straßen, wo keiner mehr ist, fahren, wie vor einigen Jahren geschehen (!)."

Kapellmeister Johann Jakob Fux. (S. 169.)

Endlich wäre noch zu erwähnen, daß kaum eine größere Festlichkeit im Freien vorüber ging, ohne daß nicht auch ein mehr oder weniger prächtiges Feuerwerk sich daran gereiht hätte. Noch war aber die Inszenierung solcher Schaustücke meist mit der artilleristischen Tätigkeit verbunden, wie es auch in den gleich zu erwähnenden Fällen geschah. Im Sommer 1732 brauchte Kaiser Karl VI., der von sehr ansehnlicher Leibesfülle war, eine Karlsbader Kur und da über deren Erfolg viel Erfreuliches verlautete, beschloß der Stadtrat von Wien, die in den

Beginn des Oktober fallende Rückkehr des Monarchen besonders festlich zu begehen, wozu man auch ein „Ernst- und Lust-Feuerwerk" in Aussicht nahm. Dessen Herstellung übertrug man dem kaiserlichen Stückhauptmann Anton Ospel, der zugleich das Amt eines städtischen Zeugwarts verwaltete und sehr erfahren in allen Arten der Feuerwerkskunst war.

Nachdem nun in feierlicher Auffahrt der städtischen Würdenträger die geziemende Einladung an die kaiserlichen Majestäten vorgebracht worden, fanden sich diese an dem zu der Produktion bestimmten Tage, dem 17. November 1732, mit der kaiserlichen Familie und dem ganzen Hofstaat in der Klosterneuburger Au im Prater ein, welche jenen Teil umfaßte, wo noch heute das Lusthaus steht, das schon damals, wenn auch in anderer Gestalt, als Zusammenkunftsort bei Hofjagden diente. Zu beiden Seiten desselben waren große Tribünen mit Logen und anderen Sitzen für die geladenen Gäste „vom Stande" errichtet, auf Fürbitte der Gemeinde war aber der Prater an diesem Abend auch für das „Ordinari-Publikum" geöffnet worden, das sich in Scharen herbeidrängte, um von den Alleen und günstigen Punkten außerhalb des abgeschlossenen Platzes auch etwas von dem prächtigen Anblick erhaschen zu können. Kurz nachdem die hohen Herrschaften erschienen waren, die man mit gewaltigem Geknalle, Trompeten- und Paukenschall empfing, begann um 5 Uhr die Produktion. Den Anfang machte ein „ernsthaftes Schießen", indem aus zwölf Regimentsstücken auf einen eigens errichteten Wartturm, dessen Mittelfenster als Zentrum galt, ein gewaltiges Bombardement eröffnet wurde, das den Turm rasch über den Haufen warf. Mehr Widerstand leistete das nun an die Reihe kommende große „türkische Raubschloß", zu dem der kaiserliche „Theater-Maschinist" Galli-Bibiena den Aufriß gemacht hatte. Diesem Kunstwerk setzte man aus sechzigpfündigen Mörsern mit Bomben, Brand- und Sprengkugeln und Feuerballen zu, und obwohl es beim dritten Schuß in Feuer loderte, mußte doch eine förmliche Berennung in Szene gesetzt und erst durch Sprengung einiger vorbereiteter Minen konnte ihm der Garaus gemacht werden. Das dabei verursachte Spektakel muß ganz entsetzlich gewesen sein. Mit merklicher Bewunderung erzählt der Bericht, dem wir diese Schilderung entnehmen, daß vom Knallen und Krachen der Boden weit herum zu beben schien, und als schließlich aus einem Mörser 60 Granaten zugleich geschleudert wurden, war der Effekt so stark, daß im Lusthaus die Fensterscheiben zersprangen und einige Personen zu Boden geschleudert wurden.

Das war allerdings des „Ernstes" genug und hohe Zeit, daß man mit dem „Lustfeuerwerk" begann, das aus den üblichen Girandolen und Fronten bestand, durch zwei Stunden dauerte und mit einem neuerlichen furchtbaren Geknalle schloß.

Der Kaiser und der ganze Hof hatten an der Produktion großes Gefallen gefunden, so daß zum Schluß der ganze Magistrat, aber auch Herr Ospel zum Handkuß bei den Majestäten zugelassen wurde, der letztere aber auch eine namhafte Gratifikation erhielt. Zur Heimfahrt war noch eine besondere Über-
[illegible]ung vorbereitet, da nicht nur der Festplatz, sondern auch der ganze Weg
[illegible] die Venedigerau und die Jägerzeile bis zur Schlagbrücke durch Guirlanden
[illegible] feurigen Lampen und beleuchteten Pyramiden erhellt war.

Die ganze Produktion hatte so viel Beifall gefunden, daß sich der Magistrat
[illegible]nächsten Jahre zu einer Wiederholung veranlaßt sah, die noch großartiger
[illegible]sfiel. Der kunstreiche Herr Ospel sorgte dafür, daß noch mehr geschossen
[illegible]nallt wurde, die blendenden Lichteffekte noch überraschender, die lauten
[illegible]ufe noch begeisterter und — hoffentlich auch die Gratifikation noch
[illegible]ar. Von dieser Zeit an bildeten sich die Feuerwerke zu dem unent-
[illegible] Requisit jeder öffentlichen Festlichkeit aus und bald bemächtigte sich

auch der Geschäftssinn derselben. Schon unter Maria Theresia erhielt ein italienischer Pyrotechniker mit dem bezeichnenden Namen Anton Girandolini ein Privilegium für solche Schaustellungen, doch fand er bald einen ebenbürtigen Rivalen in Kaspar Stuwer, dem Ahnherrn einer Feuerwerkerdynastie, die es in Wien zu nicht geringer Volkstümlichkeit brachte. Leider wurzelte diese nicht allein in dem von ihm und seinen Namensnachfolgern geschaffenen, oft wirklich überraschenden Feuerzauber, sondern fast noch mehr in dem diese Produktionen meist verfolgenden Wetterunstern. Die Plakate eines Stuwerschen Feuerwerkes an den Straßenecken fanden als Wetterprognose viel mehr Glauben, als heute jene der meteorologischen Zentralanstalt. Es galt als unumstößlicher Erfahrungssatz, daß es an solchen Tagen regnete und vorsichtige Leute kehrten, sobald ihr Blick auf eine solche Anzeige fiel, sofort nach Hause zurück, um den Regenschirm zu holen, wenn auch die helle Morgensonne vom wolkenlosen Himmel herunterlachte.

In den letzten zehn Jahren der Regierung Kaiser Karl VI. wurde das Leben am Hofe stiller und einförmiger, die prunkvollen und kostspieligen Feste hörten fast ganz auf, dagegen gingen die intimeren Vergnügungen am Hofe fort und Frau Musika huldigte man mit unvermindertem Eifer. Auch der Jagd oblag der Kaiser noch mit Vorliebe, ja von Laxenburg aus betrieb man sogar noch die sonst ganz aus der Übung gekommene Reiherbeize, zu deren Pflege noch lange das Amt eines Oberst-Erbland-Falkenmeisters verliehen wurde. Übrigens soll es nicht allein Passion gewesen sein, die Karl VI. zum eifrigen Jäger machte, sondern auch der Wunsch der Ärzte, die darin ein Mittel sahen, seiner zunehmenden Beleibtheit entgegen zu wirken. Namentlich nach 1735 hört man wenig mehr von Belustigungen am Hofe; der Ernst der Zeit, die drohenden Wolken am politischen Horizont, die beiden letzten unglücklichen Kriege hatten darauf wohl mehr Einfluß, als das Erschöpfen der Genußfähigkeit.

Als Beitrag für die Kostümkunde und die Etikette am kaiserlichen Hofe sind noch die folgenden Bemerkungen der Lady Montague von Interesse. „Den 18. September wurde ich zuerst bei Hofe vorgestellt. Am Tage dieser Ceremonie preßte man mich in eine reiche Robe, zierte mich mit einem gestickten Halstuche und ich legte allen meinen Schmuck an. Solch ein Staatskleid ist wol sehr unbequem, zeigt aber Hals und Leib mit großem Vortheile. Am sonderbarsten ist die Art des Kopfputzes bei festlichen Gelegenheiten, dem ich mich auch, trotz meines Widerwillens, unterwerfen mußte. Man thürmt nämlich ein hohes Gebäude von Gaze auf den Kopf, ungefähr eine Brabanter-Elle hoch, von drei bis vier Abtheilungen, mit unzähligen schweren Bändern befestigt. Das Fundament dieses Gerüstes ist ein runder gepolsterter Ring, auf jene Art, wie sie von unseren Milchmädchen gebraucht wird, um ihre Milcheimer darauf zu stellen. Diese Maschine, welche Bourler genannt wird, überdeckt man dann mit den eigenen Haaren, unter welche jedoch viele falsche gemengt werden, weil man es für eine besondere Schönheit hält, den Kopfputz so groß und dick zu machen, als es nur immer möglich ist. Wenn das Gebäude vollendet ist, wird eine ungeheuere Menge Puder darauf gestreut, um die Vermischung der Haare zu verbergen und das Ganze mit drei oder vier Reihen großer Nadeln besetzt, die einige Zolle aus den Haaren hervorstehen und mit Perlen, Diamanten und gefärbten Edelsteinen geschmückt sind, so daß eben so viele Kunst als Übung dazu gehört, eine solche Last aufrecht zu tragen. Selbst die liebenswürdige Kaiserin ist gezwungen, sich dieser Mode zu unterwerfen."

Bei einer anderen Gelegenheit sagt Lady Montague: „Was die hiesige Mode betrifft, so stimmt dieselbe mit der französischen oder englischen in keinem Stücke überein, als daß die Frauen auch hier Röcke tragen, sonst haben sie

diese letzteren freilich auch zur Familie, häufig aßen sie noch am selben Tisch, nahmen an den Freuden und Leiden der Dienstgeber und Meister lebhaften Anteil. Früh wurde aufgestanden, bei guter Zeit das Lager aufgesucht. Noch wurde mancher alte Brauch geübt, bestimmte Geschäfte nahm man nur an bestimmten Tagen vor, so zur Ader lassen, purgieren, Rechnungen bezahlen, Besuche machen. Nicht nach dem Monatsdatum richtete man sich da, sondern wie es im Mittelalter üblich war, nach Festen der Heiligen, wie sich denn die Hauszinsfristen von Michaeli, Lichtmeß, Georgi, Jakobi bis tief in unser Jahrhundert behauptet haben. Ebenso fest standen die Freuden des Jahres, das Gebäck, welches jedem Tag ziemte, die gebratene Gans, der Spaziergang oder die Schlittenfahrt. Gefrühstückt wurde zwischen sechs und sieben, zu Mittag gegessen zwischen elf und zwölf, das Abendbrot nahm man um sechs Uhr, dann ging der Hausvater auf einen kühlen Trunk. Vor den Haustüren sind noch häufig Steinbänke, da sitzen in der schönen Jahreszeit die Frauen mit den Töchtern und Nachbarinnen. Sonntags läßt sich der Vater den Zopf frisch flechten, legt den feinen Rock an, setzt den dreieckigen Hut auf, nimmt das lange spanische Rohr und schreitet langsam zur Kirche. Noch sind die Kleiderordnungen in Kraft (nicht durch Gesetze, sondern durch alten Brauch vorgeschrieben), die Schmiede tragen sich vorzugsweise blau, die Bäcker hechtgrau, Fleischer und Gerber rotbraun; wenn auch kein Bürger mehr bestraft wird, wenn er seinen Rock mit Samt oder Pelzwerk verbrämt hat, keine Bürgersfrau weil sie ein Seiden- oder Atlaskleid trägt, so wird doch aus freien Stücken an der Unterscheidung der Stände auch in der Kleidung festgehalten."

Das Leben des Volkes war damals ein engbegrenztes, es spielte im Staate, in der Politik und der Verwaltung die gleiche Rolle, wie bei allen öffentlichen Anlässen, bei den feierlichen Aufzügen, die der stummen Zuschauer, der Statisten. Von einer lebendigen, selbstbewußten Teilnahme konnte in einem wie dem anderen Falle nicht gesprochen werden. Von einem Emporarbeiten aus beschränkten Verhältnissen auf eine höhere Gesellschaftsstufe konnte damals mit verschwindend wenigen, für ein Mirakel geltenden Fällen gar keine Rede sein, ein hartes unerbittliches Rang- und Kastensystem herrschte, das mit Wucht die Masse unten festhielt, um eine Minderheit auf den Höhen zu schützen.

Von jenen bürgerlichen Festen, wie sie noch in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts vorkamen und die einst das städtische Leben so sonnenhell und farbenreich machten, ist längst keine Spur mehr. In der 1702 erschienenen: „Kurtz lesenswürdigen Erinnerung", die als eine Beschreibung oder wenn man will als „Führer" durch Wien gelten kann, heißt es freilich: „Man findet der Orten noch merere Plätz und Häuser, in welchen zu gewissen Zeit und Stunden allerley Exercitien gehalten werden, benamentlichen die Kayserl. Reit-Schul; Ball-Häuser, die Fecht-Schul beym goldenen Hirschen, unweit dem roten Thurm, in welcher die Hand-Wercks-Leute ihre Dapferkeit mit Rapieren, hölzernen Säbeln, Schlacht-Schwerdern, Stangen, Fahnenschwingen ꝛc. Fast all-Sonntäglich für einen billichen Preyß hertzhafft zaigen." Aber gerade dieser „billiche Preyß" erweckt die Vermutung, daß man es da mit einer bloßen Schaustellung, nicht aber mit einer Übungsstätte für bürgerliche Kraft und Mannhaftigkeit zu tun hat.

Bei gewissen Gelegenheiten entfaltete sich allerdings zugunsten der staunenden Menge der ganze höfische und geistliche Pomp. Zu solchen Anlässen bot sich besonders als günstiger Ort der Graben, der in seiner Breite und geraden Entwicklung genügenden Raum für die großen Aufzüge bot. (Bild S. 184.) Hier entfalteten sich die Huldigungszüge bei den Erbhuldigungen, bei welchen Anlässen man am Graben auch die Brunnen aufstellte, aus welchen Wein

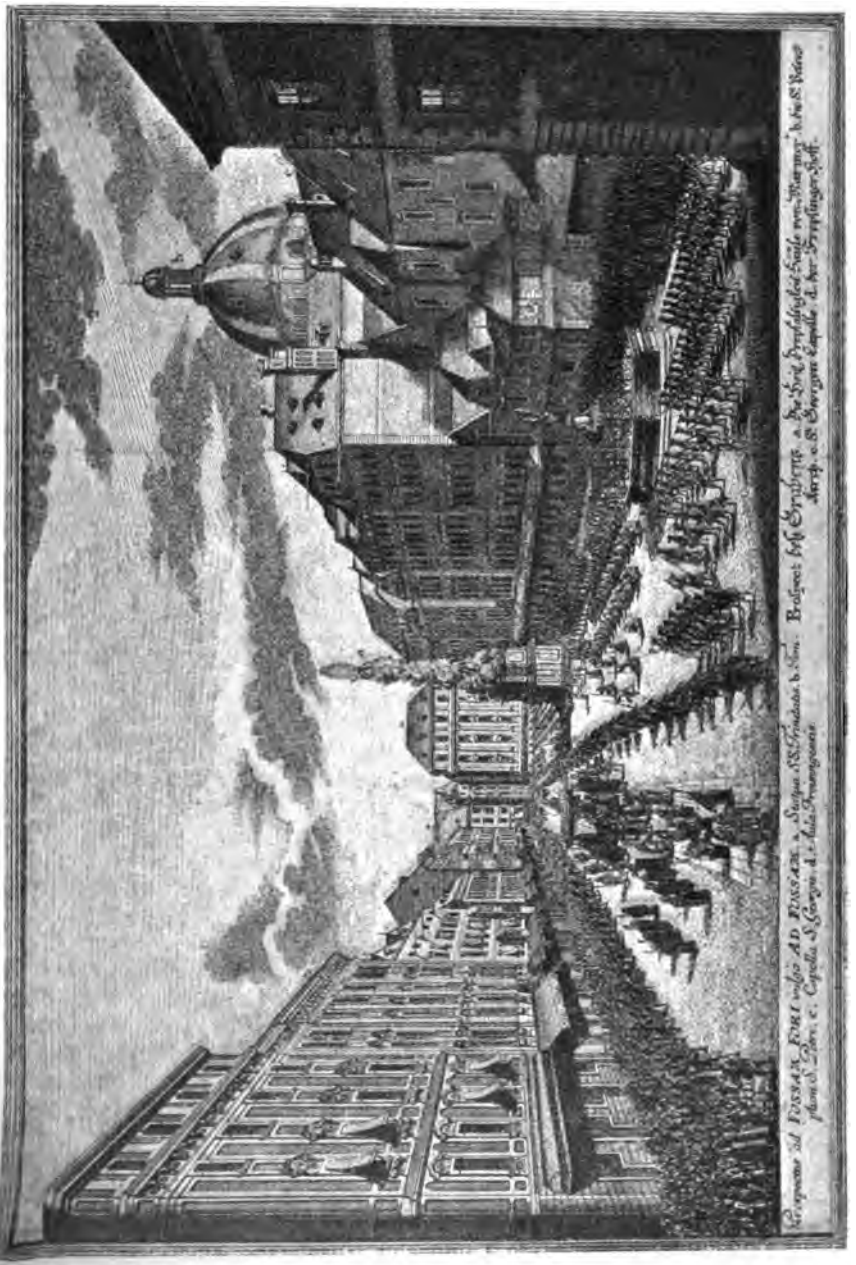
sprang und die Tribünen, von welchen Brot, Braten und Geld ausgeworfen wurde, wobei es natürlich nicht ohne tüchtige Balgerei, zerfetzte Kleider, blutige Köpfe und, wenn es recht arg zuging, auch nicht ohne Arm- und Beinbrüche ablief. Auf dem Graben entwickelte sich auch der Fronleichnamsumzug stets in seiner ganzen Pracht, die sonst in den kurzen und engeren Gassen nicht zur vollen Geltung kam. Das waren dann die Festtage des Volkes, nicht bloß in dem Sinne, daß das dynastische oder religiöse Empfinden, das noch mit alter Kraft lebendig war, seine Rechnung fand, sondern weil es etwas zu schauen gab, was aus der drückenden Enge des alltäglichen Lebens hinaushob.

Die Abbildung des Grabens erfordert noch einige Bemerkungen. Nach Schmälzl befand sich dort um 1550 der Markt für Fleisch, später hieß der Teil gegen den Stock-im-Eisen-Platz „Mehlzeil" oder „unter den Melblern", bis um 1750 die Markthütten ganz verwiesen wurden, doch hatten hier die sogenannten „Glückshafen" ihren Platz, deren nicht immer ganz reelles Treiben man wohl nur duldete, weil sie eine beträchtliche Abgabe an die Stadtkasse und zum Zuchthausfond zu leisten hatten. Das Büchlein „Vienna curiosa", das 1720 erschien, sagt: „Auff dem Graben seynd zum Verkauff die grünen Speisen, verschiedene Sorten von dem schönsten und besten Obst, Früchten und allerley frische Kräuter, wie auch das schweinerne frische Fleisch, welches auf diesem Platz die Eypoltauer zu verkauffen eine sonderbahre uralte Freyheit haben."

Am Hause rechts im Vordergrund ist die Abbildung des Elefanten ersichtlich, von welcher I. S. 644 die Rede war. Daran schließt sich die vielgestaltige Façade des Freisingerhofes (I. S. 121), welcher den Raum des heutigen Trattnerhofes einnahm. Er bestand aus fünf scheinbar gar nicht zusammengehörigen Baulichkeiten. Zuerst kam rechts ein schmales, zwei Stockwerke hohes Haus, das den Giebel gegen die Straße kehrte. Daran schloß sich ein dreistöckiges Haus, dessen Dachseite gegen den Graben ging und das über dem Erdgeschoß ein Basrelief mit der Darstellung der Vermählung Mariens zeigte. Daran schloß sich die Georgskapelle mit einem ziemlich hohen viereckigen Turm und einer großen Sonnenuhr. Vor derselben lief ein niederer Anbau, der Kaufmannsladen enthielt. Nun folgte ein schmales zweistöckiges Haus mit dem Wappen des Bistums Freisingen und den Schluß machte ein sehr unregelmäßiges Gebäude, das wohl den ältesten Teil des Freisingerhofes bildete und zu dem der auf unserer Abbildung ersichtliche freistehende Schornstein gehörte. Durch das im Hintergrund des Grabens sichtbare stattliche Haus erfuhr der Platz eine Verkürzung, so daß rechts das schmale Paternostergäßchen gebildet wurde. Dieses und das erwähnte Haus verschwanden erst, als 1835 bis 1836 das Sparkassengebäude entstand.

Ein wenn auch nur in großen allgemeinen Umrissen gehaltenes Bild der kulturellen Verhältnisse von Wien an der Wende des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wäre unvollständig, wenn darin nicht ein Mann seinen Platz fände, dessen Bedeutung darin beruht, daß er in einer langen Periode vollkommener literarischer Stagnation die einzige erquickliche Ausnahme von bedeutender origineller Kraft darstellt. P. Abraham a Sancta Clara ist innerhalb eines Jahrhunderts in Österreich der einzige Schriftsteller, welcher nicht nur für seine Zeit bedeutende Wirkung übte, sondern auch jetzt noch einen allgemein anerkannten ehrenvollen Platz in der deutschen Literaturgeschichte behauptet. In einer Zeit, wo die allmächtige Kirche dem Lateinischen den Weg bis in das bürgerliche Leben und die Sphäre der Unterhaltung zu bahnen suchte, wo man an den Höfen italienisch oder spanisch sprach und sang, um dem Französischen die Wege zu seiner bald dominierenden Stellung zu ebnen, wo der Amtsstil ein abscheuliches unverständliches Gemenge von Fremdwörtern in deutschen Band-

wurmsätzen schuf, fand Pater Abraham den Mut und die Begabung, in der Sprache des Volkes zu schreiben. Schon daraus erklärt sich die tiefe Wirkung



Der Graben um 1720. (S. 182.)

er Schriften, für welche die so oft mißbrauchte Etikette der „Volkstümlichkeit“ eften Sinne paßte.

Pater Abraham a Sancta Clara, der mit seinem bürgerlichen Namen Ulrich Megerle hieß, war am 4. Juli 1642 aus einer wenig begüterten Familie des schwäbischen Ortes Krähenheimstetten geboren worden. Von aufgewecktem Geist, voll Talent und lernbegierig, wußte er es mit karger Unterstützung seiner Anverwandten durchzusetzen, daß er die „gelehrte Laufbahn" einschlagen und nach Erwerbung der notwendigen Vorbildung in das Seminar von Salzburg eintreten konnte. Schon 1660 wendete er sich nach Wien, trat in das Kloster der Augustiner Barfüßer zu Mariabrunn und erhielt 1662 die Priesterweihe. In der Seelsorge verwendet, erwarb er sich rasch großen Ruf als Kanzelredner. Seine meisterhaft aufgebauten Predigten fanden riesigen

Pater Abraham a Sancta Clara.

Zulauf, denn er trug sie in einer allgemein verständlichen kräftigen Sprache vor und wußte sie durch die aus einer ausgebreiteten Belesenheit und großen Lebenskenntnis geholten Bilder und Beispiele zu beleben, scheute aber auch derbe Schnurren und Späßchen nicht, um seine Zuhörer zu erschüttern, anzuregen oder — zum Lächeln zu bringen. Als Schriftsteller verleugnet er den Prediger nie ganz und wenn er auf die Kanzel stieg, nahm er das Rüstzeug des Mannes der Feder mit. Er glich darin ganz den großen deutschen Humoristen Geyler von Kaisersberg, Sebastian Brant, Fischart und Anderen, die auch von der Kanzel weg an den Schreibtisch gekommen waren und deren später, aber nicht unwürdiger Nachfolger er ist. Seine Sprache ist von einer Eindringlichkeit und Bilderfülle, die oft überladen scheint; namentlich an Fischart erinnert er dadurch, daß er das Wortspiel wieder zu Ehren brachte, von dem er allerdings oft einen sehr gewaltsam klingenden Gebrauch machte. Für die Literaturgeschichte

der Deutschen hat er nicht bloß deshalb Bedeutung, weil er in einer langen Periode der Sterilität als ganz originelles Talent auftrat, sondern weil seine Schriften tatsächlich sprachbildende Wirkung übten. Ist es doch bekannt, daß Schiller zu der famosen Kapuzinerpredigt in „Wallensteins Lager" die Studien in den Schriften des Pater Abraham machte und die saftigen Wortspiele, die er dem eifernden Pfäfflein in den Mund legte, nach den Mustern formte, die er dort fand.

Nachdem Pater Abraham 1663 das Doktorat der Theologie erworben, kam er nach verschiedener Verwendung auf einige Jahre nach Graz. Sein Ruf war jedoch schon so groß, daß er auf Wunsch des Kaisers Leopold 1669 nach Wien berufen wurde und das Amt eines Hofpredigers erhielt, das er auch noch unter Josef I. bis zu seinem am 1. Dezember 1709 erfolgenden Tod behielt, obwohl er nebstbei alle Würden, die sein Orden zu vergeben hatte, die eines Prokurators, Provinzials und Definitors erhielt. Er fand seine Ruhestätte in der Lorettokapelle der Augustinerkirche.

Als Prediger machte er von allen Hilfsmitteln seines beweglichen und reichangelegten Geistes Gebrauch, er weiß, wie ein Zeitgenosse sagt, „zu fesseln, zu spannen, zu überraschen und hinzureißen". Daß er nicht bloß mit Ernst und Scherz dem Volk einen, oft recht häßliche aber wahre Züge zeigenden Sittenspiegel vorhielt, sondern auch, wenn er glaubte, daß es am Seelenzustand der Hofgesellschaft etwas zu bessern gäbe, ein kräftig Wörtlein oder einen drastischen Vergleich nicht scheute, vermehrte eben seine Beliebtheit in weiten Kreisen. Wenn auch nicht alle darüber erzählten Anekdoten wahr sein mögen, so zeugen doch auch seine Schriften dafür, daß er seine Geißel über Hoch und Nieder mit gleicher Wucht schwang und die kernige Kraft seiner Worte nicht abschwächte, wenn die andächtige Zuhörerschaft aus Würdenträgern des Hofes, aus Kavalieren in gallonierten Röcken und Allongeperücken und Damen in Schneppenleibern und Turmfrisuren bestand. Und auch in diesen Kreisen, welchen er oft genug hart mitspielte, wußte man den geistvollen Mönch zu schätzen, der seinen Glaubenseifer und seine Mahnungen in so ergötzliche Form verkleidete und die unangenehmsten Wahrheiten durch Späße und Schnurren, durch Wortspiele und hie und da auch durch ein Zötchen so mundgerecht machte.

Als Schriftsteller war Pater Abraham von großer Fruchtbarkeit. Seinen Werken sicherte er, abgesehen von den Vorzügen einer gemeinverständlichen Sprache und großer Lebhaftigkeit des Vortrages, auch dadurch die Volkstümlichkeit, daß er gerne an allgemein bekannte Vorgänge, die Pest von 1689, den Türkenkrieg u. s. w. anknüpfte und seinen Schriften packende Titel zu geben wußte, die allerdings dem modernen Geschmack oft trivial und gar zu gesucht erscheinen. Wir finden da das „Huy und Pfuy der Welt", ein „Merks Wien" und „Lösch Wien", ein „Heilsames Gemisch-Gemasch", den „Wohlangefüllten Weinkeller", ein „Abrahamisches Gehabdichwohl", „Judas der Erzschelm" u. s. w. Eines seiner größten Werke „Centifolium stultorum", zu dem er angeblich auch die Vorlagen der beigegebenen Stiche entworfen haben soll, lehnt sich der Idee nach wohl an Brants „Narrenschiff" an, ist aber in der Ausführung vollkommen originell und durch viele einzelne Züge für die Kulturgeschichte seiner Zeit von hoher Bedeutung. Durch das ganze siebzehnte Jahrhundert herauf bildeten die Schriften Pater Abrahams einen wichtigen Bestandteil des sehr bescheidenen Büchervorrates des Wiener Mittelstandes, der sich gerne daraus erbauen ließ, aber — wie er es mit gutem Recht verlangt — sich auch daran ergötzte.

Die Anfänge des Theaterwesens in Wien.

Die Entwicklung des Theaters schlug in Wien die gleichen Wege ein, wie sonst überall, indem sie sich eng an den religiösen Kultus anschloß und aus dem Gottesdienst ihre Hilfsmittel entnahm. Darin scheint ein arger Widerspruch zu liegen, da der erhabene Begriff der Religion, dessen innerstes Wesen der reinen Gedankenwelt des Jenseits zustrebt, kaum Berührungspunkte mit dem Theater erkennen läßt, das uns die Ideale zu verkörperlichen sucht. Trotzdem reichen immer und überall gerade die religiösen Gebräuche dem Theater die ersten Hilfsmittel und der Kultus bedient sich umgekehrt des Theaters, um eindrucksvoller auf die Masse zu wirken, die nun einmal sehen will, um begreifen zu können. Schon das antike Theater der Griechen hatte den Charakter einer Kultusstätte, die ältesten Tragödien gleichen in der Hauptsache Darstellungen einzelner Partien der Götter-Mythe, ein Charakter, der sich noch in den Werken des Aischylos und Sophokles deutlich erkennen läßt.

Auch die christliche Kirche ließ sich dieses Hilfsmittel, die abstrakten Lehren der Religion körperlich faßbar zu machen, nicht entgehen. Es geschah das, obwohl die großen Kirchenlehrer des fünften und sechsten Jahrhunderts einen rücksichtslosen Kampf mit dem Theater führten, das besonders im oströmischen Reich bis zu einem fast unglaublichen Grad von moralischer Verwilderung herabgesunken war. Nicht mit Unrecht nannte der heilige Chrysostomus die Theater seiner Zeit „die Wohnsitze Satans, Schauplätze der Zuchtlosigkeit, Schulen der Üppigkeit, Übungshäuser der Unzucht, Katheder der Pest und babylonische Öfen". Wahrscheinlich um der von diesen Theatern ausgehenden Sittenverderbnis zu steuern, griff die Kirche dazu, die nun einmal vorhandene Schaulust der Masse auf ungefährliche Weise zu befriedigen, indem sie einzelne Partien des Kultus in szenische Formen goß und biblische Themen in einer Weise vorführen ließ, die sich kaum mehr von einem förmlichen Theater unterschied. In allen christlichen Ländern gingen die „Mirakelspiele", die österlichen Darstellungen in der Kirche und auf Friedhöfen, dem eigentlichen Theater voran.

Das war auch in Wien nicht anders. Gewiß waren die österlichen Mysterien schon sehr früh Gegenstand szenischer Darstellung, wenn auch bestimmte Daten erst aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert vorliegen. Jeder Tag der Karwoche hatte seine besondere Vorstellung, deren mystischer Bedeutung es gar keinen Eintrag tat, daß es dabei recht lustig zuging und der ganze Hergang den Charakter eines Volksfestes annahm. In erster Linie ist der auf den Gründonnerstag fallende Einzug Christi zu nennen, wobei der gar kunstreich hergestellte „Palmbesel" die wichtigste Rolle spielte. Von Leuten umgeben, die Weidenzweige mit Palmkätzchen schwangen, führte ein Priester den wahrscheinlich auf Rädern oder Rollen stehenden Esel durch die Kirche und über den „Freythof". Zum Ergötzen der lieben Jugend war es gestattet, den Rücken des Esels zu besteigen. Eine Rechnung der von Rudolf IV. gegründeten Corporis Christi-Bruderschaft, deren Zweck offenbar die würdige Ausgestaltung solcher Feierlichkeiten war, weist eine Ausgabspost auf. „dem Himmelstrager wegen Auff- und Absetzung denen Kindern, so auff dem Palmb-Eßl gerueten".

Nicht minderen Zuspruch fand die an drei Tagen der Karwoche abgehaltene „Pumpermetten" oder „Pompermetten", deren Name wohl von einem Holzinstrument kam, mit dem an Stelle der verstummten Glocken die Gläubigen zur Kirche gerufen wurden. Da heißt es, daß man bei der Kanzel „ein Bühn aufbaute, auf die gesetzet wird der Öhlberg vnsers Hern samb seinen

Jüngern"; am Karfreitag wird von dieser Bühne herab „das Bittere Leyden oder passion vnsers Lieben Hern durch die von Uhralten Zeiten hero verfasften Reymen" dem Volke vorgetragen, wobei eine Art von Prolog die Erinnerung vorausschickt:

„Dieses ist nicht ein Fastnachtsspiel,
Wie die welt jetzunder hören wil,
Sondern es ist ein heyliges werckh."

Nebstbei gesagt, eine Andeutung, daß zur Zeit dieser Aufschreibungen, die um 1450 fallen, wahrscheinlich auf den Jahrmärkten und in den Faschingstagen auch schon weltliche Schwänke aufgeführt wurden. Übrigens ist es ein merkwürdiger Zug im mittelalterlichen Leben, daß man überhaupt zu festlichen Veranstaltungen gerne die Kirche oder gar den Friedhof wählte. Es steckt darin ein Teil jenes Gegensatzes zwischen grübelnder Mystik und derb sinnlichem Lebensgenuß, der sich sogar der heiligsten Dinge und der Schauer des Todes bedient, um der Freude ein wenig Gruseln beizumengen. Wir wissen von einem besonders glanzvollen Feste, das 1347 auf dem Friedhof zu Klosterneuburg zu Ehren Kaiser Karl IV. und des Königs Ludwig des Großen von Ungarn abgehalten wurde. Um die Sache noch schauriger zu machen, verlegte man das Fest in die Zeit der Dunkelheit, denn es ist von Fackelbeleuchtung die Rede; zwischen den Grabhügeln waren Hütten aus Laub errichtet und zum Ergötzen und zur Bedienung der hohen Gäste waren 45 besonders schön gekleidete „Dienstjungfrauen" anwesend, die auch „des Tanzes warteten". Auch auf dem Kirchhof der Augustiner in Wien hielt man ähnliche Feste ab.

In der Regel war aber der „Stephans-Freythof" Schauplatz der öffentlichen Vorstellungen; zu Ostern war er zu diesem Zweck stets mit Fahnen und Baumästen geschmückt, denn die Passionsspiele beschränkten sich nicht auf die Bühne, sondern gingen oft in förmliche Prozessionen über, die sich auch auf den Friedhof erstreckten. Es war ein Vorrecht der „Steuerdiener gemeiner Stadt", bei St. Stephan das Passionsspiel zu „agiren", vielleicht um sich der Bevölkerung zu empfehlen, in der gegen diese Vollstrecker einer sehr unliebsamen ämtlichen Pflicht eine tiefeingewurzelte Abneigung herrschte.

Religiöse Stoffe blieben auch noch fast allein maßgebend, als die szenischen Darstellungen sich nicht mehr auf die Kirche beschränkten, sondern auf den öffentlichen Plätzen, am Hof, Hohen Markt, Neuen Markt, beim Schottenkloster, abgehalten wurden. Natürlich waren in den letzteren Fällen die Darsteller keine geistlichen Personen mehr, sondern Laien aus dem Bürger- oder Handwerkerstande, oft wohl auch „fahrende Leute", die das, was ihnen an szenischem Beiwerk fehlte, durch größere Gewandtheit in der Darstellung ersetzten. Von der Errichtung großartiger Bühnen, wie sie in Deutschland und der Schweiz vorkamen, weiß man in Wien nichts. Es waren dies oft Baulichkeiten in drei Stockwerken, wo oben im Himmel, im Mittelgeschoß auf der Erde und ganz unten in der Hölle zugleich agiert wurde.

Ganz verschwanden aber die szenischen Darstellungen aus der Kirche nicht, ja um 1600 führte man solche wieder ein, um auch durch äußere Eindrücke auf die Phantasie und den leicht beweglichen Sinn des Volkes zu wirken. Noch aus dem Jahre 1686 ist uns eine Beschreibung der in der Stephanskirche abgehaltenen Himmelfahrt Christi erhalten, die über die Form einer kirchlichen Zeremonie in jene einer szenischen Darstellung hinüber greift. Es heißt da: „Anfangs hingen mitten in der Stefanskirchen von der Decken herab an Stricken sechs kleine Engel, in den Händen brennende Krantz-Kertzen habend, so oben über dem Gewölbe auf und nieder gezogen wurden; hierauf kamen etliche Thumherren mit vorgehenden singenden Schülern, Kreutzfahnen und

brennenden Wachskertzen an dem Ort, da der Herr Christus aufgezogen werden sollte. Nach dem geendigten Singen wurde der Herr Christus in rechter Lebensgrösse, aus Holz gehauen und angekleidet, nebst obgedachten herumbschwebenden Engel in die Höhe und zu einem Loch hineingezogen. Im Hinaufziehen, welches fast eine Viertelstunde währte, huben die Kinder ein laut Geschrey und Jauchzen an, mit zusammengeklopften Händen. Sobald nun die Ascensio (Auffahrt) geschehen, ward aus bemeldtem Loch eine grosse Menge klein gemalter Bilderlein und Hostien-Stücke herabgeworfen, welche von Jung und Alt, Groß und Kleinen, certatim (schnellstens) aufgerappet und unter solchem Rappen Wasser herunter gegossen, welches den Vorgeben nach der böse Feind thun soll, und werden diese Bilder und Hostien zu ein und den andern Aberglauben gar heilig aufgehoben."

Hierher gehört auch der zu Pfingsten übliche Brauch, nach dem man während des Gesanges von der Decke eine weiße Taube mit dem Glorienschein am Köpfchen von der Decke herab ließ oder es flatterte wohl gar eine lebendige in der Kirche umher.

Wie schon erwähnt, fanden die ersten Laienvorstellungen in Wien im Rathaus, im alten städtischen Zeughaus, in den Schulen bei St. Stephan und bei den Schotten statt. Als Darsteller traten anfänglich auch Bürger und Handwerker auf, die aber bald fast ganz von den Schülern verdrängt wurden. Man bediente sich der Bühne als eines Behelfes für den Unterricht in den klassischen Sprachen, in erster Linie natürlich des Lateinischen, das nicht bloß als Idiom der Gelehrten, sondern fast als Verkehrssprache aller höher Gebildeten allgemeine Verbreitung besaß. Ein Wechsel bezüglich der Stoffe tritt erst um 1500 unter der Einwirkung des Humanismus ein. In dieser Zeit finden wir auch in der Aula der Universität Schülervorstellungen, die unter Leitung des gelehrten Konrad Celtes (I. S. 515) stehen, der Komödien des Terenz und Seneca auf die Bühne brachte, aber auch selbst Stücke schrieb, die in höchst elegantem Latein, jedoch ohne alles dramatische Leben abgefaßt waren. Ein anderer geistlicher Bühnendichter jener Zeit war Benedikt Chelidonius, Abt bei den Schotten, auch als Theolog und Historiker bekannt (gestorben am 8. September 1521). Ein von ihm verfaßtes Stück, das auch im Druck erschien, führt den Titel: „Voluptatis cum virtute disceptatio" (Der Streit der Wollust mit der Tugend). Es lehnt sich an klassische Muster an, bringt eine ganze Reihe von Figuren aus der antiken Mythe auf die Bühne, legt aber schließlich die Entscheidung des Streites wunderlich genug in die Hände des Herzogs Karl von Burgund, welcher den damaligen Erzherzog Karl, später Karl V., personifiziert. Dieses 1515 in der Schottenschule vor der Schwester Karls, der Erzherzogin Maria, später Gattin Ludwig II. von Ungarn, aufgeführte Stück ist deshalb merkwürdig, weil darin, obwohl es ganz in lateinischen Hexametern geschrieben ist, doch die jeden Akt einleitenden, den klassischen Prologus vertretenden Ansprachen des Herolds deutsch sind. Ob die im Beginne ausgesprochene Absicht: „Kurzweil wir Euch zu dieser Zeit erbieten und viel Fröhlichkeit" erreicht wurde, darf vom Standpunkt der heutigen Geschmacksrichtung bezweifelt werden, da eine eigentliche Handlung ganz fehlt und man nur mit endlosen moralisierenden Reden abgespeist wird. Indessen machen sich doch schon gewisse burleske Züge geltend, wie z. B. wenn der Herold die cyprische Göttin mit den Worten vorstellt:

„Her für Frau Venus vnd für dich
Red selber vnd Latine sprich."

Sehr besucht waren die Vorstellungen der Schottenschule, für welche Wolfgang Schmälzl um 1550 seine deutschen Stücke schrieb, über welche

schon I. S. 635 berichtet wurde. Dramatisches Leben haben sie auch sehr wenig und sie stehen darin, wie an Witz des Dialogs weit zurück hinter den meisten Stücken und Schwänken des trefflichen Hans Sachs. Die Stoffe entnahm Schmälzl ausschließlich der Bibel, wie schon die Titel zeigen: „Die Aussendung der zwölf Boten", „Die Hochzeit von Canaa", „Der blindgeborne Sohn", „Judith", „Der verlorene Sohn", „Samuel und Saul" u. s. w. Durch die Einmengung derber Redensarten erhielten Schmälzls Stücke oft einen parodistischen Anstrich, dem sie aber wohl einen Teil ihrer Wirkung zu danken hatten. Er denkt selbst sehr bescheiden davon, denn er sagt, daß

„diese spiele
ain Schulmaister mit seinen knaben
Mit leichten costen halten mug
In stuben, säln, wie es sich fug."

Bei den Vorstellungen im alten Rathaus oder dem Zeughaus am Hof kam ausschließlich das bürgerliche Element zur Geltung. Die ersten Vorstellungen fallen in den Beginn des sechzehnten Jahrhunderts; sie fanden bald so viel Zulauf, daß der Rathaussaal im Trakt gegen die Salvatorgasse sich als zu klein erwies und man dazu den größeren Raum des städtischen Zeughauses am Hof wählen mußte. Unternehmer war der Stadtrat, der die Kosten bestritt und von dem auch die Einladungen ausgingen, die an die Würdenträger der Regierung, aber auch an die Frauen der städtischen Funktionäre und anderer ansehnlicher Bürger gerichtet waren, die man, wie die Rechnungen nachweisen, gar galant mit „süßem Wein, venetianischem Confect und Plutzerbirn" bewirtete. Als Schauspieler fungierten die „Schüler gemainer Stadt Bürgerschule bey Sant Stephan", deren jeweiliger Rektor als Direktor, Regisseur und oft auch als Dramatiker fungierte, wofür er jährlich sechs Faß Wein bezog. Im Jahre 1543 werden als Veranstalter der Vorstellungen die Schulmeister Jörg Muschler und Hans Turner genannt, 1571 aber erhält der Rektor Johann Khacius als besondere Gratifikation zehn Taler, „weil er ein Comedi de resurrectione domini ainem Ersamen und Hochwaisen Stadtrat zu eren und gefallen gehalten". Ursprünglich und in der Mehrzahl mögen auch die Themen der im Zeughaus und Rathaus gespielten Stücke kirchlichen Inhalts gewesen sein, sie wurden auch weit herauf in lateinischer Sprache geschrieben. Schmälzls Beispiel scheint aber doch gewirkt zu haben, denn nach 1560 finden auch im Rathaus deutsche Vorstellungen statt, auch andere Stoffe bürgern sich ein. Im Jahre 1568 kommt ein Stück zur Aufführung, das den Titel führt „von den sechs Kämpffern", in welchem ein gerade in jener Zeit, wo von Bürgerstolz kaum mehr viel zu rühmen ist, sehr befremdlicher Ton angeschlagen wird. Es heißt da unter anderem:

„Die streng Gerechtigkeit
Das sie strafften zu aller Zeit
Die Laster an allen Personen
Und thaten gar niemand verschonen
Auch in den Hochedlen Geschlechten
Es galt den Herren wie den Knechten."

Und an einer anderen Stelle wird gesagt:

„Die Lieb zum Vaterlandt
Die war ein so gar starckes Bandt
Das sie wagten ir Treus Leben
Eh's ir Freyheit wollten geben."

Übrigens scheint man doch auch schon auf größere szenische Wirkungen hingearbeitet zu haben, vielleicht um mit der sogleich zu berührenden Jesuiten-

bühne konkurrieren zu können, denn die wiederholt erwähnte Verwendung der ganzen „Schülerschaft" von St. Stephan läßt auf die Einführung einer zahlreichen Komparserie schließen und in einzelnen Fällen wirkte auch die „Cantorey" von St. Stephan bei den Vorstellungen im Rathause mit.

Übrigens war der Wettstreit mit dem Theater, das die Jesuiten in ihrem Kollegium am Hof einrichteten, nicht lange aufrecht zu erhalten. Die aufgewendeten Mittel und auch, wie unbedingt zuzugeben ist, das künstlerische Verständnis, senkten die Wagschale zu sehr zugunsten des Jesuitentheaters, als daß sich daneben die bürgerlich einfachen und naiven Vorstellungen im Ratssaal und im Zeughaus hätten behaupten können. Im Jahre 1604 fand die letzte derselben statt.

Bevor wir dem Theater der Jesuiten in Wien näher treten, das allein seiner ganzen Anlage nach mit der modernen Bühne verglichen werden kann, sind noch einige andere Punkte aus dem großen Kapitel darstellender Künste zu berühren. Seit die Turniere nicht mehr bloße Ritterspiele zur Betätigung körperlicher Kraft und Geschicklichkeit in der Waffenführung waren, bildeten sie auch eine Übergangsstufe zu den szenischen Darstellungen. Schon in einzelnen Beispielen aus der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, besonders aber bei dem großen Fest, das 1667 aus Anlaß der ersten Vermählung des Kaisers Leopold am Burgplatz abgehalten wurde, springt diese Wandlung deutlich in die Augen. Das waren keine Waffenspiele mehr, sondern mit allem äußeren Prunk der Dekoration und des Kostüms ausgestattete szenische Darstellungen, die eigentlich auf eine geschlossene Bühne gehörten. In der Tat bilden diese Feste auch eine Mittelstufe zwischen den Turnieren und dem ständigen Hoftheater. Hierher gehören auch die sogenannten „Wirthschaften", wo die ganze Hofgesellschaft in entsprechenden Kostümen eine „Maskerei" darstellte. So gab es am 8. Februar 1573 am Hofe Kaiser Maximilian II. eine „Pauernhochzeit", wozu alle Teilnehmer ländliche Tracht anlegten und eine Art von Ballett gegeben wurde, da „Maidle, die vor Ihrer römisch Kaiserl. Majestät tanzt und gesprungen", besondere Erwähnung finden. Auch die Hofdienerschaft spielt Komödie, wie z. B. 1563 während des Reichstages in Augsburg die Köche. Die kaiserlichen Stallknechte erhalten 1619 für eine Vorstellung von Kaiser Mathias 30 fl. und unter Kaiser Ferdinand III. veranstaltet der kaiserliche Leibbarbier Balthasar von Bazenhoven eine „Barbier-Comödie" am Hofe. Bei einer Festlichkeit im Jahre 1626 schlug man aber schon in der Burg eine Bühne auf, auf der „Kriegsstücke, Landschaften und Perspective" dargestellt werden konnten und man berief zu den Vorstellungen fünf italienische Schauspieler und einen „Falsetsänger", der wahrscheinlich die Frauenrollen gab. Unter Kaiser Ferdinand III., der gleich seinem Vater und seinem Sohn ein eifriger Musikfreund war und selbst komponierte, hatte der Hof schon ein ständiges Theaterpersonal für Opern, Ballette und Pantomimen.

Die Begriffe des „Comödianten" und des fahrenden Volkes waren in früheren Zeiten nicht ganz zu trennen. Noch eine Verordnung Kaiser Ferdinand I. vom Jahre 1542 wirft die „Landfahrer, Singer, Reimsprecher und Schalksnarren" in einen Topf und befiehlt deren strenge Überwachung. Ein späteres Edikt von 1552 schärft diese neuerlich mit der Begründung ein, daß „solche Leut den geistlichen und weltlichen Stand in gleichen Maaßen antasten, indem sie sich bei den Geistlichen über die Weltlichen und bei den Weltlichen über die Geistlichen lustig machen".

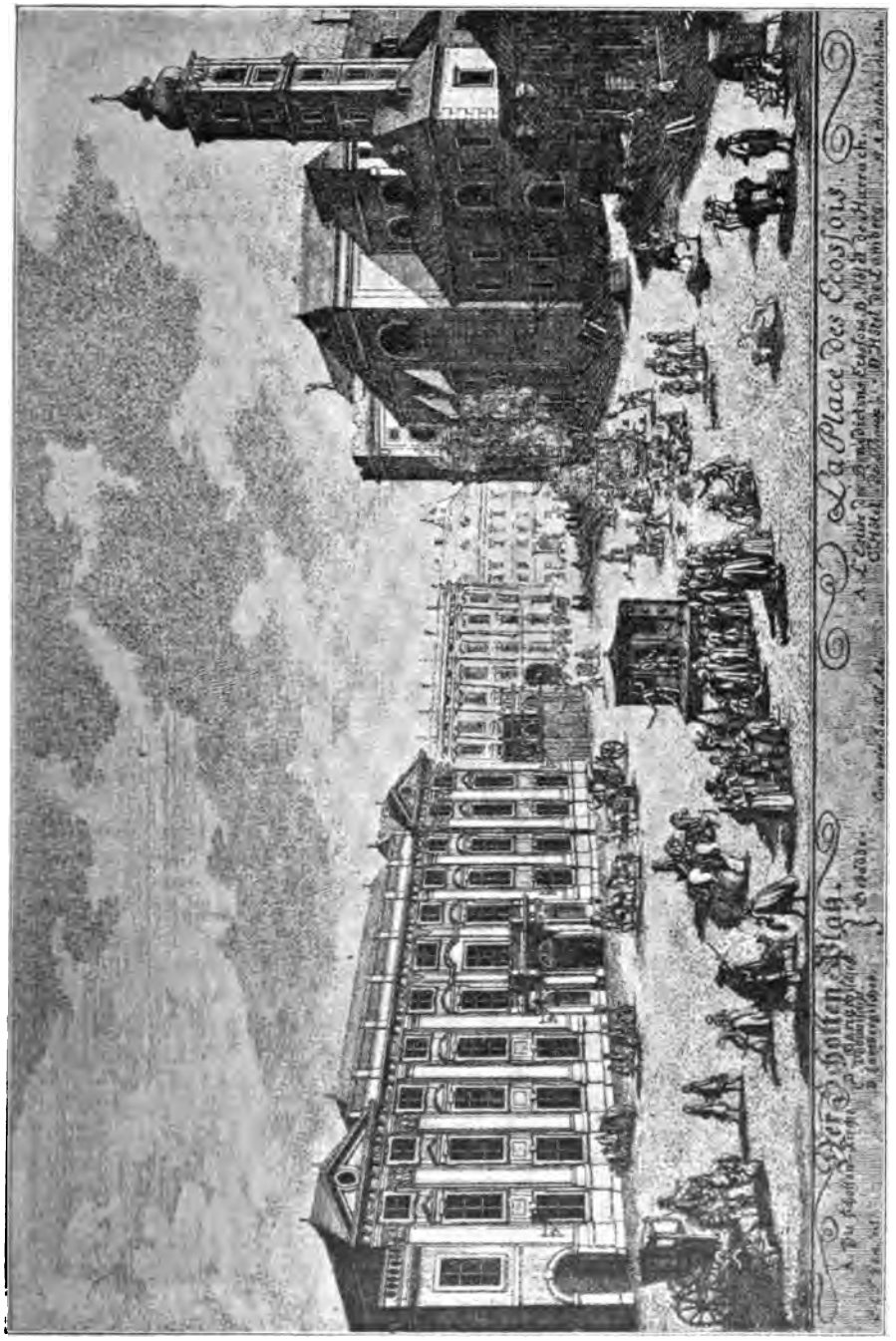
Schlimm war es nur, daß man zu keiner Zeit das lose Völkchen, das mit seinen Künsten und Schnurren über die Sorgen des Augenblickes hinwegtäuschte und Türkenplage oder andere politische Nöten vergessen ließ, ganz

erheiternden machte. Schon Peter Sachenwirt erzählt, daß vor und nach fürstlichen Tafeln Lustigmacher, Gaukler und fahrende Sänger für die Unterhaltung der Herrschaften sorgten. Wir finden am kaiserlichen Hofe spanische Sänger, „Lufthpringer", normännische Ballschläger, in den Jahren 1569 und 1569 auch italienische und niederländische Komödianten, sowie Taschenspieler. Auch die durch lange Zeit am Hofe gehaltenen Zwerge und Zwerginnen dienten zur Ergötzung und einer davon, der Hofzwerg Ferdinand II. Jonas Schießl, führte aus-

Das Jesuitenkollegium am Hof. (S. 195.)

drücklich den Titel „Hoff- und Tafelcomödiant". Für diese Zwerge bestand eine besondere Dienerschaft, auch hielt man für deren Unterricht einen eigenen „Zwergen-Präceptor".

Dem von beiden Seiten gefühlten Bedürfnis, das bunte Völkchen der fahrenden Sänger und Gaukler, soweit es möglich war, in Ordnung zu halten, aber auch dessen Mitgliedern einen gewissen Schutz zu sichern, entstammte das eigentümliche Amt des „Spielgrafen" in Österreich. Dessen Ursprung ist sehr alt und läßt sich gleichfalls auf eine kirchliche Basis zurückführen, da sich 1288 die „Minstels" von Wien bei St. Michael zur Bruderschaft des heil. Nikolaus zusammenschlossen. Um aber in allen Nöten und Bedrängnissen einen



Die Freiung um 1720 (S. 198.)

Schützer zu haben, der sie gegen die Unbill und verderbliche Schädigung, die von „fahrenden Schülern und Gauklern" kam, sicherte, erwählten sich die Mitglieder der Nikolauszeche 1354 den damaligen Obersterblandkämmerer Peter von Ebersdorf zu ihrem Vogte. Dieser wackere Mann, gewiß ein Kunstfreund und dem weltklugen Frohsinn zugetan, erweiterte diese Würde dahin, daß sie sich über alle „varunde spilleut" ausdehnte und endlich als „Spielgrafenamt" zu einer stehenden Verwaltungsinstitution wurde. Schon im Wiener Stadtrecht findet sich eine Bestimmung: „Was ain man zu klagen hat hinz (gegen) ainem ieglichen varunden manne, der sol darumb nindert (niemand) zu recht sten nur vor seinem spilgraven, es sai dann aine solche sach, die an den frid oder an das leben get, da mues er umb antworten vor dem statrichter." Der Spielgraf übte also ein sehr weitgehendes Disziplinarrecht aus, aber auch die künstlerischen Leistungen mußte er überwachen.

Diese ästhetische Seite des Spielgrafenamtes wurde aber bald vollkommen überwuchert von den bureaukratischen Obliegenheiten, je mehr es sich zu einer bloßen Behörde umgestaltete. Als der erste Oberstspielgraf Peter von Ebersdorf 1376 starb, erbte sich das Amt in seiner Familie fort bis zu deren Erlöschen in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Dann kam es an die einst eine so bedeutende Rolle spielenden Herren von Eytzing und als auch deren Stamm 1620 erlosch, ging die Würde auf den Schwiegersohn des letzten Freiherrn von Eytzing über, den auch als Staatsmann berühmten Grafen Christof von Breuner, der unter Ferdinand II. Oberstkämmerer war. Aus dem Verleihungsdiplom geht hervor, daß das Amt eines Spielgrafen durchaus kein wesenloser Titel, sondern mit einer Menge sehr weitgehender Rechte verbunden war. Nur der Spielgraf konnte gewisse landesherrliche Privilegien ausüben; er konnte einzelnen Personen wie ganzen Familien den Adelsstand verleihen, durfte aber auch zu akademischen Graden, zu Lizentiaten und Doktoren ernennen nach seinem Gefallen. Zum ersten Male wird in diesem Verleihungsdiplom ausdrücklich die nach dem Ursprung des Amtes nur über Spielleute und Musikanten geübte Macht des Spielgrafen auch auf „Komödiantentruppen, Gaukler und Lustigmacher" ausgedehnt.

Ein Edikt Kaiser Ferdinand III. vom Jahre 1642 wendet sich scharf gegen „alle Gaukel- und andere leichtfertige Spill, Sailtantzen und Comödien, weilen dadurch viel Unrath und Böses entsteht, der gemeine Mann und auch die liebe Jugend verführet und umb das Geld gebracht, vornehmblich der Allerhöchste sehr beleidigt wird." Diese Mandate wiederholen sich und sind interessant, weil sie die Kategorien der fahrenden Leute aufzählen; einmal werden da genannt „Fechtschulen, Gaukler, Zeitungssinger, Ärzte und Quacksalber". Zu den „Fechtschulen" zählen wohl die sogenannten „Federhansen", abgedankte Soldaten, die ihre militärischen Kenntnisse für Neulinge im Waffendienste verwerteten, die „Zeitungssinger" aber lasen oder sangen gereimte Flugblätter, waren also weltliche Vorläufer des „Evangelimannes". Ein anderes Mandat führt auf „Freyfechter, Hasen-Schöpffer und andere Glückshaffner, und Comödianten, Gauckler, Seilfahrer, Hollhüpper, Trommelschläger, Leyrer, Bären-, Affen- und Hundtstantzmacher, Schwertfeger, Freysinger, Buchstecher, Trachter-, Würffel-, Taschen- und dergleichen Spiller, Schalcksnarren und Schalcksnärrinnen". Unter den Musikern kommen vor „Thurner, Organisten, Positiver, Klein-Zimbler, Instrument- und Lautenschläger, Härpffner, Pfeiffer, Schwegler und Hackbrettler".

Wie schon erwähnt, verknöcherte aber das Spielgrafenamt zu einer rein bureaukratischen Maschinerie. Von einer künstlerischen Einflußnahme, die oft von [illegible]en Folgen sein konnte, wenn ein Mann von Geschmack und Kenntnis sie

übte, war keine Rede mehr. Dagegen mehrten sich die Edikte und Mandate, die das lustige Völkchen der „fahrenden Leute" in jeder Weise beschränken und zu einem Objekt fiskalischer Ausbeutung machen wollten. Sogar die Ärmsten der armen Teufeln, die auf dem Land herumziehenden Spielleute hatten eine Lizenzgebühr zu entrichten, die allerdings nur 3 Kreuzer betrug, sich aber für fahrende Komödianten und Seiltänzer schon auf 15 Kreuzer steigerte. Die Übelstände der ganzen, seinem ursprünglichen Zwecke entfremdeten und veralteten Institution waren so offenkundig, daß man zur Reform schritt. Sie trat 1777 in das Leben, hatte aber, wie das bei so mancher „Reform" der Fall ist, gar keinen anderen Effekt, als daß die Lasten noch erdrückender wurden. Die Musiker und wer sonst noch unter die Gewalt des Spielgrafenamtes fiel, genossen die Ehre, ein „Gremium" zu bilden, dessen Mitglieder aber mit für jene Zeit geradezu exorbitanten Taxen belegt wurden. Die „Stadt- und Burgfriedsmusici" hatten 110½ Gulden zu erlegen, jene in den Vorstädten 16½ und die „Landbrüder" 5¼ Gulden an Jahrestaxe. Erst unter Kaiser Josef II. erfolgte am 9. November 1782 die Aufhebung des Spielgrafenamtes, das seit 1620 in der gräflichen Familie Breuner erblich geblieben war.

Kehren wir nach Besprechung dieser gewiß nicht uninteressanten ersten künstlerischen Korporation und Behörde, die es zu einem fast fünfhundertjährigen Bestand brachte, zu dem Theater des Jesuitenkollegiums am Hof (Bild S. 192) zurück, das, wie schon erwähnt, den natürlichen Übergang zu den ständigen Schaubühnen Wiens bildet. Die weltklugen Patres dieses Ordens, der seine Ziele stets durch kluge Benützung der Zeitströmungen verfolgte, verkannten nicht, auf wie vielfache Art sich von der Bühne herab wirken läßt und wie eindringlich die Sprache ist, welche von dort herunter tönt. Gewiß war bei der Einrichtung eines Theaters im Hofraum des Kollegiums, dem heutigen Kriegsministerium, der Gedanke wirksam, den anderen Lehranstalten, sowohl der Universität, wie den lateinischen Schulen bei St. Stephan und bei den Schotten, auch auf diesem Gebiet entgegenzutreten. Es gelang in überraschend kurzer Zeit; die Vorstellungen bei den Schotten hörten schon um 1560 auf, jene der Universität noch früher, 1604 mußte aber auch die Bürgerschule bei St. Stephan den bisher noch im Rathaus aufrecht erhaltenen Wettbewerb mit dem Theater der Jesuiten aufgeben. Diese konnten nicht nur viel bedeutendere Mittel aufwenden, durch welche zum ersten Mal die szenische Ausstattung zu einem Behelf der dramatischen Kunst in großem Maßstab gemacht wurde, sondern sie bewiesen auch feines Verständnis für die Wahl der Stücke. Diese Schulkomödien, die gleichfalls von den Studierenden des Kollegiums dargestellt wurden, galten den Jesuiten nicht nur als didaktisches Mittel zur Schulung der Zöglinge, um diesen eine auch für den gewöhnlichen Verkehr brauchbare Übung im Lateinischen zu verleihen, sondern sie wußten auch über diesen Kreis hinaus von ihrer Bühne herab zu wirken. Anfänglich, als die einfache Bühne noch im Hof des Kollegiums aufgeschlagen war, begnügte man sich mit der Aufführung einzelner Lustspiele des Terenz. Bald aber wollten die Patres auf weitere Kreise wirken und nun wurden sie ihre eigenen Theaterdichter. Es wäre ein Fehler, wollte man die von ihnen geschaffenen Stücke auf ihren heutigen Wert allein prüfen. Indem sie ihre Bühne in einen mit allen Behelfen der damaligen Mechanik ausgerüsteten Saal verlegten, wurde der Schaulust jener Genüge getan, die vom lateinischen Dialog nichts verstanden. Übrigens wußten die Jesuiten, die zuerst den schüchternen Versuchen der Schulen bei St. Stephan und den Schotten, das Deutsche auch von der Bühne herab zu gebrauchen, unerbittlich den Garaus gemacht hatten, später selbst von diesem Mittel allgemeinere Wirkungen zu erzielen, trefflich Nutzen zu ziehen. „Eine seiner Komödien war erbaulicher als hundert Predigten

rühmt die Biographie des P. Jakob Biedermann, der zu den fruchtbarsten dramatischen Talenten des Wiener Jesuitenkollegiums gehörte.

Es ist erstaunlich, wie diese Männer der klösterlichen Zucht und Weltentsagung sich jedes Kniffes der schwierigsten aller Organisationen, der Theaterleitung, zu bedienen wußten. Es ist dies nur durch praktisches Studium an den gleichzeitigen französischen und italienischen Bühnen zu erklären, denn sonst wo gab es in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kaum dafür Vorbilder, am wenigsten war diese Schulung aber in Wien zu erlangen. In ihrem Theatersaal gab es, da er mit großen Kosten eingerichtet war, mechanische Behelfe und Maschinerien aller Art, Flugmaschinen, Versenkungen, bewegliche Wolken, eine Hinterbühne für Schlachtenszenen, auf welcher sogar Seekämpfe dargestellt werden konnten.

Mit besonderem Glanz wußten die klugen Patres die kriegerischen Szenen auszustatten, die ja stets Gefallen wecken, besonders in Zeiten, wo nicht bloß „weit in der Türkei die Völker aufeinander schlugen", sondern dies häufig in sehr unliebsamer Nähe geschah. Da gab es blinkende Rüstungen, blitzende Schwerter, gut gestellte Kampfszenen, sogar Pferde brachte man auf die Bühne, ein Effekt, der auch heute noch unwiderstehlich wirkt. Daß man zu solchen Schaustücken einer zahlreichen Komparserie bedurfte, ist natürlich; an dem Menschenmaterial gebrach es den frommen Vätern nicht, da sie über die tausend Schüler ihrer Kollegien und lateinischen Schulen geboten, die sie sogar für Ballette zu drillen wußten. Im Sommer benützte man, auch als der Saal schon bestand, noch hie und da den großen Hof zu den Vorstellungen und ein besonderes Gaudium des Publikums bildete es, wenn die Szene wechselte, einzelne Akte im Hof, andere im Saal spielten, so daß sich die Schauspieler mit den Zuschauern in einer Art Prozession auf den neuen Schauplatz begeben mußten.

Der Saal soll 3000 Personen gefaßt haben, eine kaum glaubliche Angabe, selbst wenn man für den Zuschauerraum das System der Häringspresse angewendet haben sollte. Die Bestreitung der ziemlich hohen Kosten dieser nicht allzu häufigen Vorstellungen läßt sich kaum ohne sehr erhebliche Zuschüsse des Hofes denken. Daß ein Eintrittsgeld verlangt wurde, läßt sich nicht nachweisen und es würde das auch nicht zur klugen Taktik der Patres Jesuiten passen, die ja in ihrer Bühne nur ein Mittel sich beliebt zu machen sahen.

Diesem Bestreben, sich der Geschmacksrichtung und den Wünschen des Publikums anzubequemen, entsprach es, daß man um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts von der Alleinherrschaft der lateinischen Sprache absah. Man folgte dabei freilich jenen Spuren, die schon Ehren-Schmälzel einschlug, wenn er in seine biblischen Dramen komische Episoden oder Personen einschob. Denn daran hielt man fest, daß das eigentliche Stück mit seinen Haupt- und Staatsaktionen lateinisch gesprochen wurde, nur die komischen Intermezzos, gewissermaßen die eingeschobenen Satyrspiele, brauchten die deutsche Sprache und fast ausnahmslos in einem Dialekt, der an Derbheit des Ausdruckes kaum überboten werden konnte. Fast scheint es, als hätten die Jesuiten auch den Wettkampf mit dem damals auf der Wiener Bühne auftauchenden Hanswurst aufnehmen wollen und in einigen Stücken brachten sie ihn wirklich auf ihr Theater. Aber der urwüchsige, aus dem Volk geborene und durch dessen Geist frisch erhaltene Bursche erwies sich seinem geistlichen Nebenbuhler weit überlegen. Seine Derbheit ließ sich nachahmen, das aber, was er von der Straße einsog und in lebendiger Weise jeden Tag neu auf der Bühne gestaltete, konnten die Jesuitenschüler dieser urwüchsigen Figur nicht geben. Indessen mag es immerhin ein seltsamer Genuß gewesen sein, Hanswurst seine ungehobelten, ja sogar oft unflätigen Scherze auf dem Theater der frommen Väter treiben zu sehen.

Es ist dem heutigen Geschmack kaum faßlich, mit welchen platten Derbheiten die späteren Dramatiker der Jesuiten diese deutschen Einschübe der lateinischen Komödien füllten. Viel bedenklicher ist es noch, daß solche Späße, die meist nur auf der Derbheit des Ausdruckes beruhten, auch in Stücken vorkommen, welche biblische Stoffe bearbeiten. In dieser Beziehung übertreffen die Dramatiker der Jesuiten an Ungeniertheit noch weit alle früheren deutschen Autoren. So heißt es in einem Stück, das den Sündenfall behandelt:

„Blitz! üble Zeitung! Der Apfel ist g'fressen,
Die Everl, die hat sich die Goschen verbrennt!"

Doch auch das ist schließlich noch harmlos und nur auf das Kerbholz des Zeitgeschmackes zu schreiben. Wahrhaft befremdlich muß es aber erscheinen, cken, welche von geistlichen Autoren geschrieben und von deren Schülern dargestellt wurden, gewagte Situationen und Wendungen im Dialog vorkommen, welchen man eigentlich eine unverdiente Ehre erweist, wenn man sie zweideutig nennt, denn sie lassen meist nur eine ziemlich unsaubere Deutung zu.

Unzweifelhaft kamen die frommen Patres auch mit der Benützung solcher starker Reizmittel nur der Geschmacksrichtung des Publikums nach, das gewürztere dramatische Kost verlangte. Gingen sie doch, um den Zulauf zu ihren Vorstellungen zu erhalten, sogar soweit, nach diesen ganz annehmbare Gastereien zu veranstalten. Aber all diese Mittel verfingen nicht mehr; die Glanzperiode des Jesuitentheaters, die etwa von 1650 bis 1700 währte, verblich immer mehr. Der Hauptgrund lag wohl darin, daß ihm nachgerade eine doppelte Konkurrenz entstand; die höchsten und exklusiven Kreise fanden mehr Gefallen in der zu vollem Glanz entfalteten italienischen Oper, für deren Ausstattung eine von echten Künstlern beeinflußte Pracht aufgeboten wurde, mit welcher auch die gut ausgestattete Bühne im Kollegium am Hof nicht mehr wetteifern konnte. Die bürgerlichen Kreise zogen aber bald die Späße des echten Hanswurstes vor, deren Derbheit wenigstens den Erdgeruch des heimischen Bodens trug und nicht in einer Einkleidung von hochtrabendem Schwulst und ekstatischer Verzücktheit erkauft werden mußte. Übrigens fehlte es auch nicht an gewichtigen Stimmen, selbst aus geistlichen Kreisen, welche auf die Auswüchse des Jesuitentheaters hinwiesen. Langsam verblich der Glanz des Theaters am Hof und als 1749 die Universitätsreform Maria Theresias den maßgebenden Einfluß der Jesuiten auf die Hochschule beseitigte, erlosch er ganz, 1754 fand die letzte Vorstellung statt. Die Dekorationen und Requisiten gingen in das Eigentum des Hofes über, der damit ein geplantes, aber nicht zur Ausführung gekommenes Theater in der Favorita ausstatten wollte.

Von den nur für einen ganz exklusiven Kreis bestimmten Opernvorstellungen am kaiserlichen Hof wurde schon an anderer Stelle gesprochen, wenden wir uns nun der Entwicklung der Volksbühne in Wien zu. Wenn die ersten Anfänge des Theaterwesens sich an den Kultus schlossen, so stand später eine andere Wissenschaft bei dessen weiterer Entwicklung zu Gevatter. Es war dies die Medizin, allerdings in den weitaus meisten Fällen eine solche von sehr fraglicher Art, die ganz nach der Weise des noch heute in deutschen Faschingsbräuchen verherrlichten Doktors Eisenbart praktiziert wurde. Schon gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts tauchten auf Jahrmärkten und in Städten jene wandernden Quacksalber auf, die sich einen volltönenden gelehrten Titel beilegten und von ihrem Brettergerüste herab mit großer Beredsamkeit die Wunderkraft der Heilmittel priesen, die alle möglichen Gebreste unfehlbar beheben. Wenn die Suade des Prinzipals versagte oder nicht packend genug auf das Publikum wirkte, trat der Knecht des Arztes ein, der dem großen Geschlechte

der „Schalksnarren“ angehörte und mit derber Rede, handgreiflichen Späßen, die sich sogar oft gegen den Prinzipal kehrten, die gaffende und lachende Menge zum Kauf der Arzneimittel zu bewegen suchte oder Patienten gewann. Dieser Diener war es, der die Brücke von der Medizin zur Burleske schlug und der zugleich in seiner Mischung von Verschmitztheit und ungeschlachter Derbheit einer der Vorläufer Hanswursts ist. Aus den Anreden und Kapriolen dieses Dieners entstanden endlich ganze szenische Darstellungen, an welchen auch der Prinzipal selbst und noch andere Personen mitwirkten.

Pater Abraham a Sancta Clara, der im allgemeinen ein scharfer Gegner des Theaters ist, gibt uns eine lebendige Schilderung des Treibens solcher fahrender Ärzte. „Mir ist jederzeit wohl bekannt,“ sagt der humorvolle Prediger, „daß bey denen Jahr-Märckten gleich Anfangs die Arzten, Marckt-schreyer und Quacksalber mit ihren Schalcks-Narren sich auf denen Schau-Bühnen und Theatern einfinden. Erstlich hangen sie beede Gemälde des Galeni und Hypocratis, item dem Lucas seinen Vogel (so ein Ochs ist) samt etlichen alten Bildnussen von Kräutern und Wurzeln neben der Bühne auff. Der Scharletan oder Pickelhäring, das Volk herzulocken, macht allerhand Possen, Rund- und Bundsprünge; Nebst diesen tritt öffters ein schönes Frauenzimmer aus einer Scene heraus auff das Theatrum; hat allerley Schattier-Flecklein in dem Angesicht, einen weiten und breiten Raiff- oder Strick-Rock, fängt sodann mit dem Harlekin oder Pickelhäring verschiedene lustige Discurs an, so spreitzen alle Umstehenden die Mäuler auff und lachen ihnen die Haut voll. Wenn nun die Comedie vorbei und der gantze Platz mit Zuschauern erfüllt, da kommt der Arzt auff die Schaubühne.“ Er zeigt seine Diplome mit vielen Siegeln vor, erzählt von seinen Wunderkuren in fremden Landen, nennt sich den Leibmedicus des Groß-Moguls und anderer mächtiger Fürsten und preist mit großem Schwulst seine Elixiere, Mixturen, Pulverlein und Salben, vor welchen kein Gebreste was immer einer Art bestehen kann, erbietet sich auch zum Zahnbrechen, Schröpfen und Aderlassen. Die Zuschauer gaffen, verstehen seine halbgelehrte Rede aber nicht und verlaufen sich langsam. „Sobald aber wieder der Narr kommt,“ fährt Pater Abraham drastisch fort, „da laufft Jedermann zu: Eben dieser Narr verachtet seinen eigenen Herrn, schwätzet den Umstehenden ein Pulverl Juck Juck ein und überkommt weit mehr Kauffer als der Herr selbsten.“

Natürlich waren die „Buchärzte“ diesen Marktschreiern spinnefeind, die sie ziemlich subtil als „empirici“ und „circumforanei medici“ bezeichneten, ungefähr wie man heute achselzuckend von den „Naturheil-Ärzten“ spricht. Die Universität Wien kehrt sich schon 1550 sehr energisch gegen die Quacksalber und setzt es auch durch, daß sich diese, bevor sie ihre Bude aufschlagen durften, einer Prüfung unterziehen mußten. Aber gerade die Doppelnatur dieser Buden als Belustigungsorte und Heilstätten erleichterte die Umgehung aller dieser Maß-regeln, so daß wir in Wien auf dem Hohen Markt, dem Judenplatz, dem Neuen Markt, besonders aber auf der Freiung solche Quacksalberbuden, in welchen auch Pikelhäring und Hanswurst ihr Wesen trieben, noch weit in das achtzehnte Jahrhundert hinein finden (Bild S. 193). Unsere Abbildung zeigt links das Palais Harrach so ziemlich in jener Gestalt, die es noch heute hat; am Ausgang der Herrengasse steht das Palais Daun, jetzt Graf Kinsky, anstoßend das Palais Lamberg, das später in den Besitz des Staates kam und jetzt durch einen Neubau ersetzt ist. An der Schottenkirche ist die während der Belagerung von 1683 arg beschädigte Façade offenbar noch nicht hergestellt. Auf dem Platz aber hat mitten zwischen Höckerinnen und „Bratlbratern“, wo man Würstchen, Fleisch und Backwerk frisch aus der Pfanne bekam, ein Quack-

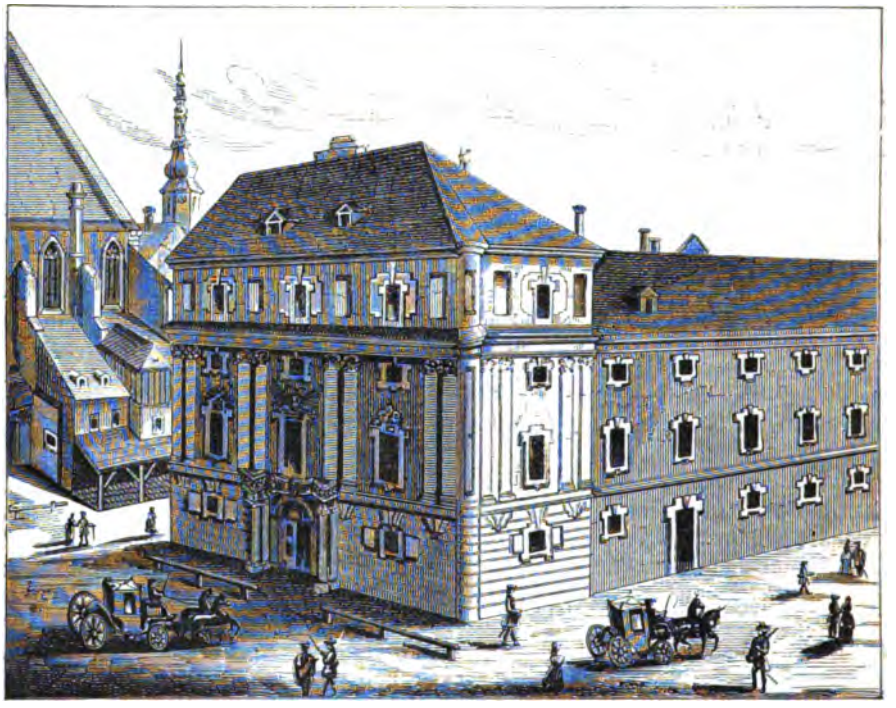
salber seine Bude aufgeschlagen, auf welcher Hanswurst mit der Pritsche seine Späße machte.

In der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts fanden sich zuerst selten, dann immer häufiger deutsche Wandertruppen in Wien ein, welche zum Teil die nach den Zeitbedürfnissen zugestutzten alten Fastnachtsschwänke darstellten, teils der extemporierten Komödie, die dann in Wien zu so üppiger Entfaltung kam, die Bahn brachen. Was sie boten, war Spaß der derbsten, oft sogar etwas unflätigen Art; Prügelszenen, häuslicher Zwist und Weiberzank, die Tölpeleien eines ungeschickten Dieners, die List eines verliebten Mädchens, Alltagsvorgänge, wie sie jeder kannte und erlebte — darum drehten sich diese Schwänke, die wohl kaum zweimal in ganz der gleichen Form von dem wackelnden Podium herab dem entzückten Publikum geboten wurden. Aber nicht allein die unteren Stände, die nun endlich auch zu ihrem Recht kamen und das Leben, das sie kannten und selbst lebten, endlich auf der Bühne bewundern und belachen konnten, auch die vornehmen Herrschaften ergötzten sich an den urwüchsigen Späßen Hanswursts, hinter welchen ihr ästhetischer Spürsinn nach soviel hohlem Pathos doch lebenswarm pulsierende Wirklichkeit witterte. Wenn man um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sich in die Brust warf und eine ästhetische Heldentat vollbracht zu haben glaubte, weil man Hanswurst von der Bühne vertrieb und ihn totgeschlagen zu haben wähnte, so war das ein Irrtum. Der pfiffige Spitzbube lachte die Großsprecher aus, er machte von seiner Verwandlungskunst Gebrauch, schlüpfte in ein anderes Kleid und erschien sofort wieder vor dem entzückten Publikum. Hanswurst ist ein Kind des echten Volkshumors und darum — Gott sei Dank! — unsterblich. Gerade in Wien lebte er nach seinem Tode in den verschiedensten Metamorphosen wieder auf: Bernardon, Thaddädl, Kasperl, Staberl und noch so manche Figur unserer Volksbühne sind nur verschiedene Formen für den alten lieben Lustigmacher Hanswurst.

Auf schwankem Brettergerüst, wenn es hoch kam, in einer hölzernen Hütte. im Schoppen eines Einkehrwirtshauses war die Hanswurstbühne aufgeschlagen, Es war ein gewaltiger Fortschritt zum Besseren, als es möglich wurde, die Vorstellungen in den „Ballhäusern" abzuhalten, deren es neben einem vom Hof errichteten mehrere von Privaten unterhaltene in Wien gab, in welchen das als Leibesübung allgemein beliebte und zu einer Art Kunst ausgebildete Ballspiel betrieben wurde. Das erste kaiserliche Ballhaus stand gegen den Michaelerplatz zu an der Stelle, wo 1741 das Burgtheater erbaut wurde. Als Ersatz dafür errichtete man das nun auch verschwundene Ballhaus auf dem gleichnamigen Platz vor dem ehemaligen spanischen Hofspital. Privatballhäuser gab es mehrere in Wien; von vornehmen Kreisen besucht war das Boyersche in der Himmelpfortgasse, das erst um 1705 bei Erbauung des Eugenschen Palastes (heute Finanzministerium) verschwand; außerdem gab es noch Ballhäuser im „Ballgässel", das seinen Namen davon hat, in der Teinfaltstraße u. s. w.

Lag nun auch ein gewisser Fortschritt in dem Unterkommen der Wanderbühnen in solchen Ballhäusern, so war doch die szenische Einrichtung noch immer die denkbarst einfache, ja in der Tat kümmerlich zu nennen. Nach einer erhaltenen Beschreibung bestand die Bühne aus einem mäßig erhöhten Podium, das gegen den Zuschauerraum durch einen schmucklosen Vorhang abgeschlossen war. Aber auch die Bühne selbst war in ihrer Tiefe durch einen zweiten Vorhang in zwei verschieden große Abteilungen getrennt. Der vordere schmälere war für Szenen, die auf der Gasse spielten oder in welchen nur wenige Personen vorkamen, bestimmt. Sollte der Bühnenraum einen Palast oder Wald vorstellen oder waren mehrere Personen zugleich tätig, so öffnete sich der zweite

Vorhang in der Mitte und ließ auch die Hinterbühne erblicken. Folgten zwei in verschiedenen Räumen spielende Szenen, so gingen einfach die Schauspieler auf der einen Seite ab, um auf der anderen wieder zu erscheinen und im Zuschauer die Illusion eines Wechsels der Szene zu erwecken. Wunderlich ist es nur, daß gleichzeitig die Opernvorstellungen bei Hof eine Prachtentfaltung zeigten, die selbst von dem mit allen Errungenschaften der Maschinen- und Beleuchtungstechnik unserer Zeit ausgestatteten Theater nicht mehr erreicht wird, und daß auch die Bühne des Jesuitenkollegiums ganz Respektables im Ausstattungswesen leistete. Da wir nun wissen, daß die Vorstellungen dieser aller szenischen Hilfsmittel entbehrenden Wanderbühnen so viel Zuspruch fanden, daß



Das älteste Kärntnertortheater. (S. 203.)

trotz allem Widerstreben die Einführung eines ständigen Theaters für die bürgerlichen Kreise unabweisbar wurde, so drängt sich die Frage auf, ob nicht doch der rein dramatische Eindruck jener schmucklosen Bühne ein tieferer und nachhaltigerer gewesen sein muß, als auf jenen anderen mit allem Bei- und Nebenwerk, mit Pomp und Prunk ausgestatteten Theatern.

Von Musik war meist keine Rede, die Beleuchtung erzielte nur ein Halbdunkel und war auf die einfachste Weise hergestellt. Ein Blechreif hing an einem Strick von der Decke herab, er trug in blechernen Hülsen steckende Talglichter. Wenn es so ausging, ließ in den Zwischenakten ein Diener den Reif herab, um die Lichter zu putzen. War das nicht möglich, so wurde es immer finsterer oder man mußte auch während des Spieles die mächtig qualmenden Schnuppen der Talgkerzen entfernen lassen. Nächst der Bühne waren als eine [illegible]n Parterre Bankreihen aufgestellt, die von Bürgern, Handwerkern,

Hofbedienſteten mit ihren Frauen eingenommen wurden, dahinter ſtanden noch unanſehnlichere Leute, Soldaten, Gehilfen, Dienſtboten. Im Hintergrunde bildeten Tribünen mit durchlaufenden Sitzen den Raum für die „Nobilität“, die Adeligen und Perſonen in Amt und Würden. Die Eintrittspreiſe waren äußerſt beſcheiden; ſie betrugen um 1700 für die beſten Plätze einen „Siebzehner“, fielen aber bis zu einigen Kreuzern. Die Vorſtellungen begannen in

Hanswurſts Rückkehr nach Wien. (S. 207.)

der Regel um 4 Uhr nachmittags, ſie mußten aber, ſo ſchrieb die fürſorgliche Behörde vor, um längſtens 7 Uhr abends beendet ſein.

Bis in den Beginn des achtzehnten Jahrhunderts waren es durchaus Wandertruppen, die in Wien auftraten; in der Mehrzahl deutſche, aber auch italieniſche Schauſpieler kamen vor, deren Sprache damals ſehr verbreitet und als Geſellſchaftsſprache mehr in Anwendung war als das Franzöſiſche. Im Jahre 1663 ſpielten im Boyerſchen Ballhaus in der Himmelpfortgaſſe die einen großen Ruf genießenden „Innſpruckhiſchen Comoedianten“, die früher im Dienſt des 1662 verſtorbenen Erzherzogs Sigismund Franz ſtanden, nach deſſen Tod aber einen großen Teil Deutſchlands durchzogen. Wahrſcheinlich

dekret bezeugte, daß die seit 1706 im Ballhause in der Teinfaltstraße spielende „deutsche Comoediantenbanda" des Stranitzky durch ihre „exhibirten Comoedien, verschaffte gute Musik, saubere Kleider und gute Acteurs bisher von hohen und niederen Standes-Personen einen weit höheren Zulauf als die welschen Comoedianten überkommen". Als Monatspacht hatte Stranitzky im Winter 60, im Sommer 50 Gulden zu erlegen. In den Pachtvertrag war aber auch die Bedingung aufgenommen, daß die Vorstellungen „ohne alles ärgernuß um leydentliches einlaßgeld" abgehalten werden und erst damit angefangen werden solle, „bis alle Andachten, sonderlich die tägliche Litaney bey St. Stephan alhier geendiget".

Der zuerst nur für ein Jahr geltende Pachtvertrag wurde 1713 bis 1714 erneuert, nachdem Stranitzky darauf hinwies, daß er sich „durch neue Theatra vnd herbeyschaffung neuer actorn, worunter die mehristen sich vorhin in Wolffenbittl*) befunden, in grosse vncosten gestürzhet". Der Stadtrat anerkennt auch, daß er sich jedesmal aller „ehrbahrlichkeit" beflissen und seine finanziellen Verpflichtungen ordentlich erfüllt habe. Von 1717 bis 1721 stand übrigens dann Stranitzky in einem Kompagnieverhältnis mit Johann Hilverding, der aus einer alten Komödiantenfamilie stammte und seine Laufbahn als Inhaber eines Marionettentheaters begonnen hatte.

Auch Stranitzky besaß außer seiner Lizenz für das deutsche Theater eine solche für Marionettenspiele. In beiden Beziehungen machte ihm unberechtigte Konkurrenz viel zu schaffen. Als 1716 in der Leopoldstadt ein solches Puppentheater um eine Spielerlaubnis einkam, fragt der Stadtrat um die Zulässigkeit bei Stranitzky an, der sich natürlich nicht nur dagegen ausspricht, sondern überhaupt über die Winkeltheater Klage führt. So hätten sich in dem sogenannten „Blumenstock gegen Maria Hülff" (heute Stiftgasse 10) und in dem Zeiselschen Haus am Spittelberg (heute Breitegasse 20) Komödianten eingemietet, welche unter dem Vorwand von Passionsvorstellungen das ganze Jahr fort „zusamben geklaubte ärgerliche Materien gespiehlet und noch zu dato spiehlen, dabey sie aber keine andere Qualität haben, als daß theils Verständige kommen, ihre Einfalt anzusehen, theils aber und vielleicht die mehristen als liederliches Gesindel, um ihre Zoten anzuhören". Scheinheilig setzt Stranitzky bei: „Dessen wir testes oculares seynd, allermassen wir selbsten an denen tägen, alß Freytag und andern heyl. Abendt (die wir auff gebührenden Respect zu veneriren pflegen) Verstelter Ihnen zugeschauet und uns über Ihre so schändlichen reden und dardurch gebende Scandale nicht genugsamb verwundern können." Der Bescheid erfolgte auch ablehnend im Sinne von Stranitzkys Wünschen, jedoch muß dieser von 1718 bis 1722 das Kärntnertortheater mit einer italienischen Truppe des Impresario Ferd. Danese teilen.

Ob Stranitzky selbst der Verfasser der von ihm aufgeführten Stücke war, ist nicht mit völliger Sicherheit entschieden. Doch nimmt man es bezüglich sechzehn bis heute erhaltener Manuskripte an. Man darf sich jedoch darunter keine vollkommen ausgeführten Theaterstücke denken, sondern es ist nur das Szenarium und der Gang der Handlung vorgeschrieben, einzelne Kraftstellen und die Liedereinlagen sind beigefügt, im übrigen ist der eigentliche Dialog der Stegreifrede vorbehalten. Der Stoff gleicht in der Regel den üblichen Haupt- und Staatsaktionen, doch nimmt der Hanswurst schon im Titel einen breiten Raum ein und dem tragischen Hauptmotiv tritt er als Vertreter derbster Komik entgegen. Der Titel eines dieser Stücke lautet: „Die Enthaubtung des Weltberühmten

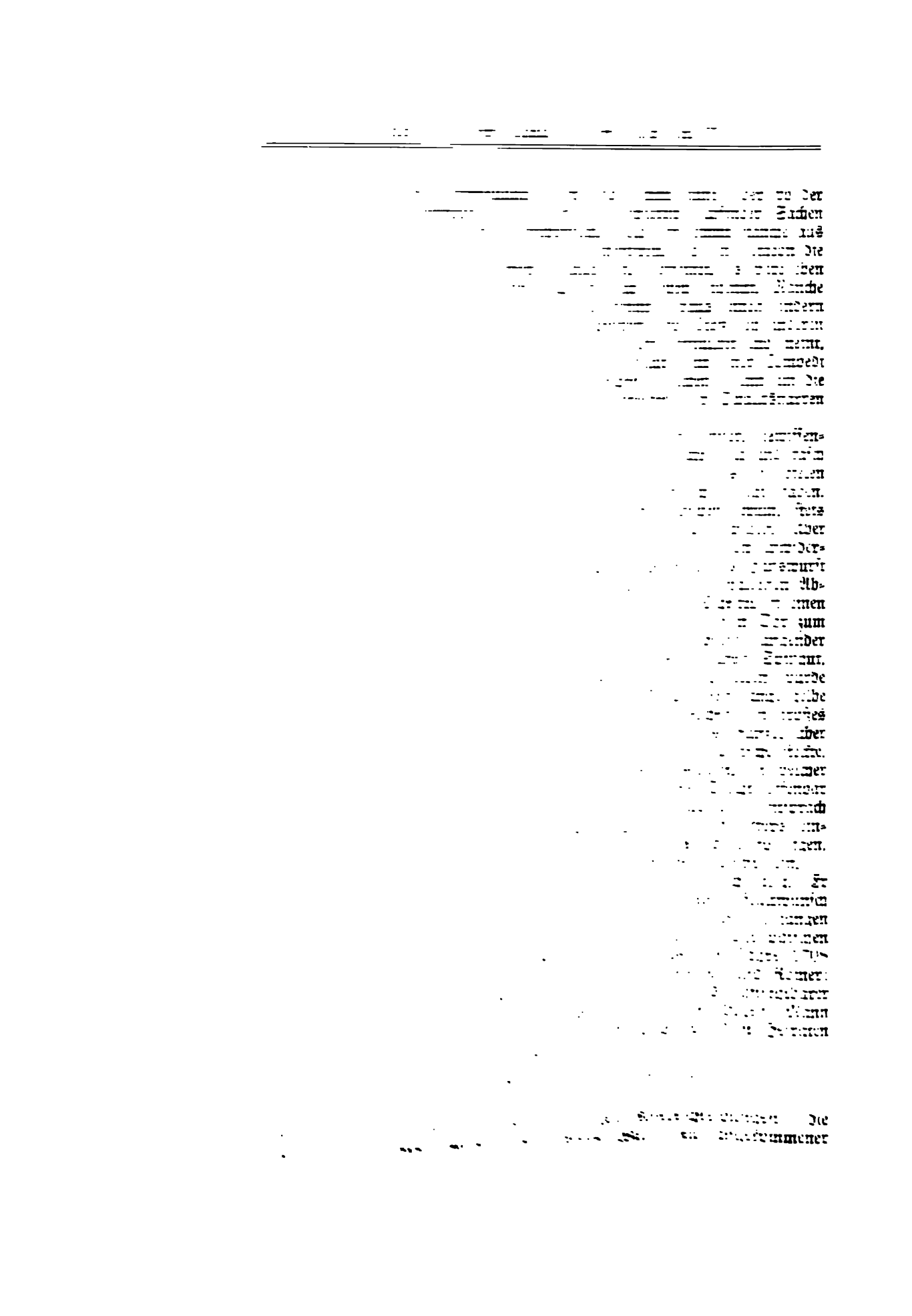
*) Dieses besondere Hervorheben von Wolfenbüttel ist wohl nur dadurch zu erklären, daß [illegible] von Braunschweig dort um 1610 das erste ständige Theater hielt.

Wohlredners Ciceronis mit Hans Wurst den selltsamen Jäger, lustigen Gallioten, verwirrten Briefträger, lächerlichen Schwimmer, übelbelohnten Botten; das Übrige wird die Action selbsten vorstehlen." Ein einziges der bekannten Stücke behandelt einen für jene Zeit modernen Stoff; es hat den Titel: „Türkisch bestrafter Hochmuth oder das 1683 von denen Türken belagerte und von denen Christen entsetzte Wien und Hanswurst die kurzweilige Salvegarde des Frauenzimmers, lächerlicher Spion und zum Tode verdammter Missethäter."

Über eine Vorstellung der Hanswurstbühne enthalten die Reisebriefe der Lady Worthley Montague einen ausführlichen Bericht. Er stammt aus dem Jahre 1716 und lautet: „Doch wenn die Opern (bei Hof) so entzückend sind, sind die Schauspiele im höchsten Grade lächerlich. Sie haben (in Wien) nur ein Schauspielhaus, das ich aus Neugierde, eine deutsche Comödie zu besehen, besuchte, zu meiner Freude gab man die Geschichte von Amphitrio. Ich war neugierig zu erfahren, was ein österreichischer Dichter daraus mache. Ich kann die Sprache genügend, um den größten Theil zu verstehen, überdieß hatte ich eine Dame mit mir, die so gütig war, mir jedes Wort zu erklären. Man nimmt für sich und seine Begleitung eine Loge, die vier Plätze faßt, der Preis ist ein Ducaten. Ich fand das Haus sehr niedrig und dunkel, aber ich gestehe, das Stück entschädigte mich für diese Mängel. Ich habe in meinem Leben nicht so viel gelacht. Es begann damit, daß Jupiter in seiner Verliebtheit aus einem Guckloch in den Wolken herabfiel und endete mit der Geburt des Hercules. Aber das lustigste war der Gebrauch, den Jupiter mit seinen Verkleidungen machte. Denn kaum war er in der Gestalt Amphitrios, sendet er nach seinem Schneider und verlangt ein Kleid, zu seinem Bankier um Geld, zu einem Juden um einen Brillantring und bestellt ein großes Diner in Amphitrios Namen; und der größte Theil der Comödie dreht sich darum, wie der arme Amphitrio von diesen Leuten wegen seiner Schulden gemartert wird. Mercur spielt Sosias in derselben Weise mit, doch konnte ich schwer dem Dichter die Freiheit verzeihen, die er sich nahm, indem er das Stück nicht nur mit unanständigen Ausdrücken, sondern mit so unfläthigen Worten belud, daß ich nicht glaube, unser gemeinstes Volk würde sie in der Kneipe dulden. Zum Überfluß ließen die beiden Sosias ihre Hosen fein säuberlich herab, unmittelbar vor den Logen, die voll waren von Leuten allerhöchsten Ranges, welche sehr entzückt schienen über die Unterhaltung und mich versicherten, daß das ein berühmtes Stück sei."

Der Hanswurst Gottfried Prehauser.
(S. 208.)

Auch Pater Abraham a Sancta Clara geht mit der Hanswurstkomödie scharf in das Gericht, wenn er im „Centifolium stultorum" sagt: „Es seynd zwar die Comoedien ins gemein nicht zu verwerffen, alß



Passagier aus dem Affen-Schlaraffen- und Wurmlande". Sie sind von außerordentlicher Seltenheit und in den Wiener Sammlungen nur in vortrefflichen Faksimiledrucken, die auf Veranlassung der Generalintendanz der Hoftheater nach dem in Berlin vorhandenen Exemplar angefertigt wurden. Sie sind voll der tollsten Reiseabenteuer, die Hanswurst nach alten Mustern erlebt haben will. Schließlich kommt er wieder nach Wien zurück, worüber es heißt: „Verwunderte mich über die Pracht der Gebäuen, über den Zulauf des Volks, meistens aber über die ausbündige Höflichkeit des großen Adels, ich dachte bey mir selbsten, Wien ist doch die Fürstin der Teutschen Pracht, die Nährmutter Großmechtigster Monarchen, die Vormauer der Christenheit, die Cron der Europäischen Städte, der Schauplatz aller Seltsamkeiten, man mag alle Länder- und Reißbeschreibungen durchgründen, so wird Niemand was Bessers als Wien darinn finden. Zu Wien gibt es allerhand Neue Sachen, bald etwas zu weinen, bald wieder etwas zu lachen, in denen Gewölbern sieht man die kostbahristen Waaren, auf der Gasse die propresten Wägen herfahren, darinnen sitzen in schönster Zier, die vornehmsten Damen und Cavalier, die Kellner lauffen in Wirths-Häusern die Stiegen auf und ab, seynd gantz behend und flüchtig, im Aufschreiben und Zechmachen gantz richtig, was man nur thut begehrn, das bringen sie von Hertzen gern, mit lauter Reverentzen tragen die Brätt, Vögel und Fisch nach Verlangen auf den Tisch, da heißt es: Was beliebt? was schafft der Herr, ein paar saubere Carmienadl und sonsten was mehr? Die Inwohner zu Wien seynd höflich und fein, nit anderst als die in Schlaraffenland seyn." Das letzte Bild stellt die Rückkunft Hanswursts nach Wien vor und hat die Überschrift: „Hannß Wurst langet zu Wienn an, kommt ungefehr in das Comoedi Hauß, suchet Dienst, wird von daselbstiger Bande als ein Baur auff- und angenommen und beschließet seine Reyß." Das Bild (S. 201) zeigt einen Herrscher oder Helden in römischer Theatertracht, vor dem sich Stranitzky-Hanswurst tief verbeugt. Die Unterschrift lautet:

„Viel Orth hab ich durchreißt, in Wien will ich verbleiben,
Ich bitt mein Herr laßt mich in eure Bande schreiben."

Das letzte unstreitig von Stranitzky stammende Neujahrsbüchlein sind die 1721 erschienenen „Hannß Wursts Vermischte Gedanken über die vier Jahreszeiten". Es werden ihm noch mehr Schriften zugeschrieben, wie z. B. der ohne Datum erschienene „Listig und zugleich lustiger Glieder Krieg des Menschlichen Leibs", ein Machwerk von kaum zu überbietender Derbheit, und die bekannte Schnurrensammlung „Olla potrida des durchtriebenen Fuchsmundi", doch wird von tüchtigen Literarhistorikern die Autorschaft Stranitzkys angefochten.

Wenn man auch seine literarischen Leistungen so nieder anschlägt, als sie es verdienen und ihn auch als Dramatiker und Darsteller nicht sehr hoch einschätzen will, so hat Stranitzky doch das unbestreitbare Verdienst, dem deutschen Theater im Hanswurst eine stehende Rolle von großer volkstümlicher Wirksamkeit gegeben und ihm eine bleibende Stätte in Wien gesichert zu haben. Trotz allem ästhetischen Nasenrümpfen wird man stets den Stammbaum des Volksstückes auf Hanswurst zurückführen müssen.

Stranitzky erwarb in verhältnismäßig kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen, das aus dem erst vor etwa 20 Jahren demolierten „Hanswursten-Haus" am Salzgries, einem Haus in Gumpendorf und nicht unbeträchtlichem Kapital bestand. Als Universalerbin setzte er seine Gattin Maria Monika ein; von seinen zahlreichen Kindern hat ein Sohn die väterliche Laufbahn als Zahnarzt eingeschlagen, der Bühne aber widmete sich keines. Im Alter von 50 Jahren starb Stranitzky am 19. Mai 1726. Das Wiener Diarium, das ihn nur als

man öffter viel zu seiner Aufferbauung sehen und lernen kann; Aber wo der Hanß Wurst stets dreinschneizt oder wider die Erbarkeit lauffender Sachen präsentiret werden, die seyn nicht verantwortlich. Wie offt kommt manche aus der Comoedie, wo sie gesehen hat die Diana präsentiren, die den Actaeon die Hörner aufgesetzt und zu einen Hirschen gemacht hat, vermeinet, es wäre eben so unrecht nicht, wenn sie ihren Mann auch ein paar Gewey anhenckt. Manche sieht die Comödie von widerwilligen Arzten und nimmt daraus keinen andern Nutzen, als wie sie auch ihren Mann eins anhencken und Stöß bey anderen anfrimen möge. Manche sieht die Ancos der beste Arzt intituliret und meint, sie darf sich ebenso närrisch geberden wie diese und macht statt einer Comoedi eine Kuhmedi .... Dreyerley Leuth bringen manchen ehrlichen Mann um die rechte Zeit; nemblich die Comoedianten, die Bossenreißer oder Schalcksnarren und die Marktschreyer oder Zahnbrecher."

Übrigens war Stranitzky im bürgerlichen Leben ein ernster, gewissenhafter Mann, ein tüchtiger Hausvater, der das Seine zu Rate hielt und rasch zu Wohlstand kam. Im gewöhnlichen Verkehr soll er, wie dies bei vielen Komikern vorkommt, von verschlossenem, mürrischem Wesen sich gezeigt haben. Grübelnd trieb er sich auf den Straßen und unter den Menschen herum, stets beobachtend, um neue Züge für seine Bühnendarstellungen zu erhaschen. Über diese selbst haben wir fast keine direkten Berichte, außer daß sie von unwiderstehlicher Komik gewesen sein sollen. Die äußere Erscheinung des Hanswurst Stranitzky stimmt in den Schilderungen so ziemlich mit den erhaltenen Abbildungen überein. Besonders charakteristisch war das auf dem Scheitel in einen Schopf nach oben gebundene Haar, wozu ein schwarzer, von einem Ohr zum anderen reichender, das Kinn bedeckender Bart und ein nach abwärts hängender kleiner Schnurrbart kam. Die Kleidung bestand aus einem grünen Spitzhut, einer offenen Jacke, die am Hals mit einem großen Knopf festgehalten wurde und über die eine handbreite, gefaltete Halskrause fiel. Dazu kamen lange gelbe Beinkleider und unter der Jacke ein roter Brustfleck, auf welchen ein großes Herz mit den Buchstaben H. W. gestickt war. Ein wurstförmiges Ränzel über der Schulter, ein Ledergürtel, in welchem die säbelförmige Holzpritsche steckte, das war Stranitzkys Ausstattung für die Rolle des Hanswurst, in welcher sie auch von seinen Nachfolgern gespielt wurde. Es war diese Tracht offenbar aus verschiedenen nationalen Zügen zusammengesetzt; die Hauptsache entsprach der Kleidung salzburgischer Bauern, als welcher sich Stranitzky öfters einführt, die Pritsche und der große Knopf am Hals sind dem Arlechino eigen, der Haarschopf aber dürfte den Clowns der englischen Bühne entlehnt sein.

Stranitzky war in einer bestimmten Richtung auch literarisch tätig. Er schuf nämlich kleine lustige Büchlein, die er mit einem gereimten Glückwunsch zu Neujahr an seine Gönner versendete. Manche dürften verloren gegangen sein, aber auch die noch vorhandenen zählen zu den großen bibliographischen Seltenheiten. Das erste bekannte dieser Werkchen stammt aus dem Jahre 1708 und ist ein vergleichender Kalender aus der Mythologie der Griechen und Römer; im Jahre 1713 erschien: „Hanß Wursts lächerlich curieuser und ohnfehlbarer Calender", welcher Gespräche zwischen Hanswurst und einem klugen Mann Wahrmund enthält, welch letzterer Hanswurst eindringlich vor dem Heiraten warnt und mit dem Dezembervers schließt:

„Der so ihm nimbt ein Weib, ist glücklich, wenns gerath,
Doch weit glückseel'ger ist der, welcher keine hat."

Im Jahre 1717 erschien die erste der „lustigen Reisebeschreibungen", die 1719 bis 1720 fortgesetzt wurden als „Hannß Wurst neu angekommener

Passagier aus dem Affen-Schlaraffen- und Wurmlande". Sie sind von außerordentlicher Seltenheit und in den Wiener Sammlungen nur in vortrefflichen Faksimiledrucken, die auf Veranlassung der Generalintendanz der Hoftheater nach dem in Berlin vorhandenen Exemplar angefertigt wurden. Sie sind voll der tollsten Reiseabenteuer, die Hanswurst nach alten Mustern erlebt haben will. Schließlich kommt er wieder nach Wien zurück, worüber es heißt: „Verwunderte mich über die Pracht der Gebäuen, über den Zulauf des Volks, meistens aber über die ausbündige Höflichkeit des großen Adels, ich dachte bey mir selbsten, Wien ist doch die Fürstin der Teutschen Pracht, die Nährmutter Großmechtigster Monarchen, die Vormauer der Christenheit, die Cron der Europäischen Städte, der Schauplatz aller Seltsamkeiten, man mag alle Länder- und Reißbeschreibungen durchgründen, so wird Niemand was Bessers als Wien darinn finden. Zu Wien gibt es allerhand Neue Sachen, bald etwas zu weinen, bald wieder etwas zu lachen, in denen Gewölbern sieht man die kostbahristen Waaren, auf der Gasse die propresten Wägen herfahren, darinnen sitzen in schönster Zier, die vornehmsten Damen und Cavalier, die Kellner lauffen in Wirths-Häusern die Stiegen auf und ab, seynd gantz behend und flüchtig, im Aufschreiben und Zechmachen gantz richtig, was man nur thut begehrn, das bringen sie von Hertzen gern, mit lauter Reverentzen tragen die Brätt, Vögel und Fisch nach Verlangen auf den Tisch, da heißt es: Was beliebt? was schafft der Herr, ein paar saubere Carmienadl und sonsten was mehr? Die Inwohner zu Wien seynd höflich und fein, nit anderst als die in Schlaraffenland seyn." Das letzte Bild stellt die Rückkunft Hanswursts nach Wien vor und hat die Überschrift: „Hannß Wurst langet zu Wienn an, kommt ungefehr in das Comoedi Hauß, suchet Dienst, wird von daselbstiger Bande als ein Baur auff- und angenommen und beschließet seine Reyß." Das Bild (S. 201) zeigt einen Herrscher oder Helden in römischer Theatertracht, vor dem sich Stranitzky-Hanswurst tief verbeugt. Die Unterschrift lautet:

„Viel Orth hab ich durchreißt, in Wien will ich verbleiben,
Ich bitt mein Herr laßt mich in eure Bande schreiben."

Das letzte unstreitig von Stranitzky stammende Neujahrsbüchlein sind die 1721 erschienenen „Hannß Wursts Vermischte Gedanken über die vier Jahreszeiten". Es werden ihm noch mehr Schriften zugeschrieben, wie z. B. der ohne Datum erschienene „Listig und zugleich lustiger Glieder Krieg des Menschlichen Leibs", ein Machwerk von kaum zu überbietender Derbheit, und die bekannte Schnurrensammlung „Olla potrida des durchtriebenen Fluchsmundi", doch wird von tüchtigen Literarhistorikern die Autorschaft Stranitzkys angefochten.

Wenn man auch seine literarischen Leistungen so nieder anschlägt, als sie es verdienen und ihn auch als Dramatiker und Darsteller nicht sehr hoch einschätzen will, so hat Stranitzky doch das unbestreitbare Verdienst, dem deutschen Theater im Hanswurst eine stehende Rolle von großer volkstümlicher Wirksamkeit gegeben und ihm eine bleibende Stätte in Wien gesichert zu haben. Trotz allem ästhetischen Nasenrümpfen wird man stets den Stammbaum des Volksstückes auf Hanswurst zurückführen müssen.

Stranitzky erwarb in verhältnismäßig kurzer Zeit ein ansehnliches Vermögen, das aus dem erst vor etwa 20 Jahren demolierten „Hanswursten-Haus" am Salzgries, einem Haus in Gumpendorf und nicht unbeträchtlichem Kapital bestand. Als Universalerbin setzte er seine Gattin Maria Monika ein; von seinen zahlreichen Kindern hat ein Sohn die väterliche Laufbahn als Zahnarzt eingeschlagen, der Bühne aber widmete sich keines. Im Alter von 50 Jahren starb Stranitzky am 19. Mai 1726. Das Wiener Diarium, das ihn nur als

„Bürger und Kayſ. Hoff Zahn und Mundartzt" anführt, gibt als Todesurſache „innerlichen Brand" an.

Als ſeinem Arm die hölzerne Pritſche, das Szepter des Hanswurſt, entſank, ſtreckte ſich ſchon eine würdige Hand aus, um es in Ehren weiter zu führen. Eine Anekdote erzählt, daß Stranitzky, als er ſchon von Krankheit erfaßt, zum letzten Male auftrat, vor dem Publikum von ſeinem nahen Tod geſprochen und für ſeinen Nachfolger in der Rolle des Hanswurſt, den er zugleich vorſtellte, die Gunſt erbeten habe, die man ihm bewies. Doch man blieb kalt und kein ermunternder Zuruf ſcholl auf die Bühne herüber. Da fiel der damals 27 Jahre alte Prehauſer, der zweite große Repräſentant des Hanswurſt

Das alte Burgtheater. (S. 211.)

(Bild S. 205) in Wien, auf die Knie nieder und flehte mit gefalteten Händen: „Bitte, lachen Sie doch über mich!" in ſo urkomiſcher Weiſe, daß helles Gelächter und lauter Beifall das Haus erfüllte.

Gottfried Prehauſer war am 8. November 1699 im Dreilauferhaus am Kohlmarkt geboren. Er ſtammte aus ſo ärmlichen Verhältniſſen, daß er noch als Knabe einige Schauſpieler der Stranitzkyſchen Truppe bediente, mit 17 Jahren aber das Leben eines wandernden Schauſpielers begann. Zuerſt ſpielte er ernſte Rollen, ging aber bald zur Komik über und trat ſchon in Salzburg als Hanswurſt auf, den er, 1725 nach Wien zurückgekehrt, neben Stranitzky ſpielte und nach deſſen Tod zur höchſten Vollendung brachte, indem er ihn, ohne den Grundcharakter zu ändern, doch auf eine höhere künſtleriſche Stufe hob. Ohne Zweifel überragte Prehauſer als Schauſpieler ſeinen Stranitzky weitaus. In das Lob ſeiner Komik, die der ſtehenden

Rolle des Hanswursts immer neue Nuancen zu entlocken wußte, stimmten selbst seine Gegner ein. Josef von Sonnenfels, den der Ehrgeiz trieb, gleich Gottsched den Hanswurst auch in Österreich zu vertreiben, sagt über Prehauser: „Unsere lustige Person ist wenigstens mehr wert, als alle Arlechine in ganz Welschland. Wo in der ganzen Welt werden Sie eine schicklichere Person finden für die niedrig-komischen Väterrollen, als Prehauser? Dieser Schauspieler verkennt sich selbst, wenn er den Beifall, den er ganz für sich zu fordern berechtigt ist, mit seiner Jacke teilt."

Nach Stranitzkys Tode führte zuerst dessen Witwe, die „Hanswurstin", den Pacht des Kärntnertortheaters bis 1728 fort, dann traten Borosini und

Zweites Kärntnertortheater. (S. 213.)

Selliers denselben an, die durch eine Reihe von Jahren sehr gute Geschäfte machten. Das alte Theater am Kärntnertor hatte um 1730 44 Logen, die je nach der Lage zwei bis drei Gulden kosteten, dem entsprechend waren die Preise der übrigen Plätze sehr mäßig, sogar bis auf einen Groschen herab. Aber auch die Bezüge der Schauspieler hielten sich weit unter dem heutigen Ausmaße. Prehauser, der doch als die erste Kraft zu bezeichnen war, bezog von 1754 ab etwa 2100 Gulden im Jahr; Kurz-Bernardon, auf welchen wir gleich zurückkommen werden, samt seiner Frau, die ebenfalls Schauspielerin war, den gleichen Betrag; Weißkern, der als ausgezeichneter Regisseur und Schauspieler wirkte, bezog nebst seiner Tochter 1500 Gulden. Dazu kommen allerdings noch die sogenannten „Accidentien", denn für gewisse mit der Rolle verbundene Anstrengungen oder Duldungen wurde eine besondere Vergütung geleistet. Für eine erhaltene Ohrfeige war ein Gulden, für einen Sprung ins Wasser 30 Kre-

für erhaltene oder gegebene Prügel gleichfalls 30 Kreuzer oder nach deren Intensität auch mehr zu entrichten. Da fast jedes Stegreifstück mit solchen Intermezzos reichlich gespickt war, machten diese Extraentlohnungen ein hübsches Sümmchen aus.

Neben Prehauser trat seit 1737 Johann Josef Felix von Kurz (geboren 22. Februar 1717) immer mehr in den Vordergrund. Er hatte ein sehr vorteilhaftes Äußere und war ein tüchtiger Sänger, konnte sich jedoch als Schauspieler nicht mit Prehauser messen. Seit er aber in einer kleinen Rolle einen verliebten täppischen Burschen „Bernardon" zum ersten Male mit großem Beifalle gespielt hatte, schuf er aus diesem neben Hanswurst den zweiten ständigen Charakter der Stegreifkomödie, der dann fast in allen Stücken vorkam. Auch Friedrich Wilhelm Weißkern, der seit 1734 der Bühne angehörte, war ein Liebling des Publikums und besonders vorzüglich in den Rollen komischer polternder Alter. Weißkern war übrigens ein sehr gebildeter vielseitiger Mann, der auch eine für seine Zeit sehr brauchbare „Topographie von Niederösterreich" schrieb.

Obwohl Prehauser am Hanswursttypus festhielt, trat dieser doch durch Jahre fast hinter dem „Bernardon" zurück. Nun mußte dieser in fast allen Stücken vorkommen. Die Haupt- und Staatsaktionen verschwanden immer mehr, aber die sehr freien Bearbeitungen französischer, italienischer und spanischer Stücke für die Zwecke der Stegreifkomödie mußten darauf Bedacht nehmen, daß auch Bernardon oder Hanswurst ihren Platz fanden. Der Titel eines echten Bernardon-Stückes lautete: „Bernardon der Spaßmacher oder der aus einem Laternenbuben durch Liebe und Spaß zum Teufel gewordene, sich in eine Schildwache verwandelnde, in Leandern sich verstellende Ehemann einer nach Kuhmist und Buttermilch riechenden Braut."

Die Theaterzettel jener Zeit waren überhaupt sehr ausführlich. Sie führten nicht nur alle Verwandlungen und vorkommenden Dekorationen an, sondern reizten auch die Neugierde des Publikums durch den Hinweis auf besonders wirksame Szenen, in welchen tüchtige Prügeleien fast nie fehlten.

Besonders beliebt waren aber die Zauberstücke, da sie Anlaß zu verblüffender Inszenierung und maschinellen Effekten boten. Natürlich war auch darin den Lieblingen des Publikums, mochte es nun Hanswurst oder Bernardon sein, ein weiter Spielraum gegönnt. Ein Theaterzettel von 1767 kündigt an: „Eine extralustige und mit den seltsamsten Intriguen versehene Bourlesque betitelt Colombine, der verstellte arglistige und doch redliche Advocat und Hannß-Wurst, der verzweifelte Recrut voller Courage und Liebe; oder die lächerlichen Thränen des trostlos verliebten Frauenzimmers bey dem fröhlichen Abmarsch der Marssöhne in die Campagne."

Den Übergang von der Stegreifkomödie zu regelmäßigen, dem Wiener Leben entnommenen Stücken bildeten die sehr häufig unterschätzten Werke Philipp Hafners, der 1731 geboren, eine kleine Beamtenstelle beim Magistrat bekleidete und 1764 leider schon starb. Auch er schrieb zuerst Szenarien für die extemporierte Komödie, auch ein Zauberstück „Die fürchterliche Hexe Megära" mit den wunderlichsten Überraschungen und Verwandlungen stammt von ihm. Bald schlug er aber, willig dem Wandel des Zeitgeschmackes folgend, eine andere Bahn ein und wendete sich dem regelmäßigen, vollkommen dialogisierten Stück zu. In diesen spielen Hanswurst und Colombine als das verschmitzte Dienerpaar noch immer eine wichtige Rolle, wie in der „Bürgerlichen Dame" und im „Burlin". Aber in Hafners Stücken tritt schon das Bestreben hervor, der Handlung eine Idee zu unterlegen und sie durch oft recht treffende Charakterisierung der Personen zu entwickeln. An Derbheiten im Ausdruck und ein-

zelnen szenischen Vorgängen fehlt es allerdings nicht, dagegen sind Hafners Stücke vollkommen frei von der früher bis über die Grenze des Verzeihlichen gepflegten Zote. Sein letztes und reifstes Werk: „Der Haus-Regent" schließt auch den Hanswurst schon aus und kann mit Fug als das erste Konversationsstück angesehen werden. Auch die urdrollige Burleske „Evakathel und Schnudi" verdient Erwähnung, die von einer starken, wenn auch derbkomischen Ader zeigt und als Parodie der Haupt- und Staatsaktionen viel besser ist als Castellis „Roderich und Kunigunde", das die Ritterstücke verspottet.

Schon um 1740 regte sich eine Opposition gegen die extemporierte Komödie, die naturgemäß den Gedankenmangel und die folgerichtig entwickelte Handlung durch Derbheiten in Wort und Geberde zu verhüllen suchte. Man führte eine Art Zensur ein; auf zu arge Verstöße gegen die gute Sitte wurden Strafen gesetzt, die vom Verweis rasch zum Arrest und sogar zu Festungshaft sich verschärften. Aber der Geschmack des Publikums stand noch auf Seite Hanswursts und Bernardons; wurde auch der Ton ein wenig gemildert, so blieb die Sache doch selbst dann so ziemlich beim Alten, als ein Erlaß vom 11. Februar 1752 die „hiesigen Kompositionen von Bernardon und anderen" verbietet, wovon nur einige Stücke von Weißkern ausgenommen sind, die aber „ehender genau durchzulesen sind". Die Lieblinge des Publikums drängten sich auch in die Bearbeitungen ernster Stücke ein, die man aufführte. Sogar die ersten Werke Lessings, die man in Wien auf die Bühne brachte, der „Misogyn" und „der junge Gelehrte", mußten es sich gefallen lassen, daß sich Hanswurst eindrängte und aus „Miß Sara Sampson" wurde eine „Missara und Sirsampson", was die Vermutung weckt, daß es auf eine Parodie der Lessingschen Tragödie abgesehen war.

Unterdessen hatte Wien auch ein zweites Theater erhalten. An Stelle des alten Ballhauses am Michaelerplatz entstand 1741 ein sehr unscheinbarer Theaterbau, der 1748 erweitert wurde und bei einer Renovierung im Jahre 1760 so ziemlich jene äußere Form erhielt, in welcher wir das „Burgtheater" bis zu seiner in das Jahr 1890 fallenden Übersiedlung in den Prachtbau am Franzensring gekannt haben. (Bild S. 208.) Auch diese neue Bühne wurde dem Pächter des Theaters am Kärntnertor, als welcher nun Selliers allein fungierte, übergeben, unter der Bedingung, daß dort Opern und französisches Schauspiel gepflegt werden sollten. Doch das neue Unternehmen wurde nur durch die guten Einnahmen des alten, wo Hanswurst und Bernardon noch die Zugkraft übten, aufrecht gehalten und 1751 fallierte Selliers. In den Pacht der beiden Theater trat 1752 der bisherige Leiter der Oper an der Burgbühne, Rochus Freiherr von Lopresti ein, dessen Mittel aber noch im gleichen Jahre zu Ende waren. Von Seite des Hofes erhielt er für vollständigen Rücktritt vom Pacht eine Abfindung von 100.000 Gulden und die weitere Regie wurde unter Kontrolle der städtischen Wirtschaftskommission auf Rechnung des Hofärars geführt, womit seit 1753 für die Bühne bei der Burg, später auch für jene beim Kärntnertor der Titel eines „Hoftheaters" verbunden war. Die Oberdirektion lag zuerst in den Händen des Grafen Franz Esterhazy, dann in jenen des Grafen Jakob Durazzo.

Aber der böse Geist des Defizites war nicht zu bannen, obwohl man sogar zu dem etwas bedenklichen Mittel griff, in dem zum Burgtheater gehörigen Redoutensaal das sonst so streng verpönte Hazardspiel gegen ziemlich hohes Eintrittsgeld zu gestatten. Unter den Spielen, die in dem zu einem „Amphitheatrum" umgestalteten Redoutensaal gestattet waren, finden wir neben dem harmlosen Triktrak auch einige der bösesten Hazardspiele, „Pharao, Passadieci, Landsknecht, Trenta, Quaranta, Rauschen Tresc

cère, Brenten, Molina" u. s. w. Für jedes mit Lichtern und den nötigen Karten versehene Tischchen mußten zwei, für ein Triktrakbrett aber vier Siebzehner entrichtet werden. Auch die Eintrittspreise in die Theater hatte man wesentlich erhöht. Eine Loge im ersten Rang kostete fünf Gulden, im zweiten fünfzehn, im dritten Rang acht Siebzehner. Sitze auf der Galerie kosteten zwei Gulden, im Parterre zwei Siebzehner, sogar die billigsten Plätze vierzehn Kreuzer.

Trotzdem konnte, da vier verschiedene Personalstände für die Oper, das französische, italienische und deutsche Schauspiel unterhalten werden mußten, das finanzielle Gleichgewicht nicht hergestellt werden. Ein Bericht des Grafen Durazzo vom Jahre 1759 legt in dürren Worten dar, daß an ein Nebeneinander beider Bühnen nicht ohne Defizit zu denken sei. Darauf erfolgte jene bekannte Resolution der Kaiserin Maria Theresia: „Spectacles müssen sein, ohne dem kann man nicht hier in einer solchen großen Residenz bleiben," womit die Anweisung eines jährlichen Zuschusses von 100.000 Gulden verbunden wurde.

Gottfried Prehauser. (S. 214.)

Nochmals griff die Hand des Schicksals in die Entwicklung des Wiener Theaterwesens ein. In der Nacht des 3. November 1761 brach im Kärntnertortheater ein Brand aus, der das ganze Haus einäscherte und wobei auch die Gattin eines Theaterkassiers um das Leben kam. Zum Glück war die Vorstellung schon vorüber. Der Brand war vermutlich durch ein im aufgeführten Stück vorkommendes Feuerwerk veranlaßt, von dem ein Funke auf die Coulissen geflogen sein mag und dort nach längerem Glimmen zu hellen Flammen ausbrach.

Wenn auch die deutsche Bühne lange nur die Rolle eines Aschenbrödels in Wien gespielt hatte, konnte doch nicht mehr daran gedacht werden, sie aufzulassen. Man räumte daher den deutschen Schauspielern für eine Reihe von Tagen das Hoftheater an der Burg ein, während gleichzeitig der Bau des Hauses beim Kärntnertor wieder in Angriff genommen wurde. Er stand unter Leitung des Hofarchitekten Nicolo Freiherrn von Pacassi, der auch Schönbrunn ausgestaltete und das Schloß Hetzendorf ausführte. Schon am 9. Juli 1763 konnte es wieder mit einem Festspiel von Weißkern eröffnet werden. Es galt damals als ein Muster des Theaterbaues, der alle möglichen Garantien für die Sicherheit des Publikums im Falle eines Brandes bot. Außer dem Haupteingang und dem auf die Bastei führenden, nur für den Hof bestimmten

Der Brand des Kärntnertortheaters in Wien, 1761.

Bogengang waren noch fünfzehn während der Vorstellungen stets geöffnete Türen vorhanden, die unmittelbar in das Freie führten. Auf den Böden befanden sich vier kupferne Reservoirs, deren jedes 56 Eimer faßte. Auch in der Unterbühne standen solche Behälter und auf der Bühne selbst ein Brunnen. Dieses zweite Kärntnertortheater (Bild S. 209), erhielt sich auch nach Beseitigung der Bastei bis zum Jahre 1873, obwohl schon 1869 das prachtvolle Opernhaus am Ring der Benützung übergeben war.

Der Tod des Kaisers Franz I. unterbrach 1765 die Theatervorstellungen wieder und nach deren Aufnahme griff man für das Kärntnertortheater wieder zum Pachtsystem. Zuerst führte ein Träger des alten deutschen Schauspielernamens Hilverding die Direktion. Er hatte die besten Absichten und suchte auch in Wien der schon in Deutschland zum Durchbruch gekommenen Richtung die Wege zu ebnen, indem er die extemporierte Komödie nach Möglichkeit beschränkte und das deutsche Drama pflegte. Im gebildeten Publikum fand dieses Streben Verständnis und Hilverding hatte in Sonnenfels, der in seiner Wochenschrift „Der Mann ohne Vorurtheil" einen erbitterten Krieg gegen Hanswurst führte, und in Klemm, der gleichfalls eine Wochenschrift herausgab („Der österreichische Patriot"), einflußreiche, literarische Gönner. Aber das große Publikum, das ohne alle ästhetische Skrupeln im Theater nur auf die altgewohnte Weise unterhalten sein wollte, hielt an seinem Hanswurst fest, der wieder alleiniger Günstling war, seit 1760 Kurz, der ewigen Fehden müde, Wien verlassen und ein Wanderleben begonnen hatte. Ganz gegen seine Natur mußte sich endlich auch Prehauser gegen die oft recht maßlosen Angriffe zur Wehre setzen und es klingt ziemlich scharf, wenn er meint, er sei zwar viel gewohnt, aber daß Leute, „die nur Gedanken von Gelehrten sind", dem Hanswurst seinen Bart abstreiten und seine Einfälle verhöhnen wollen, das gehe ihm tief zu Herzen.

Josef v. Kurz. (S. 214.)

Als Hilverding 1767 starb, trat ein Oberstleutnant Affligio den Pacht der Hoftheater an, ein Mann ohne allem künstlerischen Wissen, der seine Stellung nur als Erwerbsunternehmen auszunützen strebte. Nach oben suchte er sich zu empfehlen, indem er Oper und französische Komödie zu heben versprach, das deutsche Schauspiel fiel aber wieder der Vernachlässigung anheim. Nacheinander sanken auch die Stützen des volkstümlichen deutschen Theaters in das Grab;

am 20. Dezember 1768 starb Weißkern, einen Monat später (28. Januar 1769) folgte ihm Gottfried Prehauser (Bild S. 212) in das Grab nach, dem der Ruhm, einer der bedeutendsten deutschen Komiker gewesen zu sein, nicht streitig gemacht werden kann und dessen Porträt den Ehrenplatz in der Sammlung des Hofburgtheaters wohl verdient. „Er ist gestorben, der große Pan, die Stütze der Burleske ist gefallen, ihr Reich zerstört!" schrieb mit etwas unangenehmem Pathos damals Sonnenfels, dessen ästhetischer Doktrinarismus den unverlierbaren Wert volkstümlicher Kunst nicht fassen konnte.

Trotzdem muß es als ein von kleinlichen Erwerbsrücksichten hervorgerufener Mißgriff Affligios erklärt werden, daß dieser 1769 erklärte, ohne Rückkehr zur extemporierten Komödie sei das deutsche Theater nicht aufrecht zu halten. Er hatte auch schon früher in diese Bahn zurückgelenkt und 1768 ein unsäglich albernes Stück in Szene gesetzt: „Die verliebte Hexen-Assemblé auf dem Blocksberg und derselben lustige Rendezvous oder die zur Bestrafung eines meineidigen Amanten im Gebüsch herumwandelnde Pilgramine oder der doppelt lustige Hanswurst und Lipperl, zwei abentheuerliche Rivalen in der Liebe, sonsten der wankelmüthige Liebhaber mit Colombina dem lustigen Stubenmädel und wegen zwei gleichen Amanten, da sie nicht weiß, welcher der rechte, unschuldig treubrüchigen Liebhaberin."

Aber solcher Kost war der Geschmack doch schon entwöhnt, um so mehr, als sie ihnen nicht mehr von den gewohnten Darstellern mundgerecht gemacht wurde. Von allen Seiten stieß Affligio auf so energische Ablehnung, daß er für kurze Zeit sogar das Kärntnertortheater an einen reichen kunstsinnigen Kaufmann, Freiherrn von Bender, abtrat. Dieser schlug eine edlere Richtung ein, brachte auch das vielgegebene Lustspiel eines heimischen Dichters „der Postzug" von Oberstleutnant Ayrenhoff zur Aufführung, das aber gleichfalls gepflegte Ballett, für welches sogar der berühmte französische Tanzmeister Noverre nach Wien berufen wurde, verschlang solche Unsummen, daß Bender nach kurzer Zeit von der Direktion zurücktrat, die wieder in die Hand Affligios kam.

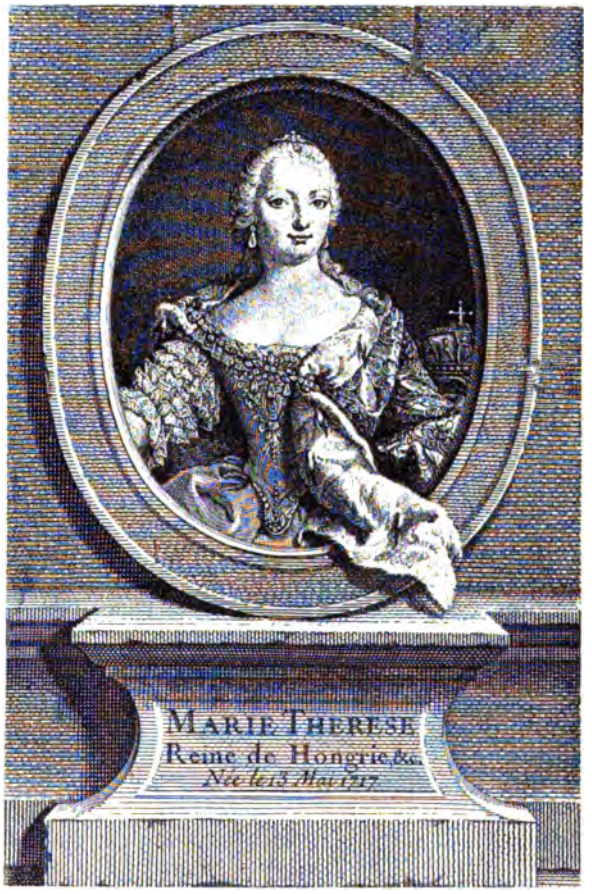
Er schlug bezüglich der deutschen Vorstellungen die alte Richtung ein und glaubte für diese eine kräftige Stütze zu finden, indem er 1769 Josef von Kurz wieder nach Wien berief und sogar einer in den Vorstädten hausenden Wandertruppe das Kärntnertortheater zur Aufführung extemporierter Stücke einräumte. Ein Sturm der Entrüstung erhob sich von allen Seiten, am heftigsten von jener der deutschen Schauspieler. Zum ersten Male griff nun Kaiser Josef II. direkt in die Theaterverhältnisse ein, indem er mittels eines Hofdekretes das Spielen fremder Akteurs auf den Hofbühnen verbot und 1770 dem „Lehrer der Polizei- und Cameral-Wissenschaften" Josef von Sonnenfels die Zensur am deutschen Theater, „sowohl in Ansehung des Inhalts der Stücke, als auch der Aufführungsart" übertrug.

Nicht viel über ein halbes Jahr bekleidete Sonnenfels diese Funktion, die ihm durch einen mit unschönen Waffen geführten Kampf mit Affligio verleidet wurde. Dieser brachte sogar die Figur von Sonnenfels in einer Burleske auf die Bühne und ließ ein Porträt des „Bernardon" Kurz anfertigen, das ein vollkommenes Gegenstück zu dem des Sonnenfels bildete. (Bild S. 213.)

Aber auch die Berufung von Kurz erwies sich als Mißgriff. War wirklich der Geschmack des Publikums schon so geläutert, daß er sich gegen solche Späße kehrte, oder versagten die früheren glänzenden äußeren Mittel und die komische Kraft des alternden Künstlers — genug, der Liebling Bernardon fand keinen Anklang mehr, er hatte seinen Ruhm überlebt. Am 2. Februar 1783 starb Kurz in tiefster Armut.

Schon im Beginn der Siebzigerjahre hatte Affligio Wien verlassen, einziger Zweck, die Erwerbung eines ansehnlichen Vermögens, er-

reicht war. An seine Stelle trat Graf Franz Kohary, ein feingebildeter Kavalier, welcher mit vielem Erfolg in die künstlerischen Verhältnisse des Theaterwesens eingriff, die wirtschaftliche Basis aber nicht fest zu begründen vermochte. Unter seiner Leitung wurde das deutsche Schauspiel ganz neu begründet und durch Berufung ausgezeichneter Künstler, wie Lang, Jaquet, Adamberger und H. F. Müller auf eine achtunggebietende Höhe gehoben. Heimische Schriftsteller, wie der tüchtige, aber etwas lederne Tobias Philipp Freiherr von Gebler, der schon genannte Ayrenhoff, der Schauspieler Stephanie, Steigentesch u. s. w. arbeiteten für die Bühne. Auch die Stücke Lessings und anderer deutscher Dichter erschienen in ihrer wahren Gestalt, selbst Shakespeare hielt seinen Einzug in das Wiener Theater. Allerdings erschienen seine zur Aufführung kommenden Werke in einer Bearbeitung, die ihnen übel mitspielte. Aus Macbeth machte der sonst nicht unbegabte Heufeld eine Art von militärischer Ausstattungskomödie, aus dem „Sommernachtstraum" wurde ein Lustspiel „die ländlichen Hochzeitsfeste", „Romeo und Julie" erhielt, um die weichen Herzen der Wiener zu schonen, einen anderen Schluß, der zur Versöhnung der Montecchi und Capuleti und zur dauernden Vereinigung des weltberühmten Liebespaares führte und die „lustigen Weiber von Windsor" mußten sich die Umwandlung in eine Lokalposse „die Abenteuer an der Wien" gefallen lassen.



Maria Theresia. (S. 220.)

Da Graf Kohary trotz ansehnlicher Zuschüsse aus seinem Privatvermögen den finanziellen Zusammenbruch nicht mehr vermeiden konnte, trat 1773 ein Sequestrationskomitee an seine Stelle, das von seinem Schwager, Graf Franz Keglevich, geleitet wurde. In der Tatsache, daß ein vierfacher Gagenetat bestand, der für das deutsche und französische Schauspiel, den Chor und das Ballett 200.000 Gulden betrug, lag ein Fingerzeig, nach welcher Richtung die Quelle der wirtschaftlichen Kalamitäten zu suchen seien. Kaiser Josef II. zögerte auch nicht, den richtigen Weg einzuschlagen, indem er der [illegible] des französischen Schauspieles zustimmte.

Aber alle diese Mittel brachten keine Abhilfe. Schon 1775 stand das Theaterkomitee vor dem nackten Bankerott, so daß eine völlige Schließung der beiden Hoftheater in Aussicht stand. Darüber war große Aufregung in ganz Wien, das sich schon daran gewöhnt hatte, eine „Theaterstadt" zu sein. In treffender Weise meint eine gleichzeitige Stimme, gerade jene, „die sonst das ganze Jahr keinen Siebzehner zur Theaterkassa trugen", hätten am meisten Lärm gemacht und über die Unentbehrlichkeit der Theater deklamiert.

Aus diesen Schwierigkeiten gab es nur einen Ausweg; man bereitete den Übergang der ökonomischen und künstlerischen Leitung der Hoftheater in die Verwaltung des Hofes vor. Der dadurch ganz veränderten Stellung der beiden Bühnen mußte natürlich in jeder Beziehung Rechnung getragen werden.

Mit Beginn des Jahres 1776 erfolgte die Auflösung des Sequestrationskomitees. Am 17. Februar aber verständigte der Obersthofmeister Johann Josef Fürst Khevenhüller das Personal des deutschen Theaters, daß der Kaiser beschlossen habe, dasselbe aufrecht zu erhalten und unter die Verwaltung des Hofes zu stellen, zu welchem Zwecke dem Obersthofmeisteramte eine besondere „Oberste Theaterdirektion" unterordnet werde. Die italienische Oper und das Ballett entfielen, das Kärntnertortheater wurde vorderhand fremden Gesellschaften, die Vorstellungen geben wollten, vorbehalten, das deutsche Schauspiel aber berief man in das Theater bei der Burg, dem der bedeutungsvolle Titel eines „Nationaltheaters" gegeben wurde.

Damit haben wir, allerdings um den sachlichen Zusammenhang nicht zu zerstören, der Zeit nach etwas vorgreifend, das Theaterwesen Wiens von seinen Anfängen bis zu jener entscheidenden Wendung begleitet, von welcher an es einen nur von zeitweiligen Schwankungen unterbrochenen Aufschwung nahm.

Siebentes Buch.

Die Regierungen Maria Theresias und Josef II.

Wien zur Zeit des Erbfolgekrieges.

In Wien, das sich seit Kaiser Leopold I. nicht nur äußerlich zum Mittelpunkt des Reiches ausgebildet hatte, sondern sich auch als solchen fühlte, empfand man die bedenkliche Lage des Staates auf das tiefste. Die Sorge um die nächste Zukunft war so groß, daß sogar die Masse des Volkes, die bisher ebensowenig Interesse für die hohe Politik zeigte, als sie Einfluß darauf hatte, sich davon ergriffen fühlte. Soweit man die Verhältnisse und Personen kannte, war wenig Tröstliches zu sehen; die leitenden Staatsmänner waren meist alte, abgelebte Männer, deren Unfähigkeit sich in den gehäuften Mißerfolgen der letzten Jahre zeigte; zwei unglückliche Kriege hatten das Vertrauen in die Armee und deren Führer tief erschüttert. Offen kehrte sich der Unmut der Bevölkerung gegen einzelne Persönlichkeiten; dem Freiherrn von Bartenstein schob man die Schuld für die verfehlte äußere Politik des verstorbenen Kaisers zu, die doch dessen eigenstes Werk war, den Hofkriegsrat von Wöber, der in der Zeit des Prinzen Eugen großen Einfluß besaß, machte man ebenso ungerecht für die kriegerischen Mißerfolge verantwortlich. Stimmen, die in Wien seit langem nicht vernommen wurden, ließen sich auf Markt und Straßen hören; laut politisiert[illegible] [illegible]erte man, es gab aber auch Elemente, welche der theoretischen [illegible] [illegible]reifbare Formen gaben. Am 22. November 1740 fand unter

dem üblichen Gepränge die Erbhuldigung der niederösterreichischen Stände statt. Bei der Balgerei, die sich stets bei den weinspendenden Brunnen und dem Auswerfen von Geld und Lebensmitteln entwickelte, erhitzten sich die Köpfe, es

Maria Theresia bei der Musterung der Panduren. (S. 223.)

kam zu großen Exzessen, Drohungen gegen die Regierung und einzelne Personen wurden laut. Ein tobender Haufe warf dem Freiherrn von Wöber die Fenster ein, andere machten Miene, die gleiche Aufmerksamkeit den übrigen unbeliebten Würdenträgern zu erweisen. Das Einschreiten der Stadtguardia

blieb vergeblich, ſie wurde mit Hohn und offenem Widerſtand empfangen und mußte zurückweichen, erſt ein ſtarkes Aufgebot von Kavallerie machte den Unordnungen ein Ende.

Alle Nachrichten aus jenen ſtürmiſchen und bangen Tagen ſtimmen darin überein, daß es, und zwar nicht bloß in Wien, ſondern auch in den meiſten Provinzen eine große Partei gab, welche den Gedanken eines Dynaſtiewechſels ganz ernſthaft in das Auge faßte. Man dachte dabei an den Kurfürſten Karl Albrecht von Bayern, der mit einer Tochter Kaiſer Joſef I. vermählt war und von deſſen Regierung nur Gutes verlautete. Ohne Zweifel wurde dieſe Stimmung in Wien durch die vielen bayeriſchen Emiſſäre hervorgerufen und genährt, die weder mit Geld, noch ſchönen Verſprechungen kargten, um die Maſſe zu gewinnen. Noch viel ſpäter ſcheint die Regierung begründeten Anlaß zum Mißtrauen gehabt zu haben. Eine Hofreſolution vom 30. Juni 1743 ordnet die ſofortige Ausweiſung des Paſſauiſchen Konſiſtorialrates und Pfarrers in Baden, Johann Michael Frank, an, der aus Bayern gebürtig war, „wegen völlfälttiger Bezeugung ſeiner gegen den Feindt tragenden Neigung“. Zur Wegſchaffung ſeines Eigentums werden ihm nur drei, bis zum gänzlichen Verlaſſen der Erblande nur acht Tage Friſt zugeſtanden. Beſonders charakteriſtiſch iſt der Beiſatz, es diene „dieſe heilſame Reſolution auch andern in denen Erbländern befindlichen Geiſtlichen zu ihrer Wahrnung und erforderlichen Beiſpill“.

Übrigens herrſchten ſolche Anſchauungen nicht etwa bloß im Volke, das durch den Steuerdruck der letzten Jahre und wiederholte Mißernten in eine ſchwierige wirtſchaftliche Lage verſetzt war, ſondern gerade in den höheren Kreiſen zeigte man ſich einem Übergang der Herrſchaft an Bayern geneigt. Ein großer Teil des oberöſterreichiſchen und ein noch größerer des böhmiſchen Adels vergaß ganz, daß er Reichtum und die ausſchlaggebende Stellung im Staate allein dem alten Herrſcherhaus zu danken hatte und war ſofort bereit, dem Kurfürſten Karl Albrecht die Huldigung zu leiſten, als eine Laune des Kriegsglückes ihn nach Linz und Prag führte. Übrigens herrſchte auch in allen Kreiſen der Bevölkerung eine tiefgewurzelte Abneigung gegen die Herrſchaft einer Frau; ſie war in Öſterreich etwas ganz ungewohntes, wo nie ſo wie in anderen Staaten weiblicher Einfluß ſich auch auf die Regierungsgeſchäfte geltend gemacht hatte. Zudem war Maria Thereſia im Volke nahezu unbekannt; man wußte wenig mehr von ihr, als was hie und da über die Rolle, die ſie bei Hoffeſtlichkeiten ſpielte, verlautete, daß ſie eine ſehr gute Sängerin, dabei heiter und lebensluſtig ſei. Ihrem Gatten ſtand man im Volke kühl, wenn nicht mit Abneigung entgegen; er galt als Ausländer, der zudem ſein deutſches Stammland Lothringen aufgegeben hatte — ein Opfer, das ihm durch die Politik abgedrungen und ſchwer genug gefallen war. Auch ſeine allerdings mehr paſſive Teilnahme am letzten unglücklichen Türkenkrieg weckte kein günſtiges Vorurteil für ihn, in dem man nicht mit Unrecht keine kräftige Stütze für die junge unerfahrene Regentin ſah.

In bündiger Weiſe faßt Öſterreichs berühmteſter Hiſtoriker die Lage des Staates zuſammen: „Eine mißgeſtimmte Bevölkerung, verarmte Provinzen, einen leeren Schatz, abgelebte Greiſe als Miniſter und ſchwer beſchuldigte Generale, dies hatte ihr der ſterbende Vater hinterlaſſen, ſo war die Lage der Dinge, als Maria Thereſia den Thron ihrer Väter beſtieg.“

So groß aber auch die Schwierigkeiten im Inneren waren, ſie verſchwanden vor den Gefahren, die von außen drohten und ſich gegen den Beſtand des Staates ſelbſt richteten. Alle Hoffnungen, die Karl VI. auf die mit ſo vielen Opfern erkauften Garantieverträge für die Geltung der pragmatiſchen Sanktion geſetzt hatte, erwieſen ſich als trügeriſch. Dieſelben Hände, welche dieſe Verträge unterſchrieben hatten, ſtreckten ſich nun gierig nach dem habsburgiſchen Erbe aus, um

einen Brocken davon an sich zu reißen. Es gibt in der ganzen Geschichte nicht leicht ein widerlicheres Schauspiel des Wortbruches und der nackten Ländergier, als es damals geboten wurde. Macaulay, der englische Meister der Geschichtschreibung, findet dafür die prächtigen Worte: „Die europäischen Herrscher waren vermöge aller der Pflichten, welche Männern, die mit der höchsten Gewalt über ihre Mitmenschen betraut sind, heilig sein müssen, zur Aufrechthaltung der pragmatischen Sanktion, zur Achtung und Verteidigung der Rechte der Erzherzogin verbunden. Die Lage und die persönlichen Eigenschaften der letzteren waren derart, daß sich erwarten ließ, in der Seele eines jeden edlen Menschen müßten sich Mitleid, Bewunderung und ritterliche Gefühle regen. Es ließ sich mit Grund annehmen, daß alle Fürsten der Christenheit ohne Schwanken die Bestimmungen des verstorbenen Monarchen ehren würden." O diese „ritterlichen Gefühle" der „Fürsten der Christenheit!" Sie hinderten nicht, daß man einen förmlichen Raubzug gegen das Erbe einer jungen hilflosen Frau veranstaltete, während der so verachtete „türkische Erbfeind" es verschmähte, sich deren Gegnern anzuschließen und der Sultan gegen Maria Theresia sogar die Hoffnung aussprechen ließ, daß „Gott den König von Preußen für seinen Treubruch strafen werde" und auch, wenngleich vergeblich, diplomatische Schritte zu ihren Gunsten unternahm. Wie eine gierige Meute fiel man von allen Seiten über Österreich her, als wäre dieser Staat herrenloses Gut, von dem jeder an sich reißen konnte, was ihm am nächsten und bequemsten lag. Karl Albrecht von Bayern verlangte Böhmen, Tirol, Oberösterreich und die Vorlande, August von Sachsen, gleichfalls mit einer Tochter Josef I. vermählt, wollte Mähren und Ober-Schlesien haben, Friedrich II. von Preußen brachte sehr zweifelhafte Ansprüche auf Nieder-Schlesien zur Geltung, der „allerchristlichste König" Ludwig XV. von Frankreich erhob Ansprüche auf die Niederlande, Spanien verlangte nicht allein die früheren Besitzungen in Italien, sondern auch Süd-Tirol und Kärnten.

Diesem Sturm gegenüber, der sich von allen Seiten erhob und sie ohne verläßliche Stützen traf, stand eine junge, noch nicht vierundzwanzigjährige Frau, die man in unbegreiflicher Verblendung ohne jede Vorbereitung für die ihr vorbehaltene große Aufgabe ließ. So sorgfältig nach allen Seiten der Repräsentationspflichten die Erziehung Maria Theresias war, so ungenügend rüstete man sie zur Erfüllung ihrer Herrscherstellung aus. Man ist genau unterrichtet, von wem sie tanzen und singen lernte, doch ist keine Spur darüber zu finden, daß sie Vorträge über die allgemeinen politischen Grundlehren, über die Staatsgeschäfte, über die Eigenart und Bedürfnisse der vielgestaltigen Länder erhalten hätte, die sie zu beherrschen berufen war. Wenn je der Satz Bedeutung besaß, daß die Natur mehr für einen Menschen tat, als die beste Ausbildung tun konnte, so war es bei Maria Theresia der Fall. Mit einer gewissen Absichtlichkeit hielt man sie von den Regierungsgeschäften bis zum Tode ihres Vaters fern, vielleicht in der Meinung, daß diese einst Sache ihres Gatten sein werden. Trotzdem fehlt es nicht an Belegen, daß sie schon damals offenen Auges die politischen Verhältnisse verfolgte und eine hohe Meinung von ihrer künftigen Aufgabe hegte. Der englische Gesandte Robinson rühmt die Schärfe und Klarheit ihres Urteils und setzt bei: „Die Erzherzogin bewundert die Tugenden des Kaisers, aber sie tadelt manche seiner Maßregeln und sieht ihn gleichsam an, wie den Verwalter der Länder, die sie einst besitzen wird." Auch der Gesandte Venedigs, Foscarini, spricht von der „Großartigkeit ihrer Anschauungen und der Männlichkeit ihres Geistes". Er sagt: „Schon jetzt zeigt sie ein gewisses Vorgefühl ihrer künftigen Stellung, und daß, wenn sie einmal in deren Besitz sein wird, diejenigen, welche sie als Ratgeber an ihre Seite beruft, nichts weniger, als einen entscheidenden Einfluß auf sie ausüben werden."

In der Tat wußte ſie von den reichen natürlichen Gaben, die ihr in körperlicher und geiſtiger Beziehung verliehen waren, einen ſo ausgezeichneten Gebrauch zu machen, wie er kaum durch angelernte Routine erſetzt werden konnte. Jung, ſchön und noch mehr als dies von ſeltener Anmut, gewann ſie, kaum in das helle Licht der Öffentlichkeit getreten, alle Herzen (Bild S. 215). Noch am Todestage ihres Vaters nahm ſie, tapfer den Schmerz bekämpfend, die Huldigung der höchſten Würdenträger entgegen. Mit natürlicher Hoheit erklärte ſie, an allen ihren Rechten und am Beſitze der überkommenen Länder feſthalten zu wollen; rührend aber wirkte es, als ſie die Miniſter ihres Vaters mit von Tränen erſtickter Stimme bat, auch ihr Treue und Eifer zu erweiſen, um der ſchweren Zeit gerecht zu werden. Unter der ſtarren Etikette des Hofes Karl VI. erzogen, bewies ſie jedem, mit dem ſie in Berührung kam, Freundlichkeit und Güte, obwohl auch ſie nie ihre Würde vergaß. Ein gewiß nicht lobredneriſcher Beurteiler, der preußiſche Geſandte von Podevils, berichtet darüber an ſeinen König: „Als Maria Thereſia den Thron beſtieg, fand ſie das Geheimnis, die Liebe und Bewunderung aller zu erregen. Ihr Geſchecht, ihre Schönheit, ihr Unglück trugen nicht wenig zur Verbreitung ihres Lobes bei. Sie nahm ſich zuſammen, kehrte alle ihre guten Seiten heraus, zeigte ſich leutſelig, fromm, freiſinnig, barmherzig, mutig, hochdenkend; ſo gewann ſie bald das Herz ihrer Untertanen, die nun jeden Gedanken an Bayern ſich als eine Sünde anrechneten. Sie gab jedem Gehör, las ſelber die Bittſchriften, ſorgte für Handhabung der Gerechtigkeit, nahm ſich ſelber der Geſchäfte an, belohnte den einen mit guten Worten, den anderen mit einem Lächeln und ſelbſt wenn ſie eine Bitte abſchlagen mußte, tat ſie es in der verbindlichſten Weiſe."

Es iſt richtig, wenn Maria Thereſia von ſich ſelbſt ſagte: „Ich bin nur eine arme Frau, aber ich habe das Herz eines Königs." Aber gerade dieſe gering geſchätzten Eigenſchaften der Frau waren es, die ihr über die erſten Schwierigkeiten hinweg halfen und faſt mit einem Schlag die Stimmung zu ihren Gunſten änderten. Beſonders war dies in Wien der Fall, wo ihre Perſönlichkeit am unmittelbarſten wirkte. Man fühlte in tauſend Kleinigkeiten, daß die ſtarren Schranken gefallen waren, die früher in Form einer importierten Etikette den Herrſcher vom Volk trennten; einige Maßregeln, die ſofort nach dem Regierungsantritt zur Linderung der Not getroffen wurden, wie die Herabſetzung der Fleiſchtaxe u. ſ. w., weckten die Hoffnung, daß nun auch die Bedürfniſſe der Maſſe Beachtung und Förderung finden werden. Nicht am wenigſten griffen aber gerade die jedem Rechtsſinn Hohn ſprechenden Angriffe von außen an die Seele des Volkes. Was die Fürſten nicht hinderte, nach Landerwerb zu ſtreben, was ein großer Teil des einheimiſchen Adels verſäumte, das ward im Volke lebendig: das tiefe Mitgefühl für eine Frau, deren ſonnenklares Recht ſchnöde mißachtet wurde.

Von Wien aus, wo ſich bald das herzlichſte Gefühl der Hingebung und des Vertrauens zu Maria Thereſia einſtellte, das bis zu ihrem Tode nicht wich, verpflanzte ſich die Sinnesänderung raſch über alle Länder des weiten Reiches. Wo ſie erſchien, erregte ſie Enthuſiasmus, der nicht allein ihrer gewinnenden Perſönlichkeit, ſondern auch der von allen Seiten bedrängten Frau und Herrſcherin galt.

Schon war durch den Einfall Preußens in Schleſien der Krieg im Gange, als am 13. März 1741 Wien durch die Geburt des erſehnten Thronerben, des ſpäteren Kaiſers Joſef II., willkommene Gelegenheit erhielt, der begeiſterten Stimmung Ausdruck zu geben. Mit begreiflicher Aufregung ſah man dem erwarteten Ereignis entgegen, beſonders da zwei Mädchengeburten in der fünf-

Ehe vorausgegangen waren. Als ſich nun die Nachricht verbreitete,

daß ein kräftiger Prinz zur Welt gekommen sei, bemächtigte sich ein wahrer Freudentaumel der Bevölkerung. Von Fenster zu Fenster rief man sich die frohe Kunde zu, die Straßen füllten sich mit freudig erregten Menschen und alles drängte nach der Burg, um wenigstens das Haus zu sehen, in dem sich die Hoffnung des Reiches für Gegenwart und Zukunft barg. Am Abend fand eine rasch improvisierte Beleuchtung statt, bei welcher, wie ein Augenzeuge versichert, die Wiener vor Enthusiasmus und Entzücken sich fast „unbändig" verhielten. Noch viel glänzender war eine zweite Beleuchtung, die auf den 23. April fiel, an welchem die Vorsegnung an Maria Theresia vorgenommen wurde. Zwar lag es schwer auf allen Gemütern, denn am 10. April war der erste Zusammenstoß mit den Preußen bei Mollwitz zu Ungunsten der österreichischen Waffen ausgefallen, aber man war voll guter Hoffnung für die Zukunft und als Maria Theresia am Abend mit ihrem Gatten in offenem Wagen die Straßen durchfuhr, drängte man sich an ihren Wagen, um sie zu sehen und ihr herzliche Worte zuzurufen, die sie ebenso gemütvoll und sichtlich gerührt, erwiderte.

Auch über diese Illumination ist ein ziemlich dickleibiges Buch erschienen, das gewissenhaft die feenhafte Ausstattung der stolzen Paläste mit allen möglichen blendenden Lichteffekten erzählt, aber auch die naiven Transparente nicht mit Schweigen übergeht, mit welchen die Fenster der Bürger und des Volkes bis weit hinaus in die Vorstädte geschmückt waren.

Es sei nur eine kleine Auswahl solcher Illuminationen wiedergegeben, über die man zwar lächeln mag, aber dieses Lächeln ist nicht spöttisch und es mengt sich sogar eine Dosis von Wohlgefallen darein. Ein biederer Meister von der Nadel beteuert unter der Darstellung des Wochenzimmers:

„Über die königliche Niederkunfft
Freut sich die ganze Schneiderzunfft."

Ein Gewerbsgenosse in der Bognergasse begnügte sich damit, ein Paar Unaussprechliche in die Fenster zu hängen, unter welchen das Verslein zu lesen war:

„Nun können die Feinde losen,
Weil Österreich trägt Hosen."

Bei einem Tischler sah man den Herzog von Lothringen in einem Schrank suchen, wozu sich der Meister vernehmen ließ:

„Aha! das ist das rechte Ladel,
Wo lauter Buben sind, keine Madel!"

Echt gemütlich wienerisch klang die Inschrift unter einem Bild der Herrscherin:

„Liebe Reserl, halt dich wohl,
Mach' uns öfters freudenvoll!"

und anerkennend äußert sich ein anderer unter dem Wappenschild:

„Ermuntere dich, o Österreich,
Theresia thut, was sie kann für's Reich!"

Eine noch im folgenden Sommer über einen großen Teil von Wien hereinbrechende Wasserkatastrophe bewies aber auch der Bevölkerung, daß man ihre Gesinnung anerkannte und nach Kräften vergalt. Heftige Ungewitter mit Wolkenbrüchen, welchen ein andauernder Regen folgte, hatten die Donau, die Wien und die kleineren Wasserläufe so zum Steigen gebracht, daß am 3. Juni 1741 der größere Teil der Vorstädte überflutet wurde. Besonders die sonst so harmlos aussehende Wien bewährte ihren Charakter als tückisches Gebirgs-

waſſer; ſie ſchwoll ſo plötzlich und in einem ſolchen Maße an, daß man von der Überſchwemmung vollkommen überraſcht wurde und die Bewohner niedriger gelegener Häuſer ſich auf die Dächer flüchten mußten. Hart mitgenommen wurde die Landſtraße; hier drang das Waſſer mitten in der Nacht mit ſolcher Vehemenz vor, daß im Kloſter der Eliſabethinernonnen fünf Kranke in den Betten ertranken. Auch die Vorſtädte Erdberg und Weißgärber, die Leopoldſtadt, Roßau, Liechtental u. ſ. w. hatten viel zu leiden. Einer der tätigſten bei dem Werke der Rettung und Hilfe war der Gemahl Maria Thereſiens, der unermüdlich die überſchwemmten Gegenden befuhr und die reichen Gaben verteilte, die ſeine Gattin zur Verfügung ſtellte.

Schlimmer als die unmittelbaren militäriſchen Folgen der Schlacht bei Mollwitz waren deren politiſche, da die bis jetzt zögernden anderen Gegner Öſterreichs dadurch den Mut fanden, nun auch in das Feld zu ziehen. Kurfürſt Karl Albrecht von Bayern, der ſich durch den Nymphenburger Vertrag die Hilfe Frankreichs geſichert hatte, ließ zwei Armeen in Öſterreich einrücken, die Wien und Prag als Ziel hatten. Ohne einen Bundesgenoſſen war Maria Thereſia zur Abwendung dieſer Gefahr nur auf die eigene Kraft und die Opferwilligkeit ihres Volkes angewieſen. Sie beſtanden beide die Probe glänzend. Nachdem ſie am 25. Juni 1741 in Preßburg gekrönt worden, trat ſie am 11. September vor die Stände Ungarns, die von ihrer Erſcheinung und den ergreifenden Worten, mit welchen ſie an die Treue und Ritterlichkeit der Nation appellierte, ſo hingeriſſen wurden, daß ſie in den Ruf ausbrachen: „Wir weihen unſer Leben und unſer Blut!“ Im ganzen Lande hallte dieſer Schwur nach, einzelne Magnaten und Komitate rüſteten Freikorps aus, man beſchloß die Stellung von 30.000 Mann Infanterie und die Aufſtellung der ſogenannten Adelsinſurrektion, einer Art von Landesaufgebot, die auf dem Papier ganz ſtattliche Ziffern ergab, ſich aber ſehr langſam ſammelte und keinen beſonderen militäriſchen Wert beſaß.

Unterdeſſen waren die Bayern im September 1741 ſchon in Linz eingerückt, und da die ihnen entgegentretende Armee erſt vom Feldmarſchall Graf Khevenhiller gebildet wurde, trat Wien die Gefahr einer feindlichen Invaſion nahe. Man hatte ſich, ſeitdem die Furcht vor den Türken beſeitigt war, in Wien in vollkommener Sicherheit gewiegt. Es war nichts für die Feſtungswerke geſchehen, ja es ſtand ſogar um deren Verteidigungsfähigkeit ſchlimmer, als vor 60 Jahren. An eine Beſeitigung der Vorſtädte, die ſich überraſchend entwickelt hatten, war kaum mehr zu denken, aber auch innerhalb der Stadt hatte der Bevölkerungszuwachs zum Bau neuer Häuſer gedrängt, für die nur auf und unmittelbar an den Wällen Platz zu finden war. Trotzdem es auch an Kriegsvorrat aller Art fehlte, dachte man doch daran, die Stadt im Notfalle energiſch zu verteidigen, wozu die Regierung und die Bevölkerung einmütig alle Vorbereitungen trafen.

Der mit dem Stadtkommando betraute Graf Khevenhiller ließ die Ausbeſſerung der Wälle in Angriff nehmen; über 2000 Leute aus allen Kreiſen ſtellten ſich freiwillig zum Schanzenbau, und als man die Aufforderung zum Waffendienſt erließ, waren binnen wenigen Tagen über 11.000 Bürger, Studenten und Handwerker regiſtriert, die mit Waffen ausgerüſtet und einexerziert wurden, und im Verein mit einer kleinen Garniſon und einem Zuzug ungariſcher Miliz entſchloſſen waren, die Verteidigung der Stadt zu übernehmen. Mitte Oktober waren die Befeſtigungen ſoweit in Stand geſetzt und mit Geſchützen ausgerüſtet, daß man einem Angriff mit einiger Zuverſicht entgegenſehen durfte, da ſeit Wochen durch Zuzug aus Ungarn rieſige Proviantvorräte in Wien aufgehäuft wurden.

Kurfürst Karl Albrecht von Bayern war ein prachtliebender Herr, der sich eine glänzende Rolle zurechtgelegt hatte, aber sonst keine der Eigenschaften besaß, um sie auch auszufüllen. Er ließ sich in Linz huldigen, nahm den Titel eines „Erzherzogs von Österreich" an, fand aber an den veranstalteten Festlichkeiten solches Gefallen, daß die Kriegführung darunter litt. Erst auf Drängen des Generals von Schmettau, der früher in österreichischen Diensten und jetzt in jenen Preußens stand, rückte im Oktober die vereinigte bayerisch-französische Armee donauabwärts vor. Doch der Kurfürst, der geglaubt hatte, auch in Niederösterreich leichtes Spiel zu haben und in Wien mit offenen Armen empfangen zu werden, fühlte sich sehr enttäuscht, als er hier die Anzeichen entschlossenen Widerstandes fand.

Kurfürst Karl Albrecht drängte zur Einnahme Prags, wo er neuen äußerlichen Triumphen und Festlichkeiten entgegen ging. Bei Mautern überschritten die Feinde, die in Niederösterreich mit Plünderungen und Brandschatzungen nicht viel besser als die Türken gehaust hatten, die Donau, um nach Böhmen abzuschwenken.

Wien war dadurch von der Bedrohung befreit, aber sonst trafen von allen Seiten Hiobsposten ein. Am 25. November 1741 fiel Prag durch Sturm in die Hände der Gegner. Sofort nahm der Kurfürst die Huldigung als König von Böhmen entgegen, die ihm von einem großen Teil des Adels mit dem Erzbischof Graf Manderscheid an der Spitze bereitwillig geleistet wurde. Friedrich II. von Preußen hielt Schlesien und einen großen Strich von Mähren besetzt und am 24. Januar 1742 wurde der Kurfürst von Bayern als Karl VII. unter dem Schutz französischer Bajonette zum römisch-deutschen Kaiser gewählt.

Den Krieg nach drei Seiten zu führen, da er nun auch in Italien ausgebrochen war, wo Spanien vom Papst unterstützt, seine Ansprüche durchsetzen wollte, reichten die Kräfte bei aller Opferwilligkeit der Bevölkerung nicht hin. Ein mit Preußen abgeschlossener Separatfriede legte zwar den schmerzlichen Verlust von Ober- und Nieder-Schlesien auf, ermöglichte es aber, sich der anderen Gegner zu entledigen. Noch im Winter war Khevenhiller mit etwa 25.000 Mann in Bayern eingebrochen, um schon am 12. Februar 1742 München zu besetzen. Die Hauptstärke seiner Armee machten die leichten ungarischen Freikorps aus, die unter tüchtigen Führern, wie Bärnklau, Menzel und Trenk, gute Dienste taten, aber so furchtbar hausten, daß Khevenhiller selbst es bitter beklagte. Besonders Trenks Pandurenkorps, das in Wien vor der Favoritenlinie von Maria Theresia selbst gemustert wurde (Bild S. 217) und in seiner bunten, halb türkischen Adjustierung nicht wenig Aufsehen erregte, war so gehaßt und gefürchtet, daß dessen unbändiger Führer endlich vor ein Kriegsgericht gestellt werden mußte und sein Leben als Gefangener auf dem Spielberg beschloß.

Es liegt dem gesteckten Ziel zu ferne, den Vorgängen auf den geteilten Kriegsschauplätzen im Detail zu folgen. Durch das Zusammenwirken von Khevenhiller und des Prinzen Karl von Lothringen, eines Schwagers von Maria Theresia, gelang es, Böhmen von den Bayern und Franzosen zu säubern, nur in Prag, das Franz von Lothringen mit 40.000 Mann einschloß, hielt sich der tapfere Marschall Belleisle noch. Vom Mangel an Proviant bezwungen, brach er im Dezember 1742 durch die Einschließung, um die Trümmer seiner Armee nach Bayern zu retten.

Staunend sah ganz Europa, das den Zusammenbruch des österreichischen Staates erwartete, wie dieser unter der Leitung einer Frau sich gegen zahlreiche überlegene Feinde behauptete und gerade in diesem Kampfe seine unversiegbare Lebenskraft bewies. Es war nur natürlich, daß Maria Theresia,

stolz auf die Gegenwart und froher Hoffnungen auf die Zukunft voll, sich des Errungenen freute und sich den natürlichen Impulsen ihrer Jugend und Lebenslust überließ. Noch einmal lebte jene glanzvolle Zeit aus den Tagen ihres Vaters am Hofe zu Wien auf, die einst ihre Kindheit und Jugend vergoldete. Wie unter Kaiser Josef I. und der mittleren Regierungsperiode Karl VI. reihte sich ein Vergnügen an das andere; es gab Bälle, Theatervorstellungen, Schlittenfahrten u. s. w., und wenn schon gar nichts anderes, Spielabende in den Appartements, bei welchen es oft um sehr hohe Summen herging. Nach dem Zeugnisse ihres vertrauten Oberstkämmerers Josef Graf (später Fürst) Khevenhiller spielte Maria Theresia gerne und mit großem Glück, wovon

Das Damenkarussell in der Reitschule.

sie aber freilich keinen Vorteil hatte, da sie das Gewonnene in irgend einer Form dem Verlustträger wieder zuwendete. Eine schrankenlose und sehr oft mit der finanziellen Lage nicht übereinstimmende Freigebigkeit war ihr stets eigen, besonders aber in jüngeren Jahren, wo manche schlimme Erfahrung die Wärme des Gefühles noch nicht abgedämpft hatte, ihr Mißtrauen noch nicht geweckt war.

Zu einer gewissen Berühmtheit unter den damaligen festlichen Veranstaltungen am Wiener Hofe kam das große Damenkarussell, das sorgfältig vorbereitet wurde und an dem Maria Theresia als Teilnehmerin großes Interesse bewies. Als dann die frohe Nachricht der Einnahme Prags und der fast vollkommenen Befreiung Böhmens von den Feinden kam, beschloß Maria Theresia dieses Karussell zum Mittelpunkt der aus diesem Anlasse stattfindenden Festlichkeiten zu machen. Die ganze Damenwelt des Hofes wurde zu diesem eigenartigen Fest aufgeboten, das am 2. Januar 1743 in dem Prachtraum der Winterreitschule stattfand. Die Damen waren in vier Quadrillen ge-

teilt, wovon zwei aus Reiterinnen bestanden, zwei aber durch zierliche, von den edelsten Pferden gezogene Wagen gebildet wurden, deren Lenkung Kavalieren anvertraut war.

Kaiser Franz I. (S. 226.)

Als Preisrichterin fungierte die verwitwete Kaiserin Elisabeth Christine, für die in der Mitte der Längswand eine thronartige Estrade errichtet war, neben welcher die sie in ihrem Amt unterstützenden Kavaliere ihren Platz hatten. Die auf besonderen Tischen zur Schau gestellten Preise waren von hohem Wert; sie bestanden aus Schmuckstücken oder anderen Gegenständen, die fast aus-

nahmslos mit Juwelen beſetzt waren. Merkwürdig iſt ein darunter angeführtes „indianiſches Spieltrüherl in Form eines Waderls“ — ſo nannte der Wiener Dialekt damals den Fächer — „worin unterſchiedliche koſtbare Marques gelegen“. Die Bezeichnung „Waderl“ war offenbar von „wehen“, Luft zufächeln, abgeleitet und ſo allgemein gebräuchlich, daß danach ein beſonderes Gewerbe, die bürgerlichen „Waderlmacher“, benannt wurde.

Der ganze Hof und was ſonſt zur Nobleſſe von Wien gehörte, wohnte dem glänzenden Schauſpiel von den Galerien aus bei. Als man ſich nun nach vollzogener Preisverteilung zu einem Zug formierte, um nochmals vor der hohen Preisrichterin zu defilieren und die Reitſchule zu verlaſſen, kam Maria Thereſia einer jener hübſchen, echt landesmütterlichen Einfälle, welchen ſie einen großen Teil ihrer Volkstümlichkeit verdankte. Sie erinnerte ſich der großen Maſſe jener, die keinen Anteil an all dieſer Pracht hatten und rief aus: „Wir wollen hinaus — warum ſollen die Wiener nicht auch was Schönes ſehen!“ und wirklich lenkte ſie als Führerin ihr Pferd zu dem Ausgang in der Stallburggaſſe und hinter ihr drein zog die ſchimmernde und flimmernde Kavalkade, um den Michaelerplatz zu umfahren und durch die Rotunde in die Burg zu gelangen, angeſtaunt und umjubelt vom Volk, das maſſenhaft verſammelt war, um die auffahrenden Herrſchaften zu ſehen und nun zum vollen Anblick der ganzen Pracht kam. Ein glänzender Ball, der bis in den hellen Morgen dauerte, ſchloß das Feſt ab.

So begreiflich es auch war, daß Maria Thereſia nach zwei Jahren drückendſter Sorge die erſte Wendung zum Beſſeren dazu benützte, ſich der Lebensfreudigkeit zu überlaſſen, die ihrem Alter und den Erinnerungen entſprach, waren doch ihre treueſten Ratgeber nicht ganz damit einverſtanden. Sie ſahen nicht mit Unrecht die Lage des Reiches noch durchaus nicht für ſo gefeſtet an, um ſich der Sorgloſigkeit überlaſſen zu können und auch der mit ſolchen Feſten verbundene Aufwand ſchien nicht am Platze zu ſein, da doch gerade die letzten Jahre gezeigt hatten, daß ſich die Finanzen in einem Zuſtande der Zerrüttung befanden, der die Kriegführung wiederholt lähmte.

An ihrem zärtlich geliebten Gatten, dem Herzog Franz von Lothringen, fand Maria Thereſia in ſolchen Fragen nicht jenen Halt, der wohl notwendig geweſen wäre. Sie hatte ihn zwar ſofort zum Mitregenten ernannt, ſeine tatſächliche Einflußnahme auf die Regierungsgeſchäfte war aber ſehr gering und beſchränkte ſich auch dann ganz auf das Finanz-, im Anfang auch auf das Kriegsweſen (Bild S. 225). Khevenhiller, der eine genaue Kenntnis der Charaktere beſaß, meint, daß es „in den erſten Regierungsjahren nur von Franz abhing, die Ruder mehr und vollkommener in der Hand zu haben; allein er war von Natur aus nicht ſehr arbeitſam, ferner langſam und unentſchloſſen, dann fehlte es ihm an der nötigen Feſtigkeit, der Heftigkeit Maria Thereſias, welche oft ſehr hitzig ausbrach, den nötigen Widerſtand zu leiſten“.

Übrigens wäre es vollkommen unrichtig zu glauben, daß Maria Thereſia über dieſen Vergnügungen irgend eine der Pflichten des Herrſcheramtes vernachläſſigt habe. Alle Berichte ſtimmen darin überein, daß ſie ſich denſelben mit unermüdlichem Eifer widmete, „und keine weibliche Laune hatte Gewalt über ſie, wenn die Staatsgeſchäfte ſie in Anſpruch nahmen“. Der venetianiſche Geſandte Capello erzählt, daß ſie ſchon in den Morgenſtunden mit dem Leſen und Erledigen von Aktenſtücken beginne. „In jeder Art beweiſt ſie es durch die Tat, daß ſie die feſte Überzeugung in ſich trug, es obliege den Monarchen die Pflicht, die Laſt des Regierens ſelbſt zu tragen und ſich der Miniſter nur als Werkzeuge zu bedienen, nicht aber die eigentliche Entſcheidung der Staatsſachen in deren Hände zu legen. Darum wohnte ſie ſo oft als möglich den Beratungen der Miniſter bei, ſchrieb ſelbſt die Gegenſtände vor, welche zur

Maria Theresia und Franz I. bei der Überschwemmung der Leopoldstadt.

Erörterung kommen sollten und setzte durch den Scharfsinn und durch die Gewandtheit, die sie dabei zeigte, jedermann in Erstaunen. Niemals erschrak sie vor der Last der Geschäfte, niemals zeigte sie sich ermüdet. Mit einer Beharrlichkeit ohnegleichen trachtete sie sich in alles einzuweihen und sie wiederholte oft, sie könne Gott um nichts inniger bitten, als daß er ihr bei Erfüllung ihrer Pflichten beistehe und sie stets das Wahre und Gerechte erkennen lasse."

Daß sie selbst mit Hintansetzung ihrer sonst gerade in Personalangelegenheiten bewiesenen Schonung recht entschieden einzugreifen wußte, wo es not tat, beweist die Tatsache, daß im November 1742 alle Räte und ein großer Teil des anderen Personales der niederösterreichischen Regierung die Entlassung erhielt, weil die Führung der Geschäfte nicht so war, wie es das allgemeine Wohl verlangte. Wie wenig von solchen Vorgängen auch damals in der Öffentlichkeit verlautete, nach und nach erhielt man doch Kunde davon und man freute sich im Volke der jungen Herrscherin, die ihr hohes Pflichtgefühl, aber auch ihr warmherziges menschliches Empfinden in den Dienst ihrer schweren Aufgabe stellte.

Jene Mahner, welche die Lage des Staates noch immer sehr ernst beurteilten, waren nur zu sehr im Recht. Daß am 12. Mai 1743 die Krönung in Prag an Maria Theresia vollzogen werden konnte, war zwar ein Triumph über den begehrlichsten und schwächlichsten ihrer Gegner, dem nach seiner Vertreibung aus seiner Residenz München nichts mehr blieb als die schattenhafte Kaiserwürde. Aber gerade diese Erfolge spornten die Gegner zu neuen Anstrengungen; Friedrich II. von Preußen fürchtete für seine bisherigen Erwerbungen und begann den Krieg von neuem, auch Frankreich und Spanien zogen mit frischen Kräften in das Feld, Bayern mußte geräumt werden, Prag fiel wieder in die Gewalt Friedrich II. Das Jahr 1744 raffte alle errungenen Vorteile dahin.

Auch für Wien begann es mit einer schweren Katastrophe. Das nach strengem Frost plötzlich eintretende Tauwetter brachte große Wassermassen, die von der festen Eisdecke gestaut wurden. Am 4. März brach eine furchtbare Überschwemmung herein. Die vom oberen Stromlauf kommenden Fluten brachen endlich die Eisdecke, aber die Schollen, die wie Federbälle von den Wellen umhergeschleudert wurden, richteten furchtbare Verheerungen an. Brücken, die an den Ufern aufgestapelten Holzvorräte und ganze Baulichkeiten wurden zusammengerissen und fortgeschwemmt. Die nieder gelegenen Stadtteile standen ganz unter Wasser, besonders die Leopoldstadt war arg gefährdet. Maria Theresia ließ alles aufbieten, um die Not zu lindern und brachte halbe Tage auf der Rotenturmbastei zu, um sich von der zweckmäßigen Ausführung der Rettungsaktion zu überzeugen. Einen rastlosen Helfer fand sie dabei an ihrem Gatten Franz von Lothringen, der unermüdlich in einem Kahn die überschwemmten Stadtteile befuhr, für die Rettung Bedrohter sorgte, die oft schon auf den Dächern Zuflucht suchen mußten, und die Verteilung von Lebensmitteln leitete. Tiefen Eindruck machte es auf das Volk, das bange nach den Stätten der Verheerung sah, als Maria Theresia beim Nahen des Schiffchens, das ihren Gatten trug, sich in gewohnter leichter Tracht durch die Menge bis an das Ufer vordrängte, um mit dem Wehen ihres Tuches dem Gemahl einen Gruß zu schicken, der ihn mit einem Schwenken des Hutes erwiderte, sich aber in seinem Samariterwerk nicht aufhalten ließ. Nach einigen Tagen erst verlief sich die Flut, Spuren einer grauenvollen Verwüstung und eine Not unter der ärmeren Bevölkerung zurücklassend, die kaum durch die reichsten Spenden gelindert werden konnte.

Im Jahre 1745 teilten sich die drohenden Wolken, die Österreich überschattet hatten, wieder. Kaiser Karl VII. starb und sein Sohn Max Josef,

des aussichtslosen Krieges müde, der Bayern zu verderben drohte, trat aus den Reihen der Gegner Maria Theresias. Der Kurfürst von Sachsen verbündete sich sogar mit dieser, wodurch Friedrich II., obwohl er noch Sieger im Felde blieb, doch genötigt wurde, Böhmen wieder zu räumen. Nun, der Stimmen Bayerns und Sachsens, sowie der geistlichen Kurfürsten sicher, betrieb Maria Theresia die Erfüllung ihres heißen Wunsches, die römisch-deutsche Kaiserkrone auf dem Haupt ihres Gatten zu sehen. Von wirklichem Machtzuwachs konnte dabei keine Rede mehr sein; aber Maria Theresia mit ihrem starken Gefühl für ihr Haus, sah den Besitz dieser Würde als dessen Recht an. Trotz der Versuche, die Wahl in Frankfurt durch ein französisches Heer zu stören, fiel sie doch am 13. September 1745 auf Franz von Lothringen, wogegen Preußen und die Pfalz einen wirkungslosen und von ihnen selbst nicht ernst genommenen Protest erhoben. Maria Theresia war zur Krönung, die am 4. Oktober stattfand, selbst nach Frankfurt geeilt und war die erste, die vom Balkon eines Hauses den neugekrönten Kaiser mit lautem Zuruf begrüßte, in welchen die von ihrer anmutsvollen Hoheit begeisterten Frankfurter sofort einstimmten.

Schon im März 1745 hatte die Geburt des Erzherzogs Karl Anlaß zu Festlichkeiten gegeben, die weniger vom Hofe, als von der Stadt Wien und der Bevölkerung ausgingen. Am Tage nach der Geburt, am 14. März, fand eine allgemeine Beleuchtung statt, die so glänzend ausfiel, daß eine genaue Beschreibung auf 496 Quartseiten erschien, welche die Illumination von nicht weniger als 365 Baulichkeiten der Vergessenheit entriß. Die Beleuchtung muß besonders reich gewesen sein, da ein Nachsatz des Buches sagt: „Über diese beschriebene Gebäude ist nicht viel Merkwürdiges ansonst zu sehen gewesen, indem die meisten anderen Häuser entweder bloß mit Windlichtern oder Pyramiden oder gläsernen oder auch anderen artigen und seltsamen Laternen und Feuertöpfen oder Lampenaufsätzen oder Buchstaben oder Wappen und derlei Auszierungen zu sehen waren."

Einen Anlaß zu noch prunkvolleren Festlichkeiten im gleichen Jahr gab der Stadt die Rückkehr des neugekrönten Kaisers mit seiner Gemahlin von der Krönung in Frankfurt. Nun war Wien wieder „kaiserliche Residenz", ein Vorzug, den das Volk nach so alter Gewöhnung schmerzlich vermißt hatte. Die Rückreise war auf 32 reich geschmückten Schiffen geschehen und der Einzug in Wien wurde am 27. Oktober 1745 mit besonderer Pracht in Szene gesetzt. Er geschah, wie dies noch von altersher Brauch war, durch das Stubentor, und zwar in so später Abendstunde, daß die hohen Herrschaften zugleich die prachtvolle Beleuchtung nach Gebühr bewundern konnten. In der Wollzeile hatten die Großhändler, damals etwas wunderlich „Niederlags-Verwandte" genannt, einen Siegesbogen mit korinthischen Säulen und Statuen errichtet, der von 10.000 Lampen beleuchtet war; einen besonders glänzenden Effekt erzielte man dadurch, daß alle geraden Flächen dieses Baues mit Spiegeln bedeckt waren, die als ebenso viele Reflektoren den Glanz der Beleuchtung vervielfachten. Die am Stock-im-Eisenplatz vom Magistrat errichtete Triumphpforte im römischen Stil hatte drei Durchgänge und war mit 20.000 Feuertöpfen besetzt. Die Hofbefreiten hatten endlich am Ende des Kohlmarktes gegen den Michaelerplatz einen Bau errichtet nach dem Muster des Konstantinischen Triumphbogens in Rom, mit einem Kuppelraum in der Mitte und von innen und außen prachtvoll illuminiert. Wie uns ein über diese Einzugsfestivität erschienenes, gleichfalls ziemlich dickleibiges Buch berichtet, war am Graben ein mit Reisig verkleidetes, mit Statuen und Vasen besetztes Gerüst aufgeschlagen, an dem unten durch die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag zwei Brunnen weißen

und roten Wein spendeten, von dem 1000 Eimer verbraucht wurden. Außerdem warf man Brot und Braten aus und da an allen passenden Orten Musikkorps postiert waren, gab es in den Straßen gar ein lustiges Treiben.

Die Illuminationswitze hatten diesmal, wie es dem Anlaß entsprach, fast ausnahmslos eine politische Pointe. Ein Gemälde am Bürgerspital zeigte den Kaiser auf dem Thron, der einem Haufen windiger Französchen die Dose hinhielt. Dazu hieß es:

„Kommt her, ihr flüchtige Franzosen,
Nehmt Schnupftabak aus Kaisers Dosen,
Der wird euch in die Nasen rauchen,
Nehmt Schnupftabak, sonst kriegt ihr d' Strauchen."

Das Fenster eines Schneiders in der Bräunerstraße enthielt einen Baum, an dem drei jener unentbehrlichen Kleidungsstücke hingen, die man vor prüden Ohren nicht gerne nennt. Die Erläuterung zu dieser seltsamen Dekoration gab der Vers:

„Zwei Hosen hatten wir,
Die Hungarisch und die Böhmisch,
Nun kommt auch herfür
Die längst gewünschte Römisch."

Eine Wendung der englischen Politik zwang Maria Theresia, sich endgiltig mit dem Verlust Schlesiens abzufinden, so schmerzlich es ihr auch sein mochte. Denn ohne die Subsidien Englands konnte der Krieg, der gleichzeitig auch mit Frankreich und Spanien fortwährte, nicht geführt werden. Der Friede zu Dresden bestätigte daher am 25. Dezember 1745 die Abtretung Schlesiens, wogegen Friedrich II. den Protest gegen die Kaiserwahl zurückzog und den Besitz der übrigen Erblande garantierte. Erst der Aachener Friede vom 18. Oktober 1748 beendigte den Erbfolgekrieg vollständig, indem sich Frankreich und Spanien mit der Abtretung von Parma und Piacenza an einen Prinzen des Hauses Bourbon zufrieden gaben.

Die erste große Reformperiode Maria Theresias.

Die schweren Kämpfe, unter welchen sie den Bestand der Monarchie behaupten mußte, waren in keiner Beziehung ohne tiefen Einfluß auf die nunmehrige Kaiserin geblieben. Jahre voll banger Sorge hatten sie ernst, Täuschungen und schmerzliche Erfahrungen sie bedächtig und mißtrauisch gemacht. Von mancher Seite hatte man versucht, sie zu beeinflussen; sie erkannte aber, daß sie am besten tat, der eigenen Einsicht zu folgen und ließ sich in Zukunft von niemand, auch von ihren vertrautesten Ratgebern nicht, zu etwas bewegen, was nicht vor der gewissenhaften eigenen Prüfung Stand hielt. Sie konnte mit Recht darauf stolz sein, sich gegen den Ansturm so vieler Gegner ehrenvoll behauptet zu haben; sie war aber auch dem Volke dankbar dafür, das sie darin mit voller Kraft unterstützte. Obwohl sie kaum das dreißigste Jahr überschritten hatte, sagte sie für ihre Person den Vergnügungen, welchen sie noch vor wenigen Jahren leidenschaftlich ergeben war, Lebewohl. Soweit es die höfische Sitte und die Rücksicht auf andere erforderte, ließ sie solche Feste zu und nahm sogar daran teil, aber nicht mehr mit der früheren Genußfreudigkeit, sondern weil sie auch dies für einen Teil der zu erfüllenden Pflichten hielt. Dem Staat und ihrer Familie gehörte ihr Leben, ihr Sinnen und Trachten, und es lag Wahrheit darin, wenn sie einst sagte: „Ich mache mir Vorwürfe wegen der Zeit, die ich dem Schlafe widme; ich entziehe sie meinem Volke." In einem

berühmt gewordenen Memoire über ihre Regierungsmaximen ſchreibt Maria Thereſia ſelbſt: „Gleich Anfangs ſetzte mir vor zu meiner eigenen innerlichen Dispoſition, und zwar mittelſt einer aufrichtigen Meinung und inſtändigſten Gebets zu Gott, mich dahin zu befleißen, von allen Nebenabſichten oder Hoheit oder Ehrgeiz oder anderen Leidenſchaften, nachdem mich darüber ſelbſten öfters geprüft, mich gänzlich zu enthalten, folglich die mir obliegende Regierungspflicht ruhig und ſtandhaft zu unternehmen. Auch habe die Wahrheit mir täglich geſetzt, daß ich nicht mir ſelbſt, ſondern nur dem allgemeinen Beſten gehörig ſei. Und ſo lieb ich auch meine Familie und Kinder habe, dergeſtalt, daß keinen Fleiß, Kummer, Sorgen und Arbeit für ſelbe ſpare, ſo hätte doch der Länder allgemeines Beſte denenſelben allezeit vorgezogen, wenn ich in meinem Gewiſſen überzeugt geweſen wäre, daß ſolches tun könne oder daß dererſelben Wohlſtand dieſes erheiſchte, indeme ſolchener Länder erſte und allgemeine Mutter bin."

In dieſer Geſinnung ſchritt Maria Thereſia, nachdem ſie ſich mit ſeltener Entſchloſſenheit und Kraft in ihrem Herrſcherbeſitz befeſtigt hatte, zur zweiten und vielleicht noch ſchwierigeren Aufgabe, den Staat ſo zu geſtalten, wie es die herben Lehren der Vergangenheit, die unabweisbaren Bedürfniſſe der Gegenwart und Zukunft verlangten. Es würde weit über den geſteckten Rahmen hinausgreifen, der unabläſſigen Reformarbeit der nächſten Jahre bis in alle Details zu folgen. Nur in großen Umriſſen können hier Andeutungen gemacht werden, inſoferne die Stellung Wiens im Staate, das politiſche und kulturelle Leben der Stadt dadurch berührt wurden.

Gerade die mächtig aufflammende Begeiſterung des Volkes, welche auf die erſte Mutloſigkeit nach ihrem Regierungsantritt gefolgt war, bewies klar, welche großen, noch unverbrauchten Kräfte in der Monarchie vorhanden waren, die nur der Entwicklung und der Lenkung nach einem gemeinſamen Ziele bedurften. Aber die Schwierigkeiten, mit welchen man während der Jahre der Gefahr zu kämpfen hatte, wieſen auch auf die Mängel in der ſtaatlichen Organiſation hin. Wiederholt hatten im Momente der höchſten Gefahr die vorhandenen Mittel nicht gebraucht werden können, weil es keine Möglichkeit gab, ſie zuſammenzufaſſen und der Geſamtſtaat Öſterreich von den einzelnen Ländern abhing.

In dem ſchon angezogenen Memoire ſagt die Kaiſerin, ſie habe nach dem Dresdener Frieden ihre ganze Denkart geändert und ſie nur allein auf den inneren Zuſtand der Länder und des Staates gerichtet. Scharfſinnig legt ſie die feudal-ariſtokratiſche Grundlage aller Landesverfaſſungen und der Verwaltungsmaſchine als die Quelle der Schwäche des Staates und als das Hemmnis jeder Entwicklung dar. In der Beſeitigung der ſpäter wieder zu ſolcher Bedeutung emporgeſchraubten „Beſonderheiten" der einzelnen Provinzen, in dem Fallen der ſchrankenloſen Vorrechte einzelner Klaſſen der Bevölkerung, in einer „Gott wohlgefälligen Gleichheit" ſah ſie das Heilmittel für die Übelſtände, welche die Kraft des Staates ſo lange unterbunden hatten.

Der Erkenntnis des Richtigen folgte bei dieſer hochſinnigen Frau, die nach den Worten ihres Gegners Friedrich II. „Werke ausführte, die einem Mann Ehre gemacht haben würden", ſtets die Tat. Und da ſie die große Herrſchergabe, die rechten Männer zu finden und auf den rechten Platz zu ſtellen, in ſeltenem Maße beſaß, ſo ſicherte ſie ſich fähige und ergebene Mitarbeiter an dem großen Werk. Einer ihrer Biographen charakteriſiert es treffend in großen Zügen: „Unter der Regierung Maria Thereſias geſchah der erſte Abbruch der alten feudalen Inſtitutionen und zugleich der erſte Akt einer Zentraliſation der Gewalt, welche der Krone in den einzelnen Erbländern

zugehörte. Maria Theresia nahm es auf sich, die Einheit Österreichs, die bisher nur durch den Hof repräsentiert war, auch in den anderen Teilen der Staatsgewalt durchzuführen und zugleich die Autorität der Krone in unmittelbaren Zusammenhang mit allen Bestandteilen des Volkes zu bringen."

Diese Riesenaufgabe fiel durch Maria Theresias Vertrauen dem Grafen Friedrich Wilhelm Haugwitz zu, der als Hofkanzler an die Spitze der inneren Verwaltung trat. Er beseitigte den Einfluß der einzelnen Landstände auf das Heerwesen und die innere Verwaltung, schaffte die bisherige Steuerfreiheit des Adels ab und errichtete in den Gubernien und Kreisämtern staatliche Instanzen, welche die allgemeinen Interessen des Staates und des Volkes gegen die schrankenlose Macht der Stände und der adeligen Herrschaften zu vertreten hatten. Diese allgemeinen Reformen berührten Wien entweder gar nicht oder doch in keinem günstig zu nennenden Sinn; denn man übertrug das teilweise berechtigte Mißtrauen gegen jede außer der Staatsgewalt stehende Tätigkeit auch auf die städtische Autonomie, die, trotzdem sie seit zwei Jahrhunderten sehr beschränkt und bevormundet war, doch immerhin noch in einzelnen Zweigen bestand und ihre Wurzeln tief im Bewußtsein und den Bedürfnissen des Volkes hatte.

Reformen im Justiz-, namentlich aber im Finanzwesen, das den Händen des tüchtigen Grafen Rudolf Chotek anvertraut war, gingen mit dieser Umgestaltung der inneren Verwaltung Hand in Hand. Chotek verdiente für seine Zeit das Lob, das wir auch heute noch aussprechen, wenn von einem „modernen Staatsmann" gesprochen wird. Er suchte die Schranken zu beseitigen, die den Verkehr hemmten, wußte mit allen Mitteln die Industrie zu entwickeln, schuf Straßen und richtete auch das Postwesen auf ganz neuem Fuß ein. Durch sein Bemühen entstanden die ersten regelmäßigen „Stellfuhren" von Wien nach allen größeren Provinzstädten, mit welchen Reisende und Einzelgüter Beförderung fanden. Von Wien nach Graz dauerte die Reise vier, nach Prag sieben, nach Triest gar dreizehn Tage — für unsere an Expreß- und Blitzzüge gewöhnte Zeit eine Ewigkeit. Aber damals sah man schon in der Tatsache einer regelmäßigen Reisegelegenheit einen großen Fortschritt, dessen sich sofort auch die Vergnügungssucht bemächtigte. Wenigstens berichtet der preußische Großkanzler Fürst darüber: „Aller Welt macht es Vergnügen, viele Meilen binnen wenigen Stunden zurückzulegen. Besonders liebt man es in Wien, des morgens nach Preßburg zu fahren, dort zu mittags zu speisen und abends zum Theater oder zur Gesellschaft wieder zurück zu sein."

Der Entfesselung der bisher so vielfach gelähmten, ja fast mit Absicht unterdrückten Volkskraft galten fast alle diese Reformen. Dieses Streben findet auch in der Verfügung Maria Theresias Ausdruck, daß künftighin auch „Unpossessionierte", d. h. solche, die keinen landständischen Besitz hatten, wenn sie gute Köpfe seien, zu Räten bei den Gubernien und zu Kreishauptleuten ernannt werden sollen, während dem Bürgerlichen früher fast der Eintritt, jedenfalls aber jede höhere Karriere im Beamtenstand verschlossen war.

Eine trotz ihrer langen Dauer doch in ihrem inneren Wert sehr anzweifelbare Schöpfung des Grafen Rudolf Chotek ist das Lotto. Die sogenannten „Glückshafen" kamen in Österreich schon sehr früh vor; es stellt ihnen eben kein gutes Zeugnis aus, daß sie in einem besonderen Dekret mit „Gauklern und Schalksnarren" dem Spielgrafenamt unterstellt wurden. Doch erhielt 1704 der Triestiner Kaufmann David Levi eine ausschließliche Befugnis zur Veranstaltung solcher Glückshäfen, die er in Wien und anderen größeren Orten errichtete. In einzelnen Formen haben sich diese Glücksspiele bis in das vorige Jahrhundert behauptet, wo ihre Buden, in welchen man gegen kleine Einlagen

Wertgegenſtände ausloſte, am Graben ihren Platz hatten. Eigentliche Lotterien veranſtaltete man auch ſchon früher, ſowie noch heute, um wohltätige Zwecke zu fördern. Ein Patent Kaiſer Leopold I. vom 2. April 1696 ordnet zum Zweck der Errichtung eines Spitals und Invalidenhauſes für die in den letzten Türkenkriegen verwundeten Soldaten die Errichtung eines Glückshafens an, deſſen Treffer ſchon mit verſchieden hohen Geldbeträgen bedacht waren. Natürlich gab es aber ſehr viele Nieten, über welche man ſich dem Patente nach mit dem Gedanken tröſten mußte, „ein barmherziges und der Allgemeinheit nutzbares Werk“ gefördert zu haben. Später veranſtaltete auch der Magiſtrat eine ſolche Geldlotterie, deren Ertrag für ein in St. Marx geplantes Findelhaus beſtimmt war, und auch einzelne Private erhielten die Erlaubnis zu ſolchen Unter-

Die Waiſenknaben des P. Parhammer. (S. 237.)

nehmungen, die aber einer ſehr hohen Steuer unterlagen. In dieſer Form ſuchte auch Graf Chotek zuerſt dem Staate eine Einnahmsquelle zu ſchaffen. Als die „kleine Lotterie“ mit dem Patente vom 13. November 1751 zur ſtändigen Einführung kam, handelte es ſich noch um ein Privatunternehmen, das nur als Steuerquelle gedacht war. In dieſem Patente heißt es: „Nachdem Inländer und Fremde große Neigung zeigen, ihr Glück in den verſchiedenen Lotterien des Auslandes zu verſuchen, welches ſeine Kollektanten und Agenten in Wien und anderen Städten der Erbländer aufgeſtellt hat, ſoll nun das des allgemeinen Beifalles ſich erfreuende Lotto di Genova auch in Öſterreich eingeführt werden.“ Denn das Lotto als öffentliche Inſtitution iſt italieniſchen Urſprungs und ein Italiener war es auch, der es in Wien einbürgerte. Conte Ottavio Caſtaldi erhielt ein zehnjähriges Privilegium zum Betriebe einer Geldlotterie, wofür er einen Jahrespacht von 260.000 Gulden zahlen und außerdem jährlich an fünf ehrbare arme Bräute ein Heiratsgut von 30 Gulden ausſetzen mußte. Zur

Sicherung seiner Verpflichtungen diente die von ihm erlegte Kaution von 300.000 Gulden.

Die erste Ziehung fand am 21. Oktober 1752 öffentlich am Lobkowitzplatz statt, wobei ein Schuhmacher namens Huber die erste Terne erzielte. Der Gewinn betrug beim Ambo das 225fache, beim Terno das 3000fache des Einsatzes, höhere Kombinationen gab es damals noch nicht. Vielleicht nicht ganz ohne Beeinflussung beteuerte das „Wiennerische Diarium", aus dem später die amtliche „Wiener Zeitung" wurde, nach dieser ersten Lottoziehung, es sei „vieler Gewinn für die Mitspielenden herausgekommen". Man verteidigte das Lotto

Der „Nikolo" am Wiener Hofe. (S. 240.)

schon damals mit ungefähr den gleichen Gründen, die noch heute für dasselbe in das Feld geführt werden. Heißt es doch in dem ersten Privilegium: „Da der Hang zu den Glücksspielen eine bei der minder gebildeten Menschenklasse sehr tief eingewurzelte Schwachheit ist und gewinnsüchtige Leute ihre Mitmenschen durch Privatlotterien und Anreizungen zum Einsatz in ausländische um vieles Geld brachten, gestattet die Kaiserin die Einführung der Zahlenlotterie, verbietet aber aufs schärfste alle anderen Lotterien, sowie auch das Einsetzen in solche außer Landes." Trotz der hohen Abgabe blieb noch ein so großer Gewinn, daß man Castaldi einen reinen Gewinn von 687.000 Gulden für die ersten zehn Pachtjahre nachwies. Mit Recht schraubte man die Pachtsumme hinauf und als Castaldi, obwohl man ihm die Erhöhung der Kollekturen von vier auf sieben in Wien zugestand, sich 1770 weigerte, eine höhere Pachtsumme zu entrichten,

ging das Privilegium auf den Unternehmer Baratta über, hinter welchem aber wieder ein hoher Adeliger, der Marcheſe Manzi, ſtand. Dieſe zahlten eine Pachtſumme von 400.000 Gulden und räumten dem Ärar außerdem ein Viertel des Reingewinnes ein. Trotzdem florierte das Geſchäft ſo, daß der Anteil des Staates in der letzten Pachtperiode, die bis 1786 währte, 447.183 Gulden betrug.

Kaiſer Joſef II. wollte von einer weiteren Verpachtung der Geldlotterie nichts mehr wiſſen — nicht allein aus fiskaliſchen Gründen, um dem Staat die hohen Einnahmen zu ſichern, ſondern auch, weil die Privatunternehmer zu den bedenklichſten Mitteln gegriffen hatten, um die Spielwut weiter Volkskreiſe — und zwar gerade der ärmeren, zu entfachen. Denn die unleugbare Bedenklichkeit der ganzen Inſtitution hatte ſich bald herausgeſtellt und war von Einſichtigen ſofort bei der Einführung erkannt worden. Der preußiſche Großkanzler Fürſt, der zur Zeit der Einführung des Lotto in Wien weilte, ſchreibt darüber: „Das Lotto wurde den öſterreichiſchen Völkern vor anderen Lotterien deshalb an das Herz gelegt, maſſen dieſes Lotto den leichteſten Begriff und geſchwindeſten Ausgang hat, auch dergeſtalten beſchaffen iſt, daß Jedermann den Preis des Spieles auch in der mindeſten Gattung des Geldes ſelbſt erwählen kann. Man kann ſo wenig, als man will einlegen und wäre es auch nur ein Kreuzer. Auch der ärmſte Bauer trägt ſein Geld dahin. Jeder beträchtliche Gewinn wird in den Zeitungen angezeigt und verfehlt nicht, neue Spieler anzulocken. Zuweilen ſtreut man Nummern auf die Bänke in den Kirchen aus oder heftet ſie an den Toren der Klöſter an; die frommen Leute wagen ihr Glück damit, wenn ſie doch nichts gewinnen, es mehr ihren Sünden, als der unrichtigen Prophezeiung zuſchreibend. Ein Menſch, der den andern Tag gehenkt werden ſollte, träumte die Nacht zuvor, daß eine gewiſſe Zahl gewinnen müſſe; alle Welt ſetzte darauf, aber der arme Schelm hatte gelogen und Niemand gewann. Caſtaldi hat das Recht, wenn eine Nummer ſo ſtark beſetzt wird, daß er ruinirt ſein würde, falls ſie heraus käme, nichts mehr darauf anzunehmen und ſie zu ſperren. Man hat alle die Lächerlichkeiten, die hiebei vorkommen, in einer Comödie verſpottet, aber ſie hat nicht gegeben werden dürfen. Allerdings ruinirt ſich das gemeine Volk beſonders hiebei und die meiſten Miniſter ſind deshalb dagegen geweſen; aber der Vortheil der Finanzen iſt zu offen.“

In der Regie des Staates nahm die Teilnahme am Lotto ſo ſehr überhand, daß die ohnehin beträchtlich vermehrten Wiener Kollekturen nicht mehr genügten, ſondern auch ſolche errichtet werden mußten, welche Einſätze auf die in Linz gezogenen Zahlen annahmen. Im Jahre 1810 gab es in Wien deren 6, 1814 beſtanden aber ſchon 54 „Linzer Kollekturen“. Der durchſchnittliche Reingewinn des Staates betrug damals im Jahr etwa 2,000.000 Gulden, iſt ſeitdem ſtetig geſtiegen und beträgt derzeit das Vier- oder Fünffache. Lange Zeit herrſchte eine wahre Manie in Wien, alles Mögliche auszuſpielen; Wagen und Pferde, Häuſer, Landgüter, ja ſogar einmal ein Theater ſuchte man auf dieſe Weiſe günſtig loszuſchlagen. Die wunderlichſte Blüte dieſer Gattung Spekulation war es doch, daß die Zeitungen um 1820 eine Annonce brachten, nach welcher ſich ein „braves, deutſches Mädchen von zwanzig Jahren“ in Wien ſelbſt „ausſpielen“ wollte. Von ihren übrigen Eigenſchaften verlautete nichts — die Beſcheidenheit gehörte dazu aber ſicher nicht, denn es ſollten 24.000 Loſe zu einem Gulden ausgegeben werden, der glückliche Gewinner erhielt das „brave deutſche Mädchen“ ſamt dem Erlös der Lotterie. War er etwa ſchon verheiratet oder ſonſt „behindert“, ſo erhielt er 6000 Gulden, fand er kein Gefallen an dem Hauptgewinſt, ſo wurden ihm 8000 Gulden zugeſichert, einer Frau aber, welcher die Glücksnummer fiel, 4000 Gulden. Auf alle Fälle blieb dieſem

pfiffigen „deutſchen Mädchen“ ein hübſches Sümmchen. Es iſt nur zu bedauern, daß nichts darüber verlautet, ob die Sache zuſtande kam und wie ſie verlief. Intereſſant iſt ſie jedenfalls als einer der erſten Verſuche, mit der Nationalität Geſchäfte zu machen.

Im Geiſte der oben kurz ſkizzierten Hauptreformen lag es ſchon, daß ſie ſich auch auf das Unterrichtsweſen erſtreckten. Die Maßregeln, welche zu dieſem Zwecke ergriffen wurden, ſind einer ſpäteren, kurz zuſammenfaſſenden Darſtellung vorbehalten, hier ſind nur einige einſchlägige Erſcheinungen zu beſprechen. Um das geiſtige Leben und die wiſſenſchaftliche Tätigkeit zu beleben, tauchte wieder um 1750 das Projekt der Errichtung einer Akademie auf. Maria Thereſia ſtand demſelben nicht ablehnend gegenüber, ſie konnte aber mit Recht die Vorſchläge nicht billigen, welche man zur Aufbringung der nötigen Mittel machte, die Einführung eines Kalendermonopols u. ſ. w. Auch mochte ſie wohl einſehen, daß es für eine ſolche Anſtalt zur Zeit noch an der notwendigſten Vorbedingung, an dem Kreis von geiſtig hochſtehenden und wirklich in den verſchiedenen Wiſſenszweigen bedeutenden Männern fehlte. Das von der Kaiſerin ſelbſt auf einen Vorſchlag beigeſetzte triftige Argument: „niemals kein Fundus dazu und jetzt am wenigſten vorhanden“, machte endlich allen ſolchen Projekten ein Ende.

Schöpfungen von großer Tragweite waren die Thereſianiſche Ritter-Akademie und die Orientaliſche Akademie. Die erſtere trat durch die Stiftungsurkunde vom 24. Februar 1746 in das Leben und die Kaiſerin räumte dazu den ganzen Komplex der Neuen Favorita ein, die ihr als Aufenthalt verleidet war, ſeit ihr Vater in deren Mauern ſein Leben beſchloſſen hatte. Der Unterricht und die Verwaltung lag in den Händen der Jeſuiten, zum Kurator ernannte die Kaiſerin den beſonderen Gönner dieſes Ordens, den Oberſtkämmerer Joſef Graf Khevenhiller. Die Aufnahme war anfänglich nur auf Adelige beſchränkt, welche in der Anſtalt, ſowie in der beſtandenen Landſchaftsakademie eine ſtandesgemäße Erziehung mit beſonderer Rückſicht auf die ſpätere Verwendung im Staatsdienſt erhalten ſollten. Die urſprüngliche Kleidung der Zöglinge beſtand aus einem dunkelblauen Rock mit ſilberner Epaulette, roten Beinkleidern und roter Weſte. Die Hausordnung war ſehr ſtrenge, ſogar der Verkehr mit den Angehörigen der Zöglinge im Einklang mit den Erziehungsmaximen der Jeſuiten großen Beſchränkungen unterworfen. Maria Thereſia verlor die neue Anſtalt nicht aus den Augen; 1748 führte ſie ihr die berühmte, an Koſtbarkeiten reiche Bibliothek des Leibarztes Karl VI., Pius Garelli zu, deſſen Sohn ſie teſtamentariſch für den öffentlichen Gebrauch gewidmet und zu ihrer Erhaltung ein Kapital von 10.000 Gulden beſtimmt hatte; 1749 ſtiftete ſie zehn Freiplätze, da ſonſt die Zöglinge jährlich einen Betrag von 100 Dukaten zu entrichten hatten; 1750 wurde die noch heute beſtehende Reitſchule erbaut und der Akademie ein Jahresbeitrag von 30.000 Gulden aus Staatsmitteln zugeſprochen und am 30. Oktober 1751 wurde endlich der Stiftsbrief ausgefertigt, welcher der Anſtalt große Zuflüſſe aus liegenden Gütern ſicherte. Im Jahre 1784 aufgehoben und 1797 wieder in das Leben gerufen, wurde das „Thereſianum“, wie die Anſtalt ganz allgemein genannt wurde, dem Piariſtenorden übergeben, an deſſen Stelle aber dann weltliche Lehrer und ſogenannte Studienpräfekten traten. Seit 1849 iſt die Anſtalt auch bürgerlichen Zöglingen zugänglich. Sie gilt als Pflanzſchule für die höhere Bureaukratie und genießt großen Ruf in den weiteſten Kreiſen. Auch der verſtorbene König von Spanien, Alfons XII., und der jetzt regierende Khedive, Abbas Paſcha, gehörten zu den Zöglingen des Thereſianums.

Im Jahre 1754 entſtand auf Vorſchlag des Staatskanzlers Kaunitz die „Akademie der morgenländiſchen Sprachen“, die in richtiger Würdigung der

großen Bedeutung des Orients für den Handel Öſterreichs den Zweck hatte, jungen Leuten die nötige Vorbildung und die Sprachenkenntniſſe für den diplomatiſchen Dienſt im Orient zu verleihen. Sie erhielt dann den Titel „Orientaliſche Akademie“ und war lange Zeit im Jakoberhofe untergebracht. In das Thereſianum überſetzt, wurde ſie vor einigen Jahren unter zeitgemäßer Erweiterung des Ausbildungsprogrammes als „Konſular-Akademie“ vollkommen reorganiſiert.

Anſtalten mit ähnlichem exkluſiven Charakter waren die 1748 errichtete Savoyenſche Ritter-Akademie, die wieder aufgelöſt wurde und das Löwenburgſche adelige Konvikt, das noch heute bei dem Piariſtenkollegium in der Joſefſtadt beſteht. In das Jahr 1754 fällt die Errichtung der Ingenieur-Akademie bei der ſogenannten Stiftskaſerne nächſt der Mariahilferſtraße, die gleichfalls noch heute als „Techniſche Militär-Akademie“ beſteht, um den für die Artillerie und den Pionierdienſt beſtimmten jungen Leuten eine fachgemäße techniſche Vorbildung zu geben.

Große Übelſtände, die bei einer im Jahre 1750 vorgenommenen Reviſion des kaiſerlichen Waiſenhauſes vorkamen, bewogen die Kaiſerin, eine vollkommene Reorganiſation dieſes Inſtitutes vorzunehmen. Es war erſt im Jahre 1743 durch eine Stiftung des reichen Fabrikanten Michael Kienmayer entſtanden, der für dieſen humanitären Zweck ein großes, an ſeine Fabrik am Rennweg ſtoßendes Gebäude einräumte. Maria Thereſia legte die Reorganiſation der Anſtalt in die Hände einer beſonderen Kommiſſion, deren Leitung ſie dem Hofrat von Doblhoff anvertraute, der ihr beſonderes Vertrauen genoß. Da es aber an einer vollkommen geeigneten Perſönlichkeit zur Leitung des Waiſenhauſes fehlte, blieb noch immer viel zu wünſchen übrig, bis es Hofrat von Doblhoff gelang, in dem Jeſuiten Pater Ignaz Parhamer einen Mann zu finden, der das nötige Organiſationstalent mit dem pädagogiſchen Wiſſen und jener echten Menſchenliebe verband, ohne welche die Leitung ſolcher Anſtalten nie erſprießliche Reſultate ergeben kann.

Pater Parhamer war ſchon früher auf pädagogiſchem Feld mit Erfolg tätig geweſen. Er verſah die Stelle des Religionslehrers an ſämtlichen Volksſchulen Wiens, deren Zahl indeſſen eine ſehr beſcheidene war und rief die „Bruderſchaft der Chriſtenlehre“ in das Leben, welche den religiöſen Unterricht der Jugend befördern ſollte. Dieſem Verband gehörten bald 16.000 Kinder an und ſchon damals verfiel Pater Parhamer auf den Gedanken, eine Art von militäriſcher Ordnung unter dieſer Menge einzuführen, um die Leitung und Überwachung zu erleichtern. Dieſen Gedanken führte er dann, als er 1759 zum Direktor des Waiſenhauſes ernannt war, konſequent durch und ſeine gut gedrillte Knabentruppe gehörte zu den Sehenswürdigkeiten des damaligen Wien. Er ſelbſt aber erhielt den Namen des „Kindergenerals“. Indeſſen ſcheint eine ähnliche Organiſation ſchon vor ſeiner Zeit im kaiſerlichen Waiſenhauſe am Rennweg beſtanden zu haben, denn das „Wiener Diarium“ von 1747 bringt ein Gedicht: „über das Soldaten-Exercitium, dem durchlauchtigſten Ertz-Hertzogen Josepho von denen Knaben im Waiſenhaus zu Unſeren Lieben Frauen auf dem Rennweg allerunterthänigſt vorgeſtellet den 22. Tag December Anno 1747.“ Die planmäßige Durchführung der Idee zu erziehlichen Zwecken war aber gewiß die Sache Parhamers, wie ſchon aus der Faſſung des gleichzeitigen Berichtes unwiderleglich hervorgeht.

„Bei einigen ſeiner Knaben entdeckte der Pater einen Trieb zu militäriſchen Übungen. Er miſchte ſich alſo in ihre Spiele, gab ihnen anfänglich hölzerne Gewehre und kaufte ihnen Trommeln, Fahnen und allerlei Kriegsgeräte. Mit der täglich zunehmenden Luſt der Kinder wuchs auch der Eifer des Paters; er

brachte es nach und nach so weit, daß er binnen kurzem eine dreifache Kompagnie von Grenadiers, Musketiers und Artilleristen auf den Beinen hatte, alle in ordentliche Soldatenmontur gekleidet, mit echten Flinten und Feuergewehren versehen, alle höchstens im Alter von 15 Jahren, die im Exerzieren, Abfeuern und sonstiger Geschicklichkeit den größten Soldaten gleichkommen, ja wohl manche übertreffen. Es ist darunter eine ansehnliche Bande Feldmusikanten, welche sich in der Janitscharenmusik vorzüglich hervortut. Man kann davon urteilen, weil ein großer Reichsfürst neulich neun solcher kleiner Virtuosen um 9000 Gulden abgekauft und an seinen Hof genommen hat. Eine andere hohe Person hat gleichfalls eine Truppe dieser Knaben erstanden und belustigt sich mit ihnen auf seinen Gütern." Es ist wohl kaum nötig, hier zu bemerken, daß es sich in diesen Fällen gewiß nicht um einen „Kauf", sondern nur um den Ersatz der bisherigen Erziehungskosten und der Ausrüstung handeln konnte.

Es wurde schon erwähnt, daß das Waisenhaus unter Pater Parhamers Leitung mit seiner Miniaturarmee eine Art von Sehenswürdigkeit des damaligen Wien war. Es mag putzig genug ausgesehen haben, wenn diese militärischen Knirpse mit dem größten Ernst unter dem Kommando ihres geistlichen Feldherrn die schwierigsten Evolutionen ausführten in einer Weise, wie sie allenfalls dem Liliputanerstaate Gullivers entsprochen hätte (Bild S. 232). Maria Theresia selbst fand viel Gefallen an den Einrichtungen Parhamers, besuchte das Waisenhaus öfters, um die Exerzitien der Pfleglinge zu sehen und Graf Khevenhiller berichtet in seinen Tagebüchern über einen Ausflug der kleinen Armee nach Laxenburg, zu dem Parhamer sie aus den Knaben der Christenlehr-Bruderschaft bis auf 2000 Mann verstärkt hatte, da im Waisenhaus selbst ja nur 700 bis 800 Knaben untergebracht waren. Zuerst erfolgte vor der Kaiserin eine Prüfung aus dem Katechismus und dann ein Exerzitium.

Ohne die guten Seiten der Bemühungen Parhamers zu verkennen, fand seine Methode doch gerade unter den Schulmännern seiner Zeit manche Anfechtung, da ja in der Tat bei allen solchen Einrichtungen, die doch nur ein Mittel für den erziehlichen Zweck sein sollten, die Gefahr nahe liegt, daß sie zur Hauptsache werden und in eine Spielerei ausarten. Als Pater Parhamer die Stelle eines infulierten Propstes zu Drozdo in Ungarn erhielt, verfiel unter anderer Leitung diese ganze militärische Organisation im Waisenhaus und bei Übersetzung des Institutes in das spanische Spital hörte sie ganz auf. Ein ähnlicher Versuch im Löwenburgschen Konvikt, den militärischen Drill für pädagogische Zwecke anzuwenden, über welchen Schönholz in seinen höchst stoffreichen „Traditionen" berichtet, fand ein rasches Ende durch das Eingreifen des Grafen Saurau.

Obwohl Maria Theresia von tiefer Frömmigkeit und eine überzeugte Anhängerin der katholischen Kirche war, verschloß sie doch die Augen nicht vor den Übelständen, die den von ihr verfolgten staatlichen Zwecken widerstrebten und dringend einer Abhilfe bedurften. Kommt sie doch in der schon wiederholt erwähnten Denkschrift auch mit Schärfe auf diesen Punkt zurück, was um so auffälliger ist, als dieses Dokument schon durch seinen Titel: „Aus mütterlicher Wohlmeinung zu besonderem Nutzen meiner Nachkommenschaft verfaßte Instruktionspunkte" sich als eine Art politischen Testamentes dieser großen Regentin darstellt. Sie kommt darin auch auf die großen geistlichen Stiftungen früherer Herrscher zurück und mahnt ihre Nachkommen zwar auch an der Frömmigkeit festzuhalten, aber keine weiteren solchen Schenkungen zu machen, da die Geistlichkeit reichlich habe, was sie bedürfe, den Besitz leider aber „nicht so verwende, wie sie sollte und nebenbei das Publikum sehr bedrücke, welches alles einer großen Remedur noch bedürfen wird, was mit der Zeit und nach guter Über-

legung der Sache noch auszuführen gedenke". Die Kaiſerin betont, daß ſolche geiſtliche Reformen auch mit Laien zu beraten ſeien, denn es ſei vor allem zu bedenken, „was dem gemeinen Beſten, nicht aber, was beſonders den Geiſtlichen, Mönchen und Klöſtern in allen Ländern zum Vorteil gereiche".

Von der Idee religiöſer Duldung war Maria Thereſia allerdings ſehr weit entfernt, ja ſie nahm in dieſer Beziehung einen viel ſtarreren Standpunkt ein als ihr Vater. Sie ſchrieb es dem in Schleſien ſehr verbreiteten Proteſtantismus zu, daß ſich dieſe Provinz ſo raſch in den Wechſel der Herrſchaft fand, ein Verluſt, welchen ſie ſtets als brennende Wunde empfand. Sie war daher dem evangeliſchen Bekenntnis an ſich ungünſtig geſtimmt und ſuchte es nach Möglichkeit zu unterdrücken, ſo daß viele Anhänger desſelben, die ſich unter Karl VI. in Wien anſäſſig gemacht hatten, wieder auswanderten — in der Mehrzahl nach Siebenbürgen. Sie würde in dieſen Maßregeln der Härte, ſowie in ihrer tiefgewurzelten Abneigung gegen die Juden noch weiter gegangen ſein, wenn ſie nicht auf den einmütigen Widerſtand ihrer Miniſter und Berater geſtoßen wäre.

Eiferſüchtig auf die von ihr vertretene Hoheit des Staates, ließ ſie ſich aber nie von geiſtlichem Einſpruch in ſolchen Fragen beirren, die ſie im Intereſſe des allgemeinen Wohles zu ändern nötig fand. Der Aberglaube aller Art fand in ihr eine entſchloſſene Gegnerin. Mit Zähigkeit hielt ſie trotz kirchlichen Widerſtandes, und obwohl ſich auch ein Teil der Bevölkerung ablehnend verhielt, an der Idee einer Verminderung der übermäßigen Zahl kirchlicher Feiertage feſt, „weil die Untertanen an dieſen ſo häufig wiederkehrenden Tagen ſich der Arbeit entziehen und dafür dem Müßiggang und Ausſchweifungen ergeben". Nach langen Verhandlungen, bei welchen der Erzbiſchof von Wien, Graf Johann Joſef Trautſohn, die Meinung der Kaiſerin mit Geſchick vertrat, gab Papſt Benedikt XIV. ſeine Zuſtimmung zur Aufhebung von 24 bisher beſtandenen Feiertagen, die mit dem Edikt vom 21. Januar 1754 verlautbart wurde. Bei einigen Biſchöfen fand es zwar trotzdem Widerſtand, Maria Thereſia hielt aber an der Durchführung feſt. Auch auf der Aufhebung des geiſtlichen Aſylrechtes beſtand die Kaiſerin, da ſie in dieſem einen Überreſt mittelalterlicher Anſchauungen ſah, der mit einer geordneten ſtaatlichen Juſtizpflege unvereinbar war.

Die oben nur in Kürze dargelegten Reformen auf den meiſten Gebieten des Staatslebens, wobei die einſchneidende Reorganiſation der Armee als dem geſteckten Zweck zu fernliegend, ganz übergangen wurde, fielen in die Jahre 1748 bis 1756. Ein Geſchichtſchreiber der Thereſianiſchen Epoche nennt daher gewiß mit Recht dieſe Jahre „eine geſegnete Zeit für Öſterreich und eine fröhliche für den Hof Maria Thereſias". Raſtloſe Arbeit war ihr Verdienſt in erſterer Beziehung, viel geringer ihr Anteil an den Vergnügungen des Hofes.

Jenen geräuſch- und prunkvollen Charakter, wie früher, hatte das Leben am Wiener Hofe überhaupt nicht mehr. Wurden auch im allgemeinen gewiſſe Formen feſtgehalten, ohne die ſich ein kaiſerlicher Hof überhaupt nicht denken läßt, und herrſchte auch bei beſonderen Anläſſen die volle Prunkentfaltung und das herkömmliche Zeremoniell, ſo hatte doch das Alltagsleben und auch das Vergnügen am Wiener Hofe in dieſer Epoche einen Zug bürgerlicher Behaglichkeit angenommen, von welcher man früher keine Ahnung beſaß.

Als eigentliche Galatage galten mit Ausnahme beſonderer Vorfälle im kaiſerlichen Hauſe nur Neujahr und die Namenstage des Kaiſers und der Kaiſerin. Da gab es große Aufwartung und Gratulationscour vor den beiden Majeſtäten, wobei aller Prunk entfaltet und die reiche ſpaniſche Hoftracht getragen wurde. Schon die Auffahrt der Botſchafter, Miniſter und des hohen

Adels in den prächtigen Staatskarossen und mit der reichlivrierten Dienerschaft, unter welcher Läufer, Kammerhusaren und Heiducken nicht fehlen durften, war ein glänzendes Schauspiel, das sich ein großer Teil der Bevölkerung nicht leicht entgehen ließ. Mittags gab es dann eine Galatafel, an welcher die Majestäten, umgeben vom Hofstaat, allein saßen, die Truchsesse die Speisen auftrugen, der Erblandmundschenk und andere aus alter Zeit stammende, eigentlich schon ganz bedeutungslos gewordene Hofchargen ihres Amtes walteten. Am Abend solcher Galatage gab es dann stets Hofball und großes Souper.

Bei solchen Anlässen, bei welchen sich Maria Theresia gerne im Glanz ihrer noch immer bestechenden Anmut und in prunkvoller Toilette zeigte, füllte sie ihren Platz getreulich aus. Von den gewöhnlichen Vergnügungen des Hofes, die häufig auch in Theatervorstellungen im intimen Kreise bestanden, zog sie sich gerne zurück, wenn nicht die Rücksicht auf andere sie zur Teilnahme bewog. Fand sie auch selbst nicht mehr soviel Gefallen an den Zerstreuungen des Hofes, wie es früher der Fall gewesen, so verargte sie doch niemand die Teilnahme daran und die Fröhlichkeit ihrer Umgebung war gewiß oft der schönste Genuß für sie, wenn sie sich an solchen Vergnügungen beteiligte. In dieser Beziehung nahm sie besondere Rücksicht auf den Gatten und das Hofleben richtete sich in erster Linie nach dessen Geschmack. Der schon durch seine Stellung sehr gut informierte langjährige Oberstkämmerer Graf Khevenhiller betont ausdrücklich, daß ein besonderes „System" am Hofe eingeführt worden sei dem Kaiser Franz I. zu Gefallen, „weil dieser Herr sehr zur Melancholie incliniret, daher eines beständigen Umganges mit Leuten, die ihn aufmuntern, nöthig hat".

Eine besonders einflußreiche Rolle am Hofe kam der früheren Erzieherin der Kaiserin Maria Theresia und späteren Obersthofmeisterin Gräfin Fuchs zu, einer Dame von großer Herzensgüte und so feiner Bildung, daß Kaiser Franz viele Abende in ihrer Gesellschaft zubrachte. Als sie am 21. April 1754 im 80. Jahre starb, berührte dieser Verlust Maria Theresia so tief, daß sie durch acht Tage niemand vorließ. Das Leichenbegängnis der Gräfin Fuchs war auf kaiserlichen Befehl mit solchen Ehren ausgestattet, wie seinerzeit jenes des Prinzen Eugen. Der ganze Hofstaat wurde dazu befohlen, Kammerherren trugen den Sarg und die Beisetzung der Leiche erfolgte auf Anordnung Maria Theresias, „um aller Welt von der Liebe und Achtung, welche sie immer für diese Frau gehabt habe, ein Zeugnis zu geben", in der kaiserlichen Gruft bei den Kapuzinern. Es ist dies bis heute der einzige Fall, daß eine nicht dem Kaiserhause angehörige Person dort die Ruhestätte gefunden hat.

Den Mittelpunkt des Hoflebens aber bildete, unberührt und unbeengt von dessen unvermeidlichen Fesseln und Schranken, die kaiserliche Familie. Ihr gehörte die Liebe und Sorge Maria Theresias, soweit sie nicht von den Pflichten gegen den Staat in Anspruch genommen wurden, in einem Maße, das selbst bei einer weniger hochgestellten Frau bewundernswert wäre. Darin beruht ja der unvergängliche Ruhm, den sie schon im Leben erwarb und der ihr Andenken für alle Zeiten umstrahlt, daß sie nicht nur als Herrscherin eines großen Staates unter den schwierigsten Verhältnissen ihre Pflicht vollauf erfüllte, sondern im engen Kreise der rein menschlichen Beziehungen musterhaft waltete. „Ihr Wesen wird nicht gebührend gewürdigt," sagt ein Biograph von Maria Theresia, „wenn man nur ihr Bild als ruhmvolle Herrscherin zeichnet; erst wenn man ihr fleckenloses, so unendlich reizvolles, daneben rückt, das sie als reine Frau, als zärtliche Gattin, als sorgsame Mutter zeigt, kann ihre Persönlichkeit voll gewürdigt werden."

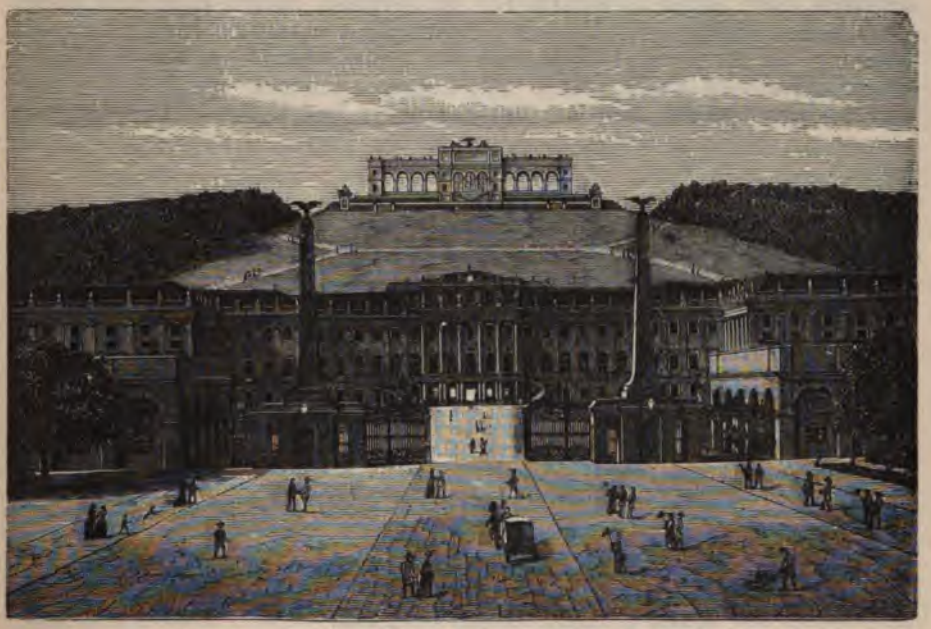
Tausende von intimen Zügen, die man sich in Wien erzählte, die sich oft vor den Augen des Volkes abspielten, beweisen das innige Leben der kaiserlichen

Familie, an dem, wie dies ſtets der Fall iſt, das Hauptverdienſt der Gattin und Mutter zufällt. Einen Beleg dafür, der ſchon deshalb unwiderleglich iſt, weil er aus dem Kreis der Nächſtbeteiligten ſtammt, bietet ein noch heute erhaltenes Bildchen von der Hand der Erzherzogin Maria Chriſtine, der Lieblingstochter Maria Thereſias, das in Schönbrunn vorhanden iſt (Bild S. 233). Es ſtellt eine Szene aus dem intimſten Familienleben dar, die ganz gut als Darſtellung aus den bürgerlichen Kreiſen Wiens jener Zeit gelten kann. Der „Nikolo" hat ſeine Gaben beſchert, den einen zur Freude, leider aber auch zum bitteren Kummer eines Kleinen, dem für irgend eine begangene Unart das ominöſe Symbol der Rute auf den Teller gelegt wurde, den die Kinder vor die Fenſter ſtellten, um in der Nacht die Spenden des heiligen Nikolaus aufzunehmen. Kaiſer Franz ſitzt, noch mit der Nachthaube und dem Schlafrock, dieſen Inſignien behaglicher Häuslichkeit, am Kamin; neben ihm ſteht gleichfalls im Morgenkleid die Kaiſerin. Erzherzogin Maria Chriſtine hat offenbar als ältere Schweſter die Gaben an die jüngſten Geſchwiſter, die Erzherzogin Maria Antoinette, die ſpätere unglückliche Königin von Frankreich, und an die Prinzen Ferdinand und Max verteilt. Dem erſteren entlockt ſie durch das Vorzeigen der Rute Tränen, mit der anderen Hand aber reicht ſie ihm als Tröſtung den Teller mit Bäckerei — eine ſeltene Näſcherei für die Kinder Maria Thereſias, die in den eigenhändig geſchriebenen Inſtruktionen ſtreng verbietet, ihnen „ſüßes oder gebachenes", ſondern nur „Ordinari zu mittag", zum Frühſtück aber „vier ſtückl Brod, niemals aber ein Kipfl" zu reichen. Das überaus anheimelnde Bildchen kann als charakteriſtiſches Sittenbild aus dem bürgerlichen Leben Wiens gelten und wird noch wertvoller, weil ein Mitglied der kaiſerlichen Familie einen Vorgang innerhalb derſelben wiedergibt.

Maria Thereſia ſtillt das Kind der Armen.

Unter jenen Zügen, die ſich das Volk von Wien von der Kaiſerin Maria Thereſia erzählte, iſt namentlich einer bezeichnend für die Weiſe, in welcher man ſich das Weſen dieſer ſeltenen Frau zurechtlegte. Maria Thereſia, die ihrem Gatten 16 Kinder ſchenkte, wurde bekanntlich durch die Laſt der Regierungs-

geſchäfte nicht daran gehindert, die ſüßeſte aller Mutterpflichten zu erfüllen, indem ſie die Kinder ſelbſt ſtillte. Einſt reichte ſie in einem abgelegenen Teil des Parkes von Schönbrunn dem zweitgeborenen Prinzen Karl die Bruſt. Als ſie ihn abſetzte, um den Kleinen einer ihrer Begleiterinnen zu geben und einen Spaziergang zu machen, ſtieß ſie nach einigen Schritten auf ein armes, ſchwaches Weib aus dem Volk, das mit tränenſchweren Blicken auf ein blaſſes, wimmerndes Kind in ihrem Schoß herabſah. Tief ergriffen reichte Maria Thereſia der Frau einen Dukaten; dieſe dankte, weinte aber noch mehr. Über die Urſache befragt, brach ſie in die erſchütternde Klage aus: „Ach! meine gütige Dame — könnte ich doch mit dieſem Geld meinem Kind die natürliche Nahrung



Das k. k. Luſtſchloß Schönbrunn mit Gloriette. (S. 243.)

verſchaffen, nach der es begehrt!“ — Von mütterlichem Mitgefühl ergriffen, nahm die Kaiſerin das Kind an ſich, um es an die eigene Bruſt zu legen, aus der es mit köſtlichem Behagen die edle Nahrung ſog. Als der kleine Prinz unterdeſſen im Arm ſeiner Trägerin unruhig wurde, als wollte er gegen dieſen Eingriff in ſeine Rechte proteſtieren, ſagte die Kaiſerin gutmütig lächelnd: „Brauchſt ja nicht neidig zu ſein, Bübl, es bleibt ja noch genug übrig für dich!“ Aus den verſchiedenſten Gründen wurde dieſer Vorgang angezweifelt, unter anderem auch darum, weil er ganz der Etikette und höfiſchen Sitte widerſpreche. Das iſt nun wohl richtig, ſcheint aber doch kein zwingender Beweis gegen die Stichhältigkeit der Anekdote zu ſein, denn Maria Thereſia gab mehr als einmal Beweiſe davon, daß ihr das natürliche Empfinden höher ſtehe, als die Satzungen des Zeremoniells. Übrigens iſt der Streit dafür oder dagegen ganz vergeblich, da ja nach keiner Richtung ein abſoluter Beweis zu erbringen iſt. Aber wenn wir ſelbſt annehmen, daß der ganze Vorgang nur von der Phantaſie des Volkes ſo ausgeſtaltet wurde, kann es ein höheres Lob für

Maria Thereſia geben, als daß ſie dem Volke von dieſem Zug edelſten menſchlichen Empfindens verklärt erſcheint, und daß es dem reichen Ruhmeskranz der Fürſtin nur dieſes Blatt beizufügen wußte, das ſie als warmfühlende Frau und Mutter zeigt?

Auf wiederholten Reiſen hatte die Kaiſerin alle Provinzen berührt; ihre liebenswürdige Perſönlichkeit, ihre Leutſeligkeit und Güte gewann ihr überall die Herzen. Am nächſten kannte man ſie und am meiſten ſchätzte man ſie aber doch in Wien. Es zeigte ſich dies auch darin, daß ſogar in politiſchen Dingen die Gleichgiltigkeit, die bei ihrem Regierungsantritt herrſchte, raſch einer ſehr lebhaften Anteilnahme wich, die ſich bei jeder Gelegenheit zur Geltung brachte. Den bayeriſchen Kurfürſten und deutſchen Kaiſer Albrecht VII., die Franzoſen, beſonders aber König Friedrich II. von Preußen machte man zum Gegenſtand derben Spottes und beißender Satire. Es war, als ob ein Teil der Erbitterung, die Maria Thereſia gegen den „böſen Mann“ auf dem preußiſchen Thron fühlte, ſich in die Bruſt jedes einzelnen Wieners geſenkt hätte. Aber auch bei freudigen oder traurigen Anläſſen in der Familie der Kaiſerin ließ man es nie an Beweiſen inniger und tief in den Herzen wurzelnder Teilnahme fehlen.

Dem Verhältnis zwiſchen Maria Thereſia und Wien, das bis zu ihrem Lebensende ſich in gleicher, ungetrübter Wärme erhielt, gibt der heimiſche Dichter Ferdinand von Saar in dem Prolog der Feſtvorſtellung anläßlich der Enthüllung des großartigen Monumentes der Kaiſerin in herrlicher Weiſe Ausdruck:

„Und Wien! Was tat ſie nicht für Wien — die Stadt,
An der ſie hing mit allen Lebensfäden!
Wo ſie geboren ward, wo ſie erblühte
Zu hoher Schönheit — wo ſie Gattin, Mutter —
Und welche Gattin, welche Mutter wurde!
Wo ſie, die Hocherhab'ne kennen lernte —
Denn wahre Größe wächſt nur aus dem Leid! —
Im Lauf der Jahre jeden Schmerz der Erde —
Doch jede Freude auch! Wie hat ſie Wien
Geliebt! Ihr heit'res ſchönes Wien, das erſt
Durch ſie zu jener Kaiſerſtadt geworden,
Wie ſie als einzig heute noch geprieſen,
Den unvergänglich alten Ruf bewährt!
Wohin wir blicken, überall die Spuren
Des hohen Waltens der gekrönten Frau,
Mit ihrem Namen ſegensvoll verknüpft;
Noch überall ein Abglanz ihres Seins,
Erinnerungen, heil'ge, rührende,
Die ſtets ihr Bild uns vor die Seele zaubern!
Noch weht vom Wiener Wald die Luft herüber,
Die ſie geatmet, ſchimmern die Gemächer,
Die ſie bewohnte, ſtill im Sonnengold;
Noch ſeh'n die Bauten wir, die Straßen, Plätze,
Wo ſie ſich zeigte ihrem frohen Volk,
Das ihren Anblick jubelnd ſtets begrüßte,
Wie nur ein Volk auf Erden jubeln kann!
Und dann Schönbrunn! Das helle lichte Schloß
Mit ſeinen grünen Jalouſien — wer kennt es nicht
Wenn nach der Tage ſorgenvollen Müh'n
Im Feierkleid durch ſeine off'nen Hallen
Die Maſſen ſtrömen: Da ſieht jeder auch
Im Geiſt die majeſtätiſche Geſtalt
Die Blumenpfade des Parterres beſchreiten,
Gewahrt die Hohe, Unvergleichliche,
Dabei an Heckenwänden, Marmorgruppen,
Durch ſchattige Alleen ſinnend wandeln.“

Über die bauliche Entwicklung Wiens in der Epoche Maria Theresias folgt später eine zusammenfassende Darstellung, hier seien nur jene Bauten erwähnt, auf welche sie unmittelbar Einfluß nahm und die mit dem Leben und Treiben des Theresianischen Hofes in engem Zusammenhang stehen. Im Beginne ihrer Regierung legte man Maria Theresia ein großartiges Projekt vor, nach welchem die Neue Favorita mit allem dazwischen liegenden Terrain bis zum Schwarzenbergschen Besitz und dem Belvedere in einen großen, für alle Zwecke des Hofes dienenden Komplex verbunden werden sollte. Dieser Plan, welcher für den Verkehr auf weiten Strecken ein unübersteigbares Hindernis geschaffen hätte, kam nicht zur Ausführung. Wie schon erwähnt, hatte Maria Theresia trotz froher Jugenderinnerungen eine Abneigung gegen die Favorita, vor allem hätte die Ausführung dieses Projektes aber Summen in Anspruch genommen, die damals für solche Zwecke nicht verwendet werden durften. Dagegen wendete Maria Theresia ihr Augenmerk dem unter Karl VI. ganz vergessenen Schönbrunn zu, dessen Umbau, der in vielen Teilen ein Neubau war, sie 1744 dem Hofarchitekten Anton Freiherrn von Pacassi übertrug. Freilich stand es auch mit den Mitteln für dieses bescheidene Unternehmen nicht am besten; um sie zu beschaffen, mußte gleich beim Beginne des Baues ein Darlehen von 300.000 Gulden bei dem Bankier Diego d'Aguilar aufgenommen werden. Im Jahre 1749 war das Schloß in jener äußeren Gestalt, wie wir es noch heute kennen, vollendet. Man erhebt vom architektonischen Standpunkt manche Vorwürfe gegen den Bau, die wohl damit zusammen hängen, daß Pacassi schon aus finanziellen Gründen daran gebunden war, viel des Bestehenden zu schonen, worunter stets die Einheitlichkeit eines größeren Bauwerkes leiden muß. Wer aber nicht darauf erpicht ist, architektonische Fehler zu suchen, die dem unbefangenen Beschauer gar nicht zum Bewußtsein kommen, wird zugeben müssen, daß das eigentliche Schloß gefällig und zugleich imposant wirkt, woran freilich bei der Gartenfaçade auch die prächtige Umrahmung mit den grünen Baumwänden mitwirkt (Bild S. 241.)

Für den herrlichen Park und seine Ausgestaltung tat Kaiser Franz I. sehr viel, der gerne mit seinen reichen Mitteln die Lieblingsideen der Gattin förderte. Er berief den tüchtigen holländischen Gartenkünstler Steekhoeven, der den Plan zur Umgestaltung des Parkes entwarf und auch den botanischen Garten anlegte, eine Lieblingsschöpfung des Kaisers Franz, der sich selbst gerne mit Botanik befaßte. Sowohl der reiche Statuenschmuck des Parkes, wie die erst später ausgeführten Bauten der Gloriette, der römischen Ruine, des Obelisken u. s. w., sind schon in dem ursprünglichen Entwurf vorgesehen, an dem der Architekt Hohenberg, der später diese Bauten ausführte, Anteil nahm. Auch die Menagerie ist eine Schöpfung Kaiser Franz I., dessen Bronzebüste Maria Theresia im botanischen Garten aufstellen ließ.

Schönbrunn war der regelmäßige Sommeraufenthalt des Hofes zur Zeit Maria Theresias. Man suchte es schon im Frühjahr auf und blieb oft bis in den Oktober. Die Kaiserin, eine große Verehrerin frischer Luft, als welche sie selbst im Winter oft bei offenen Fenstern arbeitete, hielt sich meist in den vom Schlosse auslaufenden Laubengängen auf, wo sie Akten las und erledigte, Vorträge entgegen nahm und Audienzen erteilte. Mit Ausnahme eines kleinen reservierten Gartens war Schönbrunn von allem Anbeginn der Neuherstellung dem Publikum geöffnet und schon damals ein Lieblingsausflug der Wiener, die sich gerne in dem herrlichen Garten ergingen, aber auch durch die Hoffnung angezogen wurden, einen Blick in das sich dort zwangslos entfaltende Leben des Hofes und der kaiserlichen Familie tun zu können.

Eine andere Schöpfung des Hofarchitekten Pacassi ist das kaiserliche Lustschloß Hetzendorf (Bild S. 248). Als Karl VI. starb, war dessen Gattin

Kaiſerin Eliſabeth Chriſtine ſo erſchüttert, daß die Ärzte rieten, ſie ſolle einen anderen Aufenthalt wählen. Maria Thereſia, die ihre Mutter zärtlich liebte, ſie aber von jedem politiſchen Einfluß abhielt, wünſchte für ſie eine beſondere Reſidenz, welche aber doch möglichſt häufigen Verkehr geſtattete. Sie hatte ſchon 1742 vom Deutſchen Orden um 22.000 Gulden den alten Thunhof in Hetzendorf gekauft und ließ 1744 dort den Bau eines Schloſſes beginnen, das als das beſte Werk Pacaſſis gilt, ſo daß es ganz irrtümlich oft dem Fiſcher von Erlach zugeſchrieben wurde, deſſen Schüler jener war. Beſonders reich und im Geſchmack jener Zeit mit allerlei Kurioſitäten verſehen, wozu auch der chineſiſche Salon gehört, iſt die innere Ausſtattung des Schloſſes Hetzendorf, für welche Maria Thereſia 90.000 Gulden verwendete. Der Glanzpunkt des Schloſſes iſt der Hauptſaal, deſſen Deckengemälde das Meiſterwerk Daniel Grans iſt, dieſes größten, aber ungezügelten Malergenies jener Zeit in Öſterreich. Alle Vorzüge Grans, eine blühende Phantaſie und Geſtaltungskraft, kräftige Charakteriſtik und leuchtende Farbe zeigen ſich an dieſem Plafondgemälde, das Apollo in ſeinem Werke als Lichtſpender und Sonnengott zeigt.

Kaiſer Franz I. bevorzugte unter allen kaiſerlichen Luſtſchlöſſern in der Umgebung Wiens am meiſten Laxenburg, obwohl es ſeit Leopold I. wenig Beachtung gefunden hatte und noch ganz in dem alten Zuſtande verblieben war. Das Schloß beſtand damals aus einem maſſigen Hauptgebäude mit zwei flankierenden Türmen, umgeben von einem breiten Waſſergraben (Bild S. 249). Landſchaftliche Reize können es damals, wo der Park weder die heutige Größe, noch Ausgeſtaltung beſaß, nicht geweſen ſein, welche Kaiſer Franz I. anzogen, aber er fühlte ſich in dem abgelegenen Laxenburg noch unbehelligter vom Zwang der Etikette und er konnte von hier aus auf dem ebenen Terrain die von ihm geliebten und bei ſeiner zunehmenden Beleibtheit auch von den Ärzten empfohlenen Dauerritte unternehmen, die für die Herren ſeiner Umgebung eine ſo große Beſchwerde waren.

Maria Thereſia fand an Laxenburg keinen beſonderen Gefallen, aber ſie trug der Vorliebe des Gatten Rechnung, auf welche der allezeit fixe Gelegenheitsversler Abbé Metaſtaſio einſt die gut klingende, aber recht geiſtloſe Improviſation machte:

„Lassenburgo non è castello,
Lassenburgo non è città,
Ma è un luogho bello,
Che piace a Sua Maestà!"

(Laxenburg iſt kein Schloß und keine Stadt, es iſt nur ein ſchöner Ort, der Seiner Majeſtät gefällt.)

Die Kaiſerin ließ daher, um der Neigung Franz I. Rechnung zu tragen, auch in Laxenburg Adaptierungen vornehmen. Es entſtand das Theater, der Garten wurde vergrößert, Alleen angelegt, auch das noch heute erhaltene „grüne Luſthaus" entſtand in jener Zeit. Im Frühjahr und Herbſt nahm der Hof, dem nur die vertrauteſte Umgebung folgte, in Laxenburg durch einige Wochen den Aufenthalt, wo man ſich noch ungezwungener bewegte, als ſelbſt in Schönbrunn. Die Auswahl der nach Laxenburg zu ladenden Gäſte traf ſtets Maria Thereſia und es galt als Beweis beſonderer Gunſt unter den Erwählten zu ſein, eine Ehre, um die man vielfach beneidet wurde und die zu ergötzlichen Intriguen führte. Mehrere dem Hofe naheſtehende Kavaliere kauften oder bauten ſich damals in Laxenburg Häuſer, die noch heute beſtehen, nur um ſich den Vorzug zu ſichern, an dieſen intimſten Zirkeln teilnehmen zu dürfen.

[illegible]holt hielt ſich der Hof in dem vom Prinzen Eugen erbauten und icht eingerichteten Schloßhof bei Marchegg auf, das von Eugens

Erben erworben wurde. Kaiser Franz I. ließ es umbauen und erweitern, obwohl es in ganz reizloser Gegend liegt, weil diese, wie die Umgebung Laxenburgs, Gelegenheit zu der von ihm noch mit Vorliebe gepflegten Reiherbeize bot. Khevenhiller berichtet über mehrere prunkvolle in Schloßhof abgehaltene Feste, die fast eine Woche in Anspruch nahmen. Schloßhof spielte zum letzten Male eine Rolle in der Hofgeschichte, als 1766 dort die Vermählung der Erzherzogin Maria Christine mit dem Mann ihrer Wahl, dem Herzog Albert Casimir von Sachsen stattfand. Vor einigen Jahren wurden die Kunstschätze und die kostbare Ausstattung entfernt und Schloßhof, das ganz vergessen war, einem militärischen Zweck gewidmet.

Die Zeit des siebenjährigen Krieges.

Der ganzen ersten Reformperiode Maria Theresias lag der Gedanke zugrunde, die gesammelten Kräfte des Staates in den Dienst einer Idee zu stellen — in jene der Rückgewinnung Schlesiens. Dieses Ziel schwebte ihr stets vor und auch der Gegner täuschte sich nicht darüber, daß die ganze Entwicklung, welche Österreich in den Friedensjahren nahm, eine Gefahr für ihn in sich barg. Es ist richtig, wenn ein Biograph Maria Theresias an den Abschluß des Dresdener Friedens die Bemerkung knüpft: „Es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß die Feindschaft zwischen Maria Theresia und Friedrich II. von nun an mehr als drei Jahrzehnte als der Kernpunkt der politischen Verhältnisse Europas anzusehen ist. Das Gefühl erduldeten und das Bewußtsein verübten Unrechtes ließen es auf keiner Seite zu einer Besänftigung der erbitterten Stimmung kommen, mit welcher die beiden Nachbarn sich gegenseitig betrachteten."

Daß die innere Sammlung des Staates nur den Zweck hatte, ihn für eine kräftige, zielbewußte, äußere Politik fähig zu machen, darüber war sich Maria Theresia ebenso klar, als nach welcher Richtung sich diese Politik zu wenden hatte. Wenn sie daher im Jahre 1749 der aus hohen Staatswürdenträgern zusammengesetzten Staatskonferenz die Aufforderung zugehen ließ, schriftlich die Ansichten der einzelnen Mitglieder über die künftig zu befolgende Politik vorzulegen, so war das eigentlich nur eine Formalität. Denn dem eigenen brennenden Verlangen und auch der einmütigen Stimmung der Bevölkerung folgend, war Maria Theresia fest entschlossen, nur jenen Weg einzuschlagen, auf dem die Rückerwerbung Schlesiens zu erreichen war. Von den sogenannten Staats- und Konferenzministern, die in der geheimen Konferenz unter dem Vorsitz der Kaiserin und ihres Gatten vereinigt waren, fielen eigentlich nur die Stimmen von zwei Mitgliedern in das Gewicht, jene des Staatskanzlers Graf Uhlfeldt, der bisher die auswärtigen Angelegenheiten leitete, und des jüngsten Mitgliedes, des Grafen Wenzel Kaunitz, der durch seine Dienste beim Abschluß des Friedens von Aachen das besondere Vertrauen der Kaiserin erworben hatte. Nur das Gutachten dieses letzteren scheint auch ganz den Intentionen Maria Theresias entsprochen zu haben, daß, „weil der Verlust Schlesiens nicht zu verschmerzen und der König von Preußen der größte, gefährlichste und unversöhnlichste Feind des durchlauchtigsten Erzhauses sei, man auch diesseits die erste größte und beständige Sorgfalt dahin zu richten habe, wie man sich nicht nur gegen des Königs feindliche Unternehmungen verwahren und sicherstellen, sondern wie er geschwächt, seine Übermacht beschränkt und das Verlorene wieder herbeigebracht werden könne. Dieser Zweck sei aber nur zu erreichen, wenn man die alte Gegnerschaft zu Frankreich fallen lasse und dieses

dahin bringe, nicht nur den Unternehmungen Öſterreichs ſich nicht zu widerſetzen, ſondern zu denſelben direkt oder wenigſtens indirekt die Hände zu bieten und dadurch den Ausſchlag zu geben".

Als die verſchiedenen Gutachten in einer Sitzung der Staatskonferenz zum Vortrag kamen, gab es eine ſehr bezeichnende Szene. Die von Kaunitz vertretene Anſicht ſtieß auf faſt einmütigen Widerſtand; beſonders Kaiſer Franz I. trat in heftigen Worten dagegen auf und entfernte ſich erregt aus der Sitzung. Ohne ſich ausdrücklich zu erklären, reichte aber die Kaiſerin in beſonders huldvoller Weiſe Kaunitz die Hand zum Kuſſe und gab dadurch deutlicher, als es Worte tun konnten, zu erkennen, welcher Meinung ſie ſich zuneige. Und in dieſer Richtung bewegte ſich tatſächlich die äußere Politik Öſterreichs in den nächſten Jahren, für welche Graf Kaunitz als Botſchafter in Paris die Wege ebnete, bis er 1753 nach Wien kam (Bild S. 253), um das Amt des Staatskanzlers vom Grafen Uhlfeldt zu übernehmen, der durch den Poſten eines Oberſthofmeiſters mit beſonders hohem Gehalt entſchädigt wurde. Graf Starhemberg förderte eifrig in Paris als Nachfolger von Kaunitz das von dieſem begonnene Werk, Frankreich für eine Allianz mit Öſterreich zu gewinnen und ein Konflikt, der zwiſchen jenem Staat und England wegen einiger Gebietsſtreifen im fernen Weſten von Amerika entſtand, machte die von der Marquiſe von Pompadour und dem Miniſter Kardinal von Bernis geleitete Politik Frankreichs zu einer ſolchen engen Verbindung geneigt. So kam der Vertrag von Verſailles zuſtande, der am 1. Mai 1756 abgeſchloſſen wurde, wonach Öſterreich mit Frankreichs Hilfe alle Verluſte, die der Dresdener und Aachener Friede mit ſich gebracht, wieder zurückerhalten und Preußen auch zu weiteren Entſchädigungen an Öſterreich und Sachſen verhalten werden ſollte, wogegen ſich Maria Thereſia zur Abtretung der öſterreichiſchen Niederlande an den Herzog von Parma, einem Schwiegerſohn Ludwig XV. von Frankreich, bereit erklärte.

Wieder kam es in der Staatskonferenz, als dieſer Vertrag zur Behandlung ſtand, zu ganz entſchiedenem Einſpruch, beſonders von Seite des Kaiſers Franz, der in einer Verbindung mit dem langjährigen Rivalen des Hauſes Habsburg, mit Frankreich, eine „Ungeheuerlichkeit" ſah. Khevenhiller, der Mitglied der geheimen Konferenz war, berichtet über dieſe merkwürdige Sitzung und den Vortrag des Grafen Kaunitz: „Es war eine der epineuſeſten und delikateſten Materien, welche ſeit zehn Jahren, ſeit ich hier bin, in der Konferenz beraten wurde. Ich muß Graf Kaunitz die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er noch bei keiner Gelegenheit ſeinen génie superieur ſo gezeigt hat."

Selbſt die Bemühungen Englands, das im Erbfolgekrieg die Sache Maria Thereſias faſt allein vertreten hatte, konnten den Verſailler Vertrag nicht hindern, der übrigens durch Bündniſſe mit Sachſen und Rußland erweitert wurde. Als ihn die Kaiſerin unterſchrieb, ſoll ſie ausgerufen haben: „Noch nie habe ich während meiner Regierung einen Vertrag mit ſo freudigem Herzen unterzeichnet, wie dieſen."

Natürlich konnte König Friedrich II. nicht in Unkenntnis über die ſchwere Gefahr bleiben, die ſich gegen ihn zuſammenzog, denn daß ein Bündnis zwiſchen Frankreich, Öſterreich und Rußland nur gegen ihn gerichtet ſein konnte, war klar. Das „Bündnis zwiſchen drei Unterröcken", nannte er es ſpottend, mit Rückſicht darauf, daß die Politik der drei Staaten von Frauen gelenkt wurde, von Maria Thereſia, der Kaiſerin Eliſabeth von Rußland und der Maitreſſe König Ludwig XV., der Marquiſe Pompadour. Volle Gewißheit über den Umfang der ihm drohenden Gefahr erhielt er aber erſt durch den Verrat eines ſächſiſchen Beamten, der ihm diplomatiſche Aktenſtücke auslieferte. Sofort ent-

schloß sich König Friedrich II., der sich die finanzielle Hilfe Englands gesichert hatte, seinen Gegnern zuvorzukommen. Als in Wien gestellte Anfragen über den Zweck der auffallenden Rüstungen nur ausweichende Antworten erhielten, rückte seine Armee nach lakonischer Notifikation in Dresden über die sächsische Grenze, womit auch der Krieg zwischen Österreich und Preußen unvermeidbar gemacht war.

In Wien begrüßte man diesen Krieg, über dessen Dauer und Verlauf man sich sehr sanguinischen Hoffnungen hingab, mit wahrem Enthusiasmus. Fast täglich erschienen Streitschriften gegen Preußen, die in pedantisch ernster Weise dessen Unrecht klarlegten oder sich in ziemlich flacher Satire gegen Friedrich II. ergingen. Auch an poetischen Flugschriften und Büchleins fehlte es nicht, die in mehr oder weniger guten Reimen patriotische Töne anschlugen oder sich in etwas verfrühten Verspottungen des Gegners gefielen. Den geringen Wert dieser literarischen Erscheinungen, zu welchen auch die ersten Gedichte des Jesuiten Michael Denis zu rechnen sind, die in der Art Klopstockscher Oden patriotische Töne anschlugen, muß man auf die Tatsache zurückführen, daß damals das literarische Leben in Österreich sich erst wieder zu regen anfing, denn wenn es den Schriftstellern und Dichtern jener Tage gelungen wäre, dem Fühlen des Volkes kräftigen Ausdruck zu geben, hätten sie feurigere Worte finden müssen. Nur ein in französischer Sprache erscheinendes Büchlein war offenbar vom tiefsten Hasse gegen Preußen inspiriert und überhäufte Friedrich II. mit so giftigen Schmähungen, daß es großes Aufsehen erregte und mit Rücksicht darauf, daß es in Wien erschienen war, sogar Anlaß zu einer Beschwerde des Königs von Preußen gab, der sich darauf berief, daß Pasquille durch die peinliche Gerichtsordnung Karl V. mit Strafe belegt seien.

Der Anfang des Krieges entsprach aber den hochgespannten Erwartungen der Wiener durchaus nicht. Friedrich II. konnte nach seiner Art den Vorteil der Überraschung ganz ausnützen; das sächsische Heer wurde zur Kapitulation gezwungen und in die Reihen der preußischen Regimenter eingeteilt, in Böhmen gebot der sehr tüchtige kaiserliche Heerführer Feldmarschall Ulysses Graf Browne zuerst nur über etwa 20.000 Mann, die erst auf 30.000 verstärkt wurden, als die Sachsen schon über den Haufen gerannt waren und die Preußen in drei Kolonnen von einer Gesamtstärke von 70.000 Mann in Böhmen einbrachen. Von Kolin aus zog Browne gegen Norden und bei Lobositz kam es am 1. Oktober 1756 zum ersten Zusammenstoß. Obwohl die Armee Friedrich II. um ein Fünftteil stärker war, konnte sich doch eigentlich kein Teil den Sieg zuschreiben, denn am Tage nach der Schlacht traten auch die Preußen den Rückweg nach Sachsen an, eine sehr unangenehme Erfahrung aus diesem Kampf mitnehmend, der sich in dem erstaunten Ausruf Friedrich II. ausdrückte: „Das sind die alten Österreicher nicht mehr!“

Der Winter verfloß unter erfolglosen diplomatischen Verhandlungen, der ohnmächtige deutsche Reichstag erklärte den Überfall Sachsens als Friedensbruch und ordnete die Aufstellung eines „Reichsheeres“ an, das durch Langsamkeit und geringe Kriegstüchtigkeit berüchtigt war, im übrigen spannte man auf beiden Seiten alle Kräfte zu ausgiebigen Rüstungen an.

Die alte Not der österreichischen Kriegführung, der Mangel an finanziellen Mitteln, zeigte sich auch diesmal. In Ungarn stießen die Forderungen der Regierung auf Schwierigkeiten, nur die Opferwilligkeit der Erbländer und die von Frankreich gezahlten Subsidien machten die Aufstellung neuer, gut ausgerüsteter Truppen möglich. Aber auch der Beginn der Campagne 1757 war für die kaiserlichen Waffen nicht günstig. In der mörderischen Schlacht bei Prag (6. Mai) erfocht Friedrich II. einen vollkommenen Sieg über die kaiser-

kleidet — der allgemeine Jubel durchbrach aber alle Etikette und ließ über ſolche Äußerlichkeiten hinwegſehen. Die Kaiſerin mit einem Teil ihrer Familie und der nächſten Umgebung ſuchte noch in der Nacht die Kirche in Hietzing auf, um vor dem von ihr ſehr verehrten Gnadenbild für den Sieg ihrer Armee zu danken. Gegen den in dieſen ſchweren Jahren herrſchenden Gebrauch fanden am Hof durch mehrere Tage Vergnügungen ſtatt, unter welchen Khevenhiller ein im Theater von Schönbrunn abgehaltenes Siegesfeſt hervorhebt, das ganz militäriſchen Anſtrich hatte und zu dem die Bühne in ein Feldlager verwandelt war.

Nicht geringeren Enthuſiasmus weckte am Hof und in der Bevölkerung die Nachricht vom Siege bei Kunersdorf (12. Auguſt 1759), der mörderiſcheſten Schlacht und der vernichtendſten Kataſtrophe, von welcher das preußiſche Heer in dieſem wechſelvollen Krieg betroffen wurde. Als nun bald darauf, am 20. November, ein preußiſches Korps unter General Fink bei Maxen von Loudon zur Kapitulation gezwungen wurde, wendete ſich dieſem die volle Gunſt des Volkes zu, die ihm auch trotz einzelner Mißerfolge treu blieb. Von allen Generalen dieſer Zeit brachte es in Wien nur Feldmarſchall Loudon zu echter Volkstümlichkeit, für welche Dauns kaltes, verſchloſſenes Weſen, das den Hofmann nie verleugnete, allerdings nicht geſchaffen war. Faſt ebenſo zahlreich als die gereimten Lobeshymnen für Loudon, waren auch die Spottgedichte, die ſich mit dem „Finkenfang“ bei Maxen beſchäftigten.

Älteren Wienern wird noch die Baulichkeit in Erinnerung ſein, die bis zum Jahre 1874 am Hof an der Ecke des Irisgäßchens ſtand und den Namen des „Militärſtöckels“ hatte (Bild S. 256). Meiſt führte man dieſe Bezeichnung darauf zurück, daß ſich in einem der Stockwerke eine ſogenannte „Militäragentur“ befand, die ſich mit der gerichtlichen Vertretung von Militärperſonen befaßte. Dieſe Erklärung iſt aber unrichtig, ſondern das „Militärſtöckel“ war urſprünglich im Beſitz des Hofes und hatte die Beſtimmung, den mit Siegesnachrichten in Wien einreitenden Kurieren oder anderen ſich nur zeitweilig in Wien aufhaltenden hohen Militärs als Abſteigequartier zu dienen. Für dieſen Zweck war es ſchon am Ende des ſiebzehnten bis weit in das nächſte Jahrhundert beſtimmt.

Die unerwartete lange Dauer und die überraſchenden Wechſelfälle des Krieges, durch welche die Lage oft blitzſchnell ſich vollkommen änderte, machten überall tiefen Eindruck. Nicht am wenigſten auf die Kaiſerin, die in dieſen Jahren eine ſchwere Laſt von Sorgen zu tragen hatte. Sie gab dieſer Stimmung auch in ihrem ganzen Weſen, in ihrem Verhalten und im Leben am Hofe Ausdruck.

Die Abhaltung von Bet- und Bußtagen wurde angeordnet, öffentliche Prozeſſionen, an welchen ſie meiſt ſelbſt teilnahm, mußten abgehalten werden, und wenn die Lage am Kriegsſchauplatz recht bedenklich erſchien, verhing ſie über den ganzen Hof eine außerordentliche Faſtenzeit. Von 1759 an duldete ſie keine größeren Feſtlichkeiten am Hof, die Bälle wurden ganz abgeſtellt und ſie ſah es auch nicht gerne, wenn ſolche rauſchende Vergnügungen in Privathäuſern oder überhaupt in Wien ſtattfanden. Nur ſelten machte ſie von dieſer Strenge eine Ausnahme, um den kaiſerlichen Kindern durch Aufführung kleiner Komödien, in welchen ſie ſelbſt mitwirkten, eine Erholung zu gönnen. Auf ihren Wunſch unterließ man auch in dem Kreiſe, der Kaiſer Franz umgab, das hohe Spiel, ja ſogar die größeren Tafeln ſchränkte ſie nach Möglichkeit ein — vielleicht auch aus Sparſamkeit in einer Zeit, wo ſie alle verfügbaren Mittel nur dem einen Zweck zuführen wollte, der ihr am dringendſten erſchien, gewiß aber, weil es ihr widerſtrebte, eine heitere Miene zu zeigen, wenn ſchwere Sorge ihr Herz bedrückte.

Diese strenge Anschauung beeinflußte sie gewiß auch, als sie 1762 wieder den Gedanken von Luxusgesetzen aufnahm, der sie schon wiederholt beschäftigt hatte. Seit die Polizeiordnung Kaiser Ferdinand I. (I., S. 621) den ersten Versuch machte, den Luxus durch gesetzliche Maßregeln einzuschränken und den Unterschied der Stände durch äußere Merkmale in Kleidung und der ganzen Lebensweise festzustellen, kam man stets wieder darauf zurück, allerdings immer mit dem gleichen negativen Erfolg. Eine Geschichte des „Luxus" wäre eine sehr dankenswerte Aufgabe, weil dadurch eine große Lücke der allgemeinen Kulturgeschichte ausgefüllt würde. Hier können, selbst soweit es Österreich allein betrifft, nur kurze Andeutungen gegeben werden.

Unter Leopold I. befaßte man sich sehr ernsthaft mit dem Gegenstand und es wurde ein auf der Ferdinandeischen Polizeiordnung fußendes Mandat vorbereitet, das die ganze Bevölkerung in fünf Klassen einteilte, welchen strenge Normen in bezug auf die Kleidung, die Belustigung, die Nahrung u. s. w. auferlegt werden sollten. Natürlich kehrte sich niemand daran und es stellte sich auch die absolute Unmöglichkeit ein, solche Vorschriften mit Aussicht auf Erfolg durchzuführen. Nun scheint man die Hilfe der Kirche in Anspruch genommen zu haben, denn es ist auffällig, daß sich die Predigtsammlungen aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts gar so eifrig gegen die Putzsucht, die Verschwendung und die Sucht der unteren Stände, es den Höherstehenden gleich zu tun, wenden. Auch Pater Abraham a Sancta Clara wählt gerne dieses Thema, das er in seiner ergötzlichen Weise mit scharfem Spott und kräftigem Zorn behandelt. Charakteristisch ist eine 1697 über die Putzsucht in Wien gehaltene Predigt, in welcher die Stelle vorkommt: „Jetzt sehet nun und beobachtet ihr aufgeputzten Federhannsen, ihr aufgeblasenen Hoffahrts-Narren, ihr hoffährtigen Frauen-Docken, wie närrisch ihr handelt, welche Thorheit ihr begehet, daß ihr in der Kleiderpracht stolzirt, euch damit rühmt, euch besser und fürtrefflicher dadurch zu sein vermeinet, denn andere Menschen, da solche Kleider-Pracht, wie schön, wie kostbar sie auch sein mag, nichts Anderes ist, als ein Strick, ein Kennzeichen, daß wir an dem Galgen der Verdammniß gehangen!"

Aber der fromme Eifer, der mit der ewigen Verdammnis drohte, fruchtete so wenig, als die väterliche Fürsorge des Staates, die mit zeitlichen Strafen einschreiten wollte. Seltsamerweise beschäftigte man sich besonders eifrig mit Verboten gegen den unnötigen Aufwand gerade unter der Regierung Kaiser Josef I., dessen Hof darin gewiß nicht als Vorbild dienen konnte, wo sogar der Luxus zuerst von oben herab als eine Art bleibender Institution eingeführt wurde. Der Bericht einer Hofkommission findet Worte tiefer Entrüstung gegen den Aufwand, „der bei allen Ständen und fast in allen Sachen allzu sehr in Schwang gehend" und auch gegen den „immerfort höher steigenden Luxum als den Zündl aller Sünd und Laster", den „mit der Wurzl auszurotten", als sehr nötig erklärt wird. Mit wahrem Entsetzen konstatiert diese Hofkommission, daß die Kaufleute für eine „gespitzte Weiberhauben oder sogenannte Fontange 200 bis 300 Gulden verlangen". Auch die „kostbahre Mobilirung im Innern und anderen Haußfahrnussen", die vielen Lakaien, „die sich zu keiner Arbeit appliciren, sondern nur auf die Wägen zu steigen oder denen Herren nachzugehen verlegen", die „in Schwung gehende kostbahre Libereyen" und anderer ungebührlicher Aufwand wird da mit sittlicher Entrüstung angenagelt. Vorsichtig setzen diese Sittenrichter, um ja keinen Anstoß zu erregen, bei: „Der Splendor des kaiserlichen Hofes soll in allweg conserviret werden." Die Kavaliere sollen sich nach der Mode des Kaisers, die „Damesen" nach jener der Kaiserin richten. Dem Monarchen stehe es zu, eine Norm zu geben, „in was für einer Tracht Sie Dero gesambten Adel beständig anzusehen belieben, damit nach

jener Allergnädigſten Reſolution nachmahls unter allen vier Claſſen ein beſtändiger Unterſchied gemacht und in jeder Claß abermahlen ein differentia visibilis (ſichtbare Unterſcheidung) als per digna (nach dem Stand) Farben und Moden ſtatuiret werden können".

Zu greifbaren Reſultaten ſcheint es aber ſchon damals nicht gekommen zu ſein und unter Karl VI., der in vielen Dingen ſehr klar und vorurteilslos war, finden ſich, als ähnliche Vorſchläge auftauchen, ſchon recht triftige Gegengründe. Ein Bericht von 1734 betont, daß es ſehr ſchwer ſei „den Luxum abzuſchaffen, ohne jenen wehe zu tun, ſo ſich von dem Luxu bis anhero genähret haben". Wohl wäre es gut, der übermäßigen Pracht ſteuern zu können, von einer Einteilung in Klaſſen ſei aber nichts zu erwarten. „Denn will man in einer Stadt, wie Wien iſt, ſo viele Classes machen, als Gradus personarum ſeyend, ſo wird die Außtheilung ſchwer und die Manipulation noch härter. Entſtehet auch daraus nichts als Eiferſucht und das obrigkeitliche Aug kann ohnmöglich erklecken, auf eines jeden claſſificationsmäßige Tracht mit ſolcher Genauigkeit zu ſehen, wie es doch ein in Kraft ſtehendes Geſetz verlangt und ohne das derley Geſetze nicht wohl zur Geltung kommen können." Soweit es möglich ſei, möge man verſuchen, den Menſchen die Möglichkeit zur Verſchwendung zu nehmen; es ſollen alle fremden Waren, für die gutes Geld in das Ausland geht, verboten werden, Juwelen, „geſpunnenes Gold- und Fadenſilber", ſchwerſeidene broſchierte Zeuge, ausländiſches Tuch und alles „Spitz-Werk". Dabei wird auch der ſehr löbliche Plan erörtert, in den Vorſtädten, „wo es von müßig gehender Jugend wimblet", Schulen einzurichten und „die armen Mägdlein in der Kleckelarbeit gratis zu unterrichten" — womit wohl die Spitzenklöppelei gemeint iſt.

Schon 1749 weiſt ein Patent der Kaiſerin Maria Thereſia auf die Notwendigkeit einer „ſtandesgemäßen Frugalität" hin und es werden auch die Grundzüge einer Kleiderordnung aufgeſtellt, die aber ſo wenig Befolgung fand, wie alle früheren ähnlichen Verſuche. Unter dem Eindruck der Kriegsjahre, welchen die Kaiſerin ſelbſt in ihrer ganzen Lebensweiſe Rechnung trug, nimmt ſie mit Nachdruck den Gedanken von Luxusgeſetzen nochmals auf. Ein beſonderes Dekret fordert die Hofkanzlei und den Kommerzienrat dazu auf, die Maßregeln zu beraten, „damit der Adel, wie auch andere Standes-Perſonen, durch allzu große Pracht ſich nicht ſchwächen und zu Grunde richten mögen". Wieder kommt Maria Thereſia darauf zurück, daß für den dienenden Stand, die Landleute, Bürger und die „geringeren Officianten bis auf die Räthe" eine Kleiderordnung feſtzuſtellen ſei, „denn wegen dieſer iſt dem Staate daran gelegen, daß ſie durch den Luxus nicht verderben, geſtalten der Bürger anſonſten außer Stand zu contribuiren kommt, das Geſind und die Officianten aber untreu werden müſſen". Die zur Beratung dieſer Materie eingeſetzte Kommiſſion lehnt die Wünſche der Monarchin ziemlich unverblümt ab. Es ſei hinreichend, wenn man „den Luxum auf lauter inländiſche Producte und Manufacta erſchränkt", Vorſchriften über die Kleidung einzelner Stände oder den Tafelaufwand, „worinnen der Wienneriſche Pracht beſonders vorleichtet", blieben ja doch wirkungslos. Allenfalls könne man verſuchen, den Aufwand von Juwelen einzuſchränken, da dieſe große Summen als ganz nutzlos verbleibendes Kapital darſtellen.

Das Sparſyſtem war in dieſer Zeit am Hofe ſoweit ausgebildet, daß kaum die übliche Begleitung von Kammerherren und anderen Offizianten für die feierliche Auffahrt des venetianiſchen Botſchafters beigeſtellt werden konnte. Dieſem Beiſpiel ſchloß ſich aber gezwungen oder freiwillig alles an; ſo hielt von den jüngeren Kavalieren in Wien keiner mehr einen Galawagen mit den dazu erforderlichen Zügen von ſchweren Luxuspferden.

Unter solchen Verhältnissen hielt Maria Theresia daran fest, den unnötigen Aufwand einzuschränken. In einem Handschreiben vom 1. August 1763 ordnet sie an, „daß der mäßige Gebrauch des Geschmuckes außer deren höheren Geistlichen, des Herren- und Ritter-Standes, dann deren würklich angestellten Hof-Räthen, denen Personen vom niederen Rang gänzlich verbothen und diese Mäßigung respectu deren erstern dahin bestimmt werde, daß die Männer Ringe und die ihnen zustehende Orden auch die von Mir erhaltene Porträts mit Geschmuck besetzter, die Frauen aber nebst denen Ringen Ohrgehänge, einige

Staatskanzler Fürst Kaunitz. (S. 246.)

mäßige Zierde um den Hals und eine einzige Egrette oder Schlupfe und dieses zwar nur auf einige Zeit zu tragen befugt sein sollen; allermassen ich nach fünf Jahren die Tragung des Geschmuckes vollkommen zu verbieten gemeint bin". Auf der Erlassung einer Kleiderordnung besteht die Kaiserin mit der Begründung, daß nur durch eine solche „der kennbare Unterschied" herzustellen sei. Es möge also nur „eine standhafte Kleider-Ordnung" entworfen werden, „vorzüglich aber mit solcher bei dem geringeren Stand der Anfang zu machen sey". Dazu kam es aber bei dem offenen Widerstreben der Behörden doch nicht; die Kaiserin läßt aber noch 1766 den Kaufleuten von Wien mitteilen, daß sie den Handel mit reichgezierten Stoffen und Kleidern ganz verbieten und selbst für die Hofgalatage bestimmte Vorschriften über die Anzüge erlassen wolle. Ein

Memorandum der Kaufmannschaft erklärt darauf, daß diese Maßregeln „den gänzlichen Umsturz vieler hiesigen mit reichen Waren handelnden Kaufleute unvermeidlich nach sich ziehen müsse".

Als unter dem Einfluß des Kaisers Josef II. und infolge der vollkommenen Zurückgezogenheit Maria Theresias nach dem Tode ihres Gatten der Hof selbst das Beispiel größerer Einfachheit gab, die kostspielige spanische Tracht der Uniform Platz machte, war von Luxusgesetzen keine Rede mehr. Wenn Josef II. schon in den Gang der Mode eingreifen wollte, so schlug er eigentümliche, aber wirksame Wege ein, ohne die Gesetzgebung zu bemühen. Als unter seiner Regierung besonders geformte graue Hüte getragen wurden, die ihm mißfielen, ließ er eine Partie davon ankaufen und sie an die aus den Sträflingen rekrutierten Straßenkehrer verteilen; da „verschwanden auf einmal die grauen Hüte wie durch einen magischen Schlag von den Köpfen der Elegants".

Noch einmal befaßte sich die Regierung 1805 mit der Frage der Beschränkung des Luxus. Doch war man endlich so vorurteilslos geworden, daß ein behördlicher Bericht in dem Satz gipfelt: daß „kein großer Staat jemals bestand, noch bestehen kann, ohne daß der Luxus in demselben mit der Größe des Staates selbst zunehme; daß es ohne Luxus schlechterdings unmöglich wäre, einer großen Anzahl von Einwohnern Beschäftigung und Lebensunterhalt zu verschaffen".

Immer klarer wurde es, daß jene Ziele, welche man mit dem Kriege verfolgte, nicht zu erreichen waren. Die Hilfe der Bundesgenossen, auf welche man so große Hoffnungen setzte, erwies sich als eine sehr zweifelhafte. Die französische Armee, schon im zweiten Kriegsjahr samt der kläglichen Reichsarmee bei Roßbach von Friedrich II. bis zur Vernichtung geschlagen, leistete auch später sehr wenig; die russischen Generale beobachteten mit Rücksicht auf die bekannte preußenfreundliche Gesinnung des Großfürst-Thronfolgers Peter eine zweifelhafte Haltung, durch welche wiederholt ein entscheidender Schlag gegen Friedrich II. vereitelt wurde. Die Hauptlast des Krieges hatte in jeder Beziehung Österreich zu tragen, dessen wirtschaftliche Kraft zu erliegen drohte. Nicht bloß aus dem Volke heraus tönten sehnsüchtige Rufe nach dem Frieden, welchen ein damals erscheinendes Gedicht eines Wiener Autors erschütternde Worte lieh:

„Herr! gebiete Tod und Sterben,
Die Du in Deinem Grimme rufst,
Hör' auf, die Menschen zu verderben,
Die Du Dir bloß aus Liebe schufst."

Auch einflußreiche Staatsmänner rieten zu einer Beendigung des aussichtslosen Krieges, der fortwährend jenen Wechsel von Erfolgen zeigte, der jede Entscheidung mit den Waffen trügerisch erscheinen ließ. Der Erstürmung von Schweidnitz durch Loudon folgte im nächsten Jahr die Niederlage Dauns bei Torgau und so ging es fort, bis der Thronwechsel in Rußland dessen Ausscheiden aus der Allianz mit Österreich herbeiführte und nun auch die Generale einer Fortsetzung des Krieges widerrieten. Am 15. Februar 1763 schlossen Österreich, Preußen und Sachsen den Frieden von Hubertsburg, durch welchen im Besitzstand der Mächte keine Änderung eintrat, die alte Spannung zwischen den beiden ersteren Staaten aber auch nicht behoben wurde.

Nach Beendigung des Krieges lenkte das Leben am Wiener Hofe wieder in die alten Bahnen ein. Das Heranwachsen der kaiserlichen Kinder, die Rückkehr der Geschwister des Kaisers, des Prinzen Karl und der Prinzessin Charlotte von Lothringen, gaben Anlaß zu allerlei Festlichkeiten, an welchen die Kaiserin auch wieder, wenn auch nicht mit der Genußfähigkeit früherer Jahre,

teilnahm. Noch einmal konnte sich Maria Theresia des sich um sie entfaltenden blühenden Familienlebens erfreuen, bevor eine Kette schwerer Unglücksfälle vernichtend in dasselbe eingriff.

Mit besonderer Pracht feierte man 1760 die Vermählung des Thronerben Erzherzogs Josef mit der schönen und geistvollen Prinzessin Isabella von Parma. Am 1. Oktober hielt die Braut vom Belvedere aus durch die Kärntnerstraße, über den Graben und Kohlmarkt den Einzug, der ein besonderes Schaustück dadurch wurde, daß zum ersten Mal die von Maria Theresia gegründete ungarische Nobelgarde in ihren prunkvollen Nationaluniformen Dienste tat. Leider war diese Ehe nur von sehr kurzer Dauer. Nachdem Erzherzogin Isabella zwei Prinzessinnen geboren hatte, erlag sie am 27. November 1763 den Blattern. Ihr Gatte, der ihr mit leidenschaftlicher Liebe ergeben war, war tief getroffen durch diesen Verlust; er wollte auch lange nichts von einer neuen Verbindung wissen und fügte sich nur widerstrebend den Wünschen seiner kaiserlichen Mutter und den Geboten der Politik, als er 1764 in eine neue Verbindung mit der um zwei Jahre älteren und reizlosen Prinzessin Josefa von Bayern willigte.

Im Frühling dieses Jahres erfolgte in Frankfurt die Wahl des Erzherzogs Josef zum römischen König, welcher bereitwillig auch der König von Preußen als Kurfürst von Brandenburg zustimmte. Zur Krönung begab sich Kaiser Franz I. selbst mit seinen Söhnen Josef und Leopold und einem glänzenden Gefolge der vornehmsten Kavaliere nach Frankfurt. Die Krönung, von welcher Goethe in seiner Selbstbiographie („Wahrheit und Dichtung aus meinem Leben") eine so köstliche Schilderung gibt, fand am 3. April statt und nach einer Reihe von Festlichkeiten trat man am 10. April die Heimreise an, für welche der Kaiser um der Bequemlichkeit willen, von Donauwörth abwärts, den Wasserweg wählte. Nach einer durch Wetterunbilden verzögerten Fahrt langte man am 23. in Schönbrunn an und am gleichen Nachmittag hielt der neugekrönte römische König seinen Einzug in Wien, wobei das Bürgermilitär in den Straßen paradierte und die Stadt prächtige Triumphpforten zum Empfang herstellen ließ. Am Abend war großer Empfang bei Hof, an den sich eine Reihe anderer festlicher Veranstaltungen schloß, darunter eine Serenade, die man in den nächsten Tagen im Burgtheater wiederholte, wobei zum ersten Mal sogenanntes „Freitheater" stattfand, zu dem jedermann Zutritt hatte, der Platz fand.

In den Beginn des nächsten Jahres fiel die Vermählung Josefs mit der bayerischen Prinzessin Josefa. Man empfing die Braut mit besonderer, weit über die Forderungen der Etikette hinausgehender Rücksicht. Kaiser Franz I. reiste ihr bis Melk entgegen, in Lambach erwartete sie ihr neuer Hofstaat, für welchen eine besondere übereinstimmende Uniform eingeführt war, welcher auch die Kleidung der diensttuenden Damen entsprechen mußte. In einem Landhaus des nunmehrigen Obersthofmeisters und Fürsten Josef Khevenhiller in Weidlingau empfing die Kaiserin selbst mit großem Hofstaat die Prinzessin Josefa, um sie nach Schönbrunn zu geleiten, wo am Abend noch die Vorstellung der vornehmsten Würdenträger stattfand. Am 23. Januar 1765 fand abends in der Galerie zu Schönbrunn die Vermählung statt, an welche sich eine Tafel im intimsten Kreise schloß. Erst am 29. Januar hielt das neuvermählte Paar seinen Einzug in Wien, der in besonders festlicher Weise sich vollzog. Es wurde von Seite der Stadt der übliche Prunk aufgeboten, das Gedränge in den Straßen war aber so arg, daß der ganze Verkehr stockte, und da man versäumt hatte, die Burg frei zu halten, kam sogar die Kaiserin zu spät, um das junge Paar zu empfangen, da ihr Wagen die Menschenmassen nicht zu durchbrechen vermochte.

An ein Tedeum in der Burgkapelle ſchloß ſich eine öffentliche Galatafel, zu welcher diſtinguierte Zuſchauer Einlaß fanden und am Abend war in den Redoutenſälen Freiball, zu welchem jedermann in entſprechender Kleidung Zutritt hatte. Der Hof ergötzte ſich von den Logen aus an dem Treiben, da natürlich großer Andrang war; die jungen Kavaliere aber rümpften über dieſe Neuerung die Naſe, wie Khevenhiller in ſeinem Tagebuch berichtet, und ſie fanden den Ball ſo „ordinär und ſchmutzig", daß er zu einem Hochzeitsfeſt am Hofe nicht paßte.

Ähnlich erging es am nächſten Tag, an dem nach großer Cour der noch nicht Vorgeſtellten Galatafel und Oper, ein maskierter Freiball im großen Redoutenſaal und ein Souper für den Hof im kleinen in Ausſicht ſtand. Der Zudrang war aber wieder ſo arg und die Menge drängte ſich ſo nahe zu den

Das Militärſtöckel am Hof. (S. 250.)

Herrſchaften, daß der kleine Saal abgeſperrt werden mußte. Am Vormittag wurden bei St. Stephan 25 bürgerliche Brautpaare vermählt, für welche die Kaiſerin je 150 Gulden an Ausſteuer und 50 Gulden für die Hochzeitsfeier geſpendet hatte. Nach der Trauung zogen die Ehepaare in die Burg, um der Kaiſerin zu danken.

Bis in den Juni hinein dauerten die wechſelnden Feſtlichkeiten, zu welchen auch der Hochadel durch beſondere Veranſtaltungen beitrug. Beſonders hebt Khevenhiller hervor, daß in dieſem Winter, der reichlichen Schneefall brachte, die glänzenden Schlittenfahrten wieder beliebt wurden. Noch jetzt bewahrt die Hofwagenburg mehrere der koſtbar ausgeſtatteten Schlitten aus der Regierungszeit der Kaiſerin Maria Thereſia.

Khevenhiller berichtet, daß ſeine Herrin ſeit Jahren nicht ſo zufrieden und heiter geweſen ſei, als im Frühjahr und Sommer 1765. Für den Herbſt ſtanden neue Feſtlichkeiten in Ausſicht, da im Auguſt in Innsbruck die Hochzeit des zweiten Sohnes Leopold, dem ſein Vater das Großherzogtum Toskana

abgetreten hatte, in Aussicht genommen war. Sie sollte in Innsbruck stattfinden, wohin der ganze Hof schon am 4. Juli abreiste. Mitten in den der Vermählung folgenden Festlichkeiten wurde am 18. August Kaiser Franz I. von einem Schlaganfall betroffen, dem er sofort erlag.

In Wien weckte diese Nachricht volle Teilnahme und das lebhafteste Mitgefühl für die tief getroffene Kaiserin. Man hatte im Laufe der ernsten und frohen Jahre die guten Eigenschaften des Verstorbenen schätzen gelernt; die anfängliche Abneigung und Gleichgiltigkeit war in der Bevölkerung Wiens längst einem Gefühl warmer Anhänglichkeit für Kaiser Franz I. gewichen.

Der Sarkophag Maria Theresias und ihres Gatten. (S. 258.)

Khevenhiller, der dem Verstorbenen sehr nahe stand, sagt darüber: „Das Volk liebte ihn wegen seiner Ehrlichkeit, wegen seines leutseligen Umganges und als einen guten Haushälter. Man war mit der Idee und der für ihn sehr schmeichelhaften Meinung fast familiär geworden, daß ohne ihm die Verwirrung im ganzen viel größer gewesen wäre. Obwohl er nicht soviel Einfluß und Übergewicht über den Geist der Kaiserin hatte, um das Übel vollkommen abzuwenden, so fand er doch Mittel, um diese zu mildern und schlechte Ratgeber bei Zeit und Gelegenheit zu entfernen."

Die Leiche wurde zu Wasser nach Wien gebracht und kam am 28. August in Nußdorf an, um noch in der gleichen Nacht in die Burg überführt zu werden. Am 1. September erfolgte die Beisetzung in jenem Teil der Kaisergruft bei den Kapuzinern, welchen Maria Theresia schon 1748 wegen Überfüllung der

alten Grufträume hatte anlegen laſſen. In dieſer neuen Gruft ließ Maria Thereſia dann für ihren Gatten durch den Bildhauer Balthaſar Moll jenen prachtvollen Sarkophag errichten, der auch für ſie beſtimmt war und vom Kloſtergang aus ſichtbar iſt, von wo man die beiden auf dem Deckel ruhenden Geſtalten des kaiſerlichen Paares ſogar beſſer ſieht als von dem Gruftraum ſelbſt (Bild S. 257).

Maria Thereſia war anfänglich durch den Tod ihres Gatten, dem ſie mit voller, unwandelbarer Liebe zugetan war, vollkommen gebrochen. Sie ſoll ſogar daran gedacht haben, die Regierung niederzulegen und ſich in ein Kloſter zurückzuziehen, wovon ſie aber die Vorſtellungen der Miniſter, beſonders des Fürſten Kaunitz wieder abbrachten. Erſt nach längerer Zeit trat ſie aus der völligen Zurückgezogenheit, in welcher ſie zuerſt Troſt und Faſſung ſuchte, wieder mehr hervor, die Witwentracht von ſchwarzem Wollſtoff mit der Schneppenhaube legte ſie aber nie mehr ab und außer dem Stern des Stephansordens nahm ſie kein anderes Schmuckſtück mehr in Gebrauch (Bild S. 261).

Die Kaiſerin verlangte auch von ihrer Umgebung und vom ganzen Hofe, daß man der Trauer um den Verſtorbenen im vollſten Maße Rechnung trage. Sie war daher nicht ohne Grund ſehr entrüſtet, als einige Damen trotz der Trauerkleidung es ſich nicht verſagten, dadurch der Mode des Tages zu huldigen, daß ſie ſich feuerrot ſchminkten, wogegen ſofort ein ſcharfes Verbot erging. Khevenhiller äußert ſich darüber in einer Weiſe, die charakteriſtiſch für noch heute beſtehende Eigenheiten von Wien ſind. Er ſchreibt über das Verbot des Schminkens in ſeinem Tagebuch: „Dieſer Brauch hatte einige Jahre her dergeſtalt überhand genommen, daß auch die gemeinſten Weiber und Dienſtmägde ſich roth angeſtrichen. Den Anlaß zu dieſer verſchärften Defenſe hatte eine der Kaiſerin-Königin gemachte Erzählung gegeben, wie nämlich zu Innsbruck ein und andere dames ſogar zum Leichnam des höchſtſeligen Herrn und in der tiefſten Trauer mit roth gefärbten Geſichtern erſchienen waren, was auch in der That ſo geſchehen. Gleichwie aber bei uns ſchon der Brauch iſt, daß man immer von einem exces zum andern verfällt, ſo hat man auch in hoc casu gethan, und nicht allein die Weibsperſonen, wenn ſie etwas zu roth ausgeſehen haben, in der Kirche ungeſtüm und indiscret anreden, ſondern ſogar auf öffentlichen Gaſſen durch die Rumorwacht par ordre de la politesse wegführen und einſperren laſſen. Gleichwie es aber nach dem alten Sprichwort: Es iſt nur ein Wiener Geſetz — und zumahlen bey der jetzigen ſo veränderlichen und dem Neuerungsgeiſt alſo unterworfenen Regierung bei uns meiſtens zugegangen, ſo wurde auch dieſes Verbot nach wenigen Jahren tacite wieder aufgehoben und das Anſtreichen kam mehr als je zuvor in Übung."

Die letzte Regierungszeit Maria Thereſias und die Mitregentſchaft Joſef II.

Fünf Wochen nach dem Tode Kaiſer Franz I., am 23. September 1765 ernannte Maria Thereſia ihren Sohn, den nunmehrigen Kaiſer Joſef II. „zu weiterer Dero Beruhigung und Erleichterung" zum Mitregenten für ſämtliche Erbkönigreiche und Länder. Wenn Maria Thereſia der Hoffnung war, daß dieſes an ſich heikle Verhältnis zwiſchen ihr und dem Sohn ſich ſo ruhig geſtalten würde, wie es der Fall geweſen, als ihr Gatte die Mitregentſchaft bekleidete, ſo war dies ein Irrtum, der ihr ſchweren Kummer verurſachen ſollte. Joſef II war nicht nur jünger und naturgemäß ehrgeiziger als ſein phlegmatiſcher Vater, ſondern er trat auch mit ganz beſtimmten, in den Anſchauungen

der Zeit wurzelnden Grundſätzen in die Regierungstätigkeit ein, die er zu Geltung zu bringen ſtrebte.

Zuerſt machte er ſeinem Reformdrang in bezug auf den Hofſtaat Luft, wobei er ſich meiſt in Übereinſtimmung mit Maria Thereſia befand, die manche koſtſpielige Gepflogenheit nur aus Rückſicht für den Gatten fortbeſtehen ließ, jetzt aber, wo ihre Trauer jede Teilnahme an Feſtlichkeiten oder glänzenden Schauſtellungen ausſchloß, ſofort damit einverſtanden war, daß jeder überflüſſige Prunk abgeſtellt werde. Die beſonderen Tafeln der Erzherzoge und Erzherzoginnen wurden aufgehoben; es blieb nur mehr jene Maria Thereſias und die des jungen Kaiſerpaares, an welcher auch die übrigen Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes teilzunehmen hatten. Die Zahl der im kaiſerlichen Marſtall gehaltenen Pferde und Maultiere erfuhr eine Verminderung von 1200 auf 800 Stück, ebenſo wurde das Jagdperſonal bedeutend eingeſchränkt und einzelne nur ſelten gepflegte Jagdarten, die trotzdem große Koſten verurſachten, wie die Reiherbeize u. ſ. w., ließ man ganz auf. Daß dieſe Maßregeln nicht durchzuführen waren, ohne daß manches Vorrecht beſeitigt, manche Empfindlichkeit gereizt wurde, iſt natürlich, und in den Kreiſen der älteren Herren und Damen am Hofe gab es biſſige Bemerkungen über die „Neuerungsſucht" des „jungen Hofes". Man fühlte ſich tief verletzt und jammerte, als ob dadurch die Pfeiler des Staates in das Wanken kämen, als den Hofdamen das Sechsgeſpann entzogen wurde und ſie ſich bei ihren Ausfahrten mit einem zweiſpännigen Wagen begnügen mußten. Bezüglich der Hofgalatage und feierlichen Aufwartungen ordnete Joſef II. noch weitere Einſchränkungen an, ſo daß nur mehr der Neujahrstag als ſolcher beibehalten wurde. Khevenhiller vertritt nur die Anſchauung des ganzen älteren Hofſtaates, wenn er in ſeinem Tagebuch bittere Klage über alle dieſe Neuerungen erhebt, vor welchen die Pracht des alten Hoflebens verblaſſe und alles einen ſo „kleinen Anſchein" erhalte. Bei aller Anhänglichkeit und Verehrung für Maria Thereſia macht er auch dieſe dafür verantwortlich, wie aus der nachfolgenden Stelle ſeiner Aufſchreibungen klar hervorgeht: „Dieſer unglückliche Geiſt der Neuerung, der ſich bald nach Karl VI. Abſterben eingefunden und täglich mehr zugenommen hatte, ſcheint bei der dermaligen Regierung vollends herrſchen zu wollen, ſo zwar, daß, wenn es ſo fortgeht, wir von einer Etikette und Ordnung am Hofe gar wenig mehr wiſſen werden. So iſt es auch dahin gekommen, daß man den ſogenannten Hofkalender, worin alle Hofandachten und Kirchendienſte angemerkt waren, wohl um die Hälfte reformiert und in den für das künftige Jahr (1766) gedruckten Exemplaren die meiſten Kirchengänge ausgelaſſen hat. Seine Frau Mutter, die noch allein mit dieſem Herrn, welcher alle alten Gebräuche für eitle Vorurteile hält, etwas ausrichten kann, könnte dieſe bedenklichen Neuerungen verhüten, allein teils inkliniert ſie ſelbſt dazu, teils gebricht es ihr öfters an der erforderlichen Kourage und Standhaftigkeit."

Wenn Khevenhiller meint, man ſehe dieſe Neuerungen auch im Volke mit Verdruß, ſo iſt das, ſoweit es ſich um die Abſtellung von Mißbräuchen und unnötigen Aufwandes handelte, gewiß nicht richtig. Im Gegenteil beweiſen Stimmen aus jener Zeit, daß man im Publikum dieſes Auftreten des jungen Kaiſers mit Spannung verfolgte und laut billigte. Beſonders ſeit er einen Beweis ſeltener Großmut und Selbſtloſigkeit dadurch gab, daß er aus dem reichen Erbe ſeines Vaters 10,000.000 Gulden Staats-Schuldverſchreibungen öffentlich vernichten ließ und für eine andere beträchtliche Summe auf die hohe Verzinſung verzichtete, ſah man ein, daß nur das Intereſſe des Staates die Triebfeder der Handlungen des jungen Fürſten war.

Nichts traf aber die Anhänger des „Alten" am Hofe ſchmerzlicher, als daß der Kaiſer zuerſt für ſeine Perſon das prunkvolle ſpaniſche Mantelkleid

bei Feſtlichkeiten nicht mehr benützte, ſondern in der Uniform erſchien und es endlich überhaupt außer Gebrauch ſetzte. Khevenhiller richtete darüber einen beſonderen Vortrag an Maria Thereſia, die aber auch mit dieſer Maßregel Joſefs einverſtanden war und im Volke vermißte man dieſe ſteife Pracht um ſo weniger, als ſie ein Überreſt des einſt ſo verhaßten Eindringens ſpaniſcher Sitte an den Wiener Hof war.

Der Tod des Kaiſers Franz I. war aber nur der Beginn einer langen Reihe von Prüfungen und ſchmerzlichen Verluſten geweſen, welche über die kaiſerliche Familie hereinbrach. Im Winter von 1766 auf 1767 gab es den Erzherzoginnen zu Gefallen wieder bewegteres, geſelliges Leben am Hofe, das ſich allerdings in beſcheidenen Grenzen hielt und nur einige Bälle, Schlittenfahrten und den Theaterbeſuch umfaßte, da damals eben der berühmte Tänzer Veſtri im Burgtheater auftrat und Gluck ſeine neue Oper „Alceſte“ zur Aufführung brachte.

Da wurde im Mai die Kaiſerin Joſefa von einem Unwohlſein befallen, das man anfangs für die Folge eines Diätfehlers hielt, bis es ſich als eine der ſchwerſten Formen der ſchwarzen Blattern zeigte. Sofort mußte die ganze kaiſerliche Familie nach Schönbrunn überſiedeln, nur Maria Thereſia und Joſef II. mit der nötigſten Umgebung blieben zur Pflege der jungen Kaiſerin in der Wiener Burg zurück. Am 22. Mai wurde aber auch Maria Thereſia ſelbſt von der furchtbaren Krankheit auf das Krankenlager geſtreckt, und gleichzeitig auch die Erzherzogin Maria Chriſtine, wenn auch in leichterem Grade ergriffen.

Die Beſtürzung in der Stadt war eine allgemeine, da man zugleich drei Mitglieder der kaiſerlichen Familie von einer Krankheit ergriffen wußte, die ſchon einmal bei Joſef I. zu einem ſchlimmen Ende führte. Alle Kirchen waren voll von Betern, die Vergnügungen wurden eingeſtellt und angſtvoll harrten ſtets auf dem Burgplatz Menſchengruppen auf die Nachrichten, die Joſef II., der ſeine Zeit zwiſchen den Kranken und der Beſorgung der dringendſten Geſchäfte teilte, von Zeit zu Zeit verlautbaren ließ. Am 28. Mai 1767 erlag die Kaiſerin Joſefa der Krankheit; Erzherzogin Chriſtine befand ſich ſchon außer Gefahr, die leichte Beſſerung, welche ſich bei Maria Thereſia gezeigt hatte, wich aber einer neuen ſo furchtbaren Steigerung der Krankheit, daß man auch für ihr Leben fürchtete. Als man in der Stadt davon erfuhr, füllte ſich der Burgplatz ſofort wieder mit Menſchen, die ſich in ihrer angſtvollen Teilnahme trotz der Wachen bis in die Gänge drängte.

Mit jener vorſchnellen Ungerechtigkeit, die ſo oft die Begleiterin der Sorge um ein geliebtes Leben iſt, ſchrieb man in Wien den ſchlimmen Ausgang der Krankheit bei der jungen Kaiſerin und die Verſchlechterung im Befinden Maria Thereſias den Ärzten zu. Namentlich gegen den erſten Leibarzt der Kaiſerin, Gerhard van Swieten, der in beſonderer Gunſt bei ihr ſtand und als Präſident der Studien-Hofkommiſſion ſich unvergängliche Verdienſte um die Reform des Unterrichtsweſens aller Grade erwarb (Bild S. 264), richtete ſich der Groll der Bevölkerung. Offen beſchuldigte man ihn, er habe die Krankheit nicht rechtzeitig erkannt und falſch behandelt, und da neben ihm noch zwei Hofärzte tätig waren, verſtieg man ſich ſogar zu dem ſehr derben Angriff, ein Plakat anzuſchlagen, auf dem ein großer Ochſenkopf zwiſchen zwei kleineren zu ſehen war, mit der Unterſchrift:

„Der in der Mitten,
Das iſt der van Swieten.“

Am 2. Juni konnte Maria Thereſia endlich außer Gefahr erklärt werden, dem ſie einige Zeit in dem vom Kaiſer Franz I. angekauften Palais

Engelskirchen, das jetzt Reſidenz des Erzherzogs Rainer iſt, zugebracht hatte, erfolgte am 11. Juli die Überſiedlung nach Laxenburg. In einem beſonderen Patente ſprach ſie ihre freudige Rührung über die Teilnahme der Bevölkerung aus, mit beſonderer Freigebigkeit, als ſollten dadurch die böſen Angriffe vergütet werden, belohnte ſie die Ärzte, von welchen van Swieten 3000 Dukaten und das mit Diamanten beſetzte Bild der Kaiſerin, die übrigen je 1000 Dukaten erhielten.

Maria Thereſia in Witwentracht. (S. 258.)

In der Ruhe und reinen Luft von Laxenburg erholte ſich Maria Thereſia ſo raſch, daß ſie ſchon am 22. Juli auf Wunſch des Kaiſers Joſef zu dem feierlichen Tedeum, das für ihre Geneſung im Stephansdom abgehalten wurde, nach Wien kommen konnte. Es war dies ein wahrer Feſttag für Wien, und obwohl ſtrömender Regen ſich ergoß, waren doch alle Straßen mit dichten Menſchenmaſſen gefüllt, die geduldig harrten, um der geliebten Herrſcherin, die den ſo oft gebrauchten und mißbrauchten Namen der „Landesmutter“ mit vollem Rechte erhielt, anſichtig zu werden. Maria Thereſia hatte den Wunſch ausgeſprochen, daß auch alle ihre Kinder ſich bei dieſer Gelegenheit anſchließen ſollten, und da auch der ganze Hofſtaat und alle Würdenträger aufgeboten wurden, bot der von Kaiſer Joſef II. in allen Einzelheiten angeordnete Zug

ein Bild höfischer Pracht, wie man es in Wien in den letzten zwei Jahren nicht mehr gesehen. Brausender Jubel begrüßte die Kaiserin schon auf der Fahrt zum Dom; als sie aber nach beendigtem Gottesdienst am Arm des Sohnes aus der Kirche trat, die Tausende von Zurufen hörte und sah, wie sich alles in die Nähe drängte, um mit schlichten herzlichen Worten die Freude über ihre Wiedergenesung auszudrücken, da wurde sie von der Rührung übermannt und brach in Tränen aus. „Laßt mich, Kinder, laßt mich! Es ist zu viel!" stammelte sie, mit Handwinken die Grüße der Liebe und Verehrung der Wiener erwidernd. (Bild S. 265.) Bis spät am Abend wogten die Menschenmassen zur Burg; wiederholt zeigte sich die Kaiserin, immer wieder mit Zurufen begrüßt, an den Fenstern, wobei sie besonders für diesen Anlaß geprägte Denkmünzen auswarf.

Der in das Jahr 1766 fallenden Vermählung der Erzherzogin Maria Christine mit dem Herzog Albert von Sachsen, die in Schloßhof gefeiert wurde, ist schon gedacht worden. Im Herbst 1767, kurz nach der völligen Genesung der Kaiserin, erfolgte die Werbung um die Hand der erst sechzehnjährigen Erzherzogin Maria Josefa für den König Ferdinand von Neapel, welcher am 8. September unter großen Festlichkeiten die Verlobung folgte, bei welcher der König sich durch einen besonderen Gesandten vertreten ließ. Interessant ist es, daß man den in Paris um 200.000 Gulden hergestellten Wäsche-Trousseau der Erzherzogin, der im Belvedere zur Schau gestellt war, so wenig geschmackvoll und so unpassend zusammengestellt fand, daß sofort in Wien neue Bestellungen gemacht wurden, die sich aber leider als unnötig erwiesen. Bevor noch die Vermählung per procura vollzogen war, bei welcher der Erzherzog Ferdinand den Bräutigam vertreten sollte, fühlte sich die Erzherzogin unwohl und am 6. Oktober war kein Zweifel, daß sie von dem Würgengel des kaiserlichen Hauses, den Blattern, befallen sei. Wie man in Hofkreisen wissen wollte, hatte sie sich den Keim der fürchterlichen Krankheit bei einem Besuch der Kaisergruft geholt, wo der noch nicht genügend verwahrte Holzsarg der Kaiserin Josefa nur mit einem Tuch überdeckt und auch nicht für ausreichende Lüftung des Raumes gesorgt war. Am 15. Oktober starb die junge Erzherzogin, das Schicksal ihrer Schwester Johanna teilend, die früher für den Thron von Neapel bestimmt war, aber gleichfalls starb. Erst eine dritte Tochter Maria Theresias, die Erzherzogin Maria Karolina, wurde 1768 wirklich die Gattin des Königs Ferdinand.

Jenes Einverständnis, das zwischen der kaiserlichen Mutter und dem Mitregenten bezüglich der Reformen am Hofe bestand, erstreckte sich leider nicht auf die innere Politik. Nicht in bezug auf die Grundsätze und Ziele der einzuhaltenden Politik ergab sich zwischen der Kaiserin und ihrem Sohn ein Widerspruch, sondern der Gegensatz entwickelte sich nur über das Tempo und die Methode, die bei den Reformen eingehalten werden sollten. Dieser Gegensatz lag in den Personen selbst, obwohl Maria Theresia die zärtlichste Mutter war und selbst der dem jungen Kaiser nicht sehr geneigte Fürst Khevenhiller diesem das Zeugnis ausstellt: „Niemals gab es einen gehorsameren, gegen seine Mutter ehrfurchtsvolleren Sohn; er beugte sich vor ihrem Scharfblick, ihrer Zärtlichkeit und ihren Rechten; gegen ihren Willen hatte er keinen Willen und gehorchte selbst dann, wenn sein Herz ins Spiel kam und die Mutter seinen lebhaftesten Neigungen entgegen trat."

Seit im Jahre 1761 im Staatsrat eine oberste beratende Behörde geschaffen wurde, in welche Maria Theresia nebst den Ministern Kaunitz, Daun, Haugwitz und Blümegen noch einige erfahrene und erprobte Beamte berief, hatte auch Josef an dessen Sitzungen und Arbeiten teilgenommen und dadurch tiefen Einblick in die Staatsgeschäfte, in die Verhältnisse des vielgestaltigen Reiches gewonnen. Durchtränkt von den Ideen seiner Zeit, die über

England und Frankreich auch in den Oſten Europas vorgedrungen waren, ſtrebte er idealen Zielen zu, die im damaligen Öſterreich ohne vollſtändige Umgeſtaltung aller Verhältniſſe nicht zu erreichen waren. Aufklärung und Bildung, Beförderung aller Talente ohne Rückſicht auf den Rang, Beſchränkung der feudalen Macht des Adels, Einheit der Verwaltung, Stärkung der Staatsgewalt durch Hebung der Mittelklaſſe — dieſe Punkte hob Joſef in einem ausführlichen Memoire als die zu befolgende Regierungsmethode hervor. Es wird ſich wenig gegen dieſelben einwenden laſſen und ſie lagen ja auch den Reformen der Kaiſerin zugrunde und kamen ſpäter in der politiſchen Entwicklung mehr oder weniger ſcharf zur Geltung.

Aber wie die ganze ſtaatsphiloſophiſche Schule ſeiner Zeit verkannte Kaiſer Joſef II. die Macht des hiſtoriſch Gewordenen, er vergaß, daß für die Maſſen in erſter Linie der Satz Schillers gilt:

„Denn aus Gemeinem iſt der Menſch gemacht
Und die Gewohnheit nennt er ſeine Amme.“

Was ihm als Vorurteil, als überflüſſiges und ſtörendes Überbleibſel veralteter Anſchauungen galt, das war dem Volk durch die Macht jahrhundertelanger Gewöhnung ehrwürdig und es wurde durch Reformen erſchreckt und verletzt, ſo wohltätig ſie auch ſein mochten, weil ſie plötzlich, ohne Schonung und mit rauher Hand nicht gegeben, ſondern aufgedrungen wurden. In der Methode lag eben der große Unterſchied zwiſchen den Regierungsmaximen Maria Thereſias und ihres Sohnes, aber nicht im inneren Kern der Grundſätze. Weibliche Milde und die Erfahrung einer ereignisreichen Regierung hatten die Kaiſerin vorſichtig gemacht; Schritt für Schritt bahnte ſie das Neue an, das Beſtehende aber, ſoweit es möglich war, ſchonend. Nur wenn es unumgänglich nötig war, beſeitigte ſie Rechte oder Vorteile von Korporationen oder Perſonen, während Joſef II. in ſeiner hohen Auffaſſung von den Rechten und Pflichten des Staates ſchonungslos eingriff und weder hiſtoriſche Rechte der Länder, noch die Einzelintereſſen eines Standes oder der Individuen ſchonte, wenn ſie den von ihm angeſtrebten allgemeinen Zwecken des Staates im Wege ſtanden.

Aus dieſen Gegenſätzen mußten mit Naturnotwendigkeit Reibungen zwiſchen Mutter und Sohn entſtehen, die lange durch das innige perſönliche Verhältnis gemildert wurden, aber doch lähmend auf die Führung der Staatsgeſchäfte wirkten, da ſich im Staatsrat, in der Regierung und am Hof zwei ſich befehdende Parteien bildeten, deren nicht immer lautere Zwiſchenträgereien die Lage verſchlimmerten und ſogar eine Spannung zwiſchen Maria Thereſia und ihrem Sohn bewirkten. Als die Kaiſerin im Jahre 1768 gegen eine an ſich ziemlich unſchuldige religiöſe Sekte unter der bäuerlichen Bevölkerung Böhmens mit ſehr harten Maßregeln vorgehen wollte, kam der Konflikt zum offenen Ausdruck; Kaiſer Joſef verſagte ſeine Zuſtimmung und bat, ihn von der Mitregentſchaft zu entheben, da er an Regierungsakten, die er nicht gutheißen könne, auch keinen rein äußerlichen Anteil haben wolle.

Den mütterlichen Bitten gegenüber faßte Kaiſer Joſef II. den einzig möglichen Entſchluß. Er gab die Abſicht, von der Mitregentſchaft zurückzutreten, auf, vermied es aber nach Möglichkeit, in Regierungsangelegenheiten einzugreifen. Mit Eifer widmete er ſich der Armeereform, die vom Hofkriegsratspräſidenten Grafen Lascy durchgeführt wurde; weite Reiſen durch alle Provinzen des Reiches, die ihm eine genaue Kenntnis aller Verhältniſſe und Bedürfniſſe aus eigener Anſchauung vermittelten, wiederholten ſich faſt jedes Jahr, auch Deutſchland, Frankreich und Italien lernte er kennen, unabläſſig bemüht, Erfahrungen zu ſammeln, um ſie zum Beſten des eigenen Staates einſt zu verwerten.

In der Bevölkerung erfuhr man über dieſe intimen Vorgänge wenig oder nichts. Man beurteilte die Zuſtände und Perſonen nach dem, was ſich davon in der Öffentlichkeit zeigte und danach vertrug ſich die alte Anhänglichkeit gegen Maria Thereſia ganz gut mit der Anerkennung, die man der Leutſeligkeit und dem volksfreundlichen Wirken des jungen Kaiſers zollte. Er brachte, ſeiner idealen Auffaſſung entſprechend, die alte römiſche Regierungsweisheit wieder zu Ehren, daß das Volk nach „Brot und Vergnügungen“ verlange, um ſich zufrieden zu fühlen. Allerdings, blutige Gladiatorenkämpfe oder das Zerfleiſchen von Andersgläubigen durch mordgierige Beſtien bot er den Wienern nicht, wie der wahnſinnige Kitzel der Cäſaren ſie den Römern gewährte, aber er erſchloß den Bewohnern der Reſidenz die nahe gelegenen Schätze der Natur als Orte der Erholung und Freude.

Gerhard van Swieten. (S. 260.)

Bis weit über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hatte der Prater noch ganz den Charakter eines vollkommen abgeſchloſſenen Jagdgebietes für den kaiſerlichen Hof. Dieſen Zwecken dienten die Durchforſtungen, welche den Beginn der heutigen Straßenanlagen machten, das an Stelle des Luſthauſes ſtehende Jagdſchlößchen, einzelne Jägerhäuſer und die ſogenannten „Hirſchenſtadeln“, die im Winter als Futterplätze für dieſes edle Wild dienten. Nur mehr wenige Wiener werden ſich der Praterhirſche noch erinnern, die zu den beſonderen Lieblingen des Publikums gehörten und ſo zutraulich waren, daß ſie bis zu den Tiſchen der Gaſthäuſer kamen, um ſich aus den Händen des in „Plutzerbier“ und Salami ſchwelgenden Sonntagspublikums den Tribut an Semmel und Brotbrocken einzufordern. Das Jahr 1848 brachte durch den grauſamen Jagdeifer mancher bedenkenloſer Knallfreunde den armen „Praterhanſeln“, wie die Hirſche im Volksmund genannt wurden, den Tod, oder ſie flüchteten ſich, als im Oktober ernſte Kämpfe im Prater tobten, in die Auen des Revieres von Aſpern.

Erſte Ausfahrt nach der Geneſung. (S. 262.)

Wie ſchon erwähnt, war der Prater ganz eingefriedet, teilweiſe auch durch einen Waſſerlauf, den Fugbach, von der Leopoldſtadt geſchieden. Nur wenn Jagden abgehalten wurden, erhielten ſelbſt größere Geſellſchaften vom Hof Zulaß in den Prater; es war ein Zeichen beſonderer Gunſt, wenn man vornehmen Gäſten geſtattete, ſich in dieſem köſtlichen Naturpark zu ergehen, ſich an dieſem Wechſel von prächtigen, hochſtämmigen Bäumen, Buſchwerk und Wieſenplätzen zu erfreuen. In der Regel war der Prater hermetiſch geſchloſſen und für die Wiener nicht weniger ſtreng bewacht, als das Paradies nach dem Sündenfall des erſten Menſchenpaares. Es war eine ganz außerordentliche Gunſt, als man unter Karl VI. der Bevölkerung anläßlich der von der Stadt veranſtalteten Feuerwerke den Zutritt geſtattete.

Es erregte daher nicht geringe Verwunderung, als am 7. April 1766, noch im erſten Jahr der Regierung Joſef II., folgende Kundmachung erſchien: „Es wird anmit jedermänniglich kundgemacht, wasmaſſen Seine kaiſerliche Majeſtät aus Allerhöchſt zu dem hieſigen Publico allermildeſt ſeyenden Zuneigung Sich allergnädigſt entſchloſſen und verordnet haben, daß künftighin und von nun an, zu allen Zeiten des Jahres und zu allen Stunden des Tages, ohne Unterſchied Jedermann in den Prater ſowohl, als in das Stadtgut frei ſpazieren zu gehen, zu reiten und zu fahren, und zwar nicht nur in der Haupt-Allee, ſondern auch in den Seiten-Alleen, Wieſen und Plätzen, die allzu abgelegenen Orte und dicken Waldungen wegen ſonſt etwa zu beſorgenden Unfugs und Mißbrauchs alleinig ausgenommen, erlaubet, auch Niemand verwehrt ſein ſoll, ſich daſelbſt mit Ballenſchlagen, Kegelſchieben und anderen erlaubten Unterhaltungen eigenen Gefallens zu divertiren, wobei man ſich aber verſieht, daß Niemand bei ſolcher zu mehrer Ergötzlichkeit des Publici allergnädigſt verſtatteten Freiheit ſich gelüſten laſſen werde, einige Unfüglichkeit oder ſonſtige unerlaubte Ausſchweifungen zu unternehmen und anmit zu einem allerhöchſten Mißfallen Anlaß zu geben.“

Wie mögen ſich die guten Wiener jener Tage verwundert haben, daß nun mit einem Schlage die bisher ſo ängſtlich gehüteten Schranken gefallen waren, über die wohl ſo mancher mit begehrlichen Augen in die herrliche grüne Wildnis hineinguckte, die der dumpfigen Stadt ſo verlockend nahe lag und doch unerreichbar blieb. Daß man ſich in ſolcher Weiſe für die „Ergötzlichkeit des Publici“ kümmerte, war auch etwas ganz neues; wenn früher davon die Rede war, ſo kam das Volk doch nur als notwendiges Beiwerk in Betracht. Man geſtattete ihm, bei Auffahrten und Einzügen ſich zu drängen, die Kleider vom Leib zu reißen und ſich heiſer zu brüllen. Bei beſonderen Anläſſen, namentlich am Tage der feierlichen Erbhuldigungen, gehörte es gewiſſermaßen zum feſtſtehenden Zeremoniell, daß ſich die Menge um den Wein, die ausgeworfenen Speiſen und Münzen balgte und blutig ſchlug, und wenn dabei nicht einige Arm- und Beinbrüche vorkamen, ſo ſah mancher Anhänger „wohlhergebrachten Brauches“ darin ein bedenkliches Symptom des Erſchlaffens „ſchuldiger Obedienz“. Daß man aber für das Vergnügen des Volkes um ſeiner ſelbſt willen Sorge trug, das war etwas ganz neues, in das man ſich zuerſt gar nicht recht zu finden wußte.

Aber auch jene hohen Kreiſe, die wie ſo manche andere Territorien in Wien und in der ganzen Staatsverwaltung, den Prater für ihre ausſchließliche Domäne gehalten hatten, waren nicht wenig konſterniert. Am Hofe und in manchen „Kanzeleien“ ſtäubte der Puder in ganzen Wolken von den Perücken ob des unaufhörlichen Schüttelns der wohlweiſen Köpfe, da man in dieſer neuen Maßregel des „jungen allergnädigſten Herrn“ wieder nichts ſah, als eine Beeinträchtigung wohlerworbener Rechte und Privilegien. Einige hoch-

ſtehende Herren wagten ſogar „alleruntertänigſte“ Vorſtellungen bei dem Kaiſer dagegen zu erheben, daß der Prater, dieſes bisher ſtreng gehütete Terrain, nun künftig auch der „Populace“ zugänglich ſein ſolle, wodurch dem Adel und dem Hof wieder eine Möglichkeit entzogen werde, ſich ungehindert zu divertieren und Seine Majeſtät ſelbſt in die penible Lage geraten könne, mit dem Volke in Berührung kommen und ſich unter dasſelbe mengen zu müſſen.

Mit jenem ſchlagfertigen Witz, der ihm oft zugebote ſtand, wies Kaiſer Joſef II. dieſe Einwendungen mit den Worten ab: „Ich ſehe darin keinen Übelſtand und keine Gefahr. Man muß das nicht gar ſo genau nehmen, denn bedenken Sie doch, wenn ich zum Beiſpiel, mich nur unter Meinesgleichen aufhalten wollte, dürfte ich aus der Kapuzinergruft gar nicht herausgehen.“

Vielleicht um zu zeigen, daß er die Berührung mit dem Volke nicht ſcheue, ſondern ſie ſogar ſuche, fuhr der Kaiſer an einem der nächſten ſchönen Sonntage in den Prater, wo er den Wagen verließ und frohgemut unter den Menſchen wandelte, die ſich auf dieſem prächtigen Erdenfleck ergingen, der ein Teil ihrer ſchönen Vaterſtadt und ihnen doch bisher ſo fremd war, als läge er in einem anderen Weltteil. Kaum hatte man ihn erkannt, ſo lief alles herbei, um ihn zu begrüßen; ehrenfeſte Bürger jauchzten ihm zu und ſprachen in ſchlichten Worten den Dank für dieſes köſtliche Geſchenk aus, das noch den fernſten Enkeln zu Luſt und Erquickung diente, man rief die Kinder herbei, um ihnen den Monarchen zu zeigen, der Alt und Jung ſo reich bedachte (Bild S. 268).

Wie ſchon erwähnt, beſtand ſchon früher, „auf dem ſogenannten „Stadtgut“, das ſeinen Namen trug, weil es ſtädtiſcher Beſitz war, eine Gaſtwirtſchaft mit allerlei Vergnügungen. Es erſtreckte ſich von den zwei noch daran erinnernden Straßenzügen, der Großen und Kleinen Stadtgutgaſſe, bis zum heutigen Nordbahnhof und über den oberen Teil des ſpäteren Wurſtelpraters. Kaiſer Joſef II., der ſeine Wiener und deren Vorliebe für einen guten Biſſen und Schluck kannte, durchbrach das Privilegium der Wirtſchaft am Stadtgut, indem er gleich nach der Eröffnung des Praters allen Gaſtwirten und Kaffeeſiedern geſtattete, Zelte und Buden aufzuſchlagen, um darin dem Publikum alle Erfriſchungen und Bequemlichkeiten zu verſchaffen, ohne daß ſie dafür eine beſondere Abgabe zu entrichten hatten. Da die Einzäunung des Praters noch beſtand, ſetzte man eine beſondere Sperrordnung feſt und eine halbe Stunde vor Schließung der Einlaßtore gaben drei Böllerſchüſſe ſtets dem Publikum das Zeichen zum Verlaſſen des Praters.

Wie es aber ſchon zu gehen pflegt, fehlte es nicht an ſolchen, welche das großherzige Geſchenk des Kaiſers an die Allgemeinheit von Wien mißbrauchten oder ſich den beſtehenden Normen nicht fügen wollten. Im Frühjahr 1767 erging daher folgende Kundmachung, die als erſte „Prater-Ordnung“ und weil ſie manches Streiflicht auf das Volksleben wirft, nicht unintereſſant iſt. Sie lautete:

„Avertissement. Es wird anmit jedermänniglich bekannt gemacht, wasmaſſen Seine Römiſch Kaiſerliche Majeſtät aus Allerhöchſt zu dem Publico allermildeſt tragenden Zuneigung abermalen allergnädigſt ſich entſchloſſen und verordnet haben, daß wie voriges Jahr ohne Unterſchied Jedermann in den Prater, wie auch in das Stadtgut, ſowohl in der Haupt-Allee wie in den Seiten-Alleen, Wieſen-Plätzen und die allzu abgelegene Orte, dicke Waldungen und durch die ausgeſteckten Tafeln verbothenen Wege ausgenommen, fein ſpazieren zu gehen, zu reiten und zu fahren erlaubet; anbei Niemand verwehrt ſein ſoll, ſich daſelbſt mit Ballenſchlagen, Kegelſchieben und anderen erlaubten Unterhaltungen nach eigenem Gefallen zu beluſtigen. Wornächſt Seine Römiſch Kaiſerliche Majeſtät weiters allermildeſt und allergerechteſt zu verordnen geruhet haben, daß erſtgenannte zwei Erluſtigungsörter an denen Son- und Feiertagen vor

eilf Uhr Vormittags, einfolgsam vor dem gehaltenen Vormittags-Gottesdienst nicht geöffnet werden, mithin Keiner, was Standes er auch sei, weder fahrend, reitend, noch zu Fuß, an denen Son- und Feiertagen vor gedachter vormittägiger elfter Stunde in den Prater oder Stadtgut bei schwerer zu befahren habender Ahndung hinein zu dringen noch auf Schiffen vor ersagter elfter Stund Vormittags an denen Son- und Feiertagen in den Prater oder das Stadtgut über- oder hinabzufahren sich erkecken, auch nach erneuter Verordnung die in dem Prater befindlichen Wein- oder Bierwirthe, Gastgeber und Kaffeesieder

Eröffnung des Praters. (S. 267.)

und all übrige, auch kleinere Krämersleute bei gleichmässiger Ahndung sich nicht erfrechen sollen, an denen Son- und Feiertagen vor bemeldter elfter Stunde Vormittags etwas, auch nur das allermindeste auszuschenken, auszuspeisen oder zu verkaufen, annebst noch weniger einiges Spiel oder Ergötzlichkeiten zu halten."

Im gleichen bandwurmartigen Stil wird auch in Erinnerung gebracht, daß es mit großem Mißfallen beobachtet worden sei, wie sich das Publikum nicht an die Zeichen zur Räumung des Praters gehalten, sondern sich über Gebühr und Erlaubnis daselbst aufgehalten habe. Es wird also auch diese Anordnung unter Androhung von Strafen in Erinnerung gebracht, worauf es schließlich heißt: „Man versiehet sich also, daß Jedermann diese allerhöchste Verordnungen auf das genaueste erfüllen, am allerwenigsten aber sich jemand

bei ſolcher, zu mehrerer Ergötzlichkeit des Publici allergnädigſt vorfallenden Freiheit ſich gelüſten laſſen werde, einige Unfüglichkeit oder ſonſtige unerlaubte Ausſchweifungen zu unternehmen und anmit zu einem allerhöchſten Mißfallen Anlaß zu geben."

Es darf wohl bezweifelt werden, daß dieſe Vorſchriften, die doch ſogar den Amtsſtil von heute als Muſter von Kürze und Verſtändlichkeit erſcheinen laſſen, den Anſchauungen Joſef II. entſprochen haben. Denn ſchon 1775 ließ er die Einfriedigung des Praters ganz entfernen, wodurch der Zutritt zu jeder Zeit und ohne alle Beſchränkung freigegeben war. Eine Ausnahme machte ſpäter nur das 1777 dem Feuerwerker Stuwer erteilte Privilegium, das dieſem das Recht einräumte, an den Tagen, an welchen ſeine pyrotechniſchen Vorſtellungen fielen, den Prater abzuſperren und ein kleines Eintrittsgeld einzuheben. Auch die drei noch heute beſtehenden Kaffeehäuſer in der Hauptallee ſtammen noch aus der Joſefiniſchen Zeit, nämlich aus dem Jahre 1786.

Nicht ganz zehn Jahre ſpäter eröffnete Joſef II. den Wienern eine zweite herrliche Stätte der Erholung im Augarten. Nach dem Tode der Kaiſerin-Witwe Eleonore Magdalena Thereſia, für welche Joſef I. neben der Ruine der alten Favorita ein kleineres Wohngebäude errichten ließ, blieb dieſes kaiſerliche Luſtſchloß lange Zeit gänzlich unbeachtet. Während in der Umgegend mehrere prächtige Sommerſitze des Adels entſtanden und eine gleichzeitige Quelle berichtet, daß es in der Leopoldſtadt an 250 Privatgärten gab, verfiel die alte Favorita vollkommener Vernachläſſigung während der ganzen erſten Regierungsperiode Maria Thereſias. Erſt Kaiſer Joſef erinnerte ſich der ſchönen Anlagen; er erweiterte ſie durch den Ankauf der Gründe des kroatiſchen Konviktes, ließ gegen Norden den abſchließenden Damm aufführen, der den Garten gegen die früher faſt alljährlich eintretenden Überſchwemmungen ſicherte, auch die Terraſſen und die prächtigen Alleen ſtammen aus jener Zeit und nach Beſeitigung der alten Ruinen entſtand im öſtlichen Teile des ganzen Komplexes ein einfaches neues Sommerſchlößchen, das wegen der Nähe und ruhigen Lage dann von dem Kaiſer ſelbſt mit Vorliebe als Sommeraufenthalt benützt wurde. Mit Ausnahme eines kleinen reſervierten Teiles eröffnete aber Joſef II. am 30. April 1775 auch den Augarten dem naturfreudigen Publikum Wiens. Über das damals gleichfalls neu angelegte Hauptportal ließ er aber die bis heute erhaltene Inſchrift ſetzen: „Allen Menſchen gewidmeter Erluſtigungsort von ihrem Schätzer." Es iſt von Splitterrichtern viel über die in der Tat etwas ungelenke Stiliſtik dieſes Satzes geſpöttelt worden. Die Wiener kehrten ſich aber nicht daran; ſie überſahen die Satzfügung und hielten ſich an den Sinn, der die großherzige Denkweiſe des Kaiſers atmete. Und die Geſchichte entnahm gerade der bemängelten Aufſchrift des Augartenportales jene Bezeichnung, die Joſef II. unter allen ſeinen Titeln am meiſten ehrt, ihn allein vor allen Monarchen auszeichnet. Als „Schätzer der Menſchen" lebt er im Gedächtnis fort für alle Zeiten und darin liegt eine Auszeichnung, welche herrlicher und herzenswärmer klingt als alles höfiſche Lob.

Bei einzelnen Anläſſen war der Augarten ſchon früher dem Publikum zugänglich gemacht worden. So erhielt 1750 der Pyrotechniker Anton Girandolini die Erlaubnis, einige Feuerwerke „auf der Donauinſel und im Augarten" abhalten zu dürfen. Darüber verkündete er dann 1775 „einem hohen Adel und verehrlichen Publikum" im „Wiener Diarium" mit großem Selbſtbewußtſein, „er ſchmeichle ſich ebenfalls, ſowohl durch überraſchende, nicht etwa nachgemachte oder entlehnte, ſondern ſelbſt neu erſonnene Neuigkeit der Stücke, als auch erſtaunliche Menge der reichlichſt gefüllten Figuren, faſt unbegreifliche Mannigfaltigkeit der Farben, ganz beſonders noch nie geſehene Bewegungen und genaueſte

Richtigkeit in der Ordnung von allen denjenigen, ſo ihn mit ihrer werten Gegenwart beehren werden, den gütigſten Beifall zu verdienen durch das Feuerwerk, welches er zur Feier der Eröffnung des Augartens unter dem Titel: „Der Frühling mit ſeinen Reizen“ am 30. April 1775 abbrennen wird“.

Am Tage ſelbſt zogen nach dem noch viel ſpäter üblichen Brauch die „Feuerwerkstrommler“ raſſelnd durch alle Straßen der inneren Stadt und Vorſtädte, wobei Zettel mit ſaftigen Anpreiſungen der zu erwartenden Wunderdinge ausgeworfen wurden. Die Lokalchronik berichtet, daß aber auch an dieſem Tage das ſprichwörtlich gewordene Feuerwerkswetter in Form eines ausgiebigen Regens einen Strich durch die Rechnung machte und erſt am folgenden Tag, dem 1. Mai 1775, fand die feierliche Eröffnung des Augartens bei hellem Frühlingsſonnenſchein ſtatt. (Bild S. 272.)

Schon früher waren öffentliche Bekanntmachungen erſchienen, daß der k. k. Augarten „von Ihren Majeſtäten zur Ergötzung des allhieſigen Publikums allergnädigſt gewidmet worden“, mit dem Zuſatze, daß er das ganze Jahr ohne Ausnahme an allen Tagen vor- und nachmittags offen ſtehen „und darin alles dasjenige zu handeln erlaubt ſein würde, was eine vernünftige Polizei geſtatten könne und in allen übrigen Tanzſälen oder Gärten erlaubt ſei“.

Die beſonderen gleichzeitig erfloſſenen Vorſchriften ſind in manchem Punkt bezeichnend für jene Zeit. Der Eintritt in den Augarten, „wie auch in die daran ſtoßenden Zimmer und Säle“ war jedermann geſtattet, „mit Ausnahme der Weibs-Perſonen in Schlepphauben und Corſetten und der Livorey (den herrſchaftlichen Dienern), für welch letztere ein beſonderer Platz und Schankhaus gewidmet ſind“. Am Schluſſe heißt es etwas ſanguiniſch: „Es iſt ſich übrigens von einem geſitteten Publikum ohnehin zu aller Anſtändigkeit zu verſehen und daher nicht zu vermuten, daß jemand durch irgend einen Mißbrauch das allgemeine Vergnügen ſtören und ſich ſelbſt unangenehmen Folgen ausſetzen werde.“

Aus einzelnen Andeutungen dieſer Vorſchriften iſt ſchon zu vermuten, daß der Augarten nicht bloß als öffentlicher Garten, als Aufenthalt für Naturfreunde und Spaziergänger gedacht war, ſondern ein wirklicher Vergnügungsort ſein ſollte. In der Tat erhielt ſofort der „k. k. Hoftraiteur“ Ignaz Jahn die Erlaubnis, dem Publikum „zum Frühſtück mit Kaffee, Chokolade, Thee, Mandelmilch, Limonade und allen Gattungen Erfriſchungen, Mittags mit warmen Speiſen, verſchiedenen öſterreichiſchen und fremden Weinen, Gefrornem, Liqueurn und Wäſſern, Nachmittags aber mit Aufgeſchnittenem, geſottenen, gebackenes und gebratenen Hühnlein, wie es die Jahreszeit mit ſich bringt, aufwarten zu dürfen“. Doch wird er verpflichtet, Tafeln mit den Preiſen der einzelnen Speiſen und Getränke auszuhängen und ſpäter traf Jahn die ganz praktiſche Einführung, daß die Preiſe in den Geſchirren eingebrannt waren. Die „Traiteurie“ im Augarten war berühmt wegen der Güte des Gebotenen, ja ein Reiſender rühmt, man trinke in der ganzen Welt keinen ſo vorzüglichen Kaffee wie bei Jahn. Im Augarten dürfte auch zuerſt Vorſorge getroffen worden ſein zur Abſolvierung von Mineralwaſſerkuren. Eine Notiz aus jener Zeit meint darüber: „Die Einbildung hat wirklich an dieſem Ort die Geſelligkeit und Vertraulichkeit eingeführt, die ſonſt an den berühmten Geſundheitsbrunnen zu herrſchen pflegt und man genießt hier wirklich das Offene und Freie der Geſellſchaft, wodurch ſich Spaa, Pyrmont und andere Plätze dieſer Art berühmt gemacht haben, obwohl man das nötige Kurwaſſer mehr als hundert Meilen her verſchreiben muß.“ Ein Spötter meint ſogar, „daß unter dieſen Waſſertrinkern ſich gar nicht viele Kranke befinden, aber es ſei nun einmal Mode, ſich am Morgen im Augarten zu zeigen“.

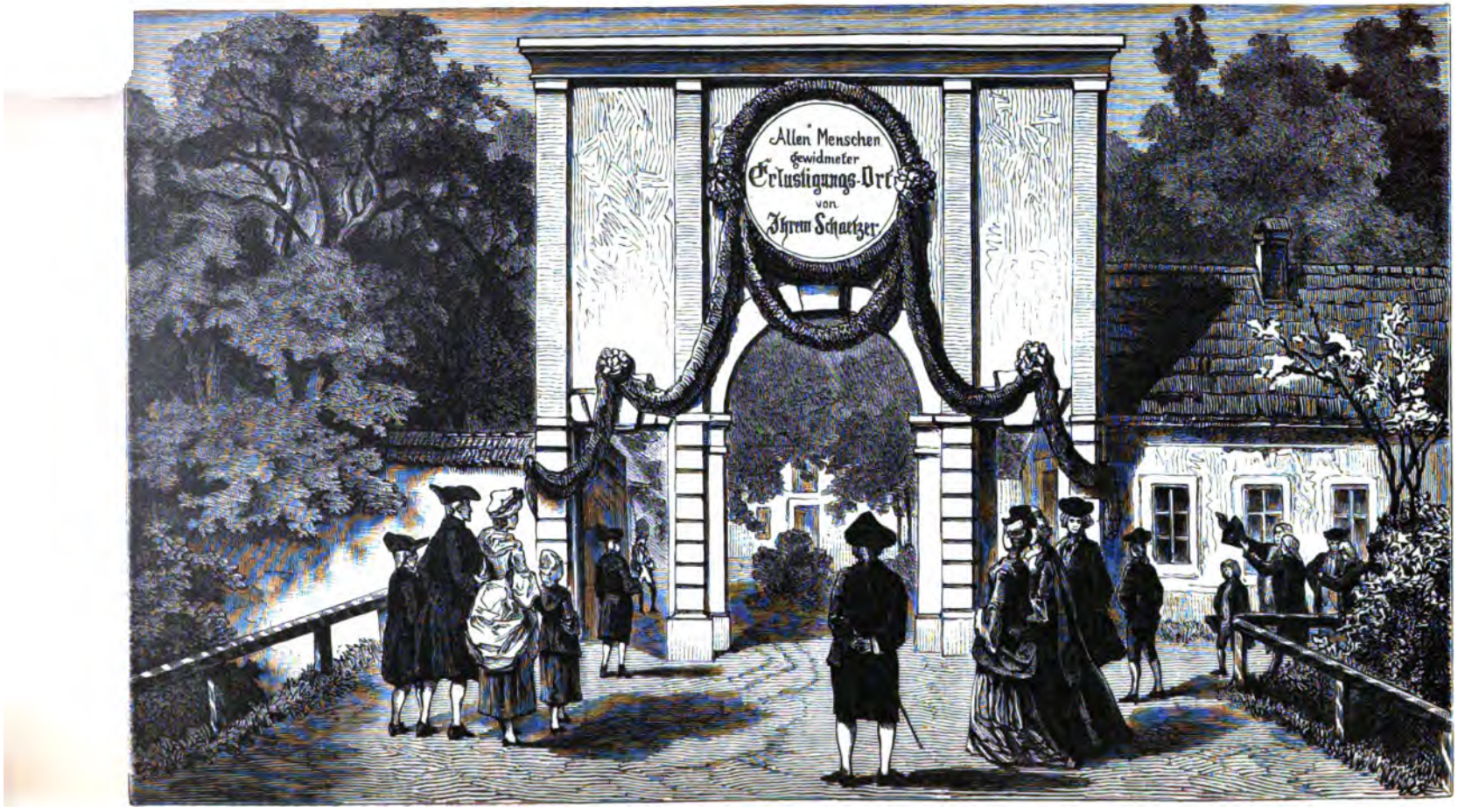
Abgeſehen davon, daß Kaiſer Joſef II. ſelbſt häufig im neuen Sommergebäude des Augartens wohnte, wendete er dieſer Anlage ſtets ſein Augenmerk zu. Noch im Herbſt 1775 erfolgte eine Vergrößerung durch Einbeziehung von angrenzenden Gründen, die dem Hoſpital am Alſergrund, dem heutigen Waiſenhaus, gehörten und auch neue Straßen und Wege entſtanden, um den Verkehr mit dem neuen Vergnügungsort zu erleichtern. Im Jahre 1780 erfolgte die Anlage einer im Zuge der heutigen Kaiſer Joſefſtraße führenden Allee mit Fahr- und Gehwegen vom Prater zum Augarten, wobei zuerſt Strafgefangene zu ſolchen öffentlichen Arbeiten in Verwendung kamen.

Der Augarten hatte ſeine Glanzperiode unter der Regierung Kaiſer Joſef II., die ſpäter nie mehr für ihn wiederkehrte, denn er iſt tatſächlich der am wenigſten beſuchte und bekannte öffentliche Garten Wiens. Ein farbenreiches Bild über das Leben und Treiben im Augarten zur Zeit Joſef II. entwirft ein Wiener Memoiriſt: „Ein herrlicher Sommertag lacht auf die Erde herab und in Schaaren pilgern die Menſchen von allen Seiten heran, um ſich in dem weiten Garten zu ergehen und die Kühle in den Alleen zu genießen, deren dichtes Blätterdach die ſtechenden Sonnenſtrahlen abhält, das ſie nur hie und da auf einen Moment unterbrechen können, um zitternde Lichtflecken auf den ſorgfältig geharkten Boden zu werfen. Eine Dämmerung herrſcht faſt in dieſen Laubgängen und nur vom Ende derſelben flutet das rotgoldene Sonnenlicht in breiten Maſſen herein. Wie ſich die Menge durcheinander drängt, plaudert, lacht, diſputiert, kokettiert und intriguirt! In bunten Strömen ergießt ſich das Publikum vom Eingang aus in den Garten, nur die in ganz Wien bekannte und beſpöttelte „Seufzerallee," der Zufluchtsort ſcheuer Liebespaare, wird wie durch ein ſtillſchweigendes Übereinkommen den feurigen Bekennern Amors als unbeſchränkte Domäne überlaſſen."

„Schon macht ſich die Umwälzung, welche die Reformen des Kaiſers am Hofe herbeiführten, auch in der Kleidung des Volkes bemerkbar und mancher Anklang an die Epoche ſpaniſcher Tracht und Sitte, der ſich aus den vornehmſten Kreiſen auch nach unten verpflanzte, iſt verſchwunden. Die Röcke der Männer haben einen gefälligeren Schnitt und die Schöße ſind nicht mehr mit Steifleinen gefüttert, daß ſie im Kreiſe wegſtehen. Mit Ausnahme des Galakleides für den Hof iſt die Stickerei von der Kleidung verſchwunden und auch die Wahl der Farben entſpricht mehr der Zweckmäßigkeit und dem männlichen Ernſt. Röcke aus lichtblauer Seide oder apfelgrünem Sammt kommen ſelten vor, ſo zahlreich ähnliche Kleider auch noch vor kurzer Zeit waren und nur Gecken oder unverbeſſerliche Anhänger des Alten tragen ſie noch."

„Den künſtlichen Lockenbau der Perücken ſieht man gar nicht mehr. Entweder trägt man einfache runde Touren mit einem beſcheidenen Haarbeutel oder einem neckiſchen kleinen Zöpflein, das bei raſcheren Bewegungen anmutige Sprünge auf dem Rücken macht. Meiſt aber wird, namentlich von jüngeren Leuten, das eigene leicht in Locken gerollte und gepuderte Haar getragen, was noch ein Dutzend Jahre vorher bei einem halbwegs anſtändigen Mann für eine abſcheuliche Ungehörigkeit und Auflehnung gegen alle Sitte gegolten hätte. Auch bei den Hüten machen ſich bereits Neuerungen geltend; der aufgeſchlagene Dreiſpitz wird vorwiegend nur mehr zur Uniform und zum Galakleid getragen und es zeigen ſich ſchon vielfach gewöhnliche runde Hüte. Kurz, die Kleidung der Männer iſt entſchieden zweckmäßiger, ernſter und würdiger geworden."

„Das Gleiche läßt ſich aber leider nicht von den Weibleins vermelden, welche nun einmal im Punkte der Mode ihre ganz eigenen unbeugſamen Köpflein haben. Namentlich was den Kopfputz betrifft, iſt von einer Wandlung zum Beſſeren und Vernünftigeren nichts zu vermerken, denn auf manchem dieſer holden



Eröffnung des Augartens. (S. 270.)

Köpfchen iſt noch immer ein ſo kunſtvoller Bau aufgetürmt, daß man nur im Zweifel iſt, was da innen ſtecken mag. Sind es nämlich Kuhhaare und Werg, wie die einen wiſſen wollen, oder haben jene recht, welche behaupten, daß der Raum eigentlich hohl und die Brutſtätte aller Schmähſucht, kleinen Bosheiten, Pikanterien und anderen liebenswürdigen Teufeleien iſt, welche ein Weiberköpflein nur überhaupt aushecken kann? Im letzteren Fall ließe ſich der ungeheure Umfang der Friſuren allerdings erklären. Ein mächtiger, an den Hüften hoch empor gebauſchter Reifrock und ein eng zuſammen geſchnürter, in eine ſcharfe Spitze auslaufender Leib aus geblümtem Seidenzeug iſt das Hauptſtück der Toilette. Der Rock iſt nicht ſo lang, um nicht den zierlichen Fuß in denkbarſt kleinen bunten Seidenſchuhen mit möglichſt hohen Haken ſehen zu laſſen, wodurch der Gang an Elaſtizität und Grazie verliert und in ein unſchönes Trippeln übergeht. Der mächtige, reich bemalte Fächer, an den äußeren Stäben oft kleine Spiegel enthaltend, vollendet das Koſtüm einer vornehmen Dame; die niederen Stände machen es ſo, wie zu allen Zeiten und karrikieren nach ihren Mitteln durch Nachäffung die Kleidung und Sitten, die Manieren und Ziereien der höherſtehenden Klaſſen."

Joſef von Sonnenfels. (S. 277.)

„Das Ganze aber gibt ein prächtiges und lebendiges Bild und wie ſich die fröhlichen Menſchen zwiſchen den Raſenplätzen und in den Alleen durcheinanderdrängen, funkelt und blitzt es im hellen Sonnenſchein und ein luſtiges Summen und Brauſen ſetzt ſich aus den einzelnen Stimmen zuſammen, die plaudernd oder ein gewichtiges Geſpräch über allerlei Staatsaffairen führend, neckend und keifend, ſüßen Unſinn girrend oder lebhafte Beteuerung ſchwörend, vom rauhen Baß eines umfangreichen Bürgers bis zum ſchrillen Diskant eines naſeweiſen Mägdleins ſich zu einer angenehmen und geſelligen Geſamtmelodie vereinigen."

„Man kann es den alten Invaliden, die im Augarten auf Ordnung zu achten haben, gar nicht verargen, wenn ſie unter den buſchigen Brauen vergnüglich blinzelnd auf die heiteren Menſchen blicken und manchmal, wenn eine recht luſtige Gruppe vorüberzieht, mit dem zitternden grauen Kopf, auf dem ein Helm ſitzt, zuſtimmend nicken. Die allgemeine Heiterkeit und das Behagen ſind wirklich anſteckend. Plötzlich wenden ſich alle Blicke nach einer Richtung und ein Gemurmel

läuft durch die Menſchenmenge: „Der Kaiſer kommt! Der Kaiſer kommt!“ Ehrfurchtsvoll tritt man zurück und durch die raſch gebildeten Reihen ſchreitet ein ſchlanker, freundlich aus den prachtvollen blauen Augen, die einer Wiener Modefarbe den Namen „Kaiſeraugen-Blau“ liehen, blickender Mann. Es iſt Joſef II., der eine einfache militäriſche Uniform und einen dunklen Überrock trägt. Allein und ohne jede Begleitung miſcht er ſich ſehr oft unter die Beſucher des Augartens und ſieht am vergnügteſten d'rein, wenn man ſich wenig um ihn kümmert und die Leute ringsherum ungehindert ihrer Erholung nachgehen, ſo daß er daraus wahrnehmen kann, wie hoch ſie ſeine wahrhaft kaiſerliche Widmung ſchätzen. Er freut ſich des zahlreichen Beſuches dieſer ſeiner Lieblingsſchöpfung ſo ſehr, daß er ſogar die Abhaltung von Morgenkonzerten geſtattete, ſondern auch alljährlich eine bedeutende Menge Singvögel, beſonders Nachtigallen ankaufen und im Augarten anſiedeln läßt, um durch dieſe gefiederten Sänger dem luſtwandelnden Publikum einen Ohrenſchmaus zu verſchaffen.“

Die letzten fünfzehn Jahre der Regierung der Kaiſerin Maria Thereſia, die mit der Mitregentſchaft des Kaiſers Joſef zuſammenfallen, waren reich an bedeutungsvollen Ereigniſſen. Nicht ohne Grund hat man dieſen Zeitraum die „zweite Reformperiode Maria Thereſias“ genannt, in welcher auf den vor dem ſiebenjährigen Kriege gelegten Fundamenten emſig weitergebaut wurde. So ſorgfältig ſich der Kaiſer auch von einem direkten Eingreifen in dieſe Angelegenheiten der inneren Politik hütete, um neue Reibungen zu vermeiden, ſo iſt doch ſein Einfluß auf manche dieſer Maßregeln unverkennbar.

So aufrichtig religiös geſinnt Maria Thereſia auch war, verſagte ſie doch ihre Zuſtimmung nie, wenn es galt, die Rechte des Staates gegen kirchliche Übergriffe zu wahren. Dieſem Zwecke diente die Einführung des Placetum regium, das die Veröffentlichung aller kirchlichen Erläſſe an die landesherrliche Gutheißung knüpfte; aber auch die ſpäteren ſchroffen Reformmaßregeln Joſef II. warfen ſchon einen Schatten voraus, da unter Maria Thereſia Beſchränkungen in bezug auf die Zahl und das Vermögen der Klöſter getroffen wurden, man eine Reform der Ordensſtatuten anbahnte, den direkten Verkehr der Orden und geiſtlichen Behörden mit Rom, ſowie die Verhängung der Exkommunikation ohne Gutheißung der weltlichen Behörden verbot. Auch die Beſchränkung und Regelung des weit über ſeinen urſprünglichen Zweck hinausgewachſenen Bruderſchaftsweſens wurde in Angriff genommen, da es zu rein äußerlichen, oft Ärgernis erregenden Schauſtellungen, aber auch zum wirtſchaftlichen Nachteil vieler Mitglieder ausgebeutet wurde.

Gegen die Auswüchſe echter Religioſität, die nur eine ſcheinheilige falſche Frömmigkeit oder den Aberglauben beförderten, ſchritt Maria Thereſia mit einer Strenge ein, die ſpäter von Joſef II. kaum überboten werden konnte, obwohl ſie ſich, bedachtſamer als er, davor hütete, in die rein kirchlichen Verhältniſſe oder in die Gebräuche der Religionsübung ſelbſt einzugreifen. Dagegen verbot ſie alle öffentlichen Schauſtellungen, die noch Überreſte der alten Myſterienſpiele waren und in der neueren Zeit nur Spott und Ärgernis erregen konnten, wie das Kreuztragen und Geißeln bei Wallfahrten, die Darſtellungen der Geburt Chriſti und der heil. drei Könige, des Sündenfalles u. ſ. w. Ebenſo ſtellte ſie den an manchen Orten ſchwungvoll betriebenen Handel mit geweihten Kerzen und Roſenkränzen, den Verkauf unechter Reliquien und anderen Unfug ab, der nichts mit wahrer Frömmigkeit zu tun hat, aber den Aberglauben fördert und das religiöſe Empfinden des Volkes zum Gegenſtand einer recht unlauteren Ausbeutung macht.

ten Senſation verurſachte die Aufhebung des Jeſuitenordens — eine
n Wurzeln übrigens nicht in Öſterreich lagen, ſondern die gerade

in den romaniſchen Ländern, in Portugal, Spanien und Frankreich von der öffentlichen Meinung mit Ungeſtüm gefordert und endlich durch das berühmte Breve des Papſtes Clemens XIV. „Dominus ac redemptor noster" vom 21. Juli 1773 vollzogen wurde.

Nur zögernd gab Maria Thereſia ihre Zuſtimmung, jedoch mit dem Vorbehalte, daß dem Papſt aus der Aufhebung kein Recht erwachſe, über die Güter oder Perſonen des Ordens in Öſterreich eine Verfügung zu treffen. Durch eine von der Kaiſerin eingeſetzte beſondere geheime Kommiſſion wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen, über deren Walten Kaiſer Joſef II. allerdings nicht erbaut war, da er an ſeinen Bruder Leopold nach Florenz ſchrieb: „Die Angelegenheiten der Jeſuiten ſind alle einer Kommiſſion anvertraut, welche nichts tut; die Herren gehen nach ihrer Bequemlichkeit auf ihren Herrſchaften ſpazieren durch ganze Monate, ſchon ſeit April. Ich hatte die ganze Bulle geleſen, die uns aus Spanien zugeſchickt worden war, ich habe damals geſchrieben, ich habe gedrängt, Vorbereitungen zu treffen. Nichts; man hat die Sachen gelaſſen, wie ſie waren."

Das Drängen Joſef II., der wie die meiſten Staatsmänner ſeinerzeit ein erbitterter Gegner des Ordens der Geſellſchaft Jeſu war, brachte aber die Sache doch in Fluß; am 10. September erfloß ein Reſkript, das die Ausführung der päpſtlichen Bulle geſtattete und am 14. erſchien Kardinal Migazzi mit kaiſerlichen Kommiſſären in den Ordenshäuſern zu Wien, um die Aufhebung zu verkünden, die aber ſo ſchonend als möglich durchgeführt wurde. In Wien beſaßen die Jeſuiten zur Zeit der Aufhebung des Ordens folgende Niederlaſſungen: 1. Das Profeßhaus am Hof, das 1774 für die Zwecke des Hofkriegsrates adaptiert wurde und noch heute als Kriegsminiſterium dient; 2. das Schulgebäude der Jeſuiten (heute Seitzergaſſe Nr. 4), von 1792 Amtsgebäude der Polizei-Oberdirektion und dann anderen ämtlichen Zwecken dienend; 3. der alte Jeſuiterhof, heute Schönlaterngaſſe Nr. 4; 4. das Jeſuiterhaus ſamt Garten in der Ungargaſſe, ſpäter zum Tierarznei-Inſtitut einbezogen; 5. das Konviktsgebäude (Collegium academicum) am Univerſitätsplatz; 6. das Seminargebäude bei St. Ignaz und Pankraz, heute Wollzeile Nr. 23 bis 27; 7. das anſtoßende Haus an der Ecke der Poſtgaſſe (Nr. 6), das als „Universitatis et Collegiis Societatis Jesu-Gefängnis" bezeichnet war; 8. das Profeßhaus bei St. Anna, in der Annagaſſe, in dem dann die Normal-Hauptſchule untergebracht war; 9. das Barbaraſtift (Poſtgaſſe 8), mit Kirche und Seminar der unierten Griechen; 10. der „Jeſuiterhof" auf der Laimgrube, 1776 dem Hofkriegsrate zugewieſen, der auf einem Teil des Terrains die Getreidemarktkaſerne erbauen ließ, der übrige Grund wurde erſt 1865 zum Bau des techniſchen Militärkomitees verwendet. Außerdem beſaßen die Jeſuiten in der Nähe von Wien die Herrſchaft Mauer, welche 1790 an den Hofjuwelier Freiherrn von Mack verkauft wurde; die gleichfalls den Jeſuiten gehörige Engelsburg bei Mauer diente dann als Kaſerne.

Kaiſer Joſef weigerte ſich nach dem Tode ſeiner zweiten Gemahlin ganz entſchieden, eine abermalige Verbindung einzugehen, ſo ſehr ſeine Mutter es ſchon wegen der direkten Thronnachfolge gewünſcht hätte. Vorausſichtlich ging daher dieſe auf den zweiten Sohn der Kaiſerin, den Großherzog Leopold von Toskana über, der aber nach dreijähriger Ehe mit der ſpaniſchen Infantin Maria Louiſe gleichfalls noch keine männliche Nachkommenſchaft beſaß. Es war daher ſehr begreiflich, daß man nicht allein am Hofe, ſondern auch in der Bevölkerung mit Spannung auf das Reſultat wart[illegible] man 1767 erfuhr, daß ſich die Großherzogin in geſegneten Umſtände[illegible] Da wurde am Abend des 19. Februar 1768 das Publikum des[illegible] durch eine

unerwartete Improviſation überraſcht. Die Tür zur kaiſerlichen Loge flog plötzlich während der Vorſtellung auf, die Kaiſerin ſelbſt erſchien im einfachen Gewande, bog ſich weit über die Brüſtung und rief mit vor Freude zitternder Stimme in das lautlos aufhorchende Haus hinab: „Der Poldel hat an Buam, und g'rad' am Bindtag, an mein Hochzeitstag!“ Die Spannung des Publikums löſte ſich in einem betäubenden Beifallsſturm. Nicht die erfreuliche Botſchaft allein, ſondern noch mehr die herzlich gemütvolle Weiſe, in der ſie verkündet worden, verurſachte immer neue Ovationen, für welche die Kaiſerin, die vor Freude und Rührung in Tränen ausbrach, immer wieder mit Verneigungen und mit den Händen winkend, dankte. Als ſie die Nachricht ſpät am Abend durch einen Kurier erhielt, drängte es ſie, auch die Wiener daran teilnehmen zu laſſen. Und dem erſten Impulſe folgend, durcheilte ſie raſch die Gänge, um im Burgtheater, wo ſie gewiß war, erfreute Hörer zu finden, im urechteſten Wiener-Deutſch die frohe Kunde zu verbreiten. Ein herber Schmerz war dagegen für ſie, wie für Joſef II. der am 23. Januar 1770 eintretende Tod des kleinen Töchterleins des letzteren, der ihn kinderlos machte, da die zweitgeborene Prinzeſſin bald nach der Mutter geſtorben war.

Untrennbar verbunden iſt mit dem Namen Maria Thereſias die Erinnerung an die Aufhebung der Folter, dieſer furchtbarſten Verirrung einer in den Vorurteilen einer grauſamen Zeit verknöcherten Rechtsanſchauung. Noch die 1768 erſcheinende Constitutio criminalis Theresiana fußte in der Hauptſache auf der berüchtigten peinlichen Halsgerichtsordnung Karl V. Auch der neue Thereſianiſche Kriminalkodex veranſchaulichte noch in Kupfertafeln, die man nur mit Schaudern betrachten kann, die verſchiedenen Arten, wie die „peinliche Frage“ angewendet wurde, um durch Folterqualen ein Geſtändnis zu erpreſſen. Über den unmittelbaren Anlaß kurſieren verſchiedene Anekdoten, die ſich aber bei näherer Betrachtung nicht als begründet erweiſen. Seit die Protokolle und Akten des Staatsrates durchforſcht ſind, weiß man, daß die Constitutio criminalis Theresiana ſofort nach dem Erſcheinen energiſch angefochten wurde und damit war die Frage über den Fortbeſtand der Folter aufgeworfen und ſie kam auch nicht mehr zur Ruhe. Mit beſonderer Schärfe griff Fürſt Kaunitz in dieſen ſeinem Amt eigentlich fernliegenden Gegenſtand ein, indem er, wie faſt immer, für Menſchlichkeit und Fortſchritt ſeine Stimme geltend machte. Er erklärte, daß es den Spott herausfordere, wenn man das Verbrechen der Zauberei noch beibehalte; die Brandmarkung ſei eine Torheit, weil ſie dem davon Betroffenen jede Möglichkeit zur Rückkehr in das ehrliche Leben nehme; die Tortur ſei nur der Deckmantel für Rechtsirrtümer und die Darſtellung der verſchiedenen Folterqualen mache das Geſetz unwürdig, den verehrungswürdigen Namen der Monarchin an der Stirne zu tragen.

Zu den erbittertſten Gegnern der Tortur gehörten der Baron Karl Anton Martin und Joſef von Sonnenfels. Der erſtere war einer der tüchtigſten Juriſten ſeiner Zeit, zuerſt Profeſſor des Staats- und Naturrechtes und dann Präſident der oberſten Juſtizſtelle. Joſef von Sonnenfels war ein ſehr vielſeitig veranlagter Mann und eigentlich der erſte Publiziſt, von welchem man in Öſterreich behaupten kann, daß er auf weitere Kreiſe wirkte. Darin und daß er darauf drang, die in Deutſchland unter dem Einfluß Gottſcheds, Klopſtocks und namentlich Leſſings zum Durchbruch kommende Klärung und Reinheit der Sprache auch in Öſterreich einzuführen, hat er ſich unleugbare Verdienſte erworben, wenn er auch durchaus kein ſchöpferiſcher Geiſt und der ihm gemachte Vorwurf „nüchterner Verſtandeskühle“ nicht ganz unberechtigt war. Sein Einfluß wurde aber lange ſehr überſchätzt; man weiß jetzt, daß er auf die Tendenz und den Geiſt der Thereſianiſchen und Joſefini-

ſchen Geſetzgebung keinen Einfluß übte, ſondern ihm eigentlich nur die Aufgabe zufiel, den feſtgeſtellten Grundzügen die entſprechende ſtiliſtiſche Form zu geben. Richtig iſt aber, daß er als Publiziſt mit Feuereifer und Geſchick für die Aufhebung der Folter eintrat, wenn auch die Tradition, daß er ſie mittels eines Fußfalles vor Maria Thereſia erwirkte, ganz unhaltbar iſt. Auch ohne dem iſt ſein Anteil daran groß genug, daß ihm die Ehre zukommt, unter den Standbildern der um Wien verdienten Männer, die jetzt den Platz vor dem Rathaus zieren, einen Platz einzunehmen (Bild S. 273).

Am 2. Januar 1776 erfloß das kaiſerliche Handſchreiben, das auch in Öſterreich die Folter beſeitigte; damit war aber eine vollkommene Umarbeitung

Exploſion des Pulverturms. (S. 278.)

des Kriminalrechtes notwendig geworden, die jedoch erſt 1787 unter der Alleinregierung Joſef II. zum Abſchluſſe kam.

Hier muß eine für Wien wichtige Angelegenheit berührt werden, über welche unter dem Einfluß ſenſationslüſterner Anekdotenerzähler ſehr übertriebene und falſche Vorſtellungen kurſieren. Es betrifft das die angeblich von Maria Thereſia eingeſetzte Keuſchheitskommiſſion, welcher man ſehr weitgehende und natürlich mißbrauchte Gewalten zuſpricht. Herr von Arneth, dem gewiß alle aktenmäßigen Quellen zugebote ſtanden, weiſt ſchon darauf hin, daß ſich kein einziger Beleg für das Beſtehen dieſer „Keuſchheits- oder Sittenkommiſſion“ findet, die in ſogenannten „Volksromanen“ eine ſo große Rolle ſpielt. Es iſt wohl richtig, daß Maria Thereſia ſehr rigoroſe Begriffe in dieſer Richtung hatte und am Hofe öfters ſtrenge Muſterung über Sünder und Sünderinnen hielt; es mag auch ſein, daß irgend ein Polizeibeamter, um ſich zu empfehlen, in einer ſolchen Affäre mit weniger Takt und Geſchicklichkeit vorging, als es

in ſo heiklen Fällen geboten iſt, in welchen es ja auch jetzt noch an gelegentlichen Mißgriffen aus Übereifer nicht fehlt. Von den ſtrengen Anſchauungen Maria Thereſias und von ſolchen Mißgriffen berichtet auch der gut beobachtende und getreu referierende Touriſt Wraxall, der ſich längere Zeit in Wien aufhielt; von einer ſolchen beſonderen Kommiſſion ſteht aber kein Wort in ſeinen Briefen, obwohl gerade dieſe als Beleg von den Erfindern der „Keuſchheitskommiſſion" angezogen werden, für welche aber auch gar kein Raum in der damaligen Gliederung der Behörden geweſen wäre.

Schon 1752 war Wien der Schauplatz einer verheerenden Exploſion geweſen. Am 15. Dezember brach durch einen nicht eruierten Zufall in einem Salpeterlaboratorium, das ſich auf der Auguſtinerbaſtei befand, ein Brand aus, der nicht mehr gelöſcht werden konnte, bevor er die Vorräte ergriff. Die Verwüſtung war eine furchtbare; die Gewölbe wurden in die Luft geſchleudert, die dicke Baſteimauer in Trümmer gelegt. Leider gingen auch 11 Menſchenleben bei dieſer Gelegenheit zugrunde. Noch viel ſchlimmer ging eine in das Jahr 1779 fallende ähnliche Kataſtrophe aus. Am 26. Juni, einem Sonntag, der viele Ausflügler vor die Linien lockte, flog kurz vor 10 Uhr vormittags das nächſt der Nußdorferlinie, in der Nähe der heutigen Pulverturmgaſſe gelegene Munitionsmagazin in die Luft (Bild S. 277). Die Relation einer gleichzeitigen Zeitung lautet: „Heute empfindet unſere Stadt Wien, morgens nach 9 Uhr einen außerordentlichen Stoß, ſo daß die ganze Bürgerſchaft in ein entſetzliches Leidweſen und Jammergeſchrei ausbrach, als wenn ein wirkliches Erdbeben, das die ganze Stadt zu verſchlingen drohte, ausgebrochen wäre; doch bald verſpürte man den Dampf und das entſetzliche Gekrach des Pulvers, das mit dem erſchütternden Geklirr aller Fenſterſcheiben verbunden war. Geſchloſſene Türen wurden erſprengt und auf allen Straßen ſah man nichts als Glasſcherben. Auf dem Auguſtinerplatz ſind etwelche Stückkugeln hineingeflogen und bei Unſerer Frau, zur Stiegen genannt, da eben der Prieſter das heilige Meßopfer verrichten wollte, fiel der Hochaltar durch die Erſchütterung ganz zuſammen."

„Das beträchtliche Pulver-Magazin, allwo befindlich geweſen 400 Centner Pulver nebſt 50.000 Stück Patronen, die von der Armee zurückgeführt worden, die 40 Mann Artilleriſten, welche bei der Arbeit waren, 12 Mann Wache, die bei der Linie Piquet hatten, ſind in die Luft geſprengt, nebſt den Bomben, Kartätſchen, Laffetten, welches alles in allen Gaſſen und Straßen, wie auf den Feldern und Wällen, gleichwie ein Platzregen hereingeſäet liegen. Die Häuſer betreffend, was eingeſtürzt und gänzlich ruiniert ſind, ſind an der Zahl dreihundert, die Todten und Bleſſirten ſind nach genaueſter Rechnung nicht weniger, kurz erbärmlich war anzuſehen das große Elend. Da liegt ein Kopf, dort ein Bein, da eine Hirnſchale; auf den Bäumen findet man von der Linienwache die zerfetzten Körper hängen, ja ſogar die Schnitter auf dem Felde haben die Stückkugeln in Fetzen zerriſſen; auf eine halbe Stunde weit die Felder mit Schutten und größten Steinen bedeckt, auch wo der Pulverthurm geſtanden, iſt kein Merkmal zu finden, wie auch das Liechtenſteiniſche Brauhaus (heute Liechtenſteinſtraße Nr. 80), wie auch das Waiſenhaus (ſogenanntes altes Waiſenhaus am Thury, das 1855 abgebrochen wurde) und die darin befindlichen Perſonen ſind theils gänzlich ruinirt, theils beſchädigt worden. Eine Kapelle, worin der heilige Johann von Nepomuk ſtund, hart an der Linie, ſchlug die Pulvergewalt ganz zuſammen, der heilige Johannes aber blieb unverletzt; nur das Kreuz ſchlug es ihm aus der Hand."

Nachträglich wurden noch mehr ſolche wunderbare Zufälle, an welchen es bei größeren Kataſtrophen ſelten fehlt, bekannt. Sie dürften dem Verfaſſer des

obigen Berichtes unbekannt geblieben ſein, der auch darin irrt, daß Propſt Ambros von Kloſterneuburg eine Verletzung erhielt. Tatſächlich blieb dieſer allverehrte geiſtliche Herr vollkommen heil, obwohl Kugeln und Steine dicht umherflogen und in nächſter Nähe mehrere Paſſanten getötet wurden. Zur Erinnerung an ſeine Rettung ließ der Propſt rechts an der Heiligenſtädterſtraße an der Stelle, welchen ſein Wagen im Moment der Exploſion paſſierte, eine Steinſäule mit paſſender Inſchrift errichten, die noch heute ſteht. Am wunderbarſten aber erſcheint die Rettung jenes Infanteriſten Jakob Robauſch vom Infanterieregimente Freiherr von Preiß Nr. 24, der im verhängnisvollen Augenblick den Poſten beim Pulverturm innehatte. Er blieb vollkommen unverletzt, da die Gewalt der Exploſion nach der Höhe ging und die Kugeln wie Mauertrümmer weiter weg geſchleudert wurden. Er ſtürzte zwar durch die Erſchütterung und verlor durch den ungeheueren Knall das Gehör, wofür er durch reichliche Geſchenke von Maria Thereſia entſchädigt wurde. Erſt als die erſte Beſtürzung vorüber war, ließ ſich der Schade überſehen. Selbſt in der Stadt zeigten ſich die Schäden an einzelnen Gebäuden, die Häuſer in der Umgegend glichen aber Trümmerſtätten, wie nach einem verheerenden Erdbeben. In der Brigittenau und im Augarten fand man viele ſtarke Bäume entwurzelt und geborſten. Die Urſache der Exploſion konnte aber natürlich nie feſtgeſtellt werden. Daß die Nägeln an der Beſchuhung eines Artilleriſten dem Steinfußboden Funken entlockt und dieſe gezündet haben ſollen, iſt nicht wahrſcheinlich, eher dürfte eine Unvorſichtigkeit bei dem übrigens ſtreng verpönten Rauchen das Unglück verſchuldet haben. Für die Zukunft erfolgte ein Verbot der Anlage ſolcher immer gefährlicher Objekte in der nächſten Nähe der Stadt.

Nach langem Widerſtreben, das man ungezwungen als dunkle Ahnung kommenden Unheils deuten könnte, willigte Maria Thereſia in die Vermählung ihrer jüngſten Tochter, der ſchönen und heiteren Erzherzogin Maria Antoinette mit dem franzöſiſchen Thronfolger, dem ſpäteren König Ludwig XVI. Politiſche Gründe ſchwerwiegendſter Art, um die etwas gelockerte Intimität mit Frankreich wieder zu feſtigen, waren es, welche endlich ihr Widerſtreben, die unerfahrene junge Prinzeſſin an den ſittenloſen und intriguenreichen Hof Ludwig XV. zu ſenden, zum Schweigen brachten. Noch nie wurde mütterliche Beſorgnis durch die Ereigniſſe der Zukunft ſo entſetzlich gerechtfertigt wie in dieſem Falle. Vom 16. bis 19. April 1770 fanden ſeit langer Zeit am Wiener Hofe glanzvolle Feſtlichkeiten ſtatt; die Vermählung per procura wurde am letzteren Tage in der Hofpfarrkirche zu St. Auguſtin vollzogen und zwei Tage ſpäter reiſte die künftige Königin von Frankreich nach tränenreichem Abſchied von ihrer zärtlichen Mutter und den Geſchwiſtern in ihre neue Heimat ab.

Zwei Ereigniſſe der äußeren Politik trübten den Lebensabend der Kaiſerin Maria Thereſia. Das erſte war die in das Jahr 1772 fallende erſte Teilung Polens, die gegenüber der gänzlich unhaltbaren Zuſtände dieſes Reiches und der begehrlichen Haltung Rußlands und Preußens eine politiſche Notwendigkeit ſein mochte, mit welcher ſich aber trotzdem der Rechtsſinn der Kaiſerin nicht abfinden konnte. Eine wahre Herzensangſt ſpricht aus den Zeilen, welche ſie an den Fürſten Kaunitz richtet: „In dieſer Sach, wo nit allein das offenbare Recht himmelſchreiend gegen Uns, ſondern auch alle Billigkeit und die geſunde Vernunft wider Uns iſt, muß bekennen, daß ſo zeitlebens nit ſo beängſtigt mich befunden und mich ſehen zu laſſen ſchäme! Bedenk' der Fürſt, was wir aller Welt für ein Exempel geben, wenn wir um ein elendes Stück von Polen oder von der Moldau und Walachei unſere Ehr' und Reputation in die Schanze ſchlagen? Ich merk' wohl, daß ich allein bin und nit mehr en vigeur, darum laſſe ich die Sachen, jedoch nit ohne meinen größten Gram ihren Weg gehen." Und als ſie endlich,

gezwungen durch den Gang der Dinge, ihren Namen unter das entſcheidende Protokoll ſetzte, geſchah es nur mit dem Zuſatze: „Placet, weil ſo viel große und gelehrte Männer es wollen; wenn ich aber ſchon längſt todt bin, wird man erfahren, was aus dieſer Verletzung an Allem, was bisher heilig und gerecht war, hervorgehen wird.“ Dieſer Gebietszuwachs durch die erſte Teilung Polens brachte Öſterreich eine neue Provinz, die Königreiche Galizien und Lodomerien.

Maria Thereſienmonument. (S. 283.)

Im Jahre 1777 überließ die Pforte an den Kaiſerſtaat einen Teil der Moldau, aus welcher die heutige Bukowina gebildet wurde.

Ein von Kaiſer Joſef II. im Vereine mit dem Fürſten Kaunitz entworfener Plan, das Erlöſchen des Wittelsbachſchen Hauptſtammes zur Erwerbung Bayerns zu benützen, führte trotz des Widerſtrebens der Kaiſerin 1778 zum bayeriſchen Erbfolgekrieg, da König Friedrich II. von Preußen einer ſolchen Vergrößerung Öſterreichs durch deutſche Gebiete widerſtrebte und für das Erbrecht der pfälziſchen Seitenlinie des Hauſes Wittelsbach eintrat. Friedrich II. ſicherte ſich durch raſches Eindringen in Böhmen den Vorteil, den Krieg auf fremdem Boden führen

zu können, im übrigen verlief dieſer ſehr ſchleppend und ereignislos, da Kaiſer Joſef, der den Oberbefehl führte, ſelbſt des Feldherrntalentes ermangelte und im Grafen Lascy einen allzu bedächtigen Berater hatte. Maria Thereſia ließ auch den Faden der Verhandlungen mit Friedrich II. nicht fallen und

Kaiſer Joſef II. (S. 286.)

ſchloß am 10. Mai 1779 gegen die Anſchauung des Kaiſers den Frieden zu Teſchen, der Öſterreich gegen ausdrücklichen Verzicht auf das übrige Bayern den Erwerb des heutigen Innviertels von Oberöſterreich brachte.

Die in früherer Zeit ſo robuſte Geſundheit Maria Thereſias war in den letzten Jahren ſehr ſchwankend geworden, obwohl ſie eine ſo große Fülle gewann, daß ſie ſich nur wenig und mit großer Anſtrengung zu bewegen

vermochte. Die Unglücksfälle in der Familie, die Sorgen einer vierzigjährigen raſtloſen Regententätigkeit, die gehäuften Kümmerniſſe der letzten Jahre hatten ihre Kraft gebrochen, ſo daß ſie am 5. November 1780 einem ihrer Vertrauten ſchrieb, ſie könne die Regierungslaſt kaum mehr ertragen und beiſetzte: „Hierzu kommt noch, daß ich ohne Hilfe bin und ohne Beiſtand; in meinem Alter läßt ſich dies nicht mehr ertragen und raſch ſchwindet meine Geſundheit dahin.“

Schon im September 1780 hatten arge Atembeklemmungen auf eine im Entſtehen begriffene Bruſtwaſſerſucht hingewieſen. Sie bezwang aber das quälende Leiden mit heroiſcher Selbſtüberwindung, um nach alter Weiſe die Geſchäfte zu beſorgen. Am 8. November wohnte ſie in Schönbrunn einer Faſanenjagd als Zuſchauerin bei, ein plötzlich eintretender Regenguß durchnäßte ſie aber ganz und zog ihr eine Verkühlung zu, durch welche die Krankheit zum plötzlichen Ausbruch kam. Die Atemnot ſteigerte ſich bis zu Erſtickungsanfällen, Huſten und Fieber ſtellten ſich ein, trotzdem behielt die Kaiſerin die gewohnte Lebensweiſe bei. Sie ſelbſt täuſchte ſich nicht über ihren Zuſtand und beſtand trotz des Abratens ihrer Umgebung darauf, ſich am 26. November mit den Sterbeſakramenten verſehen zu laſſen. Nun wurden auch der Kaiſer und die übrigen Mitglieder der kaiſerlichen Familie ſehr unruhig, die Maria Thereſia bisher über den Ernſt ihres Zuſtandes zu täuſchen verſucht hatte. Von dieſem Tag an wich der Kaiſer faſt nicht mehr von der Seite ſeiner Mutter und hielt ſich wenigſtens in den anſtoßenden Gemächern auf. In der Stadt erregten die ungünſtigen Nachrichten über das Befinden der Kaiſerin die tiefſte Beſtürzung; im Burghofe ſtanden ſtets Gruppen von Menſchen mit trauernden Mienen, die beklommen auf die letzten Nachrichten aus dem Krankenzimmer warteten.

In der Nacht vom 28. auf den 29. November hatte die Kaiſerin eine lange Unterredung mit dem Kaiſer. Als er ſie bat, ſich zu ſchonen und etwas zu ruhen, erwiderte ſie: „In einigen Stunden ſoll ich vor Gottes Richterſtuhl erſcheinen und du meinſt, ich könne ſchlafen? Ich fürchte mich zu ſchlafen, denn ich will nicht überfallen werden und will den Tod kommen ſehen.“ Am 29. verabſchiedete ſie ſich in rührendſter Weiſe von ihren Töchtern Maria Anna und Maria Chriſtine und dem Schwiegerſohn Albert von Sachſen-Teſchen. Dieſer, der Kaiſer und Erzherzog Maximilian waren anweſend, als ſie ſich gegen 9 Uhr abends plötzlich aus dem Lehnſtuhl erhob, um ein in der Nähe ſtehendes Ruhebett zu erreichen. Man ſtand ihr bei und der Kaiſer fragte, ob ſie bequem liege. „Ja, — gut genug zum ſterben,“ antwortete ſie, um wenige Minuten darauf den letzten Atemzug zu tun. Unmittelbar nach dem Tode war der Kaiſer faſſungslos vor Schmerz; er kniete laut weinend an der Leiche nieder und wollte ſich kaum von ihr trennen. An den Fürſten Kaunitz ſchrieb er einen Tag ſpäter: „Ich habe aufgehört Sohn zu ſein, was ich für das Beſte hielt.“

In der Bevölkerung, namentlich im Mittelſtande, betrauerte man die Kaiſerin tief. Sie hatte es verſtanden, ſich dem Volk menſchlich nahezuſtellen, man war gewohnt, wirklich die Landesmutter in ihr zu ſehen, die für die kleinen Leiden und Freuden des bürgerlichen Lebens Verſtändnis und Teilnahme bewies und man wußte die ſachte aber ſtetige Regierungsweiſe zu würdigen, die ſie beſonders in den letzten Jahren feſthielt. „Seit dem Tode der Kaiſerin,“ berichtet der engliſche Geſandte, „trägt Alles in dieſer Hauptſtadt den Ausdruck tief empfundenen Schmerzes an ſich. Jede Stunde bringt neue Beweiſe der ganz ungewöhnlichen Geiſteskraft und des unerſchöpflichen Wohltätigkeitsſinnes, die ihr bis in ihre letzten Stunden treu blieben.“

In einer berühmt gewordenen Gedächtnisrede, die Joſef von Sonnenfels der toten Kaiſerin hielt, zieht er ſchließlich eine Art Bilanz ihrer Regierung. „Als Maria Thereſia den Thron beſtieg, war die Monarchie nach außen ohne

Einfluß, von innen ohne Nerven, die Talente ohne Ermunterung, ohne Wetteifer, den Feldbau machte Unterdrückung und Elend ſchlaff, der Handel war gering, die Finanzgewalt ohne Plan, ohne Kredit. Bei ihrem Tode übergab ſie ihrem Nachfolger einen Staat, in den weſentlichſten Teilen der inneren Verfaſſung verbeſſert, zu allen Verbeſſerungen vorbereitet und in dem Syſtem Europas wieder eingeſetzt in den entſcheidenden Rang, den ihm ſeine Größe, die allgemeine Fruchtbarkeit ſeiner Länder, die Fähigkeiten ſeiner Bewohner unter den Mächten ſtets hätte verſichern ſollen."

Dieſe Worte gelten der großen Regentin, die dem Staat bis heute und wohl für alle Zeiten in allen Fragen, die mit der Kraft und Macht des Reiches zuſammenhängen, die unvertilgbaren Spuren ihrer Wirkſamkeit eingeprägt hat. Darüber aber ſollte ihr Walten als warmfühlende Frau, als ſtets bereite Wohltäterin, als liebevolle Gattin und aufopfernde Mutter nicht vergeſſen werden, kurz das Bild edelſter Weiblichkeit, das ſie bot und das ſich ſonſt mit dem Andenken großer Regentinnen nicht vereinen läßt.

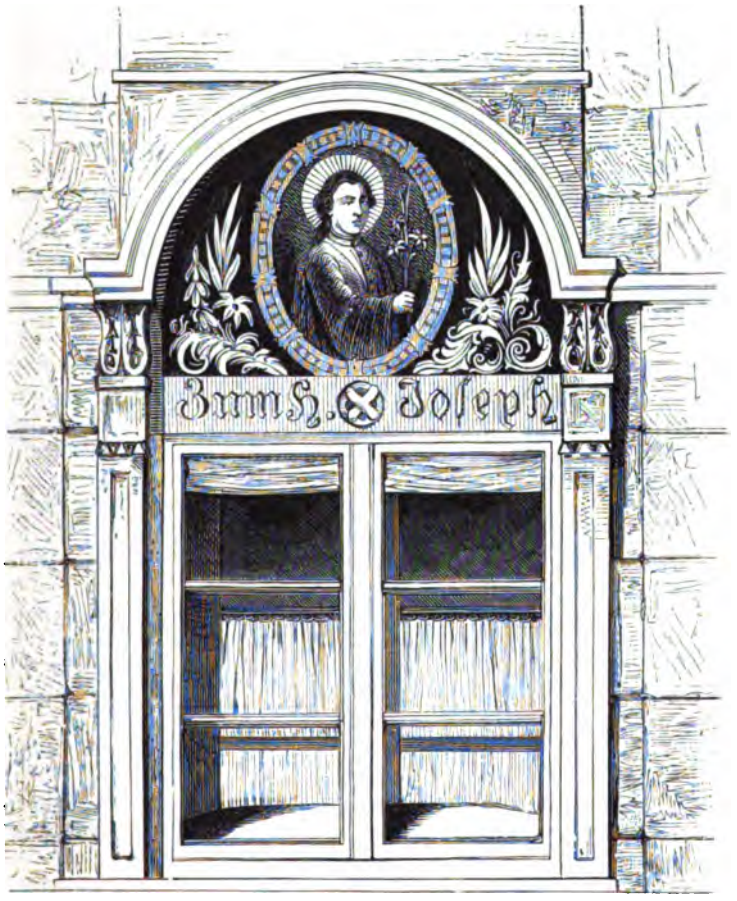
Es war der Zoll dankbarer Pietät, als der ſpäte Enkel Maria Thereſias, Kaiſer Franz Joſef I., den Entſchluß faßte, der Stammutter des Hauſes Habsburg-Lothringen in der Reſidenzſtadt, die ſie ſtets ſo warm liebte, ein würdiges Denkmal zu errichten. Auf einem der ſchönſten Plätze Wiens, zwiſchen den Prachtbauten der beiden Hofmuſeen, im Angeſicht der alten Kaiſerburg, in der ſie wohnte, ſorgte und arbeitete, erhebt ſich ſeit dem 13. Mai 1888 dieſes Denkmal, in dem Wien von der Meiſterhand des Profeſſors Kaſpar von Zumbuſch eines der bedeutendſten Skulpturwerke unſerer Zeit und ein wahrhaft hiſtoriſches Monument erhielt (Bild S. 280).

Es zeigt die Kaiſerin in der Blüte ihrer Vollkraft, umgeben von den ſiegreichen Führern des Heeres in den zwei großen Kriegen, die ſie für die Erhaltung der Monarchie auszufechten hatte und von den klugen Beratern und tätigen Mitarbeitern, die ihr bei der Neugeſtaltung des Staates, bei der Weckung der geiſtigen und materiellen Kräfte des Volkes zur Seite ſtanden. Die Hauptfigur des Monumentes zeigt Maria Thereſia mit dem Diadem geſchmückt und auf dem Thron ſitzend; die rechte Hand, wie zum Spenden geöffnet, ſtreckt ſich grüßend aus, die linke hält das Szepter und die Pergamentrolle der pragmatiſchen Sanktion, welche die Grundlage ihres ſo mannhaft verteidigten Rechtes war. Unter der Koloſſalfigur der Kaiſerin ſind über den gekuppelten Eckſäulen des Hauptaufbaues die allegoriſchen Figuren von Kraft, Weisheit, Gerechtigkeit und Milde angebracht. Zwiſchen den erwähnten Doppelſäulen bilden die vier Seiten des eigentlichen Sockels der Hauptfigur Niſchen, vor welchen je ein Standbild die verſchiedenen Zweige der Regententätigkeit Maria Thereſias in einem der ausgezeichnetſten Mitarbeiter perſonifiziert, zu welcher die rückwärts in die Niſchenfüllung eingelaſſenen Hautreliefs in Beziehung ſtehen. An der Vorderſeite des Monumentes ſteht im Toiſonornat der Staatskanzler Fürſt Kaunitz, der durch mehr als vierzig Jahre die äußere Politik des Reiches leitete, aber auch vielfach in anderen Richtungen auf den Gang der Staatsgeſchäfte befruchtend einwirkte.

In der Niſche hinter ihm ſehen wir die Figuren des Miniſters Bartenſtein, der vor Kaunitz ſehr einflußreich in der auswärtigen Politik und ebenſo kenntnisreich als von tadelloſer Lauterkeit war. Nächſt ihm ſtehen hier noch Graf Starhemberg und Graf Mercy, die Nachfolger des Fürſten Kaunitz auf dem wichtigen Poſten eines öſterreichiſchen Geſandten in Paris. Dem erſteren kam ein Hauptverdienſt am Bündnis mit Frankreich zu, der letztere war ein beſonderer Vertrauensmann Maria Thereſias, den ſie ihrer Tochter Maria Antoinette als Berater mitgab. Vor der rechten Seite des Hauptſockels ſteht Graf Haugwitz,

der geniale Reformator der inneren Verwaltung, von dem Maria Theresia nach seinem Tode rühmt, daß er allein „den Staat aus der Konfusion in die Ordnung brachte". In der Nische hinter ihm sind fünf Staatsmänner der inneren Verwaltung zu einer Gruppe vereinigt; Grassalkovich, der es vom armen kroatischen Studenten bis zu den höchsten Würden und einem sprichwörtlich gewordenen Reichtum brachte und sich als Verfechter der Theresianischen Prinzipien in Ungarn Verdienste erwarb; der Hofkanzler Baron Bruckenthal, ein Siebenbürger Sachse, der dieses Land musterhaft verwaltete und der Kultur erschloß; der Kirchenrechtslehrer Riegger, der schon erwähnte als Lehrer und Staatsmann gleich ausgezeichnete Martini und endlich Josef von Sonnenfels, der mit den beiden vorgenannten als Vertreter der damals herrschenden Aufklärungsideen in Verwaltung und Justizpflege gelten kann. Die gegenüber liegende rechte Seite des Hauptsockels ist durch die Einzelnfigur des Freiherrn Gerhard van Swieten als der geistigen Kultur der Theresianischen Epoche gewidmet, gekennzeichnet. Van Swieten war in sehr vielfacher Weise tätig. Er trat selbst als Lehrer der Medizin auf und legte den Grund zu der später so berühmt gewordenen medizinischen Schule Wiens und beseitigte endgiltig den Einfluß der Jesuiten auf die Universität, die erst durch ihn den Charakter einer Staatsanstalt erhielt. Als Präsident der Studienhofkommission war er ein tätiger Mitarbeiter an der von Maria Theresia so eifrig gepflegten Reform des öffentlichen Unterrichtes, als Chef der obersten Zensurbehörde brach er wenigstens einen Teil jener Schranken nieder, die bisher Österreich vom geistigen Leben Europas schieden, und als Präfekt der Hofbibliothek tat er die ersten Schritte zur Ordnung und Nutzbarmachung dieser Bücherschätze. Hinter dem Freiherrn van Swieten sind in der Nische die Vertreter von Kunst und Wissenschaft angebracht. Der Numismatiker und Archäolog Eckhel und der ungarische Historiker Pray repräsentieren die Geschichtswissenschaft; viel glänzender zeigt sich die seelenvollste aller Künste, die von Maria Theresia selbst so hochgeschätzte Musik, vertreten durch die Figuren von Gluck, Haydn und des kleinen Mozart. Die Rückseite des Hauptsockels endlich ist dem Kriegswesen gewidmet; hier steht Feldmarschall Wenzel Fürst Liechtenstein als Einzelnfigur, ein tüchtiger Heerführer, aber auch als Staatsmann und Diplomat so bewährt, daß ihn Maria Theresia stets ihren „alten guten Freund" nannte. Sein Grundsatz, daß „Geburt und Reichtum nur dann auf den Beifall der Welt Anspruch machen dürfen, wenn man sie zur Ehre und zum Wohl des Vaterlandes verwendet, sowie daß wahrer Adel sich durch Patriotismus, Wohltun und Beförderung des Guten und Schönen kundtun müsse", kennzeichnet ihn als getreuen Vertreter seiner Zeit. Sein Hauptverdienst lag in der vollkommenen Neugestaltung der österreichischen Artillerie, die im siebenjährigen Krieg die Bewunderung der Preußen fand und von welcher König Friedrich II. selbst schrieb, sie gereiche dem Herrn von Liechtenstein zur hohen Ehre". In der Nische hinter ihm sind die Figuren der Marschälle Graf Nadasdy, Hadik und Loudon angebracht. Der erstere war ein tüchtiger Reiterführer, der im kleinen Krieg vortrefflich wußte und dabei seine ziemlich bunt zusammengewürfelten ungarischen und kroatischen Reiter im Zaum zu halten wußte, daß sie nicht das ganze böse Rußenheer hervorriefen, wie die Panduren Trenks oder die Husaren Bercsenys. Auch Graf Hadik war bloß tüchtiger Reitergeneral, aber ohne [illegible] Feldherrneigenschaften. Berühmt ist sein kecker Zug im Rücken der feindlichen Armee und Berlin, dem er eine Kontribution auferlegte, ohne die Hauptstadt [illegible] Schadens durch seine Soldaten zu dulden. Graf Hadik stand unter der Mitregentschaft und der Regierung Josef II. [illegible] an der Spitze der Heeresverwaltung. In dieser

Stellung wirkte er als vielſeitig gebildeter Mann und militäriſcher Theoretiker ſehr verdienſtlich, obwohl eine Überſchätzung darin liegt, wenn man ihn als „Reorganiſator“ der kaiſerlichen Armee feiert. Im Felde bewährte er ſich nie; im bayeriſchen Erbfolgekrieg und im ſpäteren unglücklichen Feldzug gegen die Türkei wirkte ſeine zaudernde Entſchlußloſigkeit, die, das Weſen des Krieges verkennend, nichts gewinnen konnte, weil ſie nichts wagen wollte, geradezu



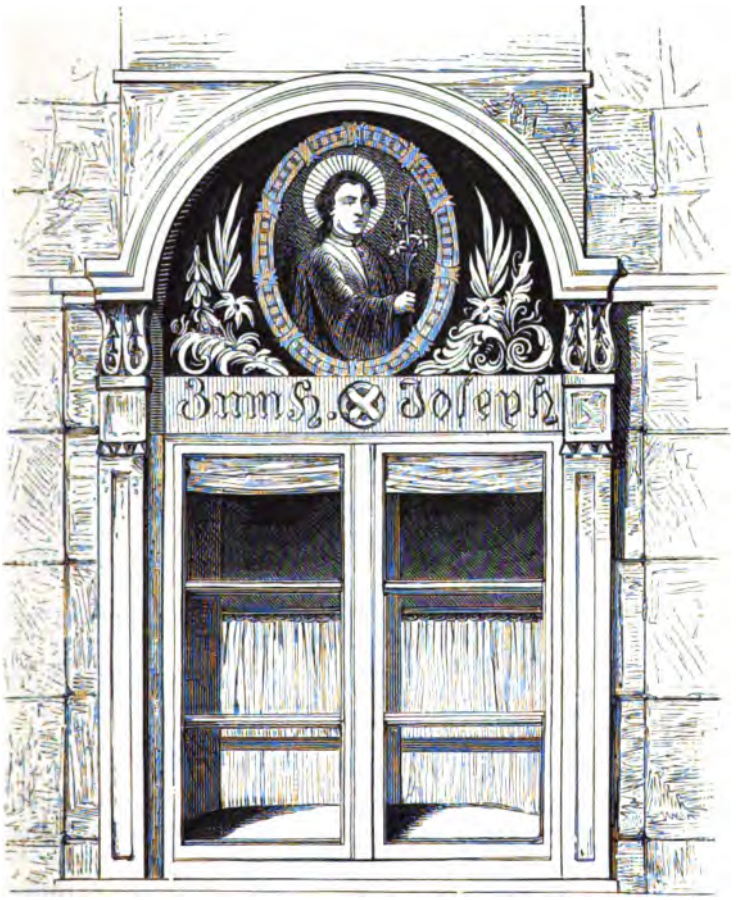
Hausſchild zum heiligen Joſef. (S. 290.)

verderblich. Er war ein beſonderer Vertrauensmann Joſef II., eigentlich mehr Hofmann als Soldat. Wien hat aber alle Urſache, ſeiner dankbar zu gedenken, denn eine der herrlichſten Perlen in dem reichen Geſchmeide von Naturſchönheiten, das Wien umgibt, der Park von Neuwaldegg, verdankt dem Grafen Laſcy ſein Entſtehen.

An den vier Ecken des Hauptſockels ſpringen diagonal geſtellte Flügelſockel mit den Reiterſtandbildern der vier berühmteſten Heerführer der zwei großen Thereſianiſchen Kriege vor, durch zutreffende Charakteriſtik der dargeſtellten Perſönlichkeiten vielleicht der beſte Teil des ganzen Monumentes. An [illegible]

der geniale Reformator der inneren Verwaltung, von dem Maria Thereſia nach ſeinem Tode rühmt, daß er allein „den Staat aus der Konfuſion in die Ordnung brachte“. In der Niſche hinter ihm ſind fünf Staatsmänner der inneren Verwaltung zu einer Gruppe vereinigt; Graſſalkovich, der es vom armen kroatiſchen Studenten bis zu den höchſten Würden und einem ſprichwörtlich gewordenen Reichtum brachte und ſich als Verfechter der Thereſianiſchen Prinzipien in Ungarn Verdienſte erwarb; der Hofkanzler Baron Bruckenthal, ein Siebenbürger Sachſe, der dieſes Land muſterhaft verwaltete und der Kultur erſchloß; der Kirchenrechtslehrer Riegger, der ſchon erwähnte als Lehrer und Staatsmann gleich ausgezeichnete Martini und endlich Joſef von Sonnenfels, der mit den beiden vorgenannten als Vertreter der damals herrſchenden Aufklärungsideen in Verwaltung und Juſtizpflege gelten kann. Die gegenüber liegende rechte Seite des Hauptſockels iſt durch die Einzelnfigur des Freiherrn Gerhard van Swieten als der geiſtigen Kultur der Thereſianiſchen Epoche gewidmet, gekennzeichnet. Van Swieten war in ſehr vielfacher Weiſe tätig. Er trat ſelbſt als Lehrer der Medizin auf und legte den Grund zu der ſpäter ſo berühmt gewordenen mediziniſchen Schule Wiens und beſeitigte endgiltig den Einfluß der Jeſuiten auf die Univerſität, die erſt durch ihn den Charakter einer Staatsanſtalt erhielt. Als Präſident der Studienhofkommiſſion war er ein tätiger Mitarbeiter an der von Maria Thereſia ſo eifrig gepflegten Reform des öffentlichen Unterrichtes, als Chef der oberſten Zenſurbehörde brach er wenigſtens einen Teil jener Schranken nieder, die bisher Öſterreich vom geiſtigen Leben Europas ſchieden, und als Präfekt der Hofbibliothek tat er die erſten Schritte zur Ordnung und Nutzbarmachung dieſer Bücherſchätze. Hinter dem Freiherrn van Swieten ſind in der Niſche die Vertreter von Kunſt und Wiſſenſchaft angebracht. Der Numismatiker und Archäolog Eckhel und der ungariſche Hiſtoriker Pray repräſentieren die Geſchichtswiſſenſchaft; viel glänzender zeigt ſich die ſeelenvollſte aller Künſte, die von Maria Thereſia ſelbſt ſo hochgeſchätzte Muſik, vertreten durch die Figuren von Gluck, Haydn und des kleinen Mozart. Die Rückſeite des Hauptſockels endlich iſt dem Kriegsweſen gewidmet; hier ſteht Feldmarſchall Wenzel Fürſt Liechtenſtein als Einzelnfigur, ein tüchtiger Heerführer, aber auch als Staatsmann und Diplomat ſo bewährt, daß ihn Maria Thereſia ſtets ihren „alten guten Freund“ nannte. Sein Grundſatz, daß „Geburt und Reichtum nur dann auf den Beifall der Welt Anſpruch machen dürfen, wenn man ſie zur Ehre und zum Wohl des Vaterlandes verwendet, ſowie daß wahrer Adel ſich durch Patriotismus, Wohltun und Beförderung des Guten und Schönen kundtun müſſe“, kennzeichnet ihn als geiſtvollen Vertreter ſeiner Zeit. Sein Hauptverdienſt lag in der vollkommenen Neugeſtaltung der öſterreichiſchen Artillerie, die im ſiebenjährigen Krieg die Bewunderung der Preußen fand und von welcher König Friedrich II. ſelbſt ſchrieb, „ſie gereiche dem Herrn von Liechtenſtein zur hohen Ehre“. In der Niſche hinter ihm ſind die Figuren der Marſchälle Graf Nadasdy, Hadik und Lascy angebracht. Der erſtere war ein tüchtiger Reiterführer, der im kleinen Krieg verdienſtlich wirkte und dabei ſeine ziemlich bunt zuſammengewürfelten ungariſchen und kroatiſchen Reiter im Zaum zu halten wußte, daß ſie nicht das gleiche böſe Andenken hinterließen, wie die Panduren Trenks oder die Huſaren Menzels. Auch Graf Hadik war bloß tüchtiger Reitergeneral, aber ohne eigentliche Feldherrnbegabung. Berühmt iſt ſein kecker Zug im Rücken der feindlichen Armee nach Berlin, dem er eine Kontribution auferlegte, ohne die Zufügung irgend eines weiteren Schadens durch ſeine Soldaten zu dulden. Graf Lascy endlich ſtand unter der Mitregentſchaft und der Regierung Joſef II. als Präſident des Hofkriegsrates an der Spitze der Heeresverwaltung. In dieſer

Stellung wirkte er als vielseitig gebildeter Mann und militärischer Theoretiker sehr verdienstlich, obwohl eine Überschätzung darin liegt, wenn man ihn als „Reorganisator" der kaiserlichen Armee feiert. Im Felde bewährte er sich nie; im bayerischen Erbfolgekrieg und im späteren unglücklichen Feldzug gegen die Türkei wirkte seine zaudernde Entschlußlosigkeit, die, das Wesen des Krieges verkennend, nichts gewinnen konnte, weil sie nichts wagen wollte, geradezu



Hausschild zum heiligen Josef. (S. 290.)

verderblich. Er war ein besonderer Vertrauensmann Josef II., eigentlich mehr Hofmann als Soldat. Wien hat aber alle Ursache, seiner dankbar zu gedenken, denn eine der herrlichsten Perlen in dem reichen Geschmeide von Naturschönheiten, das Wien umgibt, der Park von Neuwaldegg, verdankt dem Grafen Lascy sein Entstehen.

An den vier Ecken des Hauptsockels springen diagonal gestellte Flügelsockel mit den Reiterstandbildern der vier berühmtesten Heerführer der zwei großen Theresianischen Kriege vor, durch zutreffende Charakteristik der dargestellten Persönlichkeiten vielleicht der beste Teil des ganzen Monumentes. An der Vorder-

ſeite, links und rechts neben Kaunitz haben die Feldherren des ſiebenjährigen Krieges ihren Platz, Graf Daun, der Sieger von Kolin, und Laudon, der Liebling des Volkes. Trefflich iſt die Figur des erſteren aufgefaßt, in ſeiner kühlen, zähen Bedachtſamkeit, die nicht gerne losſchlägt, wenn der Erfolg zweifelhaft iſt, aber durch dieſes Zaudern auch manche günſtige Gelegenheit verpaßt. Ihm ſteht Laudon als entſchiedener Widerſacher gegenüber, wie er es ja oft auch im Leben und im Felde war. Der hagere Mann mit dem lauernden geſpannten Blick und der entſchloſſenen Geberde, iſt ganz Nerv, ſtets bereit, den Gegner zu packen, jede Blöße zu benützen und dem Kriegsgott einen Erfolg abzutrotzen, wie er es bei Domſtadtl, bei Kunersdorf, Landshut und Schweidnitz getan. Die beiden Diagonalflügel der Rückſeite tragen die Reiterſtandbilder der beiden verdienten Heerführer des Erbfolgekrieges, der Marſchälle Graf Khevenhiller und Traun. Der letztere ſteht, obwohl ſich der Name keines entſcheidenden Sieges an ſein Andenken knüpft, doch als Feldherr ſehr hoch. Er wußte mit geringeren Kräften den König Friedrich II. durch geſchickte Bewegungen aus Böhmen hinauszumanövrieren, ſo daß ihm dieſer die Bewunderung nicht verſagen kann und meint: „Ich möchte unter Traun ein paar Feldzüge mitgemacht haben.“ Viel ſpäter noch geſtand der alte Schlachtenmeiſter einem öſterreichiſchen General: „Wiſſen Sie, wer mich das Wenige gelehrt hat, das ich weiß? Das war der alte Traun, mein eigentlicher Lehrer in der Kriegskunſt.“ Wahrhaft Ausgezeichnetes leiſtete Graf Traun unter den widrigſten Verhältniſſen und mit ganz unzulänglichen Kräften in Italien, wo er nichts aufgab und die Gegner ſtets im Schach zu halten wußte. Maria Thereſia kannte ſeinen Wert und nannte ihn mit Recht ihren „Schild“. Nicht mindere Verdienſte erwarb ſich Feldmarſchall Graf Khevenhiller, der ſich erſt eine Armee ſchuf, mit welcher er dann die Bayern und Franzoſen aus dem Lande jagte, dadurch Wien rettete und den Krieg ins Feindesland trug. Als er 1744 ſtarb, rief Maria Thereſia weinend aus: „Ich verliere an ihm einen getreuen Untertan und Beſchützer, welchem nur Gott lohnen kann.“

An jede der einzelnen Figuren dieſes herrlichen Monumentes knüpfen ſich wichtige Erinnerungen aus der Regierungszeit Maria Thereſias, deren Andenken zu hegen und zu pflegen beſonders Wien ſo viele Urſache hat.

Die Regierungszeit Kaiſer Joſef II.

„Die Kaiſerin iſt todt! Eine neue Epoche beginnt!“ ſagte König Friedrich II., als er die Nachricht vom Tode Maria Thereſias erhielt, deren Größe und Tugend er wohl zu ſchätzen wußte.

Und ſo wie der Preußenkönig dachte man beim Regierungsantritte Joſef II. überall, auch im eigenen Volke und ſelbſt in Wien, wo man ſeine Perſon und ſein Weſen ſeit Jahren genau beobachten konnte. (Bild S. 281.) Dem Zauber ſeiner perſönlichen Erſcheinung vermochte ſich niemand ſo leicht zu entziehen, ſeine Leutſeligkeit, das werktätige Eingreifen in allen Fällen, wo Hilfe nötig war, die Selbſtloſigkeit, mit welcher er die Intereſſen des Staates über die ſeinen ſtellte, aber auch ſeine rückſichtsvolle, von Liebe und Ehrfurcht beeinflußte Haltung gegen die kaiſerliche Mutter, all das ſchuf ein günſtiges Vorurteil für ihn. Aber gerade der Umſtand, daß er mit Abſicht in den letzten Jahren ſich von der Regierung fern hielt und ſchon dadurch einen Gegenſatz zu den Maximen Maria Thereſias markierte, war auch die Urſache, daß ſich im Grunde niemand ein klares Bild von ſeinen Abſichten und Anſichten machen konnte und man nicht ohne Unbehagen fühlte, vor etwas Neuem, Unbekannten zu ſtehen.

Diese Stimmung in der Bevölkerung machten sich aber alle wahren oder heuchelnden Anhänger des Alten und Bestehenden dienstbar, indem sie von vorneherein den künftigen Kaiser als kühnen Neuerer hinstellten, der mit der Absicht umgehe, alle Verhältnisse umzugestalten. Dadurch aber fühlte sich gerade der Mittelstand beunruhigt, der sich nach den harten Kriegsjahren wieder zu Wohlstand emporgearbeitet hatte und so wie überall von einer Umgestaltung des Bestehenden eine Schädigung der eigenen Interessen befürchtete. In diesen Kreisen waren jene Begriffe noch fremd geblieben, welche als damals moderne Auffassung vom Wesen des Staates, den Kaiser Josef II. und seine nächste Umgebung, sowie überhaupt die gelehrten und literarischen Kreise vollkommen beherrschten. Sogar seinen Absichten in bezug auf die kirchlichen Reformen stand man kühl, ja vielfach ablehnend gegenüber, denn alte Anschauungen und ein echtes inneres Empfinden hielten in vielen Fällen davon ab, sich den Maßregeln des Kaisers rückhaltslos anzuschließen. Gerade aus den Schriften der Anhänger der Josefinischen Reformen, die aber viel weiter in ihren Auseinandersetzungen gingen, als es je in der Absicht des Kaisers lag, läßt sich erkennen, daß die Stimmung des Volkes eine ganz andere war, als jene der literarischen und Beamtenkreise, welche fast allein die unbedingte Gefolgschaft Josef II. ausmachten. Da fehlt es selten an grimmigen Ausfällen auf die „kurzsichtige Masse", welche die Absichten des Kaisers nicht zu würdigen wisse, gewiß ein Beweis dafür, daß die Mehrzahl der Bevölkerung sich tatsächlich ablehnend dagegen verhielt.

Eine der ersten und wohltätigsten Reformen Josef II., die am 1. November 1784 erfolgende Aufhebung der Leibeigenschaft berührte in der Hauptsache Wien gar nicht, ja kaum die deutschen Erbländer, sondern hauptsächlich Böhmen und Mähren, wo die Leibeigenschaft der Gutsinsassen den Herrschaften noch in ihrer schroffsten Form zustand. Nur insofern, als das Eigentumsrecht an den sogenannten „untertänigen Gründen" an die bisherigen Nutznießer überging, wirkte diese Maßregel auch auf die Bewohner der wenigen noch bestehenden herrschaftlichen Vorstadtsgründe zurück.

Maßregeln von großer Tragweite waren die sogenannten Toleranzpatente vom 13. Oktober 1781, durch welche außer den Katholiken nun auch die übrigen christlichen Bekenntnisse, in erster Linie das evangelische, auf eine sichere gesetzliche Basis gestellt wurden und das Recht zur freien Religionsübung erhielten. Es läßt sich aber nicht bestreiten, daß der großherzige Gedanke Josef II. vielfach mißverstanden wurde und sogar zu Ausschreitungen führte. Ein unbedingter Vertreter der Josefinischen Ideen sagt darüber: „Die Toleranzgesetze erregten bei den Akatholiken einen übermäßigen Freudentaumel, der sie zu den größten Unbesonnenheiten und unbescheidensten Handlungen gegen die Katholiken verleitete. Die Staatsreligion oder die der Mehrheit wurde von ihnen auf das unanständigste beleidigt, ihre Priester verspottet und so Tätlichkeiten und ärgerliche Auftritte beiderseitiger Intoleranz hervorgerufen." Es bedurfte wiederholter Nachtragsedikte und Erläuterungen, um der Bevölkerung, ja selbst den Behörden die wirkliche Absicht des Kaisers, die auf gegenseitige Duldsamkeit und auf ein friedliches Nebeneinanderleben der verschiedenen Bekenntnisse gerichtet war, klar zu machen.

Nachdem schon 1781 eine besondere Verordnung „die Tragung der gelben Ärmel bei dem männlichen und die gelben Bänder bei dem weiblichen ledigen Geschlechte der Juden" abschaffte, erfloß am 2. Januar 1782 das sogenannte Judenpatent. Durch dieses erfolgte die Abschaffung aller besonderen Abzeichen und Verkehrsabgaben, die den Juden beim Betreten einzelner Orte noch abgefordert wurden, auch durften sie von nun allen Berufsarten sich zuwenden, sich den Studien widmen, Handwerke und Künste treiben, nur bezüglich de-

Seßhaftmachung, beſonders auf dem flachen Land, unterlagen ſie gewiſſen Beſchränkungen. In einer Erläuterung für die Hofkanzlei fügte der Kaiſer jedoch vorſichtig bei, ſeine Abſicht gehe nicht dahin, „die Judenſchaft, ſowie ſie jetzt iſt, zu vermehren," ſondern er wollte ſie nur zu „nutzbaren Staatsbürgern"

Thomas Edler von Trattnern. (S. 291.)

machen. Und ein ſpäteres Reſkript ſagt noch deutlicher: „Ich habe immer dieſe zahlreiche Judenſchaft in Meinen Erbländern nicht für die beſte Art von Menſchen, aber doch als eine Art von Population angeſehen, auch ſelbe nicht unter die Klaſſe der Produzenten, noch unter jene der beſten, jedoch als Konſumenten gerechnet, ſo eben nicht als die für den Staat vortheilhafteſten Handelsleute, dennoch aber als ſolche betrachtet, die ſich mit einem ſehr kleinen Gewinn begnügen, die ſchlechteſten Waaren in Verkehr ſetzen und mehr Geld in Umlauf

bringen. Aus allem diesen erachte ich also, daß alle für sie bestehende eigene und nicht für Christen ebenfalls bestehende Gesetze bis auf sehr wenige ohne weiteres aufgehoben und daß sie an jene, die für alle meine Unterthanen bestimmt sind, gleichfalls verwiesen werden sollen."

Abgesehen von manchen Übertreibungen und Mißgriffen, die oft auch auf Seite der Behörden vorkamen, wußte man die bisher angeführten Maßregeln in allen ruhig denkenden Kreisen der Bevölkerung zu würdigen und es erhob sich auch kein Widerspruch dagegen, im Gegenteil führte die Bekanntmachung des Toleranzpatentes durch öffentlichen Anschlag zu förmlichen Ovationen für den Kaiser. Beweise für diese Denkart der Bevölkerung von Wien erhielten sich sogar lange Zeit an einzelnen Baulichkeiten. Bei einem Umbau des Hauses Nr. 10 (alt 696) am Fleischmarkt ließ der Eigentümer, der Großhändler Theodor

Pius VI. (S. 296.)

Josef von Natorp in der Höhe des dritten Stockwerkes mit Bewilligung der Behörden folgende Inschrift anbringen:

„Vergänglich ist dies Haus, doch Josefs Nachruhm nie,
Er gab uns Toleranz, Unsterblichkeit gab sie."

Eine andere ihm zugedachte Huldigung glaubte aber die Bescheidenheit Josef II. doch ablehnen zu müssen. Als nämlich das alte „Rumorhaus" im tiefen Graben (Nr. 8, alt 453), wo nicht allein Sträflinge für schwere Polizeiübertretungen, sondern auch die Wohnräume der Rumorwache untergebracht waren, nach Verlegung derselben in das Kloster der Siebenbüchnerinnen, in Privathände kam, kaufte der geheime Hof- und Staatskurier Herden das Haus, um es zur Vermietung zu adaptieren. Da er große Verehrung für den Kaiser hegte, ließ er dessen wohlgetroffenes Porträt unter Glas an dem Haus anbringen. Der Behörde schien das aber mit Rücksicht auf die frühere Bestimmung des Gebäudes doch etwas bedenklich, man erstattete Bericht und der Kaiser,

jeder ſolchen öffentlichen Huldigung abgeneigt, ließ ſich Herden kommen und hielt ihm das Ungehörige ſeines Handelns vor. Höchlich erſchrocken beteuerte der Arme ſeine gute Abſicht. „Ich will ja nicht daran zweifeln und bin recht erfreut über dieſe Anhänglichkeit," begütigte der Kaiſer, „aber übel nehmen könnt Ihr es mir auch nicht, daß ich mein Bild nicht als Aushängſchild an einem Haus wiſſen will, das noch immer in der ganzen Stadt als Aufenthalt von Spitzbuben und Strolchen bekannt iſt. Entweder müßt Ihr's wegnehmen oder ſo umgeſtalten laſſen, daß es nicht als mein Bild gelten kann." Dieſem Fingerzeig folgte Herden, er ließ die Uniform durch einen Mantel übermalen, das Szepter mußte ſich in einen Lilienſtengel verwandeln und das Haupt umgab ein Heiligenſchein, der allerdings wunderlich zu den gepuderten Seitenlocken paßte. Die Züge des Antlitzes blieben unverändert und ließen noch immer den Kaiſer Joſef erkennen, obwohl die geänderte Unterſchrift den heiligen Joſef nannte. (Bild S. 285.) In dieſer Form hat ſich das Hausſchild bis in unſere Tage erhalten.

War es im allgemeinen das Schickſal der Joſefiniſchen Reformen, daß ſie bekämpft oder mißbraucht wurden, weil ſie den tatſächlichen Bedürfniſſen der Zeit und dem Verſtändnis des Volkes weit voraus eilten und nur ſehr wenige imſtande waren, dem hohen Gedankenflug des Monarchen zu folgen und ſeine Abſichten zu würdigen, ſo traf dies leider auch bei einer ſeiner ſchönſten Handlungen zu, bei der Erlaſſung des Zenſurpatentes, das am 11. Juni 1781 erfloß. Es gewährte tatſächlich eine faſt unbeſchränkte Preßfreiheit. Der Kaiſer wollte die bisherigen Feſſeln der geiſtigen Produktion löſen, er hoffte auf eine fruchtbare literariſche Tätigkeit, durch welche der Geſchmack und die Bildung der Bevölkerung gehoben würde. In beiden Richtungen erlebte er eine ſchwere Enttäuſchung. Allerdings ſtellte ſich eine Maſſenproduktion ein, aber ſehr ſpärlich waren darunter Bücher von wirklichem literariſchen Wert vertreten, wohl aber erſchien eine wahre Sintflut von Broſchüren, die ſich mit Weitſchweifigkeit und ſchalem Witz über die alltäglichſten Gegenſtände ausließen. Es iſt heute eine ſchwere Aufgabe, auch nur einige dieſer Machwerke durchzuleſen, von welchen ſich z. B. mehr als ein Viertelhundert mit den — Wiener Stubenmädchen befaſſen. Weiter finden ſich die Titel: „Über die Stutzer in Wien" — „Warnung wider die Schneider in Wien" — „Über die Friſeure in Wien" — „Wöchentliche Wahrheiten für und über die Frauenzimmer in Wien" — „Über die Schwachheiten der Wiener", Broſchüren über die Handelsjuden, die Betſchweſtern, die Wucherer, die Grabennymphen u. ſ. w. Daß ſich auch einzelne talentierte Schriftſteller, wie Rautenſtrauch, an dieſem Treiben beteiligten, machte dieſes weder beſſer, noch gereicht es ihnen zur Ehre. Alle öffentlichen Angelegenheiten wurden in der oberflächlichen Weiſe dieſer Flugſchriftenliteratur erörtert, beſonders warf ſie ſich auf kirchliche Fragen, die meiſt in ſogenanntem freiſinnigen Geiſte, nur leider meiſt ganz ohne Geiſt und mit rohen Schmähungen zur Erörterung kamen. Da gab es nicht nur Broſchüren über die Reform der Orden, über die neue Stolaordnung, die Wallfahrten und Abläſſe, ſondern auch der Klingelbeutel, die Kerzelweiber und manche ähnliche Dinge erhielten die Ehre eingehend beſprochen zu werden. Schlimmer noch war es, daß man die Zenſurfreiheit zu giftigen Pasquillen ausnützte, wie ſich mehrere der gehäſſigſten Broſchüren gegen Joſef von Sonnenfels richteten, der ſelbſt ein Vorkämpfer freierer literariſcher Regſamkeit war. Auch die Maßregeln des Kaiſers und der Regierung boten Anlaß zu derben Angriffen, woran ja nichts gelegen geweſen wäre, wenn ſie mit Sachkenntnis und Ernſt geführt waren, woran es aber faſt ausnahmslos in dieſen Machwerken fehlte. Berüchtigt war damals der Verlag des Buchdruckers Wucherer, der die meiſten Broſchüren und darunter meiſt ſolche, wie der „Richter Schlendrian", die ſich in

gehässiger Weise gegen den Kaiser kehrten. Dieser verschmähte es, seine Person besonders gegen solche Angriffe zu schützen, empfand es aber schmerzlich, daß seine wohlgemeinte Maßregel so wenig gute Früchte trug und nur der Schalheit, der Skandalsucht und dem Eigennutz zugute kam. Selbst aus den Kreisen wirklich begabter Schriftsteller drang man darauf, diesem Unfug Schranken zu setzen und der nicht allzu heikle Blumauer erklärte, es werde bald in Wien für Schmach gelten, zu den Literaten gezählt zu werden. Schon 1784 führte Josef II. für alle nicht wissenschaftlichen Bücher unter einer gewissen Bogenzahl eine Zensurprüfung ein, und erhielt eine Broschüre die Druckbewilligung nicht, so mußte der Autor sechs Dukaten für das Armeninstitut erlegen.

Wirksamer für die Verbreitung wirklich guter Bücher und die Hebung des literarischen Geschmackes im Publikum erwies sich die Begünstigung des Nachdruckes, die aber doch auch eine recht bedenkliche Maßregel war, weil man das geistige Eigentum dadurch in der schwersten Weise schädigte. Besonders schwunghaft betrieb den Nachdruck deutscher Dichter und Schriftsteller mit Billigung der Behörden und selbst des Kaisers der Hofbuchdrucker Thomas Trattnern (Bild S. 288). Er war ohne Zweifel ein geschäftliches Talent von großem Geschick und Unternehmungsgeist, denn er schwang sich vom armen Buchdruckergehilfen, als welcher er nach Wien kam, zum Besitzer eines blühenden, weitverzweigten Geschäftes auf, das in der Josefstädterstraße in dem umfangreichen Gebäude, das später als Militärbettenmagazin und zuletzt für die graphischen Abteilungen des militär-geographischen Institutes diente, alle Zweige des Buchdruckes umfaßte. Es waren dort unter Trattnern auch eine Schriftgießerei, Buch- und Kupferdruckerei, Buchbinderei, Ateliers für Holzschnitt und Kupferstecherei zu einer Anstalt vereinigt, wie sie später im Privatbesitz nicht mehr entstand. Er erwarb einen beträchtlichen Reichtum, der ihm erlaubte, den Trattnerhof am Graben zu erbauen, der in jener Zeit als ein Wunderwerk der Architektur für ein Privathaus galt. Die von ihm gegründete Buchhandlung besteht, wenn auch unter veränderter Firma, noch bis zum heutigen Tag.

Trattnern errang alle Ehren; Maria Theresia erteilte ihm den Titel eines Hofbuchdruckers, Josef II. erhob ihn in den Adelsstand. Dagegen war er auch der Gegenstand der erbittertsten Angriffe, die nicht ganz unverdient genannt werden konnten. Denn was in Deutschland, das damals seine klassische Literaturepoche hatte, im Buchhandel erschien, druckte er sofort nach, ohne weder den Autor, noch den ersten Verleger zu fragen oder zu entschädigen. Im deutschen Buchhandel wurde er förmlich in Verruf erklärt, kein Geschäft trat mit ihm in Verbindung. Von allen Seiten hagelte es die schärfsten Angriffe. Es klingt noch sehr milde, wenn ein Nachruf — er starb 1798 — von Trattnern sagt: „Seinem Charakter hing ein sehr großer Flecken an und es setzte seine unleugbaren Verdienste sehr tief herab, daß er das unsaubere Gewerbe eines Nachdruckers trieb, der unzähligemale da erntete, wo er nicht gesäet hatte. Es geschieht daher seiner in unzähligen Zeitschriften und Reisebeschreibungen auf eine nicht im mindesten ehrenvolle Art Erwähnung. Allein er blieb dieser Sitte bis in den Tod getreu." Die Entschuldigung, daß der Nachdruck damals in Österreich nicht ausdrücklich verboten war, ist kaum ganz stichhältig, denn es gibt viele Dinge, die nicht verboten sind, aber doch von Ehrenmännern gemieden werden. Übrigens setzte ihn sein Treiben auch in Wien selbst harten Angriffen aus; einer der schwersten stammte von Blumauer, der den gewerbsmäßig getriebenen Nachdruck grimmig verurteilt und Trattnern kurzweg einen Räuber nennt.

Noch heute ist keine von den Regierungsmaßregeln Josef II. bekannter und je nach dem Parteistandpunkt entweder so sehr gepriesen wie schonungslos verdammt, als die Aufhebung einer Anzahl von Klöstern. Zu dem einen wie

zum anderen iſt kein Anlaß; denn heute, wo volle Klarheit über alle Verhältniſſe herrſcht, kann kein Zweifel darüber ſein, daß die Aufhebung vieler Klöſter unabweisbar war und ſchon unter der gewiß nicht kirchenfeindlichen Kaiſerin Maria Thereſia ſehr ernſt in Ausſicht genommen wurde. Waren doch die finanziellen Verhältniſſe einzelner Klöſter ſo zerrüttet, daß ſie vor dem Bankerott ſtanden, daß ſie ſelbſt um die Auflöſung einſchritten, in anderen befand ſich aber die klöſterliche Zucht ſo ſehr im Verfall, daß wieder die kirchlichen Oberen zur Aufhebung rieten. Den Anſtoß zur ganzen Maßregel gaben die ganz unhaltbaren Zuſtände in der Kartauſe zu Mauerbach bei Wien, die ſo arg waren, daß die Hofkanzlei die Aufhebung „zum abſchreckenden Beiſpiel“ empfahl und ſich im Staatsrat keine Stimme zu ihren Gunſten erhob.

Damit war die Frage aufgeworfen und Kaiſer Joſef II. dehnte ſie in ſeinem bekannten Erlaß vom 29. November 1781 auf alle Klöſter aus, „welche dem Nächſten ganz und gar unnütz ſind, daher nicht Gott gefällig ſein können“ — „ſo keine Jugend erziehen, keine Schule halten und keine Kranken warten und welche, ſowohl weibliche als männliche, bloß vitam contemplativam (beſchauliches Leben) führen“. Ein Erlaß vom 12. Januar 1782 ſtellte dann feſt, welche Ordenshäuſer von der Aufhebung betroffen werden, wie dieſe zu vollziehen iſt, welche Rechte den Mitgliedern ſolcher klöſterlicher Vereinigung zuſtehen und wie mit dem Vermögen derſelben zu verfahren ſei. Übrigens wurde dasſelbe nicht, wie vielfach verbreitet und auch geglaubt wird, einfach zugunſten des Staates konfisziert, ſondern man bildete daraus den noch heute beſtehenden Religionsfonds, deſſen Erträgniſſe nur zu kirchlichen Zwecken verwendet werden dürfen. In Wien ſelbſt wurden von der Aufhebung betroffen elf Männer- und acht Frauenklöſter. Zu den erſteren gehörten die Chorherren zu St. Dorothea, die nach Kloſterneuburg verſetzt wurden, die Auguſtinerklöſter in der Stadt und auf der Landſtraße, die Karmeliter auf der Laimgrube und in der Leopoldſtadt, die Paulaner auf der Wieden, die Kapuziner auf dem Neuſtift (ſpäter Sitz der Mechitariſten), die Schwarzſpanier und Weißſpanier (Trinitarier) in der Alſervorſtadt und zwei kleine klöſterliche Niederlaſſungen der Theatiner auf der Hohen Brücke und der Philipp-Norianer im Lazzenhof. Zu den aufgehobenen Frauenklöſtern gehörten in Wien jene bei der Himmelspforte, zu St. Laurenz, St. Jakob und St. Nikolaus, das Königinkloſter und die Siebenbüchnerinnen in der Stadt, die Klariſſinnen auf der Laimgrube und die Karmeliterinnen in der Leopoldſtadt.

Der Auflöſung verfielen endlich auch die ſogenannten „Eremiten“ oder „Waldbrüder“, die ſich im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts vom dritten Orden des heiligen Franciscus abſonderten und eine eigene Kongregation mit beſonderen Ordensregeln bildeten, die ſogar 1728 zu Rauchenwart ein förmliches Kapitel abhielt. Sie lebten aber in ſogenannten „Klauſen“ oder „Eremitagen“ entweder einzeln oder höchſtens zu zweien oder dreien. Im Jahre 1712 beſtanden zwölf Eremitagen, darunter eine im Bernhardstal (V. Bezirk, die ſpätere Vorſtadt Matzleinsdorf), welche einging, als der Bewohner der Klauſe von einem Strolch ermordet wurde, der dann im Gewande des Eremiten ſein Räuberhandwerk fortſetzte. Später taucht in Wien nur noch eine Klauſe beim ſpaniſchen Hoſſpital in der Waiſenhausgaſſe auf, ſehr häufig waren ſie in der Umgebung von Wien. Es gab ſolche zu Ottakring, St. Veit, Laa, Perchtoldsdorf, Mödling, Heiligenkreuz, am Kalvarienberg und beim Bürgerſpital in Baden, in deſſen Nähe bei Gutenbrunn, in Weikersdorf, Gainfahrn, Heiligenkreuz u. ſ. w., ſo daß 1782 vor der Aufhebung 65 Eremiten gezählt wurden, die ſich auf
[illegible]uſen verteilten. Vielfache Übelſtände, die mit dem keiner Zucht und
[illegible]t zu unterwerfenden Einzelnleben dieſer Eremiten zuſammenhingen, be-

wogen den Erzbischof von Wien, Graf Migazzi, schon 1767 die Klausner einer strengeren Norm zu unterstellen. Es wurde ein Domherr von St. Stephan mit ihrer Beaufsichtigung betraut und die Aufnahme an gewisse Bedingungen geknüpft, da früher nach Belieben jedermann Eremit werden konnte, wodurch sich viele recht zweifelhafte Elemente eindrängten. Eine dieser neuen Bestimmungen lautete allerdings, daß nur aufgenommen werden solle, wer geeignet sei, sich den nötigen Lebensunterhalt zu erwerben, trotzdem lebten die Eremiten fast allein von der öffentlichen Mildtätigkeit, womit schließlich nur eine zarte Umschreibung einer oft recht zudringlichen und lästigen Bettelei gegeben war. Die Aufhebung der Eremitenkongregation lag daher gewiß auch im öffentlichen Interesse, und da sich darunter auch schon Leute von 20 Jahren aufwärts befanden, enthält das Wort des Kaisers Josef II., „er sehe lieber die Dörfer und Werkstätten, als die Felsschluchten bevölkert", eine unabweisbare Wahrheit.

Das Schicksal der Auflösung traf auch die Bruderschaften, die meist der Verehrung einzelner Heiliger oder Religionsgeheimnisse dienten, aber, sowie sie ursprünglich aus den Zünften hervorgingen, auch gewisse gewerbliche Verbände, für Gesellen und Lehrlinge, für bestimmte Produktionszweige, umfaßten. Der Zweck war aber immer ein religiöser, namentlich die Fürbitte und Hilfe für die armen Seelen im Fegefeuer spielte da eine große Rolle. Schon unter Maria Theresia waren soviele Mißbräuche zu Tage getreten, daß sie die weitere Errichtung von Bruderschaften untersagte, deren Zahl ohnehin schon 116 betrug und sich über alle Pfarren Wiens erstreckte, durch dieses Netz eines der wirksamsten Mittel zur Verbreitung schrankenlosen kirchlichen Einflusses bildend. Im Jahre 1783 hob Kaiser Josef II. trotz heftigen Einspruches der Geistlichkeit alle Bruderschaften in Wien auf, deren Vermögen im Betrage von fast 700.000 Gulden er einer unter behördlicher Aufsicht stehenden Verbindung zuwies, welche den Namen „die Liebe des Nächsten" erhielt, aus welcher dann das „Wiener Armeninstitut" hervorging.

Waren diese Maßregeln Josef II. vom Standpunkt der gesetzlichen Hoheit des Staates, des allgemeinen Besten, ja im edleren Sinne sogar von dem der Religion selbst und ihrer Befreiung von Auswüchsen zu rechtfertigen, so erwiesen sich andere, durch welche er in innere Bräuche des Kultus eingriff und gegen die Empfindungen des Volkes verstieß, als offenbare Mißgriffe. Besonders berüchtigt ist in dieser Hinsicht die 1784 erlassene Begräbnisordnung. So vollkommen berechtigt die Beseitigung aller Friedhöfe inner den Linien war, statt welcher die allgemeinen Friedhöfe vor der Marxer-, Matzleinsdorfer-, Hundsturmer- und Währingerlinie errichtet wurden, zu welchen später noch jener auf der Schmelz kam, so verfehlt waren die Bestimmungen über die künftigen Begräbnisse, die ganz im Geiste des herzenskalten dürren philosophischen Rationalismus jener Zeit waren, der keine Rücksicht auf langjährigen Brauch und das Gefühl der Masse nahm, wenn diese sich angeblich mit den Gesetzen der Vernunft nicht deckten. Die Begräbnisordnung für Wien bestimmte, daß 1., da der einzige Zweck der Beerdigung die Verwesung sei, solle die Leiche ohne Kleidung, nur in ein Tuch gewickelt, in die Erde gelegt werden; 2. sollen die Toten wohl in Särgen auf den Friedhof gebracht, aber nicht in diesen bestattet werden, wozu 3. bei jeder Pfarre Särge in verschiedener Größe zum allgemeinen Gratisgebrauch vorhanden sein müssen; 4. die Begräbnisse in den Kirchen werden ausnahmslos verboten, die Einsegnung in denselben ist zwar gestattet, doch müssen die Leichen dann sofort auf den außerhalb der Stadt gelegenen Friedhof gebracht werden; 5. alle Leichenfeierlichkeiten eines Tages haben in jeder Pfarre gleichzeitig zu erfolgen und die Leichen sind in ein gemeinsames Grab zu legen und gut mit Kalk zu bedecken; 6. Monumente dürfen

nicht mehr auf den Gräbern ſelbſt, ſondern nur längs der Friedhofmauern errichtet werden.

Dieſe gegen alle bisherigen Gebräuche und in der Tat gegen das ganz natürliche Pietätsgefühl des Volkes verſtoßenden Vorſchriften erregten ungeheueres Aufſehen und ſtießen auf allgemeinen erbitterten Widerſtand, der mit Gewalt nicht zu brechen war. Nicht weniger als 20 Broſchüren befaßten ſich mit dieſem Gegenſtand, faſt ausnahmslos im gegneriſchen Sinne, und eine dieſer Streitſchriften warf ſogar die ſpitze Frage auf, warum der Kaiſer, wenn er von der Vortrefflichkeit dieſer Anordnungen wirklich ſo überzeugt ſei, nicht mit der Auflaſſung der Gruft bei den Kapuzinern den Anfang mache. Mehr als viele andere wichtigere Verfügungen des Kaiſers machte dieſe Begräbnisvorſchrift böſes Blut und der Widerſtand war ein ſo allgemeiner, daß Joſef II. mittels eines ſehr ſcharf gegen die „unvernünftigen Bräuche“ gerichteten Reſkriptes die Außerkraftſetzung der Begräbnisordnung zugeſtehen mußte — der erſte, ſich dann öfter auch in wichtigeren Dingen wiederholende Fall, der ihn lehren konnte, daß die beſten Abſichten und die klarſten Vernunftgründe verſagen, wenn ſie gegen die Anſchauungen und Empfindungen der Volksmaſſe verſtoßen.

Obwohl ein großer Teil der Geiſtlichkeit von den Strömungen der Zeit ſoweit beeinflußt war, daß er die meiſten kirchlichen Reformen des Kaiſers billigte und ihnen ſeine Unterſtützung lieh, erhob ſich doch naturgemäß aus dieſen Kreiſen auch ein erbitterter Widerſtand dagegen. An der Spitze dieſer Gegner ſtand der Kardinal-Erzbiſchof von Wien, Chriſtoph Anton Graf von Migazzi, der ſeit 1757 dieſe hohe geiſtliche Würde bekleidete. Er war ein unterrichteter, ſtolzer und prachtliebender Herr, der ſich gegen die Thereſianiſchen Reformen nicht ablehnend verhielt, ſich aber angeblich auf die Seite der Gegner Joſef II. ſtellte, weil der Kaiſer die Vereinigung des reichen Bistums von Waitzen mit ſeiner erzbiſchöflichen Würde nicht zuließ, wobei nach kanoniſchem Recht allerdings der Standpunkt des Kaiſers unanfechtbar war. Die Prunkliebe des Kardinals Graf Migazzi war in Wien ſprichwörtlich, bei feierlichen Auffahrten oder kirchlichen Funktionen entfaltete er ſtets einen großartigen Pomp. Sein den geiſtlichen Kreiſen angehörender Biograph ſagt darüber: „Er umgab ſich mit allem Prunk, welchen die Gewohnheit für ſeinen Rang erheiſchte, ja noch darüber hinaus.“ Etwas wunderlich klingt die von Migazzi ſelbſt gebrauchte Entſchuldigung für ſeine Prachtliebe, „daß der Flimmer von edlem Metall und Steinen dem nicht ſchaden könne, der ihn verachte“. Man ſollte doch meinen, das natürlichſte Zeichen dieſer Verachtung wäre geweſen, keinen Gebrauch von dieſen Gegenſtänden zu machen.

Nirgends aber verfolgte man ſelbſtverſtändlich die kirchlichen Reformen Joſef II. aufmerkſamer und mit mehr Beunruhigung als in Rom, wo übertriebene Berichte dem Kaiſer viel weitergehende Abſichten unterſchoben, an die er gar nicht dachte. Alle diplomatiſchen Mittel, in deren Gebrauch die päpſtliche Kurie ſtets Meiſterin war, kamen zur Anwendung. Von ſtolzen Mahnungen und verletzenden Drohungen mäßigte man den Ton zu zahmen Vorſtellungen und faſt demütigen Bitten, ohne daß ſich Joſef II. dadurch nur um Haaresbreite von ſeinem Weg abbringen ließ. In dieſer quälenden Lage entſchloß ſich der Papſt zu einem in der Geſchichte der Kirche noch nicht dageweſenen Schritt, der auch im Kardinalskollegium hart angefochten wurde, zu einer Reiſe nach Wien. Ein Brief vom 15. Dezember 1781 eröffnete dieſe Abſicht auch dem Kaiſer, mit dem der Papſt zu unterhandeln wünſche, „wie der Vater mit ſeinem Sohne, um den Wünſchen entgegenzukommen und die kaiſerlichen Kräfte mit den [illegible] der Kirche in Einklang zu bringen“. In Wien wurde man durch die dieſes Beſuches ſehr unangenehm berührt; Fürſt Kaunitz und die

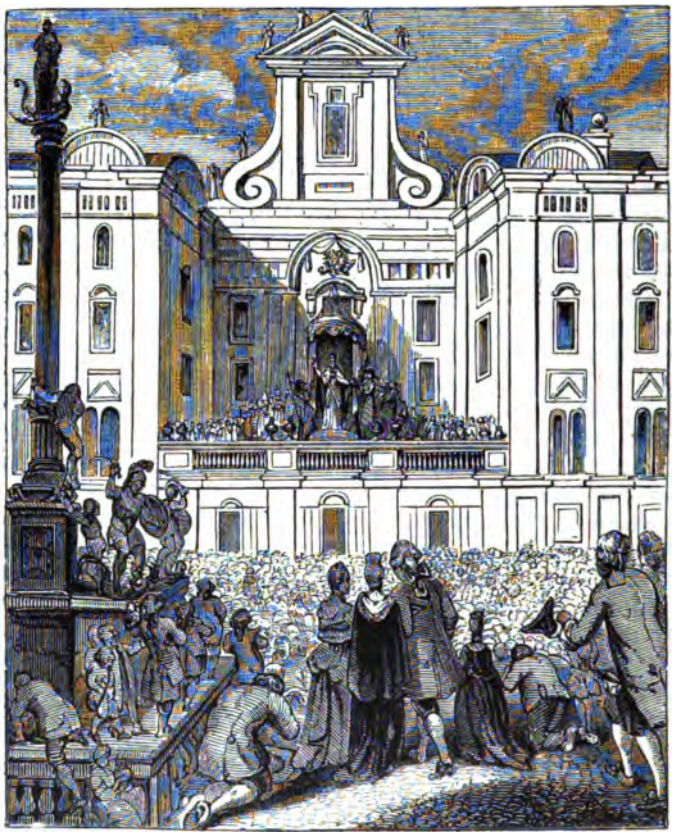
meisten Minister rieten zu einer Ablehnung, der Kaiser aber entschloß sich zu einer sehr kühl gehaltenen Antwort, welche aber doch darin gipfelte, daß er es sich zur Ehre rechnen werde, den Papst in seiner Residenz empfangen zu können. Die von Pius VI. ausgesprochene Absicht, in der Wiener Nuntiatur Wohnung zu nehmen, wehrte der Kaiser durch eine Einladung in die Burg mit dem Beisatze ab: „Dies ist Unserer beiderseitigen Würde gemäß und der Wohlstand fordert es unumgänglich. Auf solche Art wird geschehen, daß während Dero hiesigen Aufenthaltes Wir einander näher und also vertraulicher unter Uns sein mögen."

Die Reise des Papstes war ein so ungeheures Ereignis, daß sie in ganz Europa Aufsehen erregte und sogar die kühle Ruhe des Fürsten Kaunitz in das Schwanken brachte. Er befürchtete einen ungünstigen Einfluß auf die Geistlichkeit und riet zu Vorsichtsmaßregeln. Josef II. ging jedoch nicht darauf ein und bewahrte in der allgemeinen Erregung allein soviel Fassung, um alle nötigen Weisungen für den Empfang des ausgezeichneten Gastes zu treffen und sie sogar mit Humor zu würzen. Als der Magistrat von Wien anfragte, ob er bei Pontifikalmessen des Papstes in corpore zu erscheinen habe, resolvierte der Kaiser: „Der Magistrat hat mit Ihrer päpstlichen Heiligkeit nichts anderes gemein, als alle anderen katholischen Christen. In allen jenen Gelegenheiten, in welchen derselbe bei St. Stephan zu erscheinen den Gebrauch hatte, hat er noch mit und ohne den Papst sich hinzuverfügen; in jenen, wo er nicht erschienen, hat er mit und ohne den Papst wegzubleiben." Kardinal Migazzi erhielt auf die Anfrage, ob er beim Einzug Pius VI. das Läuten der Kirchenglocken anordnen solle, den launigen Bescheid: „Selbstverständlich! Das ist Ihre Artillerie, mit welcher Sie den Papst begrüßen, wie ich mit der meinen." Etwas schärfer klingt es, wenn der Kaiser an die Hofkanzlei bei einer anderen Gelegenheit schreibt: „Es hat bei den bisherigen Anordnungen zu verbleiben, denn was die Zivilverwaltung meiner Lande betrifft, macht Pius VI. in Wien oder Pius VI. in Rom keinen Unterschied."

Am 27. Februar 1782 verließ der Papst Rom, nachdem er selbst einem Vorschlag des Kaisers gegenüber, in Florenz eine Zusammenkunft zu vereinbaren, an seiner Absicht festhielt. Schon am 14. März traf er in Görz ein, wo er im Auftrage des Kaisers vom Grafen Cobenzl begrüßt und auf der weiteren Reise mit allen Ehren begleitet wurde. Sie gestaltete sich zu einem Triumphzuge, denn auch die Bevölkerung war durch das ungewohnte Ereignis mächtig erregt und auf allen Straßen harrten von der Geistlichkeit geführte Prozessionen mit Musik und Fahnen, um den noch mit den Schauern mittelalterlicher Mystik umgebenen Oberhirten der Kirche zu sehen und dessen Segen zu empfangen. Auf den Befehl des Kaisers bot man überall bei der Ankunft des Papstes alle Mittel auf, um seiner hohen Würde zu genügen. Der Kaiser selbst fuhr ihm in Begleitung seines Bruders, des Erzherzogs Maximilian, bis nach Neunkirchen entgegen, wo am 22. März das erste Zusammentreffen stattfand.

Als aufsteigende Staubwolken das Nahen der päpstlichen Reisekarawane anzeigten, verließ der Kaiser seinen Wagen und tauchte so unerwartet am Schlage der Kutsche des Papstes auf, daß die Pferde scheuten und scharf in die Zügel genommen werden mußten. Den dadurch entstehenden Aufenthalt benützten die beiden hohen Herren, um sich gegenseitig prüfend zu betrachten. Dann verließ der Papst den Wagen, man reichte sich die Hände und umarmte sich, worauf der Kaiser den Papst zu sich in den Galawagen lud und die Fahrt nach Neustadt gemeinsam fortgesetzt wurde. Erst unter rotgoldenem Abendsonnenschein kam man gegen Wien. Die Massen, welche die Straßen einsäumten, wurden dichter, das Gespräch konnte nicht mehr fortgesetzt werden, da Pius VI.

ununterbrochen nach allen Seiten die ſegnende Handbewegung machen mußte. Auf der Höhe des Wienerberges ſchloſſen ſich Abteilungen der ungariſchen und der erſt gegründeten polniſchen Edelgarde in ihren prunkvollen Nationaluniformen dem Zuge als Eskorte an und nun ging es unter Kanonendonner und dem Geläute aller Glocken nach Wien hinein. Hinter dem militäriſchen Spalier drängt ſich Kopf an Kopf die Menge; ein Berichterſtatter ſagt: „Es ſah in den Straßen aus, als wäre kein Menſch in den Wohnungen zurückgeblieben und die Leute ſtanden

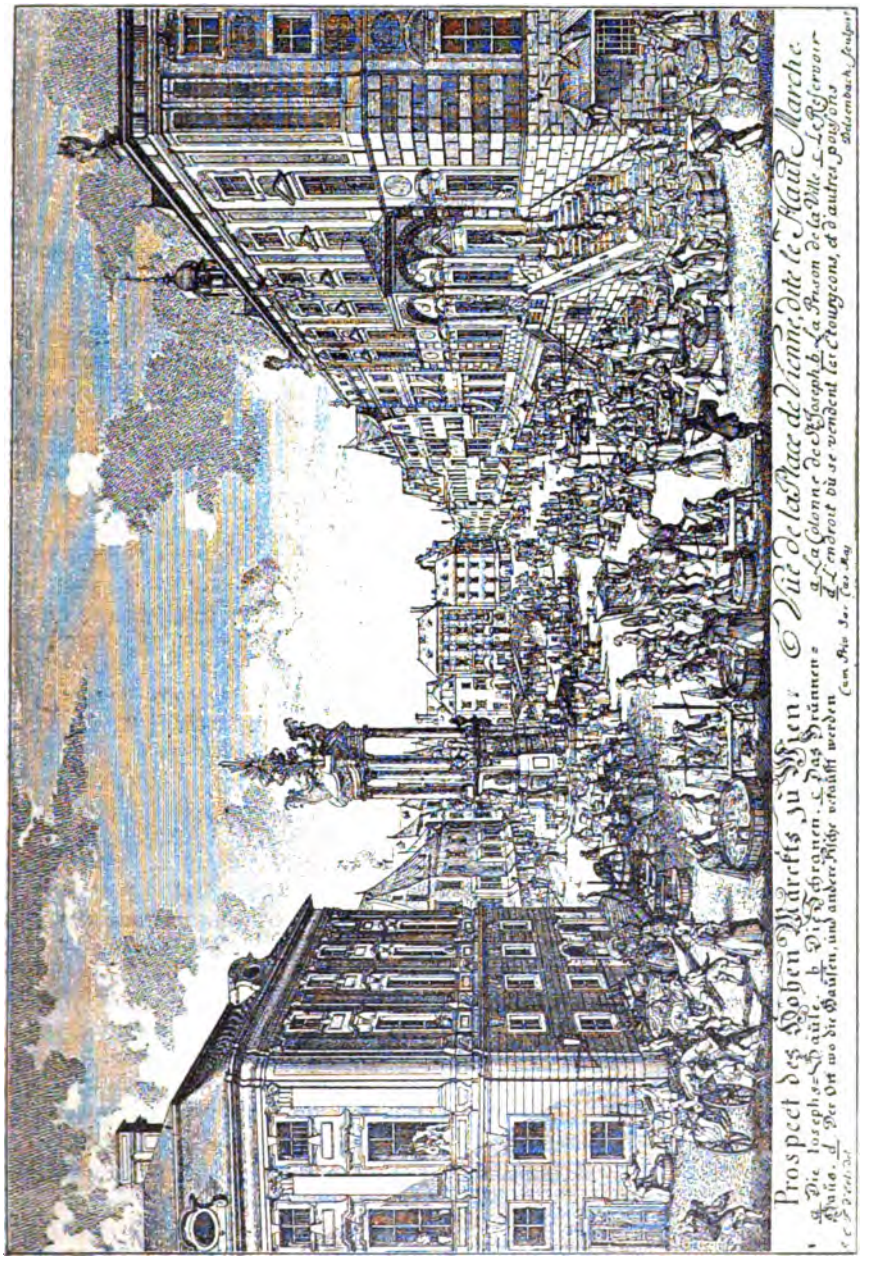


Pius VI. erteilt am Hof den Segen. (S. 298.)

ſo knapp aneinander, daß es beim beſten Willen nicht möglich war, nieder zu knien, um den päpſtlichen Segen zu empfangen.“ Auf Anordnung des Kaiſers fuhr der Wagen Schritt für Schritt; den ehrfürchtigen Blicken zeigte ſich eine ſchlanke aufrechte Geſtalt im einfachen Reiſekleid, das wohlwollend lächelnde ſtarkgefurchte Greiſenantlitz von dichtem weißen Haar umgeben. (Bild S. 289.) Bei der ſogenannten Bellaria verläßt der Papſt vom Kaiſer unterſtützt den Wagen, hier erwartet ihn der hoffähige Adel, darunter beſonders viele ungariſche Magnaten in prachtſchimmernder Nationaltracht. Am Eingange wendet ſich auf eine Bemerkung des Kaiſers Pius VI. um und erteilt mit hoheitsvoller Geberde

·rſammelten Menge den Segen. Im Inneren der Burg warten die Hof-

würdenträger, die Kammerherren und Truchsesse in ihren reichen Galagewändern. Es macht den Eindruck, als wäre der Papst über diese Prachtentfaltung erstaunt,



Der Hohe Markt um 1730. (S. 300.)

da dem Hofe Josef II. der Ruf großer Einfachheit vorausging. Auch sämtliche Minister waren anwesend, an ihrer Spitze Fürst Kaunitz, den der Kaiser

mit den Worten vorstellte: „Hier ist mein großer Kanzler.“ Einer Kniebeugung des Fürsten kam der Papst in verbindlichster Weise zuvor. Erschöpft von der Reise und dem großartigen Empfang zog sich Pius VI. dann in seine Appartements zurück, die in den früher von Maria Theresia bewohnten Gemächern bereitgestellt waren. Ihr Sterbezimmer war für die Andachtsübungen des Papstes eingerichtet. Schon am nächsten Tage begannen die Konferenzen zwischen Pius VI. und Kaiser Josef II., über welche der letztere nicht ohne Genugtuung berichtet: „Der Papst hat nichts Wesentliches erhalten. Er war jedoch genötigt, mir ein öffentliches und schriftliches Zeugnis auszustellen über den soliden Stand, in dem er meine Religion und die meiner Völker gefunden hat.“ An seinen Bruder Leopold aber hatte der Kaiser schon vor den Zusammenkünften geschrieben: „Der Papst soll einen achtbaren Sohn der Kirche in mir finden, einen mit seinem Gaste höflichen Hausherrn, aber zugleich einen Mann, der erhaben ist über alle Phrasen und theatralischen Handlungen, mit welchen er mich vielleicht ködern will, fest und unerschütterlich in seinen Grundsätzen, die einzig und allein auf das Wohl des Staates abzielen und zwar ohne jede andere Rücksicht.“

Abgesehen von diesen Konferenzen, die schon durch ihre Erfolglosigkeit den Papst erregen mußten, legte ihm der Aufenthalt in Wien große Anstrengungen auf. Am 24. März fand im Refektorium des aufgehobenen Augustinerklosters ein großer Empfang statt, bei welchem sich besonders die Damen der Aristokratie zur Zeremonie des Fußkusses drängten. „Ein wahrhaft lächerlicher Enthusiasmus hielt die Frauen gefangen,“ schreibt der Kaiser nach Florenz. „Alle Gänge und Stiegen der Burg waren vollgepfropft, trotz verdoppelter Wachen konnte man sich kaum vor den Dingen retten, die man, wie Rosenkränze und Bilder, herbeibrachte, damit sie von dem Papst geweiht wurden.“

Am 25. März besuchte Pius VI. die Gruft bei den Kapuzinern, um am Sarge Maria Theresias ein längeres Gebet zu verrichten. Da der Kaiser etwas unwohl war und daher am 28., dem Gründonnerstag, die übliche Fußwaschung an den zwölf armen Greisen nicht selbst vornehmen konnte, trat Pius VI. an seine Stelle und bezauberte alle Anwesenden durch die würdevolle Anmut und Leutseligkeit, mit welcher er, ganz in weiße Gewänder gehüllt, die Zeremonie verrichtete und die von Kämmerern herbeigeschafften Speisen auf den Tisch der Männer stellte, die vom Kaiser besonders reich bedacht und vom Papst mit einer goldenen Erinnerungsmünze beschenkt wurden. Am Karfreitag besuchte der Papst in mehreren Kirchen das heil. Grab, der Ostersonntag aber brachte für die Wiener den Glanzpunkt des päpstlichen Aufenthaltes in Wien. Am Morgen fuhr Pius VI. unter Eskorte der Hofgarden in einem Galawagen mit den Kardinälen Migazzi und Batthyany in den Stephansdom, wo er unter in Wien noch nie gesehenem kirchlichen Gepränge ein Pontifikalamt zelebrierte. Von dort ging die feierliche Auffahrt auf den Hof; der Balkon der dortigen Kirche war ganz mit goldbordiertem Purpurstoff ausgeschlagen und ein Thron errichtet, von dem aus der Papst an etwa 50.000 auf dem Platz versammelte Menschen den mit einem Ablaß verbundenen päpstlichen Segen erteilte, wozu ein auf der Freiung aufmaschiertes Grenadierbataillon die Salven gab. (Bild S. 296.) Der Eindruck der ganzen Szene wird von allen Teilnehmern als ein großartiger geschildert, an dem die edle Gestalt des Papstes und seine würdevolle Haltung den größten Anteil hatte. Ein Augenzeuge sagt darüber: „Ich war oft gegenwärtig, wenn Pius dem Volke in der Kaiserstadt Wien den Segen gab. Ich bin nicht von der katholischen Religion und gehöre nicht zu den weinerlichen Leuten; aber ich versichere, ich wurde heftig erschüttert und bis zu Tränen gerührt. Sie können es nicht glauben, wie sehr es interessiert, über [illegible]0 Menschen auf einem Platze versammelt zu sehen. Ich erblickte diese

große Menge in einer Minute, wo die frömmsten Gefühle auf allen Gesichtern gemalt sind und wo der Wunsch, den Segen für dieses und jenes Leben zu empfangen, ihnen eine Andacht, fast möchte ich sagen, einen Enthusiasmus einflößte, der sie sämtlich unaufmerksam auf die unbeschreiblichen Beschwerden machte, die sie in diesem Gedränge, das den Odem wegnahm, ausstanden. Man denke sich mit einem empfindungsvollen Herzen, den Papst ankommen zu sehen, mit dem ganzen Pomp, der diesen Vater der Christenheit umringt, die dreifache Krone auf seinem Haupte, in seinem heiligen Ornate, mit den Kardinälen und hohen Geistlichen umgeben, wie er sich gegen die Erde neigt, dann seine Arme gegen den Himmel ausbreitet, in einer Stellung, die so völlig die Inbrunst einer Person ausdrückt, die der Gottheit das Gebet eines ganzen Volkes darbringt und mit ihrem Blick, sozusagen, um die Erhörung des Gebetes fleht. Man stelle sich vor, daß diese Handlung durch einen Greis geschehe, dessen einnehmende Gestalt und angenehme Physiognomie unsere lebhafteste Teilnahme erregt und wie nun die ganze unzählbare Menge in dem Augenblicke, wo er ihr den Segen erteilt, auf ihre Knie stürzt und von gleicher Inbrunst mit dem Betenden ergriffen wird."

Übrigens erteilte Papst Pius VI. noch ein zweites Mal in Wien öffentlich den Segen und zwar von der Terrasse im Augarten aus, woran noch jetzt eine Votivtafel erinnert. Zu dieser Feierlichkeit hatte sich besonders das Landvolk aus der Umgegend von Wien in ganzen massenhaften Wanderzügen eingefunden. Nach Ostern setzte der Papst die Besichtigung der Merkwürdigkeiten von Wien fort, neben welchen stets die Beratungen mit dem Kaiser fortliefen, die sie auch auf vertraulichen Fahrten und Spaziergängen im Augarten und Prater pflogen. Am 2. April besichtigte Pius VI. die kaiserliche Bildersammlung und gewährte auch dem Kammermaler Hickel eine Sitzung, der beauftragt war, den heiligen Vater zu malen; am 6. und 7. folgte der Besuch der Hofbibliothek und der anderen kaiserlichen Sammlungen, am 9. kam das kaiserliche Zeughaus, am 10. die Porzellanfabrik, am 11. das Waisenhaus, am 12. das Theresianum, am 13. der Marstall und Schönbrunn, am 15. die Liechtensteingalerie und am 16. die Ingenieurakademie an die Reihe. Eine besondere Auszeichnung war es, daß der Papst einen formellen Besuch im Sommerpalais des Fürsten Kaunitz (später Esterhazy, jetzt Eigentum der Gemeinde Wien) abstattete. Er verband damit wohl den Zweck einer Einwirkung auf den Fürsten, den er aber auch hier nicht erreichte. Am 19. April nahm der Papst die feierliche Verleihung der Kardinalshüte an die Erzbischöfe Batthyany und Firmian vor und am 20. fuhr er mit seinem Gefolge nach Klosterneuburg. Den nächsten Tag benützte er zu den Abschiedsbesuchen beim Kaiser und dem Erzherzog Maximilian, die noch am gleichen Tage ihre Gegenvisiten machten und ihn bei der Abreise von Wien am 22. April bis Mariabrunn begleiteten, wo man sich in der Vorhalle der Kirche herzlich verabschiedete, woran gleichfalls noch eine Votivtafel erinnert. Auf jeden Fall ist dieser Aufenthalt des Papstes Pius VI. in Wien eine der merkwürdigsten Episoden in der wechselvollen Geschichte der Stadt.

Wenn sich der Papst auch äußerlich ganz zufrieden zeigte über den Erfolg seiner Reise und wiederholt erklärte, er habe sich überzeugt, daß Josef II. „einen großen Fond von Religion besitze", so drückte doch die notorische Erfolglosigkeit seines ungewöhnlichen Schrittes einen Stachel in seine Brust, der noch schmerzlicher wurde durch die Bemühungen jener, die von vorneherein der Reise widerraten hatten. Die Beziehungen wurden immer gespannter und über die Frage der Besetzung der mailändischen Bistümer drohte ein förmlicher Bruch, der durch eine Ende 1783 unternommene Reise des Kaisers nach Rom verhütet wurde.

Viele Zweige der raſtloſen Regententätigkeit Joſef II. werden erſt in einem ſpäteren Abſchnitt beſprochen werden, namentlich ſeine humanitären Schöpfungen, mit welchen er Wien überreich bedachte und durch welche er nicht nur ſeine Menſchenliebe in werktätiger Weiſe bewies, ſondern auch die Erfahrungen und Eindrücke, die er in fremden Ländern ſammelte, zur praktiſchen Geltung brachte. Es gab keinen Zweig des ganzen großen Staatsorganismus, den er nicht nur mit ſeinem Geiſte zu erfüllen ſtrebte, ſondern den er auch bis in das Detail überſchauen und leiten wollte. Dies überſtieg aber nicht nur ſeine große Arbeitskraft und verbrauchte ſie vor der Zeit, ſondern es verleitete ihn auch zu unleugbaren Mißgriffen. Sein Eingreifen in die Strafjuſtiz, die ausnahmslos zur Verſchärfung gefällter Richterſprüche führte, verlieh ſeinem Weſen einen Anſtrich von Härte, die ihm tatſächlich fremd war. Aber erſchüttert durch einzelne Fälle glaubte er, um deren Wiederkehr zu verhindern, zur Verhängung abſchreckender Strafen zum allgemeinen Beſten genötigt zu ſein, ſeine Gegner überſahen aber mit oder ohne Abſicht dieſes Motiv und tadelten dieſe Strafverſchärfungen als Willkür und Härte. Er überſah auch hier, daß das Empfinden des Volkes vom Fürſten, in deſſen Namen Gerechtigkeit geübt wird, ein Eingreifen nur dann begreift und billigt, wenn es der Milde dient. Bekannt iſt beſonders die Affaire des ſtädtiſchen Beamten Franz von Zahlheim, der 1786 eine viel ältere und übelbeleumundete Verwandte, Joſefa Ambrok, mit welcher er ein Liebesverhältnis unterhielt, ermordete, um ſich in den Beſitz ihres kleinen Vermögens zu ſetzen. Joſef II. wurde durch dieſen Fall beſonders erſchüttert und ſah mit Unrecht darin ein Symptom allgemeiner Verderbnis, er verſchärfte daher das auf Todesſtrafe lautende Urteil dadurch, daß der Vollziehung durch Rädern das Zwicken mit heißen Zangen vorauszugehen habe. Am 10. März 1786 wurde dieſe ſchauerliche Prozedur an Zahlheim, nachdem ihm das Urteil nochmals von der Altane des Schrannengebäudes am Hohen Markt (Bild S. 297), dem damaligen Sitz des Kriminalgerichtes in Wien, verleſen worden, auf der Hinrichtungsſtätte in der Roßau vor der heutigen Hahngaſſe vollzogen. Auf unſerer Abbildung ſehen wir die Schranne rechts an der Ecke der Tuchlauben; die Freitreppe beſeitigte man ſpäter und verwandelte ſie in einen im erſten Stockwerk offenen Vorbau, von deſſen Altane noch bis in das vorige Jahrhundert die Urteile in ſchweren „Malefizfällen“ öffentlich verleſen wurden. Das gegenüberſtehende, weit in den Platz hereingerückte ſtattliche Gebäude an der Ecke der Wipplingerſtraße führte im Volksmunde den Namen „Brunnenhaus“, weil früher an dieſem Platz der Röhrkaſten zu dem für den Betrieb des Fiſchhandels nötigen Brunnen ſtand. Im Jahre 1800 erwarb Freiherr von Fellner dieſes und noch mehrere andere Häuſer und erbaute an deren Stelle „ein herrliches, ganz regelmäßig geformtes, angenehmes Gebäude, das der Stadt eine wahre Zierde gewähret“, wie uns eine Stimme aus jener Zeit beteuert. Es iſt dies das noch beſtehende, im äußeren Ausſehen aber ganz veränderte Palais Sina. Von den anderen Baulichkeiten, die auf der Abbildung den Hohen Markt umſäumen, ſteht gleichfalls kein einziges mehr; die letzten in der Ecke links verſchwanden, als um 1850 der Bauunternehmer Galvagni als Zugang zu dem Fiſchhof den nach ihm benannten Galvagnihof, heute „Ankerhof“ erbaute.

Ein anderer Fall, der durch das Eingreifen Joſef II. ſehr viel Aufſehen und Tadel erregte, war jener des Oberſtleutnants und Rechnungsführers der ungariſchen Garde, Samuel von Szekely, der ein Mann von ſeltſamen Paſſionen geweſen zu ſein ſcheint, ſich mit alchymiſtiſchen Verſuchen viel befaßte und durch dieſe bis zur Veruntreuung ärariſchen Geldes gebracht wurde. Dem [illegible]hien das nur auf Gefängnis lautende Urteil zu milde und er verſchärfte

es 1786 dahin, daß Szekely zum Schiffziehen in Ungarn abgegeben werden solle, eine sehr harte und erst unter seiner Regierung eingeführte Strafe. Auch die Verwendung von Sträflingen aus besseren Kreisen zum öffentlichen Straßenkehren in Wien fand nicht ohne Grund vielen Tadel, da in dieser Schaustellung eine Verschärfung der Strafe lag, die mit dem einzig zulässigen Zweck der Sühne und Besserung ganz unvereinbar war.

Eine Darlegung der Wiener Verhältnisse unter Kaiser Josef II. würde eine große Lücke haben, wenn nicht in Kürze auch eine der auffälligsten Erscheinungen, die Freimaurerei, berührt würde. Es ist natürlich hier nicht der Platz, auf die ganze Entwicklung dieses Bundes näher einzugehen, welchem von mancher Seite ohne stichhältige Gründe ein sehr hohes Alter zugeschrieben wird, während zuverlässige Daten erst aus dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts in England sein Bestehen nachweisen, von wo er sich dann im Beginn des achtzehnten nach Frankreich und dem übrigen Europa verbreitete. Ebensowenig soll hier der Streit über die Bedeutung der Freimaurerei entschieden werden, die von der einen Seite als ein idealer Bund zur Beförderung der edelsten werktätigen Menschenliebe, von der anderen als eine den Staat und die Religion bedrohende umstürzlerische Sekte geschildert wird. Das letztere ist nicht bloß übertrieben, sondern auch gar nicht begründet, denn es ist bis jetzt auch kein einziges Faktum bekannt geworden, das solche Vorwürfe rechtfertigen würde, und wir wissen, daß sowohl in Österreich, solange die Freimaurerei geduldet war, wie auch in anderen Ländern eine lange Reihe von Männern dem Orden als tätige Mitglieder angehörten, die der Stellung und dem Charakter nach gewiß keine solchen Gesinnungen hegten, wie man sie den Freimaurern zuschreibt und sich einer solchen Gemeinschaft gewiß nicht angeschlossen hätten. Anderseits ist aber nicht zu übersehen, daß die hohen Ziele der Humanität und Menschenliebe, welche man dem Freimaurertum zuschreibt, ganz gewiß auch anzustreben sind ohne den Ballast geheimnisvoller Zeremonien und mystischer Formeln, mit dem es sich umgab. Was das volle Licht der Öffentlichkeit scheut und sich hinter fratzenhafter Geheimniskrämerei verbergen zu müssen glaubt, weckt den Verdacht unlauterer Bestrebungen auch dann, wenn der Kern der Sache ein ganz löblicher ist, wie es bei den Freimaurern der Fall war.

Nach Wien kam die Freimaurerei kurz nach dem Regierungsantritt Maria Theresias. Im Jahre 1742 läßt sich schon der Bestand einer „Loge" nachweisen, wie man die einzelnen Lokalverbände des großen Freimaurerbundes nennt. Sie führte den Namen „zu den drei Kanonen", die von einer schlesischen Loge abstammte, denn in Breslau und Troppau bestanden schon mehrere Dezennien früher freimaurerische Verbindungen. Die Wiener Loge „zu den drei Kanonen", welche ihren Sitz in dem seit mehreren Jahren verschwundenen Margaretenhof am Bauernmarkt hatte, soll ihr Entstehen dem Gemahl Maria Theresias, dem Großherzog Franz von Lothringen und Toskana verdanken, der in den Niederlanden dem Orden beitrat und als eifriger „Bruder" galt, in England auch die höheren Grade erhielt, welche in dieser Vereinigung üblich sind. Ein sogenanntes „Konstitutionsbuch" der Freimaurer aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts enthält folgenden Satz: „Der Freimaurer ist als solcher verbunden, dem Sittengesetze zu gehorchen; und wenn er seine Aufgabe recht versteht, so wird er weder ein stumpfsinniger Gottesleugner, noch irregeleiteter Wüstling sein. Obwohl nun die Maurer in alten Zeiten in jedem Lande verpflichtet wurden, von der Religion dieses Landes oder dieser Nation zu sein, so wird es jetzt doch für dienlicher erachtet, sie allein zu der Religion zu verpflichten, worin alle Menschen übereinstimmen oder Männer von Ehre und Rechtschaffenheit zu sein, durch was immer für Benennungen und Überzeugungen sie verschieden sein mögen."

Dieſe Grundſätze mußten das Freimaurertum in einen Gegenſatz zu den kirchlichen Gewalten bringen und in der Tat verhing ſchon Papſt Clemens XII. mit der Bulle vom 27. April 1738 den Bann über alle Freimaurer. Dem kirchlichen Einfluß folgend, vielleicht auch perſönlichen Gründen nachgebend, trat Maria Thereſia mit Strenge gegen die Freimaurer auf, obwohl oder vielleicht weil ſie wußte, daß auch der Gatte ihnen angehöre. Nur unter der größten Vorſicht konnten die Verſammlungen in wechſelnden Lokalen abgehalten werden. Trotzdem kam die Behörde in Kenntnis einer ſolchen und am 7. März 1743 drang die Polizei auf Betreiben des Erzbiſchofs Kollonitſch in das Lokal der Loge „zu den drei Kanonen“ während einer Sitzung ein und eine namhafte Anzahl von Mitgliedern aus den vornehmſten Kreiſen, darunter die Grafen Starhemberg und Trautmannsdorf, ein Baron Tinti u. ſ. w. wurden verhaftet. Gehörten doch dieſer erſten Wiener Loge faſt ausſchließlich hohe Adelige, Beamte und Offiziere an, wie der Oberſtkanzler Graf Seilern, ein Prinz Konſtantin von Heſſen-Rheinfels, der Generalmajor de la Cerda und Angehörige der bedeutendſten Adelsfamilien. Ob jene Tradition richtig iſt, nach welcher Großherzog Franz ſelbſt in der verhängnisvollen Verſammlung war und ſich nur mit knapper Not der Verhaftung entziehen konnte, iſt nicht ganz ſicher und wohl eher zu verneinen, da mancher novelliſtiſche Zug, mit welchen man dieſe Affaire ausſtattet, ſtarke Bedenken gegen die Wahrheit erregen muß.

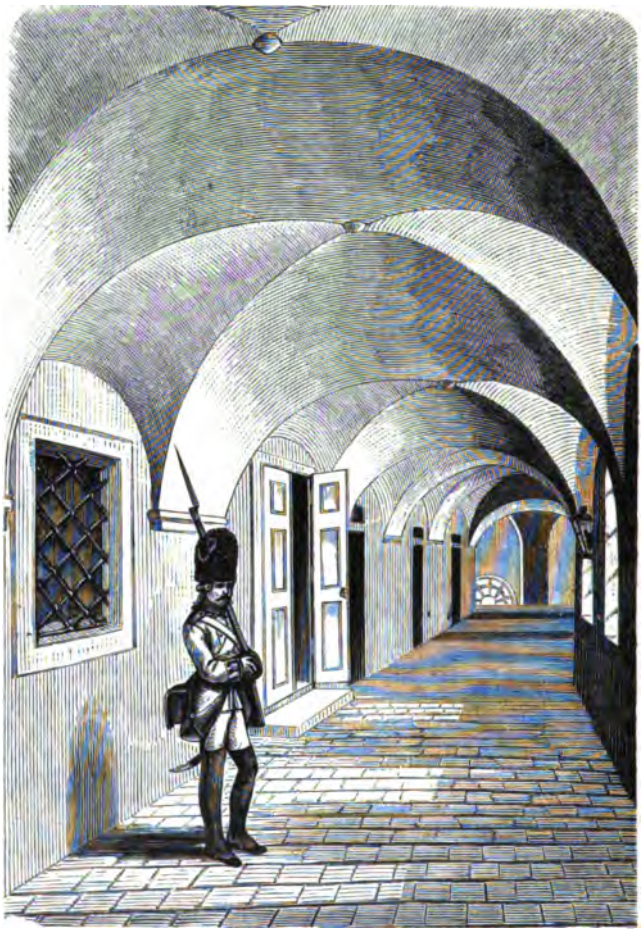
Von einer gerichtlichen Verfolgung konnte natürlich bei der ſozialen Stellung der Mitglieder keine Rede ſein, ja die Loge „zu den drei Kanonen“ bildete ſich ſofort wieder, und obwohl 1751 eine Bulle Papſt Benedikt XIV. den Kirchenbann erneuerte, kam 1754 eine zweite Loge „Friedrich zu Hannover“ dazu, die aber trotz des Grundſatzes „allgemeiner Bruderliebe“ ſofort in Konflikt mit der älteren Schweſterloge kam. Auch ein ausdrückliches Verbot der Freimaurerei, das 1764 die Kaiſerin erließ, angeblich weil ſie deren Verſammlungen als Stätten und als Vorwand verbotener Freuden beargwöhnte, blieb erfolglos, denn ſchon 1771 erfolgte die Gründung einer dritten Loge „zum heiligen Joſef“ und zur Zeit ſeines Todes fungierte Kaiſer Franz I. als Großmeiſter der alten Loge „zu den drei Kanonen“.

Schon in den letzten Jahren der Mitregentſchaft konnten die Freimaurer auch in Wien ziemlich ungehindert ihren „Arbeiten“ obliegen, wie in ihrem Jargon die Verſammlungen hießen, in welchen es nach dem Zeugnis einiger Gedichte von Blumauer, der ſelbſt dem Bunde angehörte, meiſt recht geſellig zuging. Nach dem Regierungsantritt Joſef II. fielen alle Beſchränkungen, es entſtanden mehrere neue Logen — zur „gekrönten Hoffnung“, „zum Palmbaum“, zu den „drei Adlern“, „zur Beſtändigkeit“, zur „Wohltätigkeit“, zu den „drei Feuern“, in welchen aber zum Teil die frühere exkluſive geſellſchaftliche Auswahl der Mitglieder nicht mehr gewahrt werden konnte, ſo daß ſich die hervorragenderen Männer Wiens in der Loge zur „wahren Eintracht“ vereinigten, welche die geiſtige und geſellſchaftliche Elite des Wiener Freimaurertums in der Joſefiniſchen Zeit enthielt. Ihr gehörten der Hochadel und die Würdenträger an, wie der Oberſtſtallmeiſter Johann Karl Graf Dietrichſtein, die Fürſten Liechtenſtein und Paar, die Grafen Saurau, Eſterhazy, Palffy, Thun, Starhemberg, aber auch die bedeutendſten Männer der Wiſſenſchaft und Literatur, wie der Numismatiker Abbé Eckhel, Hofrat von Sonnenfels, der Exjeſuit, Bibliograph und Dichter Michael Denis, der gelehrte Hofrat Birkenſtock, Hofrat von Greiner (der Vater der Karoline Pichler), Alxinger, Blumauer, Ratſchky, Retzer, die Meiſter der Tonkunſt Joſef Haydn und Mozart und endlich der Neger Angelo Soliman, eine ſo

interessante Persönlichkeit der Wiener Gesellschaft jener Tage, daß sie wohl einige Worte verdient. Er war im Jahre 1721 als Sohn eines kleinen Häuptlings im Inneren Afrikas geboren, fiel bei einem Raubzug in die Gewalt eines Nachbarstammes und wurde dann, da er ein selten schöner Knabe war, mehrmals verhandelt, bis er nach Messina kam, wo er getauft wurde und den Namen Angelo Soliman statt seines angeblich ursprünglichen Mmadi Make annahm. Dort sah ihn der in Sizilien kommandierende Feldmarschall Fürst Georg Christian von Lobkowitz, der den jungen Neger in sein Haus nahm und unterrichten ließ, wobei Angelo Soliman nicht nur Fleiß, sondern auch eine seltene Fassungsgabe bewies. Nach Beendigung des Krieges kam der Neger mit Lobkowitz nach Wien, und als dieser starb, in das Haus des Fürsten Wenzel Liechtenstein, der großen Gefallen an ihm gefunden hatte und ihn auf allen Reisen, z. B. zur Krönung Josef II. nach Frankfurt mitnahm, wo Angelo durch seine männliche Schönheit, die trotz der dunklen Hautfarbe nichts vom Negertypus an sich hatte, sowie durch seine Kenntnisse und freien Umgangsformen allgemeines Aufsehen erregte. Er hatte sich in Wien auch verheiratet und seine Tochter Josefine, eine schöne Mulattin, heiratete später einen Freiherrn von Feuchtersleben und wurde die Mutter des Dichters und Staatsmannes Ernst Freiherr von Feuchtersleben. Nach dem Tode des Fürsten Wenzel kam Angelo Soliman in das Haus des Neffen Fürst Franz Josef Liechtenstein, der ihm die Erziehung seines Sohnes Alois anvertraute. Er verkehrte stets in der besten Gesellschaft, die in dem Neger wegen seiner geistigen Vorzüge einen vollkommen gleichstehenden Genossen ehrte, und trieb bis in sein hohes Alter ernste Studien, unter welchen er besonders die Geschichte bevorzugte. Ein Schlagfluß machte am 21. November 1796 seinem Leben ein Ende, seine Abenteuer schlossen aber mit dem Tode noch nicht ab. Seine stattliche körperliche Erscheinung war in Wien so berühmt, daß der damalige Direktor des naturhistorischen Hofkabinettes Eberle auf den wunderlichen und — gelinde gesagt — pietätlosen Gedanken geriet, den Körper als Vertreter der schwarzen Rasse in diese Sammlung einzureihen. Der arme Angelo Soliman wurde durch den Bildhauer und Medailleur Thaler präpariert, der nach Gipsabgüssen des Körpers und Kopfes ein Tonmodell herstellte, das man mit der Originalhaut des berühmten Negers überzog. In dieser Gestalt schmückte der geistreiche gefeierte Mann, mit einer Federkrone und Blätterschurz angetan, die „zoologische" Abteilung des Hofkabinettes in Gesellschaft mehrerer anderer „ausgestopfter" Menschen verschiedener Rassen. Als Direktor Schreibers die Direktion der Sammlung antrat, hatte er den guten Geschmack, diese Repräsentanten der Familie Homo sapiens entfernen zu lassen und sie führten nun durch Jahre ein ungestörtes Stilleben in einem unter dem Dach des linksseitigen Traktes am Josefsplatz gelegenen Depot. Dort fanden sie am 31. Oktober 1848 durch einen „Feuerzauber" den ihrer Abstammung würdigen Untergang. Ein durch das Bombardement der Stadt unter Fürst Windischgrätz entstandener Brand äscherte den größten Teil des Daches ein und verzehrte auch die Überreste Angelo Solimans und der anderen „ausgestopften Menschen".

Zu den Freimaurern zurückkehrend, muß konstatiert werden, daß Kaiser Josef nie selbst Freimaurer war, wie vielfach behauptet wird. Man kann sogar kaum von deren Begünstigung, sondern nur von einer Duldung sprechen, die er ihnen widerfahren ließ. Als sich gegen die Mitte der Achtzigerjahre die Logen mehrten und sich in einzelne derselben zweifelhafte Elemente eindrängten, die den Mystizismus und die absurden Zeremonien entarteter freimaurerischer Sekten, wie der Rosenkreuzer, einbürgern wollten oder poli[illegible]ssige Ideen vertraten, wie die Illuminaten, griff der [illegible] selbst u[illegible]all

aller echten und beſonnenen Maurer ein, um den Übelſtänden Einhalt zu tun. Ein Kabinettsſchreiben vom 16. Dezember 1785 ſichert den Freimaurern Duldung zu, jedoch mit dem Vorbehalt, daß eine Reform der Wiener Logen durchgeführt und Roſenkreuzer und Illuminaten davon ausgeſchloſſen werden. Einige Sätze dieſes Erlaſſes ſind charakteriſtiſch für die Stellung des Kaiſers zum Freimaurertum und ſie verdienen um ſo mehr hier eingerückt zu werden, als ſie in mancher



Der Kontrollorgang. (S. 307.)

Beziehung tatſächlich den Kern der ganzen Frage bloßlegen. Der Eingang dieſes merkwürdigen Erlaſſes lautet: „Da nichts ohne eine gewiſſe Ordnung in einem wohlgeordneten Staate beſtehen ſoll, ſo finde ich nöthig folgende meine Willensmeinung zur genauen Beobachtung anzugeben: Die ſogenannten Freimaurer-Geſellſchaften, deren Geheimniſſe mir ebenſo unbewußt ſind, als ich deren Gaukeleien zu erfahren wenig vorwitzig jemals war, vermehren und erſtrecken ſich jetzt ſchon auf alle kleinſten Städte; dieſe Verſammlungen, wenn ſie ſich [illegible] verlaſſen und unter keiner Leitung ſind, können in Ausſchweifungen,

die für Religion, Ordnung und Sitten allerdings verderblich sein können, besonders aber bei Oberen in eine fanatisch enge Verknüpfung in nicht ganz vollkommene Billigkeit gegen ihre Untergebenen, die nicht in der nämlichen gesellschaftlichen Verbindung mit ihnen stehen, ganz wohl ausarten oder doch wenigstens zu einer Geldschneiderei werden. Vormals und in anderen Ländern verbot und bestrafte man die Freimaurer und störte ihre in den Logen abgehaltenen Versammlungen, weil man von ihren Geheimnissen nicht unterrichtet war; mir, obschon sie mir ebenso unbekannt sind, ist genug zu wissen, daß von diesen Freimaurer-Versammlungen dennoch wirklich einiges Gute für den Nächsten, für die Armuth und Erziehung schon ist geleistet worden, um so mehr für sie, als je in einem Lande noch geschehen ist, hiemit zu verordnen, nämlich, daß selbe, auch unwissend ihrer Gesetze und Verhandlungen dennoch, so lange sie

Das Glacis gegen die Wieden. (S. 317.)

Gutes wirken, unter den Schutz und die Obhut des Staates zu nehmen und also ihre Versammlungen förmlich zu gestatten sind, jedoch ist folgende meiner Vorschriften genau zu beobachten." Nun folgen die Bestimmungen über die Zahl der Logen, Sitz derselben und Verbot der Winkellogen. Der Erlaß des Kaisers verletzte vielfach durch die Schärfe einzelner Ausdrücke und wegen der Eingriffe in die innere Organisation des Ordens; er rief auch ziemlich gereizte Entgegnungen hervor. Besonnene Freimaurer aber gaben die Notwendigkeit einer Reform zu. So heißt es in den „Briefen eines Biedermannes an einen Biedermann": „Einige bilden sich ein, daß wir Geld machen können, Andere schreiben uns das Arcanum einer Lebenstinctur zu, durch die wir unser Leben Jahrhunderte hinaus verlängern. Viele lassen sich es auch wohl nicht aus dem Kopfe bringen, daß wir die höheren Geister beschwören können und daß uns alle verborgenen Schätze zu Gebote stehen. In jeder Loge gibt es Geldmacher, Geisterbeschwörer und sogar auch Schatzgräber und ich habe es aus dem Munde eines Buchhändlers gehört, daß mystische Bücher un[illegible]ischer, schon zu Maculatur gewordener Unsinn, nun [illegible]id."

Über diese mit der Geheimniskrämerei des Freimaurertums zusammenhängenden Verirrungen und die auch im Erlasse des Kaisers angeklungene Herausbildung eines Kotterieunwesens spricht auch Karoline Pichler, deren Vater, Hofrat Greiner, selbst ein eifriger Freimaurer war, in sehr bezeichnender Weise: „Der Orden der Freimaurer trieb sein Wesen mit einer fast lächerlichen Öffentlichkeit und Ostentation in Wien. Freimaurerlieder wurden gedruckt, componirt und allgemein gesungen; man trug Freimaurerzeichen als joujoux an den Uhren, die Damen empfingen weiße Handschuhe von Lehrlingen und Gesellen und mehrere Mode-Artikel, wie die weißatlassenen Muffe mit dem blauumsäumten Überschlage, der den Maurerschurz vorstellte, hießen à la franc-maçon. Viele Männer ließen sich aus Neugierde aufnehmen, traten dann, wenn der frère terrible („der schreckliche Bruder", eine bei den Aufnahms-Ceremonien thätige Ordens-Charge) nicht gar zu übel mit ihnen umsprang, in den Orden und genossen wenigstens die Freuden der Tafel-Logen, Andere hatten andere Absichten. Es war damals nicht unnützlich, zu dieser Bruderschaft zu gehören, welche in allen Collegien Mitglieder und überall die Vorsteher, Präsidenten und Gouverneure in ihren Schoß zu ziehen verstanden hatte. Da half ein Bruder dem anderen und wie man von dem würdig geheimnisvollen Orden der Pythagoräer erzählt, ging es hier auf unwürdigere und minder geheimnisvolle Weise zu. Die Bruderschaft unterstützte sich überall, wer nicht dazu gehörte, fand oft Hindernisse und das lockte natürlich. Wieder Andere, die ehrlicher oder beschränkter waren, suchten mit gläubigem Sinn höhere Geheimnisse und glaubten Aufschlüsse über geheime Wissenschaften, über den Stein der Weisen, über den Umgang mit Geistern in dem Orden zu erhalten. Da gab es allerlei Arten und Abtheilungen in der Maurerei, Rosenkreuzer, Templer, schottische Maurer u. s. w., und endlich sogar die Illuminaten, und es war damit in den letzten Jahren der Regierung Kaiser Josefs großer Spektakel und wohl auch großer Unfug getrieben worden. Indessen wäre es undankbar, nicht auch das wenige Gute, das diesem an sich trübem Quell entfloß, zu erwähnen."

Auf die von Karoline Pichler hier erwähnten Schattenseiten des Freimaurerwesens lenkte besonders der Prozeß des schon erwähnten Oberstleutnants Szekely die Aufmerksamkeit. Er gehörte zu einer jener Abarten des Freimaurerwesens, die sich mit Alchymie und ähnlichen Torheiten befaßte, welchen er sein Vermögen und durch Angriffe auf die anvertraute Kasse dann auch seine Ehre opferte. Alle Versuche einflußreicher Logenbrüder ihn zu schützen, scheiterten an dem unbeugsamen Entschluß des Kaisers, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Die von Josef II. geforderte Reform ward von den überzeugten Anhängern der Freimaurerei in Wien sofort in Angriff genommen und führte zu einer Verschmelzung der vielen bestehenden Logen in zwei, jene zur „Wahrheit" und zur „neugekrönten Hoffnung", in welchen nun strenge auf Einhaltung der eigentlichen Satzungen und Fernhaltung aller unklaren Abarten geachtet werden konnte. In dieser Form blieben die Logen unter Kaiser Leopold II. unbehelligt. Als sich aber nach dem Ausbruche der französischen Revolution die Stimmung der Regierungskreise und sogar eines großen Teiles der Bevölkerung mißgünstig gegen alle solche mit dem Anschein des Geheimnisvollen umgebene Verbindungen kehrte — eine Stimmung, die dadurch Nahrung erhielt, daß die meisten der später zu erwähnenden „österreichischen und ungarischen Jakobiner" Freimaurer waren — ging aus deren Mitte selbst, ohne behördliches Verbot, die Anregung aus, die „Arbeiten" einzustellen. Noch immer gehörten zu den in Wien bestehenden zwei Logen sehr angesehene Männer in einflußreichen Stellungen, wie der Vizepräsident der Justizstelle, Baron Schloißnigg, der General Freiherr von Unterberger, der frühere Lehrer Kaiser Franz II. und viele andere,

welchen Umsturzideen zuzutrauen geradezu läppisch gewesen wäre. Um aber der Zeitströmung Rechnung zu tragen, die sogar in dem eigentlich ziemlich albernen Text zu Mozarts „Zauberflöte“ eine Symbolik der Revolution zu wittern glaubte, überreichten die „Meister vom Stuhle“ der zwei Wiener Logen dem Kaiser ein Memoire, daß man beschlossen habe, „die Arbeiten und Versammlungen einstellen zu wollen, um in bezug auf dieselben Seine Majestät einen, wenn auch nur den kleinsten Teil Ihrer Regierungssorgen zu beseitigen“. Kaiser Franz II. billigte diesen Schritt mit dem Zusatze: „Vielleicht kommen bald wieder ruhigere Zeiten.“ Damit war eigentlich die Rolle des Freimaurertums im öffentlichen und gesellschaftlichen Wien zu Ende, mit Ausnahme kurzer Episoden während der französischen Invasion von 1809 und im Jahre 1848. Spätere Versuche, es wieder einzubürgern, scheiterten am Einspruch der Behörden, die das Geheimnisvolle, mit dem sich den Satzungen entsprechend die inneren Vorgänge dieses Bundes umgaben, als mit dem geltenden Vereinsgesetz unvereinbar erklärten. Die schönen und das offene Tageslicht nicht scheuenden Grundsätze der Brüderlichkeit und Menschenliebe werden nun ohne die Beigaben eines teils unverständlichen, teils kindischen Zeremonienkrames von einem aus den Kreisen der letzten österreichischen Freimaurer hervorgegangenen „nichtpolitischen“ Verein gepflegt, der den bezeichnenden Namen „Humanitas“ führt und als Werk tätiger Menschenliebe das segensreich wirkende Kinderasyl im Kahlenbergerdorf in das Leben rief.

Hatten auch manche seiner überstürzten, mit den Anschauungen und Gewohnheiten des Volkes nicht rechnenden Maßregeln des Kaisers in den Augen der Mitlebenden sein Bild etwas verdunkelt, so weckten doch andere Seiten seines Wesens stets wieder die alte Verehrung für ihn. Seine rastlose Pflichterfüllung, sein Streben, alle Übelstände zu erkennen und zu beheben, wobei er keine Unbequemlichkeit und keine Mühe scheute, sie blieben dem Volke nicht unbekannt und der bekannte österreichische Stoßseufzer bei jedem Ungemach und Unrecht: „Wenn das der Kaiser wüßte!“ ist gewiß in den Tagen Josef II. entstanden, bei dem man die Bereitwilligkeit, alle Mißbräuche abzustellen, voraussetzte. Noch aus den letzten Tagen seines Lebens existieren ziemlich voluminöse Bücher, gefüllt mit solchen einzelnen Zügen aus seinem Leben und seiner Regierung, die alle sein Bemühen, Recht und Ordnung zu schaffen, die Unschuld zu schützen, der Not abzuhelfen und die Schuld zu bestrafen ohne Ansehen der Person und des Standes, illustrieren. Mag sein, daß die Tradition und die schaffende Phantasie des Volkes, die sich mit keiner anderen fürstlichen Gestalt so viel und so liebevoll befaßte, manchen dieser Züge umgestaltete, mit dem Rankenwerk der Legende umgab oder auch erfand; gerade darin läge ein Beweis, wie tief seine ganze Persönlichkeit vom Bewußtsein des Volkes erfaßt und gehegt wird.

Natürlich haben sich einzelne Vorgänge besonders scharf dem Gedächtnis der Masse eingeprägt. Dazu gehört in erster Linie sein Walten im „Kontrollorgang“ (Bild S. 304). Es ist dies ein ziemlich kahler, noch heute in der ursprünglichen Gestalt erhaltener gewölbter Gang im ersten Stockwerk des Leopoldinischen Traktes der Hofburg, über der Hauptwache. An diesem lag in den Tagen Kaiser Josef II. sein Arbeitskabinett und an dieses stießen die Bureaus seiner Sekretäre und der Kabinettskanzlei. Ohne daß eine Meldung oder irgend eine andere Förmlichkeit zu erfüllen gewesen wäre, ohne daß eine besondere Zeit bestimmt war, konnte sich jedermann, der dem Kaiser selbst eine Bitte oder Beschwerde vorzubringen wünschte, in den Vormittagsstunden im Kontrollorgang einfinden, wo ein Grenadierposten die Ordnung [illegible] erhielt und darauf sah, daß sich die Bittsteller genau nach der Zeit ihr[illegible] ohne Rücksicht auf Rang oder Kleidung aufstellten. Erlaubte es d[illegible] dem er sich

beschäftigte oder meldete man, daß sich der Gang mit Petenten fülle, so unterbrach der Kaiser, oft mehrmals an einem Vormittag, seine Arbeit, um sich auf den Kontrollorgang zu begeben. Mit aufmunternder Freundlichkeit hörte er hier die verschiedensten Anliegen an, sein Benehmen stets nur nach dem vorgebrachten Gegenstand, nie aber nach dem Kleid oder Auftreten des Bittstellers richtend. So konnte es wohl geschehen, daß er geduldig die weitschweifigen Klagen eines alten Mütterchens anhörte, das den Sohn vom Militär losbitten wollte, dagegen aber schroff die fast mit Anmaßung vorgebrachten Ansprüche einer geputzten und geschminkten Dame auf eine außergewöhnliche Begünstigung zurückwies, die sie mit angeblichen Verdiensten ihrer Familie zu begründen glaubte. Wahres Verdienst, unverschuldete Not, gekränkte Unschuld entließ der Kaiser nie ohne die tröstende Zusage rascher Hilfe, die er auch, wenn die Umstände es zuließen, sofort eintreten ließ. Dagegen kargte er auch nicht mit scharfen Abfertigungen, wenn Aufgeblasenheit, Lüge oder Heuchelei sich ihm zu nahen wagten. Zahllos sind die von der Überlieferung bewahrten treffenden Antworten, die Josef II. schlagfertig sofort auf die verschiedensten im Kontrollorgang an ihn gestellten Anliegen fand, wobei er über eine ganze Stufenleiter des Ausdruckes von herzenswarmem Trost und gütiger Zusage bis zu kalter Zurückweisung und bitterem Spott verfügte. Aus allen Teilen der weiten Monarchie kamen die Leute mit ihren Anliegen in den Kontrollorgang, sicher, hier unbefangene Prüfung ihrer Klagen, großmütige Hilfe in ihrer Not zu finden. Nicht den Kaiser bloß suchten und fanden sie, sondern den Freund und „Vater" des Volkes, wie er sich selbst am liebsten nannte. Fand jemand nicht den Mut, seine Angelegenheit im Beisein anderer vorzubringen oder handelte es sich um heikle Dinge, so berief ihn der Kaiser in sein Kabinett, damit er unbehindert von allen Rücksichten sein Herz ausschütten, die schwer beladene Seele erleichtern konnte. Das Andenken Josef II. ist im Erinnern des Volkes untrennbar mit seinem Walten im Kontrollorgang verbunden und nie erscheint er ruhmvoller als in diesen Stunden, wo er sich unter die Mühseligen und Beladenen mengte, um zu helfen und zu trösten.

Eng verknüpft damit sind auch seine einsamen Spaziergänge in einfacher Kleidung, die er oft unternahm, um sich von einzelnen Übelständen, dem Leben und Treiben, den Freuden und Leiden, der Stimmung des Volkes zu überzeugen. Keine Unbilden des Wetters, keinen Weg und selbst keine Gefahr scheute er in solchen Fällen; die einsamen Stätten des Elends wie die verborgenen Höhlen des Lasters suchte er auf, um mit eigenen Augen zu sehen und mit eigenen Ohren zu hören, wie das eine zu beheben, das andere zu bekämpfen sei. Auch darüber kursieren zahllose Erzählungen im Volke, die gerne vornehm als „Geschichtchen" belächelt werden. Viele davon sind aber vollkommen beglaubigt und alle fügen sich dem Bilde eines Monarchen ein, der trotz mancher Irrtümer dadurch verehrungswürdig ist, daß er der hohen Auffassung von seinem Regentenamt, das ihn zum Wohltäter der Allgemeinheit, zum Schützer auch des geringsten seiner Untertanen machte, sich selbst, sein Leben, seine Gesundheit und jede Freude, jeden Genuß zum Opfer brachte, die auch die Tage des Ärmsten verschönern. Vor dieser Seite seines Wesens, die doch im Ernste nicht bestritten werden kann, treten die Irrtümer und Mißgriffe Josef II. weit zurück, sie erklärt es auch, daß er einen unverlierbaren Platz im Erinnern des Volkes einnimmt, das mit der schwindenden Zeit stets wärmer und inniger wird.

In den letzten Lebensjahren des Kaisers häuften sich die Schwierigkeiten im Innern des Reiches und auch in der äußeren Politik, an deren Herbeiführung der Kaiser nicht ohne Schuld war. In Ungarn war schon in der letzten Regierungszeit Maria Theresias das frühere gute Einvernehmen gestört und seit 1764 kein Landtag mehr einberufen worden. Nur der Hochadel stand unbedingt

Kaiser Joſef II. im Kontrollorgange.

zur kaiserlichen Regierung, der gerade in Ungarn sehr einflußreiche mittlere und kleine Adel machte schon unter Maria Theresia Opposiiton, die noch einen schrofferen Charakter annahm, als Josef II. ohne Befragung eines Landtages ein neues Steuersystem einführte, das Deutsche als Amts- und Verkehrssprache aufzwingen wollte und schließlich, erbittert über den Widerstand, die Komitatsverfassung zu beseitigen strebte, die zwar viele Übelstände mit sich brachte, in welcher das ungarische Volk aber nicht mit Unrecht das stärkste Bollwerk der Freiheit des Landes sah. In Ungarn stieg die Mißstimmung auf eine gefährliche Höhe, in Siebenbürgen brach aber ein furchtbarer Aufstand der walachischen Bauern aus, die unter der Vorspiegelung ihrer Führer Horja und Klocska, der Kaiser billige es, weil die adeligen Grundherrn seine Feinde seien, die furchtbarsten Greueltaten verübten. Das geringe Verständnis, das Kaiser Josef II. für die Bedeutung ererbter und tief in das Volksbewußtsein eingewurzelter ständischer Rechte und Privilegien hatte, ja die völlige Mißachtung, die er, wie diese ganze Periode des sogenannten „aufgeklärten Absolutismus", gegen eine Teilnahme des Volkes an den Staatsgeschäften bewies, verleitete ihn auch, in den österreichischen Niederlanden die alte ständische Verfassung — nach den Eingangsworten die „joyeuse entrée" genannt — beseitigen zu wollen. Hier stieß er auf einen hartnäckigen Widerstand; die Vermittlungsversuche des Statthalterpaares, seines Schwagers Albert von Sachsen-Teschen und seiner Schwester Maria Christine mißlangen, der Kaiser berief sie zurück, aber der zuerst nur vom Adel und der durch die kirchlichen Reformen gereizten Geistlichkeit ausgehende Einspruch nahm immer drohendere Formen an, verbreitete sich über das ganze Land und ging in offenen Aufruhr über.

Diese schwierigen Verhältnisse in einzelnen Teilen des weit gestreckten Reiches waren um so mißlicher, als auch die Lage der Monarchie nach außen durchaus nicht ohne Gefahren war. Josef II. wiederholte den Fehler seines Großvaters, des Kaisers Karl VI., indem er durch ein Bündnis mit Rußland, dessen letztes Ziel die Vertreibung der Türken aus Europa sein sollte, die Kräfte des Staates für die Zwecke Rußlands engagierte, das schon damals für Österreich viel gefährlicher war, als es die ohnmächtige Türkei je mehr sein konnte. Das erste Kriegsjahr von 1788 verlief so ungünstig wie nur möglich; der schrankenlose Einfluß, welchen Feldmarschall Graf Lascy übte, erwies sich in jeder Hinsicht von übelster Wirkung. Die langgestreckte Stellung erschwerte jede kräftige Offensive, gegen die entschlossenen Vorstöße der Türken konnten nicht einmal die eigenen Grenzen behütet werden und fast das ganze Banat ging an sie verloren. Der Kaiser hatte, obwohl er schon leidend war, doch an dem Feldzug teilgenommen und kehrte im Spätherbst, tief ergriffen von den Mißerfolgen und mit siechem Körper nach Wien zurück. Erst als sich die volle Unfähigkeit der Heeresleitung ganz klar herausgestellt hatte und die allgemeine Stimme laut nach Laudon rief, stellte man diesen an die Spitze der Armee und obwohl schon ein Greis, wußte er doch sofort die ganze Kriegführung durch seinen Feuergeist zu beleben. In Wien hatte man die anfängliche Zurücksetzung des alten Lieblings schwer getadelt und als mit Ausnahme einiger Erfolge der linken Flügelarmee unter dem Prinzen Josias von Sachsen-Hildburghausen fast nur Hiobsposten vom Kriegsschauplatz eintrafen, machte sich der Unwille öffentlich Luft. Erst die Berufung Laudons stellte die Zuversicht wieder her und ein rasch improvisierter Gassenhauer mit dem Refrain:

„Laudon! Laudon! Laudon taucht an!"

bewies das große Vertrauen, das die öffentliche Meinung in den alten Helden setzte. Er rechtfertigte es glänzend. In einem kurzen Feldzug warf er die Türken

über die Donau und Save und nach ſechswöchentlicher Belagerung fiel am 12. Oktober 1789 Belgrad in ſeine Hände. In Wien erregte dieſer herrliche Erfolg einen beiſpielloſen Enthuſiasmus, der ſich in einer raſch improviſierten glänzenden Beleuchtung Luft machte. Die Wiedergewinnung Belgrads, die als Ausgangspunkt einer glücklicheren Kriegführung galt, war der letzte helle Lichtſtrahl, der in das durch unheilbare Krankheit, ſchwere Mißerfolge und die Verkennung ſeiner beſten Abſichten umdüſterte Gemüt Joſef II. fiel. Auch die bedrohliche Wendung der Dinge in Frankreich mußte ihn mit ſchwerer Sorge erfüllen. Die Ereigniſſe des Sommers und Herbſtes in Paris, die Erſtürmung der Baſtille durch das Volk, die gewaltſame Zurückführung des Hofes von Verſailles nach Paris waren Beweiſe, daß dem wohlmeinenden, aber ſchwachen König Ludwig XVI., dem Gatten der Schweſter Joſef II., die Zügel der Regierung vollkommen entglitten waren. Schon war vorauszuſehen, daß die Macht der ſiegreichen Revolution ſich gegen das Königtum kehren werde und die Sicherheit des franzöſiſchen Herrſcherpaares ſelbſt gefährdet ſei. Schon aus Sorge um die Schweſter mußte der Kaiſer von dieſen Vorgängen tief berührt werden, die ihm zudem auch den einzigen Rückhalt, den er in ganz Europa beſaß, zu rauben drohten.

Schon ſeit 1784 war der älteſte Sohn des Großherzogs Leopold von Toskana, der am 12. Februar 1768 geborene Erzherzog Franz, in Wien, um hier unter den Augen ſeines kaiſerlichen Onkels für ſeinen künftigen Herrſcherberuf erzogen zu werden. Auch die für den Erzherzog beſtimmte Braut, Prinzeſſin Eliſabeth von Württemberg, eine Schweſter der Gemahlin des Großfürſt-Thronfolgers Paul von Rußland, kam ſpäter nach Wien, um nach ihrem Übertritt zum Katholizismus ihre Erziehung im Saleſianerkloſter zu vollenden. Dieſe Verbindung war vereinbart worden, während ſich Großfürſt Paul mit ſeiner Gattin Maria Feodorowna als Gaſt des kaiſerlichen Hofes in Wien befand. Er bewohnte das Augartenpalais und war hier oft Augenzeuge der Ungezwungenheit, mit welcher ſich Joſef II. unter dem Volke bewegte, der Leutſeligkeit, mit welcher er die reſpektvollen, aber herzlich gemeinten Grüße erwiderte. Großfürſt Paul, deſſen Gemüt durch das gräßliche Ende ſeines von den Anhängern der eigenen Gattin ermordeten Vaters, des Czars Peter II., verdüſtert war und der ſpäter in Petersburg von jedem Begegnenden die Kniebeugung verlangte und deren Unterlaſſung mit der Verbannung nach Sibirien beſtrafte, konnte ſich in dieſes Verhalten des Kaiſers nicht finden. Als dieſer nun gar einmal, ſelbſt kutſchierend, einen der Gärtner im Augarten, den er auf dem Wege traf, zum Aufſteigen einlud und ihn bis zum gemeinſamen Endziel fuhr, konnte der Großfürſt einige Bemerkungen, die faſt wie Mißbilligung klangen, nicht unterdrücken. Joſef II. fand darauf die hübſche, ſo ganz ſeine Anſchauungen ausdrückende Antwort: „Wäre ich mächtiger oder beſſer geweſen, wenn ich mit ſteifem Nacken an dem tief grüßenden Untertan vorübergefahren wäre, als ſo, da ich dem braven Mann einen frohen Gedanken für ſeine ganze Lebenszeit und mir ſelbſt eine heitere Viertelſtunde verſchaffte?“

Prinzeſſin Eliſabeth, eine anmutige, geiſtvolle und heitere junge Dame, war ein beſonderer Liebling des Kaiſers. Da die Beſtimmung getroffen war, daß Erzherzog Franz am Feldzug gegen die Türken teilnehmen ſolle, gab der Kaiſer gegen Ende 1787 ſeine Zuſtimmung zu deſſen Vermählung. Sie wurde am 6. Januar 1788 in der Hofkapelle mit einem unter der Regierung Joſef II. ſeltenen Prunk durch deſſen Bruder Erzherzog Maximilian, Kurfürſt von Köln, vollzogen. Am nächſten Tage fand in den Redoutenſälen ein „Freiball“ ſtatt, der aber ſeinen Namen nicht ganz mit Recht führte, da man durch frühere Vorgänge gewitzigt, nur dem mit Karten verſehenen Publikum

Zutritt gestattete. Ein Lokalberichterstatter weiß davon folgendes zu erzählen: „Im großen Saal war ringsherum eine große Galerie erbauet, auf welcher Personen, die nicht tanzen wollten, bequem sitzen konnten, um zuzusehen. Das Orchester war oben auf einer von diesen Galerien angebracht, Herr Isaffelbeck dirigierte die Musik zu dem Tanz im ersten und Herr Hilmar zu dem im letzteren Saale. In den Nebenzimmern waren die Buffets, wo man unentgeltlich Kaffee, Thee, Punsch, Schokolade, Limonade, Mandelmilch, Gefrornes ꝛc., alle Gattungen inländischer Weine, sowie auch alle Arten von Gebratenem und Gebackenem auf das Niedlichste und zum Überfluß zubereitet erhalten konnte. Alle durch Billets dazu geladenen Freigäste waren im größten Putz. Die Frauenzimmer entweder in ihren eigenen Galakleidern oder in einer sich selbst erwählten idealischen Tracht, die Männer im weißen Domino oder in schwarzen Venetianermänteln; jedoch alles auf Befehl des Hofes ohne Larven, und die Elegants, während Deren Durchlauchtigsten Gegenwart, ganz Chapeau-bas. Die meisten Damen trugen Kleider von weißem oder farbigem Krepe, mit weißen, rothen oder schwarzen Leibchen. Die Kleider waren meistens mit Blumen-Dessins oder Maschen von Folie geziert. Manche hatten diese Dessins von farbigen Tafft, oder wirklichen Kunstblumen. Auf dem Kopf trugen sie Poufs von Atlas, Flohr oder Silber-Tock, weißen oder bunten Krep, Federn, Blumen oder silberreiche Bänder, die nebst großen Reiherfedern von dünnen schmalen Silberlahn die neueste Mode sind, vornämlich auf einem Balle bei vollem Lichterglanz ungemein brilliren. Wer Schmuck hatte, trug ihn meist auf ein breites schwarzes Sammtband gesetzt, wie Diadem, unterhalb der Pufte von Flohr, in den Haaren. Einige Damen hatten eine Art von Turban, der reich mit Perlen oder Edelgesteinen umschlungen war, aufgesetzt, Robbes à la Turque oder Turkoisen von verschiedenen Farben dazu an."

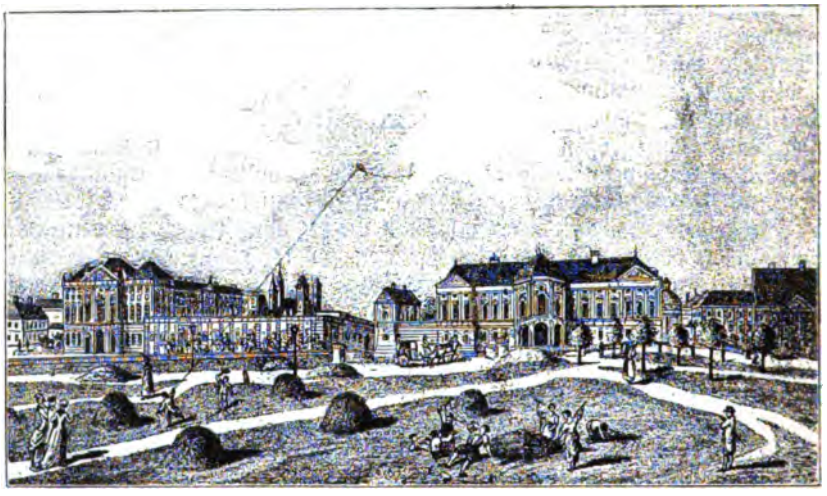
Am Tag nach diesem Fest war in beiden „Stadttheatern" freier Einlaß. Im „National-Spielhause nächst der Burg" gab man ausnahmsweise eine italienische Oper: „Axur, Re d'Ormus", welcher der ganze Hof, sammt dem hohen Adel en parure beiwohnte". Am 10. Januar schloß ein Hofball mit darauf folgender Festtafel die Festlichkeiten ab. Es waren die letzten von größerem Umfang, welchen Kaiser Josef II. beiwohnte. Am Tage der Trauung ließ er 6000 Dukaten unter die Armen von Wien austeilen, wozu er bemerkte: „Ich habe mir einige frohe Tage gegönnt, da sollen meine Wiener auch was davon haben."

So fest der Kaiser auch dazu entschlossen war, konnte er doch dem Feldzug von 1789 nicht mehr beiwohnen. Seelische Aufregungen aller Art, die Strapazen des Vorjahres in der Sumpfluft der Save hatten seine Gesundheit untergraben und ihm ein Brustleiden zugezogen, das sich mit Eintritt des Winters 1789 sehr drohend gestaltete. Doch gab er seine rastlose Tätigkeit nicht auf und an schönen Tagen konnte man ihn auf dem nach der Außenseite gelegenen Balkon des Leopoldinischen Traktes mit seinen Sekretären arbeiten sehen. Den Sommer 1789 brachte er meist in Laxenburg zu. Bei einem Spaziergang im Park begegnete er dem italienischen Dichter Casti, den er mit den Worten ansprach: „Ich werde nächstens Ihr poetisches Talent in Anspruch nehmen," worauf jener entgegnete, er wünsche sich keinen schöneren Anlaß, als die Genesung des Kaisers zu besingen. „Nein, nein, darum handelt es sich nicht," sagte Josef II. trüb lächelnd: „ich meine eine Grabschrift und als Stoff mag Ihnen dienen: Hier liegt ein Fürst, der mit den besten Absichten keinen seiner Pläne durchsetzen konnte."

Der Kaiser täuschte sich nicht mehr über seinen Zustand und suchte, so schwer es ihm auch fallen mochte, seinem Nachfolger die Wege zu ebnen. Dieser Rücksicht entsprang das Reskript vom 28. Januar 1790, worin er unter aus-

drücklicher Betonung, daß alle seine Maßregeln nur den Zweck hatten, die Wohlfahrt des Reiches zu befördern, alle für Ungarn getroffenen Gesetze widerrief, „um die öffentliche Verwaltung in Staats- und Rechtssachen vom 1. Mai d. J. vollkommen in den Stand zu setzen, in dem sich selbige befanden, als Wir im Jahre 1780 die Regierung angetreten haben". Es ist bezeichnend, daß Josef II. davon nur das „sogenannte Duldungsedikt" und das was zu Gunsten der Untertanen, „sowohl wegen derselben Behandlung als wegen des Bandes der Untertänigkeit" angewendet wurde, ausnimmt, die er beide mit Recht als seine größten und wohltätigsten Maßregeln betrachtete.

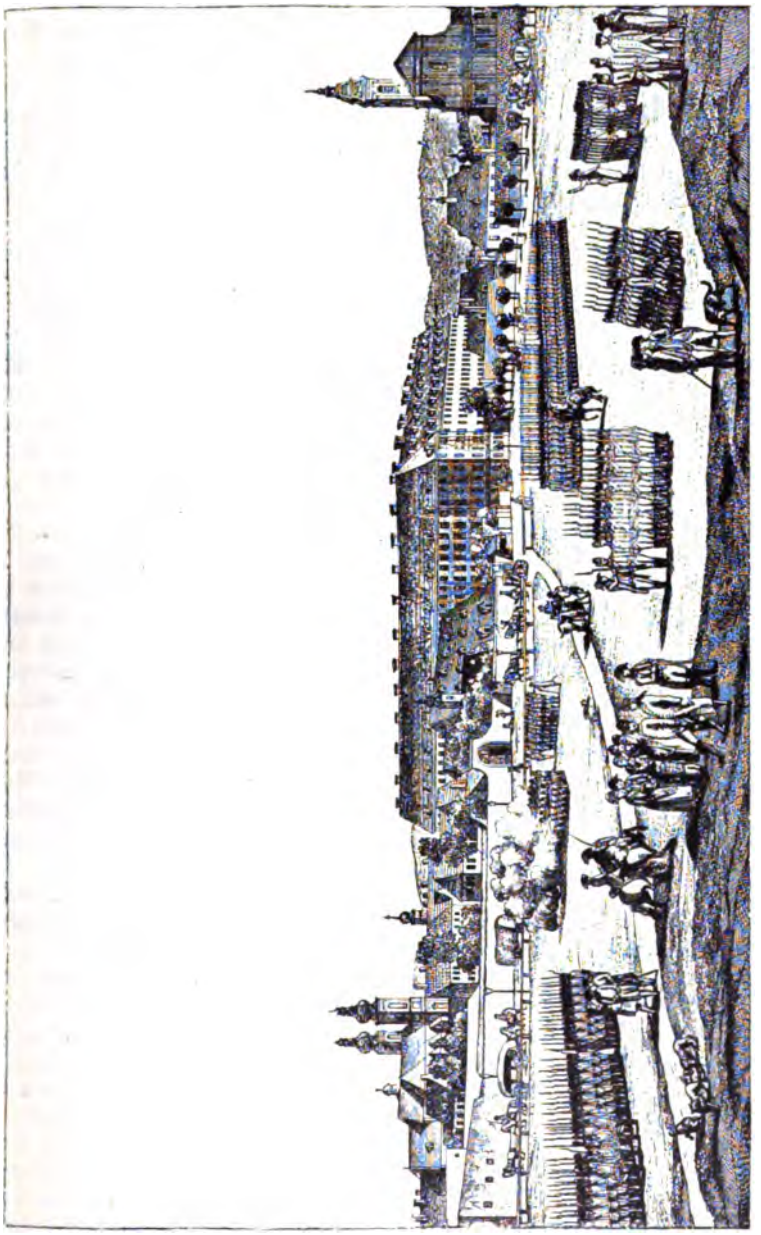
Am 5. Februar 1790 forderte er seinen Ärzten ein Gutachten über seinen Zustand ab, das auf seinen bestimmten Befehl, nichts zu verschweigen, dahin lautete, daß sein Leiden unheilbar und ihm nur mehr eine sehr kurze Lebensdauer eingeräumt sei. „Lesen Sie mein Todesurteil." sagte er lächelnd zu einem



Das Glacis gegen die Josefstadt. (S. 317.)

Herrn seiner Umgebung. Sofort benachrichtigte er seinen Bruder und Nachfolger Leopold von dem Stande der Dinge, besorgte aber mit gewohnter Pünktlichkeit weiter die Geschäfte. Am 13. Februar verschlimmerte sich die Krankheit so, daß er selbst die heiligen Sterbesakramente zu erhalten wünschte. Von nun an beschäftigte er sich damit, sich von allen ihm nahestehenden Personen zu verabschieden. Er richtete Briefe an seine Schwestern, die Königinnen von Frankreich und Neapel, an seine bewährten Freunde und Berater Kaunitz und Rosenberg, obwohl das Verhältnis zu dem ersteren in den letzten Jahren getrübt war, weil Kaunitz kein Hehl daraus machte, daß er das Verfahren gegen Ungarn und die Niederlande nicht billige. Auch jener bekannte rührende Abschied von der Armee wurde erlassen und ein ebenso herzliches als vornehmes Schreiben richtete Josef II. „an die Gesellschaft der fünf Damen, welche mich in der ihren duldeten". Es waren dies die Fürstin Eleonore Liechtenstein, deren Schwägerin Maria Leopoldine Liechtenstein, die Gräfin Leopoldine Kaunitz, die Fürstin Maria Josefa Clary und die Fürstin Maria Sidonia Kinsky, in deren Gesellschaft er in gesunden Tagen mit den Grafen Lascy und Rosenberg manchen Abend in anregender Unterhaltung zubrachte.

Nur das Verlangen seiner geliebten Nichte, ihn sehen und sich von ihm verabschieden zu dürfen, lehnte er entschieden ab, da sie ihrer Entbindung ent-



Das Glacis gegen den Alsergrund. (S. 318.)

gegen sah und er einen nachteiligen Einfluß von der Gemütsbewegung für ihr Befinden besorgte. Als endlich ihr Bitten so dringend wurde, daß man von der Aufregung schlimme Folgen fürchtete, ließ sie der Kaiser vor, sie wurde aber

von ſeinem Ausſehen, obwohl man abſichtlich das Zimmer verdunkelte, ſo ergriffen, daß ſie in Ohnmacht fiel. Zwei Tage ſpäter erfolgte eine ſehr ſchwere Entbindung, deren Folgen Erzherzogin Eliſabeth am 17. Februar erlag. Der Kaiſer war tief erſchüttert. „Und ich lebe noch!“ rief er gramvoll, faßte ſich aber ſofort, um die Anordnung für das Begräbnis der jungen Mutter zu treffen, mit dem Bemerken, daß der Leichnam nur drei Tage in der Kapelle ausgeſtellt werden ſolle, weil man den Platz für ſeinen brauchen werde.

Bis zum letzten Tage unermüdlich fortarbeitend, ſolange die ſchwindende Kraft noch währte, ſelbſt dann noch tätig, als ſich ſchon zeitweilig die Augen verdunkelten und die Hand für die Unterſchrift verſagte, ſtarb Kaiſer Joſef II. in den erſten Morgenſtunden des 20. Februar 1790, noch nicht ganz 49 Jahre alt.

Der Streit um ſeine Bedeutung, um ſeine Verdienſte, der noch heute ertönt, erhob ſich ſchon an ſeiner Bahre. Der Staatsmann und Hiſtoriker Hormayr, deſſen Jugend noch in die Zeit Kaiſer Joſefs fiel, ſchreibt über deſſen Tod: „Als bei St. Stephan die große Glocke erſcholl, ging ein eiſiger Schauer durch alle Gemüter. Aller Verblendung und aller Leidenſchaften Obſieger, der Tod, trat in ſeiner vollen Verſöhnerallmacht auf. Joſefs bis zum letzten Atemzuge unermüdbare Tätigkeit, ſein dem letzten Musketier voranleuchtendes Beiſpiel in den Peſtſümpfen Semlins, ſeine großartigen Anſtalten für Erziehung und Bildung, für die Wohltätigkeit und für den Kriegerſtand, ſeine Liebe zur Wahrheit, Tugend und zum lange vergeſſenen Volk, ſeine Schönheit und ſein edler Stolz, ſeine Leutſeligkeit, das ſchwebte auf aller Zungen.“

Die „Wiener Zeitung“ vom 24. Februar 1790 ſchließt einen längeren Artikel, in dem ſie die Vorgänge der letzten Tage beſpricht, mit den Worten: „Nachdem der Kaiſer während der Krankheit, ſowie ſein ganzes Leben hindurch alle Pflichten der Religion mit Eifer erfüllte und nur wenige Stunden vor ſeinem Tode noch verſchiedene Befehle erteilt, Vorträge angehört und Depeſchen unterfertigt hatte, verließen ihn die allmählich ganz entkräfteten Sinne und er gab ſanft und ruhig ſeinen Geiſt auf. Die Geſchichte wird ihm die Gerechtigkeit leiſten, daß er mächtige Vorurteile zum Teile glücklich beſiegt und daß er großen Wahrheiten nicht nur den Weg zum Throne eröffnet, ſondern auch einen ausgebreiteten Einfluß verſchafft hat. Er hat auch in der kurzen Zeit ſeiner Regierung ſoviele wichtige Anſtalten gemacht und ſoviele Denkmäler der Weisheit und Güte hinterlaſſen, daß der Dank der Nachkommenſchaft ſeinen Namen verewigen wird.“

Gewiß gab es in den Kreiſen jener, die an den von Joſef II. bekämpften „mächtigen Vorurteilen“ ein Intereſſe hatten oder welchen „die großen Wahrheiten“, denen er Einfluß verſchaffte, gefährlich erſchienen, auch ungünſtige Beurteiler ſeines Wirkens und ſeiner Regententätigkeit. Ein ſolcher mag der Zeitgenoſſe geweſen ſein, der etwas im Widerſpruch mit anderen Quellen ſchreibt: „Sein Tod war in der Hauptſtadt wenig oder gar nicht betrauert.“ Das galt gewiß nicht für die ganze Bevölkerung, ſondern nur für ganz engbegrenzte Kreiſe Wiens. Wie aber ſtets erſt in einiger Entfernung die ſcharfen Umriſſe und die Details eines Bildes vollkommen gewürdigt werden können, das in unmittelbarer Nähe unklar erſcheint, ſo wirkte das Andenken Kaiſer Joſef II. erſt mit voller Macht auf das Volk, je weiter die Zeit vorſchritt. Vom Glanz der Dichtung wurde es verklärt, kaum beſchäftigte eine zweite hiſtoriſche Figur die Seele des Volkes ſo mächtig, als dieſer Monarch, von dem noch heute zahlloſe Erzählungen von Mund zu Mund gehen, von welchen jede einzelne Zeugnis dafür ablegt, wie man in der Maſſe das Weſen und Wirken Joſef II. auffaßt.

[illegible] des vorigen Jahrhunderts errichtete die Dankbarkeit des [illegible]ſef II. ein herrliches Denkmal in Wien, das von der Meiſter-

hand Zauners geſchaffen wurde. Ein kleines Modell dieſes Werkes ſteht im botaniſchen Garten von Schönbrunn, ein anderes Standbild im Hofe des allgemeinen Krankenhauſes, dieſer großartigſten unter den vielen humanitären Schöpfungen, welche Wien ihm verdankt. Und als nach trüber dumpfer Zeit die erſten leider raſch verwelkenden Blüten am Baum der Freiheit ſproßten, erinnerte ſich das freudetrunkene Volk ſofort des Monarchen, der zuerſt die Bahnen der Geiſtesfreiheit eröffnet hatte. Als am 13. März 1848 die Zuſage einer Konſtitution und der Preßfreiheit erfolgt war, zog eine Schar von Männern, Bürger, Studenten und Arbeiter auf den Joſefsplatz, um den Manen des „Schätzers der Menſchen“ eine Huldigung zu erweiſen und man gab dem erzenen Standbild Joſefs eine Fahne in die Hand — ihm, dem Führer und „Vater“ des Volkes. So hat das Fühlen des Volkes inſtinktiv das Urteil gefunden, das dann viel ſpäter ein maßvoller öſterreichiſcher Hiſtoriker ausſprach: „Wer des organiſchen Entwicklungsganges der Staatsidee und der eigentümlichen Natur Öſterreichs kundig und die Zeit mit ihrem Maßſtab meſſend, all die weſentlichen Errungenſchaften der Joſefiniſchen Epoche überblickt, wie ſie, wenn gleich die Formen wechſelnd, weiter wirkten, oder abgeſchwächt, zerſetzt und aufgehoben, in unſerer Zeit wieder zu Ehren gebracht wurden; wer die ganze treibende Kraft des Joſefiniſchen Staatsgedankens erwägt und ſeine Haft als Schale vom Kerne abſtreift, muß des Herrſchers mit Achtung gedenken, welcher unter ſchwierigen Verhältniſſen in einem Jahrzehent neben Verfehltem des Richtigen und Fruchtbringenden ſo viel und mehr ſchuf, als andere glücklichere Herrſcher bei langer Regierungsdauer und der einer ganzen Epoche das Gepräge ſeiner Perſönlichkeit aufdrückte.“

Das warme Empfinden des Volkes begnügt ſich aber nicht mit der kühlen verſtandesmäßigen Achtung. Es bringt dem Monarchen, der es mit der vollen Liebe ſeines reichen Herzens umfaßte, das gleiche Gefühl entgegen, namentlich das Volk von Wien, das noch heute auf Schritt und Tritt die unvergänglichen Spuren ſeines Wirkens wahrnimmt. Am dankbarſten iſt es aber Joſef II. dafür, daß er in das öffentliche Bewußtſein die Keime großer befruchtender Ideen geſenkt hat, die manchmal in der Entwicklung gehindert, nie mehr aber ganz unterdrückt werden können. In dieſem Sinne wird ſtets das Wort eines deutſchen Denkers über Joſef II. ſeine Richtigkeit behalten: „Aus der Fackel ſeines Geiſtes iſt in Öſterreich ein Funke gefallen, der nie mehr erlöſchen wird.“

Entwicklung von Wien unter Maria Thereſia und Joſef II.

Die glänzende Architekturepoche, welche der Stadt unter Karl VI. beſchert war, ſetzte ſich unter deſſen Tochter nur noch in den letzten Ausläufern fort und ging während der Regierung des Kaiſers Joſef vollkommen zu Ende. Dem Barocko, das in Wien ſeine üppigſten Blüten trieb, folgte eine unſägliche Nüchternheit des Stiles, für welchen kein Geſetz galt als das der Nützlichkeit und das ſich von jedem dekorativen Schmuck abwendete. Die Motive dazu lieferte der kühle Klaſſizismus, und wenn ſchon von einer architektoniſchen Ausgeſtaltung die Rede ſein ſollte, entlehnte man die äußeren Formen den Bauwerken der Römer. Dieſe Richtung kam ſchon bei den Gebäuden des tüchtigſten Künſtlers jener Zeit, des Hofarchitekten und Direktors der Architekturſchule an der Akademie der bildenden Künſte, Ferdinand von Hohenberg, zum Durchbruch. Seine bedeutendſten Schöpfungen, das Palais Fries am Joſefsplatz, die Gloriette und römiſche Ruine in Schönbrunn, ſind ſchon ganz vom Klaſ[illegible] beeinflußt, zeigen aber noch einen Sinn für Schönheit der Form und [illegible]ung,

der unter ſeinen Nachfolgern faſt ganz verloren ging. Die unſägliche Nüchternheit der Joſefiniſchen Architekturperiode tritt auch bei den Profanbauten zutage, am unangenehmſten wirkt ſie aber an den Kirchen. Die frühere Waiſenhaus-, ſeit 1784 Pfarrkirche zu Maria Geburt am Rennweg, die 1784 vollendet wurde — die 1756 erbaute Piariſtenkirche zu St. Thekla auf der Wiedner Hauptſtraße — die Pfarrkirche St. Joſef in der Hundsturmerſtraße, 1768 entſtanden — die Pfarrkirche zum heiligen Ägidius in der Gumpendorferſtraße, 1770 vollendet — die Schottenfelder Pfarrkirche zum heiligen Laurentius, welche 1784 vom Schottenabt Benno erbaut wurde — ſie alle liefern unwiderlegliche Beweiſe von der Armut an architektoniſchen Ideen und Formenſinn, mit welcher man damals an ſolche Aufgaben herantrat. Der beſte kirchliche Bau aus jener Zeit iſt noch das Bethaus der evangeliſchen Gemeinde helvetiſchen Bekenntniſſes, das 1784 vom Hofarchitekten Gottlieb Nigelli, einem Schüler Hohenbergs, erbaut und 1883 einer durchgreifenden Neugeſtaltung unterzogen wurde.

Wie tief aber damals nicht bloß die künſtleriſche Schaffenskraft, ſondern auch das Verſtändnis und die Pietät für die Architekturwerke früherer Zeit geſunken war, beweiſt nichts beſſer als der allen Ernſtes auftauchende Plan, die Maria-Stiegenkirche abzubrechen, um auf deren und des Paſſauerhofes Terrain Raum für den Neubau eines — Verſatzamtes zu erhalten. Und der Magiſtrat von Wien, dem die Regierung mit Zuſtimmung des Kaiſers 1786 dieſen Vorſchlag machte, lehnte ihn zwar ab — aber nicht weil er ſich dagegen aufbäumte, eines der köſtlichſten Architekturwerke Wiens zu beſeitigen, ſondern weil der Abbruch große Koſten verurſachen würde, die aus dem Materialerlöſe nicht zu decken ſeien und da die Gemeinde „ohnehin mit den Koſten der Herſtellung des Gebäudes für die Kriminaljuſtiz (der Schranne am Hohen Markt) und des Bürgerſpitals allzu ſehr überbürdet ſei". Nur der Rückſicht auf den Kommunalſäckel verdankt Wien alſo die Erhaltung eines der herrlichſten Denkmäler der Spätgotik!

Obwohl ſich die Vorſtädte überraſchend entwickelten, trat die Frage der Wohnungsnot doch ſchon unter Maria Thereſia drängend auf. Es lag dies nicht allein in der Bevölkerungszunahme begründet. Noch immer war die Innere Stadt das Zentrum des Verkehrs und der Geſelligkeit, wohin ſich alles drängte, was zu den höheren Klaſſen gehörte; der Hochadel hatte in den Vorſtädten „Sommerſitze", ſo wie ſich heute die Reichen Villen in der Umgebung bauen, im Winter wollte man aber in der Stadt wohnen, um dem Geſchäft und Vergnügen näher zu ſein. Ganz ernſt tauchte aber ſchon damals der Gedanke auf, eine Umgeſtaltung der Stadt anzubahnen, um der Wohnungsnot abzuhelfen. Ein im Jahre 1767 vollendetes Projekt ſchlägt ſehr radikale Maßregeln vor, die aber darauf fußten, Wien des Charakters einer Feſtung zu entkleiden. Die Wälle ſollten beſeitigt, die dadurch gewonnenen Plätze verbaut, die Bauluſt durch ſehr niedere Grundpreiſe oder auch durch ganz unentgeltliche Überlaſſung der Gründe geweckt werden. Auch die Vermehrung der Brücken ſtand auf dieſem weit ausſchauenden Programm, in dem ſogar ſchon die Idee einer Überwölbung des Wienfluſſes ſpukte, mehr als hundert Jahre vor deren teilweiſer Ausführung. Maria Thereſia ſetzte unter der Leitung des ſehr tüchtigen Architekten und Hofgeometers Nagel eine beſondere Kommiſſion zur Beratung der Angelegenheit ein. Aus deren Arbeiten ging 1771 der bekannte große Nagelſche Plan von Wien hervor, dem die erſte trigonometriſch richtige Vermeſſung zugrunde lag. An dieſe ſchloſſen ſich dann die Vogelperſpektivaufnahmen von Joſef Huber, die ein anſchauliches Bild der baulichen Entwicklung Wiens gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts geben. Auf die weit ausſchauenden Pläne zur Umgeſtaltung der Stadt ließ man ſich aber nicht ein.

Noch konnte man ſich an den Gedanken einer Auflaſſung der Feſtungswerke nicht gewöhnen, obwohl eine ernſte Prüfung vom militäriſchen Standpunkte ſchon damals das Reſultat ergeben mußte, daß bei der Entwicklung der Vorſtädte und den Fortſchritten des Geſchützweſens die Verteidigungsfähigkeit Wiens eine ſehr geringe war.

Eine große Verbeſſerung ging aber doch aus den Arbeiten und Beratungen dieſer Kommiſſion hervor, indem man eine Regulierung der die Stadt umſpannenden Glacisgründe in Angriff nahm. Sie waren bisher mit Ausnahme der großen Verkehrszüge ganz ohne Straßenanlagen und ohne Nivellement, ein wüſtes Terrain, in dem es Schutthaufen, Gruben und Mulden gab, zwiſchen welchen ſich die Fußgänger den Weg ſuchen und austreten mußten, der in der Dunkelheit nicht ohne Gefahr war und bei ſchlechtem Wetter gar nicht paſſiert werden konnte. Eine Vorſtellung von dem damaligen Zuſtand gibt die Abbildung S. 305, welche das Glacis gegen die Wieden und Laimgrube zeigt. Die Ufer der Wien laſſen die Spuren der Verwüſtungen erkennen, welche dieſes tückiſche Gebirgswaſſer zu Zeiten verübt. Das Flüßchen zeigt ſich hier durch die alte Steinbrücke paſſierbar gemacht, die man ſehr übertrieben bis in das dreizehnte Jahrhundert zurückführen will. Im Jahre 1851 begann man wegen angeblicher Einſturzgefahr die Abtragung, jedoch erwieſen ſich die Pfeiler und Gewölbe ſo feſt, daß ſie mit Pulver geſprengt werden mußten. Man erſetzte ſie durch eine Holzjochbrücke, neben welcher aber ſofort der Bau der ſchönen 1854 eröffneten und nun auch wieder beſeitigten Eliſabethbrücke begann. Über der Brücke ſehen wir rechts den Gebäudekomplex des Freihauſes, links ſteht an Stelle des heutigen Hauſes Wiedner Hauptſtraße Nr. 3 gleichfalls ein ziemlich umfangreicher Bau, der nach einem großen Brande 1759 entſtand. Es führte ſchon 1612 den Schild zum „goldenen Ochſen“ und war lange im Beſitz der wohlhabenden Steinmetzfamilie Steinbeck, an deren Beruf auch der vor dem Hauſe erſichtliche Werkplatz erinnert, deſſen Area heute die evangeliſche Schule einnimmt.

Eine „Grabennymphe“. (S. 319.)

Im Jahre 1771 erfolgte auch die Anlage einer Fahrſtraße um das ganze Glacis und auch ordentliche Gehwege kamen auf den Hauptverkehrsrouten in die Vorſtädte zur Anlage. Aus dieſer Zeit ſtammt die Anſicht des Joſefſtädterglacis (Bild S. 312), welche durch die Heumahd im Vordergrund trotz der ſtattlichen Paläſte im Hintergrund einen faſt ländlichen Eindruck macht. Die Mitte der Abbildung nimmt das Palais Auerſperg ein, das im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts Fiſcher von Erlach für den geheimen Rat und Generalpoſtmeiſter von Neapel Hieronymus Marcheſe von Rofrano erbaute und nach dem bis 1862 der untere Teil der Lerchenfelderſtraße den Namen Rofranogaſſe führte. Im Jahre 1760 kam das im Inneren prächtig eingerichtete Palais in den Beſitz des als eifrigen Kunſtfreund und Muſikmäcen bekannten Feldmarſchalls Joſef Friedrich von Sachſen-Hildburghauſen und 1782

in jenen der fürſtlichen Familie Auerſperg. Rechts neben dem Palais iſt eine kleine Kuppel ſichtbar, die zu dem die Trautſongaſſe überſpannenden Bogenbau gehört. Den Abſchluß nach links bildet der von dem jüngeren Fiſcher von Erlach erbaute Palaſt der ungariſchen Garde, der damals von der Lerchenfelderſtraße an durch eine Art von Terraſſe begrenzt war. Darüber weg ſind die Türme der Kirche zu Maria Troſt ſichtbar.

Eine Regulierung der Glacisgründe zu jener Form, wie ſie bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts beſtand, erfolgte erſt unter Kaiſer Joſef II. Durch ein Handſchreiben an die Hofkanzlei vom 2. März 1781 ordnete der Kaiſer die Planierung der Befeſtigungsgründe zwiſchen der inneren Stadt und den Vorſtädten an, wozu auch die Herſtellung gebahnter Wege, die Bepflanzung derſelben mit Bäumen und die Belegung der dazwiſchen liegenden Grundflächen mit Raſen gehörte. Am Schluſſe heißt es: „Dazu wird die Kanzlei durch die Regierung der Stadt Wien und dieſe den Grundobrigkeiten zu wiſſen machen, daß ſie gegen Beſetzung der ſie betreffenden Wege mit Bäumen und deren Unterhaltung, auch der Zwiſchenräume zwiſchen denſelben, vollkommen und als ein gänzliches Eigentum genießen könne.“ Dieſe Widmung Joſef II. wurde tatſächlich durch die Schaffung des Stadterweiterungsfonds, der aus dem Erlös für die Glacisgründe entſtand, beſeitigt. Zur Durchführung des großen Werkes war dieſer Fonds gewiß von großem Vorteil, aber die wiederholt erhobenen Anſprüche der Gemeinde Wien auf ein Eigentumsrecht daran entbehrten tatſächlich der Begründung nicht.

Von der Bepflanzung mit Alleen war nur vom Anbeginn der Regulierung der große Glacisteil zwiſchen dem Burg- und Schottentor ausgenommen, der als Exerzier- und Paradeplatz für die Garniſon der Stadt Wien beſtimmt war. Den nördlichſten, durch die verlängerte Alſerſtraße begrenzten Teil zeigt die Abbildung S. 313.

Im Vordergrund werden alle Geheimniſſe des militäriſchen Drills, von der Einzelnabrichtung bis zum Feuerexerzieren geübt. Über die lange Mauer an der linken Seite des Bildes, hinter welcher ſich bis zur Erbauung des Landesgerichtsgebäudes die bürgerliche Schießſtätte befand, blickt die Trinitarier- oder Weißſpanierkirche in der Alſerſtraße (II. S. 152) und die andere Ecke bildet die Kaſerne, die wir ſchon als ſtändiſches Erziehungsinſtitut und Kunſtakademie kennen gelernt haben. Rechts iſt der Eingang zu dem Mariazeller oder kaiſerlichen Gottesacker und die Schwarzſpanierkirche ſichtbar.

Die Erleichterung des Verkehres durch die Regulierung des Glacis beförderte die Anſiedlung in den Vorſtädten gewiß ſehr. Aber auch durch die Aufhebung der Klöſter wurden in der Inneren Stadt große Komplexe für die Verbauung gewonnen, ſo daß in der Joſefiniſchen Periode die Klagen über eine Wohnungsnot verſtummten, die erſt wieder im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts auftauchten. Eine drückende Laſt wurde den Hausbeſitzern durch die von Joſef II. verfügte Aufhebung der Hofſreiquartiere in der Inneren Stadt abgenommen.

Die eigentliche Konfiguration der Inneren Stadt war, ſo lange die Feſtungswerke beſtanden, eine feſtſtehende, die nur in Kleinigkeiten geändert werden konnte. Auch in dieſer Hinſicht ſchufen nur die Beſeitigungen einiger umfangreicherer Klöſter einen Wandel. So erhielt durch die Aufhebung des Königinkloſters, an deſſen Stelle das Palais Fries (heute Pallavicini) trat, der ſpätere Joſefsplatz ſeine heutige Geſtalt, die an den beiden Schmalſeiten durch den 1748 erbauten Trakt mit den Redoutenſälen und unter Kaiſer Joſef II. durch den gegenüberliegenden Flügel abgeſchloſſen wurde, welcher früher die Sammlungen enthielt und jetzt für die Zwecke der Hofbibliothek m Abbruch des Königinkloſters erfolgte auch die Verlängerung der

Bräunerſtraße bis zum Joſefsplatz. Auch der Michaelerplatz erhielt durch den 1741 erfolgten Bau des Burgtheaters an Stelle des alten Hofballhauſes und durch den Umbau des erſteren 1751 bis 1760 jene Geſtalt, wie er ſie bis zum Ausbau des neuen Traktes mit der grandioſen Rotunde hatte. Im Inneren der Burg entſtand unter Maria Thereſia im Schweizerhof die Botſchafterſtiege, die jetzt den Zugang zur Hofkapelle und zu den Zeremonialräumen bildet.

Der Umfang des Stephansplatzes erfuhr in dieſer Periode keine Vergrößerung, da die Häuſerreihen vor der Brandſtätte beſtehen blieben. Doch ſchuf die 1781 erfolgende Beſeitigung der Magdalenenkirche, die gänzliche Aufhebung des Friedhofes und der in das Jahr 1788 fallende Abbruch der Tore doch große Verkehrserleichterungen. Die Beſeitigung der Häuſer an der Weſtſeite des Domes, welche etwa in der Mitte des heutigen Straßenzuges vor dem Rieſentor ſtanden, wurde zwar ſchon 1789 in Ausſicht genommen, erfolgte aber erſt einige Jahre ſpäter.

Auch der Graben blieb in ſeiner Ausdehnung unverändert. Eine weſentliche Verſchönerung erhielt er, als 1776 der Freiſingerhof (I. S. 104 und II. S. 184) verſchwand, an deſſen Stelle der ſchon erwähnte Hofbuchdrucker Thomas Edler von Trattnern das mit zwei Durchgängen in die Goldſchmiedgaſſe verſehene große Zinshaus erbauen ließ, das als „Trattnerhof“ noch heute beſteht, dem damaligen Wien aber als Prachtbau galt. Als Trattnern zur Durchführung des Baues bei der Stadtbank um ein Darlehen von 100.000 Gulden einſchritt, machte man ihm Schwierigkeiten und befürwortete die Ablehnung. Erſt als ein Gutachten des Fürſten Kaunitz, den die Kaiſerin auch in künſtleriſchen Dingen gerne zu Rate zog, darauf hinwies: „ein Bürger der Stadt verdiene bei einem großen Unternehmen, welches zur Ehre, zur Schönheit und zum Nutzen derſelben gereiche, ſchon an und für ſich und dann auch deshalb Unterſtützung, weil andere Bürger dadurch zu ähnlichen Unternehmungen angeeifert werden,“ erfolgte die Bewilligung. Gleichzeitig erließ man aber die Anordnung, daß künftighin bei Neubauten nicht allein ein Grundriß, ſondern auch ein Entwurf über die architektoniſche Ausgeſtaltung der Façade vorgelegt werden müſſe.

Der Graben ſpielte im öffentlichen Leben von Wien ſchon gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts jene Rolle, die ihm noch heute zukommt. Pezzl berichtet darüber in ſeiner „Skizze von Wien“: „Der Graben iſt das für Wien, was der San Marco für Venedig. Er wird den ganzen Tag über nicht von Menſchen leer. Wer eine überflüſſige halbe Stunde hat, wo er gern etwas Bewegung machen möchte, ſpaziert ein paarmal den Graben auf und nieder. Von 11 bis 1 Uhr mittags beſonders und abends in der Dämmerung wimmelt es hier zu allen Jahreszeiten von Mannsleuten.“

„Man ſieht hier ſtets vornehm und ſchön geputzte Leute beiderlei Geſchlechtes im Wagen, zu Pferde und zu Fuß, auch iſt man ſicher, täglich, ja faſt ſtündlich einige ſeiner Bekannten zu treffen. In den Sommermonaten iſt die ganze untere Seite des Grabens von 7 Uhr abends bis Mitternacht mit Stühlen beſetzt, worauf man aus den benachbarten zwei Kaffeehäuſern mit Gefrornem — einer Lieblingsleckerei der Wiener — und anderen Erfriſchungen bedient wird. Der ſchon gewohnte allgemeine Zuſammenfluß von Menſchen auf dieſem Platz macht, daß die gutwilligen Mädchen ihn vorzüglich beſuchen, um dort ihre Netze auszuwerfen, darum ſind die Worte Grabennymphe und Luſtmädchen von einerlei Bedeutung.“ Die letztere Seite des Lebens und Verkehres auf dem Graben bringt ein höchſt ſeltenes gleichzeitiges Bildchen in köſtlicher Weiſe zur Anſchauung (S. 317). Eine dieſer Grabennymphen, die aber auch den Vorwurf für mehrere gleichzeitige Broſchüren [illegible] drückt ſoeben einem

Passanten die Adresse in die Hand, worüber wir uns nicht sittlich entrüsten wollen, da dem Vernehmen nach ähnliches auch noch in unserer Zeit vorkommt.

In den Nischen, welche durch die wechselnd tiefe Front des Freisingerhofes gebildet wurden, waren die Hauptstandplätze der Tragsessel oder Portechaisen. Deren Einführung in Wien erfolgte im Beginne des achtzehnten Jahrhunderts, worüber uns der Verfasser von „Vienna curiosa" erzählt: „Nebstbey sind die Sesselträger eine über die massen herrliche Bequemlichkeit vor alle Staatsleuth; dieses Sesseltragen ist erstlich in München aufgekommen, als Seine Churfürstl. Durchlaucht in Bayern, Maximilian, viele Türcken als Gefangene mitgebracht, welche nachmahlen sowohl die Insassen als Frembde umb gewisses Geld von einer Gassen zur anderen tragen müssen, hierauf gelangte die Sache nacher Saltzburg, wo die daselbstige Guarde jeglichen umb eine gewisse Bezahlung in denen hierzu verordneten Sensften oder Sessel tragen, wohin es ihnen beliebet. Endlichen ist die Erfindung dieser Behaglichkeit auch nacher Wien gekommen und zwar auf Angebung des Wohl-Edlen Herrn Ernst Rauchmüller von Ehrenstein, des heil. Römischen Reichs und Böheimischen Ritters und Kammerdieners kaiserlicher Mayestät." Ursprünglich gab es nur vier Standplätze für die Tragsessel und zwar in der Wollzeile, beim roten Igel auf dem Wildbretmarkt, auf dem Neuen Markt bei der Mehlgrube und in der Singerstraße. Der Transport von Kranken war stets strenge untersagt und der anfängliche Trägerlohn mit 1 Siebzehner in der Stunde festgesetzt. Als sich die Einrichtung einbürgerte, nahm die Zahl der Standplätze sehr überhand und wo sich nur eine Ecke oder Nische bot, sah man die viereckigen, sich nach unten verjüngenden Kasten stehen, in deren Nähe stets einige der Träger in ihren selten durch Sauberkeit ausgezeichneten roten langen Röcken lungerten, wenn sie es nicht vorzogen, in einer nahen Schenke zu sitzen. Nach dem Verschwinden des Freisingerhofes siedelten sich die dort befindlichen Sesselträger in einer Nische des alten Versatzamtes in der Dorotheergasse an, wo noch vor fünfzig Jahren die letzten Tragsessel ein träumerisches Stilleben führten. Der erste eigentliche „Volkssänger" Moser, dessen „komische Szenen aus dem Wiener Leben" durchaus nicht ohne Wert sind, macht noch Ende der Dreißigerjahre des vorigen Jahrhunderts zwei Sesselträger mit unstillbarem Durst zu den Hauptpersonen eines seiner lustigen Stückchen. F. C. Weidmann führt in seinem 1852 erschienenen „Fremdenführer von Wien" noch 16 Standplätze von Sesselträgern in der Inneren Stadt an, setzt aber bei, daß sie nur mehr von Damen oder leidenden Personen benützt werden.

Johanneskapelle am Donaukanal. (S. 323.)

welche die Bewegung des Fahrens nicht vertragen können. Übrigens genoſſen die Seſſelträger nicht den beſten Ruf; ſie entwickelten eine ſehr ärgerliche Rückſichtsloſigkeit gegen die übrigen Paſſanten, die ſie oft über den Haufen ſtießen, um dann erſt ihr kaum verſtändliches „Aufg'ſchaut!“ zu brummen. Die Redensart: „Grob wie ein Seſſelträger“, die noch gebraucht wurde, als dieſe Gilde längſt mythiſch geworden, entbehrte alſo keineswegs der tatſächlichen Begründung.

Der Neue Markt erfuhr unter Joſef II. nur inſofern eine Veränderung, als der Kaiſer vom Kapuzinerkloſter den Garten und einige Nebengebäude abtrennte und 1784 zu Bauplätzen abteilen ließ, bei welchem Anlaſſe die Planken-

Bürgermeiſter Joſef Georg Hörl. (S. 325.)

gaſſe eröffnet wurde. Eines der bedeutendſten Bauwerke aus der Thereſianiſchen Epoche entſtand auf dem Univerſitätsplatz. Als die von Gerhard van Swieten beeinflußte Univerſitätsreform in Angriff genommen wurde, tauchte ſofort das Projekt auf, für die Zwecke der Hochſchule, die in ganz ungenügenden Räumlichkeiten untergebracht war, einen ſtattlichen Neubau aufzuführen. Maria Thereſia nahm dieſen Gedanken ſofort mit Feuereifer auf und erklärte in einem Erlaß, daß ſie zu dieſem Zweck „was anſehnlichs tun wolle“. Obwohl ſchon die Rüſtungen für den in Ausſicht ſtehenden Krieg alle Geldmittel in Anſpruch nahmen, beſtimmte ſie doch 250.000 Gulden für den Neubau einer Univerſität, für welchen der Platz gegenüber dem Kollegium der „Unteren Jeſuiten“, wo die alte „Liberey“ (Bibliothek) der Univerſität ſtand, in Ausſicht genommen

wurde. Die Kaiſerin übergab die Leitung der ganzen Angelegenheit dem Erzbiſchof Graf Trautſon, unter deſſen Vorſitz man ſich für die Entwürfe des kaiſerlichen Bauinſpektors Johann von Jadot entſchied, den Bau ſelbſt aber legte man in die Hände des Architekten Johann Münzer und des Baumeiſters Daniel Dietrich. Die innere Ausſchmückung, namentlich jene des großen Saales, für welchen einer der tüchtigſten Maler dieſer Zeit, Gregor Guglielmi, der auch für Schönbrunn tätig war, die Fresken ſchuf, geſchah nach den Angaben des Hofpoeten Metaſtaſio. Der Bau begann 1754 und nahm zwei Jahre in Anſpruch, ſo daß ſchon am 5. April 1756 im Beiſein des Kaiſerpaares, des Hofes und aller Würdenträger, ſowie der Profeſſoren und Studenten die feierliche Übergabe des Baues, der 320.000 Gulden in Anſpruch nahm, an die Univerſitätsbehörden vor ſich gehen konnte.

Außerdem iſt von den Baulichkeiten der Inneren Stadt aus jener Periode nur noch die nach Auflöſung der Stadtquardia von der Gemeinde erbaute Kaſerne am Salzgries zu erwähnen; ſie entſtand 1748 auf dem Terrain der früheren Stadtquardiahäuſer und eines Teiles der Umwallung und war überhaupt die erſte eigentliche Kaſerne, welche Wien erhielt. An den Befeſtigungen änderte ſich in der ganzen langen Periode außer der in das Jahr 1746 fallenden Eröffnung des Thereſientores nichts. Es führte von der Vorſtadt Weißgärber her durch die Biberbaſtei, wurde aber nach Jahrzehnten wieder aufgelaſſen.

In Zuſammenhang mit den kirchlichen Reformen ſteht die von Joſef II. verfügte neue Pfarreinteilung Wiens, nachdem es ihm endlich gelungen war, der in mehrfacher Beziehung läſtigen kirchlichen Oberhoheit des Bistums Paſſau über große Gebietsteile von Öſterreich und auch über Wien ein Ende zu machen. Schon wiederholt waren ſolche Verſuche an dem offenen und geheimen Widerſtand der Biſchöfe von Paſſau geſcheitert, die auch ſtets den päpſtlichen Stuhl zu beeinfluſſen wußten. Im Jahre 1782 war es Joſef II. gelungen, den Erzbiſchof von Salzburg zum freiwilligen Verzicht auf die ihm noch in Niederöſterreich zuſtehenden kirchlichen Rechte zu bewegen. Geſtützt darauf, hob er nun ein Jahr ſpäter, ohne ſich um den Einſpruch Paſſaus und Roms zu kümmern, die kirchlichen Rechte des erſteren über öſterreichiſches Gebiet auf und wies dem Erzbistum Wien die Viertel unter dem Wiener Wald und unter dem Manhartsberg zu, die beiden anderen Viertel Niederöſterreichs wurden dem 1784 von Neuſtadt nach St. Pölten verlegten Bistum unterſtellt. Damit war auch die ſchon 1783 im Einvernehmen mit der päpſtlichen Kurie getroffene neue Pfarreinteilung Wiens verbunden, mit welcher das ganze Gebiet inner den Linien in 28 Pfarrbezirke geteilt wurde. Auf die Innere Stadt fielen 9 Pfarren und zwar bei St. Stephan, der Hofburgpfarrkirche (die aber keinen Pfarrſprengel hatte, ſondern nur die Burg umfaßte), den Auguſtinern, St. Michael, den Schotten, St. Peter, am Hof, den Franziskanern und den Dominikanern. Die übrigen Pfarren waren bei St. Leopold in der Leopoldſtadt und bei den Karmelitern in der Taborſtraße, bei St. Rochus auf der Landſtraße Hauptſtraße, in Erdberg und am Rennweg, bei St. Karl auf der Wieden und den Paulanern, bei St. Florian in Matzleinsdorf, bei St. Joſef in Margareten, St. Ägidius in Gumpendorf, in Mariahilf, bei St. Joſef auf der Laimgrube, bei Maria Troſt (St. Ulrich), bei St. Laurenz am Schottenfeld, bei den ſieben Zufluchten am Altlerchenfeld (1782 an Stelle einer kleinen Kapelle erbaut und 1847 abgebrochen, um für den jetzigen Bau Platz zu ſchaffen), bei den Piariſten (Maria Treu) in der Joſefſtadt, bei den Minoriten in der Alſerſtraße, bei den vierzehn Nothelfern am Liechtental und bei den Serviten in der Roßau. Dazu kam noch 1786 eine Filialpfarrkirche zu St. Johann in der Praterſtraße und 1793 hob man die Pfarre bei den Franziskanern in der Stadt auf, deren

Sprengel jenem von St. Stephan zugeſchlagen wurde. Dieſe Pfarreinteilung blieb dann bis weit über die Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in Kraft. Ein hübſches und zierliches Bauwerk, deſſen Meiſter wir nicht kennen, iſt die kleine, dem heil. Johannes von Nepomuk geweihte Kapelle am Donaukanal. Sie entſtand 1744 an Stelle eines früheren hölzernen Baues nächſt des durch die zierliche Stephaniebrücke erſetzten Karlskettenſteges am rechten Kanalufer. Von dort wurde ſie 1884 auf das linke Ufer zwiſchen der Herminen- und Schiffamtsgaſſe in der urſprünglichen Geſtalt übertragen. Die getriebenen Gitter an der Tür und an den Fenſtern ſind meiſterhafte Leiſtungen der Kunſtſchloſſerei, die nicht hinter den herrlichen Toren am oberen Belvedere zurückſtehen. (Bild S. 320.)

Wir werden ſpäter ſehen, daß die letzten kümmerlichen Reſte der ſtädtiſchen Selbſtverwaltung unter Maria Thereſia und Joſef II. vollkommen beſeitigt wurden. Auch für das Bauweſen, das bisher noch immer in den Händen des Stadtrates und Magiſtrates lag, war von dieſer Zeit an, die der bureaukratiſchen Allgewalt der Regierung in allen Zweigen die Wege ebnete, nur mehr das Gutdünken der landesfürſtlichen Behörden maßgebend. Eine 1755 erlaſſene Bauordnung ſetzt gewiſſe Normen über die zu verwendenden Materialien feſt, beſtimmt aber auch, daß alle für die Bauführung verantwortlichen Perſonen ſich Prüfungen unterziehen müſſen. In das Jahr 1757 fällt der erſte Verſuch für die Straßen in den Vorſtädten, die bisher nur nach dem Lauf der uralten, dem landwirtſchaftlichen Betrieb entſtammenden Flurgrenzen angelegt wurden, Baulinien feſtzuſtellen, die auch den Anforderungen des Verkehres entſprachen. Um aber das Entſtehen von Anſiedlungen in den Vorſtädten zu befördern, ſicherte eine Verordnung von 1767 allen Neubauten auf „grünem Anger“ eine zwanzigjährige Steuerfreiheit zu und gleichzeitig erfolgte die Mahnung an die Gemeinde und alle Grundeigentümer, ſolche Plätze, die nur einen geringen oder keinen Nutzen bringen, unter billigen Bedingungen oder auch ganz umſonſt der Verbauung zuzuführen. Dagegen anerkannte ein anderes Dekret vom 27. Januar 1770 den Anſpruch der Hausbeſitzer auf eine Entſchädigung, wenn ſie durch die Feſtſtellung der Baulinie zur Abtretung einer Grundfläche gezwungen wurden. Auch die erſte ſyſtematiſche Anlage von Unratskanälen, für deren Verbindung mit den Hauskanälen eine der Gemeinde zufallende Gebühr feſtgeſetzt wurde, ſtammte aus der Zeit Maria Thereſias.

Eine im Jahre 1770 vorgenommene Volkszählung diente zwar nur der neueingeführten militäriſchen Konſkription, man verband ſie aber zugleich mit einer auf den Grundparzellennummern baſierten Numerierung der Häuſer, die zwar auch noch keine raſche Orientierung ermöglichte, aber doch einen weſentlichen Fortſchritt bedeutete, da nun zum erſten Male die Anordnung damit verbunden wurde, daß die ermittelten Kataſtralnummern innen und außen an den Häuſern angebracht ſein mußten. Von jener erſten allgemeinen Numerierung an — die früheren waren ſehr lückenhaft, weil ſie nur zum Zwecke der Feſtſtellung der Hoffreiquartiere erfolgten — verloren nach und nach die Hausſchilder ihre Bedeutung. Faſt jedes Haus beſaß ein ſolches, das urſprünglich als einziges näheres Kennzeichen diente. Sie waren den verſchiedenſten Gebieten, der heiligen und Profangeſchichte, dem Zunftweſen, der Naturgeſchichte u. ſ. w. entnommen und nicht ſelten waren in Wien Hausſchilder, die auf irgend einem Vorfall in der Lokalgeſchichte beruhen müſſen, ohne daß dieſer mehr feſtzuſtellen iſt. Hierher gehören die ſchon erwähnten Schilder: „Wo der Wolf den Gänſen predigt“ (I. S. 415), „Wo der Hahn in den Spiegel ſchaut“, „Wo die Kuh am Brett ſpielt“, „Wo der Schmied die Gans beſchlagt“, „zum Eſel“ und ein anderes „zum Ochſen in der Wiege“; merkwürdig iſt aber auch der öfters vorkommende Hausſchild „zum blauen

Herrgott", wie denn überhaupt die Farbenbezeichnungen ſehr willkürlich waren und offenbar meiſt von der Laune der Schildermaler abhingen, denn es gab da Engel, Löwen, Röſſer, Hirſchen u. ſ. w. von allen Farben, aber auch einen „roten Igel", einen „blauen Bock", einen „geſtreiften Stiefel", einen „blauen Mondſchein", einen „goldenen Rauchfang", ein Haus „zum Ofenloch" und faſt gegenüber unter den Tuchlauben ein anderes „zum Kühfuß". Andere Gebäude erhielten die Bezeichnung nach den Beſitzern, wie das „Tyrnahaus", aus dem ſpäter das „Laßlahaus" und endlich der „Federlhof" wurde, die Häuſer „Schabdenrüſſel", „Stoßimhimmel", „Küß den Pfenning" — die einzige Sitte, welche in dieſer Hinſicht auch heute noch fortgeübt wird, da die Erbauer ſtattlicherer Häuſer dieſe häufig unter dem Beiſatz „Hof" mit ihrem Namen kennzeichnen.

Im Jahre 1770 begann in der Inneren Stadt die Pflaſterung mit den regelmäßigen vierſeitig behauenen Granitſteinen, die viel bewundert wurde und Wien den Ruf erwarb, daß es die beſtgepflaſterte Stadt ſei. Nach dem Preiſe dieſer Steine machte man ſpäter den Witz, daß Wien mit Zwanzigern gepflaſtert ſei. Gegen den früheren Zuſtand, in dem die Straßen nur ganz unregelmäßig mit paſſenden Bruchſteinen oder runden großen Kieſeln — ſogenannten „Katzenköpfen" — derart gepflaſtert waren, daß das Straßenplanum ſich von beiden Seiten gegen die Mitte neigte, mag das Granitpflaſter gewiß einen großen Fortſchritt bedeutet haben, obwohl man jetzt verſchiedene Verſuche macht, um es durch einen dem rieſigen modernen Verkehr beſſer entſprechenden Belag der Straßen zu erſetzen. Übrigens erhielten anfänglich nur dieſe, nicht aber die Plätze das Granitpflaſter.

Auch die Beleuchtung der Stadt erfuhr eine Regelung durch die Regierung. Kurze Zeit machte man um 1775 auf Anregung des Hofrates von Sonnenfels einen Verſuch mit kugelförmigen Lampen aus mattweißem Glas, die aber wieder aufgegeben wurden. Zwei Jahre ſpäter nahm die Regierung das Beleuchtungsweſen ganz in die Hand und errichtete ein eigenes Korps, das die Füllung und das Anzünden der Lampen zu beſorgen hatte, wofür die dieſer Pflicht nun enthobenen Hauseigentümer einen kleinen Betrag zu entrichten hatten. Erſt 1786 wurde die Straßenbeleuchtung auch auf die belebteren Teile der Vorſtädte ausgedehnt und dann nach und nach überall eingeführt.

Unter Maria Thereſia erfolgte zur Überwachung der Stromverhältniſſe bei Wien die Errichtung eines beſonderen Brücken- und Waſſerbauamtes, das der Bankohofdeputation unterſtand und ſeinen Sitz in einem beſonderen Gebäude in Nußdorf hatte. Lange Zeit ſtand es unter Leitung des tüchtigen Oberſten von Brequin, der Joſef II. und Leopold II. in Mathematik und Kriegsbaukunde unterrichtete. Als Hauptaufgabe oblag dem Waſſerbauamt die Förderung der Schiffahrt auf dem Donaukanal durch Freihaltung des Gerinnes und Sicherung der Ufer. Zu dieſen Zwecken legte man ein großes Werk, den ſogenannten „Vorkopf" gegenüber von Nußdorf an, an der großen Donaubrücke baute man den das Waſſer zuſammenfaſſenden Sporn, endlich wurde die ganze Uferſtrecke von der Schlagbrücke bis zum Einfluß der Wien und bis zur Franzensbrücke im Kanal dauernd reguliert. Die bei der Schlagbrücke gebaute Halbbaſtion trat bis an das Kanalufer vor, ſo daß das Waſſer die Mauer beſpülte. Dadurch war die Kommunikation längs des Kanales unterbrochen. Man verſuchte dem mittels des Thereſientores vorzubeugen, aber es war doch damit ein bedeutender Umweg durch die Stadt verbunden. Erſt im Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ſchuf Herr von Schemerl, der Direktor des „Navigationsamtes" und ſpätere Erbauer des Polytechnikums, dadurch Abhilfe, daß er die Baſtion und die vorliegende Bruſtwehre beſeitigen ließ, wodurch das wieder überflüſſig wurde.

Öffentliches Leben, Unterricht und Wohlfahrtseinrichtungen in Wien von 1740 bis 1790.

Der bureaukratischen Allmacht des Staates, wie sie sich im achtzehnten Jahrhundert entwickelte, wichen bald auch die letzten Reste städtischer Selbstverwaltung. Es war dies ein Schicksal, das nicht bloß Wien und auch nicht die österreichischen Städte allein traf, sondern das mit Ausnahme von England und Holland fast in ganz Europa das bürgerliche Regiment beseitigte, um die Verwaltung der großen Gemeinwesen in die Gewalt der Landesfürsten und ihrer juristisch gebildeten Organe zu legen. Es wäre unbillig, zu verkennen, daß auf diesem Wege manches Nützliche geschaffen wurde, viele Mißbräuche beseitigt und raschere Fortschritte im Unterrichts- und Sanitätswesen erzielt wurden, als unter der bürgerlich bedachtsamen und oft etwas schwerfälligen Selbstverwaltung. Aber abgesehen davon, daß die allmächtigen Behörden im natürlichen Streben, ihre Macht stets zu erweitern, störend und ungeschickt oft in Gebiete des Volkslebens eingriffen, die jeder Reglementierung widerstreben, war es für die Zukunft von großem Schaden, daß man den bürgerlichen Mittelstand von jeder Teilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten ausschloß. „Die städtische Selbstverwaltung ist die Vorschule für ein gedeihliches Wirken auf weiteren politischen Gebieten," sagte später ein erleuchteter Staatsmann. Dafür hatte man in der Periode des „aufgeklärten Absolutismus" kein Verständnis, in welcher man am liebsten alle Vertretungskörper, mochten es nun Stände oder Stadträte sein, beseitigt hätte. Die später oft wiederholte Devise: „Alles für, aber nichts durch das Volk", ist, wenn nicht dem Wortlaut, so doch dem Geist nach im achtzehnten Jahrhundert entstanden.

Ohne auf die gesetzlichen Grundlagen der städtischen Verwaltung direkt einzuwirken, folgte auch Maria Theresia diesem Zuge der Zeit. Immer weiter dehnte sich der Einfluß der Staatsgewalt aus, ein Gebiet nach dem anderen entzog man der Selbstverwaltung und die städtischen Behörden waren nichts mehr als die ausführenden Organe für die Befehle und Anordnungen der Regierung, die selbst in die geringfügigsten Details des städtischen Lebens eingriff. Bürgermeister und Rat hatten bei gewissen öffentlichen Anlässen als Figuranten zu erscheinen, zu meistern oder zu raten hatten sie in keiner Hinsicht mehr. Erst Kaiser Josef II. griff auch hier entschieden ein, indem er die ganze Stadtverwaltung auf eine neue Basis stellte, nachdem er sich von dem tüchtigen Bürgermeister Josef Georg Hörl (Bild S. 321), der lange Zeit sein Amt bekleidete, hatte beraten lassen. Schon 1782 erfolgte die Umwandlung des Stadtgerichtes, dem in der Stadthauptmannschaft eine landesfürstliche Behörde für alle Polizei- und Gerichtsangelegenheiten an die Seite gesetzt wurde, die von vorneherein viel einflußreicher war, weil sich ihr Wirkungskreis über das ganze Gebiet von Wien ohne Rücksicht auf die grundherrliche Zugehörigkeit ausdehnte. Am 1. November 1783 wurde endlich die Axt an die ganze bisherige städtische Organisation gelegt; Stadtgericht und Stadtrat verschwanden ganz, sie wurden im „Magistrat der kaiserlichen Residenzstadt Wien" vereinigt, einer Behörde, die zwar nicht den Charakter einer landesfürstlichen hatte, es aber tatsächlich dem darauf geübten Einflusse nach war. Er zerfiel in drei Abteilungen, für die administrativen, die zivilrechtlichen und strafrechtlichen Geschäfte. Die Leitung des ganzen Magistrates stand dem Bürgermeister zu, dem zwei Vizebürgermeister zur Unterstützung beigegeben waren. Die Wahl dieser Funktionäre, sowie der Räte für die einzelnen Magistratssektionen stand dem Bürgerausschuß zu, der an Stelle des „äußeren Rates" trat. Daß die Wahl unter

Aufſicht und auch Beeinfluſſung der Regierung vor ſich ging, war natürlich, auch daß ſich dieſe die für vier Jahre geltende Beſtätigung vorbehielt, die im Falle guter Dienſte ohne neuerliche Wahl einfach verlängert werden konnte, wodurch dieſe ſtädtiſchen Funktionäre ganz von der Gnade oder — Willkür der Regierung abhängig wurden. Um aber ja jeden Anſchein eines Einfluſſes der Bevölkerung zu beſeitigen, erfolgte die Berufung in den äußeren Rat nicht durch die Bürgerſchaft, ſondern durch den Magiſtrat, der ſeinerſeits wieder durch dieſen von ihm zuſammengeſetzten äußeren Rat gewählt wurde. Auch in allen Nebenzweigen der Verwaltung trat der Staat als allein maßgebender Faktor in den Vordergrund; ſelbſt die Bürgerſpital-Wirtſchaftskommiſſion, welche ſeit dem Beſtehen dieſer Stiftung die Verwaltung des umfangreichen Beſitzes führte, wurde beſeitigt, um dem Einfluß des Staates Raum zu ſchaffen.

Hier wird die Reihenfolge der Bürgermeiſter von Wien von Kaiſer Leopold I. bis zur Errichtung des Magiſtrates unter Joſef II. eingefügt, alſo bis zu jener Zeit, in welcher dieſe oberſte, von den Bürgern Wiens vergebene Würde alle Selbſtändigkeit und damit auch ihre eigentliche Bedeutung verlor.

Es fungierten als Bürgermeiſter: Johann Georg Dietmayr von Dietmannsdorf 1664 bis 1667. — Johann Chriſtoph Holzner 1668 bis 1669. — Daniel Lazarus Springer 1670 bis 1673. — Peter Sebaſtian Fuegenſchuch 1674 bis 1677. — Daniel Lazarus Springer 1678 bis 1679. — Johann Andreas von Liebenberg 1680 bis 1683. — Simon Stephan Schuſter 1684 bis 1687. — Daniel Focky 1688 bis 1691. — Johann Franz Peickhardt 1692 bis 1695. — Jakob Daniel Tepſer 1696 bis 1699. — Johann Franz von Peickhardt 1700 bis 1703. — Jakob Daniel Tepſer 1704 bis 1707. — Johann Franz Wennighofer 1708 bis 1712. — Johann Lorenz Frank von Guetenberg 1713 bis 1716. — Joſef Hartmann 1717 bis 1720. — Franz Joſef Hauer 1721 bis 1724. — Joſef Hartmann 1725 bis 1727. — Franz Joſef Hauer 1728. — Johann Franz Purck 1729 bis 1730. — Franz Daniel Edler von Partuska 1731 bis 1732. — Andreas Ludwig Leitgeb 1733 bis 1736. — Johann Adam von Zahlheim 1734 bis 1740. — Peter Joſef Kofler 1741 bis 1744. — Andreas Ludwig Leitgeb 1745 bis 1751. — Peter Joſef Edler von Kofler 1752 bis 1764. — Joſef Anton Bolleſini 1765 bis 1767. — Leopold Franz Gruber 1768 bis 1772. — Joſef Georg Hörl 1773 bis 1782.

Eigentlich war die Teilnahme an der Bürgerwehr in der Regierungsperiode von 1740 bis 1790 und bis faſt zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts ſo ziemlich die einzige öffentliche Betätigung, welche den Bürgern Wiens wenigſtens mit einem Anſchein von Selbſtändigkeit zuſtand. Ob ſie gerade eine erſprießliche war und nicht in vielen Fällen ein wenig in bloße Spielerei ausartete, ſoll hier nicht unterſucht werden. Die drohende Invaſionsgefahr im Beginne des Erbfolgekrieges gab Anlaß zur Bildung mehrerer Korps, von welchen jenes aus den Mitgliedern der Akademie der bildenden Künſte fortbeſtehen blieb. Von 1760 an teilte ſich die Bürgerwehr in das Bürgerregiment, das ſich noch immer nach den Vierteln in Unterabteilungen gliederte, die zwar als Uniform gemeinſam die roten Röcke hatten, ſich aber nach der Farbe der Beinkleider unterſchieden — in das Scharfſchützenkorps, das grüne Röcke trug und in das Artilleriekorps, das blaue Röcke und rote Weſten hatte. Die berittene Bürgerwehr war ſeit 1740 als zu koſtſpielig aufgelaſſen worden. Erſt im Jahre 1790 erfolgte eine zweckmäßige Neuuniformierung des Bürgerregimentes, das nun blaue Röcke mit roten Krägen erhielt, nur die Offiziere trugen in Parade weiße Röcke und Hoſen und rote Weſten. Beſonders ſchmuck nahm ſich das

1764 in das Leben tretende ungarische Wiener Bürgerkorps aus (Bild S. 328), das bis in das neunzehnte Jahrhundert fortbestand, in dem auch ein zweites Bürgerregiment errichtet wurde, das aus nichtbürgerlichen Gewerbsleuten, den sogenannten „Dekretern" bestand und graue Röcke mit blauen Aufschlägen erhielt. Während der beiden französischen Invasionen 1805 und 1809 leisteten die Bürgerregimenter und das 1805 wieder errichtete Bürger-Kavalleriekorps sehr ersprießliche Dienste.

Im Beginne der Regierung Maria Theresias erfolgte endlich 1741 die Auflösung der Stadtquardia. Die Klagen über ihre Unbrauchbarkeit im Ernstfalle, über die geringe Eignung für den Sicherheitsdienst wurden immer häufiger. Sie hatte alle Schattenseiten einer geworbenen Truppe an sich, die natürlich durch das Leben in der Stadt, das Anlaß zu Schlichen und Kniffen bot und durch die Unterbringung in den „Soldatenhäusern" nicht geringer wurden. Sagt doch der Bericht eines Kommandanten, zu welchem Posten man erfahrene, durch ihre Strenge berüchtigte Kriegsleute wählte, daß sich in der Mehrzahl nur „alte, krumme und lahme Weinhocker" zum Dienst in der Stadtquardia bereit finden lassen. Um einem Angriff der Bayern und Franzosen wirksam begegnen zu können, zog man 1741 mehrere Regimenter der Armee nach Wien, deren erste Wirksamkeit darin bestand, daß sie die Tumulte unterdrückten, welche die Soldaten der Stadtquardia verursachten, als man zu deren Auflösung schritt. Für den Sicherheitsdienst sorgte bis 1773 die Rumorwache, an deren Stelle, als die Lokalpolizei vom Staat in die Hand genommen wurde, die landesfürstliche Polizeiwache trat. Zur Unterbringung der Garnison dienten die von der Stadt errichtete Salzgries- und die vom Ärar erbaute Getreidemarktkaserne.

Zwei Seiten der öffentlichen Verwaltung sind es, die unter allen großen Reformen Maria Theresias und ihres Sohnes im Vordergrund stehen. Es gilt dies für das Unterrichtswesen und die humanitären Anstalten. Für das erstere legte die große Kaiserin jene Fundamente, auf welchen Josef II. und alle späteren Nachfolger weiterbauten, noch heute aber bestehen die großartigen Anstalten, welche dieser Monarch für alle Zweige der Wohlfahrtspflege in das Leben rief. In der kurzen Pause zwischen dem Erbfolge- und siebenjährigen Krieg traten andere so dringende Reformen in den Vordergrund, daß die umfassenden Pläne zur Umgestaltung des Schulwesens vertagt werden mußten. In einzelnen Punkten aber setzte man doch den Hebel an. Schon Karl VI. hatte den Einfluß der Jesuiten auf die Gymnasien zu beschränken gesucht, da ihre Methode nur den Zwecken des Ordens, nicht aber den Anforderungen des Lebens entsprach. Fehlten doch bis zu Maria Theresia Geschichte und Naturwissenschaften ganz unter den Unterrichtsgegenständen, Geographie und Mathematik wurden erst in den beiden obersten Klassen gelehrt, vollkommen vernachlässigt aber wurde die deutsche Sprache. Darin schuf Maria Theresia, beraten von dem 1745 nach Wien berufenen Gerhard van Swieten, endlich Wandel; sie schärfte in einem Dekret ein, daß nur tüchtig ausgebildete Lehrer angestellt werden sollen und dem Unterricht im Deutschen ein Hauptaugenmerk zuzuwenden sei. Auch der Plan zur Errichtung einer zweiten Art von Mittelschule, durch welche der höhere Gewerbestand eine entsprechende Vorbildung erhalten sollte, tauchte auf und fand bei Maria Theresia Beachtung. Der Vorschlag zu diesen „mechanischen Lehrschulen" ging von dem Inspektor des Manufakturamtes Ludwig Prokop von Rabstein aus, kam aber im Drange der Kriegszeit nicht zur Ausführung.

Dagegen wurden die Universitätsstudien einer vollkommenen Reform unterzogen und auf eine ganz neue Basis gestellt. Maria Theresia genehmigte die

Vorſchläge van Swietens vollſtändig, die darauf hinaus liefen, die Hochſchule dem ausſchließlichen kirchlichen Einfluß zu entziehen und ſie ſo zu geſtalten, daß ſie dem Staate tüchtige, mit dem nötigen praktiſchen Wiſſen ausgerüſtete Männer liefere. Von einer Betätigung freien wiſſenſchaftlichen Lebens war alſo noch immer keine Rede; die Univerſität ſollte aus einer Drillanſtalt für ausſchließend kirchliche, eine ſolche für ſtaatliche Zwecke werden, immerhin ſchon ein Fortſchritt, der auch der Allgemeinheit zugute kam. Wenn Maria Thereſia ſelbſt 1752 über die Wiener Univerſität ſchrieb: „Die Studien hier ſind gewiß nicht viel Nutz und voller Gebrechen", ſo hatte ſie gewiß triftige Gründe für dieſes harte Urteil, dem ſich ein ſicher parteiloſer Zeuge, der Erzbiſchof Graf Migazzi, mit dem Gutachten anſchloß: „Schon ſeit vielen Jahren waren die Studien den Jeſuiten anvertraut, die auf eine gewiſſe Weiſe unbeſchränkt darüber ſchalteten. Dabei aber befanden ſich die Wiſſenſchaften gar nicht in dem Zuſtande, in dem verſtändige Leute ſie zu ſehen wünſchten." Zuerſt begann van Swieten 1749 mit der Reorganiſation des ihm zunächſtliegenden Studienzweiges, mit der Medizin, welche durch Vorträge über Chirurgie, Chemie und Botanik auf eine breitere Grundlage geſtellt wurde. Drei Jahre ſpäter ging man auch an die Reform der philoſophiſchen und theologiſchen Studien und 1753 kam das Jus an die Reihe, das durch Lehrkanzeln für öffentliches Recht und Naturrecht den Anſchauungen der Zeit angepaßt wurde. Rückſichten auf die ſtaatlichen Zwecke waren es, wenn Maria Thereſia erklärte, ſie wolle die juridiſche Fakultät in Wien zu ſolcher Bedeutung bringen, „daß ſich keine hohe Schule in Europa anſehnlicherer Rechtsgelehrten zu rühmen habe".

Offizier des ungariſchen Bürgerkorps. (S. 327.)

Für die niederen Schulen, mit welchen es ſelbſt in Wien ſehr ſchlimm beſtellt war, ſchuf ſchon 1743 die Stiftung eines für das Gemeinwohl begeiſterten Privaten, Michael von Zollern, ein Vorbild. Er gründete in ſeinem Hauſe am Neubau, wo noch heute eine Gaſſe ſein Andenken bewahrt, eine Schule, in [illegible] Kinder unentgeltlichen Unterricht erhielten. Sie war ſo zweckichtet und leiſtete ſo Vorzügliches, daß ſie großen Ruf erwarb,

der sich bis in unsere Zeit forterhielt. Eine andere 1761 entstandene Stiftung des Josef von Tepser hatte den Zweck, für arme Kinder aus den nordwestlichen Vorstädten das Schulgeld zu entrichten.

Sehr verdienstlich für das Schulwesen in Wien wirkte der Piaristenorden, der in die Stelle der Jesuiten einrückte, aber den Unterricht so zu gestalten

Josef von Quarin. (S. 334.)

wußte, daß er sich den Bedürfnissen des praktischen Lebens anpaßte. Die Piaristen lehrten zwar in den oberen Klassen des 1701 in der Josefstadt errichteten Kollegiums gleichfalls die alten Sprachen, das Hauptgewicht legten sie aber auf das Deutsche, das sie in den 1754 und 1756 errichteten Schulen auf der Wieden und in der Ungargasse allein nebst den sogenannten Elementargegenständen pflegten. Als sie 1765 das Gebäude der früheren Juristenschule in der Schulerstraße erwarben, nahmen sie für die darin errichtete Schule sogar

Geometrie, Wechſelkunde, kaufmänniſches Rechnen und Buchhaltung unter die Lehrgegenſtände auf. Es war dies alſo die erſte Handelsſchule in Wien, an welche ſich 1769 die aus einer Privatſchule entſtandene Realhandelsakademie ſchloß, welche dem Kaufmannsſtande höher ausgebildete Kräfte zuführen ſollte.

Im Jahre 1770 nahm Maria Thereſia, unter dem Beiſtand erleuchteter Ratgeber, zu welchen der Kardinalerzbiſchof Ernſt Graf Firmian, der auch als Dramatiker bekannte Staatsrat Tobias Freiherr von Gebler, beſonders aber der aus Schleſien berufene tüchtige Schulmann Propſt Ignaz Felbiger gehörten, das große Werk der Reform der Volksſchule in die Hand. Zum erſten Male erinnerte ſich der Staat, daß es ſein Recht und ſeine Pflicht ſei, auch den breiten Maſſen Wiſſen und Bildung zu vermitteln, ſoweit es für deren Verhältniſſe und Bedürfniſſe möglich und nötig iſt. Maria Thereſia drückte dieſen Grundſatz in dem oft zitierten Wort aus: „Das Schulweſen iſt und bleibet allezeit ein Politicum!“ Die 1774 von Felbiger ausgearbeitete „Allgemeine Schulordnung für die deutſchen Normal-, Haupt- und Trivialſchulen“ ſtellte die Grundſätze feſt, nach welchen die verſchiedenen Volksſchulen je nach der Bedeutung der Ortſchaften eingerichtet werden ſollen. In Wien war ſchon 1770 unter Leitung des aus Deutſchland berufenen tüchtigen Pädagogen Joſef Meßmer die erſte Normalſchule bei St. Stephan, die Nachfolgerin der früheren Bürgerſchule, zur Errichtung gekommen, die als Muſteranſtalt gedacht war, nach Aufhebung der Jeſuiten in deren Profeßhaus in der Annagaſſe verlegt und mit einer Lehrerbildungsanſtalt verbunden wurde. Die Schule bei St. Anna genoß bis in die Hälfte des vergangenen Jahrhunderts einen beſonderen Ruf und wurde von Schülern aus ganz Wien beſucht. Außerdem kamen noch vier Hauptſchulen zur Errichtung, an welche ſich die eigentlichen Volksſchulen, auch Trivial- oder Elementarſchulen genannt, ſchloſſen.

Unter Kaiſer Joſef II., der den Sohn Gerhards, den gelehrten Gottfried van Swieten an die Spitze der Studienhofkommiſſion berief, baute man an dem Werke Maria Thereſias eifrig fort, nur kam der Charakter der Univerſität als Inſtitut zur Ausbildung für den Staatsdienſt noch ſchärfer zum Ausdruck. Sehr groß iſt aber die Anzahl der von Joſef II. in Wien gegründeten Unterrichtsanſtalten für beſtimmte Berufszweige oder für einzelne Klaſſen, die Anſpruch auf die Unterſtützung des Staates bei dem Streben nach einer beſſeren Ausbildung für ihre künftige Laufbahn geltend machen können.

Schon 1775 unter der Mitregentſchaft entſtand das Erziehungsinſtitut für Offizierstöchter, das in dem früheren Prieſterhaus in Hernals untergebracht wurde. Dieſe ſehr ſegensreich wirkende Anſtalt, die ſchon vielen verdienten Offizieren die ſchwere Sorge für die angemeſſene Erziehung der mittellos hinterlaſſenen Töchter abnahm, ſtand ſtets unter dem beſonderen Schutz der hohen Frauen des kaiſerlichen Hauſes, dem es auch eine vor etwa 20 Jahren vollzogene bauliche Ausgeſtaltung zu danken hat. Ähnliche Zwecke verfolgt das 1786 gegründete Zivilmädchenpenſionat in der Joſefſtädterſtraße, in dem die Töchter mittelloſer Staatsbeamten erzogen und für den Lehrberuf ausgebildet werden.

Im Jahre 1783 entſtand die mediziniſch-chirurgiſche Militärakademie, im Sprachgebrauche gewöhnlich das „Joſefinum“ genannt. Dieſe Anſtalt hatte den Zweck, dem Mangel an tüchtig geſchulten Militärärzten abzuhelfen und dieſen neben der allgemeinen fachlichen Ausbildung auch die für die beſonderen Anſprüche des ärztlichen Dienſtes in der Armee erforderlichen Kenntniſſe zu verleihen. Kaiſer Joſef II. ließ für das Joſefinum das noch heute beſtehende Gebäude in der Währingerſtraße durch den Architekten Canneval erbauen, [illegible]eſten Bauwerke dieſer ſonſt ſo ſterilen Kunſtepoche. Im Jahre 1822

einer durchgreifenden Reorganisation unterzogen, wurde 1848 das Josefinum aufgehoben, 1852 wieder errichtet, aber nach etwa 20 Jahren nochmals aufgelassen. Heute dient der Bau zur Unterbringung der von Kaiser Josef II. angekauften weltberühmten Sammlung anatomischer und chirurgischer Wachspräparate der Florentiner Künstler Fontana und Mascagni und für Zwecke des Garnisonsspitales.

In eine etwas frühere Zeit fällt die Gründung des Militärtierarznei-Institutes. Schon 1767 trat über Anregung des späteren Feldmarschalls Karl Fürst Liechtenstein die „Pferdekur- und Operationsanstalt" in das Leben, welcher die früher zur neuen Favorita gehörige „kayl. Stallmayisterei" (Favoritenstraße Nr. 5, heute k. k. Bezirksgericht) eingeräumt wurde. Kaiser Josef II. erweiterte diese Anstalt, in welcher nur ein Lehrer der Veterinärkunde wirkte, 1777 zum Tierarznei-Institut, das er in die Realitäten des früheren Jesuitengartens auf der Landstraße (Beatrixgasse) verlegte. Im Jahre 1822 erfolgte für das zu mächtiger Entwicklung gelangte Institut durch den Hofbaumeister Johann Aman die Aufführung des heute noch bestehenden Gebäudes, das die Lehrsäle und die reichen Sammlungen für alle Zweige der Tierheilkunde, das Tierspital und die Hufbeschlagslehranstalt enthält.

Gleichfalls in einem Zubau des früheren kaiserlichen Lustschlosses „Neue Favorita" ist das Taubstummeninstitut in der Favoritenstraße untergebracht. Auf einem für die „Jesuiten" des Hofstaates bestimmten Gartengrund baute 1736 Karl Josef Edler von Dier, kaiserlicher Kammerrat und „gehaimber Kammer-Zahlmeister", ein stattliches Haus mit großem Garten, in welchen er den „freien Abfall der in der kais. Favorita aufgehenden Luftgewässer" leiten durfte. Dier gehörte zu den besonderen Vertrauensmännern Maria Theresias, durch dessen Hand ein großer Teil der Kassengebarung ging, besonders soweit sie die von der Kaiserin mit stets offener Hand verliehenen Almosen und Geschenke betraf. Als Dier 1756 starb, kam die Realität in wechselnde Hände, bis sie 1808 vom „niederösterreichischen Landbruderschafts- und Normalschulfond" für die Zwecke des Taubstummeninstitutes erstanden wurde. Diese Anstalt ist eine Frucht der 1777 von Kaiser Josef II. unternommenen Reise nach Paris, die überhaupt in humanitärer Beziehung so reich an Anregungen für den Kaiser war. Er besuchte in Paris auch die von dem berühmten Menschenfreund Abbé de l'Epée gegründete Erziehungs- und Unterrichtsanstalt für taubstumme Kinder, in welcher die ersten mit reichem Erfolg gekrönten Versuche gemacht wurden, die des Gehörs und der Sprache beraubten Unglücklichen auf eine gewisse Stufe der Intelligenz und der Erwerbsfähigkeit zu heben. Bisher waren sie fast ausnahmslos ohne alle Erziehung und Unterricht aufgewachsen, in völliger Abgeschlossenheit meist auch endlich verblödet und dem Bettel verfallen. Die überraschenden Erfolge, welche Abbé de l'Epée mit seiner Methode des Taubstummenunterrichtes erzielte, interessierten Josef II. so sehr, daß er sofort den Gedanken faßte, in Wien eine ähnliche Anstalt zu errichten, wozu er sich die bereitwillig zugesagte Unterstützung des edlen Priesters erbat. Gleich nach seiner Rückkehr sendete der Kaiser den Weltpriester und Domherrn Friedrich Stork nach Paris, wo er gemeinsam mit dem dort ansässigen Sprachlehrer Josef May durch acht Monate in die schwere Kunst des Taubstummenunterrichtes von Abbé de l'Epée selbst eingeweiht wurde. Als sie mit den nötigen Kenntnissen ausgerüstet, 1779 nach Wien heimkehrten, erfolgte die Gründung des Taubstummeninstitutes durch Josef II., anfänglich in sehr bescheidenem Maßstabe, da in einer zu diesem Zweck im Bürgerspital in der Stadt gemieteten Wohnung sechs Knaben und sechs Mädchen auf Kosten des Staates Unterricht, Erziehung und vollkommenen Unterhalt bekamen. Die Direktion lag in den

Händen Storks, der mit Unterstützung des Lehrers May so treffliche Resultate erzielte, daß eine nach Jahresfrist erfolgende öffentliche Prüfung das allgemeinste Interesse wach rief, der Kaiser aber an dem Vorsatz weiterer Ausgestaltung des Institutes festhielt. Eine Vermehrung der Stiftungsplätze erfolgte schon 1782 auf 30 und zwei Jahre später auf 45, wodurch nach kurzem Aufenthalt in einem Miethaus der Wollzeile die Verlegung des Institutes in das Pazmanitenkollegium in der Schönlaterngasse nötig wurde, dessen in der Leopoldstadt gelegener Garten den Zöglingen auch Gelegenheit zum Aufenthalt in frischer Luft bot. Hier blieb die Anstalt 19 Jahre; sie besaß auch eine kleine Buchdruckerei, welche Gelegenheit zur Ausbildung der Zöglinge in diesem Gewerbe bot, talentierte erhielten aber auch Unterricht im Zeichnen und Malen, so daß die Taubstummenanstalt sehr geschickte Künstler für die kaiserliche Porzellanfabrik herausbildete. Als 1803 das Pazmaneum wieder seinem Zweck der Heranbildung von Mitgliedern des ungarischen Klerus zurückgegeben wurde, begann wieder ein Wanderleben für das Taubstummeninstitut, das nur ungünstig auf die erziehlichen Resultate einwirken konnte. Man entschloß sich daher zum Ankauf einer eigenen Realität, als welche sich vollkommen geeignet die ehemalige Diersche Besitzung in der Favoritenstraße bot, in der sich die Anstalt seit 1808 befindet. Um 1860 erfolgte die Aufsetzung eines zweiten Stockwerkes auf das in allen Teilen zweckmäßig adaptierte Gebäude. Es beherbergt über 150 Zöglinge und verfügt über nahezu 100 Stiftungsplätze.

Die Taubstummenanstalt bietet den natürlichen Übergang zu den großartigen Schöpfungen Kaiser Josef II. auf humanitärem Gebiete. Schon unter Maria Theresia, deren mildes Herz allen Bedrängten sich zuneigte, war manches geschehen und die Kaiserin verschloß sich der Einsicht nicht, daß trotz der großen aufgewendeten Mittel nur Unzulängliches erreicht werde. Die Umwandlung des Schlosses Ebersdorf in ein Armenhaus entsprang ihrem Betreiben, sie vermehrte und erhöhte die Pfründen in den Versorgungshäusern, deren es damals ziemlich viele gab, nämlich bei St. Marx, wo meist Kranke und Epileptische untergebracht wurden, im Sonnenhof bei der Margaretenerkirche, im Bäckenhäusel (Währingerstraße), im Kollonitsch-Garten in der Leopoldstadt, wo Blinde und Schlaghafte Aufnahme fanden, und außerdem gab es auch für erwerbsunfähige Männer und Frauen Unterkunft in den sogenannten Grundspitälern in Mariahilf, St. Ulrich, Alt- und Neu-Lerchenfeld, Spittelberg, Liechtental und im Armenhaus zum „Langenkeller" in der Burggasse. Im Notfalle fanden solche Personen auch Aufnahme im Arbeitshause in der Leopoldstadt, das eigentlich zur Unterbringung von Bettlern und Vaganten bestimmt war, die dort zur Arbeit angehalten und falls sie nicht nach Wien zuständig waren, bis zur endlichen Abschiebung in Haft gehalten wurden.

Eine systematische Reform der ganzen Armenpflege kam aber erst unter Josef II. zur Ausführung. Sie beruhte darauf, der bisherigen Vermengung der verschiedensten humanitären Zwecke in einer Anstalt oder einem Gebäude ein Ende zu machen, sondern für jeden einzelnen Zweig der Wohltätigkeitspflege besondere Anstalten zu schaffen. Diese Aufgabe war eine sehr schwierige, da es sich darum handelte, die zahlreichen Stiftungen zu sondern, die oft zu Zwecken bestimmt waren, die alle Bedeutung verloren hatten oder doch unter den gänzlich veränderten Verhältnissen nicht mehr zu erfüllen waren.

Von 1782 bis 1784 dauerten die sehr mühevollen Arbeiten in dieser Richtung. Den Anfang machte das Bürgerspital, das mit einer Menge anderer humanitärer Zwecke verquickt war. Man schied die dafür bestimmten Stiftungen aus und führte es auf den ursprünglichen Zweck einer Versorgungs- und Unterstützungsanstalt für verarmte Bürger zurück. Durch die Umwandlung der aus-

gedehnten Baulichkeiten von St. Klara in ein großes Zinshaus floßen dem Fonds große Einkünfte zu, die Auflassung des bisherigen Spitales zu St. Marx gestattete die Unterbringung der bürgerlichen Pfründner in dessen Baulichkeiten. Auch das Klagbaumspital ließ man auf, das Terrain fiel der Parzellierung und Verbauung anheim. Nebst den ebengenannten Armenhäusern für nichtbürgerliche Pfründner widmete man für diese noch das große Gebäude „zum blauen Herrgott" am Alserbach und außer Wien die Baulichkeiten der Kartause zu Mauerbach und der Kaserne zu Ybbs, die später als Irrenhaus verwendet und als Unterkunftsort für Pfründner durch die frühere Kaserne in St. Andrä an der Traisen ersetzt wurde. Jene Stiftungskapitalien, welche in keinen der Zweige der neuen Wohltätigkeitspflege eingereiht werden konnten, wies der Kaiser dem neugebildeten Fonds für die Zwecke des allgemeinen Krankenhauses, des Findel- und des Waisenhauses zu. Des aus dem Vermögen der Bruderschaften gebildeten allgemeinen „Armeninstitutes" wurde schon gedacht. (S. 293.)

Auf dem Terrain des Groß-Armenhauses, das von der Alserstraße bis nahe zur Währingerstraße reichte und die verschiedensten Anstalten, das Armenhaus, Lazarett, den Kontumazhof und das Invalidenhaus, umfaßte, rief Kaiser Josef II. seine großartigste humanitäre Schöpfung in das Leben, das allgemeine Krankenhaus. Er bediente sich dabei, wie auch bei der Regelung des Armenwesens des Beirates und der tätigen Mitwirkung des Grafen Johann Buquoy, der als warmherziger Menschenfreund auf seinen eigenen Gütern musterhafte humanitäre Einrichtungen schuf und sich als vorzüglicher Administrator und Organisator bewährte. In den Berichten Buquoys finden sich Äußerungen, die erst durch die moderne Sozialwissenschaft zur Anerkennung gekommen sind. „Du, der du arbeiten kannst (so ruft die menschliche Gesellschaft ihren Mitgliedern zu)," heißt es in einem solchen Aktenstück, „sollst nicht müßig gehen, sondern so lange du die Kraft hast, dir dein Brot durch die Arbeit verdienen; aber wenn du zur Arbeit unfähig, wenn du kraftlos und unvermögend sein wirst, dann wollen die Übrigen deine Bürde insoweit tragen helfen, als es deine unentbehrliche Versorgung erheischet. Ich halte dafür, daß nichts von der Besorgung dieses wichtigen Geschäftes entschuldigen kann und daß es unverantwortlich sein würde, jenen Weg dabei nicht einschlagen zu wollen, der gerade und am angemessensten zum wahren Ziele führt."

Diese Grundsätze fanden auch Ausdehnung auf alle jene Fälle, in welchen der Einzelne auf die Hilfe der Allgemeinheit angewiesen war, in erster Linie auf jenen der Krankheit. Auch die Idee einer großartigen Krankenanstalt für Wien war eine Frucht der Pariser Reise des Kaisers. Soviel Josef II. auch in bezug auf Ordnung und Sauberkeit im Hotel de Dieu in Paris zu tadeln fand, die Vorteile, welche eine so große Anstalt hinsichtlich der ökonomischen Verwaltung, der Behandlung und Unterbringung der Kranken bot, entging seinem gerade in solchen Dingen sehr scharfen Blick nicht. Die allgemeinen Grundsätze, die bei der Krankenpflege maßgebend sind, legte der Kaiser in den Worten nieder: „Es müssen die schon vorhandenen und noch dazu widmende Spitäler hinlänglich errichtet und in einen solchen Stand gesetzt werden, daß Alles blos zur Schönheit oder zur Zierde Gehörige hinweggelassen, nichts aber den Gesundheitszustand Befördernde unterlassen werde. Höhe der Zimmer, Luft in selben, gesunde Gegend, wohleingerichtete Bedienung, Versehung mit medicis, chyrurgis, mit Medicin, das Nöthige, nicht das Überflüssige, wirthschaftliche, aber gute Kost, einfache Oberaufsicht, nur Aufnahme der wahrhaft Armen in die Fundationsplätze, nicht Duldung Jener, so nicht wirklich krank, kurzum Alles müsse daher in selben zusammenfließen, was der kranken Armuth zu Hilfe zu kommen nöthig wäre."

Auf der Baſis dieſer Grundſätze nahm Joſef II. die Gründung einer großen für die Anſprüche von ganz Wien ausreichenden Krankenanſtalt in Angriff. Er ließ dazu aber auch von Fachmännern eingehende Studien machen. Profeſſor Maximilian Stoll, einer der tüchtigſten praktiſchen Mediziner ſeiner Zeit, unterbreitete dem Kaiſer die Ergebniſſe ſeiner im Auslande gemachten Erfahrungen und Stabsarzt Hunczowsky hielt ſich durch zwei Jahre im Auftrage des Monarchen in Paris und London auf, um Studien über das Spitalweſen zu machen. Nachdem die Frage, ob es beſſer ſei, mehrere kleinere oder ein großes Krankenhaus mit geſonderten Abteilungen für die verſchiedenen Krankheitsformen zu bauen, zugunſten des letzteren Prinzipes entſchieden war, nahm der Kaiſer die Sache mit gewohnter Entſchiedenheit in die Hand. Am 24. Auguſt 1782 erfloß die Reſolution, daß „die geſamten Kranken aus allen Häuſern in das große Armenhaus, ſo künftig das Generalſpital ausmachen ſoll", zu bringen ſeien. Die baulichen Herſtellungen übertrug der Kaiſer dem „im Bauweſen ſehr wohl erfahrenen" Baumeiſter Joſef Gerl, dem Ahn einer in dieſem Fache noch bis in unſere Zeit hochangeſehenen Familie. Die Leitung der Verwaltung wurde in die Hand einer Stiftungsoberdirektion gelegt, welcher der Kaiſer die Mahnung erteilte: „Die Sachen ſollen nicht durch unnötige Schreibereien in die Länge gezogen, ſondern zum Beſten der Menſchheit in kürzeſter Weiſe geſchlichtet werden." An die Spitze dieſer Oberdirektion berief Joſef II. den durch ſein humanitäres Wirken berühmten Schottenabt Benno, zum erſten Direktor des allgemeinen Krankenhauſes war auf Grund des von ihm entworfenen Planes zur inneren Einrichtung der kaiſerliche Leibarzt Joſef von Quarin beſtimmt, der nicht allein ein tüchtiger Arzt von wiſſenſchaftlicher Bildung, ſondern auch als langjähriger Sanitätsreferent von großer adminiſtrativer Befähigung war (Bild S. 329). Nach dem Vorſchlage Quarins, den der Kaiſer vollkommen billigte, hatte im allgemeinen Krankenhauſe auch die ſchon von van Swieten in das Leben gerufene praktiſche mediziniſche Lehrſchule — alſo die erſte Klinik — Unterkommen zu finden, welche zuerſt dem Bürgerſpital und dann dem Dreifaltigkeitsſpital angegliedert war. Im grundlegenden Statut iſt auch ausdrücklich betont, daß die neue Krankenanſtalt neben der Heilung der Kranken auch den Zwecken des mediziniſchen Studiums zu dienen habe. Dieſe mediziniſche Lehrſchule wurde in ein beſonderes im erſten Hof ſtehendes Gebäude verlegt und der Leitung des tüchtigen Klinikers Stoll anvertraut.

Welche Bedeutung Joſef II. ſeiner Schöpfung beimaß, wird dadurch bewieſen, daß er vor der Eröffnung des allgemeinen Krankenhauſes eine beſondere „Nachricht an das Publikum" entwarf, die den Zweck und die Einrichtung der Anſtalt enthielt. Er teilte ſie dem Grafen Buquoy mit dem Auftrage zu, ſie mit Parhammer und Quarin zu beraten und dann das Elaborat zur Verfaſſung eines „ſchicklichen Einganges" an den Hofrat von Sonnenfels zu ſenden. Dieſer Eingang lautete: „Die Liebe für die allgemeine Menſchheit und Mitleid gegen Unglückliche, denen ihr trauriger Umſtand Hilfe und Beiſtand unentbehrlich, aber die Dürftigkeit, ſich dieſelben zu verſchaffen, unmöglich machen, haben Seine Majeſtät bewogen, mit Verſchonung der öffentlichen Staatseinkünfte aus Ihrem Eigenem die öffentliche Anſtalt zu unterſtützen, welche unter der Benennung des Hauptſpitals das allgemeine Krankenhaus, die Geburtshilfe, das Findlingshaus und Tollhaus und verſchiedene Siechenhäuſer vereinigt." Als oberſter Grundſatz, den der Kaiſer auch dem Direktor Quarin einſchärfte, galt dabei „den Ärmſten als Menſchen zu ſchätzen und ihn mit gleicher Liebe zu behandeln".

Nach Vollendung der baulichen Herſtellungen im Auguſt 1784 beſuchte nochmals die alten Spitäler und traf ſelbſt alle Anordnungen für

die Übertragung der Kranken in das „Generalspital", die am 16. August 1784 anstandslos vollzogen wurde. Von diesem eigentlichen Geburtstag der größten Heilanstalt Wiens an bis zum Todestag des Kaisers wurden im allgemeinen Krankenhause nahezu 75.000 Pfleglinge aufgenommen, es erfüllte also schon in jenen sechs Jahren die schöne Aufgabe im vollsten Maße, welche ihm die vom Kaiser selbst verfaßte und noch heute über dem Tore angebrachte Inschrift zuweist: „Saluti et solatio aegrorum" (dem Heil und Troste der Kranken gewidmet).

Als Teil des sogenannten „Generalspitales", bald aber administrativ getrennt, war 1784 die Findelanstalt in das Leben gerufen worden. Auch sie verdankt das Entstehen den Anregungen, die Josef II. auf seinen Reisen in Frankreich und Italien erhielt. Der Anlaß zur Errichtung einer solchen Anstalt lag in einer erschreckenden Zunahme der Kindesmorde und in der furchtbaren Sterblichkeit der in den verschiedenen Spitälern untergebrachten Neugeborenen. In einem unsauber gehaltenen Bett lag oft ein Halbdutzend gesunder, kranker, sterbender und sogar schon toter Kinder beisammen. Unter solchen Umständen war es nicht zu wundern, daß im Zeitraum von 1772 bis 1781 von 10.229 im Bürgerspital aufgenommenen oder dort geborenen Kindern 8445 starben. Aber abgesehen davon waren auch die unglücklichen Mütter, welche gezwungen waren, sich in eine solche Anstalt zu begeben, den größten Demütigungen ausgesetzt. In St. Marx war es sogar üblich, daß man sie zwang, sich manchmal öffentlich zur Schau zu stellen, was zwar öfters kleine Almosen, noch häufiger aber den rohesten Hohn und Spott eintrug. Auch diesen Unglücklichen schuf der Kaiser in der Findelanstalt einen Zufluchtsort, der sie vor Beleidigungen schützte und ihnen in schweren Stunden Beistand sicherte. Keine Eintretende wurde um den Namen gefragt, ein versiegelter Zettel hatte den Namen zu enthalten, den zu eröffnen nur im Fall des Todes der Wöchnerin gestattet war. Wenn sie es wünschte, war ihr zur Wahrung ihres Geheimnisses sogar das Tragen einer Larve oder ein dichter Schleier gestattet. Um dem hartherzigen Vorurteil zu begegnen, das auf solchen Wesen lastet, übernahm Josef II. selbst die Patenstelle bei dem ersten im Findelhause geborenen Kind. Zur Verminderung der Sterblichkeit schlugen die Ärzte vor, die im Findelhause zur Welt kommenden Kinder in Privatpflege zu geben. Der Kaiser stimmte zu mit dem Beisatze, daß die Säuglinge auf das Land gebracht und dort „verläßlichen Leuten gegen einen hinlänglichen Lohn zur Verpflegung übergeben werden. Der Reiz des Eigennutzes muß bei den Pflegemüttern, die Kinder übernehmen, erhalten und befriedigt werden durch die Bezahlung". Im großen und ganzen besteht diese Einrichtung der Findelanstalt, welche durch die Gebäranstalt mit dem allgemeinen Krankenhause in Verbindung steht, bis auf den heutigen Tag.

Die erwähnte „Nachricht an das Publikum", die in zahlreichen Exemplaren verbreitet wurde, erwähnt auch das zum „Generalspital" gehörige „Tollhaus". Der Anstoß zur Errichtung einer solchen öffentlichen Anstalt war durch das Treiben eines Dr. Jovis gegeben, der in Erdberg eine Privatheilanstalt besaß, in der ganz gesunde Menschen, die jemand im Wege waren, festgehalten wurden. Aus einem Brief des Kaisers an Quarin ist zu entnehmen, daß bisher die Irren, wenn sie der öffentlichen Pflege anheim fielen, im Spanischen Spitale und in St. Marx untergebracht waren. Der damaligen wissenschaftlichen Erkenntnis nach, die besonders in der Psychiatrie noch sehr gering war, sah man die Irren nicht als Kranke an, die vielleicht noch einer Besserung fähig waren oder doch als des tiefsten Mitleids würdige Unglückliche, sondern bis zu einem gewissen Grade wirkte noch das mittelalterliche Vorurteil nach, das den Wahnsinn als eine Heimsuchung Gottes, den „Besessenen" als einen dem bösen F[illegible]

Verfallenen anſah. Man behandelte ſie deshalb mit Härte, verhängte Einſperrung und körperliche Strafen über ſie, bis eine vielleicht noch heilbare Verrücktheit in Wahnſinn und Tollwut überging. Der Gedanke, daß der Irre vor allem durch Zwangsmittel „unſchädlich“ gemacht werden müſſe, ſpricht ſchon aus dem abſtoßenden Äußeren des gleichzeitig mit dem allgemeinen Krankenhauſe der Benützung übergebenen „Tollhauſes“. Dieſer vielſtöckige finſtere runde Bau mit den kleinen vergitterten Fenſtern führt ſeinen Namen „Narrenturm“ mit Recht, der Volkswitz taufte ihn aber um ſeiner Geſtalt willen als des Kaiſers Joſef „Gugelhupf“. Am deutlichſten präſentiert er ſich in ſeiner ganzen unheimlichen Häßlichkeit von der Senſengaſſe aus. Es wäre töricht, von Joſef II. zu verlangen, daß er über die Irren anders denken ſollte, als es die mediziniſche

Das Gaſtzimmer im Wirtshaus „zur Schnecke“. (S. 340.)

Wiſſenſchaft ſeiner Zeit tat, die gewiß bei dem Bau und der Einrichtung des Tollhauſes auch ihr gewichtiges Wort ſprach. Seine allumfaſſende Menſchenliebe, die nach dem herrlichen Dichterwort

„Auch den ärgſten Griesgram luſtig mit dem hellſten Tau beſprengt
Und mit vollen Feſteskränzen auch den ärmſten Strauch behängt,“

vergaß auch dieſer Ärmſten der Armen, der Irren, nicht. Es iſt rührend, aus dem erwähnten Brief an Quarin zu erſehen, wie ſich der Kaiſer bis in das Detail mit der Unterbringung der Irren im neuen Tollhaus befaßt, wie er einſchärft, Vorſorge für Wärter, Koſt und alles nötige zu treffen und dazu mahnt, die Irren auch auf den Hof zu laſſen, ſobald ihr Zuſtand es geſtattet. Der Joſefiniſche Narrenturm ſtößt durch ſein Äußeres ab, er entſpricht auch den modernen Anſchauungen über Irrenpflege nicht und ſteht ſchon lange außer

für die Zeit ſeiner Entſtehung aber bedeutete er einen Fortſchritt in Beweis, daß Kaiſer Joſef II. allumfaſſende Fürſorge ſich auch

auf jene Unglücklichen erſtreckte, die mit Scheu gemieden, von Vorurteil und Haß noch tiefer in das Elend der Umnachtung geſtoßen wurden.

Durch die Vereinigung der Spitäler im allgemeinen Krankenhauſe ſtanden mehrere anſehnliche Gebäude zur Verfügung. In das „Spaniſche Spital“ in der Waiſenhausgaſſe verlegte Joſef II. das kaiſerliche Waiſenhaus, das ſchon (II., S. 149) Erwähnung fand und das dadurch frei werdende Gebäude am Rennweg fand als Artilleriekaſerne Verwendung. Das von Erzbiſchof Kollonitſch gegründete Johannesſpital im ehemaligen Sommerpalaſt des Prinzen Maximilian von Hannover auf der Landſtraße machte nach deſſen Verlegung dem Invalidenhauſe Platz, das ſich noch heute in dieſem weitläufigen Bau befindet.

Das Hetzamphitheater. (S. 344.)

In bezug auf Handel und Gewerbe in Wien ſetzte Maria Thereſia das Werk ihres Vaters fort, der dieſe für jede größere Stadt entſcheidenden Erwerbszweige nach Möglichkeit zu beleben verſuchte. Dem im Jahre 1752 geſchaffenen Hofkommerzienrat ſtellte die Kaiſerin die Aufgabe, „der öſterreichiſchen Handlung im ganzen eine neue Wendung zu geben“, die aber nur ſehr unvollkommen erfüllt wurde. Die wirtſchaftliche Tendenz ging noch immer dahin, ſich möglichſt vom Ausland abzuſchließen, und da man in anderen Staaten ebenſo dachte, mußte es mit Ausfuhr und Einfuhr gleich ſchlecht beſtellt ſein. Mehrere Gründungen zur Belebung des Handels nahmen ein klägliches Ende und es blieb dabei, daß dem nicht ſehr regen Unternehmungsgeiſt Einzelner die Aufgabe blieb, den Handel zu heben. Ein Reſkript vom 22. Mai 1774 machte der uralten Inſtitution der Niederläger, die ſoviele Anfeindungen überſtanden, ſich jetzt aber überlebt hatte, ein Ende. An ihre Stelle traten die „Großhandlungs-Verwandten“, aus welchen ſpäter die privilegierten Großhändler wurden, welchen

ohne Rückſicht auf Nationalität oder Konfeſſion alle bürgerlichen Rechte eingeräumt wurden.

Die gewerbliche und Fabriksinduſtrie nahm unter Maria Thereſia und noch mehr unter Joſef II. einen bedeutenden Aufſchwung. Es würde zu weit führen, dieſen in den einzelnen Branchen zu verfolgen, doch bürgerte ſich ſchon damals die Erzeugung mancher Waren ein, wie Seide, Gold- und Silberpoſamenterie, Leder- und Galanterieartikel, die noch weit herauf bis in das neunzehnte Jahrhundert als ſpezielle Erzeugniſſe der Wiener Induſtrie galten. Die Regierung erkannte auch früh die Bedeutung des gewerblichen Lebens für den Aufſchwung der Stadt. In einem beſonderen Vortrage wies Fürſt Kaunitz, deſſen Wirkſamkeit ſich auf allen Gebieten verfolgen läßt, auf die Notwendigkeit hin, die fachliche Ausbildung des Gewerbeſtandes zu fördern. Schon 1757 befahl Maria Thereſia die Errichtung von Fachſchulen für die verſchiedenen Gewerbszweige, deren erſte 1758 als Manufakturſchule an der Akademie der bildenden Künſte in das Leben trat, und 1767 nahm auch die „Poſſier-, Vorſchneid- und Graveurakademie" ihre Tätigkeit auf. Kaiſer Joſef II. ordnete auch die Errichtung von Fachſchulen für alle Baugewerbe an, die mit der Architekturſchule der Akademie in Verbindung gebracht wurden. Zur Pflege des Formenſinnes in gewerblichen Kreiſen wirkten ſehr verdienſtlich die Zeichenſchulen für Lehrlinge, die den Unterricht an Sonntagen erteilten und ſo einzurichten hatten, daß den Zöglingen das ſelbſtändige Entwerfen von Muſtern geläufig gemacht wurde. In jener Zeit legte man durch Übung von Auge und Hand den breiten Boden, auf dem ſpäter ſich das ſtolze Gebäude des durch Originalität der Formen und Tüchtigkeit der Arbeit ſo Vorzügliches leiſtenden Wiener Kunſtgewerbes erhob.

Bei dem Mangel einer eigentlichen Memoirenliteratur, deren wenige Beiſpiele ſich faſt nur mit dem Hof befaſſen, iſt man bei einer noch ſo knappen Schilderung des Wiener Volkslebens auf das Zuſammentragen vereinzelter Züge beſchränkt, die dann doch nur ein moſaikartiges Bild geben. Die meiſte Ausbeute liefern noch die im Druck erſchienenen Reiſebriefe, welche wenigſtens den Vorteil haben, unmittelbare Eindrücke wiederzugeben. Den 1769 erſchienenen „Briefen eines Ausländers über Wien" entnehmen wir folgende Stellen: „Die Frauen in Wien ſind meiſtens ſchön und wohlgebildet, die Männer kräftig, meiſtens wohlgebaut und gut gekleidet. Man muß zum Lobe der Wiener ſagen, daß ſie nichts ſparen, um ihre Kinder gut zu erziehen. Sie haben ihre Meiſter in den Sprachen, italieniſch und franzöſiſch, in der Zeichnenkunſt, in der Muſik, in der Geſchichte und Erdbeſchreibung. Man tanzt vortrefflich in Wien und in der Converſation herrſcht ein feiner Ton. Überhaupt iſt zwiſchen einer gebildeten Wienerin und einem norddeutſchen Frauenzimmer eben der Unterſchied wie zwiſchen der Natur und einer Drahtpuppe. Beide Geſchlechter lieben zwar die Pracht, den Aufwand und das Vergnügen, allein ich habe keine Wiener geſehen, die aus Grundſätzen ausſchweifend waren. Die Lebensart der beſſeren Stände in Wien iſt auf franzöſiſchem, überhaupt auf ſtädtiſchem Fuße. Beim Herrn vom Hauſe iſt um zehn Uhr Tag. Man macht ihm zuerſt im Putz die Aufwartung, wenn man aber nähere Bekanntſchaft gemacht hat, ſo kann man wohl auch im Negligée erſcheinen. Seine Gemahlin hat ungefähr um dieſe Zeit ihre Toilette vollendet. Der übrige Theil des Vormittags wird in der Kirche, mit Geſchäften oder mit Beſuchen zugebracht. Von 1 bis 2 Uhr ſetzt man ſich gewöhnlich zu Tiſch. Der Reſt des Tages iſt für die Spazierfahrt und das Schauſpiel beſtimmt. Auch begibt man ſich oft, wenn der Abend angebrochen iſt, in eine Geſellſchaft, wo Chokolade getrunken, converſirt oder geſpielt wird." —

der Störung der öffentlichen Ruhe und in Unanſtändigkeiten

sein Vergnügen sucht, kann in Wien so frei leben, als er will und thun, was er will, ohne nur beachtet zu werden. Er bleibt im allgemeinen Gedränge verloren und kann sich seine Gesellschaft nach Gefallen wählen. Wenn er bemittelt ist, so steht ihm Alles zu Diensten, was nur immer seinen Sinnen, seiner Bequemlichkeit und seiner Laune gefällt; ist er aber unbemittelt, so verbirgt er auch dieses Ungemach nirgends besser, als hier. Für 10 bis 12 Gulden des Jahres erhält er ein bescheidenes Kämmerchen in der Vorstadt. Er kann in manchen Gasthäusern für 6 bis 10 Kreuzer zu Mittag essen und ein Trödler verschafft ihm für 10 bis 15 Gulden einen ganzen Anzug, in welchem er sich ungescheut allenthalben zeigen kann." — „Die Männer tragen sich heute größtentheils nach französischem Geschmack. Bei den Vornehmern ist die Beutelperücke, die reiche Weste mit Schössen und der buntfarbige oder lichte Seidenrock mit kurzen Beinkleidern, Schnallenschuhen und Strümpfen, dann der Chapeau-bas in Schwung. Auch tragen sie große Busenkrausen (Jabots) und Manschetten. Quer über, mehr nach hinten zu, steckt der Degen, gewöhnlich mit Porzellangriff. Bei vornehmen Tafeln ist es Sitte, sich mit dem Degen zu Tische zu setzen." — „Der Bürgersmann ist bequemer in dunkles Tuch gekleidet. Er trägt auch statt des kurzen Staatsrockes einen langen Rock mit großen Knöpfen. Die Haare sind in Rollen aufgedreht, auf dem Kopf hat er den dreikantigen Hut, einen mächtigen Stock von spanischem Rohr mit großem Knopf und Quaste in der Hand. Die Landleute gehen in groben Jacken, sie haben ihre natürlichen Haare, hinten in Ringeln bis auf den Nacken hängend und breitkrämpige Hüte. Im Winter tragen sie sonderbar geformte Pelzmützen mit zwei Klappen von fast schiffförmigem Aussehen. Wer aber vermag die Tracht der Frauen zu beschreiben? Niemand, als der ihre Launen zählen kann. Ihre Stoffe sind größtentheils schwerfällig und kostbar, aber dafür auch dauerhaft und oft trägt noch die Enkelin ein Kleid von dem Stoffe, das einst ihrer Großmutter Brautkleid gewesen. Seit kurzer Zeit scheint unter den Damen die englische Mode Eingang gefunden zu haben, besonders in Rücksicht auf den Haarschmuck. Allmälig werden jene wunderlichen Riesengebäude, die ebenso kunstreichen als unbequemen Frisuren der Damen seltener, die früher stundenlange Arbeit erforderten. Auch werden, besonders zum Negligée, nicht selten Flügelhauben auf niederländische Art getragen. Die Tracht der Bürgersfrauen und Mädchen ist ebenfalls reich, aber ziemlich steif. Besonders eigenthümlich sind die reich mit Gold gestickten Hauben, welche fast den alten griechischen Helmen gleichen, mit welchen man Paris und andere Helden abgebildet findet. Auf dem Lande findet man diese wunderlichen Kopfzierden ganz schwarz oder zum höchsten Staate mit Silberflittern bestickt. Eines der schönsten Schauspiele in Wien bietet aber die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Nationaltrachten, polnische, ungarische und orientalische, die man hier erblickt, und wodurch sich diese Stadt sehr zu ihrem Vortheile von der Einförmigkeit anderer deutscher Städte unterscheidet und dem Auge die mannigfaltigste Abwechslung bietet."

Schon dieser Berichterstatter deutet auf die große Umwälzung in der Mode hin, die gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts eintrat. Vom Kostüme der Rokokozeit mit den spitzen Schneppenleibern, den weiten Reifröcken und den turmhohen gepuderten Frisuren ging man ziemlich unvermittelt zu den glatten wallenden Kleidern mit der Taille knapp unter den Armen und den offenen Locken mit einem Knoten rückwärts über — deutliche Anklänge an den auch in Kunst und Literatur zur Geltung kommenden Klassizismus. Pezzl macht sich in seiner „Skizze von Wien" gleich nach dem Auftauchen dieser Mode in recht launiger Weise darüber lustig unter der Überschrift: „Griechinnen unterm 48. Grad Nordbreite. Als die Pariserinnen anfingen Griechi[illegible] zu spielen,

konnte man in Wien nicht zurückbleiben und man wagte es schon wieder
alten Schlendrian in Modesachen zu befolgen, das heißt die pariſiſchen
copiren. Alſo entſtanden denn auch bei uns die atheniſchen und korinthiſc
Mädchen zu Tauſenden. Die Haare wurden in Knoten und Flechten um
Kopf geſchlungen; Hals, Nacken, Buſen und Arme wurden ſo heidniſch n
als es nur noch einigermaßen mit der chriſtlichen Decenz vereinbarlich w
der ganze Körper wurde ſo leicht gemacht, als möglich; ein kurzes Hemd
ohne Ärmel, bis unter die Schultern und Bruſt ausgeſchnitten, darüber
knapper Sack von dünnſter Seide, von Mouſſelin oder von einem anderen
dünnen Gewebe, das jede Bewegung, jedes Muskelſpiel des Körpers in a
ſeinen Wendungen und Stellungen getreulich abformt und zur Schau ſte
das war und iſt noch heute das Weſentlichſte unſerer Griechinnen. Ma
derſelben haben ihre Griechheit ſchon theuer und einige ſogar mit dem Le
bezahlt; denn das beliebte Koſtüme vom Ufer des Ilyſſus und der korinthiſc
Meerenge an den Iſter verpflanzt, den der Wind von den Sudeten und K
pathen manchmal Monate lang mit Eis überzieht, verurſacht häufige und
fährliche Erkältungen, welche ſelbſt tödtlich werden, wenn man aus den ſtrotzen
Schauſpielhäuſern, vom erhitzenden Ball oder begeiſternden Souper in
ſtarrenden Winternacht ſo leichtbekleidet zum Hausthor kommt, wo der Nc
wind durchpfeift und dort zu Viertelſtunden auf den im Gedränge befindlic
Wagen oder Tragſeſſel warten muß."

Die in den „Briefen eines Ausländers" gemachten Preisangaben, bez
lich welcher man aber den damals drei- oder vierfach ſo hohen Geldwert n
überſehen darf, werden auch durch andere gleichzeitige Quellen beſtätigt.
7, 10, 12, 15 und 24 Kreuzer konnte man je nach dem Lokal ſehr anſtän
ſpeiſen. Kaiſer Joſef II. verwies einen Beamten, der klagte, mit ſeinem Gel
nicht das Auslangen finden zu können, darauf: „Gehen Sie zum „Engel"
Mariahilf ſpeiſen, da koſtet es nur 8 Kreuzer." Ein feines Mittagmahl o
Wein konnte man um zwei Siebzehner haben, an der Table d'hôte, die dam
in Wien häufiger war als heute, erhielt man fünf Speiſen ſogar um ei
Siebzehner.

Die beliebteſten Speiſehäuſer, damals „Traiteurs" genannt, waren
„goldene Ochs", bei den „drei Hacken" auf der Freiung (ſpäter „Römiſ
Kaiſer"), beim „Wilden Mann", beim „goldenen Greif" (heute „Erzherzog Kar
beim „weißen Ochſen", beim „weißen Löwen" am Salzgries, beim „golde
Hirſchen" in der Rotenturmſtraße. Unter den Bierhäuſern waren die beſuchte
die erſt in unſerer Zeit verſchwundenen beim „Rebhuhn" und „Lothringer"
das ſchon länger aufgelaſſene beim „Krebs" am Hohen Markt. Von einem gle
falls altberühmten, und zwar noch beſtehenden, aber ganz umgewandelten Wie
Gaſthaus, von jenem zur „Schnecke" am Petersplatz iſt uns eine höchſt cha
teriſtiſche Abbildung erhalten geblieben (S. 336). Sie ſtellt offenbar
Honoratiorenzimmer vor, wahrſcheinlich jenes trauliche Gemach im erſten St
werk, deſſen ſich noch manche Wiener erinnern werden und das bei Verbreiter
der Jungferngaſſe erſt 1875 mit dem ſchmalen Haus Nr. 3 verſchwand. Das ga
Bildchen atmet den Geiſt bürgerlicher Behaglichkeit, wie er auch den m
wohlgerundeten Geſtalten der Gäſte entſpricht, die hier nach des Tages
und Mühen bei einem guten Trunk und einer ſoliden Partie L'hombre o
Boſton ſich es gut ergehen laſſen. Schon iſt das Tabakrauchen, das um 17
noch für ein Zeichen unfeiner und lockerer Sitte in Wien galt, ziemlich
gemein geworden; natürlich weiß man aber noch nichts von Zigarren, ſond
man bedient ſich der kölniſchen Pfeifen, von welchen ein eigenes Brett u
dem Kruzifix einen Vorrat enthält. Der biedere Kachelofen, der ſo vertrau

erweckend breitſpurig daſteht, als könne in dieſem Zimmer nie von Kühle die Rede ſein, die ehrwürdige Wanduhr in dem bis zur Decke reichenden Kaſten, das Kruzifix mit dem dahinter ſteckenden Weidenkätzchenzweig, ſelbſt die Amſel in ihrem Käfig in der tiefen Fenſterniſche — das alles verleiht dem Raum ein ſo anheimelndes Gepräge, daß man die „übertünchte“ Eleganz manches modernen Biertempels gerne darum gäbe. Vielleicht trägt zu dieſem Eindruck auch das ſchmucke Schenkmädchen bei, das in der netten kurzgeſchürzten Tracht manche Vorzüge mehr als ahnen läßt.

Tierhetze im Wiener Hetztheater. (S. 348.)

Noch immer waren die Wiener in der Mehrzahl Weintrinker. Darum gab es auch außer den „italieniſchen Weinſtuben“, wo man ſchwere Ausländerweine erhielt und die eigentlich Vorläufer der Delikateſſenhandlungen waren, eine Unzahl von ſolchen dem Bacchusdienſt gewidmeten Orten, die ſich oft wirklich unter der Erde befanden, aber auch dann „Keller“ genannt wurden, wenn dies nicht der Fall war. Unſer ziemlich vertrauenswürdiger Gewährsmann Pezzl weiß nicht viel Löbliches von dieſen Lokalen zu berichten. „Die gewöhnlichen Weinkeller in Wien dienen zugleich zur Zechſtube, wo ſich Abends die niedrigen Menſchenklaſſen einfinden und ihr Nachtmahl einnehmen. Man ſitzt dort zehn Ellen tief in einem unterirdiſchen bombenfeſten Gewölbe, bei einigem Kerzenlicht. Die Atmoſphäre dieſer Höhle iſt ganz mit Weindünſten ſchwanger, ſo daß man außer dem Glas auch durch Mund und Naſe Wein in ſich zieht.

konnte man in Wien nicht zurückbleiben und man wagte es ſchon wieder den alten Schlendrian in Modeſachen zu befolgen, das heißt die pariſiſchen zu copiren. Alſo entſtanden denn auch bei uns die atheniſchen und korinthiſchen Mädchen zu Tauſenden. Die Haare wurden in Knoten und Flechten um den Kopf geſchlungen; Hals, Nacken, Buſen und Arme wurden ſo heidniſch nackt, als es nur noch einigermaßen mit der chriſtlichen Decenz vereinbarlich war; der ganze Körper wurde ſo leicht gemacht, als möglich; ein kurzes Hemdchen ohne Ärmel, bis unter die Schultern und Bruſt ausgeſchnitten, darüber ein knapper Sack von dünnſter Seide, von Mouſſelin oder von einem anderen ſo dünnen Gewebe, das jede Bewegung, jedes Muskelſpiel des Körpers in allen ſeinen Wendungen und Stellungen getreulich abformt und zur Schau ſtellt; das war und iſt noch heute das Weſentlichſte unſerer Griechinnen. Manche derſelben haben ihre Griechheit ſchon theuer und einige ſogar mit dem Leben bezahlt; denn das beliebte Koſtüme vom Ufer des Ilyſſus und der korinthiſchen Meerenge an den Iſter verpflanzt, den der Wind von den Sudeten und Karpathen manchmal Monate lang mit Eis überzieht, verurſacht häufige und gefährliche Erkältungen, welche ſelbſt tödtlich werden, wenn man aus den ſtrotzenden Schauſpielhäuſern, vom erhitzenden Ball oder begeiſternden Souper in der ſtarrenden Winternacht ſo leichtbekleidet zum Hausthor kommt, wo der Nordwind durchpfeift und dort zu Viertelſtunden auf den im Gedränge befindlichen Wagen oder Tragſeſſel warten muß."

Die in den „Briefen eines Ausländers" gemachten Preisangaben, bezüglich welcher man aber den damals drei- oder vierfach ſo hohen Geldwert nicht überſehen darf, werden auch durch andere gleichzeitige Quellen beſtätigt. Für 7, 10, 12, 15 und 24 Kreuzer konnte man je nach dem Lokal ſehr anſtändig ſpeiſen. Kaiſer Joſef II. verwies einen Beamten, der klagte, mit ſeinem Gehalt nicht das Auslangen finden zu können, darauf: „Gehen Sie zum „Engel" in Mariahilf ſpeiſen, da koſtet es nur 8 Kreuzer." Ein feines Mittagmahl ohne Wein konnte man um zwei Siebzehner haben, an der Table d'hôte, die damals in Wien häufiger war als heute, erhielt man fünf Speiſen ſogar um einen Siebzehner.

Die beliebteſten Speiſehäuſer, damals „Traiteurs" genannt, waren der „goldene Ochs", bei den „drei Hacken" auf der Freiung (ſpäter „Römiſcher Kaiſer"), beim „Wilden Mann", beim „goldenen Greif" (heute „Erzherzog Karl"), beim „weißen Ochſen", beim „weißen Löwen" am Salzgries, beim „goldenen Hirſchen" in der Rotenturmſtraße. Unter den Bierhäuſern waren die beſuchteſten die erſt in unſerer Zeit verſchwundenen beim „Rebhuhn" und „Lothringer" und das ſchon länger aufgelaſſene beim „Krebs" am Hohen Markt. Von einem gleichfalls altberühmten, und zwar noch beſtehenden, aber ganz umgewandelten Wiener Gaſthaus, von jenem zur „Schnecke" am Petersplatz iſt uns eine höchſt charakteriſtiſche Abbildung erhalten geblieben (S. 336). Sie ſtellt offenbar das Honoratiorenzimmer vor, wahrſcheinlich jenes trauliche Gemach im erſten Stockwerk, deſſen ſich noch manche Wiener erinnern werden und das bei Verbreiterung der Jungferngaſſe erſt 1875 mit dem ſchmalen Haus Nr. 3 verſchwand. Das ganze Bildchen atmet den Geiſt bürgerlicher Behaglichkeit, wie er auch den meiſt wohlgerundeten Geſtalten der Gäſte entſpricht, die hier nach des Tages Laſt und Mühen bei einem guten Trunk und einer ſoliden Partie L'hombre oder Boſton ſich es gut ergehen laſſen. Schon iſt das Tabakrauchen, das um 1700 noch für ein Zeichen unfeiner und lockerer Sitte in Wien galt, ziemlich allgemein geworden; natürlich weiß man aber noch nichts von Zigarren, ſondern man bedient ſich der kölniſchen Pfeifen, von welchen ein eigenes Brett unter ix einen Vorrat enthält. Der biedere Kachelofen, der ſo vertrauen-

erweckend breitspurig dasteht, als könne in diesem Zimmer nie von Kühle die Rede sein, die ehrwürdige Wanduhr in dem bis zur Decke reichenden Kasten, das Kruzifix mit dem dahinter steckenden Weidenkätzchenzweig, selbst die Amsel in ihrem Käfig in der tiefen Fensternische — das alles verleiht dem Raum ein so anheimelndes Gepräge, daß man die „übertünchte" Eleganz manches modernen Biertempels gerne darum gäbe. Vielleicht trägt zu diesem Eindruck auch das schmucke Schenkmädchen bei, das in der netten kurzgeschürzten Tracht manche Vorzüge mehr als ahnen läßt.

Tierhetze im Wiener Hetztheater. (S. 348.)

Noch immer waren die Wiener in der Mehrzahl Weintrinker. Darum gab es auch außer den „italienischen Weinstuben", wo man schwere Ausländerweine erhielt und die eigentlich Vorläufer der Delikatessenhandlungen waren, eine Unzahl von solchen dem Bacchusdienst gewidmeten Orten, die sich oft wirklich unter der Erde befanden, aber auch dann „Keller" genannt wurden, wenn dies nicht der Fall war. Unser ziemlich vertrauenswürdiger Gewährsmann Pezzl weiß nicht viel Löbliches von diesen Lokalen zu berichten. „Die gewöhnlichen Weinkeller in Wien dienen zugleich zur Zechstube, wo sich Abends die niedrigen Menschenklassen einfinden und ihr Nachtmahl einnehmen. Man sitzt dort zehn Ellen tief in einem unterirdischen bombenfesten Gewölbe, bei einigem Kerzenlicht. Die Atmosphäre dieser Höhle ist ganz mit Weindünsten schwanger, so daß man außer dem Glas auch durch Mund und Nase Wein in sich zieht.

Man ſchenkt Wein von 6 bis 16 Kreuzern die Maß und bedient die Gäſte auch mit Käſe, kaltem Fleiſch, Würſten u. dgl. Die Kellerknechte ſind ſchmutzige, nach Weinhefe riechende Bengel, die entweder ſehr kupfrig oder todtenblaß ausſehen, weil ſie gleichſam in Wein ſchwimmen und ſelten in die friſche Luft kommen. Der bekannteſte dieſer Keller iſt der Seizerkeller unter den Tuchlauben. Man ſitzt dort zwiſchen ungeheuren Fäſſern, mit fauſtdicken Reifen beſchlagen, die den ganzen Keller überſchwemmen und die Gäſte in einer Fluth von weißem und rothem Wein erſäufen würden, wenn jene Reifen einmal plötzlich abſprängen. Man verbrennt in dieſem Keller jährlich an 18.000 Kerzen." Der Seizerkeller hatte ſeinen Namen vom Mutterkloſter der Kartauſe Mauerbach und gehörte zum Beſitz der letzteren. Urſprünglich hieß das den Seizerkeller enthaltende Haus der „Röhrhof", welchen 1355 Friedrich der Schöne der Kartauſe Mauerbach ſchenkte und damit das Recht des Weinausſchankes verband, mit der Beſchränkung, „ihren Wein beſcheiden ſchenken, nicht aber Kegel-, Kugel-, Karten- und Würfelſpiel treiben zu laſſen, nur echtes Getränk zu ſchenken und Niemand über die Zeit ſitzen zu laſſen". Als 1782 Mauerbach aufgehoben wurde, war es auch mit dem Seizerkeller aus, der aber zu fröhlicher Auferſtehung kam, als ſich gegen 1830 dort Daum mit ſeinem „Elyſium" einquartierte, das dann in die Annagaſſe überſiedelte. Im Jahre 1838 verſchwand der alte „Röhrhof", um dem „Bazor", der noch heute die Paſſage zwiſchen den Tuchlauben und der Seizergaſſe bildet, Platz zu machen. Außer den anderen Kloſterkellern kommen im achtzehnten Jahrhundert noch vor der Sabelkeller und Türkenkeller, beide am Heidenſchuß, der Zögerlkeller am Neuen Markt, der Schekelkeller im Tiefen Graben, der vielberühmte Mirakelkeller am Haarmarkt, endlich der durch die Verwüſtung des Oppenheimerſchen Hauſes zu trauriger Berühmtheit gekommene Rauchfangkehrerkeller in der Freiſingergaſſe.

In den Tagen Maria Thereſias gab es ſchon 200 Lohnfuhrwerke in Wien. Eine einfache Fahrt in der Stadt koſtete einen Siebzehner, wenn ſie eine Stunde währte 2, für den ganzen Tag 6 bis 8 Siebzehner. Verhältnismäßig hoch waren die Preiſe in den Kaffeehäuſern, die durch eine ausgehängte rieſige Metallkanne ebenſo gekennzeichnet waren, wie die Weinſtuben durch den Reiſigbüſchel, die Bierhäuſer durch den Korb von Hobelſpänen. Es koſtete eine Portion Kaffee mit Milch, die aber ziemlich klein war, 4 Kreuzer, Tee 7, Schokolade mit Waſſer 9, mit Milch 10, ein Becher Gefrorenes 12 bis 17 Kreuzer.

Außer der ſchon erwähnten Mehlgrube gab es um 1760 noch zahlreiche andere Tanzſäle in der Stadt und den Vorſtädten, die natürlich alle Grade geſellſchaftlicher Anſprüche repräſentierten. Von den beſſeren Klaſſen wurden nebſt der Mehlgrube beſonders bevorzugt der „blaue Bock" in der Wollzeile, das „Kaſino" in der Himmelpfortgaſſe, die „Neue Welt" auf der Wieden, die ſpäter berühmt wurde, weil ſie der erſte Ballſaal war, der ſich eines Parkettbodens rühmen konnte, das „Grüne Tor" in der Roßau, bei den „Drei Königen" auf der Landſtraße. Übrigens war es in jener Zeit allgemein üblich, daß auch Private Tanzunterhaltungen veranſtalteten, deren Teilnehmer ein Eintrittsgeld zu entrichten hatten. Als Mozart kurz nach ſeiner Vermählung mit ſeiner „Stanzi" am Judenplatz wohnte (Nr. 224 alt), gab er „Hausbälle", bei welchen die männlichen Beſucher — „die Chapeaux" — ein Eintrittsgeld von zwei Gulden zahlen mußten. Gewiß war dies auch ein Verſuch, die etwas mager beſtellte Kaſſe des jungen Gatten zu kräftigen, aber auch die Lebensfreudigkeit Mozarts dürfte dabei beſtimmend mitgewirkt haben.

Theaterverhältniſſe der Thereſianiſchen Epoche iſt ſchon an anderer tigſte geſagt worden. Dagegen muß hier einer anderen Unter-

haltung des damaligen Wien etwas ausführlicher gedacht werden, obgleich sie ihm eben nicht zum Ruhm gereicht. Es ist dies die „Hetze", die sich durch Jahrzehnte in der Gunst des Wiener Publikums aller Schattierungen behauptete und zeitweise unter den Vergnügungsorten in erster Reihe stand. Und sie behauptete sich in dieser, obwohl es nicht an erbitterten Angriffen darauf fehlte, welche die ganze Roheit und Grausamkeit, die in diesen Tierhetzen lagen, mit eindringlichen Worten klarstellten. Äußert sich doch in den Neunzigerjahren ein Bericht der niederösterreichischen Regierung, also der Behörde, von deren Entscheidung das Sein oder Nichtsein des Hetztheaters abhing, dahin, „daß ein so gräßliches Schauspiel, wo Tiere einander die gräßlichen Schmerzen und Verwundungen verursachen und meistens schwächere Tiere der Wut des stärkeren oder selbst stärkere der überwiegenden Anzahl preisgegeben werden, kein Gegenstand sei, der zur Belustigung eines fein gesitteten Menschen dienen könne, und daß es überhaupt mit dem Begriff einer verfeinerten Moralität nicht vereinbarlich sei, ein solches Schauspiel bestehen zu lassen". Trotzdem ließ man es aber bestehen, weil es wieder einmal von der Einsicht bis zum Entschluß gar so weit und so schwierig war, um mit dem Haudegen Illo zu sprechen, „aus vierundzwanzig Übeln das kleinste auszuwählen". Und auch die „feingesitteten Menschen" fanden sich trotz der behördlichen Skrupel recht eifrig im Wiener Hetzamphitheater ein. Wenigstens geht dies aus den 1795 erschienenen „Reisebriefen eines Livländers" hervor, der konstatiert, daß der „hohe Adel" zu den Stammbesuchern der Tierhetzen gehörte und gewissermaßen als Entschuldigung beifügt, daß dieser mehr wegen der Gesellschaft komme. „Diesen Umstand," meint der Livländer, „muß man erwägen, um sich zu erklären, wie in Warschau und in Wien feinere und gebildetere Leute die Hetze besuchen und sich bei diesem rohen und trotz aller Grausamkeit erbärmlichen Schauspiel zu Stunden verweilen können."

Die Tierhetze in Wien reicht viel weiter zurück, als man gemeiniglich annimmt. Die „Bären-, Affen- und Hundstantzmacher", von welchen die Spielgrafenordnung spricht, verdienen es allerdings nicht, daß man auf ihre harmlosen Produktionen die späteren rohen Tierhetzen zurückführt, es ist aber nicht zu zweifeln, daß auch solche Schauspiele schon unter Kaiser Leopold I. in Wien zu sehen waren. In einem Akt der Stadt Wien, der sich mit dem Zucht- und Arbeitshaus in der Leopoldstadt befaßt, kommt die Hinweisung vor, daß Leopold I. zur Erhaltung dieser Anstalt auch den fünften Teil der Reineinnahmen, welche „öffentliche Schauspill und Thierhötzen" ergeben, bestimmt habe. Doch sind die ersten solchen Vorstellungen von Wandertruppen, vielleicht von spanischen, gegeben worden, denn es heißt: „Massen solche Hetzen bis anhero von anderen Hetzmeistern alle Sommer gehalten worden seyndt." Wie dieser Akt beweist, zog man also schon 1735 die Errichtung eines ständigen Hetztheaters in Erwägung, wozu die Eingabe zweier Unternehmer, Corradini und Bibiena, wahrscheinlich Sprossen dieser beiden Künstlerfamilien, den Anlaß gab. Die Hofkanzlei sagt in einem Vortrag hierüber: „Gestalten es mit dem vorhin schon alhier üblich gewesten Hezen wilder und frembder Thiere viel weiters gekommen wäre, wann diese Leuthe einen stät auch hierzur bequemen und in formam theatri eingerichten Orth gehabt hätten." Die ersten Tierhetzen in Wien hielt man offenbar in Hofräumen oder eingeplankten Plätzen ab, die weder die nötige Sicherheit, noch jene Bequemlichkeiten boten, die für das feinere Publikum nötig waren. Bekannt ist aus dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nur ein Ort in Wien, der zur Abhaltung von Tierhetzen benützt wurde, der Hofraum des Gasthofes „zum schwarzen Adler" in der Taborstraße, der erst 1890 einem Neubau unterzogen wurde.

Bibiena und Corradini verlangten ein zehnjähriges Privilegium, wofür sie sich verpflichteten, ein eigenes „Hetz-Amphitheater" zu erbauen, das auch dem „hohen Adel" entsprechen solle. Sie versprachen, die Sache auf ein höheres Niveau zu bringen und bezeichneten sie gar als ein „Kunstgewerbe". Obwohl der Pächter des Kärntnertortheaters sich mit Rücksicht auf die „sehr mißlich und geldklemmen Zeiten" sehr energisch gegen die Erteilung eines solchen Privilegiums verwahrte, erfolgte dieselbe 1736 doch, aber mit der Beschränkung, daß die Vorstellungen nur von Mai bis September in den Stunden von 4 bis $^1/_2$6 Uhr stattfinden durften. Als Preise für die drei Kategorien von Plätzen waren 3, 7 und 17 Kreuzer festgesetzt, billig genug für die erlesenen Genüsse, welche Corradini und Bibiena mit dem „hetzen von allerley wilden frembden

Wiener Straßenfiguren um 1780. (S. 349.)

Thieren" in Aussicht stellten. Als Platz für ihr Hetz-Amphitheater war ihnen die Gegend links vor dem Kärntnertor gegen die Heugasse und den Rennweg zu angewiesen und es ist kein Zweifel, daß sie es auch erbauten, obwohl über die weiteren Schicksale dieses ersten ständigen Hetztheaters gar keine Nachrichten zu finden sind. Darin liegt wohl der Grund, daß meist das gleiche Unternehmen in der Vorstadt Weißgärber als das erste Hetztheater genannt wird.

Dieses entstand 1755 durch den Franzosen Defraine auf dem Raum zwischen der heutigen Hetz- und Zollamtsgasse, der damals noch ganz unverbaut war und zum Glacis zählte. Gleichzeitige Stimmen finden, daß es ein besonders schönes und prächtiges Gebäude war. Schön kann es nach unserem heutigen Geschmack wohl kaum genannt werden, aber stattlich genug mag sich der drei-[illegible]he Holzbau über dem steinernen Erdgeschoß präsentiert haben, dessen [illegible]messer 22·5 Klafter maß und Raum für 3000 Personen bot (Bild [illegible] der Mitte war ein Bassin, das auch gedeckt werden konnte, zu

beiden Seiten waren Steigbäume mit Sprossen und einer horizontalen Scheibe aufgerichtet, welche als Zuflucht für bedrängte Hetzknechte dienten, aber auch den Bären Gelegenheit zu ihren Kletterkünsten boten. Die Vorstellungen waren anfänglich alle Sonn- und Feiertage mit Ausnahme der hohen Kirchenfeste gestattet; im Sommer hielt man sie regelmäßig ab, aber auch vom November bis März gab es bei besonders schönem Wetter Tierhetzen. Die Preise schnellten zu ansehnlicher Höhe empor; eine Loge, welche nur zwei Personen faßte, kostete 1 Dukaten, die Sitze waren je nach Rang und Lage von 1 fl. 40 kr. bis zu 10 Kreuzern abgestuft. Daß Defraine ausgezeichnete Geschäfte machte, beweist der Umstand, daß er an Gebühren für den Armenfond im Anfang 3000 bis 4000 Gulden zahlte, ein Betrag, der sich später verdoppelte.

Wiener Straßenfiguren um 1780. (S. 349.)

Die Rücksicht auf diese Einnahme fiel später schwer in das Gewicht, als den Tierhetzen aus den verschiedensten Gründen erbitterte Gegner erstanden. Einer der mächtigsten war der feingebildete Graf Durazzo, der aber als Chef der „Theatral-Direktion" in erster Linie aus Konkurrenzrücksichten sich gegen die Tierhetzen erklärte, 1759 sogar den Antrag stellte, man möge sie auch der Hoftheatral-Direktion unterstellen, damit dieser der Nutzen zufalle. Maria Theresia, die sich 1775 mit Lessing während seines Aufenthaltes in Wien eifrig über den Stand der Bildung und des Geschmackes in ihrer Residenzstadt beriet, war eine Freundin des Theaters, den Tierhetzen aber ganz abgeneigt. Sie lehnte den Vorschlag Durazzos mit dem Beisatz ab: „Will nicht mehr, daß eine Hetz hier gehalten werde" und bewilligte 1760 sogar eine Entschädigung für die erfolgte Sistierung von Defraines Privilegium. Tatsächlich ruhte dasselbe und das Hetztheater scheint ganz verschwunden zu sein. Denn als Defraine 1765 unter Berufung auf seine großen Verluste um ein neues Privilegium einschritt, verpflichtete er sich auch einen neu[illegible]fzuführen,

der aber dem erſten ganz gleich geweſen ſein muß. Er erhielt auch eine für zwölf Jahre lautende Bewilligung unter der Bedingung, „daß bey dem Thiergefechte nichts vorgeſtellet werde, wodurch die Wohlanſtändigkeit, Zucht und Ehrbarkeit des Publici beleidigt werden könnte". An Stelle der Abgabe an das Zuchthaus trat eine ſolche zugunſten des Waiſenhauſes, da „die Ernährung und Erziehung der armen Jugend die frommeſte Sache in Anſehung Gottes und die vorträglichſte für den Staat iſt".

Defraines Geſchäft florierte wieder. Er konnte in zwei Jahren die zum Bau des neuen Amphitheaters aufgenommenen Kapitalien zurückzahlen, beſaß außerdem noch ein Haus und auch Barvermögen, als er 1768 ſtarb. Um das Privilegium bewarb ſich nun ſeine Witwe, welcher der Hofkanzler Graf Chotek aber das ſchlechte Zeugnis ausſtellt, ſie habe ſich gegen ihren Mann „derart boshaft und unruhig betragen, daß er wegen der Raſerey und üblen Wirthſchaft dieſes Weibs mehr als einmal ſeinem gänzlichen Verderben nahe geweſen". Chotek ſchlug alſo vor, das Privilegium dem als Theaterpächter berüchtigten Oberſt Affligio zu verleihen, unter der Bedingung, daß er das Theater, die Tiere und „Hetzgerätſchaften" um den Schätzungspreis an ſich bringe. Joſef II. ſtimmte zu, fügte aber bei, „nur ſind noch die groſſen haubt Feyertage auszunehmen und an übrigen Son- und Feyertagen ſollen die Hetzen alſo in der Stund eingerichtet werden, daß die andachten in denen Kirchen nicht geſtöhret werden".

Affligio bewies ſich auch bei dieſem Unternehmen als geriebener Geſchäftsmann, der das „Geldmachen" ohne Rückſicht auf irgend einen idealen Standpunkt aus dem Fundament verſtand. Mit allen ſinnfälligen Mitteln der Reklame wußte er das Publikum anzureizen und für ſich zu gewinnen. Ein gleichzeitiger Bericht erzählt: „Am Samstag vorher und am Tag der Vorſtellung reitet ein Mann in eleganter Jagdkleidung mit einem Hirſchfänger an der Seite durch die Stadt und die Vorſtädte. Zwei bürgerliche Trommelſchläger klempern vor dem Pferde her und hinten folgen 3 oder 4 Kerle ganz in gelbes Leder gekleidet, mit der Miene Huroniſcher Skalpirer und theilen links und rechts Zettel aus, die ſo voll des albernſten Unſinnes ſtecken, als wären ſie im Narrenthurm geſchrieben worden. Sonntags am früheſten Morgen wird auf dem in der Mitte des Hetz-Amphitheaters ſtehenden Steigbaum eine ſchwarze und gelbe Fahne ausgeſteckt und an die Ecken aller Gaſſen die nämlichen Tollhäusler-Zettel geklebt. Die gelben Skalpirer laufen in allen Straßen herum und hören in ihrer Mord-Uniform in allen Kirchen die Meſſe. Nachmittags um 2 Uhr zieht die Wache an das Hetzhaus und ein Schwarm Tambours und Pfeifer von den garniſonirenden Regimentern lagert ſich auf dem äußeren Balkon des Amphitheaters, wo um 3 Uhr das Getöſe der türkiſchen Muſik anhebt. Nach 3 Uhr traben ſchon dichte Haufen Neugieriger zum Stubenthor, über die Mauthbrücke hinaus. Ihnen folgen eine Stunde ſpäter viele Fiaker, theils mit vielköpfigen ſchweren Bürgerfamilien, theils mit zärtlichen Hausknechten und Handwerksburſchen nebſt ihren Schönen beladen. Noch eine halbe Stunde ſpäter fliegt manches vergoldete Pirutſch, ein paar halb oder ganz adelige Geſchöpfe wiegend, zum thieriſchen Kampfplatz. Sobald man über die Fortification hinaus iſt, hört man kriegeriſche Muſik. Wenn man etwa 200 Schritte ſich genaht hat, wird man durch ein wüthendes Gebell von hundert grimmigen Hunden erſchüttert und betäubt. Befindet man ſich am Eintritt des Hetzhauſes, ſo wälzt ſich eine Geſtankwolke der Naſe entgegen, ſo ſcheußlich, wie ſie Pater Kochem ſeiner Hölle gibt.*) Man tritt durch enge ſchlechte Treppen

*) Pater Kochem war der Verfaſſer eines viel Aufſehen und Spott erregenden Buches, das alle Räumlichkeiten und Einrichtungen der Hölle und die Martern der Verdammten ſehr genau ſchilderte.

in den hölzernen Circus. Er strotzt von unten bis oben von einigen tausend Dilettanten jeglichen Geschlechtes, Alters, Standes und Ranges. Man sieht in den Logen Grafen und Gräfinnen, auf den ersten Galerien Kammerherren, Ritter und Räthe, Negozianten, Kaufleute, Offiziere, Gardisten, Stallmeister, Kammerdiener ꝛc. mit Frauen, Töchtern, Liebhaberinnen, jungen Witwen, Kammerjungfern vermischt, im zweiten Stock Dikasterianten, Mönche, Bürger, Friseurs, Studenten, Ladendiener, Kutscher, Lakaien, Stubenmädchen, Köchinnen, Putzmacherinnen, Fleischhackersweiber mit ihren Kindern ꝛc., im dritten Stock alles Krethi und Plethi, was nicht mehr als zehn Kreuzer zu bezahlen vermag. Eine „schöne Hetze", eine „blutige Hetze", eine „sehr blutige Hetze", eine „sehr scharf kämpfende Hetze", eine „Hetze auf Mord und Tod", ein „starker herrlicher Thierkampf", eine „schöne Osterhetze" — das ist die gewöhnliche Phraseologie! Zuweilen aber versteigt sich der Herold, der die Vorstellungen ankündigt, gar ins Poetische und Figürliche, zum Beispiel: „Der in den vier Elementen kämpfende Bär" — „Die Donnerkeile Jupiters" — „Der Esel in der Bataille" — „Das Mai-Bouquet des Raufbären" — „Die Schlittenfahrt im Sommer" u. s. w. Ähnliche Sottisen hat die k. k. Hetzpachtung in großem Vorrath, um damit ihrem Kannibalenspiel einen vermeintlichen Schwung zu geben. Durch diesen Knittelwitz gereizt, harren die Zuschauer auf den Schmaus, der ihrer Neugierde soll gegeben werden. Es öffnet sich ein Thor. Der nun auch in gelbes Leder gekleidete Hetzmeister springt auf den Kampfplatz, thut mit der Hetzpeitsche einen Klatsch und augenblicklich schweigt Musik und Lärm. Alles ist in stiller Erwartung. Noch ein Peitschenknall und das Schauspiel beginnt."

Die sogenannten „Hetzzettel", welche das Programm der einzelnen Vorstellungen enthielten, verdienten in der Tat die harte Beurteilung, welche ihnen dieser Zeitgenosse widerfahren läßt. Es wäre kaum glaublich, daß solche Plattheiten Wirkung machen konnten, wenn wir nicht bis auf den heutigen Tag wüßten, daß auch die blödeste Reklame ihre Gläubigen findet. Ein „Hetzzettel" vom Jahre 1782 beginnt mit der pathetischen Erklärung: „Langjährige Erfahrung hat uns überzeugt, daß historische Vorstellungen immer die Lieblingsschauspiele der schätzbarsten Bewohner Wiens seyen, und daß einfache ohne Sinn und Studium vorkommende Auftritte weder Neugierde noch Vergnügen schaffen können. Der Inhalt unserer heutigen Hetzvorstellung ist also die Geschichte oder Fabel von dem trojanischen Pferde, welches die Griechen nach einer fruchtlosen Belagerung bauten, mit einer großen Anzahl Krieger füllten und dann Troja, den Wohnsitz der Schönheit und Gelehrsamkeit damit zerstörten." Das geschah in zehn Abteilungen, in welchen gehetzte Ochsen, Bärenkapriolen und ein Wildschwein „als trojanische Dirne" vorkamen. Noch 1796 verspricht der Hetzzettel eine Vorstellung „aus dem großen und zahlreichen Thierreiche" unter dem Titel: „Die neuen Löwenritter", worin zwei Bären, der „maschinöse Vollstier", der „fürchterliche Auer", der „allgemeine grimmige Löw" in einer „neuen ganz besonderen Rolle", der „große Hauptjodl", ein „schönbeliebter und ausgiebiger Vollstier", die „renommirte Wildsau" und der „zärtliche bekrampelte Lux mit seinem stolzischen Tragischen Gang" vorkamen.

Ein besonderer Trik der Unternehmer lag darin, daß es den Besitzern von Fanghunden gestattet war, sie an dem Hetzen der Stiere und Ochsen teilnehmen zu lassen, wofür sie freien Eintritt erhielten. Natürlich zog dies die ganze Verwandtschaft und Nachbarschaft in die Vorstellung, die den Dilettanten, wenn er sich mutig bewies, wütend beklatschte und es als persönliche Schmach empfand, wenn der Köter feige auskniff. Um 1790 wird als „Personal" des Hetztheaters ausgewiesen: 1 Löwe, 1 Tiger, 10 Bären, 6 Wölfe, 4 Wildschweine, 2 ungarische und 2 deutsche Stiere, 2 Hirsche, 2 Luchse, dann Füchse

und Dachſe und 73 Fanghunde. Natürlich hütete man ſich, die wertvolleren Tiere einer Gefahr auszuſetzen; die eigentliche „Hetze" beſtritten die Ochſen, von welchen zu jeder Vorſtellung zwei angekauft und zu Tode gehetzt wurden. Beſonders geſchickte und waghalſige „Hetzmeiſter" genoſſen große Popularität; am beliebteſten waren die Hetzmeiſter Beck, Hödel und Stadelmann.

Als Affligio mit wohlgefülltem Beutel Wien verließ, übernahm ein Graf Kohary die Hetzpachtung und nach dieſem kam ſie in oft raſch wechſelnde Hände, wodurch natürlich die Vorſtellungen litten. Ein großer Freund der Hetze führt in der 1781 erſchienenen Broſchüre „Unparteyiſche Briefe über den gegenwärtigen ſchlechten Zuſtand des Hetz-Amphitheaters in Wien" bittere Klage über den Verfall dieſes „Kunſtinſtitutes". Er ſagt: „Unter Karl Defraine, unter dem Grafen Affligio und Kohary war die Hetze immer eine angenehme Unterhaltung für Kenner. Man fand immer Abwechslungen, die ſich ſowohl durch Erfindung als durch einen guten Geſchmack empfahlen. Man konnte der damaligen Pachtung nicht den Mangel an Thieren vorwerfen. Man ſah Löwen, Tiger, Hyänen, Trampelthiere (Dromedare), Stachelſchweine, drei und vier Centner ſchwere Wildſchweine, Hirſche, Büffel u. ſ. w. auf dem Kampfplatz erſcheinen. Dieſe hatten noch ihre guten Augen, waren nicht gelähmt oder vom Hunger entkräftet. Da ließ ſich noch etwas ſehen und man durfte nicht die Zeit bereuen, die man für ſeine Unterhaltung anwendete. Aber jetzt hat ſich Alles geändert. Man geht in die Hetze und kehrt unwillig nach Hauſe zurück. Man erblickt nichts Anderes als ausgehungerte Wölfe, blinde Bären und einen ſchon in den Zügen liegenden Hengſt. Oft wird gleichwohl eine heroiſche That, welche die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer an ſich reißt, verübt, wie zum Beiſpiel, daß ein muthiger Wolf zum Erſtaunen des ganzen Publikums ein angebundenes Schaf mit unglaublicher Geſchicklichkeit und noch größerer Tapferkeit zerreißt, worauf man den Schall von Pauken und Trompeten hört."

Von ganz anderem Standpunkt aus fällt auch der bekannte Berliner Buchhändler und Schriftſteller Nikolai, der 1783 Wien beſuchte, ein vernichtendes Urteil über die Tierhetze. „Man darf nicht glauben, daß die Thiere noch natürlichen Muth und die Kraft ihrer Wildheit haben — oder zeigen können. Es wäre wenigſtens noch auf eine Art ſehenswürdig, die wilde Kraft und Behendigkeit eines ungezähmten Thieres zu beobachten. Aber auch dieſes ſiehet man nicht einmal. Die Thiere ſind ſchon durch vorige Kämpfe abgemattet und furchtſam gemacht. Wenn die Fallthüre aufgemacht wird, ſo pflegen ſie nicht immer herauszufahren, ſondern ſie ziehen ſich in den hinterſten Theil ihres Loches zurück. Alsdann bringen drei oder vier Kerle einen großen Hebebaum und ſtoßen ſo lange auf das Thier zu, bis es vor Schmerz in den Hebebaum beißt, an welchem ſie es alsdann aus dem Loche auf den Platz hinausziehen. Sogleich werden zwei oder mehrere große Hunde, welche bis dahin unter beſtändigem wüthendem Bellen von den Hetzmeiſtern ſind gehalten worden, losgelaſſen. Gemeiniglich ſuchen die Thiere zu fliehen, ſo lange ſie können, aber ſie werden bald von den Hunden gepackt, gezauſt, in die Ohren gebiſſen oder ihnen gar die Ohren abgeriſſen. Sonderlich wenn das letztere geſchieht, läßt ſich das viehiſche Gelächter nicht beſchreiben, welches die Zuſchauer ausſtoßen und das Getrampel mit den Füßen. Weil die Stiere zu weiteren Kämpfen ſollen aufbewahret werden, ſo fallen die Hetzmeiſter, ſobald die Hunde gefaßt haben, den Hunden in den Nacken, reißen ihnen das Gebiß auf und halten ſie unter dem abſcheulichſten Gebelle und Geheule feſt, unterdeſſen das angefallene Thier ächzend, blutend, vor Schmerz brüllend, nach der geöffneten Fallthüre zueilt. Es iſt ein unbeſchreiblich ekelhafter und ſcheußlicher [illegible]ie armen Thiere ſo quälen zu ſehen." (Bild S. 341.)

Die Angriffe gegen die ganze Institution der Tierhetze mehrten sich von Jahr zu Jahr. Jene, welche sich auf ideale Gründe stützten, nahm man lange Zeit ruhig hin. Anders war es, als aber auch wiederholt Klagen einliefen über die unleugbar mit dem Betrieb des Hetztheaters verbundenen Belästigungen der Umgebung. Ein Wirt klagte, weil ein aus den Hetzställen entwichener Bär eines Tages in seinem Lokal erschienen sei und die Gäste vertrieben habe. Ihm schlossen sich andere Umwohner an, weil der von den Ställen und Käfigen ausströmende Gestank und das Bellen der Hunde, das Heulen der übrigen Tiere so belästigend seien, daß die Häuser entwertet werden. Nun nahm sich auch die Grundobrigkeit der Sache an; sie wies auf eine allfällige Gefährdung der ganzen Nachbarschaft bei einem Brand des Hetztheaters hin und beantragte, es über den Donaukanal in den Prater zu verlegen. Davon wollte mit Recht die niederösterreichische Regierung nichts wissen, welche 1795 kurzweg auf die Schließung des Hetztheaters einriet. Diese aber war, da das Privilegium noch in Kraft stand, das seit Affligio an den Pachtvertrag der Hoftheater geknüpft wurde, unmöglich oder beanspruchte doch große Abfindungssummen, die man zu einem solchen Zweck in den Kriegsjahren nicht zur Verfügung hatte. Wahrscheinlich hätte es noch viele Tinte gekostet, ohne daß man dem Zweck näher gekommen wäre, ohne dem Eingreifen des Zufalles, der doch auch häufig das Gute und Löbliche begünstigt. Am 1. September 1796 brach eine Stunde nach beendigter Vorstellung im Hetztheater ein Brand aus, der in Zeit von zwei Stunden das im eigentlichen Aufbau ganz aus Holz bestehende Gebäude vollkommen verzehrte. Der weithin sichtbare Feuerschein lockte eine zahllose Menschenmenge auf die Brandstätte, auf welcher anfangs das furchtbare Brüllen der Tiere ein schauerliches Konzert zu hören gab. Um etwa ausbrechende Tiere sofort unschädlich zu machen, war um das ganze Gebäude ein Kordon von Militär mit scharf geladenen Gewehren gezogen. Das Geheul verstummte aber bald, da die starke Rauchentwicklung die Tiere erstickte. Nur zwei junge Löwen wurden als besonders kostbar gleich beim Beginn des Brandes in Sicherheit gebracht und der Auerochs rettete sich, indem er mit den Hörnern eine Tür aus den Angeln hob. Er war aber so eingeschüchtert, daß er sich ruhig im Stall eines Fleischhauers einstellen ließ und dann nach Schönbrunn kam, wo er bis 1809 lebte. In der Tat war die Gefahr für die Umgebung eine große gewesen. „Ich danke Gott," berichtete der Chef der Polizeihofstelle, „daß kein Wind ging und die wenige Luft, welche wehte, gegen die benachbarten Küchengärten zog, sonst wäre das Militärmagazin und der k. k. Theaterstadl angegriffen und mit einem Teil der dortigen Vorstadt ein Raub der Flammen geworden. Nach einstimmiger Aussage ist das Feuer in dem Stall des Hetzmeisters, wahrscheinlich durch die Sorglosigkeit der Dienstleute, entstanden."

Die beiden Abbildungen S. 344 und 345 bringen charakteristische Typen aus dem Wiener Straßenleben um 1780, das durch die damals viel häufigeren Straßenverkäufer („Kaufruf") ein eigenartiges Gepräge erhielt. Mit wenigen Veränderungen könnte sich die erste Figur links auf dem einen Bild noch heute als Wäschermädchen in den Straßen Wiens zeigen. Die Butte mit dem darauf gestellten Korb, ja sogar die ganze Haltung mit dem in die Hüfte gestemmten Arm ist diesen Vertreterinnen holder und zungenflinker Weiblichkeit noch bis heute geblieben. Aber auch sie, die es sogar zu einem besonderen, einst von den Lebemännern viel besuchten Ball brachten, werden schon seltener und scheinen dem Verschwinden nahe, seit die großen Waschanstalten überhand nehmen, die Gefährte zum Ausführen der gereinigten Wäsche benützen. Dagegen entlockt uns die nächste Gestalt einen wehmutsvollen Seufzer; so schlanke und sogar von rückwärts verheißungsvoll aussehende Blumenmädchen kennt man nicht, seit

es den Anſchein hat, daß zur Aufnahme in dieſe Gilde der Nachweis ehrwürdigen Alters gefordert wird. Die Honigverkäuferin iſt bemerkenswert, weil ſie jene Hutform trägt, die ſpäter, kühn wie ein Helm auf den Kopf geſtülpt, als „Haringkopf", das Abzeichen der gefürchteten „Fratſchlerinnen" bildete. Ein allerliebſtes Figürchen iſt das Wiener Stubenmädchen mit dem weißen Rigelhäubchen, dem ſchmucken Korſett und dem Faltenröckchen, das gerade hoch genug geſchürzt iſt, um die tadellos geknöchelten Füßchen in den zierlichen Stöckelſchuhen gebührender Bewunderung zugänglich zu machen. Wenn die eifrigen Broſchürenſchreiber der Joſefiniſchen Zeit recht haben, ſo ſind die ehrbaren Mienen, ſowie das Gebetbuch und der Roſenkranz nur ſorglich gewählte Äußerlichkeiten, von welchen es ſehr voreilig wäre, auf unerſchütterliche Grundſätze zu ſchließen.

Auf dem zweiten Bild trägt die Hutmacherin, welche die Erzeugniſſe ihres Gatten in den Straßen feilbietet, ihre Ware in einer Weiſe, wie ſie bei den „Angſtröhren" ſpäterer Tage unausführbar wäre. Eine typiſche Figur des Wiener Straßenlebens iſt der nun auch ſchon faſt ganz verſchwundene „Bretzenbäck", der die an einer Stange aufgereihten leckeren Bretzen und Kringeln anbietet und ſein Kommen durch ſchrilles Pfeifen ankündigt. Ein noch unangenehmeres Geräuſch machte der Briefträger, der mit ſeiner Klapper die Straßen durcheilte. Sie beſtand aus einem flachen Brett, an dem ein nach beiden Seiten beweglicher Metallbügel angebracht war, der durch Rütteln an das Brett anſchlug und ein ziemlich weithin hörbares Geräuſch verurſachte. Die „Klapperpoſt" war nicht nur zum Austragen der Briefe beſtimmt, ſondern deren Bote übernahm ſie auch, da das Porto vom Empfänger zu entrichten war. Auch die „Bandkrämer" ſind aus den Straßen von Wien verſchwunden; ſie ſtammten meiſt aus dem Erz- und Rieſengebirge und imponierten durch ihr unerſchütterliches Phlegma. Das letzte Exemplar dieſer harmloſen Sippe war noch vor etwa zwei Jahrzehnten an der Ecke des Heidenſchuſſes und Hofes zu ſehen, ein altes, eingetrocknetes Männchen, das in vollkommener Regungsloſigkeit dort ſtand — ein Petrefakt aus längſt vergangener Zeit.

Über einzelne Züge des Wiener Lebens gibt nicht unintereſſante Aufſchlüſſe ein Reiſebericht, der aus dem letzten Lebensjahre Kaiſer Joſef II. ſtammt. Die weſentlichſten Stellen daraus lauten: „Es ſind jetzt ungefähr 14 Tage, daß ich in der weltberühmten Kaiſerſtadt angekommen bin und meine perſönlichen Geſchäfte werden den Aufenthalt von wenigſtens ſechs Wochen erforderlich machen. Ich war ſchon vor ſiebzehn Jahren beinahe ein Jahr hier und bin alſo kein Fremdling mehr. Aber guter Himmel! was hat ſich nicht Alles in dieſer Zwiſchenzeit verändert. Sogar viele meiner alten Freunde hat dieſe Veränderung getroffen, deren Wohlſtand nicht mehr der vorige iſt und die durch den Tod der unvergeßlichen Monarchin um eine ganze Octave tiefer ſingen müſſen, da ſie ſonſt bei allen unſeren vormaligen Luſtbarkeiten den Ton angaben."

„Die Stadt und die Vorſtädte haben nun ein ganz anderes Anſehen erhalten. Aus den alten verfallenen Höfen, wie z. B. der Freiſingerhof und mehre andere waren, ſind neue prachtvolle Häuſer entſtanden; verſchiedene Mönchs- und Nonnenklöſter ſind in prächtige Paläſte umgewandelt worden. Ich übertreibe nicht, wenn ich ſage, daß ſeit 1772 wenigſtens 20.000 (?) neue, bequeme Wohnungen — wohlverſtanden nicht Häuſer — hinzugekommen ſind, die auch bis auf wenige ſchon bewohnt werden. Die Bauluſt hat faſt alle vermöglichen Leute angeſteckt, viele derſelben, will man behaupten, auch unvermöglich gemacht. Man glaubte, der Zins der Wohnungen würde dadurch ſinken, allein ...sbeſitzern eine neue Steuer aufgelegt wurde, ſo fangen ſchon mehre ...nwohner zu ſteigern, die dann auch lieber um 20 oder 30 Gulden

mehr geben, als durch das Umziehen ihre besten Fahrnisse durch die ungeschickten Taglöhner und Sesselträger verderben zu lassen. Seit wenigen Tagen ist allen Hausherren, besonders in den Vorstädten, befohlen worden, an ihre Häuser Glocken machen zu lassen, damit man bei entstehendem Feuer die Insassen davon benachrichtigen kann. Dies war überhaupt bei manchen Hause ein großer Übelstand, daß man in der Nacht Niemand erwecken konnte, wo dieses so nothwendige Möbel fehlte. Traf es sich nun, daß ein Arzt oder eine Hebamme daselbst wohnten, so hatten sie freilich lange Bindfäden aus den Fenstern hängen, die aber oft herunter zu lassen vergessen oder auch abgerissen wurden."

„Die Beleuchtung bei Nachtzeit ist nun allgemein und nicht eben zu sparsam angebracht. Es ist dies eine große Wohlthat, da die Polizeiwächter bei Nacht nicht mehr so fleißig wachen und patrouilliren, als in früherer Zeit. Das Corps ist viel zu klein, um alle die Aufträge zu besorgen, die ihnen anvertraut sind. Die Abscheu erregenden Straßenkehrer, die aus den Sträflingen genommen werden und die sie zu überwachen haben, die vielen Linien, woran sie wegen der Contrabande postirt sind und das Stadtgericht nebst anderen Gefängnissen, welche sie zu besetzen haben, lassen wenig Leute übrig, auf allen Kreuzungen der Straßen in der Stadt zu stehen und ihr Pfeifchen zu rauchen, um sich des Schlafes zu erwehren. Es bedarf es auch nicht so nothwendig, da wirklich gegen 11 Uhr des Nachts Alles so still und einsam in der Residenz ist, als in einem Dorfe, wo man doch wenigstens Hunde bellen und den Nachtwächter rufen hört. Diese, Schlafende und Kranke molestirende Menschenklasse muß hier ganz in Ruhestand gesetzt sein, denn ich hab noch keine andere Menschenstimme bei Nacht gehört, als das schläfrige Hottoh des sogenannten Nachtkönigs, der seine Schätze zur Nachtzeit in die Donau fährt. Diese unerhörte nächtliche Stille befremdete mich außerordentlich und zeigt an, daß entweder die Moralität oder die Noth sehr zugenommen habe. Die Folge wird zeigen, was Schuld daran ist."

„Das Pflaster in der Stadt ist jetzt für den armen Fußgänger ein wahres Labsal. Es ist an den meisten Orten eine Gattung breiter Steine eingeführt, worauf man so gut, wie in einem Zimmer geht. Nur Schade, daß die vielen Carossen und schweren Fuhrmannswagen den ermüdeten Wanderer nur allzuoft von dieser Bahn abtreiben und sich derselben widerrechtlich zum Fahren bedienen; ja daß die unartigen Fiaker sogar darauf stehen bleiben, um auf neue Fuhren zu warten. Dieses Ungemach jagt den Spaziergänger oder Geschäftsgänger bald links, bald rechts und er läuft alle Augenblick Gefahr, bald überfahren, bald von dem stolzen Herrschaftskutscher mit der Peitsche getroffen zu werden. Kommt nun ein Regenguß, so sollten Sie das Balanciren der buntscheckigen Regenschirme und das Caramboliren der geschäftigen Leute sehen, wo Jeder der Erste sein will und bald dem Andern einen Rippenstoß gibt, dafür einen tüchtigen Schimpfnamen erhält, den er mit der größten Gleichgiltigkeit hinnimmt, ohne sich nur umzusehen. Der Wiener scheint auch, im Ganzen genommen, wenig Muth zu haben (?). Er läßt sich an einem öffentlichen Ort die bittersten Grobheiten sagen, ohne etwas darauf zu erwiedern, als daß der Gegentheil schon seinen Herrn finden werde. Dann schleicht er sich aus dem zusammengelaufenen Haufen weg und vergißt in der zweiten Straße das erlittene Unrecht. Die Satisfactionsklagen sollen hier aber auch recht nachlässig tractirt werden. „Sei der Herr froh, daß er ein ehrlicher Mann ist," das ist der ganze Bescheid, den ein solcher Kläger erhält. Freilich werden durch diese Methode viele hundert Processe unterdrückt, wo der Richter nicht immer die Wahrheit einzusehen im Stande ist, weil das eigentliche Factum entweder durch den Ankläger oder durch die Zeugen ganz verstellt vorgetragen wird."

„Daß die Häuſer alle nummerirt und die Straßen mit groß geſchriebenen Buchſtaben beim Anfang und Ende derſelben aufgeſchrieben ſtehen, iſt für einen Fremden, der leſen kann, eine vortheilhafte Erleichterung. Er kann in der erſten

Kaiſer Leopold II. (S. 355.)

Woche ſeinen Miethbedienten entlaſſen und ſich allein zurecht finden.“ Die Nummern allein würden indeſſen dem Reiſenden wenig Nutzen ſchaffen, denn ſie ſind größtentheils nicht fortlaufend. Auf einer Seite lieſt man z. B. Nr. 225 und auf der anderen Nr. 864. Nun ſind die Zwiſchenzahlen in ganz anderen

Gassen aufzusuchen, die oft der allergeübteste Briefträger nicht aufzufinden wüßte, wenn nicht die Straße ganz deutlich angemerkt ist."

„Die kaiserliche Burg ist noch immer das alte gothische Gebäude, wie sie von verschiedenen Regenten aufgeführt wurde. Für den jetzigen Beherrscher ist

Kaiser Franz II. (1792.) (S. 361.)

sie viel zu geräumig, da der Hofstaat ungemein eingeschränkt ist und die meisten Zimmer stehen leer; auch sind mehre Gänge mit Brettern vernagelt, um die Wachen zu ersparen. Sie gleicht übrigens in etwas einem Frankfurter Wirthshaus, wo Alles durchfahren und durchgehen kann, um den Weg abzuschneiden.

Jetzt läßt der Monarch obendrein gerade unter seinen Gemächern einen Fußsteig machen, worauf man auf den Wall kommen kann, um Abends spazieren zu gehen. Jeder Privatmann wünscht das überflüssige Geräusch und Lärmen von seiner Wohnung entfernt, um ungehindert arbeiten und ruhig leben zu können, und der gute Kaiser, der mehr als alle seine Unterthanen denken und handeln muß, bürdet sich eine Last auf, um seinem Volke eine Strecke Weges zu ersparen, und einige Minuten früher zu seiner Erholung zu gelangen. Die hiesigen Herrschaften lassen alsogleich Stroh streuen, wenn sie nur etwas unpäßlich sind, um durch das Fahren der Wagen nicht belästigt zu werden; der hiesige Stadtrath läßt sogar die Straßen mit Ketten sperren, so lange seine oft ziemlich unwichtigen Consultationen dauern, und der deutsche Kaiser durchdenkt das Wohl seiner Staaten und das Glück aller seiner Völker im Cabinette seines Schlosses, liegt krank und fast hoffnungslos darnieder und läßt weder Ketten ziehen, noch Stroh streuen, um sich ruhigere Augenblicke zu verschaffen. Der Geist Josefs ist immerwährende Thätigkeit; Stille und Müßiggang kann er nicht dulden, sein Auge will Alles sehen, sein Ohr Alles hören, seine Seele Alles umfassen, Alles verrichten, Alles beginnen, Alles endigen.“

Hier geht der Berichterstatter in allgemein politische Erörterungen über, die kein Interesse haben. Mag auch manches in seinen Bemerkungen durch persönliche Anschauungen gefärbt sein, so ist doch sichtlich Vieles bestimmt den damaligen Verhältnissen ganz entsprechend und es verleihen auch diese kleinen Züge dem Gesamtbild der Zeit sein charakteristisches Gepräge.

Achtes Buch.

Die Epoche der Franzosenkriege.

Kaiser Leopold II.

Kaum 14 Tage nach dem Tode seines Bruders kam der neue Herrscher in Wien an. Wenn er auch als geistvoller Mann und mit dem natürlichen Interesse des Nachfolgers auf dem Thron den Vorgängen in Österreich gefolgt war, stand er doch diesen unbefangen gegenüber. Der Bevölkerung von Wien war er nahezu ein Unbekannter, den man seit Antritt seiner Regierung in Toskana nicht mehr gesehen hatte. Was von seinem Wirken in diesem Lande verlautete, kennzeichnete Kaiser Leopold II. als einen sehr aufgeklärten und wohlwollenden Herrscher, der den geistigen und materiellen Interessen seines Volkes die gleiche Aufmerksamkeit bewies. Doch wollte man wissen, daß er nicht mit allen Reformen Josef II. und nicht mit dessen Gesamtpolitik einverstanden war, auf ihn richteten sich daher die Hoffnungen und Wünsche aller, die Beschwerden gegen das Regierungssystem der letzten Jahre hegten. Voll erfüllt wurden diese Erwartungen indessen nicht. Es ist eine durch die Tatsache widerlegte landläufige Annahme, wenn man Kaiser Leopold in seinen politischen Anschauungen und Handlungen als vollkommenen Gegensatz seines Vorgängers darstellt. Er war ebenso durchtränkt von den staatsphilosophischen Ideen seiner Zeit, wie Josef II., nur hatte er mehr von dem bedächtigen und vermittelnden Wesen der großen Mutter an sich. In mancher Beziehung ging er sogar viel weiter als Josef II. und bekennt sich z. B. in einem Briefe an seine Schwester Maria Christine zu Grundsätzen, die dem

konstitutionellsten Fürsten unserer Zeit zu radikal erscheinen würden. In diesem noch von Florenz aus geschriebenen Briefe heißt es: „Ich glaube, daß der Herrscher, auch der erbberechtigte, nur ein Delegierter, ein Beamter des Volkes ist, für das er bestimmt ist; daß er diesem seine Sorgen, Mühen und Nachtwachen zu widmen hat; daß es in jedem Lande ein Grundgesetz als Vertrag zwischen Volk und Herrscher geben soll, welches die Autorität und Befugniß des letzteren begrenzt; daß der Herrscher, wenn er dasselbe nicht einhält, thatsächlich auf seine Stelle verzichtet, welche ihm nur unter dieser Bedingung gegeben und daß dann Niemand mehr verpflichtet ist, ihm zu gehorchen; daß die Executive dem Herrscher, die Legislative aber dem Volke und seinen Vertretern zusteht, daß das Volk bei jedem Herrscherwechsel neue Bedingungen an denselben knüpfen kann .... Der Herrscher soll nur durch das Volk regieren, sein Vollmachtgeber ist das Volk, welches auf sein unverjährbares natürliches Recht nicht verzichten, noch desselben beraubt werden kann. Der einzige Zweck der Staaten und Regierungen ist das Glück des Einzelnen."

Das klingt fast wie die abstrakten politischen Ideen der französischen Philosophen, von deren Anwendbarkeit Leopold II. bald eine ganz andere Anschauung erhalten sollte. Denn wenn sein Bemühen die Aufregung zu beschwichtigen, ihn auch zur Wiederherstellung der von Josef II. beseitigten ständischen Vertretungen bewog, so sah er doch viel zu klar, um deren Mängel nicht zu erkennen. Am 12. März 1790 kam Kaiser Leopold II. (Bild S. 352) in Wien an, von allen Seiten begrüßt. In besonders festlicher Weise vollzog sich die Erbhuldigung und bei dem folgenden Bankett überbot man sich in begeisterten Trinksprüchen, zwischen welchen aber auch schon ziemlich begehrlich die Wünsche laut wurden, deren Erfüllung man erwartete.

Es war eine dornige Aufgabe, die Leopold II. zu lösen hatte. „Die inneren Angelegenheiten sind in der größten Verwirrung; es fehlt mir an fähigen Leuten, alle Provinzen sind in Aufregung; Provinzen und Städte, Adel und Kaufleute, Bischöfe und Mönche verlangen Rechte und Privilegien, sie gehen zurück auf die Zeit Karls des Großen und verlangen Alles gleich." Vorsichtig, wie es die Umstände erforderten und wie es in seiner Art lag, bewies sich Leopold II. auch im Gewähren dieser so verschiedenen, nicht immer bescheiden vorgebrachten Wünsche. Auf dem niederösterreichischen Landtage ließen es auch die Vertreter von Wien daran nicht fehlen; sie verlangten die Aufhebung oder Milderung der strengen Justiznormen, die Beseitigung der Josefinischen Steuergesetzgebung, durch welche angeblich das flache Land auf Kosten der Städte begünstigt werde, klagten über die Gleichstellung der gewerblichen Rechte in der Stadt und den Vorstädten und was der Beschwerden mehr waren, hinter welchen irgend ein Sonderinteresse hervorlugte. Nur so nebenbei kam man auch auf die Beschränkung der städtischen Freiheiten zurück, indem man das Wahlrecht der städtischen Räte und die Verfügung über das Gemeindevermögen forderte. Nach dieser Richtung schuf Leopold II. in mancher Hinsicht Wandel, im übrigen rührte er aber an die Josefinischen Gesetze nicht, die ja in der Hauptsache seinen eigenen Anschauungen entsprachen — die Justizreform, das Toleranzpatent, die Klösteraufhebungen u. s. w. blieben aufrecht. In Nebendingen kam Leopold II. den Wünschen nach, der Kern blieb aber unangetastet. So hob er die der Geistlichkeit so unbequemen Generalseminarien, eine der überstürzten Schöpfungen Josef II., auf. Auch manche Härten der Kriminalrechtspflege, wie die Strafe des Schiffziehens und die öffentliche Vollziehung der Prügelstrafe wurden beseitigt. Vollkommenen Wandel schuf der Kaiser nur in Ungarn, wo die Landstände schon für den 6. Juni 1790 einberufen wurden und die dem Adel verhaßte Steuerregulierung, die erst seit 1789 in Kraft stand,

erfuhr eine Sistierung — zum Leidwesen der bäuerlichen Bevölkerung, zur Genugtuung der kleinen und mittleren Edelleute, für welche das kostbare Privilegium der Steuerfreiheit wieder auflebte. Ein ähnlicher Versuch, die Gemüter auch in den österreichischen Niederlanden zu beruhigen, mißlang; hier waren die Dinge bereits bis zum offenen Aufruhr gediehen, der von Frankreich aus begünstigt wurde und die Schärfe der Waffen mußte entscheiden.

Mit Befriedigung sah man es in Wien, als durch das Eintreffen der zahlreichen Familie Leopold II. wieder Leben und Bewegung an den Hof kam, der bei der Vereinsamung und rastlosen Tätigkeit Josef II. sich kaum bemerkbar gemacht hatte. Im Mai traf die Kaiserin Maria Louise mit ihren drei Töchtern in Wien ein, bald darauf kamen auch die übrigen neun Söhne an, so daß nun die ganze kaiserliche Familie in Wien versammelt war. Schon im Februar bot die Anwesenheit des neapolitanischen Herrscherpaares Anlaß zu großen Festlichkeiten. Der eigentliche Zweck dieses Besuches war die am 19. Februar in der Augustinerkirche vollzogene Vermählung des Thronerben Erzherzog Franz mit seiner Cousine, der Prinzessin Maria Theresia von Neapel, der Tochter des Kaisers, Erzherzogin Maria Clementine, mit dem Kronprinzen Franz von Neapel und des zum Nachfolger in Toskana bestimmten Erzherzogs Ferdinand Josef mit der Prinzessin Maria Louise von Neapel.

Auch in der äußeren Politik blieb in den Hauptlinien Leopold II. den Grundsätzen seines Vorgängers treu, wenn er auch den fatalen Krieg mit der Türkei durch den Frieden zu Sistowa mit Aufgebung der in den letzten zwei Jahren gemachten Eroberungen schloß und die dem Bruche nahe Spannung mit Preußen beizulegen bemüht war. Die Ereignisse in Frankreich, welche zudem Österreich auch durch deren Einwirkung auf Belgien in Mitleidenschaft zogen, ließen bald keinen Zweifel mehr, daß die siegreiche Revolution zu einer Gefahr für das übrige Europa werden müsse. Dieser zu begegnen war das Bestreben Leopold II., der dazu schon durch die sehr begreifliche Sorge um das Schicksal seiner Schwester, der Königin Maria Antoinette, bewogen wurde. So entstand ein Vertrag, in dem England, Preußen und Holland den österreichischen Besitz in Belgien verbürgten, worin der Keim der späteren Koalitionen gegen Frankreich lag und das mit Preußen abgeschlossene Bündnis zur „Verteidigung des gegenseitigen Besitzes und zum Schutz des deutschen Reiches", hinter dem sich aber gleichfalls schon der Gedanke eines Angriffes gegen Frankreich barg.

Am 9. Oktober 1790 hatte in Frankfurt am Main die Krönung Leopold II. stattgefunden. Von dort begab er sich nach Preßburg, wo es seiner ganzen Klugheit bedurfte, um die bewegten Ständeverhandlungen zu dem gewünschten Ende zu bringen. Den ungestümen Zumutungen, in einem Krönungsdiplom Zugeständnisse an eine über die pragmatische Sanktion hinausgehende Selbstständigkeit Ungarns zu machen, setzte Leopold II. festen Widerstand entgegen und wußte es doch zu erreichen, daß die Krönung sich in der gewohnten Weise vollzog.

Als er mit der römisch-deutschen und der ungarischen Krone geschmückt, am 20. November 1790 in Wien ankam, war es der Bevölkerung, als ob sich wieder der alte Glanz, der die Stadt solange umstrahlt hatte, auf sie niederließe. Man freute sich aber auch, weil wieder Anlaß zu öffentlichen Festen und bewegtem Straßenleben war, woran es Wien während der letzten Jahre fast ganz gefehlt hatte. Alle herkömmlichen Requisite solcher Einzugsfestlichkeiten kamen zur Anwendung. Zuerst wurde die Kirche von St. Stephan besucht, wo [illegible]liche Tedeum stattfand. Auf der weiteren Fahrt zur Burg überraschten

den Kaiser am Stock-im-Eisenplatz und am Kohlmarkt zwei Triumphpforten, von welchen besonders die erstere als prachtvoll geschildert wird. Am Abend waren die Triumphpforten von zahllosen Lampen erhellt und die ganze Stadt erglänzte in einer prächtigen Illumination, die man schon so schmerzlich entbehrt hatte. Das kindliche Volk drängte sich Kopf an Kopf auf Plätzen und Gassen, ergötzte sich an der Pracht der Aufzüge, am Flimmern und Leuchten der Illumination und freute sich des Augenblickes, der so schön war, ohne zu ahnen, daß es vor einem Vierteljahrhundert der schwersten Prüfungen stand. Die ganze Nacht durch gab es auf den Straßen Musik und großes Gedränge, das sich am nächsten Tage wiederholte, als Bürgermeister und Magistrat in feierlichem Aufzuge zur Burg fuhren, um die üblichen Krönungsgeschenke zu überreichen — 50.000 Dukaten, 20 Eimer Wein, 4 gemästete Ochsen mit vergoldeten Hörnern, 4 mit Bändern geschmückte Kälber und ebensoviele Lämmer, 6 Brote und 30 Metzen Hafer.

Wie aus gleichzeitigen Quellen hervorgeht, ließen die Wiener trotz der ernsten Zeiten „keine Traurigkeit spüren". Wie eine Zeitung aus jenen Tagen mitteilt, war damals eben in der Spiegelgasse ein Klub in das Leben getreten, der sehr viel Zuspruch fand. Trotz des verhältnismäßig niederen Eintrittspreises, der „für eine Mannsperson 40, für das Frauenzimmer 20 kr." betrug, herrschte auf den im Klub stattfindenden Bällen doch eine gewisse Exklusivität, denn „Livree und Tracht mit der Flügelhaube" war ausgeschlossen. Unter den Tänzen werden aufgeführt: „Menuet, Deutsche, Polongnessen, Kozakische, Ungarische, Landlerische und Kontratänze."

Die Schauluft fand auch ihre Befriedigung, als im nächsten Frühjahr der berühmte Erfinder des Fallschirmes, Nikolaus Franz Blanchard, die erste öffentliche Luftschiffahrt in Wien veranstaltete. Die Zeitungsnotiz rühmt davon, daß er in einer Viertelstunde bis zu den Wolken stieg und bei Groß-Enzersdorf landete, wo er mit Musik empfangen wurde.

Durch jene kluge Vereinigung von Nachgiebigkeit und Festigkeit, welche schon Maria Theresia ausgezeichnet hatte, war es Leopold II. gelungen, die Gemüter zu beruhigen und geordnete Verhältnisse herzustellen. Nur ein Schatten fällt auf seine kurze, aber oft unterschätzte Regierung — es ist dies die Einführung der geheimen Polizei, die er in Toskana als alteingewurzelte italienische Institution kennen gelernt hatte und nun als bequemes Mittel, um Gedanken und Gesinnungen zu erforschen, auch nach Österreich verpflanzte. Scheinbar verbarg sie sich unter einer Reform des landesfürstlichen Polizeiwesens in Wien, zu dessen Besorgung die Stadt mit den Vorstädten in bestimmte Rayons geteilt wurden, für welche eigene Polizeidirektionen entstanden. Deren Zentralstelle war eine unter dem früheren Regierungspräsidenten Grafen Sauer stehende Ober-Polizeidirektion. Doch war dies nur der äußere sichtbare Rahmen, innerhalb dessen die für die Aufrechthaltung von Ruhe und Ordnung unerläßlichen polizeilichen Funktionen geübt wurden. Das Schwergewicht lag aber in der „geheimen Polizei", einer unfaßbaren und mit ebenso bedenklichen Mitteln wie Werkzeugen arbeitenden Organisation. Daß es an den letzteren nicht fehlte — und zwar auch in den besseren Gesellschaftsklassen — darf nicht wunder nehmen. Ebensowenig neu ist die Erscheinung, daß sich als literarische Handlanger gerade solche herzudrängten, die sich in der vorausgehenden Josefinischen Epoche als wütende Bekenner extremen Fortschrittes und maßloser Kirchenfeindlichkeit hervorgetan hatten. Berüchtigt unter diesen Leuten war Leopold Alois Hoffmann, der vor einigen Jahren noch die durch ihren rüden Ton ärgerlichen „Nachrichten für und wider Prediger" herausgab und sich nun in der „Bürger-Chronik" und der „Wiener Zeitschrift" als Vertreter der starrsten

Reaktion geberdete, der jeden unabhängigen Charakter, jedes freie Wort verdammte und denunzierte. Dabei war er ein ganz mittelmäßiger Mensch, der von seiner Professur des deutschen Geschäftsstiles wegen Unfähigkeit entfernt werden mußte und von dem Kaiser Leopold II. selbst sagte: „Es ist richtig, daß er ein großer Esel ist, aber würde er sich sonst zu solchen Dingen brauchen lassen?“ Auch Lorenz Haschka, der sich wegen seiner flegelhaften „Ode an den Papst“ eine sehr ernste Rüge und sogar ein Druckverbot Josef II. zuzog, war nun unter diese sogenannten „Gutgesinnten“ gegangen, die alles begeiferten, was sie noch vor kurzem verherrlichten.

Daß die Regierung angesichts der Vorgänge in Frankreich in bezug auf die Zensur die Zügel etwas schärfer anzog, ist begreiflich. Angriffe gegen den Staat, das Regentenhaus, die Religion, besonders aber die anfänglich nicht seltenen Lobreden auf die französische Revolution wurden strenge unterdrückt. Aber man ging wohl auch darin schon unter Leopold II. weiter als nötig war, denn Alxinger, einer der besten Schriftsteller der Josefinischen Periode, wirft in der von ihm redigierten „österreichischen Monatsschrift“ gewiß nicht ohne Grund die Frage auf: „Ist in politischer Rücksicht strenge Censur bei uns nothwendig oder rathsam?“ und er beantwortet sie in folgender tadelloser Weise: „Bei der Gutmüthigkeit unserer Nation, bei unserer wahren und gerechten Liebe zu dem besten Monarchen, ist Verdacht, dieser einzige Grund einer strengen Zensur, eine unverdiente und empfindliche Kränkung für uns. Man lasse den Schauspieldichter die bittersten Dinge über die rasche Eigenmächtigkeit und den Despotismus der Fürsten sagen, wir werden Gottlob! in unseren Staaten das Gegentheil finden und unser theuerer Monarch wird mit heiterer Stirne und ruhigem Gewissen der erste klatschen können.“ Daß man einem in keiner Weise dazu berufenen Menschen wie L. A. Hoffmann auch Einfluß auf die Zensur gönnte, war ein bedauerlicher Mißgriff. Er war es, der die unglaubliche Torheit beging, den Text zu Mozarts „Zauberflöte“ als geheimnisvolle Verherrlichung der Revolution zu denunzieren, er pries die Einrichtung eines „schwarzen Kabinetes“ zur Überwachung der Korrespondenz als Notwendigkeit und griff seine literarischen Gegner mit allen Waffen der Verleumdung an, so daß er sich endlich von Alxinger die derbe, aber verdiente Abfertigung gefallen lassen mußte, in den Augen Hoffmanns sei jeder Jakobiner und Revolutionär, der es ablehne, seine albernen Wische zu lesen.

Daß die „geheime Polizei“ mit ihrem ganzen widerlichen Anhang von Denunziantentum sich damals in Wien zum ersten Male sehr breit machte, ist gewiß. Ihre Organe mögen wohl ihr Handwerk noch nicht recht verstanden haben, da ihr lichtscheues Wirken bald merkbar wurde und großes Befremden in der an eine solche Bevormundung nicht gewöhnten Bevölkerung erregte. Um zu beschwichtigen, erließ man ein besonderes Reskript, das den Zweck dieser Institution auseinandersetzte, die sich nur gegen „gefährliche Umtriebe und staatsgefährliche Anschläge“ richte. Welche Formen aber diese geheime Polizei in Wien annahm, in die sie übrigens überall und zu allen Zeiten verfällt, spricht ein nur wenige Jahre späterer Bericht in drastischer Weise aus. „Es ist ein niederschlagender Gedanke, daß die Polizei unserer großen Städte genötigt ist, einen Schwarm von Schmeißfliegen in ihrem Sold zu haben, eine Art unsichtbarer Polizei, die, ohne irgend ein Abzeichen an sich zu tragen, da Schildwache steht, wo man sich ihrer am wenigsten versieht. Dieses Ungeziefer drängt sich zu allen Gesellschaften und beunruhigt jeden nicht sehr sorgfältig gewählten Cirkel. Vorzüglich nistet es in Wirtshäusern, Kaffeehäusern, bei Traiteurs, in den Gärten, auf Spaziergängen und in allen öffentlichen Belustigungsörtern. Es schleicht in allen Gesellschaften herum. Bald stellt es einen Wirth vor, bald

einen Marqueur, bald einen Beamten, bald einen Kaufmannsdiener oder Sekretär. Es fühlt in der Hülle eines Doctors den Puls, schreibt in Gestalt eines Advokaten Akten und Rapporte, macht in der Form eines Mönchs Hausbesuche; tändelt in dem Mäntelchen eines Abbées um galante Weiber, ja verwandelt sich sogar in Grafen und Barone. Nirgends kann man sich seiner erwehren; es sitzt am Spieltisch, tanzt auf Bällen, frühstückt im Augarten, spricht kühn in der Abendgesellschaft, kokettiert im Zimmer des Freudenmädchens, besäuft sich in schmutzigen Bierschänken u. s. w. Zwar hat es sich noch nicht gar so verachtet und gefürchtet gemacht wie in Paris, aber wenn auch in Wien eine Gesellschaft von ihm rein und gesichert bleiben will, muß sie wohl geprüft und nicht zu zahlreich sein. Und dieses Geschmeiß, was thut es, was hat es für einen Zweck? Den elendesten, der sich denken läßt! Es lauert auf deine Mienen und Blicke, es deutet dein Lächeln und Stirnrunzeln, es horcht auf deine Worte und möchte deine Gedanken sogar stehlen, um sie verdreht und entstellt seinen Auftraggebern zu hinterbringen, die dafür einen Judaslohn zahlen, obwohl sie blind sein müßten, um nicht zu wissen, daß man sie schamlos betrügt und mit Lügen bedient."

Noch waren die Verhandlungen mit Preußen nicht ganz abgeschlossen, als der Kaiser am 1. März 1792 einer rasch verlaufenden tödlichen Krankheit erlag, wie verkündet, aber von der öffentlichen Meinung nicht geglaubt wurde, den Blattern. Der Todesfall kam so plötzlich, daß man ihn auf die verschiedensten Ursachen zurückführte, am häufigsten auf eine durch Emissäre des Jakobinerklubs in Paris veranlaßte Vergiftung, wofür aber auch nicht einmal der Schatten eines Beweises zu erbringen war. Die „Wiener Zeitung" berichtete über die Krankheit und den Tod Leopold II.: „Des Kaisers Majestät wurden am 28. Februar von einer heftigen Entzündungskrankheit befallen, welche die Höhlung der Brust und des Unterleibes ergriff. Ungeachtet widerholten Aderlassen und anderer angemessener Mittel, nahm das Übel so heftig und jählings überhand, daß Se. Majestät zu Anfang des dritten Tages der Krankheit unterlagen und Donnerstag den 1. d. M. um ein Viertel nach 3 Uhr Nachmittags den Geist aufgaben. Diese unglückliche Nachricht hat den allerhöchsten Hof, den Hofstaat, alle Einwohner der Stadt, und man darf die Zuversicht voraussagen, die ganze Monarchie mit Bestürzung und dem tiefsten Leidwesen erfüllt."

Als besonders merkwürdig teilt die „Wiener Zeitung" auch mit, daß im Müllerschen Wachsfigurenkabinett auf dem Stock-im-Eisenplatz sofort nach dem Trauerfall die Aufbahrung des Kaisers, dessen Figur im spanischen Mantelkleid „mit hoher Erlaubniß nach dem Leichnam geformet" zu sehen war. Herr „Hof-Statuar Josef Müller" bediente seine Besucher in der Tat sehr prompt. In der gleichen Nummer der „Wiener Zeitung", welche die Nachricht von der Hinrichtung Ludwig XVI. bringt, kündigt Müller an, daß deren Darstellung bei ihm zu sehen ist. Im Jahre 1798 übersiedelte das Wachsfigurenkabinett in das ehemalige Mautgebäude beim Rotenturmtor, das Müller erwarb und umbauen ließ. Mit seinen Laubengängen, die später verbaut wurden, ist es gewiß noch manchem Wiener als „Müllersches Gebäude" in Erinnerung. Das Wachsfigurenkabinett war eine der besonderen Sehenswürdigkeiten des damaligen Wien. Besonders besucht war das „Kabinett der Grazien", aus einer Sammlung der berühmtesten klassischen Frauenstatuen bestehend, die durch die Spiegelwände vervielfältigt wurden. Das Spiel eines verborgenen Orgelwerkes erhöhte noch den Eindruck. Müller erwarb ein ziemlich ansehnliches Vermögen und schritt nun 1800 um Anerkennung seines bisher nicht angewendeten Adelsgrades als eines Sprossen des gräflich Deymschen Geschlechtes ein, die ihm auch bewilligt wurde. Das Kabinett bestand noch 1820, wurde aber dann aufgelassen.

Wenn die Schwester Leopold II., die Erzherzogin Maria Christine, seinen Tod „einen unersetzlichen Verlust für die Monarchie und ganz Europa" nennt, so ist dies nicht unbegründet. „In dieser Zeit der Krisis, wo der Krieg drohte," fährt die Erzherzogin in diesem vertraulichen Brief fort, „wo die Bedrängniß der königlichen Familie in Paris von Tag zu Tag zunahm, wo die russischen Colonnen in Polen einrücken, wo die Gefahren für Österreich ringsum aus dem Boden stiegen, starb der Fürst, der sie bisher mit ruhiger, sicherer Hand zertheilt hatte, in dessen Weisheit und Mäßigung die europäischen Höfe ihr Vertrauen setzten, vor dem die Rebellen in den Niederlanden zitterten und die wilden Demagogen Frankreichs sich scheuten". Auch darin liegt manches

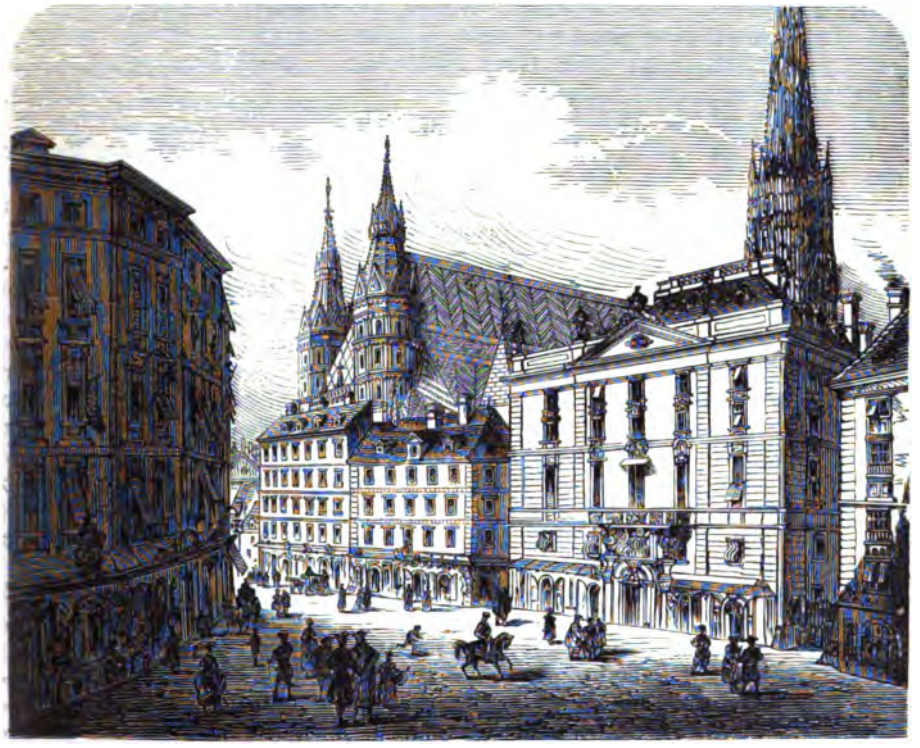
Die Häuser vor der Stephanskirche. (S. 363.)

Wahre. So kurz Leopold II. auch regierte, so hatte er sich doch durch seine kluge Mäßigung, die das zunächst Nötige und Erreichbare anstrebte, ohne den abstrakten Theorien eines fernen Besseren und Besten nachzujagen, das Vertrauen in und außer der Monarchie gewonnen.

Die erste Regierungszeit Kaiser Franz II.

Mit kaum 25 Jahren trat der Sohn Leopold II. die Regierung an. Er war in Wien wohlbekannt, obgleich er nie besonders in den Vordergrund trat, da er schon 1784 den Aufenthalt in Florenz mit jenem in Wien vertauschte, um unter den Augen seines Oheims Josef II. in den Staatsgeschäften ausgebildet zu werden. Ein besonders intimes Verhältnis zwischen diesem und dem Neffen hatte nie bestanden — dazu waren von vorneherein ihre Naturen

zu sehr verschieden. Erst in den letzten Jahren gestalteten sich die Beziehungen herzlicher und Kaiser Josef II. nahm gerne Anlaß, die guten Eigenschaften des Neffen hervorzuheben. Er rühmt in einem Brief an Kaunitz das Gedächtnis, das ruhige, leidenschaftslose Urteil, den Fleiß und die Festigkeit des Charakters am Erzherzog. Wenn Josef II. die auf das Praktische und Positive gerichtete Denkweise des Erzherzogs Franz erwähnt, die ihn aber mißtrauisch gegen die Meinung anderer mache, so spricht diese Bemerkung für den Scharfblick des Onkels, der schon im Jüngling die Charaktergrundlage erkannte, die Franz II. durch sein ganzes Leben blieb.



Die Häuser vor der Stephanskirche. (S. 363.)

In der Bevölkerung von Wien erkannte man bald eine andere Seite des jungen Monarchen (Bild S. 353), die ihn dem allgemeinen Empfinden nahe brachte. Sein schlichtes Auftreten, eine gewisse äußerliche Geradheit in Sprache und Geberde, die sogar soweit ging, daß er sich mit Vorliebe des gewöhnlichen Wiener Dialektes bediente, der trockene Humor, der ihn selbst in schlimmen Zeiten nicht verließ und ihn lehrte, auch abschlägige Bescheide in eine schonende Form zu bringen, vor allem aber auch der Sinn für Häuslichkeit und Familie, die Franz II. durch sein ganzes Leben hochhielt — all diese Züge machten ihn dem Volke lieb und es war durchaus nicht eitel Liebedienerei, wenn man ihn als „Vater Franz" feierte.

Auch was man über die ersten Regierungsmaßregeln des jungen Monarchen erfuhr, machte einen günstigen Eindruck. Einer seiner ersten Erlässe richtet sich

gegen das unter seinem Vater in so üppige Halme geschossene und zu einer wahren Plage gewordene Denunziantenwesen. Dieses merkwürdige, an die Chefs aller Zentralstellen gerichtete kaiserliche Handschreiben lautet: „Da Ich das Wohl des Staates mit dem der einzelnen Glieder desselben zu verbinden, Mir als die theuerste Pflicht auferlegt habe und die geheimen anonymischen Anzeigen die Ruhe und das Wohl eines jeden Bürgers untergraben, so will Ich, daß künftig von einer blos anonymischen Anzeige kein Gebrauch zu machen, sondern dieselbe nur als eine Skarteke zu betrachten sey. Sollte es sich aber ereignen, daß Jemand für wichtig genug hielte, zum Wohl des Staates verdächtige Handlungen und deren Urheber anzuzeigen, so ist so eine Anzeige, wenn selbige durch Beysetzung des Namens und Standes des Anzeigers bekräftiget ist, auf das Strengste zu untersuchen und wenn sie wahr befunden wird, auf den Anzeiger bey sich ergebender Gelegenheit der besondere Bedacht zu nehmen; denn so sehr der Verläumder zu verabscheuen ist, ebensosehr ist derjenige zu schätzen, welcher durch zeitige Aufdeckung der Gefahr dem Übel vorbeugt, welches dem Staat durch übelgesinnte Menschen oder untaugliche und nachlässige Beamte zuwächst."

Doch die Vorgänge in Frankreich und die fortgesetzten von L. A. Hoffmann und seinen Genossen vorgebrachten Hirngespinste von einer sich schon über Deutschland verbreitenden und ganz Europa bedrohenden „Total-Revolution" machten tiefen Eindruck auf den jungen Monarchen. Schon gegen Ende März 1792 verfügten einzelne sich rasch folgende Hofdekrete Verschärfungen der Zensurvorschriften. Ausdrücklich verboten wird der Abdruck von Artikeln aus fremden Zeitungen, „welche auf Verbreitung ärgerlicher Erdichtungen und unverschämter Verdrehungen, auf Verwirrung und Erhitzung der Gemüter durch unsinnige Ideen, kurz auf Störung der öffentlichen Ruhe durch Verbreitung gefährlicher Meinungen abzielen". Das ließ sich natürlich die Polizeihofstelle nicht umsonst gesagt sein und sie muß ziemlich scharf vorgegangen sein, wenn sogar der so zahme Verfasser der die Stimmung in Wien ziemlich genau wiedergebenden „Eipeldauerbriefe" meint, er habe gehört, daß „jetzt das Schreiben in Wien stark verboten sei — na's Denken is zum Glück noch erlaubt".

Uneingeschränkten Beifall fand es, daß ein besonderes Hofdekret anläßlich der am 25. April stattfindenden Erbhuldigung der österreichischen Stände die bisherigen Gepflogenheiten abstellte. Das Aufbauen kostspieliger Gerüste am Graben, von welchen Wein sprang, Brot und Braten unter die Menge ausgeworfen wurde, habe zu unterbleiben, „indem dadurch nur Anlaß zu Unordnungen und Schlägereien gegeben sei und die abgezielte Gutthat nicht der ärmeren Menschenklasse, sondern gewöhnlich nur dem Stärkeren zu gute komme". Die dadurch ersparten Summen wurden zur Verteilung von Almosen an wirklich Bedürftige bestimmt. Natürlich fand diese sehr kluge Maßregel keine Billigung bei jenen, welchen es sich nicht darum handelte, etwas von diesen Gaben zu erlangen, sondern die es schmerzlich empfanden, daß ihnen eine gewissermaßen sanktionierte Gelegenheit zu Balgereien und rohen Kraftproben entging.

Auch bei den in den Sommer 1792 fallenden Empfängen nach den Krönungen in Frankfurt und Prag traf Kaiser Franz II. ähnliche Verfügungen. Er begnügte sich mit der feierlichen Auffahrt zum Dankgottesdienste bei St. Stephan, verbat sich aber die bisher übliche Errichtung von kostspieligen Triumphpforten auf Kosten der Gemeinde und der Großhändler. Die dadurch ersparten Summen sollten nach seinem Wunsch zur Beseitigung der schon lange als störendes Verkehrshindernis empfundenen Häuserreihe vor der Westfaçade der Stephanskirche verwendet werden. Schon eine kaiserliche Resolution aus [illegible]hre 1789 ordnete das Abbrechen dieser Häuserreihe an, aber aus Mangel

an flüssigen Mitteln in der Gemeindekasse war es bisher unterblieben. Es handelte sich da um fünf verschieden große und zum Teil sehr unansehnliche Baulichkeiten, die sich etwa in der Mitte der heutigen Fahrbahn zwischen dem Riesentor und der Brandstätte erstreckten. Unsere Abbildung (S. 360) zeigt die gegen den Dom gekehrte Façade. Rechts auf der Abbildung zeigt sich die Ecke des Bischofshofes, von wo sich einst zur Brandstätte hinüber der Bogen des Heiltumstuhles wölbte, während sich vom Bischofshof zum ersten Hause der abgebrochenen Reihe das Mesnertor befand. Es war dies das sogenannte „Bahrausleiherhaus", das wahrscheinlich an Stelle oder doch aus dem Material eines hier bestandenen Tores erbaut war, worauf die beiden auf Säulen stehenden und mit Baldachinen überdachten Figuren deuten. In dem vorn angebauten Hüttchen befand sich die Buchhandlung Binz, die gewiß an dem Fenster ihre Curiosa zur Schau stellte. Das nächste Haus war ein unansehnliches, aber durch viele Ecken und Winkel malerisch wirkendes Bauwerk, das im Laufe der Zeiten, wie die nach Größe und im Niveau verschiedenen Fenster andeuten, nach und nach durch Zubauten entstanden sein dürfte. Die kleinen Vorsprünge an diesem Gebäude, dessen Zweck durch den Namen „Mesnerhaus" gekennzeichnet ist, enthielten so wie ein ähnlicher Vorsprung am Bischofshof die Gewerbsstätte von „Kranzelbindern", deren Geschäft, seit die Friedhöfe innerhalb der Stadt nicht mehr belegt werden durften und dann ganz aufgelassen wurden, wohl kein sehr erträgnisreiches gewesen sein dürfte. Das an das Mesnerhaus anstoßende lange, etwas niedere Haus diente nur zu Mietzwecken und von hier wölbte sich zur nächsten Baulichkeit das sogenannte Neidhartstor, das zur Südseite des Stephansdomes führte. Über die erwähnten drei Häuser weg sieht man die lange Front der Brandstätte und links davon das Haus mit dem runden Eckvorbau, die beide erst vor etwa einem Vierteljahrhundert verschwanden.

Die beiden anderen, den heutigen Stephansplatz durchschneidenden Häuser sind auf der zweiten Abbildung, die eigentlich den heutigen Stock-im-Eisenplatz um 1780 zeigt (Bild S. 361), ersichtlich. Das vierstöckige Haus unter den Heidentürmen, das auf der vorangehenden Abbildung nur von der Seitenfront aus zu sehen ist und zu dem einst der Bogen des Neidhartstores führte, kommt schon 1700 als „civitatis cantorey" (Stadt-Cantorey) oder „Herrn Capellmeisters Wohnung" vor und in diesem Hause hatte noch der als Orgelvirtuose und Kontrapunktist berühmt gewordene Domorganist Albrechtsberger seine Amtswohnung. Nachdem 1792 die Gruppe der ersten drei niederen Häuser beseitigt war, kam im nächsten Jahre auch die Domkantorei und das anstoßende dreistöckige Haus an die Reihe und am 1. März 1794 war der Platz frei. Für das Material erlöste man 6000 Gulden, eine gar nicht unbeträchtliche Summe. Dem kaiserlichen Wunsch entsprechend, widmete die Gemeinde den für einen Triumphbogen bestimmten Betrag von 16.000 Gulden, das Großhandlungsgremium widmete 10.500 Gulden, dem Fonds für gemeinnützige Anstalten entnahm man 62.000 Gulden, so daß für die fünf zum Teil sehr unansehnlichen Häuser der für jene Zeit sehr bedeutende Betrag von etwa 90.000 Gulden bezahlt wurde.

Noch vor völliger Vollendung der Arbeiten ließ die Gemeinde von dem tüchtigen Kupferstecher Karl Schütz ein großes Kunstblatt herstellen, das den nunmehr freigelegten Dom zeigte und die Unterschrift trug: „Dem Andenken Franz des II. neugekrönten römischen Kayſers, der zur Erweiterung und Verschönerung dieses Platzes die Bequemlichkeit seiner Bürger, die Zier seiner Hauptstadt Ehrenpforten vorzog. Gewidmet von den Bürgermeistern, Räten und der Bürgerschaft der Stadt Wien. Im Jahre 1792."

Bezüglich der Ansicht des Stock-im-Eisenplatzes, die gleichfalls von Karl Schütz, aber etwa aus dem Jahre 1780 stammt, sind noch einige Bemerkungen

nötig. Das stattliche Haus rechts von der abgebrochenen Häuserreihe, deren niedere Bauten auf dieser Ansicht durch die Biegung verdeckt werden, ist erst vor einigen Jahren verschwunden, um einem an der Ecke abgeschrägten Neubau Platz zu machen, der auch vom Graben aus die imposante Südansicht des Domes mit dem Hochturm zur Geltung kommen läßt. Es führte den Schild „zum goldenen Löwen", noch früher aber den „zum gulden Männl" und war Sitz einer der ältesten Apotheken Wiens. Schon 1409 wird eine Apotheke erwähnt „gegen Sant Stephans-Dom-Kirchen über, so des Meisters Lucas von Venedig Apotheken" und 1780 bestand noch eine Apotheke, die aber dann in das jetzt auch schon umgebaute gegenüberliegende Arthabersche Haus kam und auf dieses den Schild „zum goldenen Löwen" übertrug. Zwischen diesem Haus und dem anstoßenden „zum goldenen Becher" ist eine noch bis in unsere Zeit bestandene Sackgasse ersichtlich, die vor dem Bau des Churhauses bis auf den Stephansfreithof führte und schon 1420 den Namen „Raubergazlein" hatte, früher aber als „Weniggäzel" vorkommt, was als kleines Gäßchen zu deuten ist. Von dieser Sackgasse aus war der Zugang zum Stephanskeller, der bei Freunden eines guten Tropfens einen gewissen Ruf genoß, aber durchaus in keinem Zusammenhang mit den unterirdischen Räumen des Domes stand, wie vielfach angenommen wurde.

Schon im April 1792 war der als unvermeidlich angesehene Krieg mit Frankreich durch einen Einfall französischer Heere in Belgien ausgebrochen. Deren Haltung war aber eine so klägliche, daß sie, fast ohne die kaiserlichen Truppen gesehen zu haben, Reißaus nahmen. Daraus schöpfte man die Zuversicht, daß die Unterwerfung Frankreichs und die Wiederaufrichtung des Königtums eine kinderleichte Sache sei und im August 1792 erfolgte nach Erlaß des phrasenhaften geringschätzigen Manifestes des Herzogs Ferdinand von Braunschweig unter dessen Führung der Einmarsch in die Westprovinzen Frankreichs. Der allerdings meist durch mangelhaftes Zusammenwirken der Verbündeten verursachte üble Ausgang dieses Feldzuges in der Champagne schwellte das Bewußtsein der französischen Armee hoch an und man konnte den ersten Vorgeschmack von deren militärischer Kraft bekommen, in welcher sich der bis zum Fanatismus aufgestachelte Kampfesmut eines Volkes unter genialen, aus dem Krieg selbst hervorgegangenen und durch ihn gebildeten Führern aussprach.

Wie es die weise Einsicht des Fürsten Kaunitz vorhersah, brachte fremdes Eingreifen erst die volle Wut der Revolution in Paris zum Ausbruch. Nun erst tat man den letzten verhängnisvollen, wenn auch schon lange vorauszusehenden Schritt, indem am 21. Januar 1793 die Hinrichtung des Königs erfolgte. In Wien machte dieses Ereignis tiefen Eindruck. Die Journale aus jener Zeit berichten, daß kaum noch ein zweiter Fasching in Wien so still vorübergegangen sei, niemand mochte auf Bälle gehen. Und das schon erwähnte Vergnügungslokal in der Spiegelgasse, das sich bisher „Klub" nannte und noch im Vorjahr der Sammelpunkt der Lebewelt von Wien war, erklärte in den Zeitungen, sich künftig „Kasino" nennen zu wollen, denn „man kann den Namen nicht ferner führen, der an die Versammlungen gewisser Menschen erinnert, die niemand mehr nennen mag", womit der Jakobinerklub in Paris gemeint war.

Beim Beginn des Krieges hatte Kaiser Franz II. den Entschluß ausgesprochen, die Kosten desselben, da er ihn auch für seine Familie führe, aus dem eigenen Vermögen bestreiten zu wollen. So hochherzig dieser Wille war, mußte er doch bei der nun voraussichtlichen längeren Dauer des Krieges unausführbar werden. Im Volke aber nahm man ihn sehr ernst auf und es machte

tiefen Eindruck, als eines Tages das berühmte goldene Tafelgeschirr zur Ausprägung in die Münze geschafft wurde. Eine plötzlich aufflammende Begeisterung und Opferwilligkeit erfaßte alle Kreise der Bevölkerung, niemand wollte hinter dem Kaiser zurückstehen, um je nach den Kräften zu den Kriegskosten beizutragen. Durch Spenden einzelner Persönlichkeiten und rasch eröffnete allgemeine Subskriptionen kamen sehr ansehnliche Summen zusammen, aber auch die Korporationen, Innungen und Zünfte widmeten ihre wertvollen alten Erinnerungsstücke für die Ausmünzung. Einzelne davon wurden diesem Schicksal entzogen und der Schatzkammer einverleibt, von wo sie 1871 bei deren Reorganisierung als Beweise patriotischer Aufopferung an das Heeresmuseum im Arsenal abgegeben wurden. Neben ähnlichen Stücken aus den Provinzen enthält Schaukasten 134 im linksseitigen Waffensaal folgende aus Wien stammende Widmungsgegenstände aus den Jahren 1792 bis 1793: Nr. 1. Silberner Zunftbecher der bürgerlichen Lebzelter, schöne Arbeit eines Augsburger Goldschmiedes aus dem siebzehnten Jahrhundert; Nr. 2. Silberner Zunftbecher der bürgerlichen Zinngießer, von 1667 datiert; Nr. 5. Silberner und vergoldeter Ochse, das Zunftzeichen der bürgerlichen Fleischhauer, Augsburger Arbeit aus dem achtzehnten Jahrhundert; auf dem angebrachten Schild folgende Inschrift: „Sr. Maj. Francisco dem zweyten unserem allgeliebten Landesvater beuth diese 1200 Stück kais. Ducaten als eine freywillige Beysteuer zum zweyten Feldzuge wider die rebellischen Franzosen die getreue bürgerl. Fleischerzunft in Wien von Herzen dar den 6. Februar 1793."

Die Wiener Bürgerschaft benützte auch den Anlaß der Geburt des Kronprinzen, des nachmaligen Kaisers Ferdinand, am 19. April 1793, um ihre loyalen Gesinnungen zu betätigen, indem durch drei Tage glänzende Beleuchtungen von Stadt und Vorstädten stattfanden. Eine Anzahl patriotisch gesinnter Männer, an deren Spitze sich der am Hofe hochangesehene Fürst Karl Liechtenstein, der Appellationsrat von Fillenbaum, die Bürger Josef Gerl, der schon erwähnte Baumeister, Ignaz Biedermann, Tuchhändler und Ignaz Würth, Goldarbeiter, stellten, hatte schon im Beginne des Jahres 1793 die Ausrüstung eines Wiener Freiwilligenkorps angeregt und namhafte Summen für diesen Zweck gespendet. Eine von Seite der Gemeinde eingeleitete Sammlung ergab so glänzende Resultate, daß sofort zur Aufstellung des Freiwilligenkorps geschritten werden konnte. Es erhielt seinen Namen nach dem Feldmarschall Graf Dagobert Wurmser, der damals nicht ohne Erfolg am Rhein kommandierte und in Wien so populär war, daß ihm sogar die Auszeichnung geschah, auf den Schild eines noch heute bestehenden Gasthauses der Heiligenstädterstraße zu kommen. Wurmser focht dann ohne Glück gegen das überlegene militärische Genie des jungen Generals Bonaparte und leitete die heldenhafte Verteidigung von Mantua, das er wegen gänzlichem Mangel an Proviant am 2. Februar 1797 übergeben mußte. Bald darauf, am 21. August 1797, starb der greise Held in Wien, im jetzigen Palais Schönburg, damals Keglevich, Wieden, Rainergasse. Das „Wurmserische Freikorps" focht in den nächsten Kriegen mit Auszeichnung, beteiligte sich 1795 an der Einnahme von Mainz unter Clerfait und wurde 1804 nebst anderen ähnlichen Korps in das erste von Erzherzog Karl aufgestellte Jägerregiment aufgenommen.

Diese in den verschiedensten Richtungen betätigte patriotische Gesinnung galt dem Monarchen und dem Staat, hinderte aber nicht, daß man — und zwar gerade in den intelligenteren Kreisen — weder mit der äußeren Politik, noch mit der Regierungstätigkeit im allgemeinen einverstanden war. Mit dem Fürsten Kaunitz, der den Krieg gegen Frankreich nie gebilligt hatte und 1793 sein durch 40 Jahre verwaltetes Amt niederlegte, verschwanden nach und nach alle Männer der früheren Periode aus den einflußreichen Stellen und wurden

durch andere aus den engeren Kreisen des Hofes ersetzt, die man nicht kannte oder zu welchen man, wie zum neuen Leiter der auswärtigen Angelegenheiten, dem Grafen Cobenzl, der nur den Ruf eines blasierten Lebemannes hatte, kein Vertrauen fassen konnte. Nach alter Wiener Art raisonnierte man gewaltig, ohne es aber allzu böse zu meinen. Dieser Richtung schlossen sich aber offenbar auch minder harmlose Elemente an, die unklaren, von der französischen Revolution geweckten und genährten politischen Luftschlössern nachgingen, für welche doch nirgends ein ungeeigneterer Boden sein konnte, als im damaligen Wien. Es ist auch kaum daran zu zweifeln, daß sich in der Tat damals mehrere Emissäre der in Paris herrschenden Partei in Wien aufhielten, denn ein geheimes Zirkular aus dem Anfang des Jahres 1793 enthält die Namen solcher Agenten des Konventes (Graf d'Aletous, Guerra, de St. Cloue, Abbée Piattoli u. a.) und bringt sogar deren genaue Personsbeschreibungen. In der Bevölkerung weckten solche Nachrichten ebensoviel Beunruhigung wie Erbitterung, wozu die Nachrichten über das blutige Schreckensregiment in Paris sehr viel beitrugen. Die Nachricht von der Hinrichtung der Königin Maria Antoinette (16. Oktober 1793) wurde in Wien wie eine ganz Österreich widerfahrene Schmach empfunden, und als zur gleichen Zeit dunkle Gerüchte von aufrührerischen Geheimgesellschaften in Wien einliefen, schlug man an der Westfaçade von St. Stephan ein Plakat an des Inhaltes: „Bürger! Sollten wir nicht unsere Mitbürger in Frankreich rächen und hier alle Jakobiner umbringen. Am Franziskanerplatz Nr. 950 ist ein solcher Club."

Es ist sehr schwer, die geistigen Strömungen vergangener Epochen klarzulegen, besonders wenn gleichzeitig so verschiedene mächtige Einwirkungen sich durchkreuzen, wie dies im letzten Dezennium des achtzehnten Jahrhunderts der Fall war. Ganz konnte sich niemand dem Einfluß eines so überwältigenden Ereignisses, wie es die französische Revolution war, entziehen. Während die einen, trotz der düsteren Blut- und Feuerröte, die davon ausging, sie als verheißungsvolles Aufdämmern besserer Tage priesen, war sie den anderen ein Vorbote des greuelvollen Weltunterganges, den zu bekämpfen oder doch zu verzögern heilige Pflicht war. Dieser Gegensatz der Anschauungen war es, der die Bevölkerung selbst zerklüftete. Und es muß konstatiert werden, daß die erstere Partei sehr in der Minderheit war und sich nur aus einzelnen Kreisen des intelligenteren Mittelstandes rekrutierte, womit durchaus nicht gesagt sein soll, daß diese sogenannten „Lichtfreunde" besonders helle Köpfe waren und selbst darüber klare Vorstellungen besaßen, was sie wollten oder anstrebten. Die überwiegende Masse aber, noch unter dem Eindruck des Mißlingens der überstürzten Josefinischen Reformen stehend und abgestoßen von den Greueln der Schreckensherrschaft in Frankreich, wendete sich mit Entschiedenheit von einer Richtung ab, die nur den Zweck zu haben schien, den ganzen Boden zum Erzittern zu bringen, auf dem die Existenz, das Leben und Gedeihen jedes Einzelnen fußten. Daß diese Stimmung der Regierung gefiel und von ihr gefördert wurde, ist selbstverständlich und es ist eben nicht schwer, die Gründe zu entdecken, welche Veranlassung waren, daß man mit nicht zu verkennender Absichtlichkeit den Wienern die Gefahr einer blutigen Umwälzung nach Pariser Muster recht drastisch vor Augen führte, obwohl mit Ausnahme des Vorhandenseins einiger verworrenen Köpfe, die mit halbverstandenen Theorien spielten, alle Vorbedingungen dazu in Wien und in ganz Österreich fehlten. Wenn es trotzdem zu solchen Erscheinungen kam, wie die sogenannten „Jakobiner-Prozesse" in Wien und Ungarn, so wäre es sehr falsch, aus dem ziemlich willkürlich als Popanz für die leicht erschreckte öffentliche Meinung aufgestellten Namen auf [illegible]ne tatsächliche Ähnlichkeit mit den Pariser Verhältnissen zu schließen.

Aber der Name „Jakobiner" war damals nicht mit Unrecht ein Schreckgespenst für die Regierenden und ebenso für die Masse und als solches wurde er benützt.

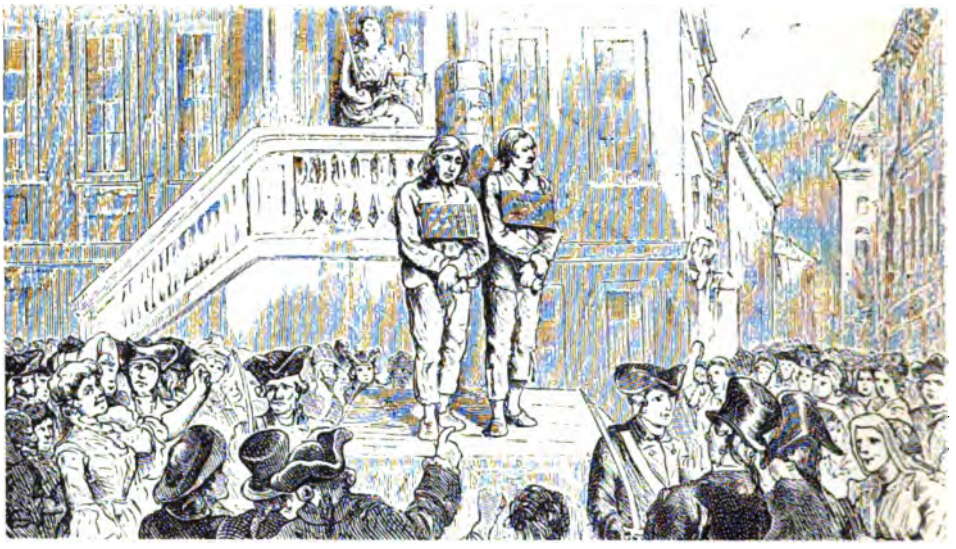
Schon im Frühsommer des Jahres 1794 durchliefen unklare und darum noch aufregendere Gerüchte von revolutionären Umtrieben die Stadt. Einzelne Vorkommnisse, wie der schon erwähnte Anschlag am Riesentor von St. Stephan, dem übrigens die Behörden selbst nicht ganz ferngestanden sein sollen, wie sonst gut unterrichtete Quellen andeuten, vermehrten die Aufregung. Auf das höchste stieg diese natürlich, als im August auffällige militärische Maßregeln nur durch das Vorhandensein einer wirklichen ernsten Gefahr erklärt werden konnten. Die Torwachen und die sogenannten „Hauptwachen" in der Stadt, am Petersplatz und am Hof, wurden verstärkt, plötzlich betrieb man die Ausbesserung der Festungswerke mit großem Eifer und längst aufgegebene Erschwerungen des Verkehres an den Stadttoren, wo man Verdächtige zur Ausweisleistung anhielt, setzte man wieder in Kraft. Eine Flut der unsinnigsten Gerüchte ging von Mund zu Mund: die Regierung sei einer ausgebreiteten Verschwörung von „Jakobinern" auf die Spur gekommen, die Pläne ausgeheckt hatten, so raffiniert und teuflisch, daß ihre Namensbrüder in Paris sie darum beneiden konnten. Durch das Entzünden der großen Holzlegestätten sollte ein ungeheuerer Brand entstehen, der dann Gelegenheit zu einer allgemeinen Plünderung und zu Mordszenen bieten würde — um jede Hilfe zu erschweren, seien sogar die Tragwerke der Donaubrücken ausgehöhlt und mit Pulver gefüllt, um sie sofort in die Luft sprengen zu können, und was solche Absurditäten mehr waren. Man nahm es wie eine Bestätigung dieser vagen Gerüchte auf, als im Anfang August unter allen Vorsichtsmaßregeln eine Reihe von Verhaftungen stattfand, die meist angesehene, den besseren Ständen angehörige Männer traf. Wenn so ein dichtgeschlossener Wagen, von einer Kavallerie-Eskorte begleitet, durch die Straßen rollte, so sah man scheu und doch erbittert nach, manche geballte Faust hob sich aber auch drohend, denn darinnen saß ja ohne Zweifel so ein verruchter „Jakobiner", der es nicht erwarten konnte, bis das Blut in den Straßenrinnen von Wien floß.

Zur Untersuchung und Leitung des natürlich sehr verzweigten Prozesses setzte man eine besondere Kommission ein, an deren Spitze Graf Franz Saurau trat, früher ein eifriger Freimaurer, seit einigen Jahren aber als entschiedener und unversöhnlicher Gegner aller freieren Anschauungen bekannt. Sogar damals erregte die Wahl einiger mit der Untersuchung betrauter Gerichtsorgane Befremden, wie des Magistratsrates Franz Josef Martinoly, dessen wegen Unfähigkeit und Versäumnissen erfolgte Entlassung unter Leopold II. von der öffentlichen Meinung mit Beifall begrüßt wurde, und des Stabsauditors Franz Orlandini, eines harten Fanatikers, dem man das Wort in den Mund legte, er kenne nur ein Vergnügen: das Fällen eines Todesurteiles.

Die Untersuchung wurde, den Umständen und dem damaligen Gerichtsverfahren entsprechend, mit größter Heimlichkeit geführt. Erst nach und nach gewann man sogar Sicherheit über die Personen der davon Betroffenen. Es waren darunter der Platzoberleutnant von Wien, Franz von Hebenstreit, der als lockerer Zeisig und unklarer Phrasenheld bekannt war, der Magistratsrat Martin Josef Prandstätter, ein begabter Mann von vielseitigen Kenntnissen und freisinnigen Anschauungen, die aber kaum über sehr nebulose Theorien hinausgingen; der Hauptmann und Lehrer an der Neustädter Akademie Billek von Billenberg; der kaiserliche Rat Franz Gotthardi, der unter Leopold II. eine sehr unsaubere Rolle als „Polizeispitzel" gespielt hatte; der Professor Baron Andreas Riedel, der einst zu den Lehrern Kaiser Franz II. gehörte und — sogar ein Graf Stanislaus Hohenwart, ein erst 17 Jahre zählender Jüngling, ein naher Verwandter des späteren Erzbischofs von Wien. Unter den noch

übrigen Verhafteten war in weiten Kreisen am bekanntesten der wohlhabende Kaufmann Josef Hackel, der lange einen „Glückshafen“ am Graben betrieb und als besonderer Freund von Tafelfreuden galt, wogegen den harmlosen Mann kein Mensch staatsgefährlicher Anschläge fähig hielt.

Das Untersuchungsverfahren wurde sehr dadurch kompliziert, daß man anfangs auch gleichzeitig den Prozeß gegen die „ungarischen Jakobiner“ in Wien führte, an deren Spitze ein Mann von sehr zweifelhaftem Charakter stand, der Abt Ignaz Josef Martinovics, der von brennendem Ehrgeiz getrieben, unter Leopold II. gleichfalls der geheimen Polizei Dienste leistete. „Die Meinung, um jeden Preis eine Rolle spielen zu müssen,“ heißt es in einer gut unterrichteten und maßvoll urteilenden Quelle, „machte ihn zum Freigeist, obwohl er Priester war, zum Polizeispion, wenn er auch demokratische Gesinnungen hegte und schließlich zum Verschwörer, wozu ihm die nöthigsten Eigenschaften,



Die Wiener Jakobiner am Pranger. (S. 370.)

Muth und Entschlossenheit fehlten.“ Erst als die nach den ungarischen Gesetzen ganz unzulässige Führung des Prozesses gegen Martinovics und seine Genossen in Ungarn zu ernsten Schwierigkeiten führte, schaffte man sie nach Ungarn, wo sie vor die königliche Tafel gestellt wurden. Ob überhaupt eine Verbindung zwischen den österreichischen und ungarischen „Jakobinern“ bestand, ist nie zweifellos nachgewiesen worden. Wie aber aus den wenigstens teilweise bekannt gewordenen Akten des ungarischen Prozesses hervorgeht, handelte es sich auch in diesem Falle kaum um mehr als um unklare Hirngespinste, die noch weit davon waren, tatsächliche Formen anzunehmen. Wahrscheinlich, wenn auch nicht nachgewiesen, erscheint der Zusammenhang von vier zu jener Zeit in Wien justifizierten Mitgliedern der ungarischen Nobelgarde mit den ungarischen Jakobinern. Obwohl der ganze Vorgang mit Ausnahme der öffentlich vor dem Schottentor vollzogenen Hinrichtung mit der ganzen Heimlichkeit des kriegsrechtlichen Verfahrens umgeben wurde, lief doch ein Gerücht um, daß sie einen [illegible]schlag gegen den Kaiser vorbereitet hatten.

Vollkommen im Unklaren ist man auch über das Maß des Verschuldens der einzelnen „Jakobiner" von Wien, da darüber nie etwas verlautete und die Prozeßakten spurlos verschwunden sind. Man ist also lediglich auf die öffentlich verlautbarten Urteile angewiesen, deren phrasenhafte unklare Fassung es auch dem spitzfindigsten modernen Juristen schwer machen würde, einen greifbaren Tatbestand herauszuschälen. Wenn z. B. in dem Urteil über den zu zweijährigem Schanzbau und Landesverweisung verdammten Professor Wolstein als einziges Verbrechen angeführt wird, daß „er sich beigehen ließ, für das Wohl der französischen Nation ein Sträußchen in der Brühl zu pflanzen und sich das „Eipeldauerlied" öfter vorsingen zu lassen", so muß es gewiß schwer fallen, damit die harte Strafe zu begründen. Leider kennen wir den Text dieses „Eipeldauerliedes" nicht, dessen Gefährlichkeit doch nicht in Zusammenhang mit der so gutgesinnten Wochenschrift der „Eipeldauerbriefe" oder gar mit dem einst gänseberühmten Ort gebracht werden kann. Es wurde auch seinem Verfasser verhängnisvoll, dem Platzoberleutnant von Hebenstreit, dem Einzigen unter den Wiener Häftlingen, gegen welchen ein Todesspruch gefällt und auch vollzogen wurde. In seinem Urteil werden allerdings auch konkrete Tatsachen angeführt, die den harten Spruch rechtfertigen könnten. Er ward „wegen Ausstreuung französisch-demokratischer Grundsätze, Ansteckung und Aufwieglung des Volkes, wegen Beleidigung Seiner Majestät selbst, wegen Aufruhr und Aufruf an das Volk, die Ruhe und Ordnung des Staates zu zerstören, wegen Verfassung eines aufrührerischen Volksliedes, wegen neu erfundener Streitmaschinen, die er nach Frankreich und Polen befördert hatte, nebst Confiscation seines Vermögens, seines Adels und seiner Charge ehrlos entsetzt und zum Strange verurtheilt". Als wahres Muster einer verschwommenen Begründung, die den mangelnden Tatbestand durch haltlose Phrasen ersetzen will, kann das Urteil gegen den Magistratsrat Prandstetter gelten: „Martin Josef Prandstetter hatte, geleitet von Schwärmerei und Eigendünkel, schon vorhin bei mehreren Gelegenheiten seine Vorliebe für das unselige Freiheitssystem laut zu erkennen gegeben, er wurde dieserwegen von derjenigen Stelle, welche auf die Ruhe und Sicherheit der Staatsbewohner zu wachen hat und lieber Verbrechen zu hindern, als wirkliche Verbrecher der strafenden Gerechtigkeit zu überliefern trachtet, liebevoll zurechtgewiesen und für die Zukunft gewarnt; allein diese menschenfreundliche Behandlung blieb bei ihm ohne Wirkung, statt in die Schranken der Bescheidenheit zurückzutreten und das Glück einer sanften Regierung zu erkennen, gesellte er sich vielmehr zu boshaften Menschen, welche Pläne zum Umsturz der gegenwärtigen Staatsverfassung entwarfen." Und auf

Graf Franz Saurau. (S. 374.)

Grund solcher schwankender Nachweise, die allenfalls eine Gesinnung, aber keine Tat kennzeichnen, erflossen Urteile, deren Härte oft grotesk und fast komisch wirkt. Brandstetter, ein Mann im besten Alter, wurde zu dreißigjähriger Festungshaft, Hackel und Gotthardi zu 35 Jahren, der hoch in den Fünfzigern stehende Baron Riedl aber gar zu 60 Jahren Festungshaft verurteilt. Als sich der gleichfalls angeklagte Hofkriegsratsbeamte Josef Gillofski mittels seines Sacktuches im Gefängnis erdrosselte, fällte das Kriegsgericht noch über den Leichnam ein Urteil, man hängte ihn an den Galgen mit der Aufschrift „Landesverräther". In die Kategorie dieser abstoßenden Grausamkeiten, welche gegen das ganze Verfahren mißtrauisch machen müssen, gehörte auch die vor dem Strafantritt über Einzelne verhängte öffentliche Ausstellung am Pranger, damit doch der süße Pöbel auch eine Augenweide habe. Als Brandstetter und Hackel vor der Schranne am Hohen Markt auf einer besonders errichteten Bühne so ausgestellt wurden, johlte die Menge, in welcher nach dem Bericht eines Augenzeugen die übelberüchtigten Schusterjungen und Weiber aus der Hefe des Volkes die Mehrzahl bildeten. Durch Stunden blieben die Unglücklichen dem Hohn und der Spottsucht des Pöbels ausgesetzt, deren Ausbrüche nur Gesinnungsroheit entschuldigen kann. Noch viel später kursierten die Sätze: „O Spektakel, Herr Hackel! Das ist ein Wetter, Herr Prandstetter!" im Volksmund, als schon niemand an die traurige Veranlassung ihres Entstehens dachte (Bild S. 368).

Die ganze Episode mit diesen „Jakobinern" auf dem gemütlichen Wiener Boden wirkte aber in der ungünstigsten Weise auf das gesellschaftliche Leben zurück. Das schon unter Kaiser Leopold II. gepflegte Denunziantentum schoß nun üppig in die Halme und überwucherte bald alles. Nicht bloß jene, die ein feiles Gewerbe daraus machten, hingeworfene Worte zu erlauschen, die Gesinnungen zu erraten, um darüber mit den für den Zweck nötigen Verdrehungen um einen Schandlohn zu berichten — nein, auch ehrliche Eiferer, die glaubten, eine Pflicht gegen die Öffentlichkeit zu erfüllen, wenn sie alles, was nur bedenklich schien, einer „hohen Obrigkeit" zutrugen, folgten dieser Strömung. Niemand war sicher, wegen irgend einer harmlosen Äußerung, wegen eines vom Moment geborenen Scherzes, der von einem Späher in bedenkliche Beleuchtung gerückt und der Polizei hinterbracht wurde, zur Verantwortung gezogen und in ernste Unannehmlichkeiten verwickelt zu werden. Wer sich nur zu Ansichten bekannte, die noch vor wenigen Jahren ganz allgemein waren und als Regierungsmaximen galten, mußte es sich gefallen lassen, kurzweg mit den blutdürstigsten Terroristen von Paris in einen Topf geworfen und als „Jakobiner" angezeigt zu werden. In alle Verhältnisse des Lebens griffen die verschiedenen schroff getrennten politischen Meinungen störend ein, aller Verkehr litt bis in die Familienkreise unter dem Mißtrauen, mit dem man sich gegenseitig betrachtete, teils wegen des Verdachtes verpönter Gesinnung, teils aus Furcht vor dem Spitzeltum. Es ist eigentlich von unwiderstehlicher Komik, wenn wir lesen, daß die unerhörte Neuerung der kurzen Röckchen der Ballettänzerinnen, die später auch bei den starrsten Anhängern des Althergebrachten verständnisvolle Würdigung fanden, damals als verruchte Umsturzsucht ausgeschrien und bekämpft wurde. Der in Wien das Ballett regierende alte Tänzer Muzzarelli hielt hartnäckig an den alten Kostümen fest, die in ihrer steifen Grandezza aber die Beweglichkeit und Zierlichkeit des Tanzes beeinträchtigten. Als nun Herr und Madame Vigano nach Wien kamen und hier zuerst die kurzen flatternden Röckchen und die dazu erforderlichen Seidentrikots einführten, erhoben die Verteidiger alles Althergebrachten dagegen stürmischen Einspruch — nicht etwa aus Gründen der Sittsamkeit, sondern nur, weil es auch dem Ballett nicht fromme, wenn es den verruchten Neuerungen folge. Natürlich drückte sich

dieser Zwiespalt zwischen den fanatischen Anhängern des Alten und Neuen auch in der Kleidermode aus, und zwar hier mit großer Deutlichkeit, da es sich um ein so entscheidendes Merkmal handelte, wie es schon damals der Zopf war. Wem dieser am Rücken baumelte, bewies dadurch offenkundig, daß er ein überzeugter Anhänger guter alter Sitte und von erprobter Gutgesinntheit sei; wer sich seiner entledigte und ungepuderte, natürlich fallende Haare, dazu am Ende gar statt des aufgeschlagenen Hutes einen runden trug, zeigte sich vom Faktionsgeist angefressen und jakobinischer Grundsätze verdächtig.

Unaufhaltsam ging aber die Zeit trotz dieser kindischen Betätigungen einseitiger Parteimeinungen ihren Gang weiter und während sich deren Anhänger befehdeten, traten schon Erscheinungen in die Wirklichkeit, die als Symptome einer viel später zur Herrschaft kommenden ganz neuen Weltanschauung gelten konnten. Als ein solches ist auch der 1796 im Bau begonnene Schiffahrtskanal von Wien nach Wiener-Neustadt zu nennen. Heute, wo riesenhafte Kanalprojekte in aller Mund sind, gilt er als überwundener Standpunkt und er ist seit Jahren nahezu vergessen, damals aber staunte man ihn als kühne Idee an, als das erste Wetterleuchten einer fernen Zeit, die „im Zeichen des Verkehres" stehen wird. Übrigens war das ursprüngliche Projekt gar nicht so harmlos, denn die Strecke zwischen Wien und Wiener-Neustadt, die allein zur Ausführung kam, sollte ja nur das Mittelglied eines ganzen Kanalsystems werden, das die Adria mit der Donau, das Herz der Monarchie mit Steiermark und Krain, diese Länder aber mit Ungarn zu verbinden bestimmt war. Das Projekt und auch die Ausführung der erwähnten Strecke war ein Werk des Feldmarschall-Leutnants Sebastian von Maillard. Ursprünglich führte der Kanal über Sollenau, Leobersdorf, Kottingbrunn, Tribuswinkel, Leopoldsdorf, Lanzendorf, Kleberring und Simmering nach Wien, wo das Kanalbett dem Zug der heutigen Bahngasse im III. Bezirke folgte und vor dem Invalidenhaus in das Hafenbassin mündete. Der Betrieb geschah mittels Schleusen, von welchen noch eine vor etwas mehr als 50 Jahren in der Nähe der Beatrixgasse eingebaut war. Bald darauf legte man in der Nähe der Marxerlinie den Hafen an, die Strecke innerhalb des Bezirkes Landstraße wurde für die Verbindungsbahn benützt und der Hafen vor dem Invalidenhause aufgelassen. Dadurch, daß das weiterausschauende Projekt einer Verbindung mit dem Süden fiel, behielt der Neustädter Kanal nur einen lokalen Wert und ging 1869 aus dem Besitz des Staates in jenen einer Privatgesellschaft über.

Während sich so schüchtern, aber doch immer fühlbarer die materiellen Interessen auch im öffentlichen Leben zur Geltung brachten, schürzten die Diplomaten noch immer geschäftig an den Knoten, an deren Entwirrung sie sich dann wieder die Köpfe zerbrechen konnten. In Paris war das Schreckensregiment in sich zusammengestürzt und Preußen schloß, des stets nur mit Lauheit geführten Krieges müde, mit dem Direktorium jenen berüchtigten Baseler Frieden, der nicht mit Unrecht als der erste Anstoß zum Zusammenbruch des alten deutschen Reiches gilt. Zur Fortführung des Krieges gegen Frankreich verband sich Österreich mit Rußland, wobei man sich auch über die dritte Teilung Polens einigte, das nun vollends aus der Reihe der selbständigen Staaten verschwand. Während aber in Deutschland der jugendliche Held Erzherzog Karl sich die ersten Reiser zu seinem unverwelklichen Lorbeerkranz pflückte und durch seine geniale Kriegführung gegen die überlegenen Franzosen unter Jourdan und Moreau die deutsche Nationalbegeisterung weckte, verfolgte in Italien das Unglück die kaiserlichen Waffen. Hier führte ein bisher unbekannter junger französischer General, Napoleon Bonaparte den Oberbefehl, dessen gewaltigem kriegerischen Genie die kaiserlichen Heerführer nicht gewachsen waren. Schon im Frühjahr 1798

war wieder in den Bürgerkreisen von Wien an die Ausrüstung eines Freiwilligenkorps geschritten worden, für das von allen Seiten die Gaben reichlich einflossen; wer kein Geld geben konnte, leistete Arbeit, so daß die Genossenschaften der Schneider und Schuster einen großen Teil der Ausrüstung unentgeltlich beistellten. Noch im Winter 1796 kam das Freikorps auf dem italienischen Kriegsschauplatz an, um an den blutigen Kämpfen, die dem Fall Mantuas vorausgingen, ehrenvollen Anteil zu nehmen. Als es 1798 nach Wien heimkehrte, brachte es die von Kugeln durchlöcherte Fahne, eine Spende von Wiener Damen, als Beweis tapferer Haltung zurück; sie wird noch heute im Waffenmuseum der Stadt aufbewahrt.

Im Frühjahr 1797 drang der siegreiche französische Feldherr mit einer der bisherigen methodischen Kriegführung ganz fremden Schnelligkeit gegen das Herz der Monarchie vor und bald war kein Zweifel, daß er Wien selbst bedrohte. Nun erst — wieder zu spät! — entschloß man sich, einen Feind, der seine Heere durch volkstümliche Ideen begeisterte, mit den gleichen Waffen zu bekämpfen, indem man auch in Österreich an die tief in der Volksseele schlummernden Kräfte appellierte, die man bisher nur eifrig niederzuhalten bestrebt war. Ein Sturm der Begeisterung brauste durch das Land, als der Beschluß des Kaisers bekannt wurde, in Anlehnung an die alten und doch nicht ganz vergessenen Formen des Wehrdienstes ein allgemeines Aufgebot einzuberufen. Die Nachricht, daß Erzherzog Karl für das Oberkommando der neu zu bildenden italienischen Armee bestimmt sei, erregte Jubel in Wien und als er ankam, begrüßte ihn die Stadt, die in ihm nicht nur den „beharrlichen Kämpfer für Deutschlands Ehre", sondern den Retter Österreichs sah, mit einer zweitägigen glänzenden Beleuchtung.

Am 4. April 1797 verkündete ein Regierungserlaß die Nähe der Gefahr — die Franzosen standen damals schon tief in Steiermark und ein Anschlag an allen öffentlichen Plätzen, an Kirchen und Amtsgebäuden rief die Bevölkerung zur Verteidigung des Vaterlandes auf; er brachte den „bideren Einwohnern Wiens" das Beispiel „ihrer ruhmvollen Voreltern" in die Erinnerung, „welche unter Ferdinand und Leopold auf den Wällen von Wien für Religion, Fürst, Vaterland und Ehre siegreich gefochten haben". Zwei Tage darauf berief der Regierungspräsident Graf Saurau alle Vertreter der Bürgerschaft, den äußeren Rat, die Vorsteher der Genossenschaften, die Grundrichter aus den Vorstädten und sonstige namhafte einflußreiche Männer auf das Rathaus und sprach die Überzeugung aus, daß gewiß jeder ehrenhafte Mann bereit sein werde „in einem Augenblick, wo es sich um ihr Eigentum, ihre Religion, ihre Verfassung, um die Ehre und um das Leben ihrer Familie, ja um ihr eigenes Leben handle, die Waffen zu ergreifen und dem Feinde entgegenzuziehen, um ihn abzuhalten, sich der Residenzstadt zu nähern". Seine Worte fanden laute Zustimmung, alles drückte Bereitwilligkeit aus, kein Opfer zu scheuen, um Wien zu schützen, aber es fielen doch auch spitze und zornige Bemerkungen darüber, daß ein großer Teil des Adels schon aus Wien mit der zahlreichen Dienerschaft geflohen sei und nun auch diese Verteidigung dem Bürger und Bauern überlasse, dem man ohnehin den Gehilfen aus der Werkstätte, den Knecht vom Pfluge wegnehme, während die vornehmen Herren von der Last des Militärdienstes befreit seien. In der Tat sagte auch Graf Saurau zu, daß der weiteren Flucht Waffenfähiger Einhalt getan werden solle.

Am 7. April 1797 erklärte der Bürgermeister dem Kaiser im Namen der Stadt, daß diese bereit sei, 30.000 waffenfähige Männer zu stellen. Das noch am gleichen Tag erscheinende Aufrufsmanifest fand begeisterte Leser und sofort zogen viele nach den Amtshäusern, wo die Eintragung in die Listen stattfand.

Die Studenten bildeten ein besonderes Korps, die „Universitätsbrigade", 1100 Mann stark, an dessen Spitze Professor Andreas Huber trat. Ein anderes Freikorps, als dessen Fähnrich der greise Kupferstecher Mathias Schmutzer fungierte, trat aus den Schülern der Akademie der bildenden Künste zusammen, auch ein von den Landständen Niederösterreichs ausgerüstetes ständisches Freikorps kam zur Aufstellung. Besonders zahlreich meldeten sich die Angehörigen des Handelsstandes zum Eintritt in das Aufgebot, denn das Gremium sicherte allen Gehilfen und Lehrlingen nicht allein die vollkommene Ausrüstung, sondern auch den ungeschmälerten Fortbezug ihrer Gehalte und Löhne während der Dauer des Waffendienstes zu. Die Wiener Tischlergenossenschaft stellte fünf Kompagnien von je 300 Mann auf, deren Mitglieder sich durch einen feierlichen Eid verbanden, treulich beieinander auszuhalten und jeden für immer in Verruf zu erklären, der nicht mannhaft seine Pflicht tue. Die von der Genossenschaft gewidmete Fahne ist noch bis heute erhalten und wurde später stets bei feierlichen Aufzügen benützt. Zum Kommandanten des Aufgebotes wurde Prinz Ferdinand von Württemberg ernannt, ein Schwager des Kaisers Franz aus dessen erster Ehe. Er hatte sich auf dem Rathaus als Erster in die Aufgebotslisten eingezeichnet und entwickelte eine rastlose Tätigkeit für die Organisierung und Ausrüstung der einzelnen Abteilungen. In der Tat konnte zehn Tage nach den ersten Einzeichnungen der Kaiser auf dem Glacis vor dem Schottentor schon eine Parade über 8500 vollkommen ausgerüstete Aufgebotsmänner abhalten und die Kaiserin fungierte hierbei als Fahnenpatin. Außerdem war die Bürgerwehr bis auf 7500 Mann verstärkt worden und die weitere Organisierung schritt unablässig vor. Wien war zum Feldlager geworden, alle bürgerlichen Erwerbszweige, aller Handel und Wandel kam vollkommen zum Stocken. Die Folgen davon zeigten sich allerdings in unliebsamer Weise. An den Schaltern der Stadtbank kam es zu stürmischen Szenen, da diese sich weigerte, dem dringenden Begehren nach Bargeld gegen eingereichte Bankozettel nachzukommen und es entstand ein geradezu lähmender Mangel an Umlaufsmitteln, bis rasch ausgeprägte Scheidemünze und von der Regierung ausgegebenes Papiergeld Abhilfe schufen. Auf den Stadtwällen wimmelte es von Arbeitern, die schadhafte Stellen ausbesserten, neue Werke anlegten, Palisaden setzten und Bettungen für die neu aufgeführten Geschütze herstellten. Man bezahlte fast 15.000 solcher Arbeiter und noch drängten sich immer Müßige heran, da die Leute aus den zunächst bedrohten Gegenden des Landes in ganzen Zügen nach Wien flohen, um sich vor den wie Kinder des Satans verschrienen Franzosen in Sicherheit zu bringen.

Wie lebhaft die Bevölkerung auch an all diesen Vorgängen beteiligt war, auf ihren Haß gegen den Mann, dem man allein die Schuld an dieser Bedrängnis zuschrieb, vergaß sie doch nicht. Er galt dem Minister des Auswärtigen, Baron Thugut, der das Haupt einer rücksichtslos zum Krieg drängenden und daran festhaltenden Partei war. Man erzählte sich, er sei noch jetzt gegen alle Unterhandlungen und habe sich geäußert: „Wenn auch Wien verloren geht, so ist Wien noch nicht die Monarchie!" Das konnte man dem durch sein ungünstiges Äußere und seine brüsken Manieren ohnehin unbeliebten Mann nicht verzeihen. Wenn sein Wagen sichtbar wurde, rief man Verwünschungen und Drohungen nach und auf der Mariahilferstraße rettete ihn eines Tages nur die Schnelligkeit seiner Pferde vor einem Steinhagel. An Mut fehlte es ihm indessen nicht; er lehnte alle Vorsichtsmaßregeln, die Graf Saurau empfahl, barsch ab, unterließ keine seiner Ausfahrten und beantwortete die Zurufe nur mit einem spöttischen Lächeln oder dem halblaut gemurmelten Wort: „Kanaille!"

Unmittelbar nach der Revue vor dem Kaiser begann der Ausmarsch des Aufgebotes, dessen Hauptquartier noch am 17. April nach Klosterneuburg verlegt wurde. Der nachmals als Dichter bekannt gewordene Castelli nahm als Studierender an diesem Zug teil und schildert in seinen „Denkwürdigkeiten" nicht ohne Humor, welche heldenhafte Vorsätze die Brust jedes Einzelnen schwellten, von welchen sich jeder mindestens sogut wie der Römer Curtius als Retter des Vaterlandes fühlte.

Zur Betätigung kamen diese schönen und gewiß recht ernst gemeinten Gefühle nicht mehr. Denn schon am Tage nach dem Ausmarsch ward der Waffenstillstand von Leoben geschlossen, dem der verlustreiche Friede von Campo-Formio folgte. Die Gutachten der militärischen Autoritäten, an ihrer Spitze jenes des Erzherzogs Karl, gaben den Ausschlag. Die frühere italienische Armee war zusammengeschmolzen und durch den Verlauf des letzten Feldzuges so deroutiert, daß sie keinen Kern für das rasch zusammengeraffte Aufgebot geben konnte, zu dessen Bildung man viel zu spät geschritten war und das trotz aller Kampfesfreudigkeit doch kaum noch genügenden inneren Halt hatte, um den siegberauschten kampfgewohnten Soldaten des Generals Bonaparte gewachsen zu sein.

Die Spitzen des in acht Brigaden formierten Aufgebotes hatten schon Sieghartskirchen erreicht, als die Nachricht des abgeschlossenen Waffenstillstandes sie erreichte, die mit Groll und Enttäuschung aufgenommen wurde. Die weitere Organisierung stellte man sofort ein und als der Waffenstillstand in einen Präliminarfrieden verwandelt war, erfolgte die Auflösung des Aufgebotes, dessen Teilnehmer aber vom Kaiser in Anerkennung der bewiesenen patriotischen Opferwilligkeit die silberne, am schwarzgelben Band zu tragende „Aufgebotsmedaille" erhielten, die auf der einen Seite die Inschrift hatte: „Den bideren Söhnen Österreichs des Landesvaters Dank." Aus der Tatsache, daß über 15.000 Exemplare davon zur Verteilung kamen, läßt sich ein Schluß auf den Stand der zur Aufstellung gekommenen Aufgebotstruppen ziehen.

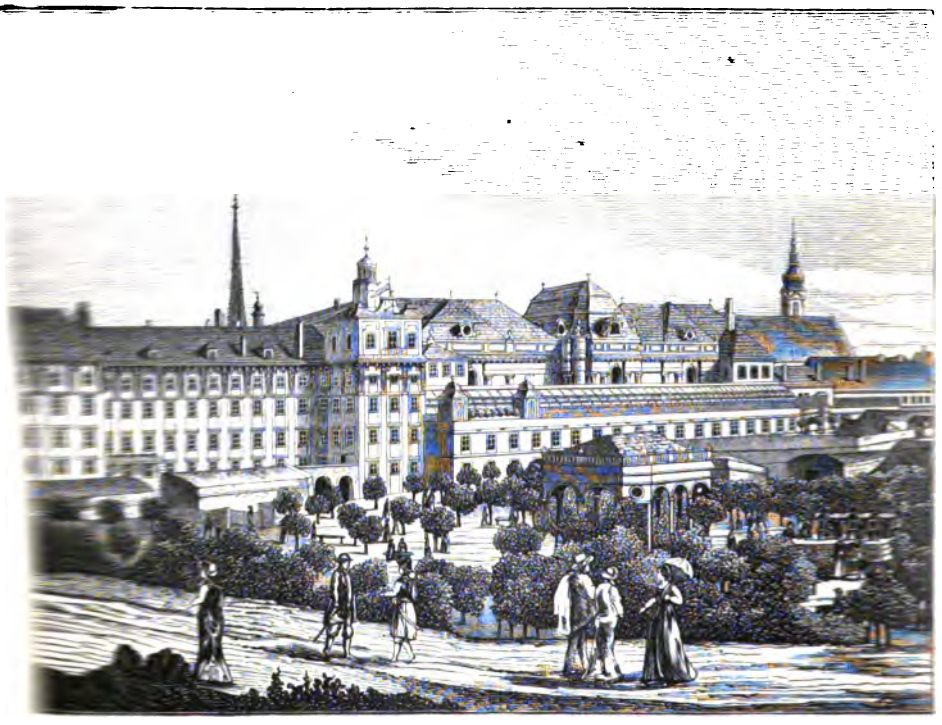
Am 3. Mai rückten die nach Wien zurückgekehrten Korps wieder auf dem Paradeplatz vor dem Herrscherpaar aus, wobei der Kommandant Prinz Württemberg tief bewegt Abschied nahm von den Männern, die in den Kampf zu führen ihm zwar nicht vergönnt war, die aber, wie er ausdrücklich anerkannte, „in Erfüllung der Pflichten gegen das Vaterland soviel getan hatten, wie noch kein anderes Volk". Am Abend waren beide Hoftheater dem allgemeinen Besuch geöffnet, wobei zum erstenmal die erst vor kurzem vollendete herrliche Komposition des großen Tonkünstlers Josef Haydn, die Volkshymne, zu dem ursprünglichen von Haschka verfaßten Text, der aber schon den seither beibehaltenen Eingang: „Gott erhalte" besaß, öffentlich unter Teilnahme des ganzen Publikums zur Aufführung kam. In dankbarer Anerkennung der Verdienste, die sich Prinz Ferdinand von Württemberg um die militärische Ausgestaltung des Wiener Aufgebotes erworben hatte, verlieh ihm die Stadt das Ehrenbürgerrecht. Die gleiche Auszeichnung erfuhr Graf Franz Saurau (Bild S. 369), der sonst wegen seiner barschen Weise nicht eben beliebt war, bei diesem Anlasse aber in der Tat große Tatkraft und ein seltenes Organisationstalent bewies. Die Erinnerung an den wirklich aus der Volksseele aufflammenden Enthusiasmus des Aufgebotsjahres wich noch lange nicht; es war ein berechtigter Stolz, auch „dabei" gewesen zu sein und die immer seltener werdenden Medaillen wurden mit Stolz den Kindern und Enkeln gezeigt, mit noch größerem aber bei feierlichen Anlässen an der Brust getragen. Noch im Anfang der Dreißigerjahre, als kurz nacheinander die beiden Ehrenbürger Wiens starben, ließ der Magistrat die Bronzebüsten des Prinzen von Württemberg und des Grafen Saurau [illegible]tigen, die jetzt im städtischen Waffenmuseum aufgestellt sind.

In Wien begrüßte man den Frieden, obgleich dessen harte Bedingungen für den Verlust der reichen Länder Belgien und Lombardie nur einen sehr kargen Ersatz durch Venetien und Dalmatien boten, mit Freude. Daß der Friede von Campo-Formio die dominierende Stellung Österreichs in Italien und durch die Abtretung des linken Rheinufers auch in Deutschland kostete, focht die Wiener jener Tage nicht so sehr an. Die letzten Kriegsjahre hatten zu harte Opfer auferlegt, der Wohlstand, die Betriebsamkeit zu viel gelitten, als daß man nicht froh aufgeatmet hätte, da endlich die Hoffnung ruhiger und friedlicher Zeiten sich zeigte. In der Tat besserten sich die Verhältnisse überraschend schnell; in den Fabriken der westlichen Vorstädte, wo es gar still geworden in den letzten Jahren, schnurrten wieder die Räder, die Weberschiffchen flogen hin und her und auch in den Werkstätten nadelte, feilte und hämmerte man lustig darauf los. Es gab wieder Verdienst, das Bargeld kam aus allen Winkeln, in welchen man es versteckt hatte, zum Vorschein und dadurch fielen die bis zur Unerschwinglichkeit gestiegenen Preise der Lebensmittel, die Staatspapiere, die nur mehr die Hälfte des Nennwertes gegolten, erhielten wieder einen annehmbaren Kurs.

In dieser Zeit wirtschaftlichen Aufschwunges kamen die Wiener erst recht zum Vollgenuß eines Vergnügungsortes, der gleichfalls in die Epoche des Kaisers Josef zurückreichte. Er befand sich in unmittelbarer Nähe der Burg und zwar auf dem durch die heldenhaften Kämpfe des Jahres 1683 berühmt gewordenen Burgravelin. Unmittelbar vor der Burg befand sich eine kleinere Bastion, die 1529 erbaut worden und den Namen „der Spanier" führte. Sie reichte etwa vom späteren Kaisergarten, neben dem eine Rampe zur Augustinerbastei führte, bis zu jenem Teil des Leopoldinischen Traktes, wo dann die heute verbaute „Nase" mit dem Rittersaal vorsprang. Vom Spanier lief nach außen dann der eigentliche Stadtwall, dem der Ravelin vorgelagert war, der als Paradeplatz benützt wurde. Kaiser Josef II. ließ ihn aber schon 1782 mit Bäumen bepflanzen und als allgemein zugänglichen Spaziergang herrichten und schon zwei Jahre später erhielt der Kaffeesieder Millany die Befugnis, dort eine Kaffeehütte zu errichten, in welcher die üblichen Getränke gereicht und zeitweilig auch „Harmoniemusik" gehalten werden durfte. Um auch einen Zugang von der Stadt zu schaffen, ließ der Kaiser später den „Spanier" durchbrechen und den Graben überbrücken. Das so entstandene „grüne Brückel" genoß eine gewisse Berühmtheit in Wien, denn es galt als der bevorzugte Ort für Stelldicheins außer dem lebhaften städtischen Treiben und spielte eine große Rolle in der chronique scandaleuse jener Zeit.

Doch mag der so geschaffene Vergnügungsort anfänglich nicht sehr besucht gewesen sein, worauf gewiß in den ersten Neunzigerjahren auch die unruhigen Zeiten und die gesellschaftliche Zerklüftung Einfluß hatten. Erst um 1796 trat ein Umschwung ein und später erzählt Pezzl in seiner „Beschreibung von Wien": „Seit 1798 ist die große Burgbastei oder sogenannte Paradeplatz mit jungen Bäumen bepflanzt, in deren Mitte ein niedlicher Pavillon steht und am Ende davon ein Sommerhaus eines Kaffeewirtes. Dieses wird bei günstigem Wetter die ganze bessere Jahreszeit hindurch alle Abende geöffnet, der ganze Platz mit einigen hundert Stühlen besetzt und beleuchtet, wo dann Jedermann Sitz nehmen und die gewöhnlichen Sommererfrischungen genießen kann. An den meisten Tagen ist dort auch eine gute Musik von Blasinstrumenten zu hören." Weiter heißt es: „Abends ist die Ansicht der Bastei ganz verändert. Jetzt ist die ganze Menschenmenge, die im Anfang des Frühlings sich Vormittag auf einem Viertel des ganzen Umkreises der Stadt zu zerstreuen pflegt, auf dem einzigen Paradeplatz und die nächst daran stoßenden Wege gedrängt. Mehr als hundert

[illegible] erleuchten das ſchöne Gloriett und die neuen Alleen; im zweifelhaften [illegible]kammer, den ſie um ſich zerſtreuen, ſitzen auf den Bänken und Stühlen nun [illegible] unglaubliche Menge geputzter Leute oder gehen rings um das Gloriett im [illegible] Einerlei herum, ſo daß dieſer Spaziergang ſchon der Einförmigkeit [illegible] den Namen der „Ochſenmühle“ erhalten hat.“ Unter dieſer nicht eben [illegible] Bezeichnung war der von der Lebewelt mit Vorliebe beſuchte Ort in [illegible] Zeit in ganz Wien bekannt. Der auf der linken Seite unſerer Abbildung [illegible]chtliche Weg führte über das Terrain des heutigen Volksgartens zu einem [illegible] Garten, der aber erſt 1810 dem Publikum geöffnet wurde, nach- [illegible] 1809 das Bollwerk des „Spaniers“ entfernt und 1809 der Burgravelin



Der Kiosk „Ochſenmühle“ vor dem Burgtor.

[illegible] den Franzoſen geſprengt wurde. Die „Ochſenmühle“ blieb aber bis 1817 [illegible] welchem Jahre der äußere Burgplatz in ſeiner regelmäßigen Geſtalt [illegible]. Im Jahre 1823 erfolgte die Eröffnung des Volksgartens und durch [illegible] kam man zu dem auf der Höhe der Baſtei gelegenen „Paradies- [illegible]“, wo Corti ſein hübſches Kaffeehaus errichtete (Bild 377). Das [illegible]gärtchen, in dem es in der ſchönen Jahreszeit auch Morgenkonzerte gab, [illegible] mit ſeinen lauſchigen Bosketts zwiſchen dichten Fliederhecken, dem Zufluchtsort [illegible] ſchmachtender Pärchen, ein allerliebſter Aufenthalt, der in den Er- [illegible]nerungen älterer Wiener gewiß noch ſeine Rolle ſpielt. Auf der Anſicht der [illegible]ochſenmühle“ zeigt links der Leopoldiniſche Trakt der Burg einen Vorſprung: [illegible] wurde 1804 die „Kaiſe“ mit dem Rittersaal angebaut, unter dem noch heute [illegible] Durchgänge auf den Franzensplatz gehen. Von dem früheren auf der Abbil-

dung ersichtlichen inneren Burgtor führte ursprünglich ein schiefer Weg zu dem den Wall durchbrechenden Tor, das gewiß nicht ohne Grund den Beinamen des „finsteren Tores" führte, dann eine lange hölzerne Brücke über den Graben, worauf noch ein Tor durch den äußeren Wall kam, das erst in das Freie führte, wo aber noch ein Mautschranken mit Wachposten eine Grenze bildete. Erst außer diesem Schranken war ein halbkreisförmiger Platz, in welchen die aus den Vorstädten über das Glacis führenden Wege mündeten. Hier waren die Standplätze von Lohnfuhrwerken und auch Höckerinnen mit Obst hatten sich angesiedelt, unter welchen es die „Burg-Everl" zu einer gewissen Berühmtheit durch ihre Zungenfertigkeit und eine mehr kräftige als zarte Wortfülle brachte. Diese Partie vor dem Burgtor bringt eine Radierung des Wiener Künstlers J. Klein (Bild S. 380) in köstlicher Weise zur Ansicht. Namentlich die Staffage ist so charakteristisch und voll kleiner, für das Wiener Leben bedeutsamer Züge, daß man an Hogarth erinnert wird. Der offenbar schon angegraute Herr, der

Paradiesgarten und Kaffee Corti. (S. 376.)

so eifrig nach der vorausgehenden reizenden Dame lugt, daß er aller Hindernisse vergißt und den Stand der Höckerin derangiert, ist eine lebendige Illustration zu dem Sprüchlein, daß Alter vor Torheit nicht schützt, während die Schöne selbst sich offenbar über den allzu hitzigen Alten lustig macht. Die Höckerin aber, wohl die berüchtigte „Burg-Everl" selbst, fährt auf den Unachtsamen mit einem Wutausbruch los, der sich zum Glück nur ahnen läßt und diese günstige Gelegenheit benützt der spitzbübische Knirps, um hinter ihrem Rücken ein Häuflein Pflaumen zu stibitzen, während der rechts auf dem Schranken sitzende Lohnkutscher diesen Vorgängen mit der Gemütsruhe des unbeteiligten, aber höchlich ergötzten Zuschauers folgt. Auch der rückwärts vom Höckerstand stehende stattliche Grenadier, mit dem die dralle Magd ein so eifriges Gespräch führt, als mahnte der gefüllte Einkaufkorb nicht an ihre Küchenpflichten und manche der kleineren Figuren im Hintergrund, wie die zwei nun auch schon verschwundenen „Zwiefelkrowaten", sind solche dem älteren Wiener Straßenleben eigene typische Gestalten. Erst durch den in das Jahr 1822 fallenden Bau des jetzigen Burgtores erhielt diese Gegend ein ganz anderes, in der Hauptsache noch heute

erhaltenes Gepräge, nur verschwanden zu beiden Seiten die Wälle, die durch das zierliche Gitter ersetzt wurden.

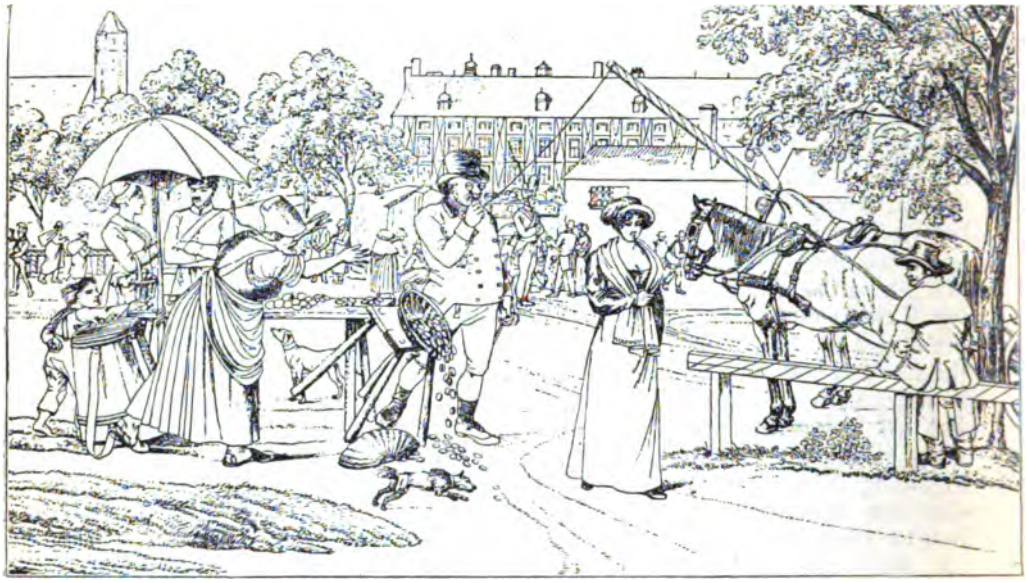
Zur Ansicht der „Ochsenmühle" nochmals zurückkehrend, verlangen auch die Baulichkeiten zwischen dem Leopoldinischen Trakt und der Hofbibliothek eine Erläuterung. Der vorspringende, mit einem turmartigen Aufsatz versehene Anbau beherbergte in den oberen Geschoßen das nunmehr aufgelassene astronomisch-physikalische Hofkabinett, darunter lagen bis in die Siebzigerjahre die Wohnappartements der verwitweten Kaiserin Karolina Augusta. Als 1871 ein Brand den über den Dachfirst emporragenden Teil dieses Zubaues zerstörte, erhielt er den noch heute sichtbaren Abschluß. Der rechts davon sich vor der Hofbibliothek erstreckende niedere Trakt enthält den sogenannten Augustinergang, der angelegt wurde, um für den Hof eine bequeme Verbindung zwischen der Burg und der Hofpfarrkirche herzustellen. Oben war dieser Gang, in dem früher auch der Zugang zu einigen Hofsammlungen lag, mit Glas eingedeckt, wodurch die auf unserer Abbildung ersichtliche „Kaiserinterrasse" gebildet wurde. Sie erhielt diesen Namen als Lieblingsaufenthalt der zweiten Gattin Maria Theresia des Kaisers Franz, die hier alle Gegenstände vereinigte, mit welchen sich ihr heiterer und leicht angeregter Sinn gerne befaßte. Da gab es Spielwerke, Automaten, eine Camera obscura, physikalische und mechanische Instrumente, besonders aber Zauberapparate, welche die Kaiserin selbst gerne zum Ergötzen der intimsten Kreise des Hofes vorführte. Berühmt war ein lebensgroßer Teufel, dessen Unterleib mittels eines kunstreichen Linsenapparates die Vorgänge der Umgegend in grotesker Verzerrung sehen ließ. Auch Kuriositäten aus allen drei Naturreichen, seltene Erzstufen, exotische Pflanzen und tropische Vögel sammelte die Kaiserin Maria Theresia in diesem Raum. Die Passion für solche Dinge vererbte sich dann auf ihren ältesten Sohn, Kaiser Ferdinand, der mit großer Vorliebe Naturalien, Modelle und mechanische Apparate sammelte und den Grund zu dem ausgezeichneten technologischen Museum der technischen Hochschule legte. Das auf der äußersten rechten Seite der Abbildung ersichtliche Gebäude ist der schon im sechzehnten Jahrhundert genannte „kaiserliche Bauhof", der 1801 dem Palais des Erzherzog Karl (heute Erzherzog Friedrich) Platz machen mußte. Der darüber aufragende Turm der Augustinerkirche zeigt sich noch in jener Form, wie sie bis zu dem durch einen furchtbaren Orkan im Jahre 1804 verursachten Einsturz bestand.

Wenn sich auch die während des Krieges sehr hochgehenden Wogen leidenschaftlichen Hasses gegen Frankreich scheinbar beruhigt hatten, so war die Strömung der öffentlichen Meinung doch noch in Wien eine sehr ungünstige gegen die Republik und es bedurfte nur eines geringfügigen Anlasses, um sie wieder mit voller Gewalt aufbrausen zu lassen. Es hätte von beiden Seiten offizieller Vertreter von großem Takte bedurft, um ein leidliches Einvernehmen herzustellen. Dies traf aber besonders bei dem nach dem Frieden von Campo-Formio in Wien beglaubigten französischen Gesandten nicht zu, dem damaligen General Bernadotte, der zwar später als König Karl XIV. den schwedischen Thron bestieg, in seinen Anfängen aber nur einer jener Glückssoldaten war, die in den Kriegen der Republik durch Bravour und angeborenes militärisches Talent Karriere machten, obwohl sie aller Bildung und Urbanität bar waren. Seine Beziehungen in Wien waren in jeder Hinsicht unerquicklich und Minister Thugut, dessen fanatischer Franzosenhaß sogar die diplomatische Glätte durchbrach, machte sie nicht angenehmer. Vollends gesellschaftlich konnte Bernadotte in Wien gar nicht Fuß fassen, da die bessere Gesellschaft sich aus politischer Antipathie und auch um seiner mangelhaften Umgangsformen wegen in frostiger Zurückhaltung gefiel. Bernadotte rächte sich dafür durch herausfordernden Übermut und duldete

es, wenn auch das Benehmen seines Gefolges wiederholt Anstoß erregte. Laut vorgebrachte, wegwerfende Urteile über Wien und die Wiener Verhältnisse, verletzende Witzeleien über jede Äußerung des österreichischen Patriotismus, in welchen sich die Herren der französischen Gesandtschaft mit Vorliebe ergingen, hatten schon zu öfteren Konflikten geführt und erzeugten eine Gereiztheit, die nach einem Ausbruch drängte. Dieser bot sich, als am 13. April 1798 auf einem Balkon des von General Bernadotte bewohnten Hauses (heute Nr. 8 der Wallnerstraße) anläßlich eines Festes gegen Abend eine dreifärbige Fahne ausgesteckt wurde. Wie überall galt auch in Wien die erst während der Revolution zur Geltung gekommene Trikolore als ein revolutionäres Abzeichen. Es ist wohl anzunehmen, daß Bernadotte trotz seines hochfahrenden Wesens keine direkte Provokation damit beabsichtigte, die ohnehin gereizten Wiener empfanden aber das Aushängen der verhaßten Fahne als solche und als sich die Kunde davon in der Stadt verbreitete, sammelte sich ein stets wachsender Menschenhaufe in der Wallnerstraße an, der sich zwar ruhig verhielt, aber seinem Unmut lauten Ausdruck gab. Erst ein Streit, der von der französischen Dienerschaft des Gesandten provoziert wurde, rief einen bedenklichen Tumult hervor. Die nun zur Wut gebrachte Menge polterte gegen das rasch geschlossene Tor, schrie Schimpf- und Hohnworte zu den Fenstern empor und verlangte die Herabnahme der Fahne. Als diese nicht erfolgte, kletterte ein Schornsteinfegerjunge auf den Schultern anderer empor, um die Fahne herabzureißen, die im Triumph nach der Freiung gebracht und teilweise dort verbrannt wurde, einzelne Fetzen übergab man im feierlichen Aufzug auf der Burghauptwache, die der Masse aber den Eintritt auf den Burgplatz verwehrte. Vor dem Gesandtschaftshotel ging der Tumult fort, das Volk eröffnete ein Steinbombardement und machte Miene, gewaltsam in das Haus zu dringen, aus dessen Fenstern wiederholt Schüsse fielen. Erst um 11 Uhr nachts, als die wüste Szene schon durch Stunden dauerte, schritt die Polizei ein, was gewiß schon früher ratsam gewesen wäre, und als diese nicht durchgriff, rückte Militär aus, das endlich mit Mühe die Straße räumte. Als Thugut die von Bernadotte verlangte sofortige Genugtuung unter dem Vorwand ablehnte, es müsse erst das Resultat der eingeleiteten Untersuchung abgewartet werden, was nach diplomatischem Brauch nahezu einer Ablehnung jeder Satisfaktion gleichkam, reiste Bernadotte am 15. April von Wien ab, womit nun die auf das äußerste gespannten Beziehungen zwischen Österreich und Frankreich auch vor aller Welt offenkundig wurden. Von beiden Seiten erschienen angebliche „aktenmäßige" Darstellungen des Vorfalles im Druck, in welchen natürlich der Gegner in das Unrecht gesetzt werden sollte. Fehlte es doch nicht an Stimmen, die den ganzen Tumult als zu bestimmten politischen Zwecken in Szene gesetzt erklärten. Die Franzosen beschuldigten Thugut der Anstiftung, von österreichischer Seite hieß es, Bernadotte habe im Auftrag des Direktoriums mit Absicht die Sache bis zum Straßenskandal getrieben, um einen Bruch zu beschleunigen, der die Ausführung einiger unbequemer Punkte des Friedens von Campo-Formio ersparen konnte. Beide Annahmen sind wohl willkürlich und ohne alle tatsächliche Begründung. Alle bekannt gewordenen Umstände deuten darauf, daß der ärgerliche Tumult nur die Folge einer von beiden Seiten vorhandenen Gereiztheit, nicht aber das Werk einer vorbedachten Absicht war.

Unleugbar drängte die Volksstimmung neuerdings zum Krieg, so lebhaft man auch vor nicht ganz zwei Jahren den Frieden ersehnt hatte. Die politische Situation war in der Tat unerträglich, da Frankreich nun sogar die zugesagten kargen Entschädigungen für die im Frieden von Campo-Formio gebrachten Opfer auszufolgen verweigerte. Österreich trat nicht ohne Bundesgenossen in den

Kampf, es schloß Verträge mit Rußland und England, von welchen das letztere namhafte Subsidien zusicherte, das große nordische Reich aber als Kämpfer an die Seite Österreichs trat. Unter Rüstungen und Kriegsvorbereitungen ging das Jahr 1798 zu Ende, das durch den Tod der Erzherzogin Maria Christine dem Kaiserhaus einen herben Verlust gebracht, Wien aber eine warmfühlende Freundin und Gönnerin entrissen hatte. Diese ebenso geistvolle als hochsinnige Fürstin starb am 24. Juni 1798 im damaligen Palais Kaunitz in Mariahilf. In ihrer letzten Krankheit, als eben der ungewöhnlich heiße Sommer wieder, wie schon oft, eine so große Wassernot über Wien verhing, daß die Gemeinde Donauwasser in Fässern zuführen lassen mußte, faßte sie den Plan einer wenigstens für die westlichen Vorstädte bestimmten Leitung. Nach ihrem Tode hielt es ihr Gatte Herzog Albert von Sachsen-Teschen für ein Gebot der



Das Glacis vor dem alten Burgtor. (S. 377.)

Pietät gegen die tiefbetrauerte Gattin, deren schöne gemeinnützige Idee zur Ausführung zu bringen. Mit einem Aufwande von 400.000 Gulden wurden die an den Abdachungen des Haltertales bei Hütteldorf zu Tage tretenden Quellen in Saug- und Sammelkanälen gefaßt und in ein Hauptreservoir geleitet, von wo das Wasser durch natürlichen Druck in gußeisernen Röhren den öffentlichen Auslaufbrunnen im VI., VII. und VIII. Bezirk zugeführt wurde. Die Ergiebigkeit der Leitung betrug höchstens pro Tag 340 Raummeter, ein für unsere heutigen Anschauungen kleines Quantum, für jene Tage aber war die Albertinische Wasserleitung eine große Wohltat für die damit versehenen Stadtteile, um welche sie von ganz Wien beneidet wurden. Der tiefen Liebe und Trauer, welche Herzog Albert von Sachsen-Teschen seiner Gattin auch nach ihrem Tode widmete, verdankt Wien eines der ausgezeichnetsten Skulpturwerke, von vielen Kunstkennern für das bedeutendste gehalten, das die Stadt überhaupt besitzt: das Grabmal der Erzherzogin Maria Christine in der Augustinerkirche (Bild S. 384). Das aus dem edelsten Marmor von dem großen

Meister Canova hergestellte Denkmal stellt eine Grabpyramide vor, die unter der Spitze das von dem Genius der Glückseligkeit gehaltene Bildnis der Verewigten zeigt. Zu der offenen Grabespforte, deren Schlußstein die Worte trägt: „Uxori optimae Albertus" (Albert der besten Gattin) schreiten trauernd die von zwei Jungfrauen geleitete Tugend und die allegorische Gestalt der Wohltätigkeit, die einen armen Blinden führt. An der rechten Seite der zu der Grabpyramide führenden Stufen lagert ein Löwe, an dessen Rücken ein trauernder Engel mit dem Wappen des Herzogs lehnt. Namentlich die letztere Gestalt ist von unvergleichlicher Schönheit; eine Linienführung von seltener Vollendung und die Canova eigene Weichheit der Formen machen diese Gruppe zu einem der bewundertsten Werke seines Meißels. Die ganze Anordnung der Figuren im gegebenen Raum, die Durchbildung jeder einzelnen machen das ganze Monument zu einem Meisterwerk der Plastik.

Schon Ende 1798 rückten die für den Krieg in Italien bestimmten russischen Hilfstruppen in Österreich ein und im März 1799 konnte eine Kolonne, bei welcher sich Großfürst Konstantin und der tapfere, aber wegen seiner Schrullen berüchtigte Feldmarschall Graf Suwarow befanden, in Wien begrüßt werden. Halb Wien strömte zusammen, um die Bundesgenossen zu sehen, von welchen besonders die langbärtigen Kosaken auf den kleinen struppigen Pferdchen und mit den ungewöhnlich langen Lanzen mit einer Art von Scheu angestaunt wurden. Mit solcher Unterstützung und da Erzherzog Karl an der Spitze der Armee in Deutschland stand, war man allgemein von einem glücklichen Ausgang des Feldzuges um so mehr überzeugt, als diesmal der gefürchtete Sieger im letzten italienischen Feldzug, Napoleon Bonaparte, durch die abenteuerliche Expedition nach Ägypten ferngehalten wurde. Der Anfang des Krieges entsprach auch den gehegten Erwartungen, in Deutschland und Italien wurden schöne Erfolge erfochten, obwohl das Zusammenwirken mit dem grillenhaften und eigensinnigen Suwarow sich sehr schwierig gestaltete. Nur widerwillig trat er den Marsch durch die Schweiz an, um sich mit Erzherzog Karl zu einem direkten Angriff auf die Rheinlinie zu vereinigen. Und als dieser Zug mitten im strengsten Winter auf unwegsamen Pfaden unternommen, der russischen Armee furchtbare Opfer kostete, kam es zu Zerwürfnissen, welche die Niederlegung des Kommandos durch Erzherzog Karl und endlich den Rücktritt Rußlands von der Koalition zur Folge hatten.

Damit war auch in der Bevölkerung jedes Vertrauen in die Heeresleitung geschwunden und eine Periode schwerster Unfälle rechtfertigte diese Stimmung. Im Herbst 1799 war Napoleon Bonaparte von Ägypten zurückgekehrt, um sich sofort durch einen Staatsstreich der obersten Gewalt in Frankreich zu bemächtigen und im Sommer 1800 seinen berühmten Zug über die Alpen auszuführen. Der von ihm erfochtene Sieg bei Marengo entriß der kaiserlichen Armee alle bisher erfochtenen Vorteile und in Deutschland öffnete die Niederlage bei Hohenlinden, welche der an die Spitze der Armee gestellte Erzherzog Johann, ein jüngerer geistvoller, aber noch unerfahrener Bruder des Kaisers, gegen Moreau erlitt, den Franzosen abermals den Zugang zum Herzen des Reiches. Schon rückten sie in Oberösterreich ein und da man keine feldtüchtige Armee ihnen entgegenzustellen hatte, berief man wieder das allgemeine Aufgebot ein.

Schon im Herbst hatte man in Wien einige Freiwilligenbataillone aufgestellt; den Vorschlag, gleich das Aufgebot zu mobilisieren, wies die Regierung als verfrüht ab. Namentlich das vom Großhandlungsgremium ausgerüstete Scharfschützenkorps kam aber rasch zustande und konnte auch in das Feld abrücken, während die anderen Freiwilligen nur in den ganz von Truppen entblößten Städten den Garnisonsdienst versahen. Erst als die Gefahr wieder

am höchsten war, entschloß man sich zur Einberufung des Aufgebotes, dem mit gewohnter Willigkeit Folge geleistet wurde. Wieder geschah es aber vergebens, denn die Lage war eine so verzweifelte, daß der am 9. Februar 1801 geschlossene Friede wie eine Erlösung betrachtet wurde.

Zum ersten Male seit dem Beginn dieser Kriegsepoche hatte sich tiefe Niedergeschlagenheit aller Kreise bemächtigt. Die schweren Lasten der letzten zwei Jahre hinterließen eine vollkommene wirtschaftliche Zerrüttung und Erschöpfung. Unter dem sehr durchsichtigen Schleier „freiwilliger patriotischer Beisteuern" hatte man Zwangsanlehen erhoben und die Ausdehnung des Bankozettelumlaufes erschütterte jedes Vertrauen in die Kreditverhältnisse. Kaiser Franz II. selbst verschloß sich dem Ernst der Situation nicht; er schrieb an einen seiner Vertrauten: „Ich habe meine Monarchie so sehr an Leuten und Geld erschöpft, daß sie außer Stande ist, in dem Gleichgewichte Europas den Platz einzunehmen, der ihr gebührt." Noch vor dem Friedensschluß hatte Thugut die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten niedergelegt, die an Graf Ludwig Cobenzl kam, der mit dem Grafen Colloredo durch halbe Mittel und unklare Haltung über die Schwierigkeiten hinwegzukommen trachtete. Nicht viel besser erging es in der inneren Verwaltung, für welche der Hofkanzler Graf Leopold Kolowrat das einzige Heil in der Niederhaltung jeder Selbständigkeit und jedes freien Gedankens sah. Der dringendsten Frage, wie der wirtschaftlichen Not und der Erwerbslosigkeit abzuhelfen sei, stand man vollkommen ratlos gegenüber.

Allerdings fehlte es an aussichtslosen Projekten und Anläufen nicht und 1801 setzte man eine eigene Wohlfeilheitskommission ein, obwohl tatsächlich von einer Teuerung gar nicht gesprochen werden konnte. Castelli erzählt in seinen „Denkwürdigkeiten", daß er 1801 für 5 Seitel Bier 8 kr., für eine Portion Backfisch 5 und ein Stück Brot 1 kr. zahlte, also verhältnismäßig die Preise, wie sie zehn Jahre früher in Zeitungsannoncen angepriesen wurden, wo es hieß, daß man bei der „Goldenen Weintraube" im Prater für 30 und 34 kr. mit 5 Speisen „auf das niedlichste bedient werden könne" und bei der „Schönen Schäferin" bot man gar 5 Speisen um 20, 6 Speisen um 28, 7 um 30 kr. an. Nicht die Teuerung war es also, welche auf die Bevölkerung mit furchtbarer Wucht drückte, sondern das Darniederliegen von Handel und Verkehr, die geringe Erwerbsmöglichkeit, die Zerrüttung des öffentlichen Kredites durch Ausgabe von unbedeckten Noten, die nur zu einem weit geringeren Wert angenommen wurden.

Diesen Übeln abzuhelfen, erwiesen sich aber die Staatsmänner jener Epoche ganz unfähig, weil sie die Ursachen ganz wo anders suchten, als sie eigentlich lagen. Wenn z. B. schon 1800 Graf Saurau klagt: „Der Geist des Zeitalters hat so wie im Politischen auch im Moralischen offenbar eine falsche Richtung genommen; mit einer freieren Denkungsart hat sich auch eine freiere Lebensweise vergesellschaftet und überall fehlt es an den echten Grundsätzen der Religion und Sittlichkeit," so sind das, wenn es sich um wirtschaftliche Übel handelt, leere Salbadereien, die stets vorgebracht werden, wenn man keine praktisch wirksamen Mittel zu ersinnen weiß. Denn was man damals vorschlug und teilweise auch durchführte, um nur das jährliche Defizit zu decken, war gewiß nicht geeignet, bessere Zustände zu schaffen. Die Einführung von Landeskontributionen, die so schwer drückten, als wenn der Staat direkt die Steuern erhöhte, die Einführung einer Klassensteuer, die Erhöhung der Salzpreise ꝛc., das waren nur Maßregeln, um für den Moment etwas Geld in die Staatskassen zu bringen, dem Bürger aber war dadurch das Tragen der schweren Lasten nicht erleichtert. Auf welche unsinnige Projekte man geriet, beweist gewiß nichts deutlicher, als daß man alles Ernstes den Besuch des Praters zu besteuern vorschlug und

davon ein nennenswertes Erträgnis hoffte. Als diese Zustände einige Jahre dauerten, stiegen allerdings, wie es ja naturgemäß bei einer Entwertung der öffentlichen Umlaufsmittel der Fall ist, auch die Preise sprunghaft und es dürfte vollkommen der Wahrheit entsprechen, wenn es in einer Denkschrift aus dem Jahre 1806 heißt: „Jedermann weiß und die meisten empfinden es selbst, daß man heutzutage mit einem Einkommen von 2500 bis 3000 fl. schlechter lebt, als vor 20 oder noch vor 10 Jahren mit 1000 fl."

Die an den Tag tretenden Übelstände in allen Zweigen der Staatsverwaltung machten auf Kaiser Franz tiefen Eindruck und flößten ihm ein Mißtrauen ein, das er durch sein ganzes späteres Leben nicht mehr völlig abstreifte. Darunter hatte selbst seine nächste Umgebung zu leiden und seine treuesten Ratgeber stießen in dieser Hinsicht auf kaum zu besiegende Hindernisse. Zu den letzteren gehörte in dieser Epoche namentlich Erzherzog Karl (Bild S. 385), der an die Spitze des Hofkriegsrates berufen war und eine Neuorganisation der Armee anstrebte, für welche es damals jedoch an allen Mitteln gebrach. Schon mit Rücksicht auf seinen Rang war er der Vorsitzende des 1801 eingeführten Staats- und Konferenzministeriums, eines Ministerrates, in dem nach dem Willen und Wunsch des Kaisers „die Staatsverwaltung so einzurichten war, daß sie von selbst als ein wohleingerichtetes Uhrwerk, wenn sie einmal im Gang sei, fortliefe und ihrem Endzweck entspreche". In dieser Stellung gewann Erzherzog Karl tiefe Einblicke in die Verhältnisse und er brachte seine Anschauungen mannhaft zum Ausdruck: In einer für den Kaiser bestimmten Denkschrift heißt es: „Als Bruder und Staatsdiener fühle ich mich verpflichtet, Eurer Majestät die Reformen ans Herz zu legen, wo die Monarchie dem Verderben so nahe ist und wo alle Administrationszweige so zerrüttet sind ... Es sind demnach alle bestehenden Zweige der bestehenden Staatsverwaltung gänzlich desorganisiert und so viele in den meisten Staaten mit dem größten Vorteile für den inneren Wohlstand, Glückseligkeit und Bequemlichkeit eingeführte öffentliche Anstalten sind in Österreich unbekannte Dinge. Das könne aber," fährt der Erzherzog schonungslos fort, „gar nicht anders sein, nachdem Männer zu Ministern ernannt werden, um die Monarchie en niveau mit den Fortschritten anderer Staaten zu bringen, welche sich öffentlich rühmen, in dreißig Jahren weder ein Buch noch eine Zeitung gelesen zu haben." Mit Cobenzl, Colloredo und Kolowrat lag der Erzherzog in stetem Kampf, in dem seine Gegner trotz seiner Stellung auch die vergifteten Waffen der Verleumdung nicht scheuten. Dagegen hatte er einen treuen Bundesgenossen an seinem Bruder Johann, der in dieser Zeit seinem Tagebuch die bezeichnende Klage anvertraute: „Wie kann man auch bei uns gute Köpfe gewinnen? Die Schuld liegt im Verfall der Bildungsanstalten. Unsere Schulen sind weit zurück, die Universitäten von Hilfsmitteln entblößt, keine gelehrten Gesellschaften blühen unter dem Schutze der Regierung. Die Zensur handelt mit einer Strenge gegen gar manches gute Buch und wacht so wenig über elende, ja sittenlose Geistesprodukte. Ein Grund des Mangels an Köpfen, auch bei dem Adel, liegt darin, daß das Sittenverderbnis täglich zunimmt, Hang zum Sinnlichen, zur Zerstreuung, Gleichgiltigkeit und eine gewisse Roheit die Charakterzüge jener Klasse von Menschen sind, die sich zu der gebildeten Welt zählen."

Wie weit Erzherzog Karl auch in praktischen Dingen an Einsicht die damaligen Regierungsmänner überragte, läßt sich in einer speziell Wien berührenden Angelegenheit nachweisen. Eine etwas raschere Zunahme der Bevölkerung und verkehrte Maßregeln, wie eine plötzliche Herabsetzung der Steuerfreiheit für Neubauten von zwanzig auf drei Jahre bewirkten im Beginne des Jahrhunderts eine sehr lästig empfundene Wohnungsnot in Wien. Natürlich trat infolge dessen

auch eine ziemlich ansehnliche Steigerung der Mietpreise ein, welche die ohnehin fortschreitende Teuerung noch empfindlicher machte. Die Klagen wurden so laut, daß der Kaiser 1802 die gleichfalls unter ihm in das Leben getretene „Hofkommission in Gesetzsachen" beauftragte, Vorschläge zur Abhilfe zu erstatten. Viel Ersprießliches scheint dabei nicht herausgekommen zu sein. Einer der Berichte meint mit köstlicher Naivetät: „Ich zweifle, daß irgend ein Regierungsrat, Hofrat oder Staatsrat, schon gar wenn er verheiratet ist, von seinem Quartiergelde die Miethe zu bestreiten vermöge", als gäbe es nicht sehr viele Leute, die gar nicht in der angenehmen Lage waren, ein Quartiergeld zu beziehen! Ein anderer der

Das Christinendenkmal in der Augustinerkirche. (S. 380.)

Herren suchte eine Abhilfe in der Verlegung der öffentlichen Institute in die Vorstädte, „weil es sonst bald dahin kommen dürfte, daß die Stadt nur Kanzleien, Archive und Institute enthält". Der echte starre Zopf kam aber in dem schließlichen Antrag der Hofkommission zum Vorschein, welche beantragte, „zur Behebung der Wohnungsnot ein provisorisches Verbot aller ferneren Zinserhöhungen zu erlassen". Sowie die anderen Staatsminister gab auch Erzherzog Karl über die Angelegenheit sein Gutachten ab, welches ein unwiderleglicher Beweis dafür ist, wie klar er auch in wirtschaftlichen Dingen dachte. Er weist es zurück, die Steigerung der Mietpreise für eine vereinzelte vom Belieben oder der Habsucht der Hausbesitzer veranlaßte Erscheinung gelten zu lassen, sondern faßte sie als Folge der natürlichen Vermehrung der Bevölkerung, den größeren Ansprüchen

an Umfang und Bequemlichkeit der Wohnungen, der steigenden Grundrente und der Materialpreise auf. Auch auf die künstliche Unterbindung der Bauluft und die Zerrüttung des Geldwesens weist er als Ursachen der steigenden Wohnungszinse hin. Das vorgeschlagene Verbot von Mietzinserhöhungen hält er für ganz zweckwidrig und undurchführbar und fährt dann fort: „Ich glaube nicht, daß der Staat das Recht habe, die Hausbesitzer durch ein Maximum zu beschränken. So wenig er befugt ist, dem Landmann oder dem Kaufmann zu verbieten, daß er seinen Grund und Boden oder sein Kapital nicht höher, als zu gewissen Perzenten benütze, ebensowenig kann er es auch dem Besitzer des Hauses verwehren, aus seinem Eigentum einen Nutzen zu ziehen, den ihm noch überdies die Konkurrenz der Mitbewerber gleichsam aufdrängt. Die erste Wirkung dieses gewaltsamen Schrittes wird sein Unruhe, allgemeine Schüchternheit und Besorgnis für die weiteren Folgen in allen Gemütern zu erregen. In der Ungewißheit, wie weit man morgen noch über sein Eigentum Herr sein werde, wird man nicht leicht mehr ein Haus kaufen wollen, der Bau von neuen Häusern aber auf einmal aufhören. Gerade das Mittel also, das dem Mangel am sichersten abhelfen und Wohlfeilheit dieses Bedürfnisses herbeiführen könnte, wird mit einemmale an der Wurzel abgeschnitten. Wohlfeilheit überhaupt läßt sich nicht gebieten, nicht durch Strafgesetze erzwingen. Die Vermehrung des gesuchten Bedürfnisses durch weise und zweckmäßige Mittel zu befördern, ist alles, was der Staat tun kann. Das übrige muß er den Privaten unter sich auszugleichen überlassen. Das „trop gouverner" (zu viel regieren), das unzeitige Einmischen in Angelegenheiten der Untertanen, ist eine Quelle unzähliger Übel und führt oft die Gefahr, der man vorbeugen will, nur desto schneller herbei. Gerechtigkeit ist die sicherste Schutzwehr der Staaten. Die erste Ungerechtigkeit ist der erste Schritt zum Verderben." Der Erzherzog beschränkt sich aber nicht auf diese unanfechtbaren theoretischen Grundsätze, sondern er schlägt auch positive Maßregeln zur Milderung der Wohnungsnot in Wien vor, die von seiner Einsicht in die Verhältnisse Zeugnis geben. Er empfahl vor allem die Bauluft zu fördern, die Wiedereinführung der Baufreiheit in den Vorstädten, die Freigebung eines Teiles der Glacisgründe für die Verbauung, so daß wenigstens vor jedem Tore eine Straße sich bilden könne zur nächsten Vorstadt und die Gewährung einer gewissen Steuerfreiheit für solche Neubauten. Dadurch allein können die Mietzinse in der Inneren Stadt langsam und ohne Erschütterung des Realitätenwertes herabgedrückt werden, weil die besser situierte Bevölkerung sich dann nicht mehr so wie bisher zu den Wohnungen in der Stadt drängen, sondern die gesünderen und billigeren vor den Wällen aufsuchen wird.

Erzherzog Karl. (S. 383.)

Zur Ausführung dieser und mancher anderer nützlicher Vorschläge des Erzherzogs kam es in den unruhigen Zeiten nicht; sie wurden erst viel später wieder aufgenommen. Aber auch der widersinnige Vorschlag der Hofkommission, welcher nur geeignet war, das zu bekämpfende Übel noch schlimmer zu machen, war durch den Einspruch des Erzherzogs Karl beseitigt. Jener Zug zu immer neuer Beschränkung der städtischen Selbstverwaltung, soweit sie überhaupt noch bestand, wirkte auch in dieser Zeit fort. Stück um Stück fielen die letzten Attribute der Freiheit und Selbständigkeit städtischer Gemeinwesen, obwohl sie ohnehin nur mehr in gewissen äußeren Formen bestanden, um der schrankenlosen Allgewalt der Regierung Platz zu machen. Schon 1793 erfloß eine Verordnung, nach welcher die Bürgermeister aller landesfürstlichen Städte ohne neuerliche Wahl und Bestätigung ihr Amt für die weitere Lebensdauer und körperliche Tauglichkeit zu verwalten hatten. Zehn Jahre später entfiel die Wahl aller jener Gemeindefunktionäre, die sich neben den administrativen Geschäften auch mit dem Gerichtswesen zu befassen hatten und für welche gewisse Prüfungen und Studien gefordert wurden. Deren Ernennung hatte über einen, aber nicht bindenden Vorschlag durch die Landesstelle und das Obergericht zu erfolgen. Als im Jahre 1804 der greise Bürgermeister Hörl aus seinem Amte schied, ging ein Vorschlag der Regierung dahin, diese Stelle überhaupt nicht mehr durch eine Wahl, sondern einfach durch Ernennung zu besetzen. Da erwachte aber in der Bürgerschaft von Wien doch eine Erinnerung an die Zeiten ruhmreicher städtischer Freiheit und in einer ehrfurchtsvollen Eingabe erinnerte sie an das alte Recht, sich den Bürgermeister selbst zu setzen und bat, es wenigstens in dieser Form bestehen zu lassen, daß der äußere Rat sechs Männer für die oberste Würde der Stadt vorschlagen solle, aus welchen dann die Regierung den ihr genehmen Mann zum Bürgermeister ernennen solle. In dieser sehr abgeschwächten Form, welche die tatsächliche Entscheidung doch ganz in die Hand der Regierung legte, blieb das Wahlrecht bestehen und fiel, als es zum ersten Male auf solche Art geübt wurde, auf den bisherigen Unterkämmerer Stephan Edler von Wohlleben, einen Mann von seltener Tüchtigkeit, der die Stadt in den schweren Zeiten der feindlichen Invasionen mit großer Geschicklichkeit vertrat. Stephan von Wohlleben (Bild S. 389), der 1751 in Wien geboren war, erhielt seine Erziehung durch die Chaossche Waisenstiftung und trat nach zurückgelegten Studien in die Dienste der Gemeinde, welcher er in verschiedenen Stellungen große Beweise seiner Tatkraft und Befähigung gab. Als Unterkämmerer führte er eine Wasserleitung von Ottakring herein, durch welche die großen Anstalten und einige Auslaufbrunnen am Alsergrund mit gutem Wasser versorgt wurden. Seine in jeder Beziehung tadellose Verwaltung widerlegte auch das Vorurteil, daß nur ein geschulter Jurist zur ersprießlichen Leitung der Stadtgeschäfte befähigt sei, denn Wohlleben hatte nur das Gymnasium absolviert und dann, soweit es damals möglich war, technische Studien gemacht, die ihm während seiner dienstlichen Laufbahn und auch als Bürgermeister sehr zu statten kamen.

Vor allem aber kannte er die Gesinnung und die Lage der Bevölkerung und wußte sie stets mit Freimut und Klugheit gegen die Vorurteile und übergroßen Ansprüche einer allmächtigen Bureaukratie zu vertreten. Es war dies nicht immer leicht, denn es scheint, daß eine Stimme aus jener Zeit im Rechte ist, welche behauptet, daß in Wahrheit das Stadtregiment über Wien von der kaiserlichen Kabinettskanzlei geübt wurde. In welchem Sinne dies geschah, läßt sich denken. Bei jeder Gelegenheit wird die Norm ausgegeben, die Ausdehnung der Stadt, die Vermehrung der Bevölkerung sei vom übel und nach Möglichkeit hintanzuhalten. Im Jahre 1802 wurde ein besonderer Bericht darüber er-

stattet, auf welche Weise „das Wachstum der Bevölkerung" zu beschränken sei, da die Bevölkerung 1701 209.281 Köpfe betragen habe, 1800 aber schon um 22.356 gestiegen sei und nun mit Militär und Fremden 300.000 Menschen betrage. Diese Zahl war zudem nicht richtig, da nach amtlichen Zählungen die Bevölkerung erst 1810 225.000 Köpfe stark war. In diesem Bericht, der ein wahres Muster für verknöcherte, engherzige Bureaukratenweisheit ist, heißt es: „Die übermäßige Bevölkerung einer Residenzstadt ist mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand, den ungleichen Kreislauf des Geldes, die Verpflegung, die Moralität und vorzüglich in Rücksicht auf die öffentliche Sicherheit eine wahre Pest für den Staat; nach dem Urtheile aller einsichtsvollen und erfahrenen Staatsmänner kann diesem Übel nicht genug entgegengearbeitet werden." Natürlich wird den Wienern wieder vorgehalten, daß „die Verpflegsschwierigkeiten aus der angewohnten Sucht des Wiener Volkes zur reichlichen und guten Nahrung stammen", und daß es nötig sei, „die Residenzstadt nach und nach von unnützen Verzehrern zu befreien, sowie keine neuen anwachsen zu lassen". Daß sich die Verhältnisse binnen kurzem in Wien sehr zu Ungunsten geändert hatten, muß zugegeben werden, aber daran war nicht die steigende Volksmenge schuld. Der nach dem Frieden von Luneville nach Wien gekommene französische Gesandte Champagny dürfte im Rechte sein, wenn er die andauernden unglücklichen Kriege mit ihren wirtschaftlichen Folgen dafür verantwortlich macht und dann fortfährt: „Wien, einst jene Hauptstadt Europas, wo man am billigsten lebte, ist seit dem Kriege eine der theuersten Städte geworden. Meine Wohnung, häßlich und unbequem, kostet mich bei 1000 Louisd'ors (8000 fl.)."

Unter solchen Umständen und bei den an den maßgebenden Stellen herrschenden Ansichten war die Stellung Wohllebens, wenn er die Stadtinteressen vertreten wollte, eine sehr schwierige. Daß er ihr gewachsen war und sie mit Umsicht und Takt verwaltete, wird dadurch bewiesen, daß er nicht nur die volle Gunst des Kaisers besaß, sondern sich auch das Vertrauen und die Anhänglichkeit der Bevölkerung erwarb. Zu großen baulichen Umgestaltungen, zu weitausschauenden Reformen auf irgend einem Feld der städtischen Verwaltung war die Zeit allerdings nicht günstig, im einzelnen geschah aber doch viel Nützliches. So wurde 1806 das sogenannte „Neue Kärntnertor" eröffnet, das links vom alten direkt zum Opernhaus und dem Bürgerspital führte. Es hatte zwar schon früher bestanden, war aber zur Zeit der zweiten türkischen Belagerung vermauert worden, nun erzwang aber der gesteigerte Verkehr, der sich besonders nach dieser Richtung geltend machte, wieder die Eröffnung. Auch in anderer Beziehung spottete die unaufhaltbare Entwicklung der Stadt aller Versuche, sie gewaltsam zu unterbinden. Kurz nach 1800 entstand sogar eine ganz neue Vorstadt, da die links von der Alserstraße gelegenen, dem Stifte Schotten gehörigen Ackergründe, die den Flurnamen der „Alserbreite" führten, zur Parzellierung kamen. Die Verbauung ging sehr rasch vor sich; in wenigen Jahren war das Breitenfeld ziemlich entwickelt, das, wenn man von dem erst in die zweite Hälfte des Jahrhunderts fallenden Favoriten absieht, die jüngste Vorstadt ist.

Bei dem die Regierung beherrschenden Geist, der seine Aufgabe mehr im Hindern und Verbieten, als im Fördern und Schaffen suchte, ist es nicht zu wundern, daß sich auch im Gewerbewesen eine Abkehr von dem seit Karl VI. beschrittenen Weg vollzog. Aus dem Jahre 1802 stammte eine Verordnung, durch welche das Prinzip aufgestellt wurde, die Verleihung von Meisterrechten sei nur mit Rücksicht auf den Lokalbedarf vorzunehmen. Die seit Karl VI. von der Regierung unabhängig von den Zünften verliehenen sogenannten „Schutzbefugnisse" zur Ausübung eines Handwerks, wenn der Bewerber seine Tüchtig-

keit und einen längeren Aufenthalt in Wien nachwies, hob man aber ganz auf. Sogar bei der Errichtung von Fabriken stellte man den engherzigen Standpunkt des Lokalbedarfes auf und 1804 erfolgte ein förmliches Verbot der Errichtung von Fabriken in Wien; dem Rat der Regierung, sie auf das Land hinaus zu verlegen, mochte natürlich bei den damaligen Verkehrsverhältnissen kein Unternehmer nachkommen. Wenn sich trotz dieser geradezu industriefeindlichen Gesinnung doch in Wien für einzelne Zweige eine regere Produktion entwickelte, so war dies anderen Umständen zu danken, wie z. B. der von Napoleon gegen England verhängten Kontinentalsperre und teilweise auch der sonst so verderblichen Geldentwertung, die neben den Zöllen noch schützend wirkte. Ältere Industriezweige Wiens, wie die Fabrikation von Seiden- und Galanteriewaren, bewahrten sich die schon errungene Stufe, damals entstand aber auch die Erzeugung von Klavieren und Luxusmöbeln, die später zu so hoher Blüte kam.

Die Annahme der Kaiserwürde durch Napoleon im Jahre 1804 war nur der Schlußstein seiner durch kriegerisches Genie und eine bedenkenlose gewalttätige Politik errungenen beispiellosen Erfolge. Es fehlte nicht an einer Partei, deren leitender Geist der vor kurzem nach Österreich gekommene geistreiche Publizist Friedrich von Gentz war, die von einer Anerkennung dieses neuen Kaiserthrones im Staatensysteme Europas nichts wissen wollten. Kaiser Franz aber, obwohl er die Revolution, als deren Erben er Napoleon betrachtete, mit voller Kraft haßte, scheute bei der Lage seines Staates einen offenen Bruch, sondern entschied sich für eine vorsichtige Politik. Er versagte dem französischen Kaisertum die Anerkennung nicht, nahm aber, um die Gleichheit der Stellung für alle Fälle zu wahren, da die römisch-deutsche Kaiserwürde nur mehr ein Titel ohne alle tatsächliche Bedeutung war, seinerseits den Titel eines „Kaisers von Österreich“ an. Nach längeren Verhandlungen, in welchen sich Napoleon endlich dazu verstand, dem Kaiser von Österreich den Vorrang einzuräumen, erfolgte die gegenseitige Anerkennung der neuen Titel und Würden. In Wien kam es am 11. August 1804 in einer mit besonderer Pracht umgebenen Versammlung aller Mitglieder der kaiserlichen Familie und der Staatswürdenträger zur feierlichen Proklamierung des österreichischen Kaisertums (Bild S. 392). Das vom Kaiser verlesene Manifest schließt mit den Worten: „Wir sehen uns demnach zur dauerhaften Befestigung dieser vollkommenen Ranggleichheit veranlaßt und berechtiget, nach den Beispielen, welche im vorigen Jahrhundert der russisch kaiserliche Hof und nunmehr auch der neue Beherrscher Frankreichs gegeben hat, dem Hause Österreich in Rücksicht auf dessen unabhängige Staaten den erblichen Kaisertitel gleichfalls beizulegen. In Gemäßheit dessen haben Wir nach reiflicher Überlegung beschlossen, für Uns und Unsere Nachfolger in dem ungetrennten Besitze Unserer unabhängigen Königreiche und Staaten den Titel und die Würde eines erblichen Kaisers von Österreich, als dem Namen Unseres Erzhauses, feierlichst anzunehmen und dabei festzusetzen, daß Unsere sämmtlichen Königreiche, Fürstenthümer und Provinzen ihre bisherigen Titel, Verfassung und Vorrechte fernerhin unverändert beibehalten sollen.“ Zu der diesen feierlichen Staatsakt darstellenden Szene sei bemerkt, daß unmittelbar zu beiden Seiten des Kaisers Franz, der nun als Kaiser von Österreich der erste dieses Namens war, dessen Brüder stehen, und zwar rechts der Palatin Erzherzog Josef in ungarischer Tracht und hinter ihm Erzherzog Karl und neben diesem Erzherzog Rainer. In der dem Thron gegenüberstehenden Gruppe zeigt der das Antlitz nach rückwärts kehrende Würdenträger die wohlgetroffenen Züge des späteren allmächtigen Staatskanzlers Grafen Clemens Metternich, der damals Gesandter in Berlin war

und unmittelbar hinter ihm hat der General der Kavallerie Fürst Karl Schwarzenberg, der spätere Sieger bei Leipzig, seinen Platz.

Dem feierlichen Staatsakt folgte eine Reihe öffentlicher Feste. Am Tage der erneuerten Huldigung der Stände, dem 7. Dezember 1804, rückte am Graben, Hof und Hohen Markt das Militär und die Bürgerwehr in Parade aus und hier, wie auf geeigneten Plätzen der Vorstädte Leopoldstadt, Landstraße, Wieden, Mariahilf, Josefstadt und Alservorstadt verlasen von besonders errichteten Tribünen herab unter Trompetenschall und Paukenwirbel die kaiser-

Bürgermeister Stephan von Wohlleben. (S. 386.)

lichen Kommissäre das Manifest. Von den Zuhörern, die in frenetischen Jubel ausbrachen, mögen wohl nicht alle die Bedeutung des Aktes voll erfaßt haben, aber sie sahen darin einen gegen den verhaßten Gegner ausgespielten Trumpf und das war genug, um sie zu lauter Zustimmung zu bewegen. Am nächsten Tage war großartige Auffahrt bei St. Stephan, wobei aller kaiserliche Prunk entfaltet wurde und das Kaiserpaar dem Dankgottesdienst beiwohnte. Unter den nun sich folgenden Glückwunschdeputationen kamen am 16. Dezember auch die Vertreter Wiens an die Reihe, der vom Bürgermeister Wohlleben geführte Magistrat, der besonders huldvoll empfangen wurde. Dem entsprach auch die am 13. April 1805 an Wien verliehene Befugnis, den Titel der „römisch- und österreichisch-kaiserlichen Residenzstadt" führen zu dürfen, der dann allerdings durch den Wegfall des „römisch" bald eine Kürzung erfuhr.

Trotz der Mäßigung des Kaisers Franz war doch kaum ein Zweifel, daß der Friede nicht mehr lange aufrecht erhalten werden konnte. Kaiser Napoleon spielte mit brutaler Willkür den Beherrscher Europas und schickte sich an, seine Brüder und Verwandten mit Kronen zu bedenken, für welche er die Länder gewaltsam zurechtschnitt, ohne sich um das Recht der Fürsten oder den Willen des Volkes zu kümmern. Auf sein Schlachtenglück hatte er seinen Thron gegründet, durch dessen Erneuerung und Fortsetzung suchte er ihn zu befestigen und seine Macht über ganz Europa auszudehnen. Schon gegen Ende des Jahres 1804 begannen Unterhandlungen, um Österreich zu einer neuen Koalition mit Rußland und England gegen Frankreich zu bewegen. Alle Versuche, auch Preußen zum Beitritt zu bewegen, blieben erfolglos, der Berliner Hof war nicht zum Aufgeben seiner unklaren und schwankenden Haltung zu bringen. Schon dies machte Kaiser Franz bedenklich und in Würdigung der noch immer recht schwachen wirtschaftlichen Kraft Österreichs zögerte er lange, den entscheidenden Schritt zu tun. Die am Hofe und in der Regierung sehr einflußreiche Kriegspartei konnte sich aber auf das in der Tat nicht unstichhältige Argument stützen, daß der Willkür Napoleons gegenüber doch der Friede nicht zu wahren sein werde und man den günstigen Moment benützen müsse, in dem man selbst starker Bundesgenossen sicher, er aber mit einem schwierigen Unternehmen — dem beabsichtigten Übergang nach England — beschäftigt sei. Aber es gab auch eine kleine Anzahl besonnener Männer, welche gleichfalls lebhaft für die Ehre Österreichs fühlten, aber die Lage des Staates genau kannten und ihn einer solchen Kraftprobe, wie es ein neuer Krieg mit Frankreich war, nicht gewachsen glaubten. Zu diesen gehörte auch Erzherzog Karl, der als Präsident des Hofkriegsrates die militärische Verfassung des Staates genau kannte und mit dem Mut der besseren Einsicht vom Beitritt zur Koalition abriet, aber dafür von Leuten der tapferen Phrase bespöttelt wurde. In dieser Zeit erpreßte ihm der Unmut in einem vertraulichen Schreiben die Worte: „Es bedarf mehr als der Resignation eines Trappisten, um jetzt hier zu dienen," und über die Kriegsbereitschaft Österreichs sagt er: „Der Armee fehlt es an Geld, Brot und Pferden, an Verpflegung und Menschen."

Vor allem aber fehlte es der Bevölkerung zwar nicht an patriotischer Opferwilligkeit, aber an der Möglichkeit, sie zu beweisen. Die sogenannten bemittelten Kreise mußten sich einschränken, in der Masse des Volkes aber herrschte bei der allgemeinen Erwerbslosigkeit und der drückenden Teuerung bittere Not, die endlich zu der peinlichsten Art von öffentlichen Unruhen, zu sogenannten Brotkrawallen führte. Am 7. Juli 1805 kam es auf der Wieden bei dem im Hause Nr. 74 befindlichen Bäckerladen des ohnehin seit längerer Zeit unbeliebten Bäckers Zeinlhofer zu argen Szenen. Angeblich verweigerte dieser die Anfertigung und den Verkauf von Groschenbroten, da er um des größeren Gewinnes willen nur solche zu vier Groschen hatte anfertigen lassen. Aus kleineren Konflikten entwickelte sich gegen Abend ein nicht unbedenklicher Auflauf; eine gewaltige Menschenmenge sammelte sich an, die endlich nach längerem Toben und Drohen zum Angriff vorging. Der Laden wurde erstürmt, eine Plünderung und Verwüstung begann, die sich auch auf das Haus erstreckte, weil die erbitterten Leute nach dem Bäcker suchten, der sich mit seiner Familie im Keller verrammelte. Schon ließen die sinnlosen Tumultuanten ihre Wut auch an dem Haus aus, dessen Dach man sogar abzudecken begann, als mit Anbruch der Nacht endlich das aufgebotene Militär ankam und nach mehrmaliger vergeblicher Mahnung zur Ruhe von der Feuerwaffe Gebrauch machte. Erst der Anblick mehrerer Toter und Verwundeter brachte die Masse zum Weichen. Am nächsten Morgen begannen aber die gleichen Szenen in noch

verstärktem Maße vor einem Bäckerladen in der Ziegelofengasse, wo es zu förmlichen Gefechten und Raubanfällen kam. Auch hier konnte erst das scharfe Einschreiten des Militärs dem Unwesen ein Ende machen. Wie gleichzeitige Quellen berichten, streckte eine Kugel einen der Plünderer in dem Momente zu Boden, als er eben der Bäckerin eine kostbare Perlenschnur mit Gewalt entreißen wollte. Die Tumulte verbreiteten sich aber an diesem Tage fast über alle Vorstädte; überall kam es vor den Bäckerläden zu mehr oder minder argen Ausschreitungen, die meist erst durch das Militär unterdrückt werden konnten. Da man bei einem der festgenommenen Rädelsführer französische Münzen fand, galt es als gewiß, daß die Unruhen durch die Anstiftungen fremder Emissäre veranlaßt waren und der nie ganz geschwundene Franzosenhaß loderte gerade in den bürgerlichen Kreisen mit neuer Kraft auf.

Die französische Invasion Wiens im Jahre 1805.

Der im September 1805 beginnende Krieg nahm den schlimmsten Verlauf. An die Spitze der Armee in Deutschland, die gemeinsam mit den Russen operieren sollte, ward der Feldzeugmeister Baron Mack gestellt, der Günstling einflußreicher Hofkreise, der als militärisches Genie galt, ein Ruf, den er noch durch keine Leistungen bewiesen hatte und den er auch in der Armee nicht besaß. Der von ihm aufgestellte Kriegsplan ward schon durch das verspätete Eintreffen der Russen über den Haufen geworfen. Während Napoleon mit Blitzesschnelle seine Heerhaufen vom Strand des Ärmelkanals nach Deutschland warf, blieb Mack rat- und tatlos an der oberen Donau stehen, statt nach dem Vorschlag seiner einsichtsvollen Generale den Rückzug anzutreten. Ohne ein größeres Gefecht bestanden zu haben, ließ er sich bei Ulm vollkommen umkreisen, so daß er am 20. Oktober 1805 vor Napoleon mit dem größten Teile der Armee kapitulieren mußte. Nur kleinere Abteilungen unter dem Erzherzog Ferdinand und dem Fürsten Karl Schwarzenberg vermochten sich durchzuschlagen. In Italien erfocht Erzherzog Karl an der Spitze einer kleinen, dem Gegner nicht gewachsenen Armee zwar den Sieg von Caldiero, die Ereignisse in Deutschland verhinderten aber die Ausnützung dieses Erfolges und erzwangen den Rückzug.

So furchtbar der bei Ulm gefallene Schlag war, dachte doch niemand daran, den Kampf aufzugeben. Schon rückte die russische Hilfe heran, der ungarische Landtag hatte sich zu ausgiebigen Bewilligungen bereit finden lassen, die so oft betonten „unerschöpflichen Hilfsquellen" Österreichs bewährten sich auch diesmal. Allerdings mußte man die Hoffnung, Wien vor einer feindlichen Invasion bewahren zu können, aufgeben. Die Franzosen rückten so rasch vor, daß sie am 3. November in Linz waren und wenige Tage später schon in Niederösterreich standen. Kaiser Franz, der in einem Manifest vom 28. Oktober die Bevölkerung von Wien auf das harte unabwendbare Schicksal vorbereitet hatte, kam am 30. in Wien an, um aber nur kurzen Aufenthalt zu nehmen, da der Hof, die Zentralstellen und das diplomatische Korps nach Brünn übersiedelten. Damit war das Signal zu einer allgemeinen Flucht gegeben, die noch viel ärger war als jene von 1797, da diesmal kein Zweifel mehr über das bevorstehende Einrücken der Franzosen sein konnte. Der kurze Zeit gefaßte Gedanke an eine Verteidigung Wiens mußte bald aufgegeben werden; die Arbeiten an den Wällen stellte man wieder ein, die rasch angeworbenen Freikorps dirigierte man zur in Mähren stehenden Armee, nur die durch Aufstellung eines zweiten Regimentes vollzogene Verstärkung des Bürgermilitärs blieb aufrecht. Wem es irgend möglich war, verließ Wien, um sich und seine Habseligkeiten

in Sicherheit zu bringen, da den Franzosen der gewiß übertriebene Ruf rücksichtsloser Plünderer vorausging. Der Andrang war so groß, daß die Regierung ein besonderes Schiff beistellte, auf dem jedermann seine Wertgegenstände bergen konnte. Am 8. November, als die Vorhut der Franzosen schon in St. Pölten stand, verließ der Kaiser Wien, um sich nach Preßburg und von dort nach Mähren zu begeben, wo die russische Armee allmählich eintraf, um sich mit den Österreichern zu vereinigen.

In Wien herrschten Verwirrung und Bestürzung. Nur der rastlosen Energie des Bürgermeisters Wohlleben war es zu danken, daß die Ordnung aufrecht erhalten blieb und auch teilweise Beruhigung in der Bevölkerung sich einstellte. Die Beängstigung war so groß, daß sogar alle Scheidemünze aus dem Verkehr

Die feierliche Proklamierung des Kaisertums Österreich. (S. 388.)

verschwand und der drückendste Mangel an Umlaufsmitteln die ohnehin bestehende Teuerung noch vermehrte. Man mußte rasch Münzscheine zu 12 und 24 Kreuzer in Umlauf setzen, für deren Einlösung gegen Bargeld die Gemeinde garantierte.

Am Tage nach der Abreise des Kaisers ging eine Deputation von Mitgliedern der niederösterreichischen Stände und der Gemeindebehörden nach St. Pölten ab. Sie fand beim Prinzen Murat, einem Schwager Napoleons, freundlichen Empfang. Er sagte der vorgebrachten Bitte um Schonung der Stadt seine Fürsprache zu, stellte aber die Bedingung, daß die große Donaubrücke erhalten bleiben müsse. Da eine Gewähr dafür von der Gemeinde nicht übernommen werden konnte, wendete sich am 12. November eine zweite Deputation an Napoleon selbst, dessen Hauptquartier sich schon in Sieghartskirchen befand. In zuvorkommender Weise erklärte der französische Kaiser, daß er den Patriotismus und die Anhänglichkeit der Wiener an ihr Herrscherhaus voll-

kommen zu würdigen wisse und er der Stadt seinen Schutz und die Sicherheit des Lebens und des Eigentums der Bewohner zusichere.

Während die Franzosen noch am 11. November bei Loiben an der Donau eine derbe, verlustreiche Schlappe durch die vereinigten Österreicher und Russen erlitten, rückten am 13. gegen Mittag die Truppen der Avantgarde bei der Mariahilferlinie ein. Französische Berichte drücken das Erstaunen darüber aus, daß man das städtische Leben im vollen Gange fand. Alle Geschäfte waren offen und die Straßen voll von Menschen, welche die so lange gefürchteten Feinde mit neugieriger Scheu beguckten. Nach den aus Wien stammenden Erzählungen scheint man für den Einzug Truppen gewählt zu haben, die keine

Franziska Klaehr. (S. 398.)

Zeichen der anstrengenden Märsche an sich trugen oder ganz neu ausgerüstet waren, denn es heißt übereinstimmend, daß die französischen Soldaten schmuck und blank aussahen, als gingen sie zu einer Parade.

Die Kolonnen zogen jedoch ohne Aufenthalt beim Burgtor hinein und durch die Stadt, um sich die Donauübergänge zu sichern. Auf welche Weise ihnen dies gelang, ist nicht zweifellos sichergestellt. Es ist gewiß, daß der an der großen Taborbrücke kommandierende General, Fürst Franz Auersperg, den Befehl hatte, die Brücke beim Nahen der Franzosen zu zerstören, wodurch in deren Vorrücken ein für die Vereinigung der Russen und Österreicher sehr wichtiger Aufenthalt entstehen mußte. Obwohl alles dazu vorbereitet war, unterblieb die Zerstörung aber, weil sich Graf Auersperg in ganz unglaublicher Weise überlisten ließ. Der Führer der ersten französischen Kolonne, General

Belliard, soll nämlich auf der Brücke mit Auersperg eine Unterredung gehabt haben, um diesem vorzustellen, daß eine Zerstörung der Brücke ganz überflüssig wäre, da schon ein Waffenstillstand abgeschlossen sei. Als Auersperg sich auf seine strikte Ordre berief, wies Belliard auf den in seinem Stab befindlichen österreichischen General hin. Es war dies ein im Ruhestand stehender General Funk, dessen Rolle schon beim Einzug der Franzosen in Wien Verwunderung weckte. Auersperg ließ sich bestimmen, die Brücke zu schonen und sogar der französischen Avantgarde den Übergang zu gestatten, die dann sofort ihn mit seinem kleinen Detachement gefangen nahm und der nachrückenden Armee den wichtigen Übergangspunkt sicherte.

Am 14. November kam Kaiser Napoleon selbst nach Wien. Er durchritt mit seinem Stab sofort die Stadt, um die Brücken zu besichtigen, kehrte dann nach Schönbrunn zurück, wo er durch zwei Tage Quartier nahm, um der in endlosen Kolonnen durch Wien ziehenden Armee nach Mähren zu folgen. Ihm galt es, den Kampf mit dem dort stehenden österreichisch-russischen Heer auszufechten, bevor der durch das tirolische Korps des Erzherzogs Johann verstärkte, in Eilmärschen vom Süden heranrückende Erzherzog Karl zur Stelle war.

In Wien machten es sich unterdessen die zurückbleibenden Franzosen bequem. Der zum Stadtkommandanten ernannte General Hulin schlug seinen Sitz im Palais Lobkowitz auf, der Generalgouverneur von Niederösterreich General Clarke, Herzog von Feltre, nahm im Amalienhof Quartier und in der Burg stieg auch der später zu den Unterhandlungen eintreffende Minister Talleyrand ab, der damals die auswärtigen Angelegenheiten Frankreichs leitete. Im Amalienhof hatte auch der Generalintendant der Armee, Graf Daru, seinen Sitz, unter allen französischen Machthabern der gefürchtetste, ein Mann von glattem Wesen, der aber die Requisitionsschraube mit eiserner Hand regierte und dadurch berüchtigt war, daß er aus dem ausgesogensten Land noch etwas zu erpressen wußte. Er rechtfertigte diesen Ruf auch in Wien. Der Stadt wurde sofort eine Kontribution von 14 Millionen Gulden, Niederösterreich eine solche von 32 Millionen auferlegt. Dazu kamen tägliche Lieferungen an Brot, Wein, Fleisch, Leder, Tuch und anderen Ausrüstungsgegenständen für 50.000 Mann.

Diese Verpflichtungen legten auf die Schultern der damit betrauten Männer eine kaum zu bewältigende Last. Es waren dies der kaiserliche Hofkommissär Graf Rudolf Wrbna, namentlich aber Bürgermeister Wohlleben, welcher für die rasche Befriedigung der oft sehr unbescheidenen und ungestüm gestellten Wünsche der französischen Armeebehörden zu sorgen hatte. Die Aufrechthaltung der Ordnung in der Stadt, die Bewachung der Stadttore, die Beistellung von Eskorten im Stadtgebiete oblag der Bürgerwehr anfänglich allein und sie vollzog diese Pflichten sogar zur vollen Befriedigung der französischen Befehlshaber. Eine teilweise Änderung trat erst ein, als sich am 17. November einige Hitzköpfe auf das vage Gerücht einer großen, zum fluchtartigen Rückzug führenden Niederlage der Franzosen zu Ausschreitungen hinreißen ließen. Es kam zu Beleidigungen und sogar tätlichen Angriffen auf einzelne Offiziere und Wachposten; dem Überhandnehmen solchen Unfuges beugte jedoch das sofortige Einschreiten der Bürgerwehr vor. Indessen wurde doch die Verfügung getroffen, daß künftig die Haupt- und Torwachen von gemischten Abteilungen bezogen wurden, die aber stets unter dem Kommando französischer Offiziere standen. Obwohl sonst alle Zeugnisse dahin lauten, daß das Benehmen der Truppen keinen Anlaß zu Klagen gab und sie sich sogar gewisse Sympathien in der Bevölkerung erwarben, war doch die Erbitterung eine große. Nicht geringe Schuld hatte daran die furchtbare materielle Bedrängnis, welche auf Wien lastete. Die Unterbindung des freien Verkehrs und

die fortdauernden Requisitionen hatten die ohnehin bestehende Teuerung maßlos erhöht; die Preise der gewöhnlichsten Lebensmittel waren auf das Vier- und Fünffache gestiegen, der Mangel pochte mit knöcherner Hand an viele Türen und es sind nicht wenige Fälle bekannt geworden, daß sogar die französischen Soldaten ihre Rationen mit den hungernden Bewohnern teilten.

Am 2. Dezember 1805 wurde die Entscheidungsschlacht von Austerlitz im Beisein der drei Kaiser von Österreich, Rußland und Frankreich geschlagen. Das militärische Genie Napoleons, das in seinem Zenith stand, hatte um so leichteres Spiel, als der Oberbefehl der verbündeten Armeen in der Hand des Kaisers Alexander lag, dem zum Feldherrn so ziemlich alles fehlte. Eine weitere Fortsetzung des Krieges war für Österreich, wenn nicht dessen Bestand einem übermütigen Sieger preisgegeben werden sollte, unmöglich. Zwei Tage nach der verhängnisvollen Schlacht fand eine Zusammenkunft zwischen Kaiser Franz und Napoleon statt, bei welcher ein unter Zusage des Rückzuges der Russen von letzterem angebotener Waffenstillstand zum Abschluß kam, dem die Friedensverhandlungen folgten.

Nun kehrte der französische Kaiser nach Wien zurück. Er schlug sein Hauptquartier in Schönbrunn auf, wo sich ein glänzendes militärisches Leben entfaltete, aber auch die den Frieden verhandelnden Diplomaten kamen und gingen. Die Wiener bekamen den Kaiser nur selten öffentlich zu sehen. Dagegen soll er, nur von einem Adjutanten begleitet, in den Abendstunden oft Spaziergänge in den Straßen unternommen haben, um die Stadt kennen zu lernen.

Nach der Schlacht bei Austerlitz trübte sich das bisher erträgliche Verhältnis zwischen der Bevölkerung und den vom harten Gebote des Krieges aufgezwungenen Gästen. Diese kehrten nun, des endlichen Sieges sicher, die ganze hochfahrende Überlegenheit heraus, welche natürlich vom Volk nur murrend hingenommen wurde. Man empfand es mit Recht als brutale Taktlosigkeit, daß die Franzosen mit den Gefangenen von Austerlitz einen förmlichen Triumphzug durch die Straßen von Wien veranstalteten und sie mit rauschender Feldmusik durch die Stadt führten. Durch ihr Verhalten bewies die Bevölkerung von Wien, daß sie mindestens an natürlichem Empfinden den übermüthigen Siegern weit überlegen war. Denn Vornehm oder Gering drängte sich an die armen gefangenen Soldaten, mochten es nun Österreicher oder Russen sein, heran, um sie reichlich zu beschenken. Auch gegen die Verwundeten versagte die Mildtätigkeit der Wiener nicht. Weit über die vorgeschriebenen Requisitionen kamen Betten und Verbandzeug zur Ablieferung, vielleicht auch mit dem Hintergedanken, daß ein Teil davon den Kranken und Verwundeten der eigenen Armee zum Vorteil gereiche. Bei einem solchen Anlaß kam auch die schlagfertige Witzigkeit, die der Wiener so oft beweist, zu gelungenem Ausdruck. Die französischen Kriegsbulletins befliſſen sich nie besonderer Wahrhaftigkeit, jene über die Schlacht bei Austerlitz leisteten in Übertreibung das äußerste. Während die Verluste der Verbündeten in gewaltigen Zahlen angegeben waren, sollten jene der Franzosen nur 800 Tote und etwa die doppelte Summe an Verwundeten betragen haben. Die Lüge lag auf der Hand, denn nach sicheren Schätzungen waren mindestens 8000 Verwundete in Wien allein untergebracht worden und die Requisition lautete auf 10.000 Betten. Als man nun diese riesigen Massen zuführte, sprach ein französischer Stabsoffizier seine Verwunderung darüber aus, worauf ein in der Nähe stehender Herr die feine Bemerkung machte: „Die vielen Betten müssen wohl gebraucht werden; es sollen an 10.000 sein, deren man für die 1500 französischen Verwundeten bedarf."

Am 26. Dezember erfolgte der Friedensschluß zu Preßburg, durch welchen Österreich Tirol und Vorarlberg, Venedig, Istrien und Dalmatien verlor und

die Standeserhöhungen jener süddeutschen Fürsten, Bayern, Württemberg und Baden, anerkennen mußte, die sich nun vollends zu Vasallen Napoleons erniedrigt und ihm sogar im letzten Kriege Heeresfolge geleistet hatten. Der französische Kaiser verließ noch am Tage des Friedensschlusses Wien, nachdem er noch das von ihm sehr bewunderte Klosterneuburg besucht und auf seinen Wunsch in Stammersdorf eine Zusammenkunft mit Erzherzog Karl gehabt hatte. In einer von „Schönbrunn, am 6. November des Jahres 14 (27. Dezember 1805)" datierten Proklamation verabschiedete er sich in besonders huldvoller Weise von den Wienern. Dieses merkwürdige, von dem sonst so rüden Ton seiner Erlässe auffällig abstechende Schriftstück, das am 28. Dezember in einer „besonderen Beylage" der Wiener Zeitung kundgemacht wurde, hat folgenden Wortlaut: „Bewohner Wiens! Ich habe den Frieden mit dem Österreichischen Kaiser unterzeichnet. Im Begriffe, in Meine Hauptstadt zurückzukehren, wünsche Ich noch, die Achtung, die Ich für Euch hege, und die Zufriedenheit erkennen zu geben, die ich über euer gutes Betragen während der Zeit, als Ihr unter meinen Befehlen standet, empfinde. Ich habe Euch ein Beispiel gegeben, das in der Geschichte der Völker noch unerhört ist. Zehntausend Mann von Eurer Nationalgarde sind unter den Waffen geblieben, und haben Eure Tore bewacht. Euer Arsenal wurde vollständig in Eurer Gewalt gelassen, und während eben dieser Zeit habe ich mich den abwechselnden Launen des Krieges bloßgestellt. Ich habe mich auf Eure Gefühle von Ehre, von Treue, von Redlichkeit verlassen. Ihr habt mein Zutrauen gerechtfertigt."

„Bewohner Wiens! Ich weiß, daß Ihr alle den Krieg mißbilliget habt, den an England verkaufte Minister auf dem festen Lande wieder angefacht haben. Euer Souverän ist über die Umtriebe dieser bestochenen Minister aufgeklärt; Er überläßt sich ganz den großen Eigenschaften, die Ihn auszeichnen und von jetzt an hoffe Ich für Euch und den ganzen Kontinent glücklichere Tage."

„Bewohner Wiens! Ich habe mich wenig unter Euch gezeigt; nicht aus Geringschätzung oder einem eitlen Stolze; sondern Ich habe Euch von keinem der Gefühle abwenden wollen, die Ihr einem Fürsten schuldig waret, mit dem Ich die Absicht hatte, einen schnellen Frieden zu schließen. Empfangt bey meiner Abreise als ein Geschenk, das Euch meine Achtung beweiset, unberührt Euer Arsenal zurück, das die Rechte des Krieges zu Meinem Eigenthum gemacht haben; bedient Euch immer desselben zur Erhaltung der Ordnung."

„Alle die Übel, die Ihr erlitten habt, schreibet dem Unglück zu, das von dem Kriege unzertrennlich ist, Alle die Schonungen, mit denen meine Armee Eure Gegenden betreten hat, verdankt Ihr der Achtung, die Ihr Euch erworben habt."

Zu diesen Maßregeln der Schonung gehörte es wohl auch, daß die Franzosen noch während der Friedensunterhandlungen die öffentlichen Kassen vollkommen ausleerten, wobei sie von den Ständen zwei, bei der Gemeinde eine halbe Million entnahmen. Man war dadurch und die noch immer fortdauernden Requisitionen zur Aufnahme eines Zwangsanlehens genötigt, das in nicht sehr rationeller Weise nach gewissen Äußerlichkeiten umgelegt wurde und zu dem jeder, der Realitäten besaß oder mehr als hundert Gulden Jahresmiete bezahlte, nach dem Werte des Besitzes beitragen oder die Hälfte des Mietbetrages bezahlen mußte. Es war dies eine geradezu ruinöse Belastung der mittleren und unteren Bevölkerungsklassen, von deren Durchführung man auch in zahlreichen Fällen ganz absehen mußte.

Am 12. Januar 1806 zogen die letzten französischen Abteilungen von Wien ab, nachdem es noch in den letzten Tagen mehrmals zu peinlichen Zusammenstößen kam. Sie wurden meist durch das Bestreben veranlaßt, die aus

den erhobenen Kontributionen stammenden Bankozettel um jeden Preis loszuwerden. Unter dem Vorwand von Prätioseneinkäufen und sonst auf jede Weise suchten die französischen Offiziere und Soldaten sich vor dem Abmarsch dieses Geldes zu entledigen und jede Weigerung, es ihnen abzunehmen, führte zu den unangenehmsten Szenen, durch das brüske Auftreten der sich noch immer nur als Sieger fühlenden Fremden auch zu Tätlichkeiten. Der noch vor dem Friedensschluß von Seite Österreichs mit dem Stadtkommando betraute General Fürst Johann Liechtenstein erinnerte in einer besonderen Proklamation die Bevölkerung daran, daß nunmehr die noch in Wien weilenden oder die Stadt durchziehenden Fremden nicht mehr als Feinde, sondern eher als Gäste zu betrachten wären, welchen man um so mehr Achtung und Rücksicht zu beweisen habe. Darin lag ein feiner Stich, der auch verstanden wurde. Man verhielt auch von französischer Seite die Offiziere und Soldaten zu angemessenem Benehmen und beschleunigte nach Möglichkeit die Räumung.

Wohl atmete die Bevölkerung auf, als diese vollzogen war, eine furchtbare schwere Zeit war damit zu Ende. Deren Nachwirkungen blieben aber noch lange fühlbar und lasteten mit drückender Schwere auf dem ganzen städtischen Verkehr. Durch zwei Monate hatte Wien die ganze Last einer fremden Invasion zu tragen und eine Einquartierung zu erhalten, die wiederholt über 30.000 Mann stieg. Dazu kamen bei vollkommen lahm gelegter Erwerbstätigkeit, der viele Bürger schon deshalb nicht nachkommen konnten, weil sie vom strengen Militärdienst fast ausschließlich in Anspruch genommen wurden, noch alle anderen Übel dieser schlimmen Zeit, Krankheit, Geldnot, leere öffentliche Kassen und eine furchtbare Teuerung. Hatte doch jeder Tag der französischen Okkupation dem Land Niederösterreich 800.000 fl. gekostet, wovon viel mehr als die Hälfte von Wien allein getragen werden mußte. Unter solchen Umständen versagten alle jene Kräfte, von welchen sonst in allgemeiner Not Hilfe verlangt werden konnte. Trotzdem ergab eine von den Ständen und der Stadt sofort nach dem Abzug der Franzosen eingeleitete öffentliche Sammlung in kurzer Zeit fast 50.000 fl., womit wenigstens der dringendsten Not in vielen Fällen abgeholfen werden konnte.

Kaiser Franz war durch die neuen Schicksalsschläge tief getroffen, die Opferwilligkeit des Volkes war aber auch nicht ohne nachhaltigen Eindruck auf ihn geblieben. Eine von Feldsberg am 15. Januar 1806 erlassene Proklamation an die Wiener Bevölkerung gab diesem Gefühl in schlichten aber herzlichen Worten Ausdruck. Nachdem den Leistungen Wiens in der schweren Zeit volles Lob gezollt war, fuhr das mit tiefer Bewegung aufgenommene Plakat fort: „Ja, gutes Volk, du hast Drangsale ausgestanden, die deinen durch Fleiß und Tätigkeit erworbenen Wohlstand in seiner Grundfeste erschüttert haben. Ich täusche mich über diese Tatsache nicht und habe mich vielmehr sorgfältig bemüht, ganz in die Lage der Umstände einzudringen, da diese Kenntnis unumgänglich notwendig war, um die Hilfsmittel mit den Bedürfnissen in Einklang zu bringen.“ Nach dieser Tröstung für die Zukunft kündigte der Kaiser seine sofortige Rückkehr nach der Residenzstadt an, „die durch standhaftes Ausharren und unerschütterliche Anhänglichkeit in der beschwerlichsten Lage ein neues Band zwischen sich und dem Landesfürsten geschlungen hat“.

Der Empfang des Kaisers, als er am 16. Januar an der Seite seiner Gattin nach Wien kam, war ein begeisterter und wahrhaft herzlicher. Bis nach Floridsdorf hinaus strömte ihm die Menge entgegen; auf dem weiten langen Wege bildete die Bürgerwehr, deren neuerrichtetes Regiment dabei zum ersten Male vor dem Monarchen Paradedienste tat, Spalier, hinter dem sich Kopf an Kopf die Menge drängte. Die wieder errichtete Bürgerkavallerie stellte aber die

Eskorte für den kaiserlichen Wagen bei, der sehr langsam fuhr, um dem Kaiserpaar Gelegenheit zu geben, die Begrüßungen des Volkes erwidern zu können. Am Rotenturmtor erfolgte der Empfang durch den Bürgermeister Wohlleben an der Spitze der städtischen Behörden und als das kaiserliche Paar vor dem Riesentor von St. Stephan den Wagen verließ, geleiteten Blumen streuende Bürgertöchter es zur Kirche, wo Erzbischof Graf Sigmund Hohenwart, der frühere Lehrer des Kaisers, mit der Geistlichkeit harrte.

Der Anerkennung, welche die Haltung der Bevölkerung im allgemeinen gefunden hatte, folgte die Belohnung der Verdienste, die sich einzelne Personen erworben hatten. Eine besondere Ausnahme war die Verleihung einer Medaille an goldener Kette an eine Wiener Bürgerin, Franziska Klaehr, die Gattin des Hofschlossermeisters, die durch ihre Wohltätigkeit in ganz Wien bekannt war, während der Besetzung durch die Franzosen aber besonders für die Pflege der Verwundeten und Kranken in den Spitälern in aufopferndster Weise wirkte (Bild S. 393). Die wackere Frau erwarb sich in ähnlicher Weise auch in den Jahren 1809 und 1813 so große Verdienste, daß sie sowohl vom Kaiser Alexander von Rußland, wie vom König Friedrich Wilhelm III. von Preußen durch Ehrenmedaillen ausgezeichnet wurde.

Von 1806 bis 1809.

Die öffentliche Meinung hatte sich schon längst gegen die bisherigen Träger der höchsten Staatsämter gekehrt, nun hatten sie, da in der Politik wie in der inneren Verwaltung ihre Unzulänglichkeit klar zutage getreten war, auch das Vertrauen ihres kaiserlichen Herrn vollkommen eingebüßt. Die Grafen Cobenzl und Colloredo mit ihrem ganzen Anhang wurden beseitigt und an die Spitze der Regierung trat als Minister des Äußern Graf Johann Philipp Stadion, aus altem deutschen Geschlecht, aber auch in Österreich begütert und schon im diplomatischen Dienst dieses Staates, zuletzt als Botschafter in Berlin und Petersburg tätig. Graf Stadion war ein erbitterter Feind Napoleons; auch seine ganze äußere und innere Politik zielte darauf, das Joch zu brechen, das dieser ganz Europa auferlegen wollte. Aber er wählte dazu die gerade entgegengesetzten Mittel wie seine Vorgänger. Dem Staat und der Bevölkerung mußte Zeit gegeben werden, die beinahe erschöpften Kräfte zu sammeln. Geweckt und nicht niedergehalten sollten diese auch im Volke werden, und ein von Stadion bei seinem Amtsantritt veröffentlichtes Reskript stellte als eine Art von Regierungsprogramm auf, die „Lösung der Geistesfesseln und allseitige Förderung jedes rühmlichen und gemeinnützigen Strebens“ (Bild S. 400). Wenn man von Stadion eine schon seit Annahme der österreichischen Kaiserwürde angekündigte vollkommene Neugestaltung des Staatsorganismus erwartete, so erfüllte sich diese Hoffnung nicht. Zu solchen großen Werken, welche auch die nächsten 40 Jahre schuldig blieben, waren die Zeiten nicht angetan. In mehr als einer Beziehung aber hielt er sein Wort; in verhältnismäßig kurzer Zeit schuf er durch vorurteilslose Förderung der im Volk selbst schlummernden Kräfte ein neues Österreich, wie selbst fremde Beobachter bewundernd zugaben.

Die gewaltsamen Länderschöpfungen Napoleons, die alles Nationalgefühles bare Haltung vieler deutscher Reichsfürsten, die sich durch den Beitritt zum Rheinbund vollkommen der Oberhoheit Frankreichs auslieferten, entzogen dem deutschen Kaisertum vollends jeden Halt. Nicht allein politische Rücksichten, auch die Selbstachtung gebot den Verzicht auf eine Würde, die jeden Schatten

Empfang des Kaiserpaares bei der Rückkehr nach Wien 1806.

von Bedeutung eingebüßt hatte. Der Schritt war lange vorauszusehen gewesen und unvermeidlich. Und doch, als am 6. August 1806 unter den üblichen Formen ein kaiserlicher Kommissär vom Balkon der Kirche am Hof mit tönender Stimme herab verkündete, daß Franz II. die deutsche Krone niederlege und das seit tausend Jahren bestehende römisch-deutsche Reich, dem das Haus Habsburg so viele Oberhäupter gegeben, sein Ende erreicht habe, da mochte doch ein banger Schauer durch die Brust manches Zuhörers gegangen sein. Niemand konnte damals die politischen Wirkungen ermessen, die sich für die Zukunft an diesen Schritt knüpften, aber gerade Wien, wo man einst soviel Gewicht auf die Eigenschaft einer „Reichsstadt" legte und stets stolz darauf war, das Reichsoberhaupt in den Mauern der Stadt zu wissen, empfand es schmerzlich, als dieser wenn auch schon lange wesenlose Nimbus verdunkelt wurde. Tausende von ehrwürdigen Erinnerungen verknüpften sich mit der fast schon sagenhaften „Herrlichkeit des deutschen Reiches", geschäftliche und politische Beziehungen bestanden noch immer fort, als plötzlich mit einem Ruck das Band zerriß, das durch Jahrhunderte gehalten. Das hatte die erbarmungslose Politik getan, im Empfinden des Volkes aber blieb es unversehrt und bis in unsere Zeit herauf sprachen ältere Leute in Wien nicht von Deutschland oder seinen einzelnen Staaten, sondern es hieß nur „im Reich draußen", sowie in der guten alten Zeit. Und da Stadion und die maßgebenden Staatsmänner seiner Zeit die damalige Konstellation für keine dauernde, sondern nur für eine vorübergehende von Napoleons gewalttätiger Politik geschaffene Phase ansahen, knüpfte sich mit ihrer Billigung und unter ihrer Pflege gerade in jenen Jahren das Band gemeinsamer und geistiger Kultur zwischen Österreich und Deutschland, das bis auf unsere Zeit herab besteht. Zum ersten Male stellten sich lebhafte geistige Wechselbeziehungen ein, deutsche Schriftsteller und Dichter kamen nach Wien und die klassische Epoche der deutschen Literatur konnte ihre volle Wirkung auf das Geistesleben Österreichs üben, dessen Brennpunkt Wien war und stets sein wird.

Es war also auch ein politischer Zweck damit verbunden, wenn die Regierung die geistigen Beziehungen mit Deutschland pflegte, die Ansiedlung bedeutender Schriftsteller, wie z. B. der Brüder Schlegel, in Wien begünstigte. Natürlich stellte sich die Wirkung nur langsam ein und noch 1808 fällte Madame de Staël ein sehr ungünstiges Urteil über die geistige Bedeutung der Wiener Gesellschaft, wobei aber noch zu untersuchen wäre, ob dieses Urteil ganz stichhältig oder vielleicht doch von der nationalen Selbstüberhebung beeinflußt war, der als echte Französin auch diese sonst geistreiche Frau anhing. Sie schildert das Treiben in den Wiener Salons und sagt darüber: „Es ist unmöglich, in diesen zahlreichen Gesellschaften etwas zu hören, was über den Kreis der hergebrachten Phrase hinausreichte. Eine solche Unterhaltung gestattet nicht die Entwicklung einer Idee und verwandelt die Sprache in ein Gezwitscher, das man ebenso den Menschen wie den Vögeln beibringen kann." Und an einer anderen Stelle heißt es: „Die Gesellschaft in Österreich dient nicht wie in Frankreich zur Befruchtung und Belebung des Geistes, sie hinterläßt im Kopfe nichts als ein Gefühl der Öde und Leere." Die trotz ihres Geistes stark zum Blaustrumpftum neigende Madame Staël schießt hier weit über das Ziel, denn nicht allzu lange darauf schildert Gentz, der Wien genau kannte, den geistigen Aufschwung, den es genommen, geradezu enthusiastisch. Im Recht ist sie, wenn sie es rügt, daß in Wien die vornehme Gesellschaft sich gegen die geistige Elite fast vollkommen abschließt und die Aristokratie der Geburt mit jener des Geistes kein gesellschaftliches Ganze bildet, ja jede Berührung damit scheut. Vor ihrer Abreise von Wien scheint aber doch auch Madame de Staël zum Bewußtsein

der guten Seiten des Wiener Lebens gekommen zu sein, denn sie schreibt an einen ihrer Freunde: „Ich habe das Gefühl der Trauer, wenn ich mich von all den Liebenswürdigkeiten trennen soll, die man mir hier erweist; nicht daß ich irgend jemand lieben würde, aber es herrscht hier eine Atmosphäre der Güte, der man nur mit Angst entsagt; besonders betrübt es mich, den Fürsten von Ligne zu verlassen, er ergreift mich, was ich mir nicht zu gestehen wage und wovon er keine Ahnung hat, bis ins Innerste meiner Seele. Zuweilen bilde ich mir ein, daß dies Land Ihnen gefallen könnte, daß die außerordentliche Gut-

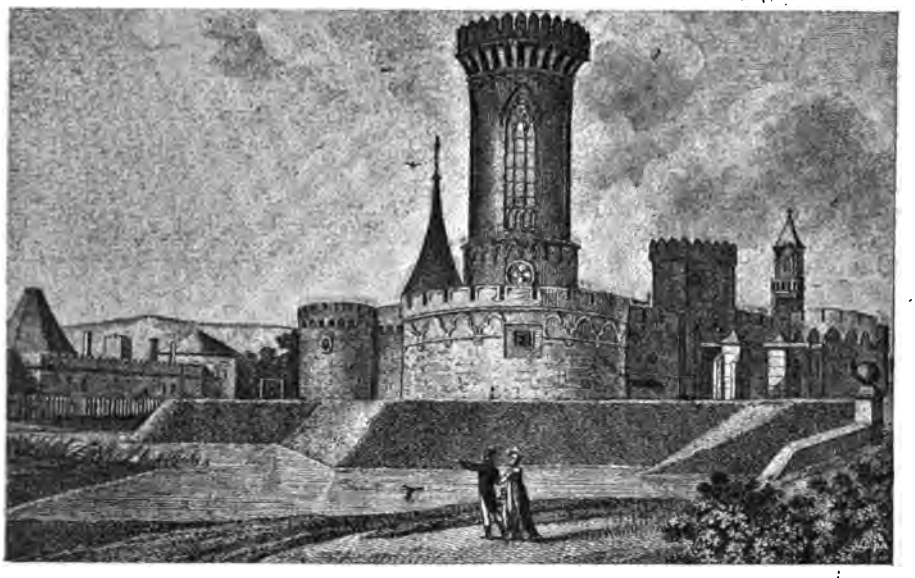
Philipp Graf Stadion. (S. 398.)

herzigkeit, mit der man Einem hier begegnet, sowie die Freiheit der Manieren Ihren Beifall finden könnten, aber es fehlt an genügendem Interesse, wie an Geist in der Konversation."

Auf keinen Fall ist es in Abrede zu stellen, daß die Regierung des Grafen Stadion, so kurz sie auch war, belebend und anregend auf das geistige Leben Wiens wirkte. Wenn ein Erlaß die Förderung des Buchhandels empfiehlt, „weil er auf Nationalbildung, auf Künste und Wissenschaften einen so mächtigen Einfluß habe", so waren das Worte, die man bis jetzt kaum noch gehört hatte. Aber man ließ es auch an Taten nicht fehlen, denn mit mächtiger Förderung der Regierung begann der vielseitige, von heißem Patriotismus erfüllte

Hormayr 1807 seinen „Österreichischen Plutarch" zu schreiben, eine Sammlung von Biographien bedeutender Männer aus Österreichs Geschichte, so ziemlich die erste Leistung auf dem bisher ganz vernachlässigten Feld populärer Geschichtschreibung, die doch so wesentlich zur Hebung des Patriotismus und der Vaterlandsliebe beiträgt.

In bezug auf die städtischen Verhältnisse blieb es aber auch unter Stadion im Interesse der strammeren Zusammenfassung der materiellen Kräfte bei dem bisher befolgten System. Die Zahl der äußeren Räte, deren Stelle aber nur mehr wegen des Titels gesucht wurde, da kaum mehr irgend ein Wirkungskreis sich daran knüpfte, stieg zwar bis auf 400. Eine Verordnung von 1808 schaffte aber auch für die in der Administration und im ökonomischen Dienste tätigen Magistratsräte das Wahlrecht ab, so daß von der ganzen Wahl-



Die Franzensburg in Laxenburg in ihrer ersten Anlage. (S. 403.)

berechtigung der Bürger nichts mehr überblieb, als der doch von der Ernennung der Regierung abhängige Vorschlag für das Amt des Bürgermeisters.

Am 13. April 1807 wurde Kaiserin Maria Theresia, die zweite Gattin Kaisers Franz I., von einer rasch verlaufenden Krankheit dahingerafft. Sie war mit Ausnahme der unabweisbaren Repräsentationspflichten in der Öffentlichkeit nie hervorgetreten, der Ehrgeiz, einen politischen Einfluß zu üben, blieb ihr stets fremd. Trotzdem oder vielleicht gerade deshalb war sie in der Bevölkerung sehr bekannt und beliebt. Sie hatte eine Ungezwungenheit und eine gewisse Hausmütterlichkeit an sich, die gerade bei so hochstehenden Damen die besondere Wertschätzung des Volkes findet. Im einfachen Morgenrock, ein leichtes Häubchen auf dem Kopf und ein Leinentuch um die Schultern, so konnte man ihr in den Gängen der Burg begegnen, wie Zeitgenossen erzählen, wenn sie ihr näherstehende Hofdamen aufsuchte oder in die Zimmer der Kinder ging, deren sie ihrem Gatten acht, drei Söhne und fünf Töchter, schenkte. Auch auf ihren Spaziergängen, die sie gerne in Begleitung einer Hofdame auf der Bastei und im

Augarten unternahm, war ihre Toilette stets eine sehr einfache und sie mengte sich ohne alle Scheu unter das Publikum. Da blieb kein Bettler unbeschenkt, vernachlässigt aussehende Kinder wurden um Eltern und Verhältnisse befragt, woraus die Kaiserin dann meist Anlaß nahm, helfend einzugreifen, besonders hübsche Kinder herzte sie wohl, um sie dann auch mit einer Gabe zu bedenken und nur nachlässige Wärterinnen, die die anvertrauten Kleinen nicht gehörig beaufsichtigten, bekamen mahnende oder sogar strafende Worte zu hören. Ihr Wohltätigkeitssinn war schrankenlos und ging oft weiter, als ihrer Umgebung lieb war. Ein gut unterrichteter Zeitgenosse sagt darüber: „In ihrer Kammer wimmelte es stets von allen erdenklichen bedrohten oder schadhaften Existenzen; die Einen brauchten Geld, die Anderen abgetragene Kinderwäsche, Kleider, oder sie erbaten sich Bestellung von Arbeiten, oder sie brachten solche, als sonst unverkäuflich, hieher. Dabei wurde auf die zugänglichen Seiten, die humoristischen Liebhabereien der milden Frau spekuliert und oft schmählicher Mißbrauch damit getrieben; reichte ihr Nadelgeld nicht mehr zu, so gab sie Geldwertes, eine Spange, eine Uhr, ein Tuch, einen Kleiderstoff, zum Ärgernis für die Dienerschaft, welche an den äußeren Türen der kaiserlichen Appartements einen erbitterten Bürgerkrieg mit der anstürmenden Bettlerzunft hielt."

Eine zweite Seite im Charakter der hohen Frau, durch welche sie dem Empfinden der Wiener Bevölkerung nahe stand und sich ganz von selbst dem gesellschaftlichen Leben einfügte, war ihre frohgemute Lebenslust, die sie zu allerlei spaßhaften Passionen brachte und harmloses Genießen lehrte, wie es dem Wiener auch gegeben ist. Sie bildete in dieser Beziehung eine glückliche Ergänzung des kaiserlichen Gatten, der zwar mit musterhafter Pünktlichkeit bei allen Anlässen erschien, wo er es für seine Pflicht hielt, in seiner trockenen und bedürfnislosen Weise aber selbst wenig Anteil an den Vergnügungen nahm und sich tätig auch in seinen jüngeren Jahren kaum daran beteiligte. Der schon oben zitierte zeitgenössische Gewährsmann sagt darüber: „Sonst einfach, sanft und häuslichen Sinnes, von Gemüt und Denkart durchaus eine Einheimische, schillerte der Geist der für Freud und Leid gleich empfänglichen Fürstin im lebhaften Farbenschmelz des sizilischen Vaterlandes, wenn zu Maskenscherz und Karnevalstreiben sich Gelegenheit darbot und diesem Umstand dankten die Wiener Redouten ihr südliches Colorit und ihr Glück bei allen Ständen im Publikum. Kaum hatte sie hier an der Seite des Kaisers den Umgang in den vollgepfropften Sälen gemacht, so war sie auch schon verschwunden, um als Linzerin, Pastetenbäckerin, Königin der Nacht, Fledermaus ꝛc. zu erscheinen, um, sobald sie sich erkannt glaubte, die Maske wieder zu wechseln."

Dabei hatte sie als Gattin und Mutter einen fast bürgerlichen Sinn; sie kümmerte sich um die kleinsten Sorgen des kaiserlichen Haushaltes und nahm auf die Erziehung der Kinder intimsten Einfluß. Wiederholt äußerte sie, es wäre ihr am liebsten, die Kinder, namentlich die Töchter, fern vom Treiben des Hofes erziehen zu können.

Mit dem heiteren Sinn der Kaiserin Maria Theresia hing auch ihre Vorliebe für mechanische Spielereien und Kuriositätenkram zusammen. Vielleicht sollte ihrem beweglichen Geist, ihrem farbenfreudigen Auge, diese kaleidoskopische Kleinwelt, die sie um sich sammelte, die herrlichen Formen und Farbenpracht der südlichen Heimat ersetzen. Ihre Sammelpassion für solche Dinge fand schon Erwähnung, als die „Kaiserinterrasse" auf dem Augustinergang (S. 378) zur Sprache kam. In vollstem Maße aber konnte sie diesen Neigungen nachleben, als von der Mitte der Neunzigerjahre an die Aus- und Umgestaltung von Laxenburg an die Reihe kam. An dieser Lieblingsschöpfung des Kaisers Franz dessen zweite Gattin hervorragenden Anteil und die Idee zum „Rittergau"

mit seinen mannigfachen Überraschungen entsprang wahrscheinlich ihrem beweglichen Geist. Noch heute erkennt man dessen neckisches Walten in manchen Einzelnheiten der „Franzensburg", obwohl deren Äußeres und Inneres mancher Umgestaltung unterworfen wurde. Unsere Abbildung (S. 401) zeigt diese vom Schloßhauptmann Riedl ausgeführte Nachahmung mittelalterlicher Burgen in ihrer ursprünglichen Form, welche noch bis hart an den Teich vortretende Wälle hatte. Besonders aber einzelne Objekte im Park, die heute schon ganz verschwunden oder doch vollkommen umgewandelt sind, wie das „Haus der Laune", die Meierei, das holländische Fischerdorf, der kleine Prater, entstammten nicht bloß der Idee nach dem Erfindungsgeist der Kaiserin, sondern sie leitete auch die Ausführung bis in das Detail. Am berühmtesten war wohl das „Haus der Laune", das zwar in seiner etwas bizarren Form als kleiner zweistöckiger Pavillon mit vier vorspringenden Flügeln noch erhalten ist, aber den farblosen Namen „Lusthaus im Eichenhain" führt und nichts mehr von den zahllosen Schnurren enthält, deren Ersinnen einst der hohen Schöpferin soviel Vergnügen machte und die das genügsame Sonntagspublikum ergötzten. Vom Keller bis zum Dachgesims, das von einer Guirlande von Katzenköpfen garniert war, steckte der lustige Bau voll Überraschungen. Eigentlich stand er auf dem Kopf, denn der Weinkeller war im Dachraum untergebracht, die Küche lag tief unten, um dem auf einer Ofengabel im Schornstein auf- und abrasselnden Satan Raum zu seiner russigen Fahrt zu bieten. Kein Raum war ohne irgend eine Besonderheit; da gab es Zimmer, die ganz mit Spielkarten tapeziert waren, in anderen waren die Wände mit Figuren aus den verschiedensten Bildern beklebt, wodurch recht komische Zusammenstellungen entstanden, eine Spielerei, die unter unseren Großvätern als sogenannte „Quodlibets" besonders für Ofenschirme beliebt war. In Räumen, wo man es nicht erwartete, stiegen gedeckte Tische aus dem Boden empor, wenn man Platz nehmen wollte, versanken plötzlich die Stühle und andere hielten den Sitzenden fest, die Polsterbänke stießen beim Setzen ein jämmerliches Geschrei aus u. s. w. Auch vom holländischen Fischerdorf, einer kleinen Kolonie hübscher Rindenhäuschen in der Nähe des Wasserfalles ist nur mehr eine solche Hütte erhalten, die auf einer Tischtafel eine Ansicht dieser Anlage von der Hand der Kaiserin Maria Theresia bewahren soll. Übrigens ist zu betonen, daß solche Gartenschöpfungen, wie Laxenburg, mit ihren zahlreichen, meist bunt zusammengewürfelten und nach unserem Geschmack etwas kindischen Überraschungen im Geschmack der Zeit lagen. Eine der berühmtesten Schöpfungen dieser Art war der Park in Roßwalde, der dem Grafen Hoditz, einem geistreichen Sonderling, sein großes Vermögen kostete. Gleichzeitig mit Laxenburg entstand aber in der Nähe von Wien, in Schönau, ein zweites solches Wunder. Dort ließ der frühere Kaufmann und spätere Pächter der beiden Hoftheater, Peter Freiherr von Braun, den Park mit ungeheuren Kosten zu einer der größten Sehenswürdigkeiten der Zeit ausgestalten. Besonders der „Tempel der Nacht" war berühmt, von dessen Azurdecke die Sterne flimmerten, während leichte Wolkenschleier darüber wegzogen und gedämpfte Sphärenmusik erscholl. Die meisten dieser Schöpfungen verschwanden mit dem, der sie schuf; nur Laxenburg hat sich in der Hauptsache erhalten und ist noch heute das Entzücken schaulustiger Ausflügler.

Kaiser Franz I., dessen stillem und gehaltenem Wesen das Leben in einem geschlossenen Kreise Bedürfnis war, schloß ein Jahr nach dem Tode seiner zweiten Gattin eine neue Ehe. Die Wahl traf diesmal auch eine seiner Cousinen, die 1787 geborene Prinzessin Maria Ludovika, Tochter des Erzherzogs Ferdinand und der Herzogin Beatrix d'Este. Die neue Kaiserin war nicht nur eine Dame von großer Schönheit und Grazie, wodurch sie jedermann bezauberte,

sondern sie besaß auch einen feurigen, hochfliegenden Geist, der an den Geschicken ihres früheren und ihres neuen Vaterlandes mitzuwirken begehrte, aber ebenso an allen Erscheinungen des geistigen Lebens Interesse nahm. Es lag Wahrheit darin, wenn Frau von Staël von der Kaiserin Maria Ludovika sagte, daß „gegenwärtige Größe und vergangenes Unglück" sich in ihrem Wesen verkörpern. Ihre stolze, lebhaft empfindende Seele litt unter dem Schicksal der italienischen Heimat, mit welcher Napoleon willkürlich schaltete, um sie zu einer Provinz Frankreichs zu erniedrigen, sie hoffte mit ganzer Seele auf die Erhebung Österreichs, dem sie die Aufgabe zuschrieb, die über ganz Europa lastende Zwingherrschaft zu brechen. Stadion und seine Mitarbeiter hatten an der geistvollen Kaiserin die zuverlässigste Stütze, so daß ein fremder Diplomat sofort nach der Vermählung an seinen Hof berichtete, ihr Talent für die Regierung trete mit jedem Tage mehr hervor und sie wende all ihren Einfluß an, den Kaiser bei der bisherigen Richtung der Politik zu erhalten. Maria Ludovika wußte aber, wenn auch in ganz anderer Weise als ihre Vorgängerin, die Herzen der Wiener zu gewinnen. Sie verstand es in trefflicher Weise, bei jeder Gelegenheit den Patriotismus zu wecken und mit feurigem Leben zu erfüllen und an dem überraschenden Aufschwung, an der Begeisterung, die dann so Großes leisteten, hatte die Kaiserin das meiste Verdienst. Selbst das eher scheue und zurückhaltende Wesen des Gatten wußte Maria Ludovika mitzureißen, so daß der französische Gesandte Graf Andreossy nicht ohne leise Besorgnis nach Paris berichtet: „Der Fürst nähert sich seinem Volke!" Jede Gelegenheit wurde in der Tat benützt, um das Selbstbewußtsein zu heben und ein neues Band zwischen dem Throne und der Bevölkerung zu knüpfen. Die Bürgerregimenter erhielten neue Fahnen, deren Bänder die Kaiserin selbst mit ihren Damen stickte; bei der Fahnenweihe erschien sie an der Seite des Gatten, jedermann durch die Hoheit ihrer Erscheinung, durch die Milde ihres Wesens entzückend. Wenn ihren Wagen der Jubel des Volkes umbrauste, wurde sie nicht müde, freundlich zu danken und nicht selten sah man, daß die Zeichen der Anhänglichkeit ihre Augen mit Freudentränen füllten. Auch diese ausgezeichnete Fürstin harrt noch ihres Biographen, den eine Frau wohl verdient, die mit seltenem Verständnis den Anforderungen der Zeit entgegen kam, die Liebe des Volkes zu gewinnen wußte, aber auch auf Geisteshöhen wandelte, die sie mit Goethe zusammenführten, der ihr seine Bewunderung weihte.

Noch einmal, bevor wir zur Schilderung der Rolle übergehen, welche Wien in der heroischen Erhebung Österreichs gegen den Übermut des korsischen Eroberers zufiel, soll ein Blick auf Wien fallen, „wie es lacht", denn das Gegenteil wird oft genug dann auf den nächsten Blättern zu berichten sein. Er wird einem Unterhaltungsort gewidmet sein, der wiederholt auch mit den öffentlichen Vorgängen genannt wird und in der Sittengeschichte Wiens eine große Rolle spielt. Es ist dies der „Apollosaal", dessen Name noch heute bekannt und gerühmt ist, obwohl der feenhafte Glanz, der einst von diesem Ort ausstrahlte, schon lange verblichen ist und kaum mehr jemand lebt, der ihn mit eigenen Augen schaute. Schon sein Entstehen knüpft an die Zeitgeschichte an, denn die Eröffnung erfolgte am 10. Januar 1808, dem Tag, an welchem die Vermählung Kaiser Franz I. mit der Erzherzogin Maria Ludovika sich vollzog.

Der Gründer dieses alles Frühere übertreffenden und auch später kaum mehr erreichten Etablissements war Sigmund Wolfsohn, ein sehr geschickter Mann, der schon 1795 eine große Fabrik von chirurgischen Instrumenten und Bandagen errichtete, deren Niederlage sich auf dem Bauernmarkt befand. Seine Erzeugnisse waren so klug erdacht und so meisterhaft ausgeführt, daß sie in der Welt Absatz fanden und Wolfsohn zu einem ansehnlichen Vermögen

verhalfen. Im Anfang des Jahrhunderts erbaute er sich in der damaligen „Zwerchgasse am Oberen Neustift" ein Haus für seine Zwecke, das er dann zum „Apollosaal" umgestaltete, der bis heute der Gasse und einem nachfolgenden großen industriellen Etablissement den Namen gab. Auf seinen Geschäftsreisen, die ihn in alle großen Städte Europas führten, hatte der unternehmungslustige Mann auch die großen Unterhaltungsorte, besonders in Paris und London, kennen gelernt. Da es in Wien nach dem Abwärtsgleiten der „Mehlgrube" an einem solchen fast ganz fehlte, ging Wolfsohn sofort an die Errichtung eines großen Saales mit allen Nebenräumlichkeiten, der alles bisher Dagewesene überbieten sollte. Als findiger Kopf hatte er auch schon damals den Wert der Reklame begriffen und ermangelte nicht, deren Dienste in Anspruch zu nehmen. Schon Wochen vor der Eröffnung bereiteten Zeitungsnotizen auf die kommenden unerhörten Dinge vor und am 27. Januar 1807 prangten an allen Straßenecken Wiens große Plakate, durch welche eine Art Programm des Etablissements gegeben, aber nichts von dessen Wundern verraten wurde. Vor allem wird der gewählte Name gerechtfertigt. „Man findet zwar in großen Hauptstädten und vorzüglich in London den Sommervauxhall, den Tempel Floras, den Garten der Musen; in anderen Ländern einen Zirkussaal, Saal der Harmonie u. dgl.; aber hier sind alle Säle vereinigt und daher hat der Unternehmer für gut befunden, ihn Apollosaal zu nennen, weil Schönheit, Kunst und Natur in ihm vereinigt sind." Weiter hieß es auf den von zahllosen Neugierigen umstandenen Plakaten: „Der Schutz der hohen Landesstelle und die Begünstigung der Witterung machten, daß der Saal bis kommenden Fasching 1808 fertig und zum öffentlichen Vergnügen der hohen Herrschaften und des hochgeschätzten Publikums geöffnet und daselbst den Fasching hindurch alle Sonntage, Dienstags und Donnerstags, wie auch an den drei letzten Faschingstagen Ball gegeben werden wird. Auch außer der Faschingszeit wird dieser Saal auf Verlangen eröffnet werden, jedoch muß die Bestellung eines solchen Balles von der Herrschaft oder Gesellschaft, die ihn geben will, wenigstens drei Wochen vorher gemacht werden, damit alles nötige gehörig vorbereitet werden könne. Es ist nämlich jeden Abend außer den Wachen ein großes Dienstpersonal und ein Orchester von 50 bis 60 Musikern, nebst einer Beleuchtung von 5000 Wachskerzen nötig, welches zusammen der gedachten Vorbereitungszeit bedarf." Als Leiter des Orchesters wird Kapellmeister Hummel, der Vater des berühmten Klaviervirtuosen und Komponisten, genannt, die Traiteurie war den Herren Willar und Hofbauer anvertraut. Am Schlusse des Plakates, das trefflich darauf berechnet war, die Erwartung auf das Höchste zu spannen, hieß es: „Daß der Saal mit großer Mühe und großen Kosten erbaut und jeder Ball mit bedeutenden Unkosten verknüpft ist, wird Jedermann leicht einsehen. Jedoch hat der Unterzeichnete so genau, wie möglich ist, gesorgt, um dieses Vergnügen nicht durch zu kostspieligen Aufwand der hohen Gönner zu stören und daher den Eintritt für jede Person ohne Unterschied des Geschlechts, sowohl für Erwachsene als Kinder, auf fünf Gulden bestimmt." In einer Umschreibung hieß es: „Eingeladen sind sie all!", doch schließt ein Zusatz „unanständig gekleidete Personen, wie auch die mit Schleyphauben und Corsetten, dann Diener in Livrée aus", auch „mit Sporen oder Hunden" war es nicht gestattet, einzutreten. Der letztere Beisatz könnte überflüssig erscheinen, aber es müssen damals ziemlich ungezwungene Gewohnheiten geherrscht haben, die ein solches ausdrückliches Verbot erforderten. Auch eine „Ordnung für die Hoftheater" aus dem Jahre 1800 erklärt ausdrücklich das Mitnehmen von Hunden unstatthaft. Auch die Gewohnheit, am Ende ein Stück förmlich auszupfeifen und auszuzischen wird gerügt. Das Publikum ließ sich aber nicht leicht reglementieren. Als einst stürmischer Beifall erscholl,

hob sich zwar der Vorhang, es erschien aber ein unbeteiligter Schauspieler, um zu erklären, daß auf Allerhöchsten Befehl niemand mehr nach beendigtem Schauspiel auf der Bühne erscheinen dürfe. Da ruft jemand vom Zuschauerraum herüber: „Na, dann hättest du Esel auch d'rin bleiben sollen!" Wie es in den Vorstadttheatern ungeniert zuging, geht daraus hervor, daß in jenem in der Josefstadt geraucht werden durfte, im Theater an der Wien aber die Bierpreise affichiert waren und bei offener Szene dieses Lieblingsgetränk herumgereicht wurde. Unberechtigt ist also die Klage eines „Reisebriefes" aus dieser Zeit nicht zu nennen: „Kein Publikum ist im Schauspiel so unartig wie das Wienerische. Wird ein Stück nicht sofort um 7 Uhr begonnen, so entsteht ein Lärmen, Klatschen und Stampfen, daß man in Gefahr gerät, das Gehör einzubüßen" und es ist auch Wolfsohn nicht zu verübeln, wenn er von vorneherein der Ausdehnung solcher Unsitten auf den Apollosaal vorzubeugen suchte.

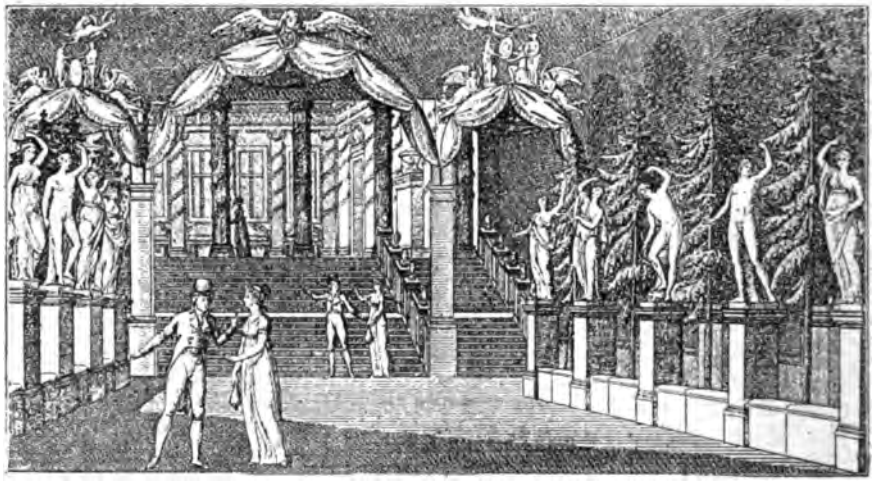
Vom Tage der Eröffnung an machte dieser Vergnügungsort beispiellosen Furore. Die Zeitungen brachten begeisterte Schilderungen und selbst die Spitzen der Gesellschaft konnten dem Verlangen nicht widerstehen, diese Wunder zu schauen. Schon sechs Tage nach der Eröffnung konnte die „Wiener Zeitung" berichten: „Am 14. Januar beehrten sämtliche k. k. Hoheiten, dann des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen königliche Hoheit bei einer sehr zahlreichen Versammlung des hierortigen hohen Adels den an der Mariahilferstraße in der Zieglergasse neuerbauten und am 10. d. M. zum ersten Mal eröffneten Apollosaal mit höchstderen Gegenwart und würdigten diesen Erlustigungsort des ausgezeichnetsten Beifalles. Dieser, von unserem bewährten Mechaniker Wolfsohn neuerbaute Saal hat sich zu einer Sehenswürdigkeit erhoben und zu Wiens Ergötzungen einen Beitrag geliefert, der ihm unter allen bestehenden Sälen Europas den ersten Platz anweist. Er erschöpft alle Forderungen an die Natur und Kunst, alle Schönheit und Pracht; abwechselnd und überraschend ist jeder Anblick, immer dringt sich der Genuß einer anderen reizenden Gegend auf; die ausgezeichnete Musik, die künstlichen Wasserfälle, die Anmut des Gartens, die Täuschung der kunstvoll dekorierten Rosenallee ergötzen den Tanz-, die Natur- und Kunstliebhaber mit sich stets erneuerndem Vergnügen; alles leistet mehr, als die gespannteste Neugierde erwarten kann. Um aber diesen ebenso weitläufigen als kunstvollen Belustigungs- und Erholungsplatz vor jedem anderen Erheiterungsort auszuzeichnen, hat Wolfsohn gleich nach dem ersten Eröffnungstage mehrere Luftöffnungen angebracht und ihm dadurch nach der einzigen Stimme aller hohen Anwesenheiten den Stempel der Vollkommenheit aufgedrückt."

Die ersten Beschreibungen der Wunder des Apollosaales sind fast zu überschwänglich, um eine halbwegs klare Vorstellung zu geben. Wir geben einen Bericht aus dem Jahre 1809, wo noch die ganze erste Einrichtung bestand, die auch den vollen Beifall der verwöhnten französischen Offiziere fand. F. A. Freiherr von Schönholz schreibt in seinen sehr gehaltvollen „Traditionen" über den Apollosaal: „In der Tat vereinigte diese in ihrer Art einzige Unternehmung alles, was sinnreicher Geschmack, eine ästhetisch gebildete Phantasie und raffinierter Luxus der üppigsten Gesellschaft zu bieten hatten; kein Sinn ging leer aus und keiner ward überboten; die Grazien und Musen scheinen sich hier das Wort gegeben und bei der Ausschmückung gewetteifert zu haben. Man denke sich einen ungeheuren oblongen Raum — der Ausdruck Saal gibt einen zu kleinen Begriff von der Sache — als Zauberhain dekoriert mit lebendigen Gewächsen und natürlichen Felsen. Dieses eigentümliche Mittelding von Park und Salon überschaute man beim Eintritt von einer zwanzig Stufen hohen, mit grünem Tuch belegten, mit Goldgeländern und dem köstlichsten Gesträuch und Blütenbüschen armierten, mit Lichtguirlanden getragenen Estrade. Von diesem

schon an sich einen Saal mit Nebenzimmern vorstellenden Emporium (Bild S. 408) stieg man in den Hauptsaal hinab, dessen Mittelraum parkettiert für drei große Tanzkreise Raum bot. An den beiden Seiten liefen Alleen von lebendigen Cedern, welche aus dem Boden wuchsen, dazwischen Statuen auf Postamenten und Ruhebänke. Hier schritt man auf grünem Tuchrasen zu dem anderen Ende des Saales, wo sich in ganzer Breite eine Felsengrotte erhob, auf deren bewaldetem Gipfel Apoll die Sonnenrosse lenkte, umgeben von den Musen, umflossen von magischem Lichtglanz. Verborgen hinter den Felsen und Gebüschen wirkte das starkbesetzte Orchester, nur für das Gehör vorhanden (Bild S. 409). Drei Eingänge führten in die halbdunklen Höhlen und Galerien der Grotte; es rauschten Springwasser und Fälle zwischen Schlingpflanzen, schimmernden Erzstufen und Marmorbecken, darin Goldfische glänzten, grotesk beleuchtet von den Blitzlichtern versteckter Lampen. Weiters gelangte man zu den teils in edlem, teils in phantastischem Stil geschmückten Speisesälen und Stübchen. Das Geringste war hier außergewöhnlich in Form und Zusammenstellung, selbst die Öfen Allegorien, z. B. Eremitagen, Bacchus auf dem Weinfasse, die Statue Josef II. darstellend. Auf der runden Haupttafel zu vierundzwanzig Gedecken im größten dieser Säle ruhte ein prachtvolles Bronzebassin, in dessen Mitte Neptun aufrecht thronte und in den Knauf des Kronleuchters griff, über dessen vierundzwanzig Lichter je ein feiner Wasserstrahl sprang, den ein auf der Bronzearabeske gaukelnder Triton in einem Kristallfüllhorn auffing. Ebensoviele Löwen am Fuße des Neptunsthrones gossen Wasser in das Becken. Von der Beschaffenheit dieses Tafelaufsatzes läßt sich nun auf den gediegenen Luxus der ganzen Anlage schließen, welche allerdings auch ihren Schöpfer zugrunde richtete, da die Unterhaltungskosten dieser stets wechselnden Pflanzenwelt, die tausende Wachslichter, die kostspieligen Pumpwerke zum Speisen der Wasserkünste, auch die hohen Zinsen des aufgenommenen enormen Kapitals, die Größe der Einnahmen von 20.000 bis 40.000 Gulden an einem Abend überboten. Das Sinnreichste der Dekoration enthielt der Nebensaal, in gleicher Länge mit dem Tanzsaal, wohin man aus diesem durch zwei hohe Portale gelangte. Wie dort blendende Helle, so hier Nachtdunkel, Waldschatten, Stille und Kühle; der ganze Raum ein lebendiger Garten, die Gänge zwischen den Beeten gebielt, aus den letzteren Bäume, Strauchwerk und Blumen in anmutigen Gruppen emporsteigend; dazwischen große in Bronzegittern gefaßte Bassins mit wasserausgießenden Statuen, in der Mitte des Haines ein prachtvolles goldenes Zelt mit Billards; am Ende des Saales noch drei solcher Zelte, wo kühlende Erfrischungen gereicht wurden, über diesem eigentümlichen Park aber, wie im Tempel der Nacht in Schönau, nur im größeren Maßstab, ein künstliches Firmament ausgespannt, woher ausschließlich das Licht zur Beleuchtung kam, in Abstich zu dem grellen Schimmer des Hauptsaales von wunderbarer Wirkung."

Wie schon dieser Berichterstatter andeutet, kam der kühne Unternehmer trotz des besonders im Anfang sehr starken Besuches nicht auf seine Rechnung. Schon im Jahre 1809 nahm Wolfsohn auch die Traiteurie in eigene Regie und machte große Neuherstellungen. Das damals von ihm angeschaffte Silberservice, zu dem kunstvolle Tafelaufsätze, Schüsseln, Platten und Teller gehörten, repräsentierte den für jene Zeit enormen Wert von 640.000 Gulden. Die Kellner waren ein Elitekorps von 80 Leuten, die reiche Livree trugen, blautuchene Fracks mit Goldknöpfen, blaue Kniehosen mit Goldborten, weiße Seidenstrümpfe, rote Westen, weiße Krawatten und Handschuhe. Im ganzen bestand das Etablissement aus 5 Sälen, 31 Zimmern, 3 riesenhaften Glashäusern, 13 Küchen, 3 Schankzimmern und 3 Magazinen, wozu noch die Kellereien und anderen Nebenräume kamen. Zur Erwärmung der Lokale mußten 65 Öfen geheizt werden.

Der Apollosaal als Vergnügungslokal war an Ehren reich und erlebte glänzende Tage, obwohl deren Ertrag die mißliche ökonomische Lage des Unternehmens nicht bessern konnte. Am 7. März 1810 fand sich Kaiser Franz selbst ein mit seiner Tochter Maria Louise und dem um deren Hand als Brautwerber für Napoleon erschienenen Marschall Berthier, Herzog von Neufchatel. Das Jahr 1811 brachte Wolfsohn empfindliche Verluste, die seine Situation vollkommen untergruben. Man bezifferte seine Verluste durch die bekannte Geldkrisis auf sehr hohe Summen und der Besuch seines Lokales stockte vollends. Obwohl er schon ein Jahr später sich zahlungsunfähig erklären mußte, wurde der Apollosaal doch von ihm fortgeführt. Seine ganze Hoffnung setzte er nun auf den Wiener Kongreß, der dem Apollosaal noch eine Zeit des Glanzes brachte, aber die Erwartungen doch nicht erfüllte. Der höfische Chronist der Kongreßzeit, der Graf de la Garde, ist zwar auch des Lobes voll über

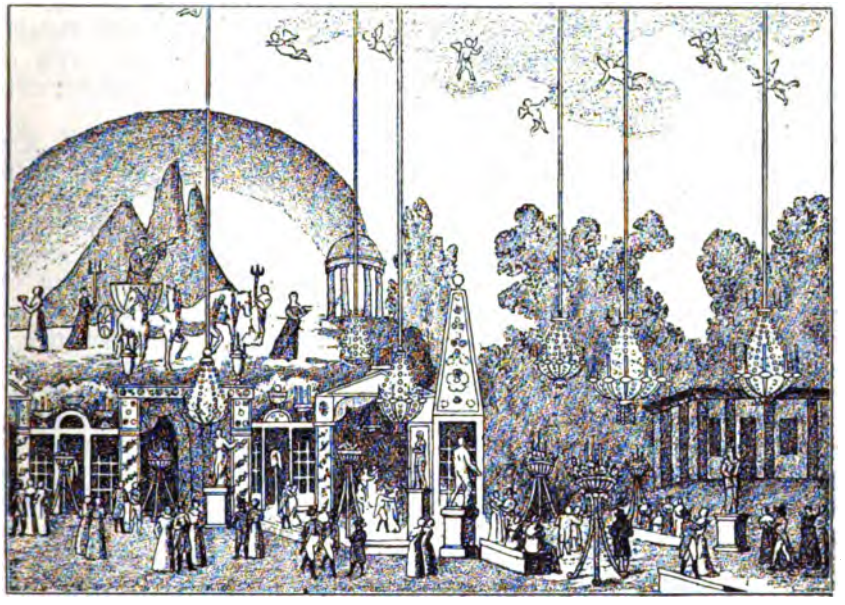


Vestibüle im Apollosaal. (S. 407.)

den Glanz des teilweise erneuerten Etablissements, von dem er berichtet: „Die Dekoration dieser Räume machten sich alle Stylarten streitig; der maurische Styl in seiner Bizarrerie, der griechische in unverfälschter Reinheit, der gothische mit Zackenbögen. Mit einem Wort, Alles was geeignet war, den Augengenuß zu vervielfachen oder zu erhöhen, fand sich da vereinigt. Hier das Funkeln Tausender von Kerzen in den zahllosen Kristallgläsern der Kronleuchter; dort die milde Helle der Alabasterlampen, eine Nachahmung des friedlichen Nachtsternes, verbreiteten in diesen Sälen eine Lichtfärbung, die allen Zwecken entsprach. Und während die Strenge des Winters die Erde rings umher mit Schnee bedeckte, athmete man hier die milde Frische des Frühlings mit den lieblichsten Wohlgerüchen. Die Menschenmenge war bei unserem Eintritt eine ungeheuere, man schätzte sie auf 8000 bis 10.000 Köpfe."

Auf einem besonders zu ihren Ehren veranstalteten Ball erschienen sämtliche in Wien versammelten Monarchen mit dem Anhang von militärischen und diplomatischen Berühmtheiten und allen Spitzen der Wiener Gesellschaft. Das für die Tafel der Souveräne besonders angeschaffte Silbergeschirr soll eine Summe von 80.000 Gulden beansprucht haben. Einzelne der fürstlichen Gäste,

wie Kaiser Alexander von Rußland, der König von Dänemark, Kronprinz Ludwig von Bayern ꝛc. besuchten den Apollosaal öfters, im ganzen aber war dem Unternehmen gerade die allerorten gebotene Fülle von Unterhaltungen von Schaden, und als die glänzenden Tage des Kongresses verrauscht waren, hatte sich die Lage Wolfsohns noch verschlimmert. Er führte das Unternehmen, allerdings in sehr reduziertem Maßstab noch bis 1819 fort, wo ein Teil der Realität parzelliert, der Apollosaal selbst aber Eigentum des Zuckerbäckers Höfelmeyer wurde. Unter dessen Leitung bewahrte er noch immer eine gewisse Bedeutung als der eleganteste Ballsaal Wiens, welcher besonders von den durch ihren Reichtum sprichwörtlich gewordenen Fabrikanten des „Brillantengrundes“ mit Vorliebe besucht und zu Festen benützt wurde. Dieser letzte Abglanz währte



„Tanzhain“ im Apollosaal. (S. 407.)

noch durch die Zwanzigerjahre, dann ging es rasch abwärts mit dem Apollosaal, bis er 1839 ganz aus der Reihe der Vergnügungslokale verschwand und in den Besitz der Seifensiedergewerkschaft kam, die ihr weltbekanntes Produkt, die ersten Stearinkerzen, nach dem verschwundenen Saal „Apollokerzen“ benannte, so daß nochmals von dieser Stätte Glanz und Licht ausging. Das heute auf dem Boden des ehemaligen Apollosaales stehende Gebäude entstand nach einem in das Jahr 1876 fallenden verheerenden Brand.

Im Mittelpunkt aller Reformen, welche in die Jahre 1806 bis 1809 fielen, stand die Wehrhaftmachung der Bevölkerung. Diese Aufgabe fiel naturgemäß dem Erzherzog Karl zu, der seit dem Ende des letzten Krieges als Generalissimus an der Spitze des Heerwesens stand. Es ist hier nicht der Platz, eingehend zu schildern, in welcher Weise und durch welche einzelne Maßregeln der Erzherzog in rastloser Arbeit seiner großen Aufgabe gerecht wurde. Durch alle Mittel suchte er das geistige Niveau aller Chargengrade zu heben, selbständiges Denken und Handeln an Stelle formalen Dienstbetriebes zu setzen.

Von größter Bedeutung aber wurde es, daß er die Umgestaltung der Armee in ein wahres Volksheer anbahnte, in dessen Rahmen ohne übermäßige finanzielle Belastung das zur Verfügung stehende große und vielfach begabte Menschenmaterial zur Verteidigung des Vaterlandes im Notfalle herangezogen werden konnte. Verständnisvolle Helfer bei diesem Werk fand der Erzherzog an seinen beiden Brüdern Josef und Johann, aber auch an den Staatsmännern dieser Epoche, die alle ihre Maßregeln dem einen großen Zweck der Wehrhaftmachung anpaßten. Leider war die zugemessene Friedenszeit zu kurz, um das Institut der Landwehr schon im vollen Umfang und in allen Teilen des Reiches so organisieren zu können, daß es in dem über Erwarten früh eintretenden Notfall schon seine volle Wirksamkeit entfalten konnte. Indessen war man doch durch die angestrengteste Tätigkeit im Sommer 1808 soweit, daß in den meisten Teilen des Reiches die ersten Landwehrbataillone fest formiert waren, deren Zahl sich im Spätherbst schon über 150 belief. In Wien wurden sechs Bataillone aufgestellt, zu welchen der Zudrang schon damals, wo der Krieg noch nicht entschieden war, sich so lebhaft gestaltete, daß viele Bewerber abgewiesen werden mußten.

Wenn damals Graf Andreossy die Warnung nach Paris richtete: „Österreich bot niemals einen so kriegerischen Anblick wie jetzt, und noch nie verstand es die österreichische Regierung, dem Adel und allen Bürgerkreisen einen solchen Schwung zu verleihen", so entsprach das nur der Wahrheit. Ein fester trotziger Wille bewegte die ganze Volksmasse, alles an das Abschütteln einer unerträglichen Zwingherrschaft zu setzen. Dieser Geist regte sich mit Macht in allen Provinzen, am meisten aber in Wien. Ein Reisender aus Deutschland weist auf die „innere Gährung und Bewegung in der Nation, die eine wichtige Zeit ahnen läßt" und er freut sich in solcher Epoche in einer Stadt zu leben, „die durch ein höheres Interesse aus einer Ruhe und Behaglichkeit geweckt wird, die man ihr so oft zum Nachteil angerechnet hat". Trotz der kaum vernarbten wirtschaftlichen Wunden machte sich eine beispiellose Opferwilligkeit geltend. Von allen Seiten fließen Gelder zu, der Hochadel, der reiche Klerus, die begüterten Klassen leisten ansehnliche Beisteuern, aber tausend und tausend kleine Gaben aus den mittleren und unteren Ständen fließen zu, die durch ihre Zahl auch ein beträchtliches Resultat ergeben und vielleicht noch bedeutungsvoller sind, weil sie wirkliche Opfer bedeuten. In Altlerchenfeld trägt ein betagter Mann im Einverständnis mit seinem Weib die im Laufe der Jahre mühsam ersparten 100 Gulden auf das Amt, um sie für die Kriegskosten zu widmen. Zahlreiche Fälle sind bekannt, daß Hausbesitzer erklären, von Familien keinen Mietzins zu verlangen, solange deren Ernährer mit der Landwehr im Felde steht. Der Baumeister Hainz in Mariahilf rüstet zwei seiner Arbeiter vollkommen aus und sichert, da einer davon verheiratet ist, dessen Gattin einen täglichen Bezug von 20 Kreuzern zu, dem aber, der sich im Feld besonders hervor tut, ein Kapital von 1000 Gulden. Viele Fabrikanten rüsten die landwehrfähigen unter ihren Arbeitern auf ihre Kosten aus, so der Seidenzeugweber Reschauer von der Wieden siebzehn, der Seifensieder Jaure sechs Landwehrmänner und solcher Beispiele brachten die Zeitungen jener Tage eine Menge.

Wie schon oben erwähnt, war der Andrang zur Landwehr ein so großer, daß Abweisungen erfolgen mußten. Das galt für eine Art Schmach und führte manchmal fast zu Tumulten. In der Vorstadt Neustift erschoß sich ein zudem kränklicher Schuhmacher, Kähsmann, aus Kränkung darüber, weil man ihm die Aufnahme in die Landwehr verweigerte, ein anderer Gewerbsmann, der ausgedienter Unteroffizier war und sechs unversorgte Kinder hatte, bestand trotz aller Vorstellungen darauf, dem Vaterland in solcher Zeit nochmals dienen

zu wollen. Beispiele von Zaghaftigkeit und Wankelmut kamen sehr selten vor und fanden aus der Mitte der Bevölkerung sofort ihre Zurechtweisung. Als vor der auf der Wieden amtierenden Kommission einige Männer Einwendungen erhoben, trat der Grundrichter am Hungelbrunn, Franz Brabbée, 60 Jahre alt, Wechselsensal und ein sehr vermöglicher Mann, vor, um seine Einreihung zu verlangen. Beschämt folgten nun die meisten seinem Beispiel, er zog aber seine Erklärung nicht zurück und erhielt in der Landwehr später den Offiziersrang.

Wien glich in der Tat in jenen Tagen einem Heerlager. Ein großer Teil der Bevölkerung trug militärische Abzeichen, überall zogen größere oder kleinere Truppenabteilungen; auf allen Plätzen übte man sich in den Waffen. Diesen äußeren Anzeichen entsprach der Geist der Bevölkerung, der in Wahrheit ein kriegerischer war. Jener Schusterjunge, der neben einem Landwehrmann hertrabend, dessen Gewehr trug und es plötzlich in die Luft schwang mit dem Ruf: „Raufen möcht' i — mit den Franzosen möcht' i raufen!" lieh nur der Stimmung Worte, die in der Mehrzahl der Wiener Bevölkerung und in allen Teilen des Reiches lebendig war. Auch jener französische Diplomat war im Recht, als er sagte, daß im Jahre 1805 weder Volk noch Armee den Krieg wollten, sondern nur die Regierung, im Jahre 1809 aber wollten ihn Volk und Armee und die Regierung müsse dem folgen. Die begeisternden Worte der an die Landwehr erlassenen Tagesbefehle gingen von Mund zu Mund, auf den Straßen bildeten sich Gruppen, in welchen sie laut verlesen und eifrig besprochen wurden. In einer solchen Kundmachung des Erzherzogs Karl hieß es: „Wir stehen gegen jedermann auf, der unsere Selbstständigkeit oder unser Eigentum antasten will; wir wollen nicht Sklaven fremder Herrscher werden!" und der feurige Erzherzog Johann rief der steierischen Landwehr zu: „Liebe zum Vaterland, Enthusiasmus für Selbstständigkeit, Haß gegen alle fremden Tyrannen, erhabenes Bewußtsein des eigenen Wertes, lebendiges Gefühl unserer Kraft, echter altösterreichischer Sinn geben der Landwehr ihr Dasein!"

Jede Zeit, die das Gefühl des Volkes in seinen Tiefen erregt, findet ihre Dichter. Auch in Österreich mangelten sie damals nicht, Collin, Castelli, Felbiger und Graf Chorinsky liehen in ihren Liedern dem Empfinden des Volkes kräftigen Ausdruck. Mag auch ihr poetischer Wert ein sehr ungleicher sein, so bemerkt das nur die heutige Kritik; zur Zeit des Entstehens gingen sie von Mund zu Mund, weil sie der allgemeinen Stimmung entsprachen und den Sturm in den Herzen noch mehr entfachten. Als bei einem Konzert im Redoutensaal die gefeierte Anna Milder ein Lied sang, das in der Strophe ausklang:

„Wir stehen vor Gott! Hör' uns Gott!
Wir schwören!
Wir halten zur Fahne in heißer Schlacht,
Bis es Gottes Gewalt durch uns vollbracht!
Wir schwören!

da erhoben sich die den besten Gesellschaftskreisen angehörigen Anwesenden im Beisein des Hofes, um in den feierlichen Ruf auszubrechen: „Wir schwören!" Kurz vorher aber hatte sich, wie um die alle Volksschichten von oben bis unten beseelende gleichartige Stimmung nachzuweisen, vor der Landwehrkommission der Vorstadt Erdberg eine merkwürdige Szene zugetragen. Unter dem Vorwand dringender Verhinderung wegen Familienverhältnissen begehrte ein schon eingetragener Landwehrmann seine Streichung aus den Listen. Man wollte der Bitte willfahren, als die anwesenden Kameraden dazwischen traten und den Zaghaften mit Vorwürfen überhäuften, weil er den mit einem Schwur bekräftigten Bund breche, durch welchen sie sich verpflichtet hatten, dem Ruf zu den

Waffen zu folgen und treu beieinander auszuhalten in Kampf und Gefahr. Sofort trat der Beschämte von seinem Begehren zurück.

Schon die brüske Weise, mit welcher Napoleon dem ihn im Auftrage des Kaisers Franz begrüßenden General Baron Vincent im Oktober 1808 zu Erfurt begegnete, ließen kaum einen Zweifel darüber, daß man einen neuen Zusammenstoß mit dem durch maßlose Ruhmsucht vorwärts getriebenen Herrscher Frankreichs entgegen gehe. Barsche Anfragen über den Zweck der Rüstungen Österreichs wurden artig aber ausweichend beantwortet; in einem eigenhändigen Schreiben beteuerte Kaiser Franz I. seine Friedensliebe, doch vergebens, der Krieg gegen Österreich war beschlossene Sache, da Napoleon Preußen im Jahre 1806 bis zur Wehrlosigkeit niedergeworfen, die anderen deutschen Fürsten aber ganz auf seine Seite gezogen hatte und Rußlands Neutralität sicher war, dem er freie Hand bei seinen Plänen auf den Orient ließ. Die Spannung wurde immer größer, schon im Februar 1809 verließ der französische Gesandte Graf Andreossy Wien und eine neuerliche Anfrage über den Zweck der österreichischen Rüstungen fand endlich am 27. März die verdiente Antwort, die aber gleich einer Kriegserklärung wirken mußte.

In Wien bereitete man sich in fieberhafter Tätigkeit auf den Krieg vor. Schon im Januar 1809 begann die Bürgerwehr ihre Übungen. Sie hatte im Vorjahr ein neues von Wohlleben ausgearbeitetes und vom Erzherzog Karl überprüftes Organisationsstatut erhalten, das ihr im Bedarfsfalle die mit den bürgerlichen Pflichten vereinbarliche festere militärische Form sichern sollte. Ihre Uniformierung in dieser Zeit zeigt die Abbildung S. 416; sie unterscheidet sich nur in Einzelnheiten von der damals üblichen militärischen Uniform, die durchaus nicht so unbeeinflußt von der Mode bleibt, als man gemeiniglich annimmt. Noch immer paradiert in reich verschnürter Kleidung der Offizier des ungarischen Bürgerkorps, der aber den Dreispitz abgelegt und durch den mit Tuchsack und Reiherbusch geschmückten Kalpak eine weitere Annäherung an das ungarische Nationalkostüm vollzogen hat. Interessant ist es, daß auch die Unteroffiziere des Bürgerkorps als Abzeichen ihrer Würde den „Haslinger" trugen, der doch natürlich in diesem Falle nie in der bekannten ominösen Weise zur Verwendung kam, wie beim Militär.

Am 20. Februar 1809 erfolgte die neuerliche Ernennung des Erzherzogs Karl zum Generalissimus mit einem für den Kriegsfall wesentlich erweiterten Wirkungskreis und schon am 1. März ordnete er die Mobilmachung der Armee nnd die Einberufung der Landwehr an, um sie in die bestehenden größeren Truppenverbände einreihen zu können. In Wien und in einigen Provinzorten vollzog sich diese prompt, im allgemeinen war die Organisation noch zu jung und zu wenig gefestet, um zur vollen Wirkung zu gelangen. In den nördlichen und östlichen Provinzen vollzog sich die Aufstellung und Ausrüstung sehr langsam, die ungarischen Bataillone waren erst nach Monaten zur Verwendung im Felde tüchtig.

Obwohl durch den bevorstehenden Ausmarsch der sechs in Wien aufgestellten Landwehrbataillone viele Familien betroffen wurden, deren Ernährer dadurch den Wechselfällen des Krieges ausgesetzt erschienen, war die Stimmung zwar eine ernste, aber keine zaghafte. Oft konnte man hören, daß, da der Krieg nun einmal nicht zu vermeiden war, das Möglichste geschehen müßte, um im schlimmsten Falle „doch mit Ehren zugrunde zu gehen".

In den ersten Märztagen fand die Musterung der Wiener Landwehrbataillone durch den Kaiser statt, am 9. war im Beisein der Kaiserin die Fahnenweihe auf dem Glacis. Wieder entzückte die hohe Frau alle, die ihr nahe kamen. Sie ließ sich sämtliche Offiziere vorstellen, belobte ihren Patriotismus und dankte

mit Tränen in den Augen den Familienvätern für das schwere Opfer, das sie der Verteidigung des Vaterlandes brächten, indem sie in so schwerer Zeit ihre Angehörigen verließen.

Bei dem letzteren Anlasse begrüßte Erzherzog Karl die Wiener Landwehr mit dem folgenden warmen und echt soldatischen Erlaß: „Edle Freywillige Wiens! Ich konnte Mir das Vergnügen nicht versagen, an diesem festlichen Tage in Eurer Mitte zu sein. Die hohe Begeisterung, mit der Ihr Euch heute dem Dienste unseres geliebten Monarchen, und dem Schutze unseres schönen Vaterlandes geweiht habt, ist ein herzerhebender Zug in der Geschichte Österreichs! — er knüpft unauflöslich das Band der Liebe und des Zutrauens zwischen dem Monarchen und Euch. Wenn dem Vaterlande Gefahr droht, so zähle ich auf Euren Arm. Keiner von Euch will fremden Hohn und fremde Fesseln tragen. Dieser feste patriotische Entschluß erzeugt Helden, und verbürgt den Sieg. Wo uns die Ehre und das Vaterland hinrufen, da finde ich Euch wieder, — da findet jeder von Euch auch Mich!"

Am nächsten Tage fand der Ausmarsch statt. Eine ungeheure Menschenmenge umsäumte den Paradeplatz zwischen dem Burg- und Schottentor, auf dem die sechs Bataillone Stellung genommen hatten. Noch einmal erfolgte der Vorbeimarsch vor dem Kaiser, dann vollzog sich mit allem kriegerischen Gepränge, unter rauschender Feldmusik und fliegenden Fahnen der Abmarsch. Bis weit hinaus folgten viele den abziehenden Truppen, um noch einen letzten Blick und Gruß der in einen voraussichtlich schweren Kampf ziehenden Angehörigen zu erhalten. Wohl flossen viele Tränen, aber auch ein gewisses Gefühl des Stolzes machte sich geltend, daß der Gatte, der Bruder, der Geliebte so mannhaft zur Erfüllung der heiligsten Pflicht auszog. Die Adjustierung der Landwehr wies gewisse provinzielle Verschiedenheiten auf; jene aus Wien und Niederösterreich trug graue Paletots und hohe schwarze Kamaschen, als Kopfbedeckung aber an einer Seite aufgeschlagene Corséhüte, wie sie ähnlich noch lange Zeit bei der Jägertruppe üblich waren. (Bild S. 417.) Drei von Erzherzog Ludwig geführte Bataillone der Wiener Landwehr überschritten die Donau, um als erstes Marschziel Korneuburg zu erreichen, die drei anderen zogen, von Erzherzog Maximilian d'Este kommandiert, am rechten Ufer aufwärts bis nach Klosterneuburg.

Auf Anregung und mit reichlicher Teilnahme der Kaiserin Maria Ludovika eröffnete Bürgermeister Wohlleben sofort nach dem Ausmarsch eine Sammlung für die hilflos zurückbleibenden Familien verheirateter Landwehrmänner. Sie ergab schon in wenigen Tagen die namhafte Summe von 60.000 Gulden, mit welcher wenigstens für einige Zeit der Unterhalt solcher Familien sichergestellt werden konnte.

Am 6. April verließ Erzherzog Karl Wien, um das Kommando der in Bayern einrückenden Armee zu übernehmen. Noch immer gab man sich der Hoffnung hin, daß sich die Völker gegen das Joch des Eroberers auflehnen würden, das die süddeutschen Fürsten so bereitwillig trugen. In ergreifenden Worten sprach das Kriegsmanifest des Erzherzogs aus, daß der bevorstehende Kampf nicht nur der Erhaltung der österreichischen Monarchie gelte, sondern auch ausgefochten werden müsse, „um Deutschland die Unabhängigkeit und die Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebühren". Das am 14. April in Wien erlassene Kriegsmanifest des Kaisers an die Völker Österreichs war von Friedrich von Gentz verfaßt und kann noch heute als vorzügliches Muster für solche Staatsschriften gelten, welchen Prägnanz und doch ein gewisser Schwung eigen sein soll. Nachdem die Bemühungen, den Frieden zu erhalten, betont werden, die daran scheiterten, weil „der Eroberer es nicht vertragen

kann, daß der Regent und sein Volk, durch wechselseitiges Vertrauen vereint, stark genug seien, seinen Anmaßungen zu widerstehen", schließt das Manifest mit den Worten: „Was Ihr bisher gethan habt, ist Mir Bürge für die thätigste Mitwirkung, die Ihr leisten werdet. Auch Jener, der nicht die Waffen trägt, wird theilnehmen an der Beschützung des Vaterlandes. Einheit des Willens, Ordnung, Folgsamkeit, bereitwillige Thätigkeit, Vertrauen — das sind die wahren Kräfte eines Volkes. Ihr habt sie gezeigt, ihnen ist es zu danken, daß wir unter besseren Aussichten als je beginnen. Glückliche Ereignisse werden Euch nicht lässiger machen, widrige Zufälle, wenn sie eintreten sollten, werden Euch nicht erschüttern; beharrlicher Muth überwindet jede Gefahr, erhöht jeden Vortheil, stellt jeden Verlust wieder her. Unsere Sache ist gerecht; die Vorsehung verläßt Die nicht, die sich nicht selbst verlassen. Ich vertraue auf Eure Liebe, auf Eure erprobte Treue zu Fürst und Vaterland. Baut auch Ihr auf die väterliche Fürsorge Eures Monarchen, der seine Glückseligkeit nur in der Eurigen findet."

Die zweite französische Invasion Wiens 1809.

Mit unsäglicher Spannung wartete man auf die ersten Nachrichten vom Kriegsschauplatz. Sie entsprachen leider den fast allgemein gehegten Erwartungen eines glücklichen Erfolges nicht. Der französische Kaiser machte wieder von seinem Talent, dem Gegner durch blitzschnelle Bewegungen zuvorzukommen, Gebrauch. Seine Hauptmacht, zu welcher auch die deutschen Rheinbundskontingente zählten, war zur Stelle, bevor sich der Aufmarsch der österreichischen Armee am rechten Donauufer vollzogen hatte. Als Meister des kriegerischen Schachspieles schob er sich zwischen die noch vereinzelten österreichischen Kolonnen, die er in einer Reihe von blutigen Gefechten schlug und endlich Erzherzog Karl selbst in der Schlacht bei Regensburg zum Rückzug auf das linke Donauufer zwang. Die Armee war in zwei Teile zersprengt; der größere unter Erzherzog Karl schlug den weiteren Weg über Böhmen ein, der kleinere, von dem tüchtigen Feldmarschalleutnant Baron Hiller geführt, zog sich am Inn und der Donau zurück, stets bedrängt von den nach Wien vordringenden Franzosen. Wiederholt kam es auf dieser Route zu blutigen Zusammenstößen; so bei Lambach, besonders am 3. Mai bei Ebelsberg, wo sich in einem den ganzen Tag währenden hartnäckigen Treffen die Wiener Landwehrbataillone blutige Lorbeeren errangen. Die nächste Phase des Krieges drehte sich nur um die Wiedervereinigung der beiden getrennten österreichischen Heeresteile; Napoleon suchte sie um jeden Preis zu verhindern oder früher das Korps Hillers zu erdrücken. Das Mittel dazu war in einem rastlosen Vordringen gegen Wien gegeben, wodurch für diese Stadt die Gefahr einer neuerlichen Besetzung durch die Gegner in nächste Nähe gerückt war.

In der Stadt nahm man die ersten ungünstigen Nachrichten von der Armee mit tiefem Schmerz, aber ohne Entmutigung auf. Noch war ja die Armee nicht eigentlich geschlagen, man hoffte noch immer auf eine Wendung des Kriegsglückes. Die Kunde von der tapferen Haltung der Wiener Bataillone bei Ebelsberg fachte Enthusiasmus und Zuversicht wieder an, wenn auch in vielen Familien bange Sorge um das Schicksal der fernen Angehörigen herrschte. Der mit der „Leitung der inneren Staatsgeschäfte" in Vertretung des Kaisers betraute Erzherzog Rainer suchte in einer Proklamation vom 30. April die Bevölkerung von Wien mit neuer Zuversicht zu erfüllen und anerkannte rückhaltslos deren Haltung: „Die Furcht, daß der große Zweck dieses Krieges,

das Ziel aller Hoffnungen und Wünsche, nicht erreicht werden möchte, hat die Bewohner dieser Hauptstadt weit lebhafter beschäftigt als die, daß dieser oder jener Theil der Monarchie, einer vorübergehenden Gefahr ausgesetzt sein könnte." Der Schlußsatz aber, welcher dahin lautete, daß ein Vorstoß des Feindes gegen Wien möglich sei und der Kaiser angeordnet habe, daß „alle die Gegenstände, die zu einem Unternehmen dieser Art vorzüglich einladen könnten, bei Zeiten zu entfernen und in Sicherheit zu bringen" seien, bereitete auf das Schicksal bevor, das Wien abermals drohte.

Am 2. Mai übernahm Erzherzog Maximilian das Stadtkommando. Am Tag vorher hatte Erzherzog Rainer schon einen Aufruf erlassen, der alle Waffenfähigen, die imstande waren, sich selbst auszurüsten, zum freiwilligen Eintritt in die Wehrmacht einlud, wer aber nicht selbst an der Verteidigung des Vaterlandes teilnehmen könne, möge durch Lieferung tauglicher Pferde mit Sattel und Zeug und anderer Ausrüstungsgegenstände die Unbemittelten in die Möglichkeit versetzen, dem Rufe des Vaterlandes zu folgen.

Schon am 1. Mai ging man daran, die Archive und die kostbarsten Teile der kaiserlichen Sammlungen in Sicherheit zu bringen. Am 4. reiste die Kaiserin mit den Prinzen und Prinzessinnen ab. Wie immer waren diese Maßregeln das Signal zur Flucht aller Ängstlichen, doch nahm sie diesmal beiweitem nicht jenen Umfang an, wie in früheren ähnlichen Fällen. Da die Regierung entschlossen schien, die Stadt zu verteidigen, hielten es Viele für Ehrenpflicht, auszuharren, um Dienste leisten zu können. Nur die Fremden und viele wohlhabende Familien, deren Häupter zum Waffendienst eingerückt waren, verließen die Stadt. Ein am 5. Mai vom Oberstkanzler Graf Ugarte erlassener Maueranschlag gab bekannt, daß der Kaiser alle zur „Verteidigung der Residenzstadt" erforderlichen Maßregeln angeordnet und auch mit der Erhaltung der öffentlichen Sicherheit, der ausreichenden Verproviantierung und Bereithaltung der erforderlichen Mittel für den Geldumlauf den Staatsminister Graf Chotek betraut habe.

Erzherzog Maximilian, der Bruder der Kaiserin Maria Ludovika, ein junger feuriger Mann, handelte, wie er es bei dem Entschluß, die Stadt bis zum Nahen der Hauptarmee des Erzherzogs Karl zu halten, tun mußte. Über die Ausführbarkeit dieser Aufgabe waren bei der damaligen Beschaffenheit von Wien die Ansichten sehr geteilt. Selbst in militärischen Kreisen hielt man jeden Versuch einer Verteidigung für vollkommen aussichtslos und von den größten Gefahren begleitet. Erzherzog Rainer, der nebst den Ministern zu den Gegnern dieses Gedankens gehörte, ließ sich durch Bitten der Stände und der Gemeindefunktionäre bewegen, Vorstellungen an den Kaiser zu richten. Er schrieb: „Es fehlt an Behältnissen, an geräumigem Lokale, kurz an Allem, was zu einer haltbaren Festung gehört. Wollte man die Stadt verteidigen, so müßten die Vorstädte ganz verlassen werden, dieser größere Teil der Stadt mit mehr als 150.000 Einwohnern wäre daher dem Feinde preisgegeben, welcher sie gewiß nicht schonen, sondern verwüsten und ausplündern wird. — Die Stadt würde ganz verheert, alle die Anstalten so vieler Jahrhunderte, die kostbaren Gebäude, die Bibliotheken, die Sammlungen, die Erziehungsanstalten ganz vernichtet und dadurch die Bemühungen so vieler großer Monarchen in wenig Tagen ganz verschwinden; ich darf das Bild nicht ausmalen, indem mich der Schmerz dabei ganz durchdringt."

Man hielt aber trotz aller Bedenken an dem Plan fest, Wien bis zur Ankunft des Erzherzogs Karl zu behaupten, die er bis auf den 17. oder 18. Mai zugesagt hatte; bis dahin sei Wien um jeden Preis zu verteidigen. In der Bevölkerung war man dem Gedanken durchaus nicht abgeneigt und in

sehr kampffroher Stimmung. Gerade von dieser Seite stammte der von vorneherein ganz aussichtslose Vorschlag, die Verteidigung nicht bloß auf die innere Stadt und die Leopoldstadt, sondern auf den ganzen Umkreis der Vorstädte auszudehnen. Schönholz berichtet als Augenzeuge in den „Traditionen" über diese Tage: „Wieder war Wien von kriegerischem Leben erfüllt und während die Franzosen schon über St. Pölten hinaus waren, mühte man sich in Wien mit den Vorbereitungen ab, um ihnen einen recht warmen Empfang zu bereiten. In den ersten Tagen des Mai schon hatte man angefangen, am Eingang des Praters einige Schanzen aufzuwerfen, und weiter hinaus bis gegen Nußdorf an der großen Donau erhoben sich mehrere, für Laien allerdings ernst aussehende Erdwerke. In Scharen, zu Fuß, zu Pferd und zu Wagen zog die schöne Welt auf diesem Acker künftiger Bluternte umher. Die Sache wurde noch interessanter, als man auch auf den Stadtbastein Geschützstände einzurichten und in den Torwegen Gerüste zu Verrammlungen zu zimmern begann. Länger aber wurden die Gesichter, als die Mineure Anstalt machten, die schöne Franzensbrücke, eine Zierde der Vorstädte, zu sprengen, wiewohl die Breite des Stromarmes sich hier mit sechs Pontons überbrücken läßt. Ein Rinnstein für den Feind! Überall wurde maßlos gearbeitet. Tausende von Fuhren mit Baumaterialien rollten durch die Stadt, im Stadtgraben riß man die dort befindlichen Magazine ab, vor dem Rotenturmtor mußten die zu beiden Seiten noch außerhalb stehenden kleinen Häuser beseitigt werden. Auch an die Aufstellung und Organisierung der Verteidigungskräfte ging man mit großem Eifer. An acht verschiedenen Punkten nahm man die Einschreibung der wehrfähigen Bevölkerung vor, die sofort in Kompagnien eingeteilt wurde, deren Kommando einem angesehenen Bürger zufiel. Einer Anzahl dieser Abteilungen stellte man einen gedienten Offizier vor, die den Reihen der Pensionisten entnommen waren und die Mannschaften täglich durch mehrere Stunden zu drillen hatten. Obwohl man die Einlieferung aller Waffen anordnete, mangelte es doch daran und man griff dazu, die Vorräte des kaiserlichen Zeughauses zu verwenden. Dies gab, da alles was von moderner Armatur verhanden war, bis auf das letzte Bajonett [illegible] disziplinierten Scharen zur Verwendung kam, zu einer höchst merk-

Wiener Bürgermilitär um 1808. (S. 412.)

würdigen Scene Veranlassung; denn sobald die prachtvollen Säle geöffnet waren, stürzte der Pöbel herein und riß an sich, was er nur schleppen konnte. Da blitzte der Sonnenstrahl auf Mordeisen, die er seit Jahrhunderten nicht beschienen hatte, Lastträger, Knechte, Weiber, Lehrburschen trugen sich auf den Straßen mit Partisanen, Morgensternen, Gabelbüchsen, Flambergen, Mordäxten, Streitkolben, Hellebarden — es war eine Plünderung.“ Man schätzte die Zahl der damals verschleppten Waffen auf mehr als 70.000 Stück, darunter manches in historischer und künstlerischer Hinsicht wertvolle Exemplar, das nie mehr zum Vorschein kam.

Am 9. Mai standen die französischen Vorposten schon bei Hütteldorf, Napoleon hatte sein Hauptquartier in St. Pölten, während Wien noch mitten in den Vorbereitungen zum Widerstande war. Bei der Raschheit des Vordringens mußte man den Plan, auch die Vorstädte zu verteidigen, natürlich aufgeben, denn die Franzosen rückten am nächsten Tag schon in die westlichen Vorstädte ein, am gleichen Tage, wo der größere Teil des Hillerschen Korps durch Wien zog, um die Donau zu überschreiten. Nur ein Teil desselben blieb in der Stadt zurück, zu deren Verteidigung nun 16.000 Mann Linientruppen und Landwehr zu Gebote standen, wozu noch die wenigstens 6000 Mann betragende Bürgerwehr, ein aus 1000 Köpfen bestehendes Korps von Studenten und Künstlern und der schnell zusammengeraffte Landsturm kamen — eine zur Behauptung der Wälle ganz ausreichende Macht, wenn der ganze Versuch ausführbar gewesen wäre.

Landwehr aus Wien und Niederösterreich. (S. 413.)

Beim Anblick der verhaßten Franzosen flammte die Kampfbegierde in der Bevölkerung neuerdings auf. Eine Kavallerieabteilung vom französischen Vortrab drang bis gegen das Kärntnertor vor und wollte einige an der Wienbrücke vergessene Munitionskarren erbeuten, woran sie aber nach kurzem Scharmützel von der berittenen Bürgergarde gehindert wurde. Als eine der die Vorstädte noch durchstreifenden Husarenpatrouillen mit Chasseüren der Garde zusammenstieß und diesen weichen mußte, drangen einige der französischen Reiter im Eifer der Verfolgung in die Stadt ein. Einen davon riß im Komödiengäßchen ein Volkshaufe vom Pferd und tötete ihn, drei andere fielen schwer verwundet in Gefangenschaft. Das gleiche Los hatte durch einen bedauerlichen Mißgriff ein als Parlamentär fungierender französischer Offizier, der in dieses Scharmützel hineingeriet.

Am Abend des 10. Mai ließ der General-Quartiermeister der französischen Armee, der Prinz von Neufchatel, durch den Grundrichter von Gumpendorf, den Fabrikanten Damböck, eine Aufforderung zur Übergabe zustellen, wobei er gleichzeitig für die Folgen eines Widerstandes die Verantwortung ablehnte. Seiner Ordre gemäß, ging Erzherzog Maximilian, an den die Aufforderung gerichtet war, nicht darauf ein. Man stand also vor dem blutigen Ernst, der

aber von mancher Seite noch immer nicht ganz begriffen worden zu sein scheint. Eine Nachricht aus jenen Tagen erzählt, daß noch in der Nacht vom 10. auf den 11. Mai, also der letzten vor der Beschießung, trotz der Verrammlung der Tore ein ganz sorgloser Verkehr zwischen der Stadt und den Vorstädten unterhalten wurde und ganz gemütlich zum Antritt des Wachtdienstes ihren Weg ziehende Bürgerwehrmänner erst durch den Anruf der bis zum Glacis vorgeschobenen französischen Posten an die Bedenklichkeit der Situation gemahnt werden mußten.

Am Morgen des nächsten Tages traf man die letzten Vorbereitungen, die auf Seite der Franzosen in die Hände des Geniegenerals Graf Bertrand gelegt waren, der, um bei seinen Vorbereitungen nicht durch das Feuer von den Wällen behindert zu sein, in der Breiten Gasse am Spittelberg Häuser durchbrechen ließ, um sich einen Weg zu der Anhöhe hinter den kaiserlichen Stallungen und zu diesen selbst zu bahnen, wo er seine Batterien für die Beschießung der Stadt installierte. Es sei hier das Wort dem schon mehrmals zitierten Zeitgenossen überlassen, dessen Schilderung treffende Lichter auf die Situation und die Stimmung der Bevölkerung wirft:

„Die Thore der Stadt wurden nun eiligst mit Bauholz verrammelt, die Brustwehren erhöht und die aufgefahrenen Geschütze mit Wollsäcken maskirt, welche man Tag und Nacht aus den Speichern auf die Basteien schaffte. Am Rothenthurmthor, als dem der Angriffsseite entgegengesetzten, war der Verkehr zwischen Stadt und Vorstädten nur noch mittelst Leitern gestattet — ein Umstand, der eben nicht für die unüberwindliche Höhe dieser Wallseite spricht. So war die Schnürbrust zusammengezogen, die Kanoniere standen mit brennenden Lunten auf den Wällen und sahen mit dem promenierenden Publikum von der Bastei aus dem Feind zu, wie dieser seine Angriffsmittel entwickelte. Alle Geschäfte ruhten, die schöne Welt zog ihre besten Feierkleider an — aber in ganz anderer Absicht, als einst die Vertheidiger von Sziget. Gegenüber der Stadtseite, wo dies vor sich ging, und auf welche die Franzosen zunächst gestoßen waren, erhebt sich jenseits des Glacis in langer Front das kaiserliche Marstallgebäude. Auf dem Dachboden dieses fast die ganze Face der Vorstadt einnehmenden Gebäudes logirte die feindliche Artillerie ihr Geschütz ein, meist Haubitzen. Seitwärts dieses Gebäudes läuft aufwärts von der Esplanade die Hauptstraße einer anderen Vorstadt (die Burggasse) und auf dieser Rampe etablirten sich einige Mörser. Der gegebenen Lokalität nach war diese Disposition ganz zweckgemäß. Die Artillerie von den Stadtwällen sandte von Zeit zu Zeit eine Pille hinaus und mancher Franke mußte auf dem Dache enden. Die eisernen Antworten blieben ebenfalls nicht aus, erwiesen sich aber an die dahinter stehenden Häuser adressirt, vielleicht weil der galante Feind die vielen Schleier und Federn auf den Damenhüten hinter den Wällen der Brustwehr erblickte und den interessanten Wienerinnen die Freude nicht verderben wollte. Wenigstens ließen diese sich's von ihren Überwindern hinterher weiß machen."

Am 11. Mai war Napoleon selbst wieder in Schönbrunn eingetroffen und das Hauptquartier installierte sich dort, die Armee aber breitete sich von Simmering bis an das rechte Stromufer bei Nußdorf in fast ganz der gleichen Stellung aus, welche 1683 die Türken einnahmen, eine Stellung, die aber für jeden von Ost, Süd oder West anziehenden Gegner vor Wien durch die natürlichen Verhältnisse gegeben ist. Gegen Abend überschritten die Franzosen auch den Donaukanal, besetzten das Lusthaus im Prater und drangen unter beständigen Plänklergefechten gegen die Leopoldstadt vor. Erst gegen 9 Uhr abends, als die Bevölkerung schon glaubte, auch für diese Nacht noch vor dem Äußersten bewahrt zu sein, begann die Beschießung (Bild S. 424), über deren

Eindruck auf die Bevölkerung der schon wiederholt zitierte Gewährsmann in lebendiger Weise berichtet: „Man denke sich nun das schwarze Centrum einer Scheibe, deren Weißes bis auf einen kleinen kegelförmigen Ausschnitt — die Leopoldstadt — vom Feinde eingenommen, oder diesem offen ist, und das Schwarze als den Kern einer großen genußreichen Stadt, Sitz des Reichthums und Wohllebens, — und dieser Kern eingeschlossen zwischen Mauern und Gräben, durch Plantagen von der belagernden Vorstadt getrennt; ein auf das Manöver mit scharfer Ladung, das über seinen Köpfen demnächst beginnen sollte, mit brennender Neugierde gespanntes modisches Publikum, dazwischen den Bürger in Wehr, das Volk um Brod sich vor den Bäckerladen schlagend, Zusammenschleppen aller erdenklichen Lebensmittel, Vergraben der Kleinodien und Verrammlung der Hausthüren und bei dieser unsäglichen Angst vor Hungersnoth und Plünderung das höchste Interesse an der Belagerung als einem pikanten militärischen Spektakel — und man wird sich vielleicht eine Vorstellung machen können von dieser unbeschreiblichen Situation. Am 11. Morgens war es mäuschenstill in der Vorstadt, nur die wenigen Husaren, welche sich in der Stadt noch aufhielten, machten zuweilen Ausfälle und brachten Beute und Gefangene ein. Aus den Auen des Praters tönte dumpfer Geschützlärm und mattes Flintenfeuer. In der Stadt vertrieb sich das Publikum die bangen Stunden mit Anekdotenhandel. Mit Anbruch der Nacht wurde es stiller und stiller, das ferne Schießen war erloschen. Guter Dinge setzte man sich zum Souper. Während die erste Schüssel umging, knallte es von den Wällen her, — abermals und gleich darauf wieder. Man guckte zum Fenster hinaus und sah am sternenlosen Nachthimmel dunkle Körper schweben, welche lange feurige Schweife nach sich zogen. Was ist das? In dieser kriegerischen Zeit, wo Jedermann vom Militärwesen Verständnis haben zu müssen glaubte, fand sich bald ein Weiser, welcher sagte: „Aha! der Feind wirft Leuchtkugeln, er will recognosciren!“ Aber plötzlich fiel so ein Ding aus der Luft herab, tanzte in großen Sprüngen auf dem Granitpflaster und — wer eben noch an dem Fenster gestanden hatte, lag jetzt auf dem Rücken. Eine sechzigpfündige Bombe war „krepirt“, wie Baumlaub der Herbststurm, schüttelte der Luftdruck die ganze Straße entlang das Fensterglas zerblättert herunter. Es schlug Zehn am Stephansturm. „Die Spitzbuben bombardiren uns! Sie stürmen am Rothenthurm! Hinauf auf die Bastei!“ So schrieen vorübereilende Haufen der Bürgerwehr. Darauf wieder Todtenstille, nur vom Geschützknall unterbrochen, der in monoton abgemessenen Pendelschlägen die schleichenden Secunden angab. Einsame Schattengestalten tappen an den Häusern hin, den Kugeln zu entgehen, die sich jetzt hauptsächlich nach dem Stephansthurm zu wenden schienen. Rings um die zornroth glühende Spitze des altersschwarzen Riesen woben die Granatenschweife ein dichtes Feuernetz und die vom Gestein abzuckenden Funken verriethen das Anprallen der Wurfgeschosse. Sonderbarer Weise war das erste Haus, das in Brand gerieth, die sogenannte „Brandstatt“ auf dem Stephansplatz, welche ihren Namen dadurch historisch rechtfertigte, die erste Blessur dieses Nachtwächterkrieges aber betraf eine Putzmacherin, der am Trattnerhof ein Bombenstück das Bein wegriß.“

Diese sichtlich ganz aktuellen Schilderungen geben die Eindrücke wieder, welchen die Erlebnisse dieser Zeit auf einen geistvollen Beobachter machten. Der humoristische Ton tut dem ernsten Hintergrund keinen Eintrag; er wurde durch ein Unternehmen provoziert, das von vorneherein unausführbar war und auch Zschokke zu seiner Novelette „die vierundzwanzigstündige Todesangst“ reizte. Es war etwas von der Übereilung, mit welcher man an maßgebender Stelle sich in diese ganz unmögliche Verteidigung einließ, auch auf die Bevölkerung Wiens übergegangen, welche die Sache noch leicht nahm, als sie sich schon recht

bedenklich anließ. „In dieser Nacht geschah viel Unglück," schreibt ein Tagebüchler, „die arme Stadt litt sehr, weil Niemand darauf vorbereitet war, Niemand sich dieses Unglück dachte. In ganzen Straßen blieb kein Fenster ganz, kein Haus unbeschädigt, Fensterstöcke, Dachfenster, Stücke von Gesimsen liegen auf den Straßen. Man kann vor Glasscherben gar nicht gehen." Diese Schäden, die dem Ehrenmann so zu Herzen gingen, waren noch zu ertragen; aber es gab auch Opfer an Menschenleben, die freilich meist eine leichtfertige Vorwitzigkeit büßten und man zählte in der Stadt mehrere große Brände — außer der Brandstatt noch im Trattnerhof, im Palais Palffy in der Wallnerstraße, in der Bräunerstraße u. s. w."

Übrigens erzwangen nicht die Ergebnisse der sechsstündigen Beschießung die Kapitulation. Aber das Festsetzen der Franzosen im Prater, wo sie sofort Schanzen und Batterien aufwarfen, unter deren Schutz der Übergang auf das rechte Stromufer vollzogen werden sollte, ergaben die Zwecklosigkeit eines Widerstandes, der tatsächlich zur Katastrophe für die Stadt werden konnte, die Besatzung, die im Felde gute Dienste leisten konnte, zwecklos der Gefangennahme aussetzte. Noch in der Nacht übergab Erzherzog Maximilian das Kommando an den General O'Reilly, der die Ermächtigung zur Übergabe erhielt, und zog mit den meisten Truppen und der Landwehr nach Norden dem Korps Hiller nach. Es ist gewiß ein Beweis des noch ungebrochenen Mutes der Bevölkerung, daß man diese Maßregeln mit großem Unmut erfuhr, der sich in Zornesausbrüchen und stachligen Witzen, aber auch in noch gefährlicherer Weise Luft machte, da er am Morgen zu wiederholten blutigen Zusammenstößen zwischen dem Bürgermilitär und den französischen Soldaten führte. Diese Vorfälle bewogen den noch fungierenden Hofkommissär Jakob Freiherr von Weber zum Erlaß einer beschwichtigenden Kundmachung, welche Kenntnis von der abgeschlossenen Kapitulation gab und dann fortfuhr: „Die Truppen des französischen Kaisers werden einrücken. Sie sind ebenso tapfer im Kriege, als menschlich gegen den friedlichen Einwohner. Die Sicherheit Eurer Personen und Eures Eigenthumes ist auf das feyerlichste verbürget. Ruhe, Ordnung und Folgsamkeit gegen höhere Befehle werden Euch im Besitze dieser Wohlthaten erhalten." Zugleich wurden alle in den letzten Tagen bewaffneten Nichtmilitärs unter Androhung strengster Strafe angewiesen, sofort die Waffen im städtischen Zeughause abzuliefern. Schon seit der Besetzung der Vorstädte am 10. Mai war der in Wien wohlbekannte General Andreossy, der frühere französische Gesandte, zum Gouverneur von Wien ernannt. Er schlug seinen Sitz im Palais Kaunitz in Mariahilf auf, wo er während der ganzen Dauer der Besetzung blieb. Noch am Vormittag nach der Kapitulation begab sich eine aus dem Erzbischof, dem Landmarschall Graf Dietrichstein, den Prälaten von den Schotten und von Klosterneuburg und dem Bürgermeister von Wohlleben bestehende Deputation zu Andreossy, dem Prinzen von Neufchatel und schließlich zu Napoleon, um Wien deren Schutz und Wohlwollen zu empfehlen. Der Empfang beim Kaiser war ein sehr ungnädiger. Was er selbst noch 1805 als Verdienst anerkannte, was der Marschall Prinz von Neufchatel noch vor wenigen Tagen als Pflicht bezeichnete, die Anhänglichkeit der Bevölkerung an ihre Dynastie, machte Napoleon jetzt mit herben Worten der Stadt zum Vorwurf. Erst am Schluß der Unterredung gab er in frostiger Weise die Zusage des Schutzes für die Sicherheit der Person, des privaten und öffentlichen Eigentums — als ob dies nicht eine notwendige Konsequenz der Übergabe, sondern eine von ihm erwiesene Gnade wäre. Seine heftige Gereiztheit war auffällig. Man erklärte sie nicht ohne Grund dadurch, daß trotz der bisherigen Erfolge die Erfahrungen der bestandenen Zusammenstöße ihn darüber belehrt hatten,

daß der Krieg diesmal nicht so rasch verlaufen werde wie im Jahre 1805 und er trotz der Einnahme Wiens erst vor den entscheidenden Kämpfen stehe.

Nachdem alle Bedingungen der Übergabe festgesetzt waren, rückten am 13. Mai die französischen Truppen in die innere Stadt ein — an der Spitze die martialischen Gardegrenadiere des Generals Oudinot, an welche sich dann in buntem Wechsel die schier endlosen Kolonnen schlossen, in welchen fast alle Völker des europäischen Festlandes vertreten waren. Der schon mehrfach zitierte Augenzeuge erzählt über diesen Einmarsch: „Nicht gleich 1805 geputzt, wie zu Tische gebeten, erschienen diesesmal die Gallier, man sah ihnen sauere Arbeit an; fast kein Truppentheil war vollzählig. Nicht wie damals empfieng sie die Bevölkerung am offenen Fenster, sie schritten durch volksleere Gassen, an verschlossenen Häusern entlang, selbst finster und unmuthig über den Widerstand und Abscheu, auf den sie getroffen. Ein Regiment Elsässer, das zur Spitze gehörte, war auch nicht geeignet, einen günstigen Eindruck zu machen, denn es trug sehr verfänglich kostbare Beinkleider und Gamaschen aus geplündertem ostindischen Nanking. Als das Publikum gewahrte, daß sich die Bataillone, statt mit dem Bajonett auf die Börsen loszugehen, auf den Hauptplätzen zum Bivouak einrichteten; der Soldat, halbnackt, Leib und Hemd in dem Bottich wusch, verschwand die Plünderungsfurcht und man wagte sich mit seiner Neugierde heraus auf die Straße. Binnen einiger Stunden hatte die Residenz ein anderes Ansehen. Stutzer, Damen, Soldaten, Lastträger wirbelten durcheinander, von allen Seiten wurden Proviant, Kriegsvorrath, Beute angeschleppt, geschwatzt, gegafft, kommandirt, auf und ab marschirt und eh' man sich's versah, war auch schon Wien's unzerstörbare Thätigkeit, der Verkäufer der „heißen Würstel" auf den Beinen. Die in den Vorstädten freilich empfanden schon die scharfe Geißel des französischen Einquartirungs- und Requisitionssystems. Mit Anbruch der Dämmerung wälzte sich dieser scheußliche Alp auch in die Stadt. Bei uns brachen zunächst, geführt von einem Unteroffizier, sechs Küraſſiere ein, prügelten den Portier, als dieser Stroh zum Lager brachte, warfen Käse und Brot zum Fenster hinaus, bestanden mit Tumult auf Federbetten und gebratenem Fleisch. So ging das zwei volle Wochen fort; fast alle Tage andere Gäste, erst sechs, dann acht, endlich zehn Mann, mit Unter- und Oberoffizier, diese Heuschrecken wuchsen in Wirklichkeit so rasch an, wie Falstaff's „Sieben in Steifleinen."

Vom ersten Augenblick an ging diesmal das französische Gouvernement mit großer Strenge, ja mit Härte vor. Schon das am 14. Mai erscheinende Dekret über die Landwehr gab davon einen Vorgeschmack, obwohl es eigentlich unsinnig war, da die Ausführung nicht erzwungen werden konnte. Es lautete: „1. Die Miliz oder sogenannte Landwehr ist aufgelöst. 2. Ein General-Pardon wird hiemit allen Gliedern derselben bewilligt, welche sich spätestens vierzehn Tage nach der Einrückung der französischen Truppen in die Ortschaften, wohin sie gehören nach Hause begeben werden. 3. Sollten Offiziere derselben in dem gegebenen Zeitraume zurückzukehren unterlassen, so sollen ihre Häuser abgebrannt und ihre Möbel und sonstiges Eigenthum confiscirt, die daran Schuldtragenden aber zur strengsten Verantwortung gezogen werden. 4. Die Ortschaften, welche Mannschaften zur Landwehr geliefert haben, sind angehalten, dieselbe zurückzurufen und die Waffen, welche diese erhalten haben, sogleich abzuliefern. 5. Den Commandanten der verschiedenen Provinzen ist aufgetragen, alle gehörigen Maßregeln zur Vollziehung des gegenwärtigen Befehles zu ergreifen." Wie gesagt, war das ganze Dekret ein Schlag in das Wasser, da es absolut nicht ausführbar war. Aber es hatte üble Folgen, da die Stimmung der Bevölkerung noch mehr erbittert und ein ekelhaftes Denunziantentum großgezogen wurde, das sich unter dem Vorgeben, Mitglieder der Landwehr anzuzeigen, an

die französischen Behörden drängte, die sich aber meist mit der Sache nicht befaßten.

Die Stellung der städtischen Behörden war, abgesehen von der furchtbaren Arbeitslast, welche durch die wechselnde Einquartierung und die zahllosen Requisitionen geschaffen wurde, eine sehr schwierige. Zwar trat am 19. Mai an Stelle der Hofkommission eine von Napoleon bestellte Zivilverwaltung, an deren Spitze er den Grafen Bissingen berief; die Hauptlast lag aber auf dem Magistrat, der auch stets vermittelnd zwischen der Bevölkerung und den französischen Truppen einzutreten hatte. Bei jeder Gelegenheit offenbarte sich die Gereiztheit der Wiener, die bei der geringsten Veranlassung in offene Feindseligkeit überzugehen drohte. Ein Symptom dieser Stimmung lag gewiß darin, daß alle wiederholten, endlich unter Androhungen der Todesstrafe erfolgenden Mahnungen zur Waffenabgabe nur wenig Erfolg hatten. Bei jeder Gelegenheit kam es zu Reibungen; im Liechtenthal fielen von den Häusern Schüsse auf eine Patrouille, die einen gefangenen Landwehrmann eskortierte; wenn die übertriebenen Verpflegsansprüche der Soldaten zu Streitigkeiten führten, mengten sich stets Unbeteiligte ein, wodurch die Sache verschlimmert wurde und es wiederholt zu förmlichen Tumulten kam; trotz der Androhung strenger Strafen leistete man den Deserteuren aus den deutschen Rheinbundskontingenten Vorschub, von welchen viele in den Häusern versteckt gehalten wurden. Tag für Tag fürchtete man einen gewaltsamen Ausbruch dieser Volksstimmung, die noch durch die fieberhafte Erwartung auf die nahe Entscheidung mit den Waffen, die sich noch in Sehweite von der Stadt vorbereitete, erhöht wurde. Am 21. Mai erfloß eine Kundmachung des Grafen Bissingen, welche sich in ernsten Worten an die Bewohner Wiens wendete. Auf jede Einmengung der Bevölkerung in militärische Angelegenheiten wurde im Auftrage des Gouverneurs kurzweg die Todesstrafe gesetzt.

Bei der Nähe des österreichischen Heeres und der Stimmung der Bevölkerung übten die Franzosen eine äußerst scharfe Aufsicht über ihre Kriegsgefangenen. Trotzdem mehrten sich die Fälle, daß solche Gelegenheit zum Entschlüpfen fanden. Ein Befehl des Gouvernements verordnete, daß sich täglich alle Kriegsgefangenen bei dem Obersten Belloute im Hofkriegsratsgebäude am Hof zu melden hatten, aber in den meisten Fällen geschah dies nicht, so daß noch wiederholt schärfere Edikte wegen Verbergung von Kriegsgefangenen erfolgten.

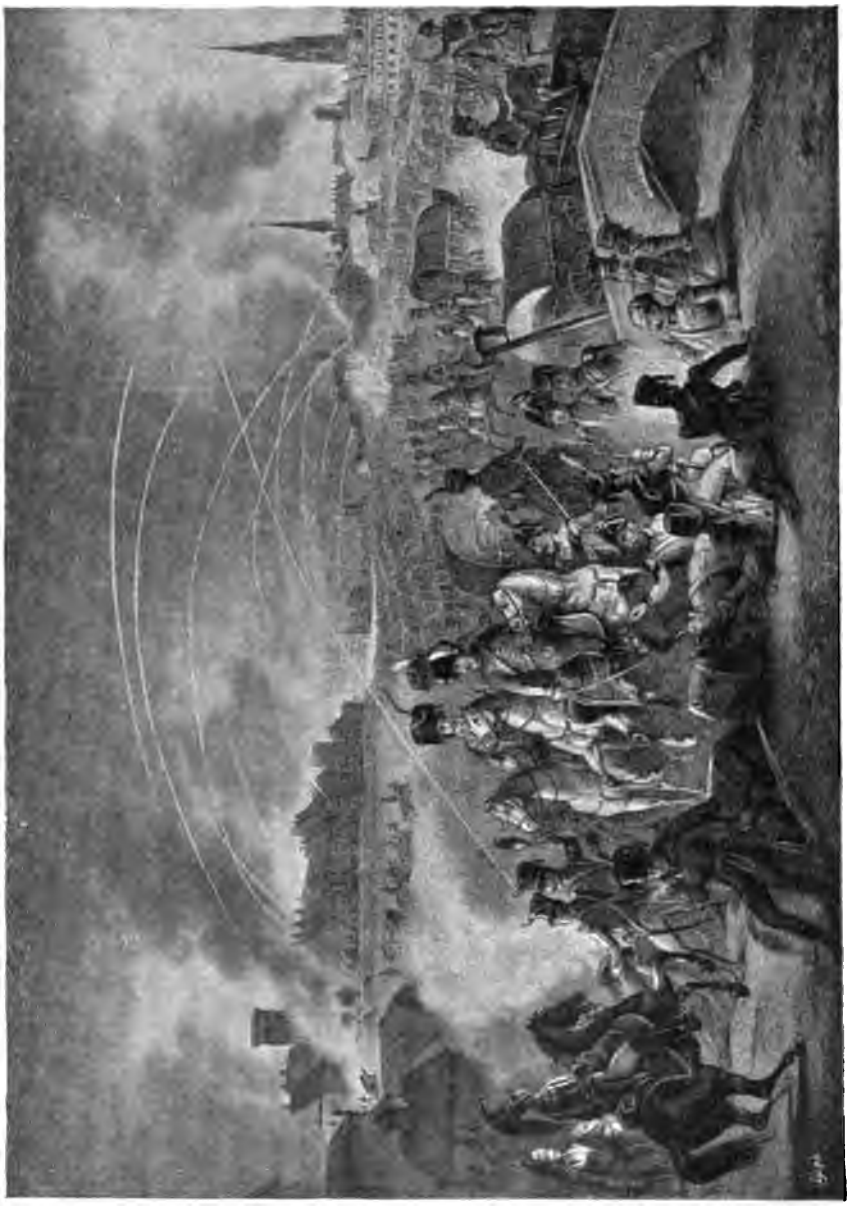
Zur Erbitterung des Volkes trugen die maßlosen Ansprüche der Soldaten in bezug auf die Verpflegung sehr viel bei, neben welchen ja noch immer die Requisitionen im großen fortliefen. Man empfand dieses Vorgehen noch schmerzlicher, als Not und Mangel bald auch an die Türen besser situierter Bürger pochten. Die Zufuhren aus Ungarn, Mähren und Böhmen stockten, Oberösterreich war schon durch den Marsch der französischen Armee ausgesogen, es stellte sich also Mangel an den wichtigsten Lebensmitteln ein, die Preise stiegen auf eine unerschwingliche Höhe. Interessante Schlaglichter auf diese Zustände wirft ein während der französischen Invasion geführtes Tagebuch des Lehrers Josef Schrail in Atzgersdorf. Schon am 12. Mai stellte sich eine Abteilung berittener Jäger ein, die vandalisch wirtschafteten und auf die Mannszucht der französischen Armee einen schweren Schatten warfen. Sie mißhandelten den Ortsrichter Höbinger, weil er ihren Forderungen nicht nachkommen konnte und begingen Gelderpressungen, die in der Nacht zu einer förmlichen Plünderung ausarteten. „So ziviliſiert sich die Franzosen im letzten Kriege benommen, so grausam verfuhren sie in dem gegenwärtigen Kriege mit den wehrlosen Untertanen," klagt der ehrsame Schulmeister. Alle Vorräte, Vieh, Geflügel, Betten und Hausgeräte, sogar die Möbel wurden fortgeschleppt, um die Zelte und Baracken des

bei Hetzendorf aufgeschlagenen Lagers damit auszustatten. Die grüne Frucht auf dem Halm wird als Pferdefutter geschnitten oder man treibt die Tiere in die Felder, die ganz zerstampft werden. In dem damals unansehnlichen Atzgersdorf lagen, so lange das Hauptquartier in Schönbrunn war, 250 Reiter oder 300 Infanteristen, die ganz erhalten werden mußten, vom 5. Juni bis 3. Juli sogar über 1000 Mann von der alten Garde. Dabei waren die Soldaten so räuberisch und zügellos, daß sich niemand vom Ort weg wagte, um in den Weingärten oder Feldern zu arbeiten. Die Teuerung war auf dem Lande nicht geringer als in Wien. Eine Maß mittelmäßigen Weines stieg von 36 kr. auf 1 fl.; 500 Eimer guten Weines, die der Gemeinde gehörten, wurden einfach requiriert, ohne daß jemals ein Pfennig dafür bezahlt worden. In die Privatkeller drangen die Soldaten mit Gewalt ein, betranken sich und ließen dann den Wein wohl gar ausrinnen. Gewalttaten kamen fast täglich vor; wer nur den geringsten Widerspruch machte, riskierte niedergeschlagen oder erschossen zu werden; Schrail führt mehrere Bewohner Atzgersdorfs an, die auf solche Art das Leben verloren. Eine ihm sehr billig zu stehen kommende Wohltat bewies Napoleon den naheliegenden Ortschaften dadurch, daß er gegen Ende August den kaiserlichen Tiergarten öffnen ließ und der Bevölkerung das Holzschlagen darin gestattete. Man machte so eifrigen Gebrauch davon, daß ein Teil des Forstes ganz abgeholzt wurde. Die Kosten der französischen Einquartierung beliefen sich vom Mai bis November auf 13.253 fl., für das kleine Atzgersdorf eine horrende Summe; der Tisch des Generals Roquet, der ein Feinschmecker war und große Ansprüche stellte, beanspruchte nahezu 5000 fl. Die Teuerung war in der ganzen Umgebung eine enorme, fast noch schlimmer als in Wien; ein Paar Hühner kostete 4 fl., ein Kalbsschlegel 9 fl., ein Nierenbraten 8 fl.

Nach alter Gewohnheit hatten die Franzosen gleich nach dem Einrücken in Wien alle öffentlichen Kassen vollkommen ausgefegt. Bei dem städtischen Oberkammeramt fanden sie 500.000 fl. Bargeld und 4 Millionen in Bankozetteln, ein ungewöhnlich großer Betrag, der wohl wenigstens teilweise zu retten gewesen wäre. Noch unerklärlicher ist es, daß die Kriegskasse 5 Millionen in Gold und Silber enthielt, die natürlich konfisziert wurden; es ist nur anzunehmen, daß man in der Überstürzung der letzten Tage ganz auf die Sicherung dieser namhaften Summe vergaß.

Nachdem sich Erzherzog Karl mit dem Korps Hiller vereinigt und andere Verstärkungen an sich gezogen hatte, nahm er auf dem Marchfeld Stellung, auf jener blutgetränkten Ebene, die schon manchen Entscheidungskampf gesehen. Mit fieberhafter Spannung folgte man in Wien den Vorbereitungen der Franzosen, deren Truppen in beständiger Bewegung waren. Ein Teil derselben zog ab, um an der Donau bei Kaiser-Ebersdorf und Fischamend ein Lager zu beziehen, andere kamen nach Wien, die bisher in entfernteren Kantonnements gestanden hatten. Vage Gerüchte liefen um, daß die in der Nähe des Bisamberges stehende Armee des Erzherzogs Karl ein großes Unternehmen vorbereite, von anderer Seite stritt man sich wieder darüber, an welchem Punkte die Franzosen den Übergang vorbereiten würden. Über das letztere ließen bald die gewaltigen Vorbereitungen der Franzosen zum Brückenschlag auf die Insel Lobau und von dort auf das linke Stromufer keinen Zweifel. Aber auch die Nähe der österreichischen Armee machte sich in kleinen Unternehmungen bemerkbar. Am 20. Mai übersetzte eine Abteilung der Landwehr den Strom und es kam bei Nußdorf zu einem ziemlich lebhaften Scharmützel, das auf beiden Seiten Opfer kostete. Lange Zeit erinnerte der Schild eines an der Donaulände gelegenen vielbesuchten Gasthauses „Zur Überfuhr der Landwehr" an diese kriegerische Episode des Jahres 1809. Längs des ganzen rechten Stromufers legten die

Franzosen Schanzen an, zu welchen auch Arbeiter aus Wien zwangsweise herangezogen wurden. Auch der mit seinem Sohn im Augarten spazierende frühere

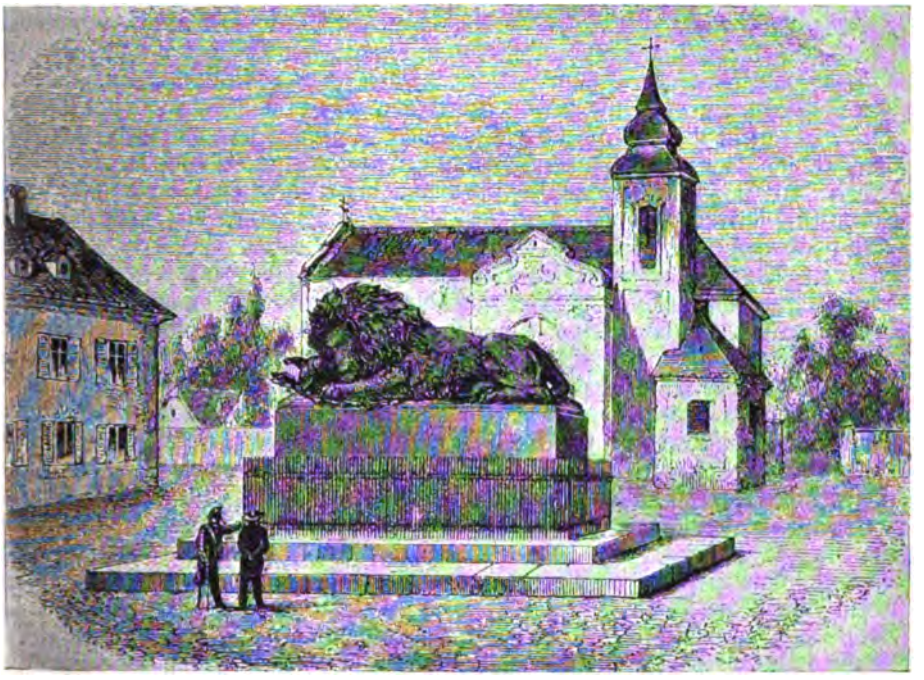


Beschießung von Wien 1809. (S. 418.)

Stadthauptmann Baron Sala wurde von den über die müssigen Zuseher erbitterten französischen Soldaten barsch aufgefordert, sich an der Arbeit zu beteiligen. Da er sich weigerte und endlich, ohne die Zurufe der Wachen zu beachten, die Flucht ergriff, schoß man ihm nach und eine der Kugeln tötete

ihn, während der Sohn unter dem Verdacht der Spionage längere Zeit in Haft gehalten wurde. Strenge Verfügungen des Gouvernements beugten aber für die Zukunft solchen Ausschreitungen des Militärs vor.

Über die Vorbereitungen zum Brückenschlag berichtet der schon mehrfach zitierte Augenzeuge: „Während Wien diese Lasten, so gut es anging, ertrug, schlug Bertrand über die reißend von Schmelzwassern wachsende Donau seine dreifachen Brücken, gegen welche der auf dem linken Ufer anrückende Erzherzog Stein- und Feuerschiffe laufen ließ, welche die mittelmäßige Arbeit dreimal sprengten. Wer so glücklich war, einen französischen Begleiter zu erhaschen, genoß diese interessanten Schauspiele des Krieges, bis eine Beamtensfrau samt ihrem



Der Löwe von Aspern. (S. 428.)

feindlichen Anbeter in die Hände einer den Strom übersetzenden Patrouille der Kaiserlichen fiel. Da sperrte Andreossy durch Kavalleriepikets alle Ausgänge nach dem Strom. Als Napoleon seine Hauptarmee auf einem Inselchen zwischen zwei Armen eines tückischen Stromes anhäufte, in einer Jahreszeit, wo das ungemessene Element gewohnt ist, aller menschlichen Gewalt zu spotten, schüttelten die Franzosen die Köpfe. Das Gelingen des ebenso gewagten als genialen Unternehmens hing allerdings von mehrerlei kleinen Zufälligkeiten ab. Nichtsdestoweniger haben die französischen Kriegsgelehrten recht, wenn sie den Donauübergang über die Lobau für eines der größten Meisterstücke ihres militärischen Klassikers ausgeben. Die Kühnheit, freilich auch der Leichtsinn stellt sich nur dann deutlich dar, wenn man das Terrain eingesehen und die Erfahrung gemacht hat, wie weit die technischen Hilfsmittel des Heerwesens selbst bei den Franzosen damals gegen ihre jetzige Ausbildung zurück waren. Das Schlagen der Ponton-

[illegible] Schwierigkeit; aber dem [illegible] Hauptstrom für den gleich- [illegible] Mann, 20.000 Pferden, 200 Geschützen [illegible] Stellen über soviele Straßen auf- [illegible] — ward durch die Ausführung [illegible] Wunderwerke, wie sie der alte asiatische [illegible] Das lag überhaupt in Napoleons [illegible] das Altpersische an sich hatte. Als [illegible] der Feldzug drehte, endlich fertig [illegible] „Die Donau ist gebändigt!" [illegible] ausgedrückt haben, Xerxes [illegible] den Hellespont peitschen, um ihn zu [illegible]

[illegible] den Mund recht vollnehmen: [illegible] Ankern, Mühlsteinen, Seilen, [illegible] was in und um Wien an Balken, [illegible] Werkzeugen und Laternen vorräthig [illegible] Zimmerleute, Schmiede, Alles bot [illegible] die Brücken heute noch nicht fertig [illegible] der Arbeit war der, daß man den Bau [illegible] sondern gerade querüber legte, wes- [illegible] und die Anker und Gewichte [illegible] verschoben sich und rissen wieder- [illegible] eine Maßregel, welche ohne [illegible] Im kaiserlichen Zeughaus [illegible] zwei ungeheuere Ketten, eine stärkere [illegible] aus Solimans Zeiten, mehr [illegible] von der Wucht dieser Kriegs- [illegible] zum Sperren der Donau hatten [illegible] in's Wasser gefallen, herausgeholt, [illegible] und als Trophäen rings um [illegible] waren.*) Weiß Gott, wer feind- [illegible] „Die Türken haben wirklich mit [illegible] auf den märchenhaften Einfall ge- [illegible] die eigene Schwere vernichtende [illegible] anzuwenden. Genug — die Ketten [illegible] wieder zusammengeschweißt und [illegible] über den Strom gelegt und an den [illegible] und fiel auch diesesmal in's Wasser. [illegible] die Brücken nicht. Von Nußdorf aus, [illegible] berühmten damals noch [illegible] das Wunderwerk mit Operngucker

*) [illegible] „Traditionen" unterläuft bezüglich dieser [illegible] 1543 zwischen Ofen und Pest gespannte [illegible] in die Hände der vom Grafen [illegible] und kam als Trophäe in das kaiserliche Zeug- [illegible] um 1660 erscheint; sie war aber nie zur [illegible] Die zweite kleinere Kette, die 1809 im [illegible] sondern mit dieser sperrten 1626 die auf- [illegible] bei Neuhaus, um den Truppenzuzug aus [illegible] welche die Franzosen 1809 benützen wollten. Sie [illegible] sondern wurde beim Abzug nach Paris mit- [illegible] aufbewahrt wird.

aus der Ferne besehen; wie diese Gelegenheit benützt wurde, läßt sich denken. Der süße Müßiggang, das beschauliche Treiben ward schon wieder sichtbar, trotz der furchtbaren Schläge, wozu man die Vorkehrungen so nahe vor Augen hatte."

Durch eigene Wahrnehmungen und manche Äußerungen der französischen Hausgenossen wußte man in Wien, daß ein Zusammenstoß unmittelbar bevorstehe. So kamen die Pfingsttage — der 21. und 22. Mai heran. Vom frühen Morgen herrschte reges militärisches Leben in der ganzen Stadt; die Offiziere und Soldaten verabschiedeten sich, wenn auch das Verhältnis nur ausnahmsweise ein herzlicheres gewesen, mit ernster Miene von ihren Quartiergebern; auf den Sammelplätzen traten die Abteilungen an, um dann in langen Kolonnen zur Donau zu ziehen. Ordonnanzen und Adjutanten jagten durch die Straßen, fast ohne Unterlaß rasselten die Trommeln, das dumpfe Rollen der Geschütze und Munitionskarren gab den Baß in der kriegerischen Symphonie. In der Stadt herrschte ein strenges Regiment; alle Zugänge nach der Richtung des voraussichtlichen Kampfes waren abgesperrt, der Zutritt zu den Türmen oder anderen Aussichtspunkten wurde jedermann verwehrt. Als gegen 3 Uhr nachmittags die ersten Kanonenschläge von Osten herüber schallten, durchzuckte es ganz Wien — die Stunde der Entscheidung, der Abrechnung war gekommen. Manche Faust ballte sich grimmig, weil sie nicht mit d'reinschlagen durfte, um all die Bedrückung und Schmach zu rächen. Aber in den Augen glomm es von Kampflust und Haß, reichlich vergolten durch die finsteren Blicke der zurückgebliebenen Feinde. Bis in die Nacht hinein rollte der Kanonendonner und als es finster wurde, sah man den Himmel gerötet, von den höher gelegenen Vorstädten aus konnte man die lodernden Flammen, die glutrot sich wälzenden Rauchballen wahrnehmen, die Zeichen der Verwüstung von Ortschaften, die viele Wiener so oft in ländlicher Ruhe und Stille gesehen und über welchen jetzt die Kriegsfurie verheerend schwebte. Über den Verlauf der Schlacht verlautete nichts; schon daraus schöpfte man in Wien frohe Hoffnung, denn man war daran gewöhnt, auch den kleinsten Erfolg ruhmredig verkünden zu hören. Bei grauendem Morgen begann am nächsten Tage die Kanonade wieder — die sich mehrmals zu einer auch in Wien merkbaren entsetzlichen Gewalt steigerte. „Die Erde bebte und man sah selbst am Tage den Rauch und das Feuer der brennenden Ortschaften. Solche Pfingsten erlebte ich noch nie!" heißt es in den Aufschreibungen eines Zeitgenossen.

Am Abend des 22. Mai kamen die ersten Verwundetentransporte nach Wien, dessen Straßen und Plätze sich sofort in ein förmliches Lazarett verwandelten. Man bemerkte es wohl, daß es meist Franzosen waren, nur sehr wenige Österreicher darunter. Eine unerbittliche Requisition aller Fuhrwerke begann; was nur auf Rädern lief und bespannt werden konnte, Equipagen und Mietwagen, schwere Gefährte, die sonst Lasten trugen, alle mußten in der Richtung des Schlachtfeldes fort, um die schauerliche Ernte von den blutigen Feldern zu holen. Gegen Abend sah man auf einem gewöhnlichen Wirtschaftswagen auf Stroh, den todesbleichen Kopf auf den Schoß eines Adjutanten gebettet, den Marschall Lannes in die Stadt zurückkehren; beide Füße waren ihm von einer Kanonenkugel zerschmettert und wenige Tage darauf starb er. Über den Ausgang der grimmigen zweitägigen Schlacht, die nur durch den Strom getrennt, in einer Entfernung von wenig mehr als einer Stunde geschlagen worden, hatte man noch immer keine sichere Nachricht; die ausmarschierten Franzosen kamen nicht in die Stadt zurück, daß sie aber nicht gesiegt hatten, konnte man aus allem schließen. Aus einzelnen Äußerungen von Verwundeten war aber zu entnehmen, daß der Kampf ein beispiellos erbitterter

und blutiger gewesen und die Grenadiere der alten Garde, die seit fünfzehn Jahren auf den Schlachtfeldern von Ägypten, Italien und Deutschland sich getummelt hatten, gestanden ihren Pflegern, daß sie noch kein solches Morden gesehen. Sie ließen aber auch dem tapferen Gegner Gerechtigkeit widerfahren, der nach den Worten eines verwundeten französischen Offiziers gestanden sei wie eine Mauer und gefochten habe, als sei jeder österreichische Soldat ein Löwe.

Für den Augenblick trat aber im Empfinden des Wiener Volkes all das zurück bei dem Anblick des unendlichen Jammers, den die ganze Nacht durch und bis auf den nächsten Abend die Verwundetentransporte nach Wien brachten. Alles eilte mit Labemitteln, mit Verbandstücken auf die Straßen, um den Unglücklichen, die mit zerschossenen Gliedern auf der nackten Erde gelagert wurden, Erquickung und Linderung ihrer Leiden zu schaffen. Vielleicht nie zeigte sich das vielberufene „goldene Herz" der Wiener in so hellem Glanz, als in diesen Stunden, wo es sich auch dem sonst so verhaßten Feinde tröstend und helfend zuneigte. Als am 24. Mai ein Aufruf zur Ablieferung von Charpie und alter Leinwand erschien, kamen solche Massen ein, daß sogar der riesige Bedarf für die Tausende von Verwundeten für lange Zeit gedeckt war. Unter energischer Mitwirkung der heimischen Behörden kam schon am zweiten Tage ein gewisses System in die Pflege; nebst dem Garnisonsspital in der Alservorstadt wurden noch zu Feldspitälern eingerichtet das Arbeitshaus bei St. Theobald in Mariahilf (später Polizeigefangenhaus), das Trattnernsche Gebäude in der Vorstadt Altlerchenfeld, das Palais der ungarischen Garde, die fürstlich Esterhazysche Reitschule in Mariahilf. Später kamen noch für den gleichen Zweck zur Verwendung das frühere Augustinerkloster auf der Landstraße, das kaiserliche Hofstallgebäude und das kaiserliche Lustschloß Hetzendorf.

Nach und nach erhielt man sichere Nachrichten über den Ausgang der Schlacht bei Aspern, die von den Franzosen beharrlich nach dem Nachbarorte Eßlingen benannt wird, weil sie sich hier noch bis zum Morgen des 23. Mai gehalten hatten. Man erfuhr, daß der noch nie besiegte Schlachtenkaiser den Rückzug hatte antreten müssen, daß die ganze französische Armee in der schlimmsten Situation auf der kleinen Insel Lobau zusammengeballt sei, weil von den Österreichern abgelassene Schiffe die Brücken abermals zerstört hatten, die Überschiffung auf das rechte Ufer aber sehr viel Zeit erfordere. Jubel, den es allerdings noch nicht laut werden lassen durfte, erfüllte die Herzen des Volkes. „Jeden Tag, jede Stunde," heißt es in einem Tagebuche, „glaubte man, die Sieger und Retter würden erscheinen. Ein Tag und eine Nacht vergingen um die andere und die sehnsuchtsvoll Erwarteten erschienen nicht." Man begriff, daß nach zweitägigem, blutigem Ringen die Armee des Erzherzogs einer Erholung bedurfte; daß man aber die schlimme Lage des Gegners in keiner Weise ausnützte und ihm Zeit ließ, ungestört nach Wien zurückzukehren, um sich sofort für einen neuen Kampf vorzubereiten und daß der herrliche Sieg erfochten wurde, ohne daß sich in der Lage etwas änderte — das konnte man nicht begreifen. Für die österreichische Armee wird aber der Tag von Aspern immer eine der herrlichsten Erinnerungen sein; der eherne Löwe, der das in dem stillen Ort errichtete Denkmal ziert (S. 425), erinnert daran, daß auf diesem Boden zum erstenmal der Siegernimbus des größten Feldherrn seiner Zeit vor dem Todesmut österreichischer Soldaten erblich.

Den Anblick des Schlachtfeldes, das zum Ziel mancher Ausflüge gemacht wurde, schildert ein gleichzeitiger Bericht mit schauerlicher Deutlichkeit: „Noch 14 Tage nach dem letzten Kanonenschusse waren diese Stätten der Vernichtung nicht geräumt, aber schon längst befuhren sie elegante Karossen; einst

blühende Felder von zahllosen Schanzen, Gruben und Verhacken durchschnitten, mit Lafettentrümmern, aufgeblähten Pferdeleichen und schwarzen Haufen äsender Raben bedeckt, links und rechts in Schutt geschossene, schwarz ausgebrannte Ortschaften; im Innern der Häuser gedörrte Menschenleichen; die siedendheiße Luft angefüllt mit widerwärtigem Brand- und Modergeruch. An den Straßen und Wegen dieses schauderhaften Mordackers aber kauerten und schleppten sich die Zerrbilder seiner ehemaligen Bewohner, bettelnd mit rotgeweinten Augen."

Noch immer mußte Raum für die Verwundeten geschaffen werden, die bisher im Freien auf der Insel Lobau geblieben waren. Fast sämtliche Kasernen Wiens, jene in der Alserstraße, die Artilleriekaserne am Rennweg, die Geniekaserne am Getreidemarkt, jene in Gumpendorf und das Transporthaus auf der Wieden wurden in Spitäler umgewandelt. Die bisher darin bequartierten französischen Truppen mußten sich mit Bivouaks begnügen oder man vermehrte noch die Einquartierungslast. Die Requisitionen nahmen stets zu und wurden nun mit noch größerer Härte eingetrieben, als vor der Schlacht. Um für einen nochmaligen Stromübergang haltbarere Brücken zu schaffen, legte man einfach auf alles verfügbare Material Beschlag. Alles Bauholz und was nur einem Schiffe ähnlich war, führte man davon, die Niederlagen von Eisen- und Seilerwaren räumte man bis auf die letzte brauchbare Schraube und das letzte Tauendchen aus. Aufwärts und abwärts an der Donau fahndete man nach Fahrzeugen, wie Plätten, Flößen, Holz- und Kehlheimerschiffen, die den neuen Brücken eine solidere Grundlage geben sollten, als die Kriegspontons.

Am übelsten wirkten aber die Requisitionen von Lebensmitteln, denn sie steigerten den in der Stadt herrschenden Mangel auf eine unerträgliche Höhe. Übertriebene Gerüchte von einer bevorstehenden Hungersnot bewirkten, daß man sich, wenn es nur irgend möglich war, stets für mehrere Tage im voraus mit Brot versah. Konnten dann die Bäcker, deren Mehlvorräte knapp waren, später kommende Kunden aus den ärmeren Volksklassen nicht mehr befriedigen, so gab es Streit und förmliche Aufläufe. Zogen es die Bäcker vor, den Laden ganz zu schließen, so lief es noch schlimmer ab, denn es kam wiederholt zu Erstürmungen und Plünderungen. Um den Vorkäufen ein Ende zu machen, setzte der Magistrat ein gewisses Quantum fest, über das hinaus keinem Käufer etwas ausgefolgt werden sollte; doch blieb auch diese Maßregel erfolglos, da ja der Bedarf der einzelnen Familien ein sehr verschiedener war. Oft stellten sich die Leute schon in der Nacht vor den Bäckerläden an, um beim Öffnen sicher etwas zu erlangen. Alle Bemühungen der Gemeinde mußten erfolglos bleiben; die ziemlich bedeutenden Vorräte, welche sie angeschafft hatte, waren von den Franzosen sofort beim Einmarsch mit Beschlag belegt worden und jeden Tag mußten noch große Mengen Kommißbrot für die Armee bereit sein. Mehl und Getreide aber waren selbst zu kolossalen Preisen kaum zu haben, so daß man sogar nach der in den Brauhäusern lagernden Gerste griff. Am 4. Juni forderte die Regierung die Bankiers und Großhändler von Wien auf, binnen drei Tagen eine Anleihe von drei Millionen Gulden zur Verfügung zu stellen, die zum Einkauf von Lebensmitteln verwendet werden sollte, weil alle öffentlichen Kassen vollkommen geleert waren und keinerlei Einkünfte zuflossen. Die Situation war in der Tat bedrohlich, da eine Aufnahme der Vorräte bei allen Bäckern nur ein Quantum von 134 Metzen ergab. Das Zwangsanlehen scheint nicht viel Erfolg gehabt zu haben, denn schon am 7. Juni wendete man sich um die gleiche Summe, für welche die Stände die Garantie und eine 6prozentige Verzinsung übernahmen, an das Handelsgremium und die gewerblichen Innungen. Die Tumulte vor den Bäckerläden wurden so arg, daß viele Bäcker sich weigerten, ihr Gewerbe weiter aus-

zuüben, da man die fürchterlichsten Drohungen gegen sie ausstieß und sie vor Angriffen nicht sicher waren. Man stellte nun jedem Laden eine Schutzwache bei, die zur Hälfte aus Bürgerwehr, zur Hälfte aus französischen Soldaten bestand. Aber selbst diesen 6 oder 8 Mann war es nicht in allen Fällen möglich, die Ordnung aufrecht zu erhalten. Später mußten diese Schutzmaßregeln auch auf die Mehlhändler und die Fleischerläden ausgedehnt werden, Tabak aber kam in ganz Wien überhaupt nicht mehr zum Verkauf, da jeder Vorrat sofort für die französischen Soldaten in Anspruch genommen wurde. Das sind Einzelnzüge aus den Tagen der zweiten französischen Invasion Wiens, die sich zu einem sehr tristen Bild zusammenschließen und ahnen lassen, welche Leiden damals über die heitere Bevölkerung Wiens verhängt waren.

Dazu kam noch, daß sich seit der Schlacht bei Aspern ein fühlbarer Umschlag in der Stimmung und im Benehmen der französischen Gäste bemerkbar machte. Die Bevölkerung hatte ihre Befriedigung über den Ausgang der Schlacht nicht ganz verbergen können und dadurch das Mißtrauen des Gouvernements, die Gereiztheit der Einzelnen erweckt. Suchte auch die Armeeverwaltung, offenbar aus Furcht vor einem Aufstand der verzweifelten Bevölkerung, durch Herabschrauben ihrer Forderungen die Notlage zu mildern, so führte sie doch ein drückendes Polizeisystem ein, das zum Widerstand reizte. Am 28. Mai trat an die Spitze der Polizeibehörden in Wien ein französischer Präsident in der Person des Intendanten de Bacher. Die Beamten mußten einen besonderen Eid ablegen, welcher sie verpflichtete, alle Meutereien und Anschläge gegen die Franzosen und ihre Verbündeten zu verhindern. Diese Maßregel hatte aber auch den Vorteil, daß durch die von einem Franzosen geleitete Polizei strenger gegen die Übergriffe der Soldaten eingeschritten werden konnte, die sich seit einiger Zeit mehrten. Nicht allein, daß Landleute, die mit Viktualien nach Wien fuhren, angehalten, geplündert, der Pferde beraubt wurden, es kamen auch arge Ausschreitungen in der Stadt selbst vor. Einen von zwei Mann der Bürgerwehr begleiteten Transport mit Wein und Brot hielten französische Soldaten in der Nacht des 28. Mai an und als die Eskorte pflichtgemäß die Plünderungen abwehren wollte, schoß man sie kurzweg nieder. Auch das anfänglich sehr gute Verhältnis zwischen dem Bürgermilitär und den Franzosen fing an, etwas ungemütlich zu werden. Schon die Verfügung, daß die im Dienst stehenden Offiziere der Bürgerwehr dreifarbige Binden am linken Arm tragen mußten, machte böses Blut, da man dieses Abzeichen nun einmal haßte und sich nur mit Widerwillen aufzwingen ließ. Die Konflikte mehrten sich, so daß das Kommando am 10. Juni folgende Kundmachung erließ: „Das Betragen der Bürgermiliz von Wien verdiente zu jeder Zeit den ausgebreitetsten Beifall. Noch über das Benehmen vom Jahre 1805 hat sie das Zeugniß der Zufriedenheit von Sr. Majestät dem Kaiser Napoleon, datiert Schönbrunn den 27. December, in Händen. Es ward durch den Geist der Standhaftigkeit, der Ordnungsliebe, des Edelmuths und der Verträglichkeit erworben. Kaiser Franz würdigte nach seiner Rückkunft laut und öffentlich dieses Verdienst und empfahl es vor seiner jetzigen Trennung. Die Bürgermiliz hat das in sie gesetzte Vertrauen bis zur Stunde erfüllt. Nur Einige scheinen, vielleicht aus Mißverständniß, in einzelnen Fällen ihre Pflicht vergessen zu haben. Diese müssen daran erinnert werden, um die Ehre des Ganzen auch im Jahre 1809 unbefleckt zu erhalten." Neben der Pünktlichkeit im Dienste und dem Fernbleiben von Gelagen wird ganz besonders Verträglichkeit und achtungsvolles Benehmen gegen die fremden Offiziere eingeschärft. Am 28. Juni wurde die gesamte Bürgerschaft zu einer Musterung auf das Glacis berufen. Als bei dieser Gelegenheit der die Revue abnehmende Gouverneur Graf Andreossy äußerte, daß die Bürgergarde zu

stark sei und nur aus sechstausend der wohlhabendsten Bürger Wiens bestehen sollte, sah man darin mit Recht einen Ausdruck des Mißtrauens, obwohl das Gouvernement mehrmals die Leistungen des Bürgermilitärs rühmend anerkannt hatte. Am nächsten Tage berief man die Stabsoffiziere der Bürgerregimenter, die Magistratsräte Leeb und Pöltinger zu einer Beratung und am nächsten Tage erfloß ein Befehl, der einer Entwaffnung des Bürgermilitärs gleichkam und mit großen Belästigungen der ohnehin über Gebühr in Anspruch genommenen Mitglieder verbunden war. Jedermann mußte nämlich nach vollendetem Dienst seine Waffen im städtischen Zeughaus abgeben und dort vor Antritt wieder abholen.

Guten Eindruck machte das Verhalten der Franzosen, als während der Invasion am 31. Mai der große Tonsetzer Josef Haydn hochbetagt in seinem Hause (VI. Haydngasse Nr. 19) starb, wo noch jetzt die einfachen Wohn- und Sterbegemächer mit allerlei Reliquien des Komponisten der Besichtigung zugänglich sind (Bild S. 432). Der Ruhm Haydns, der große Reisen gemacht und lange im Ausland, namentlich in England gelebt hatte, war auch den Franzosen nicht unbekannt, obwohl sie sich sonst, wie es ja noch bis in die neuere Zeit der Fall ist, für die deutsche Musik nicht recht begeistern konnten. Ein Beweis, daß man aber doch seinen Genius zu ehren wußte, lag schon darin, daß nach dem Einmarsch der Franzosen sein Wohnhaus durch eine besondere Verfügung des Gouverneurs Graf Andreossy von jeder Einquartierungslast befreit und ihm sogar eine Sauvegarde (Schutzwache) angeboten wurde. Zu seinem Leichenbegängnis beorderte man aber als besondere Ehrenbezeugung, da er Mitglied des französischen Institutes der Künste und Wissenschaften war, eine Kompagnie Infanterie, die dem Sarg das Geleite auf den Hundsturmer Friedhof gab, wo er bis zu seiner Übertragung nach Eisenburg beigesetzt blieb. Als am 15. Juni in der Schottenkirche ein Trauergottesdienst für Haydn mit Aufführung des Mozartschen Requiems stattfand, waren viele hohe französische Offiziere anwesend, als offizieller Vertreter aber erschien der als Kunstkenner bekannte Staatsrat Denon, der sich auf allen Feldzügen im Gefolge des Kaisers Napoleon befand. Ihm fiel stets die Aufgabe zu, in den besetzten Städten den künstlerischen Raub zu organisieren und jene Kunstgegenstände auszuwählen, die zur Bereicherung der Sammlungen von Paris bestimmt waren. Auch in Wien übte er dieses etwas anrüchige Amt ziemlich schonungslos und leider war es später nicht mehr möglich, alle diese im Jahre 1809 davongeschleppten Kunstwerke wieder zu erlangen. Erst 80 Jahre nach seinem Tode erinnerte sich Wien der Ehrenpflicht gegen den großen Komponisten Haydn, dessen beide Meisterwerke, die Oratorien „Schöpfung" und „Jahreszeiten" noch heute Kenner und Laien entzücken und errichtete ihm vor der Mariahilferkirche das von Heinrich Natter gearbeitete schöne Marmordenkmal. (Bild S. 433.)

Wenn sich auch die französischen Militärbehörden mit Rücksicht auf die Lage der Stadt etwas mehr Zurückhaltung auferlegten, so erzwangen doch die Bedürfnisse der Armee immer neue Forderungen und Belästigungen. Für die Errichtung von Massenquartieren als Ersatz für die zu Spitälern verwendeten Kasernen forderte man Betten, Einrichtungsgegenstände und Kochgeschirre, alle verfügbaren Pferde nahm man für die französische Armee in Anspruch, welche dafür nur sehr nieder bemessene Preise vergütete. Am 15. Juni verlangte man 40.000 bis 50.000 Ellen Leinwand zu Wäsche für die Militärspitäler und so ging es fort. Gut war es, als endlich das Militärkommando im Juni eine Norm aufstellte für die Verpflegungsforderungen der Soldaten, wodurch den ewigen Konflikten und übertriebenen Ansprüchen vorgebeugt wurde. Allzu bescheiden waren diese Normen nicht und mancher Hausbesitzer hätte sich glücklich geschätzt,

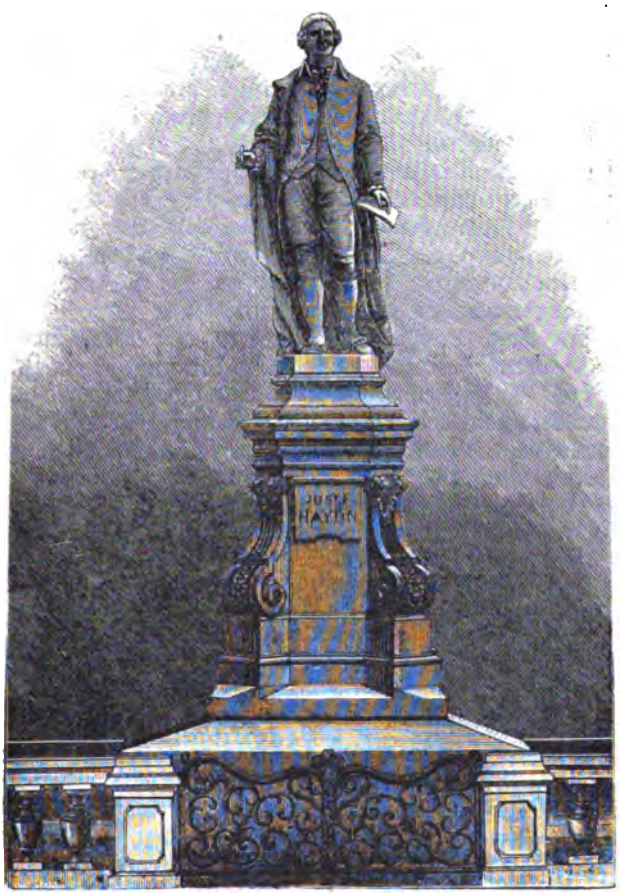
für sich und die Seinen jene Verpflegung zu haben, die er den Soldaten reichen mußte. Diese hatten Anspruch auf Branntwein und Brot am Morgen, Suppe, Rindfleisch und Gemüse als Mittagskost und abends eine warme Speise mit Brot, dazu mittags und abends je eine Maß Bier oder eine halbe Maß Wein. Die Offiziere sollten nicht mehr als die am Tische des Hauswirtes übliche Kost verlangen, doch blieb es bei den höheren Chargen nicht dabei und die Tafeln mancher Oberste und Generale bildeten eine schwere Belastungspost.

Trotz aller Mahnungen und der Gefahr, die damit verbunden war, kam es doch immer wieder zu Konflikten, die in den meisten Fällen durch den Übermut und die herausfordernde Weise französischer Offiziere und Soldaten veranlaßt wurden. Ein besonderer Befehl des Stadtkommandos ordnete an, daß die bei den Theatern postierten Wachen niemand, der nicht zum Personal gehörte, den Eintritt in das Innere, außer natürlich zur Spielzeit in den Zuschauerraum, gestatten durften. In Verfolgung eines galanten Abenteuers wollte anfangs Juni ein Offizier den Zutritt zum Bühnenraum erzwingen, obwohl ihn die wachthabenden Bürgergrenadiere auf das Verbot aufmerksam machten. Es entsteht ein Wortwechsel, der Offizier wendet Gewalt an und zieht den Säbel, aber auch die herbeieilenden französischen Soldaten der Theaterwache stellen sich auf seine Seite und entwaffnen die Bürger, für welche nun das rasch zusammen laufende Publikum Partei nimmt. Nur das zufällige Dazwischenkommen der von einem Offizier geführten Patrouille der Bürgerkavallerie verhütet einen blutigen Zusammenstoß. Das taktvolle Einschreiten des Bürgeroffiziers beruhigt die Menge und stellt die Ruhe her, nachdem man den Grenadieren ihre Waffen zurückgegeben. Da die Schuld offenkundig auf Seite des Offiziers war, blieb der Vorfall ohne Folgen, nur erging an die Ballerinnen und Sängerinnen ein strenges Verbot, sich an den Fenstern des Theatergebäudes zu zeigen.

Josef Haydn. (S. 431.)

Trauriger endete ein anderer Konflikt, in dem das französische Gouvernement mit Parteilichkeit und ungerechtfertigter Härte einschritt. In einzelnen Teilen der kaiserlichen Hofstallungen waren österreichische Kriegsgefangene untergebracht, deren Behandlung nach den in Wien umlaufenden Gerüchten sehr viel

zu wünschen übrig ließ. Fast stets sammelten sich Menschen vor dem Gebäude, die sich von der Wahrheit der Gerüchte überzeugen oder eine Gelegenheit erhaschen wollten, den Landsleuten eine Gabe zuwenden zu können. Am 23. Juni war der Andrang besonders stark, da sich die Kunde von Mißhandlungen verbreitet hatte. Der Kommandant der Bürgerwehr, Peter Thell, ein wohlhabender Tischler, schritt nach der Ansicht des französischen Offiziers nicht mit



Das Haydn-Denkmal in der Mariahilferstraße (S. 431.)

genügender Energie ein, um die Menge zu zerstreuen, es kam zu einem Wortwechsel, in dessen Verlauf der Offizier mit dem Säbel auf die Bürger eindrang. Thell entwand ihm die Waffe, zerbrach sie über dem Knie und warf ihm die Stücke vor die Füße. Ein dem Offizier zu Hilfe eilender Armeegendarm konnte nicht durch die Menge dringen, die ihn festhielt und mißhandelte. Erst eine am Platz erscheinende Bürgerpatrouille stellte die Ruhe her und lieferte alle Beteiligten dem Kommando ein, das sie aber sofort wieder entließ. Doch am nächsten Morgen ließ das Gouvernement wieder die Verhaftung Thells vornehmen, der vor ein Kriegsgericht gestellt, zum Tode verurteilt und sofort an der Mauer

des sogenannten Jesuiterhofes, wo heute das Gebäude der Geniedirektion steht, erschossen wurde.

Wenige Tage darauf, am 26. Juni, erlitt der 60jährige Sattlermeister und Besitzer des Hauses Nr. 9 (alt 315, Schild zum „goldenen Sattel") in der Favoritenstraße das gleiche Schicksal. Trotz der unter Androhung der Todesstrafe ergangenen Mahnungen zur Abgabe aller Waffen hatte Jakob Eschenbacher oder Öschenbacher zwei von den Franzosen erbeutete und auf nicht erklärte Weise in seinen Besitz gekommene Kanonenrohre mit Hilfe seiner drei Gesellen Johann Holzapfel, Johann Purkhard und Lukas Kopp im Garten seines Hauses vergraben. Als das Stadtkommando durch eine Denunziation davon Kenntnis erhielt, erfolgte die Verhaftung Eschenbachers, der in der Uniform des Bürgerkorps mit einer gewissen Ostentation inmitten einer Eskorte von Grenadieren und Kürassieren durch die Stadt in das Polizeigefangenhaus gebracht wurde. Am 24. Juni trat das Kriegsgericht zusammen, das ihn einstimmig zum Tod verurteilte. Eschenbacher bewahrte seine Fassung bis zum letzten Moment. Am 26. Juni führte man ihn wieder unter großen Vorsichtsmaßregeln, da man eine Volkserhebung fürchtete, zum Jesuiterhof, wo er an einen Salpeterhaufen gelehnt, die tödlichen Kugeln empfing. (Bild S. 440.) Seine drei Gehilfen mußten in Eisen geschlossen der Exekution beiwohnen und wurden dann zwangsweise aus Wien entfernt.

Die nächsten Tage brachten den Wienern eine neue unliebsame Überraschung. Eine Regierungsverordnung vom 28. Juni schrieb ein Zwangsdarlehen aus, das nach dem Muster jenes von 1805 auf die Realitäten und den Mietzins basiert war. Die Hausbesitzer hatten ein Viertel des von ihnen eingehobenen einjährigen Zinsbetrages zu erlegen; wer über 4000 fl. Miete zahlte, mußte zwei Drittel, von 2001 bis 4000 fl. die Hälfte, von 1001 bis 2000 fl. ein Drittel, von 101 bis 1000 fl. Mietzins ein Viertel des einjährigen Mietbetrages beisteuern. Nur die Beträge unter 100 fl. blieben verschont. Vom gleichen Tage datierte eine vom Gouvernement für Wien erlassene Polizeiordnung, die sehr strenge Maßregeln einführte. Um 12 Uhr nachts mußten alle öffentlichen Lokale, die Gast- und Kaffeehäuser geschlossen werden; die Einquartierung von Zivilpersonen in Privathäusern und Gasthöfen stellte man unter eine besondere Aufsicht. Vom 3. Juli ab führte man sogar die Sperrung der Stadttore wieder ein; sie mußten mit Ausnahme des Kärntner- und Rotenturmtores gleichfalls um 10 Uhr nachts gesperrt werden.

Kaiser Napoleon selbst ließ sich diesmal noch weniger öffentlich sehen, als vor vier Jahren. Wer Zutritt zu den berühmten Paraden im Schloßhof von Schönbrunn hatte, mochte den Gewaltigen bewundern, dessen einfache Erscheinung sofort auffiel, wenn er mit seinem in den prächtigsten Uniformen schimmernden und flimmernden Gefolge auf der Freitreppe erschien. Ritt er zum Strom hinab, um die Arbeiten auf der Lobau zu besichtigen, so umgab ihn meist eine Wolke von Reitern, hinter welcher er ganz verschwand. Ein tiefes Mißtrauen beherrschte ihn; er wußte, daß der Haß gegen ihn in den Seelen des Volkes lebte und fürchtete dessen gewalttätigen Ausbruch. Diese Scheu führte einst zu einer lächerlichen Szene. Es war die Anordnung getroffen, daß sich stets einige Bürgeroffiziere der Suite des Kaisers anzuschließen hatten. Von einer Parade heimkehrend, wurde Napoleon auf der nach Schönbrunn führenden Straße so von dem reichlich aufgewirbelten Staub belästigt, daß er gegen seine Gewohnheit die Suite und Eskorte hinter sich ließ und nur von seinem Leibmameluken Rustan begleitet, eine Strecke voraus ritt. Da scheute das Pferd eines der zugeteilten Bürgeroffiziere, es soll der Oberleutnant Fabrikant Reich gewesen sein, und da dieser kein besonders geübter Reiter war,

verlor er die Gewalt über das Tier, das galoppierend die Suite von Marschällen und Generalen durchbrach und direkt auf den Kaiser losstürmte. Dieser hört den heranstürmenden Hufschlag, wendet sich, erkennt die Bürgeruniform und denkt sofort an einen gegen ihn gerichteten Anschlag. Mit einem Satz reißt er sein Pferd zur Seite, der harmlose Reich aber stürmt unaufhaltsam vorüber, ganz unfreiwillig zu der Ehre kommend, den Bedränger Europas, den „neuen Attila", wie man ihn nannte, in Angst versetzt zu haben. Ein aus der Umgebung des Kaisers kommender Wink genügte, um Reich für immer von dieser Dienstleistung fernzuhalten.

In den letzten Wochen war die Lobau in einen befestigten Brückenkopf verwandelt worden und General Bertrand hatte Brücken über den nun viel zahmeren Strom geschlagen, die genügende Widerstandskraft gegen alle Zufälle besaßen. In Wien begriff man nicht, daß die auf der Bodenschwelle des Rußbaches am Marchfeld lagernde österreichische Armee keinen Versuch machte, diese Arbeiten zu hindern. Erzherzog Karl begnügte sich damit, die an der oberen Donau stehenden Abteilungen an sich zu ziehen und durch Behauptung des Donauüberganges bei Preßburg seine Vereinigung mit dem Korps des Erzherzogs Johann vorzubereiten. Napoleon wartete nur, bis er die Armee seines Stiefsohnes, des Vizekönigs von Italien, Eugen Beauharnais, an sich gezogen hatte, um wieder zum Angriff zu schreiten. Am 4. und 5. Juli überschritt seine wesentlich verstärkte Armee in langen Kolonnen den Strom, um, sich im Marchfeld ausbreitend, dem Gegner eine neue Schlacht zu liefern. Sie entspann sich schon am 5. abends und wütete den ganzen folgenden Tag. Mit beispielloser Bravour wies die Armee des Erzherzogs alle Angriffe des überlegenen Feindes zurück. Wiederholt senkte sich das Zünglein der Siegeswage zu gunsten der Österreicher. Aber das erwartete Eingreifen der durch Marschschwierigkeiten aufgehaltenen Kolonnen des Erzherzogs Johann blieb aus. Napoleon bedrohte durch eines seiner kühnen Manöver die Flanke und Rückzugslinie des Erzherzogs, der endlich die Schlacht abbrach, um in vollster Ordnung und unverfolgt, die blutige Wahlstatt zu räumen.

Schon gegen Abend des 6. Juli bekam Wien wieder das grauenhafte Nachspiel des Kampfes zu sehen. Endlose Züge von Wagen mit Verwundeten kamen an, aber auch zu Fuß schleppten sich Tausende dieser Unglücklichen in mitleidswertem Zustande in die Stadt zurück. „Eine Straße von Blut zog sich von Ebersdorf und Simmering zur St. Marxer- und Favoritenlinie herein, die herrlichsten Krieger schlichen als Jammerbilder daher, von Staub und Wunden entstellt, mit zerrissenen und zerschmetterten Gliedmaßen, in der gewaltigen Hitze verschmachtend, nur um einen Tropfen Wasser, um Hilfe oder um den Tod ächzend. Alle Lohnkutscher, Fiaker und viele Bauernwagen wurden aufgeboten, die Verwundeten vom Schlachtfeld in die Spitäler zu führen. Der Selbsterhaltungstrieb zeigte sich in den entsetzlichsten Gestalten. Förmliche Kämpfe entstanden um einen Platz auf einem der Wägen, dessen Bewegung eine neue Marter über die von Wunden zerfetzten Opfer dieses gräßlichen Kampfes brachten."

In Wien empfand man den Ausgang der Schlacht bei Wagram als einen schweren Schlag. Alle noch immer gehegten Hoffnungen mußten als aussichtslos aufgegeben werden, die Stadt konnte nur mehr durch einen Frieden befreit werden und war bis dahin der Gewalt des Siegers preisgegeben. In den ersten Tagen übte man unter dem Eindruck der Jammerszenen unverdrossen das Samariterwerk. Neue Spitäler wurden eingerichtet, verwundete Österreicher fanden vielfach in Privathäusern Aufnahme und Pflege und Tausende von Erwerbslosen fanden kargen Verdienst beim Zupfen von Charpie. In den

Redoutensälen und anderen unbenützten Räumen der Burg saßen die Frauen in langen Reihen und unter ihren fleißigen Händen häuften sich Berge von Charpie auf, die doch kaum hinreichten, den Bedarf der Spitäler zu decken.

Die Haltung der Bevölkerung in diesen bösen Tagen griff doch an das Herz der Feinde. Schon am 8. Juli erschien ein Maueranschlag in französischer Sprache, der folgende warme Danksagung enthielt: „Gott segne Euch, gute Wiener, die Ihr die Thränen der verwundeten Franzosen abtrocknet und sie wie Eure Mitbürger aufnehmt. Napoleon der Große wird es erfahren und die Belohnung wird Eurer würdig sein!" Bestand diese in Aussicht gestellte Belohnung vielleicht in der Auferlegung von Kontributionen, der Wegführung von Kunstwerken oder in der ganz überflüssigen Sprengung der Festungswerke? Noch lange hinaus hatten übrigens die Wiener Gelegenheit, ihre Humanität zu beweisen. Noch am 11. Juli gab eine Kundmachung der Stadthauptmannschaft bekannt, daß seit dem Schlachttag noch zahlreiche Verwundete auf der Wahlstatt liegen, die sich nicht selbst retten können und sehnsüchtig auf Hilfe und Rettung harren, ohne welcher sie in Kürze jammervoll zugrunde gehen müssen. Was nur an den sonderbarsten Gefährten aufzutreiben war, sendete man nach dem Marchfeld, um nochmals schauerliche Nachlese auf dieser riesigen Mordstätte zu halten. Es war nur natürlich, daß man vor allem den Angehörigen der österreichischen Armee Hilfe und Pflege angedeihen ließ.

Am 11. Juli kam es nochmals bei Znaim zum Kampf, der aber durch den abgeschlossenen Waffenstillstand unterbrochen wurde. Die Verlautbarung desselben erfolgte am 13. Juli in Wien und am Abend kam Kaiser Napoleon in Schönbrunn an. Er vermied es jedoch, die innere Stadt zu berühren, sondern ritt über das Glacis in einem so raschen Tempo, daß die begleitende Garde kaum zu folgen vermochte. Es war dies ein Wagnis, denn vielleicht nie war der Haß gegen ihn auch bei den ruhigeren Elementen der Bevölkerung so groß, als eben in jenen Tagen. Karoline Pichler, die feingebildete und zart empfindende Dame, gesteht in ihren Denkwürdigkeiten zu, daß ihr einst, als sie den Kaiser in der Nähe zu sehen Gelegenheit hatte, mit unwiderstehlicher Gewalt der Gedanke gekommen sei, daß ein sicher gezielter Schuß auf diesen Mann alles Leid und allen Schmerz rächen könnte, die er über das Vaterland und Europa gebracht.

Wider Erwarten gestalteten sich die sofort nach Abschluß des Waffenstillstandes eingeleiteten Friedensunterhandlungen sehr schleppend. Die französischen Forderungen waren so überspannt, daß man mehr als einmal die Wiederaufnahme des Kampfes ins Auge faßte, eine Absicht, die besonders von der Kaiserin Maria Ludovika begünstigt wurde. Während man um einen Streifen Landes oder ein paar tausend Einwohner feilschte, machten es sich die Franzosen erst recht bequem in Wien, wobei sie aber nicht unterließen, sich in gewohnter Weise auf den Abschied vorzubereiten. Unter Leitung des schon genannten Plünderungs-Sachverständigen, des Baron Vivant Denon, entnahm man der Hof-Gemäldesammlung eine Anzahl der wertvollsten Bilder, die sofort gut verpackt nach Paris abgingen. Das gleiche geschah mit den Miniaturenschätzen der Hofbibliothek und den kostbarsten Stücken aus den Waffensammlungen. Diesen ästhetischen Passionen ging aber ein geradezu erdrückendes Kontributionssystem zur Seite. Am 20. Juli legte ein Dekret des Kaisers Napoleon dem Lande Niederösterreich eine Summe von 50 Millionen Francs auf. Wien hatte 10 Millionen Gulden zu erlegen. Es stand ganz außer Frage, diese Summe von der wirtschaftlich ganz erschöpften Bevölkerung hereinzubringen, sie mußten durch ein von den Ständen unter ihrer Garantie aufgenommenes Anlehen beschafft werden. Unmittelbar nach der Schlacht bei Wagram war die furchtbarste

Zeit des an Leiden so reichen Sommers von 1809 für Wien. Durch Tage herrschte geradezu Mangel an Lebensmitteln, Fleisch fehlte gänzlich, Brot war rar, um einen Gulden erhielt man nur sechs Eier und der schlechteste Wein stieg auf das Sechs- und Achtfache des gewöhnlichen Preises. Dazu kam ein Mangel an Geldumlauf und eine beispiellose Entwertung der Bankozettel, die allein im Verkehr standen; für 100 Gulden Bargeld mußte man mehr als das Dreifache in Papier geben. Um nur etwas die öffentlichen Kassen zu füllen, griff man zu den irrationellsten Auflagen; eine Art von Kopfsteuer wurde ausgeschrieben und mit schonungsloser Härte eingetrieben. Dazwischen liefen immerfort größere und kleinere Requisitionen, die natürlich die allgemeine Not noch verschärften. Am 20. Juli legte man jedem Hausbesitzer die Beistellung einer Matratze und eines Strohsackes mit Kopfpolster, wollener Decke und zwei Leintüchern auf, eine Leistung, die auch mit dem Erlag von 49 Gulden abgetragen werden konnte. Später legte man auf alle vorhandenen Pferde Beschlag, für welche nun gar keine Entschädigung gewährt wurde; wer aber den Besitz eines solchen verschwieg, verfiel einer Geldstrafe von 500 Gulden. Im Monat Juli allein requirierten in Wien die Franzosen 5000 Klafter Holz, 40.000 Zentner Heu, ebensoviel Stroh, 10.000 Eimer Wein, 73.000 Metzen Hafer, 200.000 Ellen verschiedene Tucharten, 70.000 Ellen Leinwand, 20.000 Pfund Leder und für 40.000 Mann vollkommene Bettgarnituren, wozu noch die kleineren Mengen zahlloser anderer Gebrauchsartikel kamen.

Nachgerade war es klar, daß der Aufenthalt der im vollsten Wortsinne „teuren Gäste" noch ziemlich lange dauern werde. Man suchte sich daher miteinander abzufinden, so gut es ging. Nach den Strapazen eines halbjährigen blutigen Feldzuges lechzten die Franzosen nach Ergötzlichkeiten, ein ziemlich geräuschvolles Leben begann und die Wiener müßten ihre unverwüstliche Eigenart abgelegt haben, hätten sie nicht Anteil daran genommen, so gut es möglich war.

„Drei Pariser Restaurants öffneten ihre duftenden Speisesäle," berichtet Baron Schönholz, der Verfasser der „Traditionen", „von welchen Chenier auf dem Kohlmarkt der Lion der öffentlichen Küche war. Auf der Burgbastei aber strahlten im Schein von hundert Wachslichtern die glänzend gedeckten Tische des Traiteur à la suite de la grande armée. Im Privatgarten der Kaiserin und in dem des Grafen Erdödy auf der Bastei kredenzten Pariser Limonadiers die ausgesuchtesten Erfrischungen." Am Abend versammelte die aus den ersten Künstlern jener Zeit bestehende Truppe der Pariser italienischen Oper ein glänzendes Publikum im Schloßtheater zu Schönbrunn. Neben den Koryphäen der französischen Armee fand sich dort auch der in Wien zurückgebliebene hohe Adel und die vornehme Welt Wiens ein. Auch Anna Milder entzückte in diesen Vorstellungen die französischen Marschälle und Generale, während sie ein halbes Jahr früher die Zuhörer im Redoutensaale durch den Vortrag patriotischer Kampflieder begeistert hatte. Am wenigsten harmlos war es, daß sich auch Spielhäuser nach französischer Manier in Wien einbürgerten. Am Neuen Markt, in dem Eckhaus der Plankengasse, wo dann lange im Erdgeschoß ein Kaffeehaus war, hatte sich im ersten Stock eine Pharaobank angesiedelt, die von den französischen Offizieren und auch von der männlichen Lebewelt Wiens stark frequentiert wurde. Im Vorhause und bis auf den Platz heraus war dieses Lokal stets von Bettlerscharen blockiert, die von den glücklichen Gewinnern so reich bedacht wurden, daß immer neue wahre oder falsche Hilfsbedürftige zuströmten, zwischen welchen es zu erbitterten Konkurrenzkämpfen kam, bis man dem Unfug durch Verjagung des Gesindels ein Ende machte. Wenn man den zeitgenössischen Berichten glauben darf, so ging es überhaupt etwas wunderlich im damaligen Wien zu. Einer der vorsichtigsten Beurteiler

meint, daß „die öffentliche Moral während der Anwesenheit der Franzosen einen argen Stoß erhielt. Die Bastei vom Pelegrinischen Hause bis zur Limonadenhütte auf der Burgbastei bot den Anblick eines Sodoma und Gomorha".

Nur einer, an dem alle Blicke in Bewunderung und Furcht hingen, blieb all diesem Treiben fast ganz fern, es war der Kaiser Napoleon. Nur selten erschien er im Theater, an anderen Vergnügungen nahm er nie Anteil und zeigte sich mit Ausnahme der Paraden im Schloßhof von Schönbrunn oder auf der Schmelz auch kaum in der Öffentlichkeit. Die österreichischen Bevollmächtigten, Fürst Johann Liechtenstein und Graf Bubna, reisten unermüdlich hin und her zwischen Schönbrunn und Totis, wo Kaiser Franz residierte, ohne daß die von Napoleon selbst geführten Friedensunterhandlungen wesentliche Fortschritte machten. In rastloser Arbeit besorgte er seine Regierungsgeschäfte, als ob er in den Tuilerien weilte und wenn er abends die herbstlich sich verfärbenden Alleen des Parkes von Schönbrunn durchschritt, wälzte er im Kopf die gigantischen Pläne einer Welteroberung und Weltherrschaft umher. In einer Nacht besuchte er mit seinen vertrautesten Generalen, Duroc und Rapp, die Kaisergruft bei den Kapuzinern, wo er längere Zeit an den Särgen der Kaiserin Maria Theresia und des Kaisers Josef II. verweilte. Von dort ging er in die Augustinerkirche, in welcher ihn das Grabmal der Erzherzogin Maria Christine entzückte, das er für das beste Werk Canovas erklärte. Auch das Grabmal des Feldmarschalls Daun mit der darauf befindlichen Darstellung der Schlacht bei Kolin betrachtete er aufmerksam. „Sie ist ähnlich zu jener von Austerlitz," bemerkte er zu seinen Begleitern; „der Sieg war ein höchst bedeutungsvoller. Da liegt er nun!" schloß er mit einer wegwerfenden Handbewegung; „Pah! es ist doch alles eitel und vergeht im Rauch!"

Nur von einem Hause in Wien wissen wir, daß es Napoleon im Jahre 1809 wiederholt besuchte. Es ist dies das Haus Nr. 29 in der Alleegasse im IV. Bezirk, das 1805 der Regierungsrat Josef von Kielmansegge von dem berühmten Maler und Galeriedirektor Johann Heinrich Füger kaufte und das später in den Besitz des Lokalschriftstellers und Eigentümers der Theaterzeitung Adolf Bäuerle kam. Dieser erzählt darüber in seinen Memoiren: „Im Jahre 1809 ließ sich Napoleon I. von seinem Hauptquartier aus auch öfters in Wien sehen; zwar nicht auf freier Straße und zu Fuße, aber im offenen Wagen, denn er fuhr wöchentlich einige Male in das Haus Nr. 70 (alt) in der Alleegasse, welches der General Berthier, des schönen Gartens wegen, bewohnte. Wenn Napoleon bei diesem Hause ankam, ließ er das Gespann in den Hof einlenken und das Haustor hinter sich schließen. Berthier empfing ihn, führte ihn in den Garten und befahl unter einem, daß niemand im ganzen Hause, weder im Hofraum, noch an den Fenstern sich blicken lassen dürfe. Sogar der Gärtner hatte strenge Ordre während der Anwesenheit des hohen Gastes sich im Glashause verborgen zu halten. Napoleon blieb häufig eine Stunde, ja noch länger hier, stets im eifrigen Gespräche mit Berthier. Bei seiner Entfernung spähte Napoleon ängstlich, ob er nicht beobachtet wurde, warf sich dann in seinen Wagen und kehrte rasch nach Schönbrunn zurück."*)

*) Das hier erwähnte Haus Nr. 29 der Alleegasse verfiel nebst den beiden anstoßenden Gebäuden der Demolierung, um dem Palais Toskana Platz zu machen, das noch jetzt die obige Nummer führt und bei dem sich auch der wahrscheinlich etwas umgestaltete prächtige Garten befindet. Hofbauer berichtet in seiner sehr genauen Häuserchronik der Bezirke Wieden und Margareten, daß der von Bäuerle erwähnte Gärtner, dessen Name Weigl war, in dem Hause eine an die Besuche des Kaisers Napoleon erinnernde Denktafel anbringen ließ, die also um 1860 noch existiert haben muß und erst bei der Demolierung wie so manche andere interessante Erinnerung an die Lokalgeschichte spurlos verschwunden ist.

Eine sehr bittere Pille war es für die Wiener, daß sie zusehen mußten, wie man mit großem Gepränge am 15. August den Namenstag Napoleons feierte, der ihnen eben wieder eine Kränkung zufügte, weil er die sechs nach 1683 von Kaiser Leopold I. den Bürgern gespendeten Kanonen aus dem Zeughause wegnehmen und nach Paris als Trophäen überführen ließ. Mit Groll im Herzen mußte man sich sogar dazu bequemen, zu der Feier dieses Tages beizutragen. Schon am 14. August erging eine Kundmachung der Regierung, daß am Napoleonstage alle öffentlichen Gebäude zu beleuchten seien und Graf Andreossy „die Meinung zu erkennen gegeben habe, daß er es für nötig halte, daß auch die übrigen Häuser der Stadt und Vorstädte beleuchtet werden". Eine solche „Meinung" glich unter den obwaltenden Verhältnissen natürlich einem Befehl und das ziemlich umfangreiche vom Gouvernement aufgestellte Programm für die Feier des Napoleonstages kam pünktlich zur Ausführung. Sein hervorstechendster Zug war eine ungeheure Pulververschwendung und ein den ganzen Tag anhaltendes Geknalle, wie es ja schließlich zu Ehren eines Schlachtenkaisers auch am passendsten erscheint. Schon am frühen Morgen krachte es von den in der Donau ankernden Schiffen. Während der großen Parade in Schönbrunn gaben die auf den Basteien postierten Kanonen den Salut ab, der um 12 Uhr mittags wiederholt wurde. Nachmittags wurde der ganze Weg von Schönbrunn bis zum Stephansdom abgesperrt, um Raum für den Zug des Prinzen Eugen Beauharnais, des Vizekönigs von Italien, zu schaffen. Nach 3 Uhr begab er sich mit einem glänzenden militärischen Gefolge nach der Kirche, wo der Erzbischof mit besonderer Feierlichkeit ein Tedeum abhielt, dem auch alle österreichischen Beamten beiwohnen mußten. Auch dieser Gottesdienst vollzog sich unter dem Krachen der Geschütze, das fortdauerte, bis der Zug wieder Schönbrunn erreichte. Gegen Abend fing das Kanonieren von den Schiffen nochmals an, das während der vom Grafen Andreossy im Rittersaal gegebenen Festtafel fortdauerte, zu welcher gleichfalls alle einheimischen Würdenträger zugezogen waren. Nach Schluß der Tafel brannte man auf dem Glacis vor den kaiserlichen Stallungen ein imposantes Feuerwerk ab, das natürlich auch nicht ohne tüchtiges Geknalle verlief. Um $^1/_2$8 Uhr war der Beginn der Beleuchtung „angesagt" und pünktlich flammten in den Fenstern die Lichter auf, während am Burgplatz und anderen öffentlichen Plätzen die französische Feldmusik spielte. Die Transparente, welche zu sehen waren, befanden sich meist an den Fenstern der von französischen Würdenträgern bewohnten Quartiere und feierten selbstverständlich mit mehr oder weniger Überschwang Ihn, den „Einzigen", den „modernen Alexander" und wie sonst die Hyperbeln alle hießen. Einen gelungenen Witz machte sich ein reicher Bürger von Mariahilf, der in nicht anzutastender Weise den Gefühlen der Wiener bei diesen Festlichkeiten Ausdruck gab. An der Front seines Hauses erschienen in flammenden Buchstaben die Worte: „Zur Weihe an Napoleons Geburtstag." Nun waren aber die Lettern am Anfang der Worte sehr groß, die nachfolgenden aber sehr klein. Aus einiger Entfernung konnte man daher nur die ersteren wahrnehmen, welche das bedeutungsvolle Wörtchen „Zwang" ergaben. Die sich in den Straßen drängende Menge bestand weitaus in der Mehrzahl aus französischen Soldaten, die Extrarationen und Gratissold erhalten hatten, also aus vollem Herzen ihr „Vive l'Empereur!" schrien; namentlich die besseren bürgerlichen Klassen hielten sich von jeder Beteiligung an den Festlichkeiten so ferne als möglich.

Schon etwas früher hatte der Gouverneur Graf Andreossy, welcher Wien, soweit es seine sehr heikle Stellung zuließ, wirklich ein gewisses Wohlwollen bewies, in Anerkennung der guten Haltung der Bevölkerung die strengen Polizeivorschriften etwas gemildert und auch gestattet, daß der Prater, der

Die Erſchießung Eichenbachs. (S. 434.)

Augarten, der Schwarzenberggarten und andere öffentliche Belustigungsorte dem allgemeinen Besuche wieder geöffnet werden durften. Auch die gastlichen Räume des Apollosaales empfingen wieder Gäste, unter welchen die französischen Offiziere stark vertreten waren, die aber auch Elemente nach sich zogen, welche bisher dort fremd waren und endlich den Besuch besserer weiblicher Kreise ausschlossen.

Unterdessen ging das Requirieren und Konfiszieren seinen Gang weiter. Den Wienern und auch den öffentlichen Sammlungen kam der unsäglich schleppende Gang der Friedensunterhandlungen teuer zu stehen. Wieder und wieder fand der Forscherblick des Baron Denon Merkwürdigkeiten, die er für würdig hielt, die Pariser Sammlungen zu zieren. Bei der zweiten Auslese entnahm er allein der Hofbibliothek 943 Bände, darunter 600 Manuskripte, meist mit jenen köstlichen Miniaturen, welche das Entzücken der Gelehrten und Laien sind.

An Konflikten fehlte es auch jetzt noch nicht ganz, doch nahm das französische Gouvernement nun eine ganz andere Stellung zu solchen Vorfällen an. Als es in der Nacht vom 2. und 3. September zwischen exzedierenden französischen Reitern und einer Bürgerpatrouille zu einem Zusammenstoße kam, in dem mehrere Leute der letzteren bedeutende Verletzungen erlitten, drückte Graf Andreossy sein Bedauern aus, sagte vollkommene Genugtuung und für die Zukunft die Verhütung ähnlicher Vorkommnisse zu.

Da bisher alle Mittel, die aufgelegten Kontributionen aufzubringen, vergeblich geblieben waren und das französische Gouvernement mit Zwangsmaßregeln drohte, schrieb die Regierung für Wien und das flache Land eine „Personalsteuer" aus, welche nur Kinder unter zwölf Jahren, die der öffentlichen Mildtätigkeit anheimgefallenen Personen und die dienenden Brüder in den Bettelorden verschonte. Die ganze Bevölkerung war in 18 Klassen geteilt, deren Beiträge sich nach willkürlichen äußeren Merkmalen von 500 Gulden bis zu 2 Gulden für Handwerker und untertänige Grundbesitzer, zu 1 Gulden für Dienstleute und zu 30 Kreuzer für ländliche Inwohner abstufte. Bevor diese am 10. September getroffene Maßregel noch wirksam sein konnte, verhängte das französische Gouvernement über den Präsidenten und Vizepräsidenten der Regierung, den Stadthauptmann und andere hervorragende Persönlichkeiten den Arrest mit der Drohung, daß man, wenn die Kontribution nicht binnen 48 Stunden zur Zahlung käme, sie als Geiseln ausheben und behandeln würde. Erst als die bedeutendsten Bankiers von Wien Bürgschaft leisteten, stand man von diesen Zwangsmaßregeln ab.

Da an dem endlichen Abschluß des Friedens nicht mehr gezweifelt werden konnte, obwohl sich noch manche Schwierigkeiten ergaben, hatte man schon mit der gegenseitigen Auswechslung der Kriegsgefangenen begonnen. Am 11. Oktober vormittags sollte der Kaiser im Schloßhof von Schönbrunn einige dieser eingerückten und neuformierten Abteilungen besichtigen. Als er sich mit seinem Stab über die Freitreppe in den Hof begab, fiel dem General Rapp ein junger, gutgekleideter Mann auf, der einen dreieckigen Militärhut trug, in der Hand ein Schriftstück hielt und sich durch die Suite in die Nähe des Kaisers zu drängen versuchte. Nur wegen dieser Zudringlichkeit ließ ihn der erste Adjutant Napoleons, General Rapp, durch Armeegendarmen verhaften und auf die Wachtstube führen. Als man dort in seiner Rocktasche ein scharfes, zweischneidiges Messer fand, erhielt die Sache ein weniger harmloses Ansehen. Man unterzog den jungen Menschen einem Verhör; doch beantwortete er alle Fragen nur dahin, er werde nur dem Kaiser selbst Rede stehen. Auf die erstattete Meldung befahl Napoleon die Vorführung. Mit vollkommener Ruhe erklärte nun der Gefangene, er heiße Friedrich Staps, sei 18 Jahre alt und Predigerssohn aus Naumburg, seit einigen Tagen aus Erfurt zugereist und mit der bestimmten Absicht nach Wien

gekommen, den Kaiser von Frankreich zu ermorden, in welchem er den Feind und Erniedriger Deutschlands hasse. Napoleon schien durch den Vorgang sehr betroffen und griff zuerst nach der Erklärung, Staps müsse verrückt sein, da er eine so furchtbare Absicht mit solcher Fassung zugestehe. Doch der herbeigerufene Leibarzt mußte konstatieren, daß der junge Mann zwar ein schwärmerischer Fanatiker zu sein scheine, von einer geistigen Störung aber keine Rede sein könne. In eindringlichen Worten machte Napoleon selbst Staps das Verbrecherische seines Vorhabens klar und stellte ihm, wenn er Reue zeige, die Begnadigung in Aussicht. Mit jenem Starrsinn, wie er so oft dem wahren Fanatiker eigen ist, lehnte es der junge Mann aber ab, auf die Absichten des Kaiser einzugehen. „Was Sie Verbrechen nennen, nämlich Sie töten zu wollen," entgegnete er fest, „ist für mich keines, sondern Pflicht. Ich verlange keine Verzeihung und bedauere nur, daß ich meine Absicht nicht habe ausführen können." Als ihn Napoleon fragte, wie er eine Begnadigung ausnützen würde, erwiderte der doch von einer Portion herostratischer Selbstüberhebung beeinflußte Staps, er würde in diesem Falle sofort nach einer neuen Gelegenheit suchen, sein Vorhaben ausführen zu können. Achselzuckend wendete sich der Kaiser ab und befahl Staps dem Kriegsgericht vorzuführen. Da Napoleon selbst den Verdacht aussprach, jener sei nur das Werkzeug einer geheimen revolutionären Verbindung, führte man eine sorgfältige Untersuchung durch und soll sogar zur Anwendung von Foltermaßregeln gegriffen haben, um ein Geständnis zu erpressen. Staps bewies aber eine unerschütterliche Festigkeit und es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß er keine Mitschuldigen hatte und der Anschlag nur in seinem Kopfe entstanden war. Der Spruch des Kriegsgerichtes konnte unter solchen Umständen nicht zweifelhaft sein; er lautete auf Tod durch Erschießen und wurde am 15. Oktober im Hof der damaligen Gewehrfabrik am Braunhirschengrund vollzogen; Staps bewahrte bis zum letzten Moment seine unerschütterliche Haltung.

Vielleicht um des tiefen Eindruckes Herr zu werden, hatte Napoleon am Abend des versuchten Attentates das Ballett der Oper zu einer Vorstellung im Schloßtheater von Schönbrunn befohlen. Dadurch entfiel natürlich die schon angekündigte Vorstellung im Kärntnertortheater, zu welcher sich zahlreiche französische Offiziere einfanden. Obwohl ihnen die Ursache der Verhinderung bekannt gegeben wurde, gerieten sie doch in eine maßlose Wut, zertrümmerten im Orchester die Instrumente und erstiegen die Bühne, wo sie gleichfalls viel Schaden anrichteten. Erst das Einschreiten höherer Offiziere und das Erscheinen starker Patrouillen stellten die Ruhe her, worauf jedoch eine strenge Untersuchung folgte, die für einzelne Teilnehmer am Tumulte mit empfindlichen Strafen endete. Überhaupt übten die Franzosen jetzt strenge Justiz gegen alle Ausschreitung in ihren Reihen. Als ein Soldat in der Fünfhauser Kirche bei einem Diebstahl erwischt wurde, hieb ihn der dazugekommene General sofort nieder.

Das versuchte Attentat des Staps verleidete dem Kaiser Napoleon den weiteren Aufenthalt in Deutschland und Österreich. Er drängte mit aller Macht zum Abschluß des Friedens, sparte nach seiner Gewohnheit mit brutalen Drohungen nicht, gab aber selbst in Nebendingen nach, so daß endlich am 14. Oktober in Schönbrunn der Friedenstraktat durch die österreichischen Bevollmächtigten Fürst Johann Liechtenstein und Graf Bubna unterzeichnet werden konnte, was man noch am gleichen Nachmittag der Bevölkerung durch hundert Kanonenschüsse anzeigte. Die Bedingungen waren hart genug, denn sie kosteten [illegible] 2000 Quadratmeilen Land mit 3 Millionen Einwohnern und [illegible] auf die Stufe eines Mittelstaates herabzudrücken, dessen Heeres- [illegible] unter die Kontrolle Frankreichs gestellt war.

Zwei Tage nach dem Abschluß des Friedens verließ Napoleon Wien, dessen Boden ihm unter den Füßen zu brennen schien. Diesmal gab es keine Abschiedsproklamation mit Worten der Anerkennung. Der kaiserliche Abschiedsgruß bestand 1809 nur in dem kriegerischen Schlußspektakel, das man mit der Sprengung der Festungswerke machte, die bei der Beschaffenheit derselben lediglich ein kindischer Racheakt war. Eine am 15. Oktober erfließende Kundmachung mahnte die Bewohner Wiens zur Vorsicht, da mit den Sprengungen begonnen würde. Um den Knalleffekt größer zu machen, wollte man ursprünglich die ganzen Basteien vom Schottentor bis zum Kärntnertor auf einmal in die Luft fliegen lassen. Eine in letzter Stunde nach Schönbrunn gesandte Deputation, welche um Schonung der Festungswerke und Rückgabe der sechs historisch merkwürdigen Kanonen bat, erhielt in allen Punkten eine abweisende Antwort; nur auf die Vorstellung, daß die gleichzeitige Sprengung mit den ernstesten Gefahren für die Stadt verbunden wäre, gestand man zu, daß sie streckenweise vollzogen werden solle.

Am 16. Oktober nachmittags, zur gleichen Stunde, wo Napoleon von Schönbrunn aufbrach, fanden die ersten Sprengungen statt, welche die beiden Ravelins am Schottentor in Schutt legten. Der geistreiche Verfasser der „Traditionen", welcher auch diesem letzten Akt der Invasion als Augenzeuge beiwohnte, äußert sich darüber in folgender treffenden Weise: „Die bei jedem geringsten Anlaß sogleich herausgekehrte Absicht und Macht, zu strafen, jeden kleinsten Mangel an Furcht ohne weiteres sogleich als ein Vergehen zu rügen, hat wesentlich dazu beigetragen, Napoleon den Völkern widerwärtig zu machen, die asiatische Schwüle seines Wesens konnte das europäische Leben unter keinen Umständen auf die Dauer ertragen. Unter anderen Wahrzeichen seines orientalischen Charakters sticht auch die Leidenschaft hervor, wo er siegend auftrat, einen Denkzettel zu hinterlassen — das mongolische Prinzip: „es soll kein Baum und kein Haus stehen, wo des Chans Roß getrunken." Er versteckte dabei seine Willkür hinter den Kriegsbrauch. Kein unscheinbarster Wall, welcher einen Dreipfünder losgefeuert, sobald ihn Franzosen betreten hatten, erhielt einen Stein auf dem anderen. Diese Demolierung sollte den Stachel der Demütigung bis ins Innerste drücken und das war ebenso übermütig brutal als unklug. Weil er es aber nicht lassen konnte und die Sättigung seines opulenten Ehrgeizes ihm über alles ging, so mußte auch Wien das Schauspiel des symbolischen Rutenstreichens, das Sprengen und Zerwerfen der widerspenstigen Mauern an allen Ecken erleben. Auch hierbei stellte sich das militärisch-technische Ungeschick heraus; denn wie die französischen Ingenieure bei den Sprengungen zu Werke gingen, erscheint jetzt fast unglaublich. Sie wußten nichts Besseres zu tun, als tiefe Schachte im Rücken der Wallbekleidung zu graben, diese mit Pulver zu füllen und nun — darauf losgeknallt! Nicht allein — obwohl der Prozeß kunstgerecht ohne jede Erschütterung und ohne alles Abspringen von Steinen durchzuführen ist — daß jedesmal die zunächststehenden Häuser barsten, ein Ziegelhagel und Mauertrümmer mehrere hundert Schritt weit auf das Glacis hinausflogen, das brennende Minenfutter auf die Brennholzlager und Strohmagazine fiel und diese in Brand steckte, sondern die Mineure selbst kamen niemals mit heiler Haut davon und mit dem letzten Wallstück flog sogar einer ihrer Offiziere auf. Dergleichen aber behandelten die Machthaber als Nebendinge."

Diese Rücksichtslosigkeit gegen die körperliche Sicherheit hatte schon zwei Monate früher zu schlimmen Folgen geführt. Ohne auf die Einsprache der Zivilbehörden zu hören, etablierten die Franzosen auf der Schottenbastei ein artilleristisches Laboratorium, in welchem Sprengstoffe und adjustierte Geschosse eingelagert wurden. Die Unvorsichtigkeit einiger Soldaten veranlaßte am

14. August eine furchtbare Explosion, deren Knall in der ganzen Stadt zu hören war und nicht geringen Schrecken verursachte. Ein in der Nähe stehender Stadel brannte vollständig nieder und nur durch die Bravour einiger Soldaten, welche die Pulverfässer aus den brennenden Räumen schufen, war eine noch weit ärgere Katastrophe verhütet worden. Die Umgegend war durch die platzenden Geschosse gefährdet, von welchen mehrere in den Schottenhof und auf die Freiung flogen.

Vom 16. Oktober ab gehörten diese Sprengungen fast zu den täglichen Vorkommnissen. Es kamen nacheinander die Mölkerbastei, das Paradiesgärtchen, die Werke beim Burgtor und die Augustinerbastei daran. Am 10. November machte endlich die Löwelbastei den Schluß. Wiederholt kam es zu Unglücksfällen, denn die Fahrlässigkeit der Franzosen war so groß, daß sie halbangebrochene Pulverfässer offen liegen ließen und Massen von Pulver verschütteten, die erst vorsichtig entfernt werden mußten.

Bis in die letzte Zeit war von der Armee-Intendanz das Requisitionssystem so schwunghaft betrieben worden, daß sich in den Magazinen im Stadtgraben große Vorräte ansammelten, die beim Abzug nicht mitzuführen waren. Man war also gezwungen, sie zu verkaufen. Ein Teil derselben wurde jedoch bei den Sprengungen entzündet, wodurch ein Brand entstand, der erst nach mehreren Tagen gedämpft werden konnte. Dabei kam es noch in den letzten Tagen der Invasion zu einem gefährlichen Auflauf. Ein junger Mensch, der aus Neugierde der Brandstätte zu nahe kam und den Weisungen, sich zu entfernen, nicht gleich folgte, erhielt von einem Soldaten der französischen Wache einen Bajonettstich. Sofort nahm das Volk Partei und machte Miene, ein Steinbombardement auf das Wachpiket zu eröffnen. Eine herbeieilende Patrouille der Bürgerkavallerie verhinderte dies, machte aber Anstalt, den Franzosen zu verhaften, der heftigen Widerstand leistete und die Hilfe seiner Kameraden anrief, die in der Tat zu seinen Gunsten einschritten. Das erbitterte Volk eröffnete nun doch einen Steinhagel, die Franzosen waren schon im Begriff, von ihren Flinten Gebrauch zu machen, als zum Glück der wegen seiner Humanität nnd Gerechtigkeit beliebte französische Stadtkommandant Baron Denzel zur Stelle kam, die Menge beruhigte und den schuldtragenden Soldaten in den Arrest abführen ließ.

Baron Denzel war es auch, der ebenso wie der Gouverneur Graf Andreossy, vor seiner Abreise in einem schmeichelhaften Schreiben an den Bürgermeister von Wohlleben das kluge, ordentliche und mannhafte Betragen des Bürgermilitärs rühmend anerkannte und für die tätige Mitwirkung bei Erhaltung der Ruhe und Ordnung in der Stadt seinen Dank aussprach, wobei er diese „Dienstwilligkeit und Ordnungsliebe" als Hauptcharakter der Österreicher bezeichnete. Seinerseits hatte der Magistrat dem Baron Denzel in dankbarer Anerkennung seiner milden Amtswirksamkeit und namentlich wegen der freundlichen Behandlung der österreichischen Verwundeten und Kriegsgefangenen durch ihn die goldene Salvatormedaille verliehen.

Am 20. November erfolgte der Abmarsch der letzten französischen Abteilungen. Nur eine Anzahl von Verwundeten und Kranken blieb noch zurück, die in eigene Spitäler vereinigt wurden. Abteilungen der berittenen Bürgergarde folgten den abziehenden Franzosen, um auch in der Umgebung von Wien bis zur Ankunft der österreichischen Truppen und Herstellung der alten Ordnung die Bewohner vor den Ausschreitungen einzelner Nachzügler zu schützen. Am 22. November erschien die „Wiener-Zeitung" wieder zum erstenmal in der gewohnten Form und mit dem Doppeladler.

Die ersten in Wien einrückenden österreichischen Truppen fanden einen besonders festlichen Empfang. Am 26. November morgens nahm das gesamte

Bürgerkorps bei der Marxerlinie Aufstellung und geleitete dann die von dem Feldmarschall-Lieutenant Fürst Moriz Liechtenstein kommandierten Truppen, zu welchen auch das erste Bataillon der Wiener Landwehr gehörte, mit klingendem Spiel in die Stadt hinein, wo die Soldaten von der Bevölkerung herzlich begrüßt, von der Gemeinde beschenkt und bewirtet wurden. Am nächsten Tage überraschte die Bevölkerung folgender Maueranschlag des kaiserlichen Hofkommissärs Graf Rudolf Wrbna: „Da der Unterzeichnete soeben durch einen Kurier die für das Herz eines jeden treuen Untertans höchst erfreuliche Nachricht erhielt, daß Se. Majestät, unser allgeliebter Landesvater, heute nachmittags in unsere Mitte zurückkehren, so säume ich nicht, dem Publikum dieses beglückende Ereignis vorläufig bekannt zu geben."

Noch war die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Kaisers nicht allgemein bekannt, als er schon bei der St. Marxerlinie im einfachen zweispännigen Wagen hereinfuhr. Es waren zu schwere Zeiten vorüber gegangen als daß Kaiser Franz ein Verlangen nach festlichem Empfang gefühlt hätte, er wollte auch dem schwergeprüften Volke jedes unnötige Opfer ersparen. Was aber bei diesem Anlaß an äußerem Gepränge fehlte, das ersetzte die ungeheuchelte Freude der Bevölkerung, die auf die Gassen strömte, den Wagen des Kaisers umdrängte und in lauten Zurufen ihrer Freude Ausdruck gab, den Monarchen wieder zu sehen und in der Mitte der Bürger zu wissen. „Jetzt wird wieder alles gut werden, weil nur der Kaiser wieder in Wien ist," hörte man in naiver Weise die Leute beteuern. Hormayr berichtet über diesen prunklosen Empfang des Monarchen: „Diesen Zug vom Stubenthor bis hin nach der Burg beschreiben, ohne in den Verdacht der Schmeichelei zu fallen, ist schwer; zum guten Glück sind noch der Augenzeugen viele, in deren Gedächtniß diese Augenblicke nie vergehen, welche die noch zahlreich anwesenden Franzosen mit unwillkürlicher Ehrfurcht für diesen Fürsten und dieses Volk erfüllt haben." Beim Aussteigen auf dem Burgplatz überschritt der Jubel alle Grenzen. Der Monarch wurde im eigentlichen Sinne des Wortes auf den Händen in seine Gemächer getragen und alle die schweren Wunden schienen urplötzlich geheilt und vergessen. Am Abend schwamm, ohne daß irgend eine Anordnung oder öffentliche Ansage erflossen wäre, ganz Wien im Lichtmeere einer allgemeinen improvisierten Beleuchtung. Während dieser durchfuhr der Kaiser unter Eskorte einer Abteilung der Bürgerkavallerie die Stadt, umbraust vom Jubel der Bevölkerung.

Dieses Schauspiel wiederholte sich am 29. November bei der Auffahrt zum Tedeum in der Stephanskirche. An diesem Tage widmete der Kaiser den Notleidenden von Wien 100.000 Gulden, jeder in den Spitälern befindliche kranke oder verwundete Soldat, gleichviel ob Österreicher oder Franzose, wurde mit 2 Gulden beteilt. Am Abend wiederholte sich auch die Beleuchtung, doch scheint es bei der letzten allzu stürmisch zugegangen zu sein, denn Graf Wrbna fand es nötig, die zu große Begeisterung durch eine besondere Kundmachung in gewisse Schranken zu weisen: „Es wird daher alles Schießen, wodurch dieser Tage schon mehrere Personen verunglückt sind, das Einschlagen der Fenster und bei dem Ausrufe der Freude jeder unanständige Zusatz auf das strengste mit der ernstlichen Warnung verboten, daß die gegen dieses Verbot Handelnden umso strenger und unnachsichtlicher werden gestraft werden, als durch dergleichen ärgerliche Handlungen die reinste Freude nur gestöret wird." Ein reiches Füllhorn von Ehren und Belohnungen ergoß sich über alle, die sich in diesen schweren Tagen verdient gemacht hatten. Der Bürgerschaft Wiens spendete Kaiser Franz statt der von den Franzosen weggeführten Geschütze sechs neue Kanonen mit der Inschrift: „Franz I. den Bürgern Wiens für erprobte Treue, Anhänglichkeit und Biedersinn 1810."

Die Ereignisse der Jahre 1810 bis 1814.

Wie es nach Kriegskatastrophen meist der Fall ist, trat ein vollständiger Systemwechsel in der inneren Politik ein. Erzherzog Karl hatte schon am 4. Juli den Oberbefehl des Heeres niedergelegt, der vorderhand in die Hände des Fürsten Johann Liechtenstein überging. Nach dem Abschluß des Friedens trat auch Graf Stadion zurück und an seine Stelle trat als Minister des Auswärtigen der bisherige Gesandte in Paris, Graf Klemens Metternich, ein glatter Hofmann und Diplomat von nicht unbedeutender Begabung, der als Beweis für seinen Scharfsinn allerdings anführen konnte, daß er dringend vom Kriege abgeraten hatte. Er stand auch jetzt an der Spitze jener Partei, welche die Aufrechthaltung des Friedens um jeden Preis befürwortete, eine Richtung, die schon durch die gänzliche Erschöpfung des Staates vorgezeichnet war, die aber auch in der inneren Politik Österreich auf den alten vor Stadion eingehaltenen Bahnen führen wollte. Daß an einen dauernden Frieden ohne Annäherung an Frankreich nicht zu denken sei, war ja richtig, aber diese diplomatische Berechnung verstieß ganz gegen das innerste Empfinden des ganzen österreichischen Volkes und es klingt wie Hohn und Groll zugleich, wenn der Verfasser der „Eipeldauerbriefe", einer der getreuesten Dolmetsche der Volksstimme, stets von den Franzosenfreunden als den „Blauang'loffenen" spricht. Eine tiefe Entmutigung, fast eine Art Apathie war über das vor kurzem noch so heftig erregte Volk gekommen. Man hatte den Mut verloren, gegen ein übermächtiges Schicksal ankämpfen zu wollen, das in der Person Napoleons seine Verkörperung gewonnen zu haben schien; aber auch die gewöhnliche Not des Tages, die unerhörte Zerrüttung der wirtschaftlichen Lage, die kaum mehr ohne Katastrophe auf eine Besserung hoffen ließ, lähmte die Geister.

Mit eigentümlich gemischten Gefühlen nahm man in Wien die verblüffende Nachricht auf, daß der erbitterte Feind von gestern, dessen Hand bis zur Vernichtung schwer auf Österreich lastete, plötzlich in das intimste Verhältnis zur Dynastie, zum Staate treten wolle. Sogar der damalige Großmeister der diplomatischen Zunft Österreichs, deren Beruf es doch ist, jedes Gräschen wachsen zu hören, Graf Metternich, bezeichnete die Nachricht, daß Napoleon beabsichtigte, seine erste Ehe zu lösen und um die Hand einer österreichischen Prinzessin zu werben, als ein „Traumbild". Aber es nahm Gestalt an und wurde zur Wahrheit. Doch wie es den Nächstbeteiligten gewiß ein hartes Opfer kostete, sich aus allerdings schwer wiegenden politischen Gründen mit der Tatsache abzufinden, so konnte sich die Bevölkerung Wiens, die vor kurzem die schwere Hand des Herrschers an der Seine hatte empfinden müssen, gar nicht an den Gedanken gewöhnen, daß diese sich jetzt zu einem so intimen Bund nach der Donau ausstreckte. Wenn die „Wiener Zeitung" im Februar 1810 überschwänglich die bevorstehende Verlobung feierte, so war das nur die Leistung von auf alle Register gedrillten offiziösen Federn. Sie schrieb damals: „Diesem großen Bunde huldigen Millionen, in ihm sehen die Völker Europas das Unterpfand des Friedens, nach nun erloschenen Kämpfen die Segnungen der Zukunft."

Unzweifelhaft hatte das merkwürdige Ereignis auch momentan günstige Folgen. Der Geldwert besserte sich wesentlich, der damals für Wien wichtige Augsburger Wechselkurs fiel bedeutend, ein Dukaten kostete, statt wie im Dezember 23, im Februar nur mehr 14 fl. Auch der Verfasser der „Eipeldauerbriefe", sonst ein eingefleischter Franzosenhasser, kann doch nicht umhin, in seiner Art diesen günstigen Umschwung zu konstatieren. „Am letzten Sonntag,"

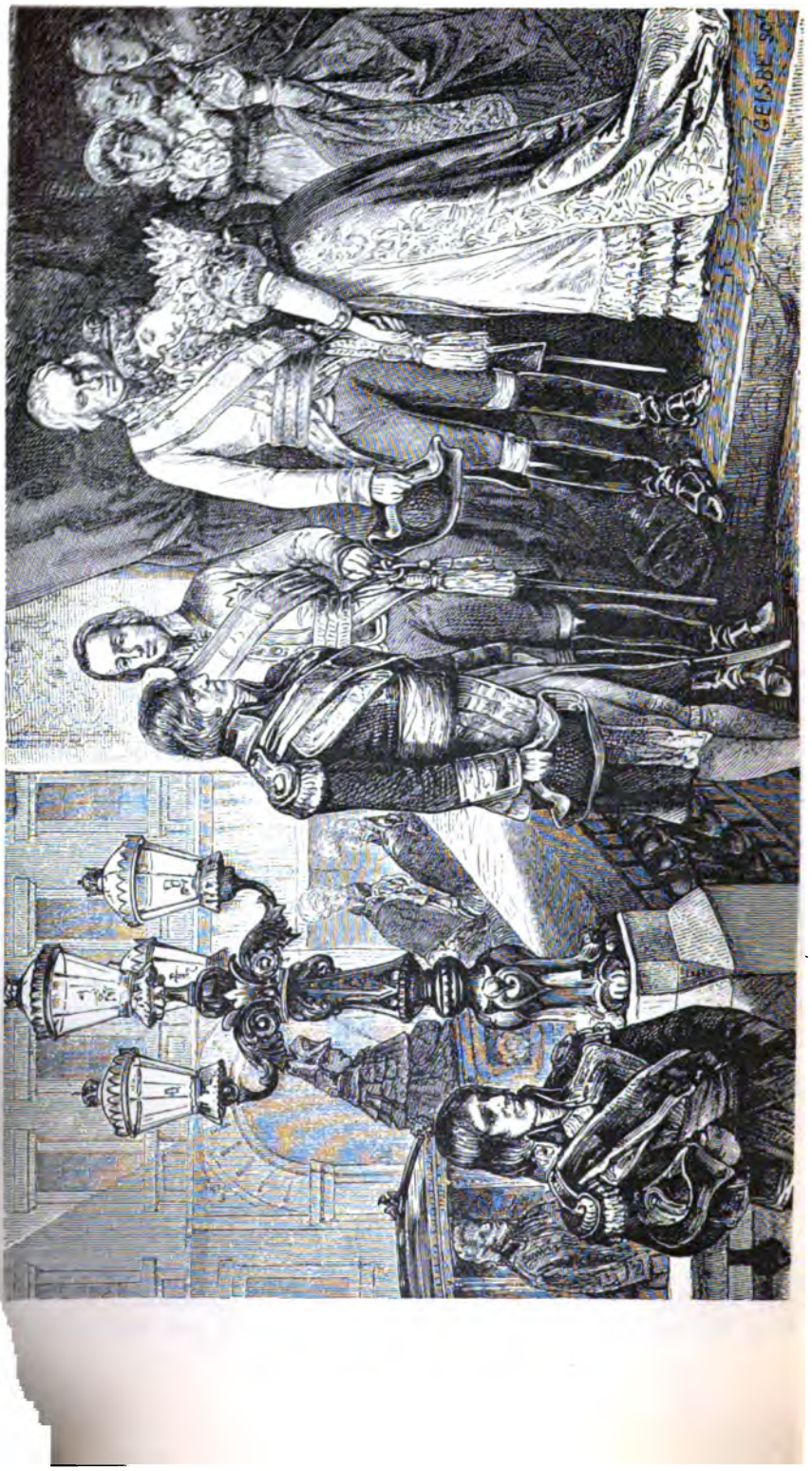
berichtet er vom Ende Februar 1810, „waren über 5000 Menschen auf der Redout'; denn es hat sich d' Red' verbreitet, daß das die letzte Redout' ist, weil der Saal zu den Festivitäten soll herg'richt' werd'n. Das Gedräng kann sich niemand vorstellen. Ich hab' in die Speiszimmer gehen wollen; da haben's mich aber hinauf getragen, und da hab' ich alle Tisch b'setzt g'funden, und da haben viele recht elegante Herren und Damen bei den unnumerierten Aufwärtern fast ein Memorial eingeb'n, um nur ein Platzl z' krieg'n. Seit vielen Jahren ist auf der Redout nit so viel in Essen und Trinken verschwend't worden; das wird aber alles aus lauter Freud' und in der Hoffnung g'schehen sein, daß wir ein' dauerhaften Frieden krieg'n."

Die vor einigen Jahren veröffentlichte Korrespondenz der Erzherzogin Maria Luise, der ältesten Tochter des Kaisers Franz I., spiegelt die Empfindungen wieder, welche sie der Werbung Napoleons gegenüber bewegten und ganz so empfand man auch im Volke. Auf die ersten Gerüchte, daß die Wahl des Gewaltigen auf sie gefallen war, schreibt sie an eine Jugendfreundin: „Napoleon fürchtet sich zu sehr vor einem Korbe und hat noch zu viel Lust, uns Böses anzuthun, als daß er solche Bitte wagte, und Papa ist zu gut, um in einer so bedeutsamen Sache einen Druck auf mich auszuüben." In einem anderen gleichzeitigen Brief kommt die Stelle vor: „Ich lasse die Leute reden und kümmere mich nicht darum; bloß die arme Prinzessin, die er wählen wird, bedauere ich, denn ich bin sicher, daß nicht ich das Opfer der Politik sein werde." Wie aber die Tage fortschritten, nahmen die Gerüchte immer festere Form an und man hatte der zagenden Erzherzogin wohl das alte Lied von der Staatsraison, von den Pflichten gegen das öffentliche Wohl vorgesungen und schon schleicht sich ein Ton müder Resignation in ihre Briefe. An die Gräfin Colloredo aber schreibt die Erzherzogin schon banger Ahnung voll: „Seit Napoleons Scheidung greife ich nach jeder Frankfurter Zeitung, in der Meinung, den Namen der neuen Gattin darin zu finden und ich gestehe, der Verzug beunruhigt mich unglücklicherweise, ich lege mein Schicksal in die Hände der ewigen Vorsehung, sie allein weiß, was uns glücklich machen kann. Sollte es aber das Unheil wollen, so bin ich bereit, mein persönliches Glück dem Wohl des Staates zu opfern, denn ich bin überzeugt, die wahre Glückseligkeit findet man nur in der Erfüllung der Pflichten, selbst auf Kosten seiner Neigungen."

Am 7. Februar 1810 erfolgte in Paris die Unterzeichnung des Verlöbnisvertrages und bald darauf machte sich der außerordentliche Botschafter Marschall Berthier, Prinz von Neuschatel, auf die Reise nach Wien zu der in besonders feierlichen Formen sich vollziehenden Werbung. In Wien sprach man kaum von etwas anderem, alle Zeitungen waren voll von dem bevorstehenden Ereignis und sie priesen es natürlich bei den damaligen Zensurverhältnissen in allen Tonarten. Eine Flut von Gelegenheitsgedichten erschien und sogar der neunmal gehäutete Haschka, der von einem begeisterten Josefiner zuerst starrer Rückschrittler und dann Franzosenhasser geworden, verstieg sich jetzt zu einer poetischen Verherrlichung dieser Werbung:

„Wie Myrthe sich um Lorbeer schlingt, vermähle
Dem hohen Geiste sich die schönste Seele."

Aber wenn man die Untertöne zu erfassen weiß, klingt doch aus den auf uns gekommenen Stimmen aus jener Zeit ein gewisses Mißbehagen. So erzählt der Eipeldauer: „Wie die Franzosen von uns abgezog'n sind, haben's uns mehrere Kranke und Blessirte z'rückg'lassen. Von denen sind aber schon wieder Mehrere herg'stellt. Die haben sich also die Tag' bei der Antichambre von unserer geliebten Erzherzogin eing'funden und wie man's g'fragt hat, was sie wollen,



Der Abſchied Maria Luiſens. (S. 451.)

Einzug der Alliierten. (S. 467.)

so haben's g'sagt, daß sie bloß das Vergnügen wünschen, ihre zukünftige Kaiserin z' sehen und wenn sie zwölf Stunden warten sollen, so werden sie auf dem Gang stehen bleiben. Jetzt hat man das also der Erzherzogin g'sagt und da ist sie aus ihren Zimmern heraus kommen und hat freundlich mit ihnen g'red't. Das hat die Franzosen so g'rührt, daß sie im Fortgehen g'schrien haben: „Vive notre imperatrice! vive la maison d'Autriche!" Was hätt' der Herr Vetter g'sagt, wenn man so was vor vier Monaten prophezeit hätt'?" Diese Frage legte sich aber der unbefangene Sinn des Volkes sehr oft vor und die Antwort fiel fast nie als vollkommene Gutheißung dieses raschen Szenenwechsels aus.

Vorderhand freilich begnügte man sich die großartigen Vorbereitungen anzustaunen, welche zu den in Aussicht genommenen Festlichkeiten getroffen wurden. Mußte doch sogar in aller Eile ein Teil des Schuttes der von den Franzosen gesprengten Festungswerke weggeräumt und eine Straße durch die Trümmer, eine Brücke über den Wallgraben gebaut werden für den glänzenden Einzug des Werbungsbotschafters. Am 4. März kam Marschall Berthier, der zu den höchsten Würdenträgern des Kaiserreiches gehörte, in Wien an und stieg im Reichskanzleitrakt der Hofburg ab. Von dort begab er sich am nächsten Morgen in das Sommerpalais des Fürsten Schwarzenberg, von dem aus mit allem Gepränge die feierliche Auffahrt zur ersten Audienz bei Kaiser Franz vor sich ging. Nun reihte sich ununterbrochen Fest an Fest aneinander Noch am 5. war jener prächtige Ball im Apollosaal, an dem Kaiser Franz mit der Erzherzogin Maria Luise und dem Prinzen von Neufchatel teilnahm.

Zwei Tage später wiederholte sich das Schauspiel der Auffahrt mit noch größerem Pomp und im Thronsaal brachte Marschall Berthier die Werbung seines Souveräns um die Hand der Erzherzogin Maria Luise vor. Nachdem Kaiser Franz seine Zusage gegeben, trat die Braut mit ihrem Hofstaat ein, um vom Botschafter ein Schreiben Napoleons und dessen Bildnis zu empfangen, das sie sich sofort von der Oberhofmeisterin an der linken Brust befestigen ließ. Daran schlossen sich Audienzen Berthiers bei der Kaiserin Maria Ludovika und beim Erzherzog Karl, der auf Wunsch Napoleons ihn bei der in Prokura zu vollziehenden Trauung vertreten sollte. Am nächsten Tage erfolgte die nach dem Hausgesetze erforderliche Renunziation, durch welche die Erzherzogin auf alle Ansprüche auf die Nachfolge in Österreich verzichtete. Am Abend war Festvorstellung im Theater an der Wien; man gab Glucks herrliche „Iphigenie in Aulis", eine viel bespöttelte und in der Tat seltsame Wahl, da sich ja bekanntlich der Text der Oper darum dreht, daß Agamemnon, um den Zorn der Götter zu versöhnen, seine Tochter Iphigenie opfert.

Der 11. März brachte endlich die feierliche Vermählung, die in der Augustinerkirche vollzogen wurde. Während derselben donnerten die Kanonen von den Wällen in die Ohren der Wiener, deren Nerven im vorigen Jahre gegen das Geknalle aller Art abgestumpft wurden. Darauf folgte Galatafel und Freitheater, besonders aber die bei solchen Anlässen nicht zu vermeidende Beleuchtung als jene Form öffentlicher Festlichkeit, welche die Teilnahme der ganzen Bevölkerung zuläßt und der Schaulust genügt. Gegen die sonstige Gepflogenheit war diesmal auch die Hofburg illuminiert, und zwar in besonders glänzender Weise mit 50.000 Lampen in den verschiedensten Farben. Das Kaiserpaar, die jetzige junge Kaiserin von Frankreich und der Marschall Berthier durchfuhren die Straßen, überall von lauten Zurufen begrüßt. Wie die Berichte erzählen, gab es auch bei diesem Anlasse viele mehr oder weniger beziehungsreiche Dekorationen und Transparente. Zwei davon sind interessant, weil sie die Stimmung der Bevölkerung charakterisieren, die sich sogar auf

diesem Wege laut machte. An einem Kleiderladen dienten die unentbehrlichsten Bekleidungsstücke beider Geschlechter als Dekoration, mit dem neckischen Verslein:

„Luisens Rock und Napoleons Hosen
Vereinigen Österreicher und Franzosen."

An Voraussicht allen Diplomaten weitaus überlegen war ein Zuckerbäcker, der in seinem Fenster einen sehr appetitlich aussehenden Kuchen zur Schau stellte, um daran aber die seiner süßen Hantierung gar nicht entsprechende, von bitterer Skepsis zeigende Frage zu knüpfen:

„Die Pastete sieht gut aus,
Wird am End ein Dalken draus?"

Am 13. März verließ Fürst Berthier Wien, um alle Vorbereitungen für die Reise und den Empfang der jungen Kaiserin zu treffen, der nächste Tag brachte nach einem tränenreichen Abschied von Eltern und Geschwistern die Abreise Maria Luisens. Erherzog Karl führte sie an den Wagen (Bild S. 448), Feldmarschall Fürst Johann Liechtenstein ritt mit gezogenem Degen neben dem Schlag. Der lange Wagenzug bewegte sich langsam über den Kohlmarkt, Graben, Kärntnerstraße, über das Glacis und die Mariahilferstraße nach Westen, wo die neue Heimat der jungen Frau lag. Das zahlreich angesammelte Volk begrüßte die Scheidende teilnahmsvoll mit lauten Segenswünschen und auch sie konnte die aufquellenden Tränen nicht unterdrücken. Von den Basteien donnerten die Kanonen den letzten Abschied zu, die richtige Ouverture für diese Ehe, die so kurz nach dem wildesten Schlachtengetöse geschlossen wurde und unter einem solchen wieder zusammenbrach.

Wenn man in der Bevölkerung an die vorübergehende Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse große Hoffnungen geknüpft hatte, so ließ die Enttäuschung nicht auf sich warten. Nach einem malitiösen Worte, das man Gentz zuschreibt, brachte Metternich „nichts in das Ministerium, als sein Glück". Seinen Ministerkollegen aber, namentlich jenem von den Finanzen, fehlte auch dieses, geschweige daß sie Verständnis für die trostlose Lage und für die dagegen zu ergreifenden Mittel besessen hätten.

Die fortwährende Vermehrung der ganz unfundierten Bankozettel, deren Umlaufshöhe nach dem letzten Friedensschluß bis auf 1000 Millionen stieg, war das Um und Auf der Finanzkunst dieser Herren. Da war es kein Wunder, daß man für 100 Gulden Bargeld 496 Gulden, also fast das Fünffache in Bankozetteln geben mußte. Da die Bevölkerung in unüberwindbarem Mißtrauen gegen dieses Papiergeld sogar die Scheidemünze zurückhielt, hatte schon der Finanzminister Graf Zichy 1808 große Mengen von Kupfermünzen in Umlauf gebracht — unförmige flache Stücke zu dreißig und fünfzehn Kreuzern, die dann zu einem Fünftel ihres Nennwertes in Wiener-Währung bis zum Jahre 1858 in Geltung standen. Alle Versuche, die sein Nachfolger Graf O'Donnel zur Besserung der heillosen Geldverhältnisse machte, blieben um so mehr erfolglos, als nach dem Frieden auch aus den abgetretenen Provinzen mit einem Schlag die Bankozettel zurückströmten und diese Überfülle vollkommen entwerteten Papiergeldes noch vermehrten. Das sogenannte „Silber-Patent" vom 13. Dezember 1809 verbot die Silberausfuhr und verhielt alle Besitzer von Silber- und Goldgegenständen zu deren Ablieferung zur Ausmünzung, wofür jedoch nur der dreifache Wert in Bankozetteln vergütet wurde. Das war, da deren Kurs unter ein Fünftel des Nominalwertes sank, eine einfache Vermögenskonfiskation, die in vielen Fällen umgangen wurde und nur jene Kreise mit unerbittlicher Härte traf, die ihren Besitz nicht verheimlichen konnten. Den Verlusten, die er

durch viele Maßregel etc. schrieb man auch die Hauptschuld an der finanziellen Zerrüttung [illegible] welche Wolfsohn, der Gründer des Apollosaales, getrieben, [illegible] wahrscheinlich doch übertrieben, auf 360.000 Gulden. Wie hoch die Flut an Papiergeld schon gestiegen war, wird dadurch bewiesen, daß man auch vor den geistlichen Schatzkammern nicht Halt machte und sogar die Votivgegenstände der Sakristei in Mariazell zur Ausmünzung einzog. Ganz verfehlt waren auch alle Verbote gegen die Einfuhr fremder Waren, wie z. B. des Kaffees, feiner Gewürze, teurer Weine u. s. w., um das Ausströmen des Bargeldes in das Ausland zu verhindern. Erfolgte doch in Wien sogar der Auftrag, nur Surrogate statt echten Kaffees in den Kaffeehäusern zu schenken. Solche Maßregeln blieben wirkungslos, vermehrten aber die Teuerung und die Unruhe des Publikums. Schon das Patent vom 26. Februar 1810 brachte eigentlich den nackten Staatsbankerott, indem es zwar die Einlösung der Bankozettel anordnete, aber nur gegen andere, die den Namen Einlösungsscheine erhielten, und zwar gab man für 30 Gulden Bankozettel nur 10 Gulden Einlösungsscheine, deren Tilgung aus einem auf künftige Steuereinkünfte fundierten Fonds in Aussicht gestellt wurde. Als Graf O'Donnel starb, übernahm Graf Josef Wallis das dornenvolle Amt der Leitung des Finanzwesens. Er galt als Kompromißler, aber sehr hartnäckiger und zu Gewaltmaßregeln geneigter Mann. An seinen Namen knüpft sich jene furchtbare Finanzkatastrophe, die unter dem Namen des „Bankozettelsturzes vom Jahre 1811" noch heute unvergessen ist und von welcher der Wohlstand Österreichs härter getroffen wurde als von einem unglücklichen Feldzug.

Daß die Zustände vollkommen unhaltbar sich gestalteten und zu einer Entscheidung drängten, ist unbestreitbar; standen doch die Bankozettel gegen Ende des Jahres so, daß man 1240 Gulden Papier geben mußte, um 100 Gulden Bargeld zu erhalten. Die Unabwendbarkeit einschneidender Maßregeln trat so offenkundig zutage, daß sich das Gerücht von solchen trotz des ängstlich bewahrten Amtsgeheimnisses im Publikum verbreitete und ängstliche Spannung erzeugte. Als Vorläufer erschien eine Verordnung, die als allgemeines Moratorium anzusehen war, da alle Schuldner von der Verpflichtung befreit wurden, ihre Verpflichtungen in Bargeld zu leisten, „weil dies unter den obwaltenden Verhältnissen unbillig zu verlangen und unmöglich zu erfüllen sei". Dieser Schritt konnte einen Fingerzeig geben, in welcher Richtung die erwarteten Maßregeln gehen würden und in der Tat haben pfiffige Köpfe den Bankozettelsturz, der für ungezählte Tausende den vollkommenen Ruin bedeutete, zu einer Quelle des Gewinnes zu machen gewußt, indem sie rasch ihren Kredit anspannten und selbst zu hohen Preisen sicheren Besitz erwarben.

Das berüchtigte Finanzpatent vom 20. Februar 1811 kam erst am 15. März zur Verlautbarung. In versiegelten Paketen erhielten alle Behörden die gedruckten Kundmachungen mit dem Auftrage, sie gleichzeitig in den frühen Morgenstunden des 15. März in allen Gemeinden anschlagen zu lassen. Auch in Wien erging der gleiche Auftrag an den Bürgermeister von Wohlleben.

Trotz der strengsten Geheimhaltung sickerte doch durch die Tausende von Kanälen, in welchen sich die öffentliche Meinung sammelt, die Kunde von der bevorstehenden Überraschung in das Publikum. „Zu Wien hat's Leut' geben," berichten die „Eipeldauerbriefe", „die die Publikation gar nicht hab'n erwarten können und haben sich Viele, wie in der Christnacht zusammeng'setzt, und haben gessen, trunken und Karten g'spielt, damit's in der Fruh, wie's Patent ang'schlag'n worden ist, gleich dabei hab'n sein können. Mich hat's selber nicht [illegible] Bett g'litten und da bin ich in mein Negligé an's Eck von der Gassen [illegible] rennt um's Patent z' lesen. Da sind schon ein paar hundert Menschen

beisammen g'standen und da hat's traurige und freudige G'sichter d'runter geb'n."

Nun, die „freudigen Gesichter", die der Verfasser der „Eipeldauerbriefe" unter den Lesern des Patentes gesehen haben will, dürften eine Konzession an die Zensurbehörde gewesen sein, die nach 1809 wieder mit Argusaugen über die Presse wachte. In den wenigen Tagesblättern jener Zeit findet sich meist nur das Patent abgedruckt, ohne Kommentar und ohne Bemerkungen über den Eindruck, den es machte. Was aber sonst an Aufschreibungen darüber bekannt ist und was sich an Überlieferungen erhalten hat, stimmt darin überein, daß der Eindruck geradezu ein niederschmetternder war. Es ist ein trauriges Zeichen der allgemeinen Entmutigung, daß es anfänglich viele gab, welche die Tragweite der getroffenen Maßregeln gar nicht erfaßten und tatsächlich noch schlimmeres erwartet hatten. Worin dies hätte bestehen sollen, war allerdings schwer auszudenken, denn schon das, was geschah, bedeutete den Staatsbankerott im vollsten Wortsinn. Die im Umlauf befindlichen Bankozettel im Betrage von 1060 Millionen Gulden wurden mit einem Schlage auf den fünften Teil ihres Nennwertes herabgesetzt; zu ihrer Einlösung wurden 212 Millionen sogenannter „Einlösungsscheine" ausgegeben, für welche die Zusage bestand, daß sie unter keinen Umständen vermehrt werden sollten. Sogar das vor drei Jahren in großen Mengen ausgegebene Kupfergeld erfuhr die gleiche Wertverminderung, die Stücke zu 30 kr. galten nun nur mehr 6, jene zu 15 kr. nur mehr 3 kr. Diese neuentstandene Wertbemessung des Geldes erhielt die Bezeichnung „Wiener-Währung", woraus der allzeit fertige Gelegenheitswitz der Bevölkerung sofort das „W. W. Geld" machte. Gleichzeitig erfuhren die Zinsen der Staatsschuld eine Verminderung auf die Hälfte, alle nach dem Jahre 1799 eingegangenen privaten Schuldverpflichtungen setzte man nach dem jeweiligen Stand der Bankozettelkurse auf bestimmte kleinere Beträge herab. Gerade diese letztere Maßregel griff am tiefsten und schmerzlichsten in die Vermögensverhältnisse weiter Kreise ein; das bestfundierte Kapital erfuhr eine horrende Entwertung oder verschwand auch ganz, sauer erworbene Vermögen gingen in Rauch auf, aus Reichtum wurde ein knappes Auskommen, behäbiger Wohlstand verwandelte sich über Nacht in Armut.

Eine beispiellose Verwirrung aller ökonomischen Verhältnisse trat ein, weil sich nur Wenige der Tragweite dieser Maßregeln bewußt waren. Viele Händler, auch solche mit den notwendigsten Lebensmitteln, schlossen einfach ihre Läden, andere verlangten die horrendesten Preise, um sich sicherzustellen. Denn niemand hatte eine klare Vorstellung von dem künftigen Zustand des Geldwesens und vom inneren Werte der neuen Währung. Auf diese übertrug sich sofort das Mißtrauen, das die Bankozettel begleitete, so daß der Kurs der Einlösungsscheine gleich auf 216, später auf 338 fiel, man also wieder für 100 fl. Bargeld 1080 oder 1690 fl. Papier geben mußte. Alle Versuche, diesen Zuständen durch Verbote und polizeiliche Maßregeln abzuhelfen, blieben natürlich erfolglos; sogar das gleichfalls herabgesetzte Kupfergeld verschwand aus dem Verkehr, weil es doch einen, wenn auch noch so geringen inneren Wert hatte und der Mangel an allen Umlaufsmitteln zwang zu den seltsamsten Maßregeln, über welche der „Eipeldauer" berichtet: „Aber ärgerlich ist's, daß so viele Menschen und besonders Landleut', theils aus einer falschen Ängstlichkeit und theils aus Bosheit das Kupfergeld und besonders die Gulden und Kreuzer z'ruckhalten. Das zwingt also unsere Wirth und andere Gewerbsleut', daß sie sich selbst eine Münz' machen, um sich mit ihren Kundschaften ausgleichen zu können. Einige schlagen ihren Namen auf Tantes (messingene Spielmarken), andere schreiben ihn auf Kartenfleckerl und drucken ihr Petschaft dazu und so sieht man jetzt von allen

Die Prinzessinnen von Kurland sind im Grunde wohl der Zentralpunkt der hiesigen eleganten Welt und ihre Soireen die besuchtesten, heitersten und lebendigsten, doch liefern auch die Häuser von Lobkowitz, Eßterhazy, der Fürstin Bagration und Anderer vielen Stoff zum Genuß. Der Luxus im Ameublement, in den Equipagen, in den Anzügen der Damen, besonders aber im Essen und Trinken ist so hoch gestiegen, wie er in Wien noch nie war, was außer in Paris, auch wohl nirgends in der Welt sein mag. Man berechnet auf vierzehn Tage hinaus die vortrefflichen Diners, worin die Palffys, Schönborn und Kinsky und Lichnowsky und Liechtenstein und so fort mit einander wetteifern. Es ist im Grunde ein Schlaraffenleben, welches man hier führt und doch kann es dem Beobachter nicht entgehen, daß weit mehr Geist als sonst in diese sinnliche Masse gedrungen ist. Unter vielen Beweisen wähle ich nur den, daß, als ich im Jahre 1802 und 1803 genauer mit Wien bekannt wurde, es noch unter die großen Seltenheiten gehörte, in der ersten Gesellschaft auf Personen zu stoßen, die den Faust oder die Iphigenie gelesen hatten; dagegen jetzt ein Mädchen von siebzehn oder achtzehn Jahren sich schämen würde, nicht mit allen Ihren Werken mehr oder weniger bekannt zu sein."

Die hier von Gentz erwähnten Damen, die Herzogin von Curland und die Fürstin Bagration, bildeten den Mittelpunkt jenes Kreises in Wien, in welchen der Haß gegen Napoleon noch das bewegende Motiv war. An ihn schloß sich ein großer Teil des österreichischen Adels und in diesen Salons liefen die Fäden zusammen, die sich von Petersburg und London über ganz Europa verzweigten und alle Feinde des großen Eroberers verbanden. Die Rücksicht auf die im Vorjahre geschlossene Verbindung, die durch die Geburt eines Thronerben noch befestigt schien, dem Napolen den volltönenden Namen eines „Königs von Rom" in die Wiege legte, nötigte natürlich zu einer gewissen Zurückhaltung; aber selbst zwischen dem Hof und den offiziellen Kreisen knüpften sich manche Verbindungen mit diesen Salons und auch Metternich stand diesen nicht ganz ferne, wenn er auch nicht daran zu denken schien, die österreichische Politik aus dem Fahrwasser der französischen zu lenken. Der von Paris geübte Druck war zu übermächtig, als daß an eine Geltendmachung von Selbstständigkeit gedacht werden konnte. Gegen die Zusage, die Unverletzlichkeit des österreichischen Gebietes zu garantieren, erklärte sich Kaiser Franz bereit, ein Hilfkorps von 30.000 Mann zu dem Kriegszug nach Rußland zu stellen. Welches Ende dieses kolossale, aber schon vom Wahnwitz der Welteroberungspläne eingegebene Unternehmen nahm, ist bekannt. Es bedeutete den Wendepunkt der bisher meteorgleich aufsteigenden Laufbahn Napoleons und stellte auch Österreich vor die schwere Entscheidung, welche Wege künftig in der Politik einzuschlagen seien. Lange suchte man sie hinauszuschieben, wozu die noch immer wirksame Scheu vor dem militärischen Genie und der Macht Napoleons ebensoviel beitrug, als die finanzielle Schwäche Österreichs. Im Innersten seines Herzens sprach bei Kaiser Franz nichts für den aufgedrungenen Schwiegersohn und darin befand er sich vollkommen im Einklang mit der ganzen Bevölkerung. Während noch die Unterhandlungen schwebten, schrieb der „Eipeldauer": „Die blau Ang'loffenen glauben halt durchaus, der Kaiser wird d' französische Partei ergreifen, denn weil's halt sehen, daß Holland, Niederland, Wällischland, d' Schweiz, die Rheinbündner alle und b'sonders d'Sachsen bei der französischen Freundschaft so glücklich worden sind, so glauben's halt, wir sollten auch schauen, so glücklich z' werden; aber das sind zum Glück nur meistens Leut', die der Wind aus allen Enden und Winkeln der Welt z'sammenblasen hat und die blaue Livrée tragen, weil's dafür bezahlt werden, solche Leut haben freilich kein Vaterland und sind so zu sagen gar nirgends geboren.

Napoleon und den Franzosen doch keiner aufkommt." Diese Kleinmütigkeit verflog rasch, als mit der Schlacht bei Kulm der Wendepunkt des Krieges eintrat und die Nachricht vom Siege bei Leipzig weckte stürmischen Jubel in der Bevölkerung. In den frühen Morgenstunden des 23. Oktober 1813 brachte ein unmittelbar vom Schlachtfeld kommender Kurier die Nachricht in die Hofburg. In einem seiner ersten Stücke, das die köstliche, dann so populär gewordene Figur des Parapluiemachers Staberl schuf, in den „Bürgern von Wien", benützte Bäuerle den Eindruck, welchen der Einritt eines Kuriers in dieser Zeit auf die Bevölkerung machte, zu einer wirksamen Szene. Alles stürzte auf die Straße und obwohl noch niemand die näheren Umstände wußte, tauschte man doch Freudenbezeigungen aus. Den ausführlichen Bericht über die „Völkerschlacht" brachte erst der am 24. Oktober mit 36 blasenden Postillons einreitende General Graf Neipperg. Tiefen Eindruck machte es auf die Anwesenden, als Erzherzog Karl, dessen erzwungene Untätigkeit man im Volke nicht begriff und noch weniger billigte, in Campagne-Uniform auf der Straße erschien, um mit freudestrahlendem Antlitz dem Überbringer einer so hochwillkommenen Nachricht die Hand zu drücken. Ein sofort abgehaltenes Tedeum und am Abend eine glänzende Illumination gaben der frohen Stimmung der Stadt Ausdruck. Im Dezember, als sich schon die Heere der Verbündeten zum Vormarsch nach Paris in Bewegung setzten, reiste eine vom Bürgermeister von Wohlleben geführte Deputation in das Hauptquartier ab, um dem Kaiser Franz und den Monarchen Rußlands und Preußens den Dank und Glückwunsch der Stadt für die Befreiung Deutschlands von der Fremdherrschaft auszudrücken. Die Nachrichten von der Einnahme von Paris, namentlich aber vom Friedensschluß, welche durch einen von 107 Postillons begleiteten Kurier nach Wien gebracht wurden, erweckten wieder laute Freudenausbrüche. Nun erst glaubten auch die ärgsten Pessimisten an die Möglichkeit einer besseren Zeit.

Die Rückreise des Kaisers Franz, der am 1. Juni Paris verließ, glich in der Tat einem Triumphzug. Die kleinste Ortschaft, die er auf seiner Fahrt durch Österreich berührte, begrüßte ihn jubelnd. Natürlich traf man in Wien die großartigsten Vorbereitungen, um diesen glücklichen Abschluß einer opfer- und leidenvollen Zeit gebührend zu feiern. Am 15. Juni kam der Kaiser in Schönbrunn an. Schon bei diesem Anlasse zeigte sich das seinem zurückhaltenden Wesen nicht recht entsprechende Bemühen des Publikums, seine Person zum Mittelpunkt geräuschvoller Ovationen zu machen. Kopf an Kopf harrte man im Schloßhof und als er den Wagen verließ, drängte man sich ungestüm in seine Nähe, man küßt seine Hände, seine Kleider „und er läßt alles mit sich machen wie ein Kind", sagt ein Bericht. Sogar über die Stiege und den Vorsaal drängt man sich nach und es kostet einige Mühe, die allzu ungestümen Landeskinder wieder zu entfernen. Unten aber weicht die Menge nicht, bis der Kaiser auf dem an der Gartenseite gelegenen Balkon des Schlosses mit der Kaiserin, deren Mutter, Erzherzogin Beatrix d'Este und der Königin Maria Karolina von Neapel erscheint. Als ihn die Kaiserin vor aller Augen umarmt und küßt, bricht unten „ein entsetzliches Jubelgeschrei aus und tausende von Freudenzähren werden vergossen". Der „Eipeldauer" schreibt an diesem Tag: „Herr Vetter, ich bin vor Freuden so außer mir, daß ich sogar 'n Hamburger Nimmersatt 'n Dawou (Davoust) und'n reisenden Hundeschlager Fantomme (Vandamme) jetzt abbusseln könnt."

Am 16. Juni hielt Kaiser Franz, von einer glänzenden Suite umgeben, in welcher auch die ihn im Feldzug begleitende böhmische Adelsgarde nicht fehlte, vom Theresianum aus den feierlichen Einzug in Wien. Es war ein prächtiger Sommertag, „als wenn d'lieben Engerln für den Tag den Himmel

selber ausgekehrt hätten," sagt der „Eipeldauer". Alle Straßen hatten festlichen Schmuck angelegt, vom Theresianum bis zum Kärntnertor hatte man für diesen Anlaß frische Bäume gepflanzt. Hinter dem Spalier des Bürgermilitärs war jedes Plätzchen von der Menschenmenge erfüllt, die sich in „drangvoll fürchterlicher Enge" quetschte, aber des Harrens nicht müde wurde, um dem Heimkehrenden brausende Willkommsrufe zuzusenden. Am Kärntnertor, wo eine Triumphpforte und Tribünen errichtet waren, wartete der Bürgermeister mit dem Magistrat und zu beiden Seiten standen fünfhundert schwarzgelb und rotweiß gekleidete Mädchen. In den „Traditionen" findet sich folgende treffliche Schilderung des Empfanges an dieser Stelle: „Eine Einlaßkarte zu den Tribünen des Triumphpförtchens — denn etwas liliputanisch geriet dies unvermeidliche Durchhaus aller Einzüge — erreichte bald eine unerhörte Höhe ihres Courses. Wer mittelst auserlesener Connexionen einen solchen Fortunatuszettel errang, konnte sich Glück wünschen. Wien ist mir niemals lieber gewesen und schöner erschienen, als an diesem Tage, der so viele Leiden aufwog, so vieles Mißgeschick vergessen ließ, indem er die Wiedergeburt von Österreichs Staatsmacht und Nationalgröße feierte. Die zur Beleuchtung geschmückten, von ganzen Reihen prachtvoller Dekorationen erfüllten Straßen, die mit Gras und Blumen bestreuten Wege, die Hunderttausende in neuen Festkleidern sich tummelnden Menschen, die funkelneu uniformierten Bürgergarden — allenthalben Frische, Schmuck und Wahrzeichen der Verjüngung .... Als die Spitze des Zuges vorüber gerauscht war und Vater Franz auf seinem Braunen, umgeben von einer unabsehbaren glänzenden Suite sich der Triumphpforte nahte, dünkte mir der niederschlagende Anblick seiner Rückkunft im einsamen Wagen 1809 nur noch ein schlimmer Traum. Den Contrast erhöhte das Aussehen des Kaisers; denn die dunklere Gesichtsfarbe, die knappere, modisch wattirte Pariser Uniform verliehen seiner Gestalt eine Fülle und Eleganz, welche man sonst an ihm keineswegs gewöhnt war. Sein Wesen dagegen schien unverändert und äußerte sich ganz in der alten Weise; dieselbe Leutseligkeit, derselbe mit tiefgefühlter Freude zurückhaltende Ernst, dasselbe Gemisch vornehmer Würde und Bescheidenheit in seinen Zügen — ein unwillkürliches Lächeln kam mich an, als das von der Chorführerin der nicht minder unvermeidlichen weißgekleideten Jungfrauen hergesagte Gedicht den Mann, der eben den Schauplatz der ungeheuersten Ereignisse verlassen hatte, sichtlich in Verlegenheit setzte; so daß er wiederholt, sich höflich neigend, mit der Hand eine gleichsam die stärksten Weihrauchwolken abwehrende Bewegung machte."

Die Ansprache des Bürgermeisters erwiderte der Kaiser, dem es gänzlich an der Fähigkeit fehlte, sich in eine Pose zu werfen, mit einfachen aber um so wirksameren Worten. Er zollte der Anhänglichkeit der Wiener in allen Wechselfällen der letzten Jahre volles Lob, bedauerte die Leiden und Lasten, die ihnen auferlegt waren und sprach den Wunsch aus, daß der nun endlich gesicherte Friede es ihm ermöglichen werde, Wohlstand und Zufriedenheit dauernd zu befestigen.

Auf weiten Umwegen ging dann der Zug durch die Kärntnerstraße, Singer- und Riemerstraße, die Wollzeile, den Lichtensteg, Hohen Markt, die Wipplingerstraße, den Judenplatz, Hof, Freiung, Herrengasse, Kohlmarkt und Graben zu St. Stephan und nach abgehaltenem Dankgottesdienst von dort wieder durch die Kärntnerstraße, den Neuen Markt, Lobkowitzplatz, Augustinerstraße, Josefsplatz, Bräunerstraße, Graben und Kohlmarkt in die Burg. „Die Pracht des Zuges ist hart zu beschreiben," beteuert die „Wiener-Zeitung" im unverfälschten Wienerisch-Deutsch, der englische Geschäftsträger Frederic Lamb aber sagt: „Der Pomp von des Kaisers Einzug übertraf weit alles, was ich von dieser Art in meinem Leben gesehen."

Die am Abend stattfindende Beleuchtung wird als die prächtigste geschildert, die Wien noch veranstaltet hatte. Sogar der schon etwas übersättigte Friedrich von Gentz widmet ihr Worte der Bewunderung.

Am 18. Juni gab es eine Festvorstellung im Operntheater; man führte eine Allegorie auf: „Die Weihe der Zukunft", voll aktueller Anspielungen, die natürlich eifrig zu begeisterten Ovationen für den anwesenden Kaiser benützt wurden. Der „Eipeldauer" schreibt darüber: „Herr Vetter, das hat no kein Aug' g'sehn und kein Ohr g'hört, was's Publikum an den Tag mit sein Munarchen trieb'n hat. Was Munarchen! mir war'n alle bei unsern Vadern in Haus und er is dag'sessen, als ob er in sein großen Kindszimmer sitzet. Alles hat g'weint und er selber mit und uns're schöne Landesmutter'a und seine lieben Prinzen und Prinzessinnen mit .... Es is a kan Spaß, a Drittel von der Munarchie in den unglücklichen Krieg'n verlaborirt z'hab'n und auf einmal no größer und mächtiger z'rückkommen, als m'r ausz'og'n ist — nach zwanzig Jahren immerwährenden peitsch-peitsch, so zu sagen bei'n Auskehren mit einer solchen Macht da z'stehn und wiar die braven Russen und Preußen bei Breslau schon wieder in der Kothlack'n war'n, so zur rechten Zeit den Ausschlag z'geb'n und auf die Befreiung von Europa ordentlich 's Petschaft aufz'druck'n, Herr Vetter, das muß ja ein jeden guten Patrioten den Brustfleck auseinander treib'n."

Als sich endlich die Kunde verbreitete, daß Wien der Sitz des Kongresses, der Zusammenkunftsort der Potentaten und Staatsmänner Europas werden solle, die alles, was in zwanzig Jahren zerstört und krumm gebogen worden, wieder aufzurichten und gerade zu machen versuchen sollten, da hob sich das Selbstbewußtsein der Wiener gar sehr, Stolz schwellte ihnen die Brust und verzeihliche Selbstsucht malte ihnen eine lockende Perspektive von glanzvollen Tagen, Festesfreude und — reichen Einnahmen.

Der Wiener Kongreß (1814 bis 1815).

Es handelt sich hier glücklicherweise nicht darum, die politische Wirksamkeit des Wiener Kongresses auf ihren Wert zu prüfen. Sie hat übereifrige Lobredner gefunden, die ihr Werk für ein „granitenes Fundament der ethischen Weltordnung" erklärten, eine Überschwänglichkeit, die allerdings in Kürze ad absurdum geführt war. Die Gegenpartei sagte umgekehrt dem Wiener Kongreß alles mögliche Schlechte nach, weil es ihm nicht gelang, die ganz aus den Fugen geratene Welt in eine für alle Ewigkeit dauernde politische Form zu bringen. Diese Aufgabe war aber überhaupt nicht zu erfüllen und am wenigsten vom grünen Tisch der Kongreßmitglieder aus und in einer Zeit, in welcher noch alle Gegensätze lebendig in den Geistern und Gemütern nachzitterten, die von einer der gewaltigsten Katastrophen der Weltgeschichte wachgerufen waren. Für die Zwecke dieses Buches handelt es sich ja mehr um das äußere Bild des Kongresses, wie es sich im Leben von Wien widerspiegelte. Zweifellos war er einer der Glanzpunkte in der bewegten Vergangenheit Wiens und man kann ohne Übertreibung sagen, daß die österreichische Kaiserstadt während seiner Dauer der politische und gesellschaftliche Mittelpunkt Europas war, an dem alle Blicke hingen. „Eine Fülle von Glanz ergoß sich über Wien und strahlte von diesem wieder aus," sagt ein Memoirist jener Tage, die berühmte Rahel (Varnhagen von Ense) aber schreibt aus Wien: „Wärest du nur einen Tag hier, sprächest du nur zehn bedeutende Menschen aller Länder und du würdest sehen, daß ein gehöriges Maß von Einsicht dazu gehört, einen kollektiven Begriff

von diesen Wellen zu fassen und Geist, um sie endlich Meer zu nennen .... Die Häupter merken dumpf, daß sie nur mit einer gewissen Form hantieren können, aber das Wesen nicht finden können, welches in seinem ewigen Leben naturgemäß fortagirt." Die geistreiche Schriftstellerin streift hier das politische Gebiet, das allerdings gerade bei den besten Köpfen Mißbehagen weckte; auch der berühmte Sprachforscher Jakob Grimm, der als Sekretär des kurhessischen Gesandten beim Kongreß war, äußert sich in einem Brief: „Vom Kongreß ist nicht viel zu rühmen; erstens geschieht noch nichts, zweitens was geschieht, heimlich, kleinlich, gewöhnlich und unlebendig als wenn keine große Zeit nahe vorher stünde." Nur der Gatte Rahels, der Memoirist Varnhagen von Ense, faßt den Kongreß auch von seiner gesellschaftlichen Seite, wenn er sagt: „Der Wiener Tag schien aus besonderem Stoffe gemacht, was er berührte, nahm er in sein Behagen auf; was jedermann täglich muß und will und doch meist gleichgiltig abtut, essen und trinken, sich ergehen, umherschauen, alles wurde in dieser Lebensgewöhnung unwiderstehlich zum Vergnügen und Genuß."

Sobald es bekannt geworden, welche Ehren und Vergnügungen Wien bevorstanden, erfaßte eine fieberhafte Unruhe die Stadt, die sich zum würdigen Empfang von „ganz Europa" rüsten wollte. Wie im Fluge vergingen die drei Monate vom Juli bis zum Oktober 1814, denn in den Vorbereitungen und Erwartungen, die sich an den Kongreß knüpften, verflogen die Tage mit unheimlicher Schnelle. Was mußte nicht alles geschaffen und vorbereitet werden, bis die ersten Vorboten des großen Schwalbenzuges in den Mauern von Wien eintrafen; wie viele Wünsche und Hoffnungen knüpften sich daran! Es war den geschäftlichen Kreisen der Residenz wahrhaftig nicht zu verübeln, wenn sie nach mehr als sieben Jahren der Dürre endlich vom Kongreß ebensoviele Monate fetter Erträgnisse hofften. Wer es aber nicht nötig hatte, auf solche zu hoffen, der freute sich der kommenden Feste und Schaustellungen, deren Vorbereitungen schon einen prickelnden Genuß boten und die Sehnsucht nach den Tagen der Wunder schärften. Ganz Wien schien sich nur in zwei Klassen zu teilen, von welchen die eine mit den Zurüstungen zum Kongreß beschäftigt war, die andere kein Tagewerk hatte, als diesen mit gierigem Auge zu folgen.

„Mit dem Einzug des Kaisers war der Vorgeschmack für die nachfolgenden Feierlichkeiten, der Maßstab für die Feste gegeben, und wen der Schuh nicht zu arg drückte, ließ der herausgeforderten Schaubegier und Phantasie die Zügel," heißt es in den „Traditionen". „In dem Grade als die Vorkehrungen wuchsen, nahm die umhertreibende Menge der Gaffer zu. Die Hofküchen wurden erweitert; da stand ein Haufen Menschen. Da trug man eine neue Schabracke; hunderte erbaten sich die Ansicht nur eines ihrer Zipfel. In den Marstallhöfen, im Prater, vor den Palais der Prinzen, Gesandten, Magnaten, vor Staatsgebäuden und in der Burg, allenthalben wo ein Gerüst gezimmert, Geräte aus und ein geschafft, ein Glaswagen gewaschen, ein Teppich ausgeklopft wurde, standen und strömten Haufen zu; jeder Schneider oder Tapezierer mit einem grün eingewickelten Pack unter dem Arm rollte, wie ein kollernder Tannenapfel die Lawine, einen Menschenknäuel um sich nach."

Als kaum noch die Wahl Wiens als Kongreßort feststand, begann schon ein förmlicher Sturmlauf auf die Hofämter um Anstellungen oder um Plätze für Festlichkeiten, deren Einzelnheiten gar nicht bestimmt waren. Wer damals Geruche stand, Einfluß zu besitzen, hatte einen schweren Stand; Verwandte, unde und Bekannte verwandelten sich in ebenso viele Quälgeister und die rflächlichsten Beziehungen wurden geltend gemacht, um irgend einen kleinen rteil zu erwirken, ein Ämtchen zu erhaschen oder ein Hintertürchen zu öffnen, dem aus man einen Blick in das erträumte Wunderland zu haben glaubte.

Das Oberſthofmeiſteramt erließ eine beſondere Vorſchrift für die Abfaſſung der Geſuche und ſetzte vorſichtig bei, daß „der mit einer Nummer oder einem geheimen Zeichen verſehene Empfangſchein noch keinen Anſpruch begründe, ſondern nur zur Beſtätigung der Einreichung diene".

Den oberſten Hofbehörden war eine kaum zu bewältigende Aufgabe geſtellt. Statt des öſterreichiſchen Hofes, der zwar würdig repräſentierte, aber nie, wenn man kurze Perioden, wie die Regierung Karl VI. ausnimmt, durch beſonderen Prunk hervortrat, ſollten jetzt eine ganze Reihe von Potentaten mit ihrem eigenen Hofſtaat untergebracht und in jeder Weiſe verſorgt werden. Das bot Schwierigkeiten, von welchen ein Laie keine Ahnung hat, weil die einfachſten Dinge durch ſubtile Rangsunterſchiede, Etiketterückſichten und perſönliche Eigenheiten der hohen Gäſte beeinflußt wurden. Die kaiſerliche Fideikommißbibliothek beſitzt einen Band Manuſkripte, der Aufzeichnungen des Kanzleidirektors des Oberſtſtallmeiſteramtes J. B. Skall aus der Kongreßzeit enthält. Wer darin politiſche Enthüllungen oder andere Pikanterien ſuchen wollte, käme kaum auf ſeine Rechnung. Aber die Einblicke in das vielgeſtaltige Getriebe der Hofwirtſchaft in dieſer bewegten Zeit, wie ſie in dieſen Aufſchreibungen mit geſchäftsmäßiger Trockenheit gegeben werden, ſind doch von vielem Intereſſe. Schon die Unterbringung all der hohen Herrſchaften koſtete nicht wenig Kopfzerbrechen. Alle Mitglieder des kaiſerlichen Hauſes quartierte man, einſchließlich des Kaiſerpaares ſelbſt, aus der Hofburg aus. Das war raſch geſchehen, dagegen geſtaltete ſich die Verteilung der Räumlichkeiten an die Gäſte gar heiklich, denn es handelte ſich um ſieben gekrönte Häupter und eine Anzahl von Hoheiten, die untergebracht werden ſollten. Kaiſer Alexander von Rußland mit ſeiner Gattin erhielt das zweite Stockwerk des Amalienhofes angewieſen; unter ihm wohnte der König von Württemberg, wegen ſeines ungeheuren Leibesumfanges in Wien nur als „der Dicke" bezeichnet, dem man nicht zumuten konnte, mehr als eine Stiege zu erklettern. In der Reichskanzlei hatte das bayeriſche Königspaar mit dem Kronprinzen Ludwig und dem Prinzen Karl die Appartements, im erſten Stockwerk des Schweizerhofes wohnte König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, im zweiten Stockwerk der König von Dänemark; außerdem beherbergte die Hofburg noch den Großfürſten Konſtantin, die Großfürſtin Marie und den Prinzen Wilhelm von Preußen. In anderen Hofgebäuden in der inneren Stadt waren untergebracht der Großherzog von Baden und die preußiſchen Prinzen. Für andere Fürſtlichkeiten waren auf Koſten des Wiener Hofes, der eine wahrhaft kaiſerliche Gaſtfreundſchaft übte, deren Koſten man täglich mit 100.000 fl. berechnete, paſſende Quartiere gemietet, ſo für den Großherzog Karl Auguſt von Weimar im Müllerſchen Gebäude beim Rotenturmtor, für den Kronprinzen von Württemberg im Palais Karoly in der Kärntnerſtraße, für den Herzog von Braunſchweig in der Jägerzeile u. ſ. w. Zieht man in Betracht, daß jeder dieſer hohen Herren einen oft ſehr köpfereichen Anhang mit ſich brachte, der aus Hofſtaat, Dienerſchaft, Miniſtern, Diplomaten und Militärs beſtand, ſo wird ſich leicht ermeſſen laſſen, wie ſchwierig es war, für alle dieſe Perſonen die ihrem Rang entſprechende Unterkunft zu ſchaffen. Betrug doch das Gefolge des in einem Palais der Vorſtadt Wieden wohnenden Prinzen Eugen Beauharnais, der hier als Schwiegerſohn des Königs von Bayern den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg erhielt, 80 Köpfe.

Gerade ſo große Schwierigkeiten als die Wohnung machten aber alle anderen Bedürfniſſe des gewöhnlichen Lebens, die natürlich auch durch die Anforderungen der Etikette ins unendliche geſteigert wurden. Um allen hohen Gäſten mit den Lokalverhältniſſen vertraute Umgebung beiſtellen zu können, waren hohe Offiziere, Kammerherren beigegeben, aber auch 500 Aushilfsdiener

aufgenommen worden. Trotz der reichen Bestände der Hofwagenburg und ausgiebigen Neuanschaffungen mußte man noch alle besseren Lohnfuhrwerke mieten, um den dazu berechtigten Persönlichkeiten entsprechende Equipagen beistellen zu können. Der stets wegen seiner Vollzähligkeit bekannte kaiserliche Marstall hatte eine Vermehrung um 1200 Pferde erfahren; trotzdem fiel es schwer, allen Ansprüchen zu genügen, denn 1400 Pferde standen täglich im Geschirr und für einzelne hohe Herren, z. B. für den Kaiser Alexander, mußte Tag und Nacht ein bespanntes Gefährte bereit stehen.

Alle diese Erfordernisse kamen endlich in einen gewissen geregelten Gang, der nur durch einzelne persönliche Launen auf einem Punkt gestört, aber nicht im ganzen umgestoßen werden konnte. Anders stand es mit der körperlichen Verpflegung dieser ungeheueren Gästeschar, in welche nur schwer eine feste Norm zu bringen war, da Zeit und Umfang der Tafeln von zahllosen Zufälligkeiten abhingen und trotzdem der Hunger der hohen Herrschaften in jeder ihnen zusagenden Stunde befriedigt sein wollte. Das Amt eines Oberstküchenmeisters in dieser Periode mag ein dornenvolles gewesen sein. Tag und Nacht rauchen die Schornsteine, ohne Pause wird in den Hofküchen gesotten, gebraten, geschmort und gebacken; vom frühen Morgen bis in die späte Nacht eilten die Lakaien mit den verdeckten Schüsseln durch die Gänge und kaum waren die Reste einer Mahlzeit beseitigt, so klapperten Teller und Bestecke unter den Händen flinker Tafeldecker, um eine neue Tafel zu rüsten. Mit Ausnahme besonderer Festlichkeiten speisten die Fürstlichkeiten in ihren Appartements; für das so köpfereiche und dem Rang nach sehr verschiedene Gefolge griff man zu dem Auskunftsmittel, drei gemeinsame Tafeln für die verschiedenen Würdengrade einzuführen, die Marschallstafel für die Minister, hohen Hofchargen, Generale, Hofdamen und Adjutanten — die Kontrollorstafel für Beamte und Offiziere geringeren Ranges — und endlich die Hausoffizierstafel für die persönliche Dienerschaft der fremden Fürstlichkeiten. Nur bezüglich der Zeit der Mahlzeiten ließ sich keine Vereinfachung einführen; Dienst, Vergnügungen und unzählige Verhinderungen, die in so bewegter Zeit fast jeden Tag vorkamen, durchbrachen alle Normen, so daß manchmal ein halbes hundertmal serviert werden mußte und man zu allen Stunden aß.

Selbstverständlich blieben alle diese Zustände, waren sie auch scheinbar auf den Umkreis der Hofburg beschränkt, doch nicht ohne Einwirkung auf das ganze Leben der Stadt. Vor allem stiegen die Wohnungspreise auf eine horrende Höhe. Bezüglich der Gasthöfe schritten endlich die Behörden ein, indem sie gar zu unverschämte Forderungen herabdrückten und die dann viel später wieder hervorgeholte Anordnung trafen, daß die Preise in den einzelnen Appartements angeschlagen werden mußten, um nachträgliche Mehrforderungen zu verhüten. Aber auch unter diesen Umständen kostete ein Zimmer in einem Hotel der inneren Stadt 10, 15 und bis zu 30 Gulden, für jene Zeit ein sehr hoher Preis. Namentlich für größere und besser eingerichtete Privatwohnungen verlangte man wahrhaft exorbitante Summen. Eine Wohnung von 10 Zimmern in guter Lage, die um 1800 noch 1000 Gulden kostete, mußte jetzt auch von Einheimischen mit dem sechsfachen Betrag bezahlt werden, war aber für einen Kongreßgast, besonders wenn es ein fremder Minister oder Gesandter war, noch viel teurer. Lord Castlereagh, der englische und erste Bevollmächtigte und Minister des Auswärtigen zahlte für seine Wohnung am Graben monatlich 5000 Gulden. Unter diesen Umständen dürfte jene Rechnung nicht aus der Luft gegriffen sein, die nachweisen sollte, daß viele Häuser vollkommen ihrem Wert nach bezahlt seien, wenn der Kongreß nur vier Monate dauere. Das Vermieten von Privatwohnungen war eine reichlich fließende Einnahmsquelle

während der Kongreßzeit; auch viele gutsituierte Familien quartierten sich in der Umgebung ein, um aus dem Vermieten der Stadtwohnung Nutzen zu ziehen. Die Eipeldauerbriefe geben eine lustige Darstellung dieser Zustände, indem sie schreiben: „Die Hausherrn, die lassen sich a nit spotten, die machen alle möglichen patriotischen Anstalten, daß die fremden Passagier, die nit in der Hofburg unterbracht werden können, in ihren Häusern Dach und Fach finden und das um a Spottgeld. Da kann ma auf an Hauptplatz in der Stadt im ganzen ersten oder zweiten Stock mit zehn, zwölf, fünfzehn Zimmer um schundige zehn- bis fünfzehntausend Gulden Konventionsgeld haben. Es ist als ob's ganz in der Ordnung wär, daß die Alliirten-Einquartierung die Scharten von der feindlichen Einquarterung anno fünf und neun auswetzt. Die Afterbestandverlasser sein fast noch patriotischer als die Hausherren, denn die werfen dort und da gar ihre bisherigen Parteien hinaus, damit die Fremden bei ihnen Platz finden. Oft kriecht die ganze Familie in ein Loch zusammen, nur damit's alle übrigen Zimmer an die Suite der Alliirten verlassen können, daß ja der allgemeine Frieden durch sie nit aufg'halten wird. Da hocken's oft übereinander, wie die Küniglhasen oder wie polnische Juden, wo Herr, Frau, Knecht, Dirn, Kinder, Ochsen und Schwein' alle in ein' Zimmer übereinander knotzen — das wird doch a Patriotismus sein! — und da verlassen's so zwei oder drei Zimmer um miserable 500 oder 600 oder auch 1000 Gulden das Monat — alles aus lauter Lieb und Anhänglichkeit für die gute Sach'!"

An Vorsicht und Umsicht ließ man es nicht fehlen, um alle Vorbereitungen für den Kongreß und den zu erwartenden Gästezufluß so zu treffen, daß das bürgerliche Leben nicht allzu arg aus dem Geleise kam. Aber es unterlief dabei ein Grundirrtum, weil die Sache Dimensionen annahm, von welchen kein Mensch eine Ahnung hatte. Ein Erlaß des Kaisers forderte schon im Juli 1814 den Hofkanzler Graf Ugarte auf, alle Anstalten zu treffen, daß für ausreichende Zufuhr gesorgt und kein Mangel an Lebensmitteln während der Dauer des Kongresses möglich sei. Ein ziemlich umfangreicher Bericht der Regierung legt den Berechnungen eine Zahl von 40.000 fremden Gästen zugrunde, die Hofkanzlei findet das übertrieben und nimmt nur 20.000 Zureisende an, in Wahrheit kamen aber 100.000. Übrigens ist man einsichtsvoll genug, nicht zu viel von der ämtlichen Vorsehung zu erwarten, sondern sich darauf zu verlassen, daß der Spekulationsgeist schon das Seinige tun wird. Ein Bericht sagt darüber: „Die Gelegenheit, welcher die Gewinnsucht nachjagen und welche sie finden wird, um Geld zu schmieden, scheint zureichend dafür zu bürgen, daß es an einer belebten Zufuhr an Lebensmitteln von allen Seiten nicht fehlen wird." Natürlich trat auch in dieser Beziehung ein nicht unbeträchtlicher Aufschlag der Preise ein — es wollte eben jedermann sein Scherflein von dem Goldstrom haben, der sich von allen Enden und Winkeln Europas über Wien ergoß — aber ein Mangel an den Notwendigkeiten oder Überflüssigkeiten des täglichen Lebens trat nie ein, abgesehen davon, daß den Fleischern aufgetragen war, für einen wöchentlichen Auftrieb von 2000 Ochsen zu sorgen und auch die Bäcker verhalten wurden, angemessene Vorräte einzulagern. Über den tatsächlichen Verbrauch sind nur für einzelne Artikel der Volksnahrung Aufschreibungen erhalten, die allerdings sehr stattliche Summen aufweisen und der „Eipeldauer" sagt in seiner launigen Weise: „Weil jetzt d' Massaker mit'n Menschen Gott Lob und Dank a mal aufg'hört hat, so fangt hietzt der Kriag mit'n Ganseln, Anteln, Kapaunern, Fasanen, Ochsen, Kälbern, Lampeln ꝛc. an und da wird hietzt a schreckliche Conscribirung in Thierreich ausg'schrieben und da muß Alles, was fliegt, kriecht und schwimmt für'n allgemeinen Frieden über die Klingen springen."

etwas zu erhaschen, sofort mit einem neuen Preisaufschlag antworteten. Wenig bekannt ist, daß die Holzteuerung während des Kongresses den ersten Anstoß zur allgemeineren Einführung der Steinkohlenfeuerung in Wien bot. Schon von Zeit zu Zeit hatte sich in früheren Jahren Mangel und sprungweise Erhöhung der Preise bezüglich des Brennholzes in Wien eingestellt. Die Ursache lag an der damals noch sehr unrationell betriebenen Forstwirtschaft und der durch

Baronin Fanny Arnstein. (S 476.)

Witterungsverhältnisse gestörten Zufuhr. Auch in dieser Hinsicht hatte man Vorsorge getroffen. Der gewöhnliche Verbrauch während eines Winters betrug in Wien 200.000 Klafter, für den Winter 1814—15 waren 260.000 Klafter bereit und doch stiegen die Preise auf eine unerschwingliche Höhe. Außer der Steinkohle schlug man auch den Gebrauch von Torf vor und ein spekulativer Kopf suchte aus dem Sägemehl mittels eines Bindemittels ein besonders ausgiebiges Heizmaterial herzustellen.

Mit dem Herbst stellten sich endlich nach und nach die erlauchten und berühmten Gäste ein: ein Kaiser und eine Kaiserin, vier Könige und eine

Königin, zwei Großherzoge, ein Kurfürst, vier regierende Herzoge, ein Großfürst, eine ganze Legion von Prinzen und Prinzessinnen und im Gefolge dieser „Spitzen" eine ganze Wolke von Würdenträgern: Hofchargen, Minister, Diplomaten, Feldherren, Weltenbummler und — Abenteurer. Kaum hatte sich jemals früher an irgend einem Orte ein solches Gedränge der verschiedenartigsten Hofkleider und Uniformen zusammengefunden, wie damals in Wien. Bis in die engsten Gassen der Stadt verpflanzte sich das Glänzen und Flimmern der goldgestickten Gewänder, der Orden und Kreuze.

Mit den Königen von Württemberg und Dänemark begann am 22. September die Ankunft der Fürstlichkeiten. Der erstere war ebenso dick, mürrisch und unzugänglich, als der letztere mager, leutselig und anspruchslos. Der „Schwabenkönig" Friedrich war das Stichblatt des Wiener Witzes; man spöttelte über den muschelförmigen Wagen, in den er mühsam seine Fleischmasse hob, man erzählte sich, daß die Tafel an seinem Platz einen Ausschnitt haben mußte, in den der Wanst hineingepaßt wurde und ergötzte sich, wenn ein Ausbruch der üblen Laune des sehr cholerischen Herrn als Anekdote umlief. Am Burgplatz fehlte es zur Kongreßzeit natürlich nie an Gaffern, die stundenlang geduldig harrten, um die Ausfahrt eines der Potentaten oder die Equipagen der zu Besuchen vorfahrenden Berühmtheiten mit dem Herausrufen der Wache und allen übrigen militärischen Zeremonien anstaunen zu können. Das Müßiggehen einer so zahlreichen Menschenmenge wurmte einst, als er von einem Fenster des Amalienhofes herabsah, den dicken Friedrich von Württemberg gar gewaltig, der in seinem Lande als Musterdespot berüchtigt war und allergnädigst geruhte, die getreuen Untertanen höchsteigenhändig durchzuprügeln, wenn sie seinen Unmut erregten. Er ließ den die Burgwache kommandierenden Hauptmann holen und gab ihm barsch den Auftrag, die „Maulaffen" da unten wegjagen zu lassen. Verlegen erwiderte der Offizier, das liege nicht in seiner Macht, die Ansammlung von Schaulustigen auf dem Burgplatze sei eine alte Wiener Sitte, gegen die sich nichts machen lasse. „So? Schöne Sitte das!" polterte der dicke Wüterich grimmig. „Ich wollte nur, ich hätte das Gesindel bei mir zu Hause — ich würde ihm das Faullenzen und Gaffen schon vertreiben." Auch dieser Vorgang wurde rasch bekannt und hatte nur die Folge, daß man sich jetzt noch häufiger auf dem Burgplatz einfand und einen förmlichen Korso unter den Fenstern des Königs von Württemberg veranstaltete.

Kaiser Franz, der „in seiner Art fortlebte, sich wie früher in der Öffentlichkeit schlicht und einfach zeigte und an dem Festrummel nur soweit und da teilnahm, wo es die Artigkeit und Etikette erforderte", empfing die gekrönten Fürstlichkeiten stets selbst. Natürlich war dies auch bei den beiden am meisten genannten Herrschern, den Bundesgenossen des letzten Krieges, der Fall, dem Kaiser Alexander von Rußland und dem König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, die am 25. September in Wolkersdorf zusammentrafen und dann vereint am nächsten Tage nach Wien reisten. Mit einem Byzantinismus, der durch den Biedermaierton nicht genießbarer wird, äußerte sich der „Eipeldauer" über diese beiden Fürsten. „Alles freut sich schon den großen Kaiser Alexander z'sehen, der wirklich weit größer ist als sein Namensvetter, der griechische sogenannte große Alexander, denn der hat die ganze Welt nur zu unterjochen g'sucht, der russische Alexander aber hat sein' ganze Größ' d'rein g'setzt, daß alle Völker von der grauslichen Knechtschaft sollen befreit werden — folglich is er der größere." Von Friedrich Wilhelm III. heißt es: „Ebenso g'freut sich Alles den rechtschaffenen König von Preußen z'sehen, der lieber sterben hat wollen, als sich unter den korsikanischen Pantoffel zu ducken, der den schlafenden, man kann sagen schnarchenden deutschen Geist erst wieder aufkindelt hat."

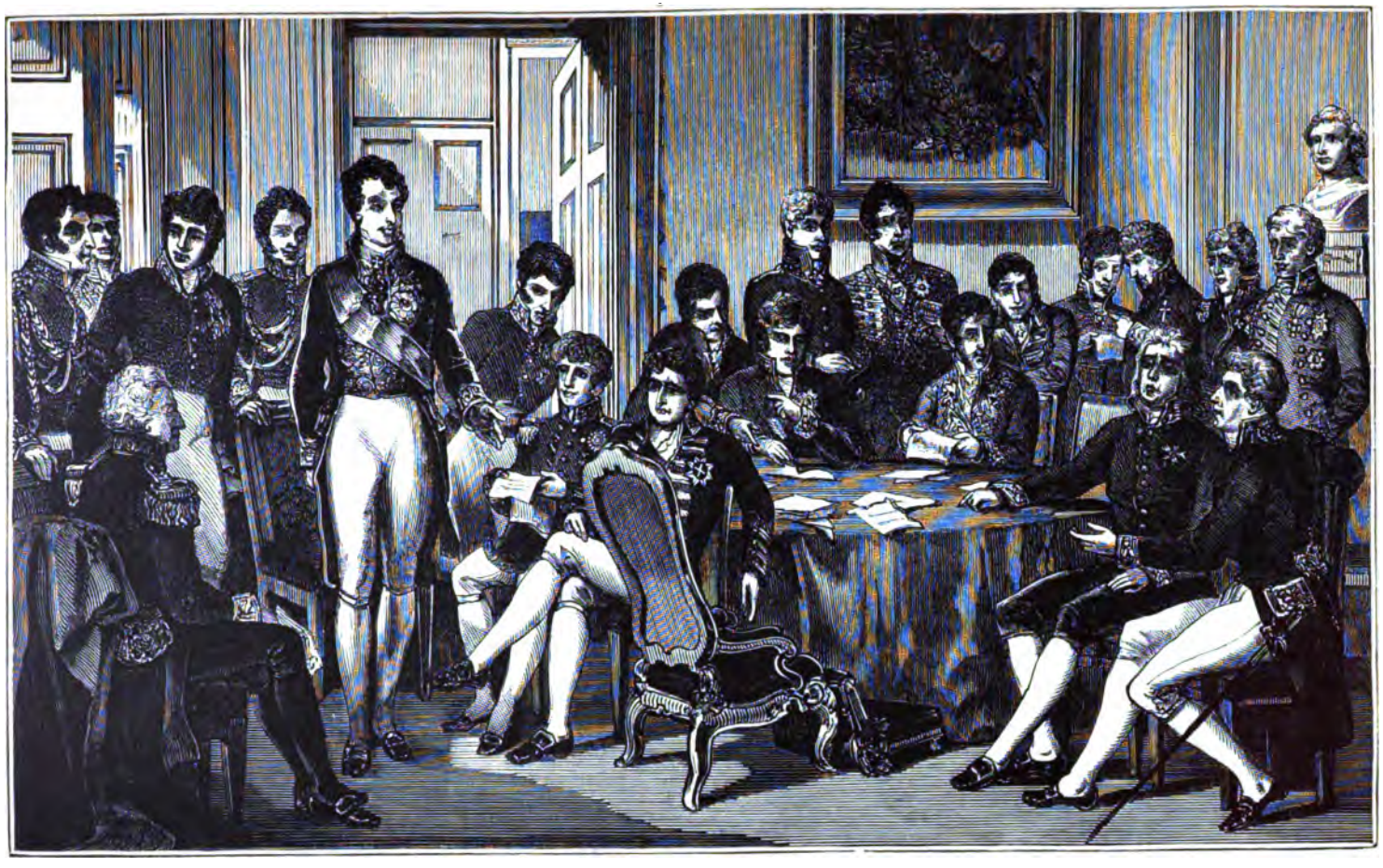
Am Tabor bei der großen Donaubrücke, erwartete Kaiser Franz seine beiden vornehmsten Gäste, um sie zu begrüßen und ihnen das Geleite in die Stadt zu geben. Die Begrüßung war eine äußerst herzliche — „nit etwan bloß umarmt haben die zwei fremden Potentaten unseren Kaiser, sondern völlig g'fressen, g'herzt und z'druckt", erzählt der „Eipeldauer" — und dann zeigten sich die drei Monarchen mit verschlungenen Händen in jener aus Tausenden von Abbildungen bekannten Gruppe, in welcher sie bei Leipzig die Siegesnachricht empfangen hatten. Die auf beiden Stromufern versammelten Menschenmassen fielen als geschulte Komparserie mit dröhnendem Jubelgeschrei ein, das ausgiebiger war als der Donner der Kanonen. Zu Pferde, gefolgt von allen Erzherzogen und einer zahllosen glänzenden Suite, aus welcher die prunkvollen orientalischen Kostüme der Tscherkessen und anderen asiatischen Begleiter des Zars hervorstachen, hielten dann die „drei Alliierten" gemeinsam den Einzug in Wien, Kaiser Franz I. in der Mitte, Kaiser Alexander links, König Friedrich Wilhelm III. rechts (Bild S. 449). Über die Jägerzeile und beim Rotenturmtor herein bewegte sich unter unablässigen Zurufen der Bevölkerung der Zug durch die Straßen, in welchen die Garnison vereint mit dem Bürgermilitär als Spalier paradierte. Am nächsten Tage folgte die Kaiserin von Rußland, die von der Kaiserin Maria Ludovika empfangen wurde, am 28. kam das bayerische Königspaar mit den Prinzen Ludwig und Karl, am 30. September der Kurfürst von Hessen, am 2. Oktober der Großherzog von Baden, der Großherzog von Weimar, die Herzoge von Braunschweig und Nassau u. s. w., bis endlich alle Fürstlichkeiten versammelt waren, um welche sich als dem Mittelpunkt des politischen Sonnensystems die Sternhaufen der anderen Berühmtheiten gruppierten. Das kreiste in den durch die Etikette bestimmten Bahnen herum, nur die Diplomaten bildeten eine besondere Kaste für sich. Von ihnen hatten sich die Großmeister dieser trügerischen Kunst eingefunden: aus Frankreich der Fürst Talleyrand, der einstige Bischof und Jakobiner, der als Minister der Republik und Napoleons fungiert hatte und sich mit unvergleichlicher Geschicklichkeit jetzt auch den rückkehrenden Bourbons zu empfehlen wußte; — aus Preußen Fürst Hardenberg und der gelehrte Wilhelm von Humboldt; aus England Lord Castlereagh und später der „eiserne" Herzog von Wellington, aus Rußland Graf Nesselrode u. s. w. Ihnen allen machte Graf Metternich als österreichischer Minister des Auswärtigen die Honneurs, eine Rolle, zu welcher er eigens geschaffen schien. Auf dem Kongreß, wo alle verworrenen Fäden der Politik sachte auseinandergelegt werden sollten, wäre ein Mann von größerer Prinzipientreue und geringerer Verschlagenheit kaum so am Platze gewesen, als Metternich, von dem ein Menschenkenner, wie Napoleon I. es gewiß war, einst sagte, „er nehme die Politik für nichts als ein Ränkespiel und sei zu nichts weiter gut, als um einmal zu betrügen". Aber auch den Anforderungen des geselligen Lebens und jener eigentümlichen Vermengung von Politik und etwas frivolem Lebensgenuß, wie der Wiener Kongreß sie bot, entsprach das Wesen Metternichs ganz und gar, in dessen Laufbahn zarte weibliche Hände wiederholt fördernd eingriffen. Darauf deutet das harte Urteil des begeisterten deutschen Patrioten Oberst Nostitz, wenn er vom Kongreß sagt: „Säle und Boudoirs sind jetzt der Schauplatz des Wirkens und der frechste ist der Meister. Man behilft sich statt Kenntnissen mit Mystifikationen, die mit kecker Stirn im großen Leben gehandhabt werden. Ihr Ursprung liegt im geselligen Umgang mit den Weibern, eine Bahn, die unsere jetzigen Minister oft durchlaufen sind und deren Künste sie nun in die höheren Geschäfte übertragen, als Ersatz der ehemaligen geistigen und wissenschaftlichen Mittel. Metternich aber ist ein Hauptkünstler auf dieser Arena." Auf dem Bild, das eine Sitzung des Wiener

Kongresses darstellt, ist der auf der linken Seite stehende Herr mit dem Ordensband Metternich, dem auf dem Kongreß der Fürstentitel zufiel; links von ihm steht der zweite französische Bevollmächtigte Herzog von Noailles. Der sitzende alte Herr ist der preußische Staatskanzler Fürst Hardenberg, hinter dem der Herzog von Wellington steht. In der Mitte mit dem Rücken gegen den Kongreßtisch und durch den vorstehenden Lehnstuhl teilweise gedeckt, sitzt der englische Bevollmächtigte Lord Castlereagh und der am Ende des Tisches befindliche Diplomat mit den zu beiden Seiten gescheitelten Haaren ist Fürst Talleyrand, der seinen Ruf als Meister der Politik auch auf dem Wiener Kongreß zu wahren wußte.

„Le congrès danse, mais il ne marche pas," sagte der Witzling Fürst de Ligne. „Der Kongreß tanzt, aber er geht nicht vorwärts." Über einem Wirbel von Vergnügungen und Festen vergaß man fast der hohen Zwecke, zu welchen man sich zusammenfand. Es ging den erlauchten und berühmten Darstellern auf der welthistorischen Bühne des Kongresses fast wie den verblüfften Zuschauern, über der glänzenden Ausstattung trat der Geist des Stückes, das man da aufführen wollte, in den Hintergrund. „Heuer fangt der Fasching bei uns schon im Oktobri an," meint der „Eipeldauer" und in seiner Weise schreibt Gentz nichts anderes an den Hospodar der Walachei: „Wien genügt sich jetzt selbst; wir wissen nicht mehr und haben auch keine Lust zu erfahren, was in den anderen Ländern vorgeht, denn alles was mächtig, interessant und beneidenswert ist, findet sich hier vereinigt und eine dreimonatliche Reise von einem Ende Europas zum anderen, hätte nicht den Wert dessen, was jetzt ein Mann in günstiger Stellung binnen 24 Stunden in Wien beobachten, lernen und genießen kann."

Über die Gesamtheit der Festlichkeiten und die Art, wie sich deren Eindruck im Wiener Leben widerspiegelte, sagen die „Traditionen": „Die Mehrzahl der Festordner bestand auf der Ansicht, die militärischen Schauspiele möglichst zu beschränken, weil dergleichen im Felde sattsam und jedenfalls besser gesehen worden sei. Nichtsdestoweniger ließ man im Verlaufe des Herbstes die Prachtpilze der Wacht- und Kirchenparaden, der Truppenrevuen und Waffenübungen üppig wachsen, da ein Teil der Gäste ebensosehr auf den taktischen Mechanismus erpicht erschien, als dieser den anderen Teil langweilte. Auch dem Publikum war es nicht sonderlich darum zu tun. Der Eindruck, den vorüber gefahrenes Geschütz hervorbringt, ist je nach den Zeitumständen sehr verschieden. Im tiefen Frieden erscheinen die Kanonen etwa so wie die Dachrinnen bei schönem Wetter. In der damaligen Festperiode stellten sie den Böller bei der Kirmeß vor; die Bevölkerung rückte allerdings aus, wenn die Truppen ausrückten, betrachtete indes diese nur als Dekoration, als die Hauptsache aber die zahlreiche Suite, welche den Monarchen zu Pferde folgte, diese prachtvolle Wolke, jeder Tropfen eine Berühmtheit! Genau betrachtet blieb sich dieses Schauspiel immer gleich, ob es zu Pferde, im Wagen oder Schlitten, bei Tafel oder im Ballsaal vor sich ging, der Zweck, die Mittel blieben immer dieselben, jedes Fest ward bloß eine etwas veränderte Form ihrer Anwendung. Es bewegte sich ausschließend um äußerste Äußerlichkeiten, daher in der Regel gewisse Staatsmänner fehlten."

„Hätten nicht 700 Dilettanten ein Oratorium, einige hohe Adelige französische Lustspiele aufgeführt, die Musen wären wahrhaftig ganz leer ausgegangen. Bei minder günstigen Verhältnissen, als sie Wien darbietet, hätte dieser etwas prosaische Prunk sogar ermüden können; indessen speiste das Strombett, darin er steuerte, die tausend unversiegbaren Quellen des Volkslebens und jeder Stand trug, indem er schöpfte, zugleich das fördernde Element zu. Die Abstufung gewährt hier den grenzenlosen Spielraum zum heiteren Treiben,



Eine Sitzung des Wiener Kongresses.

auf- und abwärts, nach allen Richtungen und läßt den Vornehmen auf den Tummelplätzen der Werkstätte, den geringen Mann im Strudel der schönen Welt seine Rechnung finden. In diesem Sinne ebnen auch mancherlei Institutionen und Gewohnheiten dem Ehrgeiz und materiellen Interesse der unteren und Mittelklasse die Wege und vermitteln die Unterschiede zwischen arm und reich, der sonder Groll und Argwohn sich in Wien begegnet. So gedeihen selbst anscheinend demokratische Einrichtungen, ohne mit Eifersucht überwacht zu werden, z. B. das Bürgermilitär. In Uniformierung und Exerzierfähigkeit hatte es sich damals mit dieser schmucken Zivilarmee seit 1809 noch wesentlich gebessert und ihr ward jetzt die ehrenvollste Berücksichtigung, worauf sie allerdings für wertvolle geleistete Dienste auch Anspruch erheben konnte. Sie teilte sich mit dem Militär in die öffentlichen Dienste und die Ehrenwachen; der Bürgeroffizier hatte den Eintritt, welchen das Portepee verleiht. So verschlingen sich die sonst entfernten Interessen. Daß zuweilen auch spaßhafte Erscheinungen aus diesem Kreise auftauchten, kann bei der gemischten Zusammensetzung solcher Korps eben nicht wundernehmen. Fast rührend war das Hervortun des kleinen Bürgerstolzes, sobald er sich von seiner Schüchternheit etwas erholt hatte. Wenn jener sehr korpulente Brauer, dieser hagere Posamentierer, die Silberschärpe über dem Nabel und fast fürchterlich anzuschauen unter dem wehenden Pelzwerk der ungeheueren Bärenmütze, das Söhnlein an der Hand, ein Rudel aufgeputzter Weiber und zwei scheue Gevattern in weißen Handschuhen hinter sich am Schlepptau, durch das Spalier des Militärs brach, das Salutieren der Schildwachen stolz erwidernd, der Sippschaft beneidete Plätze anwies, dann wieder auf seinen Ehrenposten zurückkehrte und die glückliche Ehefrau sofort viel und laut von ihrem Mann, dem „Leutnant bei den Grenadieren" sprach, damit die Zunächststehenden erfuhren, sie sei die Gattin dieses Mächtigen, das war sehr spaßhaft, indes auch jedesmal erfreulich, ob der Genugtuung, welche es dem kleinen und unschädlichen Ehrgeiz zu verschaffen schien. Das ist das Geheimnis der österreichischen Machthaber, sie kennen die Elemente, die sie bewegen, handeln stets rücksichtsvoll und gehen darin den Reichen und Vornehmen mit gutem Beispiel voran. In diesem Sinne ward die große Masse allenthalben mit den beaux restes der Feste bedacht; die gemalte Leinwand, das Rüstwerk, die besudelten Draperien, Zierrat, Vergoldungen u. s. w. ihm preisgegeben. An den Vorabenden großer Hofbälle stellte die Hofkonditorei mächtige Bütten mit flüchtig benützten Zitronenschalen, Apfelsinen und Ananasabfällen, Mandelgrütze u. s. w. den Armen zur Beute aus, die Hofküchen spendeten täglich vom Überfluß an die Not. Der Wiener Plebs ist gutartig; zwar hat er ebenfalls wenig Anlage zur Liebenswürdigkeit, ebensowenig aber zur Philosophie des Proletariers. Die neidische Malice gegen das Eigentum, die der höheren Bildung gehässige Frechheit kennt er nicht. Aber das glaubt er verlangen zu können, daß der Reiche und Vornehme „etwas aufgehen", „sich sehen lasse", nichts wegwerfe oder knausernd vertrödle, was er, der Plebejer, noch benützen oder verwerten kann, oder womit er sich zu vergnügen weiß. „Panem et circenses!" So trefflich diese Bilder für das Wienerleben ihrer Zeit sind und wenn auch manche Züge noch heute vollkommen zutreffen, so ist doch ausdrücklich zu erinnern, daß sie das Wien von 1814 schildern, gegen welches das des zwanzigsten Jahrhunderts große Veränderungen zeigt, ob zum Guten oder Schlimmen ist hier nicht zu untersuchen.

Aus der ununterbrochenen Folge von Festlichkeiten, über die der Blick hinirrt wie über das Gewirr der Laubkronen eines Waldes, heben sich einzelne heraus wie gewaltige Baumriesen, die das Auge auf sich ziehen. Noch war die Kongreßgesellschaft nicht ganz vollzählig, als am 2. Oktober ein am Glacis abgehaltenes militärisches Dankfest die schickliche Einleitung zu den an

Schaustücken bildete. Eigentlich hätte nun ein Kirchenfest für die Diplomaten folgen sollen, auf dem sie, nachdem die Krieger dem Herrn der Heerscharen für die erfochtenen Siege gedankt hatten, um die Hilfe des heiligen Geistes für ihre Beratungen flehen konnten. Sie hielten das für überflüssig; vielleicht kam es darum wirklich so, wie einer der Knasterbärte, der unmittelbar vom Feldlager in die parfumierte Atmosphäre des Kongresses kam, knurrend vorhersagte: „Es wird wieder so sein, wie es immer war: die Federfuchser werden verhunzen, was wir erfochten haben."

Am gleichen Abend fand dann die erste große Redoute in der kaiserlichen Winterreitschule statt, die bei Hofe und in den Privatpalais zahlreiche ähnliche Feste nach sich zog. Der bewährte, schon öfter zitierte Chronist jener Zeit sagt über jenes erste und größte Fest dieser Art: „Wer von den Hofredouten zwei sah, hat alle gesehen. Die größte derselben, an welcher 12.000 Menschen teilnahmen, imponierte lediglich durch das Kolossale der Räume und Massen. An 8000 Wachskerzen in zwei ungeheuren Sälen, alle Estraden mit Samt bedeckt, hier roth und Gold, dort Silber und Blau die Farben, ein dritter kleiner Saal in einen Orangenhain verwandelt, Thronhimmel für die Herrscher und Mächtigen, allenthalben schimmernde Buffets mit den köstlichsten Erfrischungen, aber auch allenthalben ein mörderliches Gedränge, denn die wackeren Leute, welche an den Türen die Eintrittskarten abnahmen, verkauften sie sogleich wieder an Harrende zu sehr schönen Preisen. Von zehntausend mit der kaiserlichen Krone geprägten Tee- und Eislöffeln soll der Sage nach ein Viertel sich im Gedränge verloren haben. Ohne Zweifel lieferte dann die zweite Redoute parée am 9. Oktober hierauf die Probe des zu höchst gesteigerten Glanzes, des raffiniertesten Geschmackes, des auserlesensten Vereines von Toiletten und Schönheiten. Die reizendste Farbenmischung aber verblich, die sinnreichsten und schimmerndsten Masken verschwanden in den alles überstrahlenden Lichtblitzen zahllos wie Sterne am Himmel ausgesäeter Diamanten. Viertausend Personen waren geladen worden, die Zahl der Anwesenden aber mochte um die Hälfte mehr betragen, denn der Kurs der Eintrittskarten hatte, obgleich diese ursprünglich gratis ausgegeben wurden, eine unerhörte Höhe erreicht."

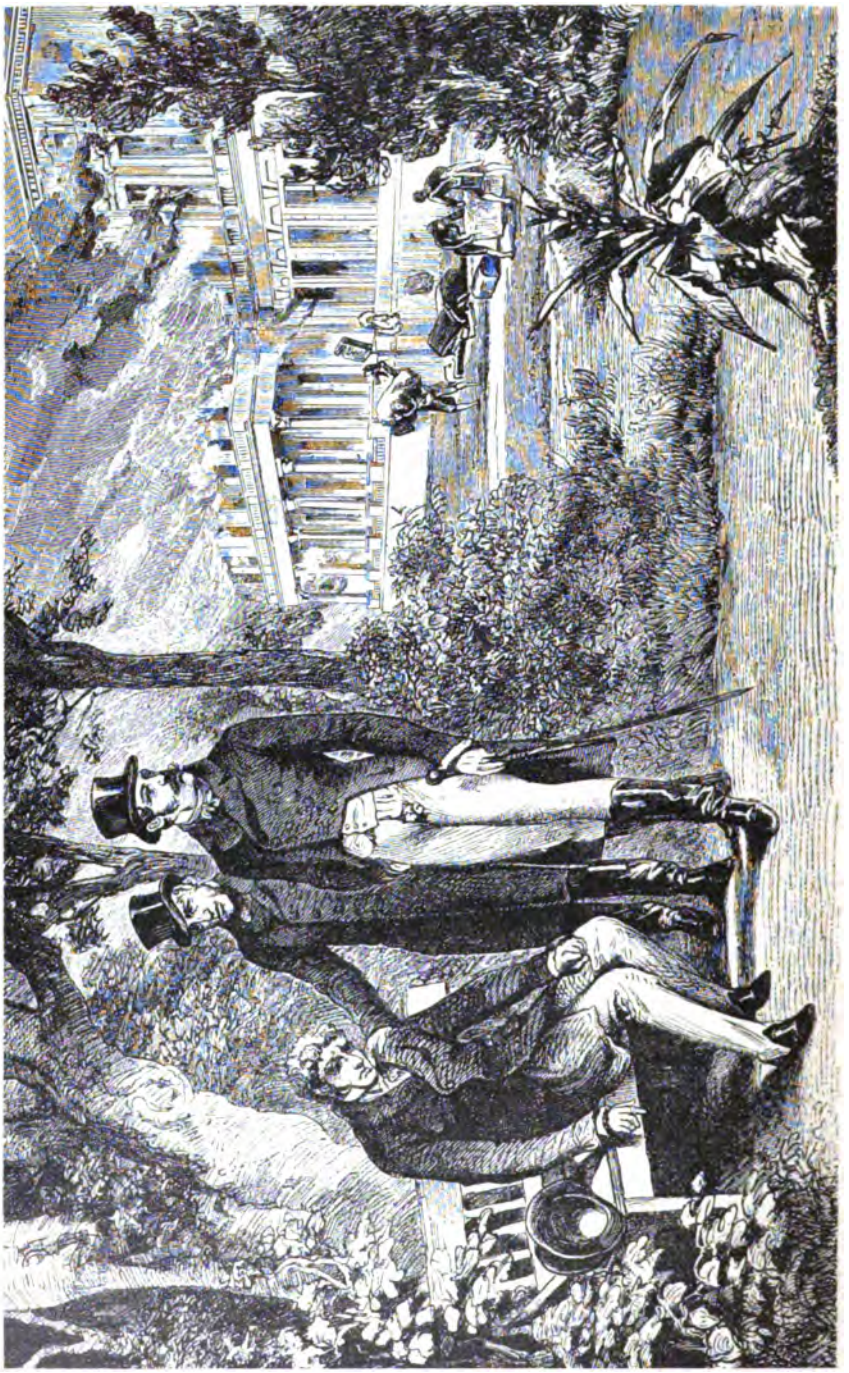
„Ohnedem war die Sache schon äußerst kostspielig, weil, wer unmaskirt kam, im Galakleid erscheinen mußte; die Damen weiß, hellblau oder auch rosenroth, die Herren im blauen oder schwarzen Frack, mit weißen oder schwarzen Escarpins und Plumage, was mitunter seltsame Figuren und amüsante Unterhandlungen mit den an den Eingängen aufgestellten Controlleuren lieferte. Die Klapphüte waren so selten geworden, daß sie aus weiter Ferne verschrieben, kaum zureichten, daher man auch kurz vor Anbeginn des Festes überall Diener und Dienstmädchen mit befiederten Dreiecken laufen sah; vor den Huthandlungen schlug man sich wie vor den Bäckerläden in theurer Zeit. Indes, das Kostüme rechtfertigte jedes Opfer, es verlieh die sonst unerreichbare Ehre, als Prachtauge im Pfauenschweife des Hofstaates zu leuchten. Als gegen Mitternacht die Zahl der Anwesenden zunahm, wiederholte sich der Andrang bei den Buffets in ähnlicher Art wie bei der großen Redoute. Die zuvorderst an die Credenztafeln Gedrückten lagen zusammengebogen, wie vor den Feuern der Punschtöpfe anbetend, die Hintermänner griffen über die Niedergestauten hinweg nach den schöpfenden Mundschenken, im Hintergrunde drängte kreischend der Dürstenden Phalanx."

Mit Geschick arrangiert und weit über den militärischen Rahmen heraus zu einem wirklichen Volksfest auswachsend, war die Gedächtnisfeier der ein Jahr früher geschlagenen Leipziger Schlacht am 18. Oktober. In wie hohen Wogen bei dieser Gelegenheit der Enthusiasmus ging, zeigen die Auslassungen

des „Eipeldauers", der als treuer Dolmetsch der Stimmungen der breiten Wiener Volksmassen gelten kann. „Der Jahrestag von der berühmten Leipzigerschlacht ist so merkwürdig, daß man ihn auf die ganze Woche auslegen kann; er war der Sonntag Lätare für alle Gutg'sinnten in der ganzen Welt, der blaue Montag für die Preußen, der Faschingdienstag für die Engländer, der Aschermittwoch für die Blauang'loffenen, der grüne Donnerstag für die Russen, der Charfreitag für den ganz Anderen (Napoleon), der Charsamstag für die auferstandenen Bourbons und der Pfingstsonntag für alle Rheinbündnerfürsten, wo sich der heilige Geist auf sie 'runterg'lassen hat; der Tag is eigentlich der fünfte in der ganzen Welt, denn nach den Tagen der Erschaffung und Menschwerdung, der Erlösung und der Heiligmachung kommt gleich der Tag von der Schlacht bei Leipzig, weil an dem Tag das ganze Menschengeschlecht zum zweiten Mal erlöst worden ist."

Zum Schauplatz des im kolossalen Maßstab angelegten Festes wurde der Prater erwählt, dieser von der Natur selbst geschaffene Festplatz einer lebensfrohen Bevölkerung, der seitdem so oft die ganze Welt als Gäste empfing und diese Rolle solange zu erfüllen bestimmt ist, bis auch ihn die in jüngster Zeit angelegte steinerne Schnürbrust erdrückt haben wird. Den Mittelpunkt bildete das am Ende der Hauptallee stehende Lusthaus, in dessen erstem Stockwerk Kaiser Franz an der Tafel der Souveräne präsidierte, während im Erdgeschoß Erzherzog Karl den Feldherren und Generalen vorsaß. „Wer hätte gedacht, daß das alte Jagdhaus im Prater, insgemein Lusthaus genannt, geeignet sein würde, das Hauptquartier eines so grandiosen Armeeschmauses aufzunehmen. Wo der Mittelstand Wiens sonst seine Radiese zu Butter und „Plutzerbier" verzehrte, tafelten die Kaiser, Könige und Feldherren Europas, auf der Estrade die Generale, Adjutanten und der Stab. Trophäen schmückten das Haus, rings erhoben sich Waffen, Obelisken, drei Schiffbrücken mit Wehrzeug dekoriert, führten über den Kanal, aus dem Park in die Ebene. In unabsehbarem Zirkel kreisten die Tafelreihen der schmausenden Soldaten, dazwischen die Offizierstische um eine ungeheuere, auf Kanonen ruhende, von Geharnischten bis zum Gipfel besetzte Waffenpyramide. Im Hintergrunde weit rauchten die Koch- und Backöfen, ragten die Marketenderzelte, donnerte das Geschütz zu den Toasten. Ein hinreißendes Schauspiel, wenn nun einer der Monarchen auf die Galerie des Lusthauses hinaustrat, das Glas nach der Ebene hinausschwenkend, berittene Adjutanten den Toast im Galopp über den Strom trugen und nun 30.000 Kehlen antworteten, endlich auch 150.000 Zivilstimmen und die Kanonen einfielen" (Bild S. 456). Den ersten Trinkspruch brachte Kaiser Franz aus: „Auf das Wohl meiner Gäste!", den zweiten: „Auf das Wohl sämtlicher Feldherren!" und den dritten brachte er den „verbündeten Heeren", woran sich noch ein vierter improvisierter, von Kaiser Alexander ausgebrachter auf den Feldmarschall Fürst Karl Schwarzenberg, den Sieger in der Leipziger Schlacht, schloß. Daß sich dieses Riesengastmahl in seinem Verlaufe zu einem wirklichen Volksfest ausgestaltete, lehren die ergötzlichen Schilderungen des „Eipeldauer". Als sich die strenge Absperrung etwas lockerte, drängte sich die bis nun zuschauende Menge zwischen die Tischreihen der Soldaten und lud sich in der unbekümmertsten Weise zu Gaste.

Dagegen nahm ein unter der offiziellen Bezeichnung „Volksfest" arrangiertes, allgemein zugängliches Fest im Augarten, das zum Besten der Invaliden am 6. Oktober veranstaltet war, einen ziemlich kläglichen Verlauf. Niemand hatte Sinn für die verschiedenen dargebotenen Belustigungen, sondern wartete sehnsüchtig auf das Kommen der gekrönten Häupter und Berühmtheiten, deren Anblick noch kein so alltäglicher war, wie nach längerer Dauer das Pon-



Der Brand des Palais Rasumoſsky. (S. 477.)

gresses. Als sie sich einstellten, umdrängte sie die Menge hier im Freien, wo es schwer war, der Unbescheidenheit eine Grenze zu ziehen, in so belästigender Weise, daß eine baldige Entfernung geboten schien. Damit erlosch aber auch das Interesse der übrigen Besucher, die sich murrend, weil ihnen die Hauptschaustücke entzogen waren, gleichfalls bald trollten.

Diese Neugierde schwächte sich bald ab. Einige der Kongreßfürsten, namentlich Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm III. und der Dänenkönig waren sehr häufig auf den Promenaden, auf der Bastei, dem Glacis oder Graben oder auch in vornehmen öffentlichen Lokalen und in Privatzirkeln zu sehen, so daß sie bald nach den Worten eines Zeitgenossen „das Unbeachtetste in Wien waren" und es schon des Anreizes prunkvoller Umgebung bedurfte, um die Blicke auf diese Häupter des siegreichen Europa zu lenken. Fürst Talleyrand, der einstige Genosse struppiger Jakobiner und Sansculotten, hatte seine neueste Häutung so gründlich durchgemacht, daß er auf den Wahlspruch der Revolution „Gleichheit, Freiheit und Brüderlichkeit" ganz vergaß und naserümpfend an Ludwig XVIII. berichtete: „Drei oder vier Könige und noch mehr Prinzen auf Bällen und an Thee-Abenden bei einfachen Wiener Particuliers anzutreffen, scheint mit sehr unstatthaft."

Ein intimer Kreis von Diplomaten und Staatsmännern fand sich öfters, um der Öde der offiziellen Diners zu entgehen, in dem erst vor einigen Jahrzehnten verschwundenen Gasthof „zum römischen Kaiser" auf der Freiung (heute Bankhaus Rothschild) zu einer fröhlichen Tafelrunde zusammen. Der Ruf der ausgezeichneten Küche, die man dort fand, kam auch dem König von Preußen zu Ohren, der sich gleichfalls einst zum Speisen dort einfand. Es war dies gerade in jener Zeit, wo der Kongreß einen der wiederholten Anläufe zu ernster Arbeit machte und die Frage der Neugestaltung des Deutschen Reiches, die Wiederbelebung der „römisch-deutschen" Kaiserwürde zur Diskussion stand. Auf die Frage, wie ihm die servierten Speisen schmeckten, entgegnete Friedrich Wilhelm III. in seiner gewohnten trockenen Redeweise: „Nicht übel — recht gut beim „römischen Kaiser", aber — beim „Kaiser von Österreich" ist's doch besser."

Eine Festlichkeit, bei welcher gleichfalls ein märchenhafter Prunk entfaltet wurde, war das am 23. November abgehaltene Karussel in der Winterreitschule, an dem mehrere der jüngeren Prinzen, darunter auch Prinz Leopold von Koburg, der spätere König von Belgien, als Mitwirkende teilnahmen. Jeder der vierundzwanzig Herren, die da im Reiten, Lanzenrennen, Herabsäbeln hölzerner Türkenköpfe und anderen ritterlichen Künsten ihre Gewandtheit zeigten, erschien im prachtvollen Kostüm des sechzehnten Jahrhunderts, in dem ein kleines Vermögen steckte. Um keine Empfindlichkeit zu wecken — wenigstens auf diesem Felde sollte es ein Friedenskongreß bleiben — entsprach die Zahl der Kampfrichterinnen jener der Kämpfer und jeder von diesen erhielt am Schluß aus schöner Hand einen Preis. Die Damen überstrahlten die Kavaliere noch durch die Pracht der Kleidung — den Schmuck der Fürstin Esterházy veranschlagte man bei dieser Gelegenheit auf die Kleinigkeit von sechs Millionen Gulden.

Eine Reihe von anderen Schaustücken und Vergnügungen kann füglich übergangen werden, wie die militärischen Paraden, zu welchen auch ein Brückenschlag bei Bruck an der Leitha, ein Kollektivbesuch des Schlachtfeldes von Aspern, ein großes Artilleriemanöver auf der Simmeringer Haide gehörten. Nur einzelne Sätze aus der schier endlosen Festouverture müssen noch hervorgehoben werden. Die ganze Reihenfolge, die der Graf de la Garde in seinem Buche über den Wiener Kongreß aufführt, wirkt schon beim Lesen ei[illegible] ermüdend, so daß sich ermessen läßt, wie erschöpft endlich die [illegible]te war,

die keine dieser Veranstaltungen verpassen durften, um nicht Empfindlichkeiten zu wecken oder dem politischen Hintertreppenklatsch neuen Stoff zu geben.

Von unleugbarer Pikanterie war es, daß der erste Bevollmächtigte Frankreichs, der vielgenannte und eisenstirnige Herzog von Talleyrand, die Abhaltung eines besonders weihevollen kirchlichen Trauergottesdienstes am Todestage Ludwig XVI. (21. Januar 1815) anregte. Daß dieser Vorschlag vom Gesandten Ludwig XVIII. kam, war nur natürlich; daß dieser aber zufällig der abtrünnige Bischof und das Kongreßmitglied Talleyrand war, der sich ganz gut mit den „Königsmördern" des Jakobinerklubs abfand, das verlieh der Sache einen Anstrich von Bizarrerie, der nicht zu übersehen war. Es gab ein Gezischel und Kichern in allen Beratungszimmern und Salons, das für die ehrlichen Hasser der Revolution viel peinlicher war als für Herrn von Talleyrand, der sie erst haßte, seit sie keine Würden und Reichtümer zu verleihen hatte. Um der ganzen Angelegenheit diese komische Spitze zu nehmen, griff Kaiser Franz die Idee als seine eigene auf und ließ das Traueramt durch die Hofbehörden mit besonderem Prunk veranstalten — ein willkommener dunkler Ton in dem schillernden und allzu bunten Bild der Kongreßfeste. Dem in der Stephanskirche vom Erzbischof Graf Hohenwart zelebrierten Traueramt wohnte der Hof mit all seinen hohen Gästen bei und einer französischen Predigt über den zeitgemäßen Text: „Die Erde lerne den Namen des Herrn fürchten!" folgte ein von Salieri geleitetes Requiem. Dieser Musiker stand auch an der Spitze jener 700 Dilettanten, die sich zur Aufführung des Oratoriums „Samson" von Händel zusammenfanden. Wie der vorausgehende Krieg und der Kongreß selbst mit seiner Masse von Gästen und der Wucht der Vergnügungen etwas Kolossales an sich hatten, so traf dies auch in musikalischer Beziehung zu. Hier ist als Beleg ein im kleinen Redoutensaal abgehaltenes Konzert auf hundert zugleich gehämmerten Klavieren zu nennen — ein Kunstgenuß, dem nur die an das Getöse der Schlachtfelder gewöhnten Trommelfelle militärischer Kongreßgäste gewachsen sein konnten. Ein wirkliches künstlerisches Ereignis war nur die Aufführung von Beethovens „Schlacht bei Vittoria", die der Komponist selbst dirigierte. Ein zweites Mal dirigierte Beethoven im Redoutensaal die von ihm für den Kongreß komponierte Kantate „Wien's glorreicher Augenblick", die mit den überschwänglichen Worten schloß:

„Was nur die Erde Hoch und Hehres hat,
In meinen Mauern hat es sich versammelt;
Der Busen pocht, die Zunge stammelt:
Europa bin ich, nicht mehr eine Stadt!"

Von den offiziellen Festlichkeiten wäre nur noch die große auf den 22. Januar 1815 fallende Schlittage nach Schönbrunn und im dortigen herrlichen Park zu erwähnen, zu welcher aller Prunk der kaiserlichen Marställe und Wagenremisen aufgeboten wurde, welcher aber nach gleichzeitigen Berichten ein fast unentbehrliches Requisit fehlte — nämlich die Schneebahn. Viel mehr Kopfzerbrechen als dieser Mangel machte aber den Arrangeuren die Wahl der Paare für die einzelnen Schlitten. Was die Fürstlichkeiten selbst betraf, so hatte der glückliche Einfall des Kaisers Alexander, den Vorrang nach dem Alter zu bestimmen, alle Schwierigkeiten behoben und dem Gastgeber Kaiser Franz die erste Stelle eingeräumt. Aber bei der Wahl der Partner bei solchen Anlässen waren noch ganz andere Rücksichten zu beobachten, da sollten auch gewisse Sympathien gefördert und Antipathien geschont werden und da niemand für einen Mißgriff verantwortlich sein wollte, ließ man das Los entscheiden, dem man ja doch in einzelnen Fällen ein wenig nachhelfen konnte. Die nie sehr starke

Gesundheit der Kaiserin Maria Ludovika verbot die Teilnahme an einer solchen Fahrt; Kaiser Franz aber, der mit vollendeter Höflichkeit seinen Platz ausfüllte, wo es die Pflicht als Hausherr erforderte, erkor sich die Kaiserin Elisabeth von Rußland als Partnerin für den ersten Schlitten. (Bild S. 464.) Im zweiten fuhr Kaiser Alexander mit der reizenden Fürstin Gabriele Auersperg, im dritten König Friedrich von Dänemark mit der Großfürstin Marie von Weimar, im vierten König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit der Gräfin Julie Zichy, im fünften der Großherzog von Baden mit der Obersthofmeisterin Gräfin Lazansky. Daß man viel über den Zufall zischelte, der den Herrschern von Rußland und Preußen gerade die von ihnen besonders bevorzugten Damen als Partnerinnen zuwies, ist erklärlich. Natürlich schlossen sich an die oben genannten Paare noch viele andere, die in den kostbaren Schlitten der kaiserlichen Hofwagenburg unter dem Vorritt von Kavallerie und kaiserlichen Stallmeistern, zu beiden Seiten begleitet von prächtig gekleideten Pagen und ungarischen Gardisten, vom Josefsplatz aus nach Schönbrunn fuhren, wo Bankett und Theater war, sich auf dem Teich kostümierte Schlittschuhläufer produzierten. In der Nacht gab es bei Fackelschein eine lustige Rückfahrt. Bei dieser Gelegenheit kam auch das Wiener Publikum wieder einmal auf seine Rechnung, für das die ewigen Auffahrten der geputzten Herrschaften und das Gucken nach hellerleuchteten Fenstern, an deren Gardinen sich die Schatten der Gäste abzeichneten, doch auch schon zu eintönig wurden.

Neben den großen, gewissermaßen offiziellen Vergnügungen veranstaltete man am Hofe auch noch solche, die nur für einen kleineren und intimen Kreis berechnet waren. Es gab da Dilettantentheater, zu welchem meist die kleine hübsche Bühne in Schönbrunn zur Verwendung kam, lebende Bilder und andere Produktionen, an welchen sich der dem Hof zunächst stehende Adel beteiligte. Er nahm auch in mancher anderen Beziehung einen Teil der fast erdrückenden Pflichten der Gastfreundschaft auf sich. Neben den eigentlich „politischen Salons", welche von den Damen der Diplomaten und einzelnen fremden Damen, wie von der Gattin des dänischen Gesandten Graf Bernstorff, der Fürstin Perigord, einer Nichte Talleyrands, der Herzogin von Sagan, der Fürstin Bagration und der Fürstin Thurn und Taxis unterhalten wurden, hatte auch der hohe österreichische Adel seine Palais geöffnet, in welchen sich die erlesenste Gesellschaft versammelte, um außerhalb der doch schon dürren und abgegrasten Gefilde der Politik sich in den amüsanteren Gärten der Grazien zu ergehen. In diesen Zirkeln, wo die letzten Champions der durch die Revolution zerstörten Zeit der graziösen, aber seichten Plauderei, deren Großmeister der alte Prinz de Ligne war, den Ton angaben, fühlte sich besonders Kaiser Alexander behaglich. In diesen Salons knüpften sich auch jene flüchtigen Beziehungen, von welchen der Klatsch des Kongresses soviel zu erzählen wußte. Besonders Kaiser Alexander, der sich gerne als der „schönste Mann des Kongresses" gefeiert sah, war der Mittelpunkt einer ganzen Serie solcher pikanter Indiskretionen, die von Mund zu Mund gingen. Am meisten brachte man ihn mit der schönen Fürstin Gabriele Auersperg in Verbindung, doch sprach man auch von Damen der Familien Zichy, Lobkowitz und Esterházy, für welche er sich lebhaft interessierte. Wenn der sonst streng urteilende Oberst Nostitz recht informiert war, blieben aber alle diese von der Medisance aufgebauschten Verhältnisse innerhalb der rein gesellschaftlichen Schranken. Nostitz tritt für die Damen von Wien ein, indem er schreibt: „Der Kaiser Alexander ergibt sich mit einer mehr als gewöhnlichen Aufmerksamkeit dem Umgang der hiesigen Damen, so daß die fremden fast unzufrieden scheinen. Eine sultanische Auszeichnung findet aber nicht statt und man muß durchaus sagen, daß die Sitten

der Wiener durch die Russen nicht verdorben werden. Die aimables vainqueurs (liebenswürdigen Sieger) haben zwar unter dem Vortritt von Tschernischew oft angesetzt, aber nur mit wenig Erfolg und mancher Siegerruf geht an den Wiener Damen zugrunde." Daß es an einer reichen Auswahl von Schönheiten der verschiedensten Typen nicht fehlte, ist selbstverständlich. Stellte doch Kaiser Alexander eine förmliche Klassifikation der Schönheit auf, für welche er je eine Repräsentantin zu finden wußte. Gräfin Karoline Szécsényi war „la beauté coquette" (die kokette Schönheit), Gräfin Saurma „la beauté du diable" (die Schönheit des Teufels), Gräfin Julie Zichy, welcher König Friedrich Wilhelm III. huldigte „la beauté céleste" (die himmlische Schönheit), Gräfin Sophie Zichy „la beauté trivial" (die alltägliche Schönheit) und die von Alexander selbst bevorzugte Fürstin Gabriele Auersperg erhielt die beziehungsreiche Bezeichnung „la beauté qui inspire seule du vrai sentiment" (die Schönheit, welche allein wahres Gefühl einflößt). Daß sich der Selbstherrscher aller Reußen mit diesen Damenkreisen auf den besten Fuß zu stellen wußte, beweist eine lustige Wette, welche er mit einigen davon ausfocht. Sie entwickelte sich aus einem neckenden Gespräch darüber, ob die Männer oder Frauen mehr der Eitelkeit huldigen — für Alexander, der seinen hünenhaften Körper bekanntlich in eine Schnürbrust steckte, ein etwas heikles Thema. Um es zu entscheiden, ging man die Wette ein, wer rascher die Toilette wechseln kann — jede der vier Damen oder der Zar. Man zog sich zurück — doch Alexander verlor, weil die listigen Partnerinnen ihm Kuriere und Sekretäre auf den Hals hetzten, die ihn aufhielten. Die besuchtesten Soireen fanden in den Palais Schwarzenberg, Esterházy, Zichy, Colloredo, Liechtenstein, Jablonowski, Fuchs u. s. w. statt. Hier entfaltete sich das eigentliche intime gesellschaftliche Leben, von dem die geistreiche Rahel schreibt: „Nun weiß ich auch, was ein Kongreß ist: eine ganze Gesellschaft, die vor lauter Unterhaltung keinen Zweck hat und nicht scheiden kann."

Wichtig für das gesellschaftliche Leben Wiens ist der Wiener Kongreß dadurch, daß während seiner Dauer zuerst neben der Aristokratie der Geburt jene des Reichtums zu anerkannter Bedeutung kam. In die Salons der großen Geldfürsten jener Tage, des Grafen Fries, der Barone Arnstein, Eskeles, des Bankiers Geymüller kam die vornehmste Gesellschaft einschließlich der gekrönten Häupter. Namentlich das Haus Arnsteins war durch die verschwenderischen Feste bekannt, bei welchen die Herrscher von Rußland und Preußen sich stets neben den anderen Berühmtheiten des Kongresses einfanden. Baronin Fanny Arnstein (Bild S. 465), sowie ihre Schwester Cäcilie Eskeles, eine Tochter des reichen Berliner Bankiers Itzig, war nach allen Zeugnissen eine sehr geistvolle Frau, wenn es auch eine arge Übertreibung war, sie die „Récamier Wiens" zu nennen, denn von deren zarter und sanfter Schönheit hatte sie keine Spur. Baronin Arnstein wußte ihren Festen stets ein besonderes höheres Gepräge zu geben, indem sie an die anderen erlesenen Genüsse auch irgend ein künstlerisches Interesse zu knüpfen wußte. Die hübsche Sitte, den Gästen die Vorträge berühmter Virtuosen zu bieten, wurde erst durch sie eingebürgert. Sogar die Pracht und den Aufwand des reichen Hauses verstand sie in eine überraschende neue Form zu kleiden. Bei einem ihrer Feste war der Speisesaal in einen Garten verwandelt, an dessen Wänden lebende Obstspaliere standen, von welchen man frische Kirschen, Aprikosen und andere Früchte pflücken konnte, während draußen schneidender Nordwind durch die Straßen blies.

Eines der luxuriösesten Häuser führte der russische Botschafter Graf Rasumofsky, ein schon sehr betagter Herr, der aber den Ruf eines Lebe-

künstlers noch in einem Alter besaß, in welchem sonst schon Lust und Kraft zu dieser Rolle versagen. Sein Palais auf der Landstraße in der nach ihm benannten Straße, das dann in den Besitz des Fürsten Liechtenstein kam, war berühmt wegen der vornehmen Pracht seiner Einrichtung. Sie ist noch jetzt, wo die Räume schon lang für die Sammlungen der geologischen Reichsanstalt benützt werden, in dem großen Mittelsaal und in dem dahinter liegenden Kuppelsaal erhalten. Die Feste des Fürsten Rasumofsky waren das Entzücken der Feinschmecker des Kongresses, denn sein Haushalt stand in dem Ruf, die vorzüglichste Küche zu führen. Der Sybaritismus in der Ausstattung der Gemächer erstreckte sich sogar auf die intimsten Räume, die mit Spiegeln, Toiletten mit Silbergeräten, einer passenden kleinen Bibliothek und mit Ventilatoren ausgestattet waren, welche parfumierte Luft zuführten. Auch Graf Rasumofsky wußte seine Feste immer mit einer sinnigen Überraschung zu verbinden. Der erste große Ball, welchen er dem Kongreß gab, brachte auch eine Lotterie mit teilweise sehr wertvollen Gewinsten. Während der Vorbereitung zu einem zweiten noch glanzvolleren Feste machte ein verheerender Brand für einige Zeit all der Herrlichkeit dieses Palais ein Ende. Die durch das ganze Gebäude gehende Luftheizung hatte einen Balken entzündet und der Brand offenbar im Inneren des durch die forcierte Tätigkeit der Küchen erhitzten Mauerwerkes schon mehrere Tage geglommen, bis er zum Ausbruch kam und dann, genährt durch Teppiche, Draperien und Vorhänge, sich blitzschnell über das ganze umfangreiche Gebäude verbreitete. Alle Kunstwerke in den Sälen und Gemächern, die kostbare Bibliothek, die wertvollen Instrumente im Musiksaal wurden ein Raub der Flammen. Auch der Garten mit den Glashäusern fiel bei dieser Gelegenheit der Verwüstung anheim, da man den Spritzen von dieser Seite die Zufahrt öffnen mußte. Das ganze offizielle Wien fand sich auf der Brandstätte ein; auch die Kaiser Franz und Alexander kamen, um dem Greis, der wie gebrochen von einer Bank aus dem Untergang seiner Schöpfung zusah, Trost zu bieten. „Sehen's," sagte Kaiser Franz in seiner gemütlichen trockenen Weise zu dem tiefgebeugten Gesandten, „das kann mir mit meinem Rittersaal, der auch mit Röhren g'heizt wird, g'rad' so passieren; das kommt davon, weil wir alles den Franzosen nachmachen müssen." (Bild S. 472.)

Natürlich blieb auch der Staatskanzler Fürst Metternich nicht in der Reihe der Festgeber zurück. Die in seinem Palais am Ballplatz veranstalteten Bälle waren ebenso ausgezeichnet durch Pracht und Eleganz, als dadurch, daß sie ein gewisser Hauch von diplomatischen Geheimnissen umgab, weil bei diesen Festen auch manche offizielle Vertreter erschienen, die sich sonst gerne fernhielten. In dieser Umgebung wagte sich naturgemäß manche Intrige kühner hervor, als es an anderem Orte möglich gewesen wäre. Die Stimmung vieler Damen war schon lange durch die auffällige Bevorzugung Einzelner sehr gereizt; man hätte — natürlich in allen Ehren — an den Groll von Odalisken denken können, welchen noch nie das Tuch des Sultans zugeflogen war. Auf einem der Feste im Palais des Staatskanzlers war die Einrichtung getroffen, daß jeder Gast eine Gabe zu bringen hatte, die dann durch Auslosung verteilt wurden, so daß niemand leer ausgehen konnte. Natürlich war es auch diesmal abgekartet, daß der von Alexander stammende kostbare Schmuck jener „Schönheit, die allein wahres Gefühl einflößen konnte", der Fürstin Gabriele Auersperg, zufallen sollte. Aber die Scheelsucht der anderen Damen machte den Plan zunichte und die eigene Tochter des Staatskanzlers, Fürstin Marie Metternich, war es, welche die Hand dabei im Spiele hatte. Natürlich gab es nun enttäuschte Gesichter und Groll auf der einen Seite, Schadenfreude und hämisches Schmunzeln auf der anderen. Kaiser Alexander soll sehr entrüstet über den

Streich gewesen sein, der sogar in ernsten diplomatischen Berichten Erwähnung fand. Talleyrand, der nichts aus den Augen verlor, was seinen Zwecken nützen konnte und sogar die schöne Tänzerin Bigottini von Paris kommen ließ, um sie als Spionin bei leicht zu entflammenden Kongreßmitgliedern zu gebrauchen, berichtet nach Neujahr 1815 mit merkbarem boshaften Behagen an Ludwig XVIII., die Soireen in Wien seien nicht mehr von so gutem Geschmack und auch nicht mehr so heiter, wie im Anfang des Kongresses.

Eine wenn auch noch so oberflächliche Schilderung des gesellschaftlichen Treibens am Wiener Kongresse wäre unvollständig, wenn nicht einige Worte dem fast möchte man sagen „offiziellen Witzling" desselben, dem Prinzen Karl de Ligne, gewidmet würden. Der Memoirist jener Zeit gibt von ihm eine treffende Charakteristik: „Mit diesem begann die Spielart feingewindelter vornehmer Menschen eines Zeitalters auszusterben, welches jedenfalls zartere Sitte kannte, wenn hinter dieser nicht selten Halbheit und Kraftlosigkeit eine täuschende Haltung suchten. Der feine Sarkasmus, womit de Lignes gewandte Zunge Boudoir und Salon durchduftete, zerfloß geruchlos, sobald er sich auf die Straße wagte. So verhalf ihm, wie manchem großen Herrn vor und nach ihm, die Volksdichtung zur Ehre des göttlichen Herakles, dessen Gestalt oben mit den Unsterblichen wandelte, das Schattenbild aber zugleich unten im Hades. Seine Popularität war nichts weiter als der Ruf eines heiteren Sonderlings der vornehmen Welt."

Karl Prinz de Ligne (Bild S. 480) war Feldmarschall, Ritter des goldenen Vließes, fand auch als Diplomat Verwendung. All das wurde er durch den Zufall der Geburt, die ihm Rang, die Anwartschaft auf Würden und auf eine seiner künftigen Stellung entsprechende Erziehung in die Wiege legte. Daß er selbst etwas dazu getan hätte, diese Stellungen nicht bloß zu bekleiden, sondern auch auszufüllen, ist nie bekannt geworden. Dagegen erwarb er sich als Witzling einen Ruf, der noch heute nicht erloschen ist, obwohl er im großen Publikum mehr wegen seiner persönlichen Eigentümlichkeiten bekannt war, als durch seine Bonmots, die sich aber meist nur um Worte drehten und der Schärfe wirklichen Witzes, der in Geist und Gesinnung wurzelt, entbehrten. Er war als Greis noch ein Lebekünstler gleich dem Grafen Rasumofsky, nur fehlten ihm dessen sarmatische Robustheit und unerschöpflicher Reichtum. Fürst de Ligne war beim Zusammentritt des Kongresses 80 Jahre alt, beteiligte sich aber an allen Festen mit der Genußfähigkeit eines viel jüngeren Mannes, die sich auch symbolisch in der gesuchten Koketterie seiner Kleidung aussprach. Mit Vorliebe trug er helle Farben, von welchen ihm die am öftesten gewählte den Beinamen des „rosenroten Prinzen" im Volksmunde von Wien eintrug. Ob die in sogenannten „historischen Romanen" oft verwendete Anekdote richtig ist, daß er sich den Keim zu seiner letzten Krankheit beim Harren auf das von einer Maske zugesagte Rendezvous zuzog, das nur auf einem Schabernack beruhte, ist sehr ungewiß. Doch weiß man, daß er trotz eines Übelbefindens noch immer auf allen Festen erschien, bis ihn eine tüchtige Gesichtsrose auf das Lager warf, von dem er nicht mehr erstehen sollte. Aber auch von diesem aus sendete er seine Bonmots in die Welt, die sich sogar an den Schmerz seiner Angehörigen knüpften. „Wie schlimm muß es mit der Welt stehen," sagte er, als seine Töchter ihm weinend die Hände küßten, „wenn ich sogar für einen Heiligen gelte," und bei einer anderen Gelegenheit meinte er: „Meine beschränkten Mittel gestatten mir nicht, zu den Festlichkeiten beizutragen, nun so will ich dem Kongreß doch auch ein Schauspiel bieten — das Leichenbegängnis eines Feldmarschalls." Er hielt Wort und sein Leichenzug bot in der Tat ein glänzendes militärisches Schauspiel, an dem sich alle kriegerischen Celebritäten des Kongresses

beteiligten. Seine Ruhestätte fand er auf dem Kahlenberg, wo sein gewöhnlicher Sommeraufenthalt war. (Bild S. 481.) Auch die Grabschrift, die er selbst für den Leichenstein verfaßte, ist im Grunde nicht mehr als ein Bonmot. Sie lautet: „Sans remord, sans regret, sans crainte, sans envie" (Ohne Gewissensbisse, ohne Reue, ohne Furcht, ohne Mißgunst), und es wäre doch fraglich, ob das Leben eines tüchtigen und schaffenden Mannes ohne diese Gefühle zu denken ist. Als eine der meistgenannten Persönlichkeiten des Wiener Gesellschaftslebens ist Prinz de Ligne immerhin eine sehr interessante Erscheinung, die für ihre Zeit und Art als Typus gelten kann.

Je länger der Kongreß dauerte, desto mehr machte sich ein gewisser Überdruß und eine Ermattung geltend. Nicht allein das langsame Fortschreiten der Arbeiten trug daran die Schuld, sondern es hatte sich auch die Genußfähigkeit erschöpft. Ein sehr großer Teil der Anwesenden ließ sich wirklich über die politischen Schwierigkeiten, die bei jedem Schritt nach vorwärts sich auftürmten, keine grauen Haare wachsen. Was über die Verhandlungen der schließlich doch allein entscheidenden Minister verlautete, klang allerdings nicht sehr verheißungsvoll, denn die diplomatischen Spatzen zwitscherten in allen Winkeln davon, daß die Adler sich über die sächsische und polnische Frage nicht einigen konnten und sich in zwei Gruppen schieden, die Krallen und Schnäbel drohend gegeneinander vorstreckten. Österreich, England und Frankreich auf der einen — Rußland und Preußen auf der anderen Seite — das war im Frühjahr 1815 die drohende Konstellation, welche sich aus den bisherigen Verhandlungen des Kongresses herausgestaltete, der zusammengetreten war, um der Welt den ewigen Frieden zu sichern. Doch wie gesagt, würde sich die Mehrzahl der Kongreßteilnehmer darum nicht mehr gekümmert haben, als um irgend einen pikanten Klatsch, der in den Salons aufflatterte. Aber auch der verwöhnteste Gaumen stumpft sich gegen Leckereien ab und die endlose Reihe der glänzenden Feste ermüdete bis zum Überdruß. Es gab saure und gelangweilte Gesichter — der Katzenjammer stellte sich ein, bevor das Gelage zu Ende war. Schon um des Kontrastes willen flüchtete man sich aus der höfischen und aristokratischen Atmosphäre, wo Dame Etikette jeden Schritt und jede Bewegung, jede Miene und jedes Wort beherrschte, zu derberen Genüssen, die erfrischend und belebend wirkten wie gute Hausmannskost nach pikanten Saucen der französischen Küche. Gegen das Ende des Kongresses konnte man allabendlich in dem unscheinbaren Theater in der Jägerzeile die vornehmste Gesellschaft finden, die sich am Thaddädl Hasenhuts, dem drolligen tölpischen Gesellen, der seinen Ahnherren Bernardon und Kasperle alle Ehre machte, köstlich ergötzte. Auch Staberl, der redselige, eingebildete, die eigene Beschränktheit für einen Vorzug haltende Parapluimacher, trieb schon auf dieser echten Wiener Bühne sein Wesen. Besonders König Friedrich Wilhelm III. war ein eifriger Besucher des „Kasperle-Theaters" in der Leopoldstadt, wie es nach dem früheren stehenden Charakter dieser Bühne im Volksmunde hieß. Auch der alte Liebling der Wiener Bevölkerung, das Feuerwerk, kam in der besseren Jahreszeit wieder zu Ehren. Kaspar Stuwer, dieser Ahnherr einer Pyrotechnikerdynastie, übersetzte jede Stimmung des Tages in das Funkeln der Raketen, das Flimmern der Leuchtkugeln und wußte Politik wie Poesie durch glückliches Arrangement von Feuerrädern auszudrücken. Besonderes Furore machte sein pantomimisches Feuerwerk „Werthers Leiden", von dem es auf den Anschlagzetteln hieß, es sei „Frei nach Göthe" eingerichtet. An Werthers solange unterdrückter Liebesbrunst konnte doch niemand zweifeln, der armdicke Feuerstrahlen aus seinem Munde vorbrechen sah; besonders bewundert wurde aber eine Gartenszene, wo man der Kirschbäume fallen sah, um sofort durch rotglänzende Früchte

Blätter ersetzt zu werden. Auch die Eröffnung des Kongresses leitete ein imposantes Feuerwerk Stuwers ein, das natürlich stark in politischen Allegorien machte und aus sechs „bildlichen Gemälden" bestand, worunter der „Blick in die Zukunft", „Europas Völkerdank" und der „Gürtel der Eintracht" am meisten gefielen.

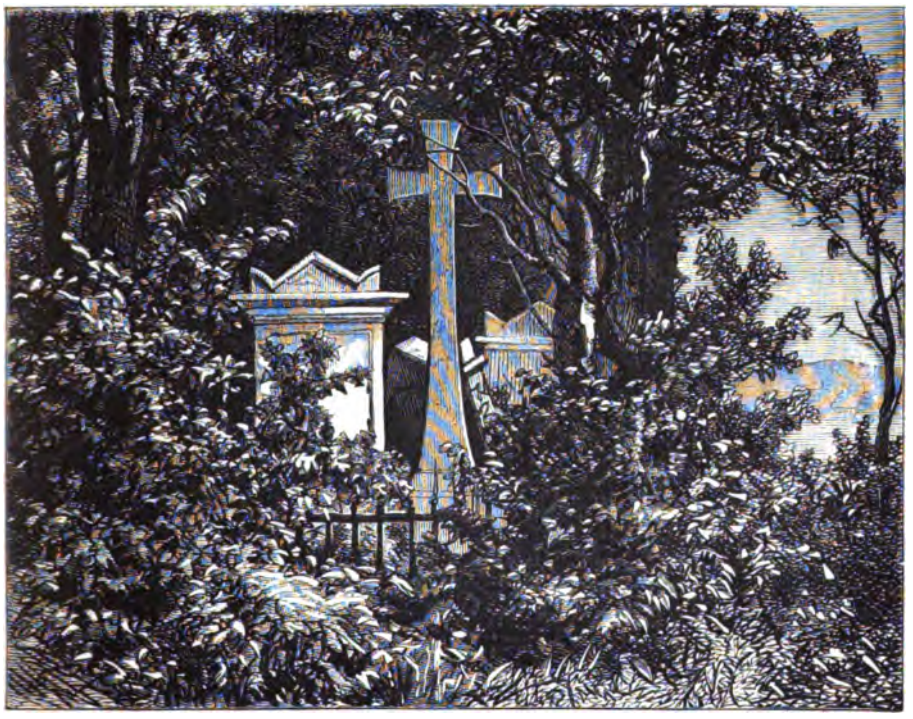
Großer Volkstümlichkeit erfreute sich unter den fürstlichen Kongreßgästen in Wien der Dänenkönig Friedrich VI. Er besuchte außer den Sammlungen auch die Ateliers der Künstler, namentlich des damals dominierenden Malers Füger, die kaiserliche Porzellanfabrik, das Münzamt und die Humanitätsanstalten. Wohlmeinende werden nur einen Ausfluß dieses allgemeinen Wissensdranges darin

Prinz de Ligne. (S. 478.)

sehen, wenn er seine Beobachtungen auch nach Gebieten ausdehnte, die zwar mit der Schönheit, nicht aber mit Kunst und Wissenschaft zusammenhängen. Der hagere Herr im unscheinbaren Überrock wurde bald in Wien eine sehr bekannte Persönlichkeit, da er sich gerne unter der Bevölkerung bewegte und eine stets offene Hand bewies. Auf einem dieser Spaziergänge fiel ihm durch Schönheit und Grazie eine jener entgegenkommenden Damen auf, die sich natürlich zur Zeit des Kongresses besonders zahlreich in Wien aufhielten. Er bewies der Schönheit sein Wohlgefallen in so königlicher Weise, daß sie in der Lage war, auf alle anderen Beziehungen zu verzichten und sich nur ihrem hohen Verehrer aus dem Lande Hamlets zu widmen. Beim Abschied von Wien bedachte sie König Friedrich VI. so reichlich, daß sie in der Lage war, das bisher von ihr bewohnte Haus auf der Mölkerbastei zu kaufen und dadurch jene Stufe sozialer Höhe zu erklimmen, die sich in Wien an die Würde der „Hausfrau" knüpft.

Sie brachte es zu ziemlich hohen Jahren, hieß aber im Volksmund immer noch die „Prinzessin vom Tandelmarkt".

Hier ergibt sich der Übergang von selbst zu den Abenteurern aller Sorten, die sich zur Zeit des Kongresses in Wien einfanden. Es ist ja bekannt, daß sich in den großen Konzilstädten des Mittelalters, namentlich in Konstanz und Basel, im Gefolge der gelehrten Leuchten der Kirche und der Staatsmänner stets auch ganze Scharen „fahrenden Volkes" einfanden, die in den Pausen der theologischen und politischen Katzbalgereien für Kurzweil aller Art sorgten. So war es auch beim Wiener Kongreß der Fall, der ja von vorneherein dem Vergnügen weite Tore öffnete. Daß darunter auch die Dienerinnen der Venus



Prinz de Lignes Grabdenkmal. (S. 479.)

vulgivaga sehr zahlreich vertreten waren, ist schon erwähnt worden. Es war nicht immer leicht, die Grenzen zu ziehen zwischen Politik und Erotik und manche Dame gab sich den Anschein einer politischen Emissärin und hielt auch einen solchen Salon, der aber eigentlich ganz andere Zwecke verfolgte. Gerade die Überwachung dieser Klasse stellte die Wiener Polizei vor eine sehr schwierige Aufgabe, wenn ärgerliche Mißgriffe vermieden werden sollten. Manche dieser Phrynen besaßen so mächtige Beschützer, daß die Polizei ihnen gegenüber ohnmächtig war. Hatte doch während des Kongresses eine unternehmende Pariserin in ihrem Salon eine Schaustellung lebender Bilder [illegible] der Klassizität auch durch den Mangel alles verhüllenden Beiwerk[illegible] Natürlich war die Sache sehr geheim gehalten, trotzdem wußte [illegible]uch die

Polizei, aber sie wagte nicht einzuschreiten, denn unter den ständigen Besuchern befanden sich Namen vom edelsten Klang.

In gewissen Äußerlichkeiten stellten sich bald die Einflüsse der fremden Gäste ein. So war die englische Mode eine Zeitlang während des Kongresses die allein herrschende, worüber ein Memoirist sagt: „Man sieht jetzt mehr Engländer in Wien, als angekommen sind.“ Doch wurde diese nicht eben schöne Tracht direkt von London nach Wien verpflanzt. Galt doch der damalige Prinzregent, später als König Georg IV., als einer der ersten Dandys der Zeit, der es sich zur Ehre rechnete, sich in jeder Beziehung dem vom „König der Mode“, Francis Brummel, stammenden Diktat zu unterwerfen. Und nach dem Beispiel der englischen Gäste trug man auch in Wien die langen Röcke mit knapper Taille, die engen unten geschlitzten und mit Knöpfen besetzten Ärmel, die bauschigen Beinkleider und den aufgeklappten Hut. Dieser Anzug galt aber nur für die Mittagspromenade und für Besuche; am Morgen schrieb die Mode den langen polnischen Rock, knapp anliegende Beinkleider und den Cylinder mit schmaler Krempe vor, wie er dann nach langer Zeit als „Stößer“ für spezifische Wiener Façon galt. Weniger Anklang fand die englische Mode bei der Frauenwelt; die kleinen Hüte, die schmalen Seidenshawls entsprachen den mit Haarreichtum gesegneten und zur Fülle neigenden Wienerinnen nicht, die auch keine Lust verspürten, sich so wie Lady Castlereagh zu kleiden, welche durch die Geschmacklosigkeit der Toilette berüchtigt war. Aus politischer Antipathie wollte man sich aber auch nicht unter das Szepter der Pariser Mode beugen und so tauchte schon damals der Gedanke einer „deutschen Nationalkleidung“, ja sogar eine spezifische „Wiener Mode“ auf. Sogar Karoline Pichler befaßt sich ganz ernsthaft mit diesem Gegenstand. In einem Aufsatz über eine solche „Nationalkleidung“ schreibt sie: „Es ist durch das Wechseln der Kleidungsart, durch das Lauern auf jede neue Erscheinung und das ängstliche Hinhorchen auf jedes Gebot, das von den Ufern der Seine durch das weitverbreitete Reich der Mode ausging, eine solche Unruhe, ein so rastloses Streben und eine solche Zerstreuung in unsere Seele gekommen, daß uns fast keine Zeit mehr zu häuslicher Beschäftigung und zur wahren Geistesbildung, die nicht in Talenten besteht, übrig bleibt.“ In der besten Absicht schießt die berühmte Verfasserin doch weit über das Ziel, wenn sie sogar den Gedanken einer nach den Gesellschaftsklassen abgestuften Kleiderordnung aufnimmt. In der durch die Befreiungskriege angefachten Begeisterung fanden solche Anregungen manchen Beifall. Ein „deutsches Mädchen“ sang 1814 in einer Wiener Zeitschrift:

„Will künftig nicht mehr nach Modetand
Aus fremdem Land verlangen,
Was der Fleiß erzeugt im Vaterland
Damit will ich einzig prangen.
So lang schnitt Frankreich uns Kleider und Schuh
Und mit diesen schnitt es die Länder uns zu,
Hinweg mit dem fränkischen Modeziel,
Mein Deutschland hat echten Schmuckes so viel.“

Gewiß eine sehr löbliche Gesinnung und besser gedacht als gereimt. Aber von nachhaltiger Wirkung war dieses Eifern gegen die französische Mode ebensowenig, als jenes gegen den Gebrauch der französischen Sprache. Beide feierten gerade während des Kongresses ihre höchsten Triumphe und noch 1815 klagt ein Wiener Schriftsteller: „Leider ist Paris noch immer die Gesetzgeberin der Mode.“

Die Sippe der Abenteurer, die in dieser bösen Welt größer ist, als man glaubt, und sich unter den bestechendsten Hüllen verbirgt, war am Kongreß in

allen Spielarten vertreten. Die absurdesten politischen Projekte fanden ihre Vertreter durch Leute, die dabei an nichts dachten, als den schlappen Beutel zu füllen. Und das gleiche Ziel befolgten andere, die sich auf geleistete Dienste beriefen, von welchen niemand etwas wußte, als sie selbst und welchen es doch oft gelang, aus der Tasche eines leichtgläubigen großen Herrn zu schöpfen. Besonders zahlreich waren aber die Professionsspieler vertreten. Das Stelldichein vieler begüterter oder doch reichlich salarierter Männer — der Reiz, welchen das Hazardspiel im Salon übte, nachdem man Zeuge des tollsten Glücksspieles und Glückswechsels auf dem Schlachtfeld gewesen — die prickelnde Aufregung, die es den durch die erschlaffenden Vergnügungen ermatteten Nerven bot, all das wirkte zusammen, um auch charaktervolle Männer an den grünen Tisch zu locken, dem andere Unerfahrene zuflogen wie die Fliegen dem vergifteten Zucker. Ein besonders eklatanter Fall, der einem der Begleiter des Kaisers von Rußland in einer Nacht den Riesenverlust von zwei Millionen Rubeln brachte, gab endlich Veranlassung, gegen solche Auswüchse einzuschreiten. Alexander vermittelte einen Ausgleich, da der Verlust weitaus das Vermögen des Betreffenden überstieg, verwies aber Verlierer und Gewinner aus seiner Nähe und es fielen von hochstehenden Seiten so harte Urteile, daß man sich künftig hütete, dem Spielteufel in gar so argen Formen zu huldigen.

Wie man sieht, bot das gesellschaftliche Leben am Kongresse in mehr als einer Hinsicht Anlaß zu Kapuzinerpredigten. Sie blieben auch in den verschiedensten Formen nicht aus. Sogar Gentz, der eine so wichtige Rolle spielte und so bedenkenlos von allen Seiten Geschenke nahm, daß er seine Nebeneinkünfte während des Kongresses auf fast 50.000 fl. berechnet, kann manches herbe Wort über die „Dummheit und Mittelmäßigkeit der Mitspielenden" am großen Schauspiel des Kongresses nicht unterdrücken. Und recht geringschätzend lautet es, wenn er fortfährt: „Die vertraute Bekanntschaft mit dem erbärmlichen Lauf der Dinge und all den kleinlichen Lebewesen, welche die Welt regieren, verstimmt mich keineswegs, sondern ist nur ein Amüsement und ich genieße das Schauspiel, als würde es mir eigens für meinen Zeitvertreib vorgespielt." Nicht viel glimpflicher, aber mit mehr sittlichem Pathos urteilt die Gräfin Bernstorff über den Kongreß und seine Teilnehmer: „Die Exaltation, mit der man noch vor sechs Monaten gewiß hoffte, die Welt sei besser geworden, sie werde besser bleiben, war einem trüben Unmute gewichen, in dessen Licht uns die Helden jener Zeit erbärmlich klein erschienen."

Vollends außer Rand und Band kam aber Frau von Krüdener, die dann als schwärmerische Mystikerin so großen Einfluß auf den Geist des Kaisers Alexander von Rußland gewann. Es klingt wirklich im Ton einer Kapuzinerpredigt, wenn sie in den Festen und Vergnügungen des Kongresses nur „eine Huldigung für den Fürsten der Finsternis" sah. Und voll flammender Entrüstung fährt sie fort: „Kann man tanzen und sich mit reichen Kleidern schmücken, wenn Millionen seufzen und wenn düsterer Haß das menschliche Geschlecht verzehrt? Werden diese großartigen Feste, die eigentlich aus dem blutendsten Schmerze der Nation erwachsen sind, uns denn nie ermüden?"

Aber die Kongreßgesellschaft, die sich nach dessen oft in der Tat etwas frivolen Freuden zum Kontraste auch gerne ein wenig abkanzeln und erschüttern ließ, hatte auch ihren Modeprediger, der großen Zulauf fand. Es war dies Friedrich Ludwig Zacharias Werner (Bild S. 485), dessen etwas krauser Lebenslauf ihn von Königsberg, der „Stadt der reinen Vernunft", und aus dem preußischen Staatsdienst nach Wien und in d[illegible]rden geführt hatte. Wie so viele begabte Köpfe jener Zeit war [illegible]ewesen, erweckte dann durch seine sprachgewaltigen Dram[illegible]les",

„Das Kreuz an der Ostsee", „Attila" u. s. w.) großes Aufsehen und wurde durch die erschütternde Tragödie „Der 24. Februar", die tiefen Einblick in die Geheimnisse der menschlichen Seele verrät, der Vater des sogenannten „Schicksalsstückes" und das erste bedeutende Talent der Romantik in der deutschen Dichtung. Eine gewisse Zerfahrenheit des Charakters, die durch sehr bedenkliche persönliche Passionen noch befördert wurde, verleitete ihn aber zu einem unsteten Leben, in dem sich seine große Begabung, ohne weitere Früchte zu bringen, unfruchtbar verzehrte. Nachdem er um 1810 katholisch geworden und in den Redemptoristenorden übergetreten war, tauchte er während des Kongresses in Wien auf, wo er um seines Namens willen und durch die eigentümliche Art seines Vortrages großen Zulauf fand. An Bildung und poetischer Kraft seinem Vorbild weit überlegen, war Werner ein Nachahmer des Pater Abraham a Sancta Clara, ohne dessen naturwüchsige Naivetät, die manche Derbheit verzeihlich erscheinen ließ, die von Werner zudem weit überboten, in dessen Mund verletzte. Ein Zeitgenosse entwirft ein treffendes Bild dieses Modepredigers der vornehmen Welt des Kongresses, die so lüstern nach einem Skandälchen war, besonders wenn es ein wenig nach Parfum und Weihrauch duftete. Es heißt da über Werner: „Dieser predigte erst bei den Augustinern und als diese über die Zoten auf ihrer Kanzel erschraken und auch die Michaeler ihn abgewiesen, endlich unter nicht geringem Zulauf bei den Franziskanern. Wie er den Kitzel des Zweideutigen bei seinen Kapuzinaden benützte, ist weltbekannt. Die Geschichte mit der Zunge, welche er, ohne sie zu nennen, als das „gefährlichste Stückchen Fleisch" mit möglichst equivoker Wortfügung schilderte, hat als homiletischer Skandal die Runde durch die ganze Christenheit gemacht. Eines Tages gewahre ich in der Kärntnerstraße eine auffallend hagere Gestalt im Kostüm eines Weltgeistlichen, den aufgespannten alten Regenschirm in der rechten Hand, die hinten niedergetretenen Schuhe mit Bindfaden aufgebunden, durch Dick und Dünn des Gassenschmutzes wegeilen. Das lederne Antlitz mit den tiefliegenden Augen und ordnungslos wehendem Haar ließ mich den famosen Bußprediger erkennen, und ihm auf dem Fuße folgend, gelangte ich in die Franziskanerkirche, wo mich das aus den besten Ständen zahlreich versammelte, großenteils weibliche Publikum über das, was bevorstand, nicht im Zweifel ließ. Nach etwa einer halben Stunde erschien Werner wirklich auf der Kanzel, um sie, wie jedesmal, mit seinem derben, zuweilen gemeinen Eifer, seinen Komödiantenkniffen und ärgerlichen Witzspielen zu entweihen."

Der Predigerruhm Werners überlebte das Ende des Kongresses nicht lange. Vielleicht verlor er auch an dieser Tätigkeit bald die Freude, wie an jeder anderen seines vielgestaltigen Lebens, vielleicht stieß seine Manier den unverbildeten Geschmack der gewöhnlichen Kirchengänger ab, die dort Erhebung, nicht aber Sensation suchten; wahrscheinlich fanden aber auch die kirchlichen Oberen, daß die Kanzel nicht der Ort für die zweideutigen Schnurren eines Clowns ist. In den letzten Jahren seines Lebens verscholl Werner ganz. Er starb 1823 in Wien und fand seine Ruhestätte auf dem freundlichen Kirchhof zu Maria-Enzersdorf, wo sein leider sehr verwahrlostes Grab neben dem des berühmten Asketikers und Redemptoristen Klemens Maria Hofbauer liegt, der aber Werner an Innerlichkeit des religiösen Gefühls weit überlegen war.

Am Sylvesterabend des Jahres 1814 war eine glänzende Gesellschaft zu, welcher auch die Spitzen des Kongresses gehörten, in dem gastlichen Salon des Grafen Zichy versammelt. Mitten in einer Polonaise, in welcher die Hausfrau an der Hand des Kaisers Alexander dahinschritt, zeigte der laute Schlag einer Uhr die Mitternachtsstunde, den Eintritt eines neuen Jahres an. Auf ein Zeichen der Gräfin verstummte die Musik, die Paare hielten an und die schöne Gräfin,

die Alexander selbst als die „himmlische Schönheit" bezeichnet hatte, wendete sich nach tiefer Verneigung mit folgender Ansprache an ihren hohen Begleiter: „Ich fühle mich beglückt, daß es mir gestattet ist, als Erste einem so großen Monarchen die Glückwünsche für das neue Jahr darzubringen. Erlauben mir Eure Majestät auch, die Fürsprecherin von ganz Europa mit der Bitte um Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens und der Einigkeit der Völker sein zu dürfen." Die ganze Szene war mit Geschick arrangiert und verfehlte den Eindruck auf den leicht beweglichen russischen Kaiser nicht. Mit tiefem Ernst und Nachdruck erwiderte er so laut, daß alle atemlos horchenden Anwesenden es vernehmen konnten, daß er es als seine heiligste Aufgabe ansehe, die Wünsche der von ihm

Friedrich Ludwig Zacharias Werner. (S. 483.)

hochverehrten Gratulantin zu erfüllen und daß er dazu kein mit der Ehre verträgliches Opfer scheuen werde.

Auch diplomatisch nichtgeschulte Ohren konnten aus dieser Entgegnung das Zugeständnis heraushören, daß aus der Mitte der Kongresses heraus sich selbst Gegensätze erhoben hatten, die das Friedenswerk zum Ausgang eines morgigen Kampfes zwischen den Verbündeten von gestern zu machen drohten. Und die Monate vergingen, die Gegensätze verschärften sich, harte Worte fielen am Kongreßtisch, ohne daß auch nur eine der großen Fragen, die ihm vorlagen, gelöst wurde. Ein Anstoß von außen mußte kommen, gerade von jenem Mann, über dessen Werk der Kongreß zu Gerichte saß, um diesen zu einer Einigkeit und zu einem Entschluß zu bringen, zu welchem er in sich selbst nicht die Kraft fand.

Während eines glänzenden Balles bei Metternich, dem alle Souveräne beiwohnten, lief am 5. März 1815 die Kunde ein, daß Napoleon vier Tage früher die ihm als Exil zugewiesene Insel Elba verlassen habe. Die geheimnisvollen Drohungen der feurigen Schrift bei Belsazars Gastmahl können nicht erschreckender gewirkt haben als die Nachricht, daß der Gefürchtete nochmals auf den Plan trete, auf die Teilnehmer am Ball des österreichischen Staatskanzlers. Der höfische Chronist des Kongresses, Graf de la Garde, gibt davon eine anschauliche Schilderung. „Die Neuigkeiten trafen die Gesellschaft wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Die Tausende von Wachslichtern schienen plötzlich ihren Glanz zu verlieren. Die Kunde verbreitete sich mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens, der Walzer wird unterbrochen, vergeblich spielt das Orchester weiter; man blickt sich bestürzt an, man befragt sich ängstlich. die vier Worte: „Er ist in Frankreich!“ wirken versteinernd wie das Haupt der Medusa“.

Die Monarchen und die leitenden Minister zogen sich zurück, und als sie nicht mehr kamen, verließ auch die verstörte Gesellschaft den glänzenden Ballsaal, in welchen der drohende Schatten eines Übermächtigen gefallen war.

Die Landung Napoleons auf französischem Boden stellte die Einigkeit unter den Kongreßmächten, die eben noch in die Brüche gehen wollte, rasch wieder her. Die Nachricht, daß alle ihm entgegen gesendeten Truppen sich dem Kaiser anschlossen, um ihn im Triumph nach Paris zu geleiten, das die Bourbons in hastiger Flucht verließen, erzwang eine Einigkeit. Die Diplomaten traten wieder vor den Kriegern in den Hintergrund, die Heere Europas machten Kehrt, um sich nochmals gegen Frankreich in Bewegung zu setzen. Kaum waren die letzten Takte der Ballmusik in Wien verhallt, so dröhnte der Boden Europas wieder unter dem Marschschritt der Kolonnen.

Am 16. Juni schloß der Kongreß seine Sitzungen, nachdem er durch die endlich zustande gebrachte „deutsche Bundesakte“ den nach einem Wiederaufleben des Deutschen Reiches in zeitgemäßer Form strebenden Hoffnungen eine bittere Enttäuschung bereitet hatte. Zwei Tage darauf zerschellte das zusammengerafft Heer Napoleons bei Waterloo; er mußte sich nochmals dem Richterspruch Europas unterwerfen, der ihn auf eine einsame Felseninsel verwies.

In Wien war es nach neun Monaten rastlosen Festgetriebes wieder still geworden. Gentz ruft nach dem Schluß des Kongresses ganz verzweifelt: „Die Stadt hat sich in eine Einöde verwandelt.“ Die Bevölkerung aber war damit zufrieden, wieder zu den alten Lebensgewohnheiten rückkehren zu können. Mancher Vorteil war der Stadt aus dieser glanzvollen Episode erwachsen. Europa hatte sie kennen und schätzen gelernt. Überall pries man nicht bloß die Gastfreundschaft der hohen Kreise, sondern auch die Liebenswürdigkeit, den Frohsinn der Bevölkerung, die Schönheit und reizvolle Eigenart der Frauen. Aus den Tagen des Kongresses stammt der Ruhm der „schönen Wienerin“, der sich sogar in einem bekannten Gewölbschild verkörperte.

Neuntes Buch.

Die Zeit des Vormärz von 1816 bis 1847.

Die letzten Regierungsjahre Kaiser Franz I.

Eine fast ein Vierteljahrhundert währende Periode gewaltiger Kämpfe, welche oft die ganze Kraft des Staates erschöpft hatten, war zum Ende gekommen. Nirgends fühlte man die schweren Opfer, die gebracht werden mußten, so nachhaltig als im Mittelpunkt des Reiches, in Wien, das zweimal die Last einer feindlichen Invasion mit ihren Demütigungen und materiellen Bedrückungen zu tragen hatte. Nun war auch das rauschende Jubelfinale des Kongresses verklungen, mit welchem diese ganze Epoche politischer und kriegerischer Umwälzungen abschloß. Gerne gab man sich dem von diplomatischen Aktenstücken und von dienstbeflissenen Federn geweckten Glauben hin, daß das Werk des Kongresses nur der Gerechtigkeit und dem Frieden diene, um eine Periode der Erschütterungen abzuschließen und wieder in die Bahn ruhiger Entwicklung einzulenken. Ein tiefes Ruhebedürfnis war in allen Kreisen der Bevölkerung erwacht — nirgends aber wurde es kräftiger empfunden als in Wien, dessen Bürger es stets so gut verstanden, tüchtiges Schaffen mit frohgemutem Genießen zu verbinden.

Diese Motive traten nun mit solcher Macht auf, daß man es vorerst kaum empfand, wenn manche Hoffnungen und Wünsche unerfüllt, manche in der Not der Zeiten gemachte Versprechungen uneingelöst blieben. Namentlich jener Punkt der Bundesakte, nach welchem in den einzelnen Bundesstaaten landständische Verfassungen eingeführt werden sollten, kam nur in einzelnen deutschen Ländern zur Ausführung. In Österreich ließ man zwar die unter Maria Theresia und Josef II. ganz bedeutungslos gewordenen Provinzialstände wieder aufleben. Abgesehen davon, daß in diesen noch immer schon der rein numerische Einfluß der drei „oberen Stände" — des Prälaten-, Herren- und Ritterstandes — vollkommen überwog, handelte es sich überhaupt nur um eine leere Form, da es den Mitgliedern dieser Versammlungen an der Möglichkeit und dem Willen fehlte, Einfluß auf den Gang der öffentlichen Zustände, auf Regierung und Verwaltung zu nehmen.

Oft in nur einer Sitzung war die Aufgabe der Stände erledigt. Man nahm ehrerbietigst die finanziellen Anforderungen der Regierung entgegen, genehmigte sie natürlich und damit war die Aufgabe dieser Versammlungen erledigt. Über die Übelstände der Verwaltung, die drückende wirtschaftliche Lage, die Wünsche und Beschwerden des Volkes verlautete kein Wort. Da war es denn kein Wunder, wenn die öffentliche Meinung einer solchen Vertretung ganz teilnahmslos gegenüber stand, nichts von ihr hoffte und erwartete.

In Wahrheit war man der Aufregungen und Meinungskämpfe überdrüssig. Wenn sich in den Neunzigerjahren der stürmische Wellenschlag der politischen Bewegung Frankreichs recht merklich bis nach Wien fortgepflanzt hatte, waren nun diese Wasser, die sowenig Perlen, aber viel Schlamm und Geröll an die Gestade geworfen, vollkommen verrauscht. In der Masse des Volkes und auch im Mittelstande führte man alle Unbilden der Kriegszeit auf die Freiheitsideen der ersten Revolutionsjahre zurück und freute sich der Wiederkehr des patriarchalischen Regimentes, das Ruhe und Frieden, gesicherten Erwerb

getrübten Genuß versprach. Diese Anschauung machte sich in den ersten Jahren nach dem Kongresse geltend; sie tönt aus den „Eipeldauerbriefen", wie aus den Stücken Bäuerles und der übrigen dramatischen Produktion jener Tage sehr vernehmlich heraus. Damals entstand jenes vielgesungene Lied:

„Es gibt nur a Kaiserstadt,
Es gibt nur a Wien,
Dort muß es lustig sein,
Dort möcht' ich hin!"

diese erste Hymne allzu großer lokaler Selbstzufriedenheit, die sich dann in wechselnden Formen bis auf unsere Tage fortpflanzte, um mit ehrlicher Überzeugung zu beteuern: „der Wiener geht nit unter!"

Kaiser Franz I.

Die glückliche Beendigung des Krieges, der glänzende Verlauf des Kongresses, der Österreich auf seine alte Machthöhe hob und Wien nach soviel trüben Tagen mit seltenem Glanze umgab, verlieh der damaligen Regierung zudem in den Augen der Bevölkerung eine unbedingte Autorität. Unter der „Regierung" verstand man aber damals nicht die Träger der Exekutivgewalt, die Minister, sondern einzig und allein den Monarchen. Dem Kaiser Franz I. selbst schrieb man nicht allein im Volk das Hauptverdienst an der günstigen Wendung der allgemeinen politischen Verhältnisse zu, man erwartete auch von seiner Fürsorge und Weisheit das wirtschaftliche Gedeihen der Stadt. Er hatte trotz seines ernsten und trockenen Wesens doch in seltenem Maße die Gabe, sich populär zu machen. Seine einfach bürgerliche Erscheinung, seine volkstümliche Sprechweise, die unter Umständen auch derbe Wiener Lokalismen nicht verschmähte, die ganze schlichte Art seines Auftretens erwarben ihm eine aus dem echten Empfinden des Volkes

kommende Beliebtheit, die seiner Person auch dann noch treu blieb, als man in der Öffentlichkeit schon über das von ihm getragene Regierungssystem sehr ungünstig dachte. Selbst dann noch beruhigte man im festen Vertrauen auf die Einsicht und den guten Willen des Monarchen die Tadler mit der stehenden Redensart: „Nur Geduld! der Kaiser wird schon alles recht machen!“ Es zeigte aber auch von der genauen Kenntnis des Volkscharakters der Wiener, welche Franz I. besaß, daß er einem Staatsmann, der die mißbilligenden Urteile über einzelne Regierungsmaßregeln unangenehm empfand, begütigend sagte: „Lassen's die Wiener reden; so lang' sie raisonniren — geben's Ruh'.“ Und als der 1817 das Amt eines Chefs der Polizeihofstelle antretende und bei der Bevöl-

Kaiserin Karoline Auguste. (S. 491.)

kerung sofort mißliebig gewordene Graf Sedlnitzky dem Kaiser in gehässiger Weise die Klagen über steigenden Steuerdruck mitteilte, entgegnete Franz I. achselzuckend: „Ja wissen's, mein Lieber, zahlen tut niemand gern. Aber schließlich zahlen die Leut' doch, weil's sein muß, wenn's auch schimpfen. Dös macht nichts — ich lass' doch über meine Wiener nichts kommen.“

Übrigens fehlte es auch nach 1815 nicht an manchen Anläufen zur Besserung der wirtschaftlichen Lage. Graf Philipp Stadion, der noch immer in gutem Andenken stehende Staatsmann der Reformperiode, trat an die Spitze der Finanzverwaltung und suchte den Staatshaushalt zu regeln, der fortschreitenden Verschuldung Einhalt zu tun, die Steuerkraft der Bevölkerung zu heben. Seine Aufgabe war sehr schwierig, die Teuerung, namentlich in Wien im Gefolge der Kriegsjahre und auch der außergewöhnlichen Umstände während des Kongresses

eine ganz ungeheuere. Viele industrielle Erwerbszweige lagen ganz darnieder, weil nun die während der Kontinentalsperre ausgeschlossenen Waren Zutritt fanden und viele Fabriken ihre Arbeit einstellen mußten. Waren auch nicht alle Maßregeln der Regierung zur Behebung dieser Übelstände, wie z. B. ein durch ausnahmslos hohe Zollsätze jeden Handelsverkehr lähmender Zolltarif, sehr glücklich gewählt, so anerkannte man in der Bevölkerung, die wenig Verständnis für die tieferen Ursachen der ungünstigen wirtschaftlichen Zustände hatte, doch den guten Willen der herrschenden Kreise, der sich in mannigfacher Weise aussprach und zum Gedeihen der Hauptstadt beitrug. Wien war durch die Wundertage des Kongresses zu einem Anziehungspunkt für die Monarchie und ganz Europa geworden. Zahlreiche Reisende suchten es heim und gefielen sich in der von einer Atmosphäre freudigen Genießens erfüllten Donaustadt. Noch im Beginne der Dreißigerjahre schrieb Varnhagen von Ense über Wien: „Das ganze Ansehen der Stadt und Umgegend hat etwas Reiches, Vergnügliches, Sinnlichfrohes, die Menschen scheinen hier gesünder und froher als anderwärts; die schlimmen Geister, welche den Menschen begleiten, quälen, nicht loslassen, konnten in dieser Luft nur schwer atmen und hatten wohl selten versucht, sich hier einzunisten. Solcher Anschein hat etwas ungemein Gefälliges, übt auf jedes Gemüt und jede Stimmung eine stillberauschende Kraft und läßt die Empfindung entstehen, so sei es eigentlich mit allem Menschendasein gemeint, für jedes Leben sei ein solches Element das rechte, natürliche. Und wenn es auch nur ein Anschein ist, auch dieser ist etwas wert."

Dieser Zauber des damaligen Wiener Lebens, der sich auch mit dem von Grillparzer als „verderblich" stigmatisierten „Sommerhauch des Capua der Geister" decken dürfte, blieb nicht ohne Anziehungskraft. In der Josefinischen Periode und auch später hatte der Hochadel Wien gemieden. Erst der Kongreß führte ihn vollzählig wieder nach der Residenz, um den ihm zufallenden Teil der Repräsentationspflichten zu üben und nun blieben die durch Jahre verödeten glanzvollen Paläste wieder bewohnt, sie wurden der Schauplatz von glänzenden Festlichkeiten, auch als die Potentaten und Berühmtheiten des Kongresses der Donaustadt den Rücken gekehrt hatten. Das gab dem gesellschaftlichen Leben einen höheren Reiz, an dem nicht nur, wie in früheren Zeiten, die exklusivsten Kreise teilnahmen, es wirkte aber auch wirtschaftlich befruchtend auf die Erwerbsverhältnisse. Der Ruf, welchen Wien als eine Stadt genoß, die zu leben weiß und leben läßt, zog viele unternehmende und tüchtige Zuzügler an und viele der industriellen Firmen, die später den Ruhm des „Brillantengrundes" begründeten und teilweise noch heute blühen, kamen in den Jahren 1810 bis 1830 namentlich aus Süddeutschland nach Wien, um hier neue Industriezweige einzuführen und zu hoher Blüte zu bringen.

Das rein persönliche und losgelöst von allen politischen Einflüssen in Wahrheit gemütvolle Verhältnis der Bevölkerung zum Monarchen kam bei jeder Gelegenheit zum Durchbruch. Als während einer Reise in Lombardo-Venetien die dritte Gattin des Kaisers, Maria Ludovika, am 7. April 1816 in Verona einem schon länger währenden Brustleiden erlag, machte sich warme Teilnahme geltend, obwohl die Verstorbene durch Kränklichkeit und ihren hochfliegenden, dem Idealen zugewendeten Geist an einem Hervortreten in die Öffentlichkeit gehindert gewesen. Ungeteilten Beifall fand die Wahl des Kaisers, der noch im gleichen Jahre (10. November 1816) eine vierte Ehe mit der 1792 geborenen Prinzessin Karoline Auguste, einer Tochter des Königs Maximilian I. von Bayern, einging. Es erweckte von vornherein einen günstigen Eindruck, daß auf [illegible]n Wunsch der neuen Landesmutter die für öffentliche Feste bestimmte n 200.000 fl. für Werke der Wohltätigkeit, in erster Linie zur Linderung

der Notlage der arbeitenden Klassen in Wien Verwendung fand. Am 9. November 1816 traf die von der zugeströmten Bevölkerung herzlich begrüßte Braut in Schönbrunn ein, der nächste Tag brachte den feierlichen Einzug in Wien, woran sich die Vermählung in der Augustinerkirche und die üblichen Hoffestlichkeiten, die Vorstellung der Würdenträger, eine Galatafel, Théatre parée u. s. w. schlossen. Schon der Dezember 1816 brachte einen Besuch der Eltern der Kaiserin, des Königs und der Königin von Bayern, die noch von ihrer Anwesenheit beim Kongreß in Wien wohlbekannt, viele Sympathien wegen ihres schlichten bürgerlichen Auftretens genossen. Es war eine zarte Aufmerksamkeit für den Wittelsbacher Fürsten, in dessen Haus die Pflege der schönen Künste zur Familientradition gehört, daß während seiner damaligen Anwesenheit in Wien im St. Annagebäude in den Akademieräumlichkeiten eine „Ausstellung vaterländischer Kunstwerke" abgehalten wurde, die erste Veranstaltung dieser Art.

In der Bevölkerung vertiefte sich der erste günstige Eindruck, den das Auftreten der Kaiserin Karoline Auguste machte, immer mehr. Tausend kleine Züge, die aus den intimsten Hofkreisen in die Öffentlichkeit drangen, legten Zeugnis ab für die gemütvolle Häuslichkeit, welche die Kaiserin dem rasch alternden, von der Last der schweren Zeiten gebeugten Monarchen zu schaffen wußte. Noch unmittelbarer aber wirkte sie durch die ungeschminkte Herzlichkeit des Auftretens, durch die Teilnahme, welche sie für das Wohl und Wehe aller Personen bewies, mit welchen sie in Berührung kam, besonders aber durch die Großmut, mit welcher sie unauffällig eine wahrhaft schrankenlose Wohltätigkeit übte. Diese Eigenschaften wirkten auch noch fort, als sie nach dem Tode des Gatten naturgemäß mehr in den Hintergrund trat, da sie es zudem stets sorgfältig vermied, einen politischen Einfluß zu üben. Als „Kaiserin-Mutter" war Karoline Auguste (Bild S. 489) in ganz Wien bekannt und verehrt und als am 4. Februar 1873 der Tod an sie herantrat, weihte das dankbare Empfinden des Volkes der gütigen Herrscherin den schönsten Nachruf.

Kurz vor der Vermählung trat eine der wichtigsten Schöpfungen des Kaisers Franz in das Leben. Schon im Vorjahre hatte er die Ausarbeitung eines Organisationsplanes für ein „polytechnisches Institut" in Wien dem tüchtigen Technologen Johann Josef Prechtl übertragen und nach dessen Vorschlägen eröffnete man noch im gleichen Jahre einzelne Vorlesungen über technische Fächer in dem gräflich Lofyschen Haus vor dem Kärntnertor. Diese kümmerlichen Räume genügten aber in keiner Weise. Die Herstellung eines entsprechenden Gebäudes war von allem Anfang um so mehr beschlossen, da in Prag seit 1806, in Graz seit 1811 technische Lehranstalten bestanden und für die neue in Wien die Ausgestaltung nach dem Muster der berühmten école polytechnique in Paris in Aussicht genommen war. In einer großen, vor dem Lofyschen Haus gelegenen Realität, welche der Bankier Georg Sina um eine sehr mäßige Summe zu diesem Zwecke überließ, bot sich der geeignetste Platz für den Neubau, für welchen der Direktor des Hofbaurates Schemerl von Taytenbach die Pläne entwarf. Am 14. Oktober 1816 nahm Kaiser Franz I. unter großen Feierlichkeiten die Legung des Grundsteines vor. Die in diesem versenkte Pergamentrolle enthält die Widmung: „Als Denkmal meines Strebens, wissenschaftliche Aufklärung unter allen Ständen der österreichischen Staaten zu verbreiten und insbesondere die gemeinnützige Ausbildung meines lieben und getreuen Bürgerstandes zu befördern, habe ich diesen Grundstein eigenhändig gelegt und vermauert."

Die wachsende Bedeutung der technischen Fächer ma
und Zubauten des ursprünglichen Gebäudes notwendig
die Klagen über Raummangel nicht verstum-

Aufsetzung eines neuen Stockwerkes am Hauptgebäude und in jüngster Zeit nahm man in der Gußhausstraße den Bau eines prächtigen Heims für das „elektrotechnische Institut", diesen jüngsten, aber zu ungeahnter Wichtigkeit gediehenen Zweig der technischen Wissenschaften, in Angriff. Im Jahre 1871 erfolgte die Umwandlung des bisherigen Polytechnikums in eine „technische Hochschule", nachdem schon früher das System der Fachschulen durchgeführt wurde.

Von Interesse ist es gewiß auch, daß sofort im Neubau des Polytechnikums zwei wichtige technische Neuerungen zur Erprobung kamen. Nach Versuchen im Losyschen Haus kam schon 1817 unter der Leitung des ersten Direktors der Anstalt J. Prechtl und des Professor Ampberger eine Gasbeleuchtungsanlage zur Ausführung, die ausgezeichnet funktionierte und in ihrer Art die erste in Europa war. Mit dem Gasofen setzte man aber auch einen Dampfapparat in Verbindung, der die Beheizung des ganzen Gebäudes mit heißem Dampf besorgte, gleichfalls die erste Anlage dieser Art.

Die durch die glänzenden Feste des Kongresses geweckte Schaulust der Wiener Bevölkerung fand auch in den nächsten Jahren mancherlei Anreiz. Schon im Jahre 1817 bot die Vermählung der 1797 geborenen Erzherzogin Leopoldine mit dem Kronprinzen von Brasilien, später als Kaiser Dom Pedro I., Anlaß zu großen Festlichkeiten, zu welchen sich unter anderen nahestehenden Fürstlichkeiten auch Kronprinz Ludwig von Bayern einfand, der unter den Künstlern und Kunstkennern des damaligen Wien wohlbekannt war. Ebenso führte die leitende Stellung, welche das Wiener Kabinett damals unbestritten in der europäischen Politik einnahm, mehrmals hohe Gäste nach Wien. Die wiederholten Monarchenkongresse in Aachen, Laibach und Verona waren Anlaß zu Besuchen des Kaisers Alexander von Rußland in Wien. Sie gaben stets Anlaß zu prunkvollem Empfang und Festlichkeiten, der Zar aber spielte nicht mehr die Rolle des glänzenden Lebemannes, wie auf dem Wiener Kongreß, seit er sich unter dem Einfluß seiner Freundin, der Frau von Krüdener, in die Wolken eines politisch-theosophischen Mystizismus versenkte. Auch Mitglieder des eng befreundeten preußischen Hofes fanden sich wiederholt in Wien ein; so 1819 der Kronprinz, später König Friedrich Wilhelm IV., und 1828 die Prinzen Wilhelm und August, die mit der Teilnahme an großen militärischen Übungen im Parendorfer Lager einen längeren Besuch in Wien verbanden. Eine Reihe von Festlichkeiten begleitete die Vermählung des zweitältesten Sohnes des Kaisers, des Erzherzogs Franz Karl mit der Tochter des Königs von Bayern, Prinzessin Sophie, die am 4. November 1824 vollzogen wurde und welcher kurze Zeit darauf ein Besuch der Schwester der Neuvermählten, der Prinzessin Auguste, mit ihrem Gatten, dem Prinzen und späteren König Johann von Sachsen, am Wiener Hofe folgte.

Ein Schaustück ganz seltener Art bot den Wienern am 8. Februar 1819 der Einzug des persischen Botschafters Mirza Abul Hassan Khan, sowie dessen feierliche Auffahrt zur Audienz, wobei die an Prunk aller Art gewöhnten Augen der Bevölkerung sich an der fremdartigen orientalischen Prachtentfaltung weiden konnten. Unter den kostbaren vom Schah übersendeten Geschenken waren seltene Waffen, deren kostbarste Stücke noch heute die Sammlung orientalischer Waffen im kunsthistorischen Hofmuseum (Saal XXXV) zieren, von größerem Werte aber waren noch die seltenen orientalischen Manuskripte, die man der Hofbibliothek einverleibte.

Tiefen Eindruck machte der Tod des Herzogs Albert von Sachsen-Teschen, der am 10. Februar 1822 im 84. Lebensjahre in dem von ihm erbauten Palais auf der Augustinerbastei starb. Seit langen Jahren in Wien

lebend und Leid und Freud der Stadt mit deren Bewohnern teilend, war er eine wohlbekannte Erscheinung, deren Leutseligkeit und reichlich geübte Wohltätigkeit man zu schätzen wußte. Wien war und ist ihm reichen Dank schuldig; kann man auch heute im Besitze der Hochquellenleitung kaum mehr ermessen, welche Wohltat einzelnen Stadtteilen durch die von ihm gemeinsam mit seiner Gattin, der Erzherzogin Maria Christine geschaffene Albertinische Wasserleitung geschah, so gibt es noch andere Anlässe genug, sein Andenken hochzuhalten. Seinem mit seltener Munifizenz geübten Kunstsinn verdankt Wien das Meisterwerk Canovas in der Augustinerkirche, namentlich aber die unvergleichlichen Kunstschätze der Albertina, jener Sammlung an Handzeichnungen und

Herzog Albert von Sachsen-Teschen.

Kunstblättern, die einen Weltruf hat und an Reichhaltigkeit kaum zu überbieten ist. Herzog Albert von Sachsen-Teschen, der die Würde eines Feldmarschalls bekleidete, ward mit allen Ehren eines Mitgliedes des kaiserlichen Hauses begraben und fand auch seine Ruhestätte in der Kapuzinergruft.

Die Nachricht von der schweren Erkrankung des Kaisers Franz im Beginn des Jahres 1820 brachte vollgiltige Beweise dafür, wie groß die Anhänglichkeit an seine Person war. Sobald man von der steigenden Gefahr Kenntnis erhielt, war der Innere Burgplatz bis in die sp[illegible]ht von schweigenden Menschengruppen erfüllt, die bekümmert nach jene[illegible]nstern des Schweizerhofes blickten, hinter welchen man das Krank[illegible]und angstvoll bei Hofbediensteten und Wachen [illegible]dem Be[illegible] Franz" forschten. Als die Gefahr am höch[illegible]und

Nacht vom 13. auf den 14. Februar mit den Sterbesakramenten versehen werden mußte, harrte die Menge stundenlang auf dem Burgplatz aus und Augenzeugen versichern, daß in Vieler Augen Tränen waren und andere in die Knie sanken, um für die Genesung des Monarchen zu beten. Diese Szenen, Beweise einer echten und ungeheuchelten Anhänglichkeit, boten Grillparzer Anlaß zu einer ergreifenden Dichtung. Der schon über der Hofburg schwebende Todesengel läßt im Angesicht dieser Teilnahme eines ganzen Volkes sein düsteres Werk ungeschehen und weicht mit den Worten:

„Ich ward gesandt, ein Herz zu brechen,
So viele Herzen brech' ich nicht!"

Die Nachrichten von einer günstigen Wendung und endlich von der Aussicht auf Genesung wurden jubelnd aufgenommen, obwohl der stets schlagfertige Situationswitz der Wiener sich auch diese Gelegenheit nicht entgehen ließ, um sich empfindlich fühlbar zu machen. Wie auf Umwegen aus Hofkreisen verlautete, hatte sich der Zustand des Kaisers unter der nicht ganz sachgemäßen Behandlung des kaiserlichen Leibarztes Josef Andreas Freiherr von Stifft stetig verschlimmert, bis auf Drängen der Kaiserin Karoline Auguste ein anderer Arzt zugezogen wurde, dessen entschiedenes Eingreifen die Wendung zum Besseren herbeiführte. Nun war Baron Stifft zwar ein Vertrauensmann Franz I. und als Studiendirektor sehr einflußreich, in den gebildeten Kreisen aber wegen seiner mit Härte geübten rückschrittlichen Neigungen sehr unbeliebt und unter Fachgenossen auch bezüglich seines medizinischen Wissens angezweifelt. Diese Stimmungen brachten sich nun auf den von ihm unterzeichneten und an den Ecken angeschlagenen Bulletins über den Zustand des Kaisers in drastischer Weise zum Ausdruck. Unter seinem Namen und Titel fand sich nämlich der geschriebene Zusatz: „Siehe technologisches Lexikon, Seite so und so viel." Natürlich schlugen zahllose Neugierige dieses Werk nach, in dem sich des Rätsels Lösung finden sollte. Auf der bezeichneten Seite aber stand zu lesen: „Stift ist ein Nagel ohne Kopf!"

Die erste Ausfahrt des wiedergenesenen Monarchen am 26. April 1826 gestaltete sich zu einem wahren Freudenfest der Bevölkerung. Hart an den Wagen drängte man sich, um mit Zurufen und Schwenken von Hüten und Tüchern den „guten Kaiser Franz" zu begrüßen, der noch mit den Spuren der schweren überstandenen Krankheit im ernsten Antlitz neben der unter Tränen lächelnden Gattin saß und nicht müde wurde, mit Gruß und Handwinken zu danken. Diese Szenen wiederholten sich noch lange (Bild S. 496), so oft das Kaiserpaar sich öffentlich zeigte, und sie sind unleugbar ein Beweis dafür, daß die Persönlichkeit Franz I. einen eigentümlichen Zauber ausübte, dem sich selbst entschiedene Gegner seines politischen Systems nicht ganz entziehen konnten. Selbst Pipitz, der in einer Art von Verbannung lebende österreichische Schriftsteller, von dem keine milde Auffassung jener Zeit zu erwarten ist, konnte sich diesem Einfluß nicht entziehen. Er berichtet darüber: „Ich erinnere mich noch recht gut des Tages, an dem der Kaiser, von einer Reise zurückkehrend, durch die Vorstadt Mariahilf in seine Stadt Wien einfuhr. Eine unübersehbare Menge drängte sich in den Straßen und als er erschien, als tausendstimmige jubelnde Vivatrufe ihn empfingen, die sich mit dem Geläute der Glocken, dem Donner der Kanonen zu großartiger erschütternder Harmonie vereinigten, und der Kaiser, sichtbar bewegt, das ehrwürdige Greisenhaupt dankend neigte und seine Unterthanen freundlich grüßte, da fühlte ich die Macht des monarchischen Prinzips. Man sagt, der feile Pöbel jauchze jedem zu und streue heute demjenigen Palmzweige, welchen er morgen kreuzigt. Doch dieser Pöbel schwindet mehr und

mehr und es gibt Herrscher im vollen Besitz der Gewalt, denen selbst er nicht zujauchzt. Franz war kein solcher und das Volk von Wien ist kein Pöbelhaufe. Es scheute sich nie, seinem Unwillen manchmal recht derb Luft zu machen, allein es trennte den Menschen stets vom Kaiser und wenn es auch diesen tadelte, so verehrte es jenen und seine hohe Würde."

Diese Anhänglichkeit an die Person Franz I. blieb auch ungetrübt, als der Gang der Dinge nach außen im denkenden Teil der Bevölkerung starke Zweifel an der Richtigkeit der befolgten Politik wecken mußten und im Inneren ein reaktionäres System, eine bureaukratische Bevormundung immer mächtiger auf jedes rege Geistesleben, auf jede freie Entfaltung der Kraft drückte. Wie man in Wien den 60. Geburtstag Franz I. am 12. Februar 1828 mit warmer Teilnahme und durch eine glänzende Beleuchtung der Stadt feierte, so ergriff man jede passende Gelegenheit, um der Verehrung für seine Person Ausdruck zu geben. Allerdings trug die Fürsorge und werktätige Hilfe, welche der Kaiser für Wien in zwei rasch aufeinander folgenden Heimsuchungen bewies, viel dazu bei, das gegenseitige Verhältnis zu vertiefen und zu befestigen.

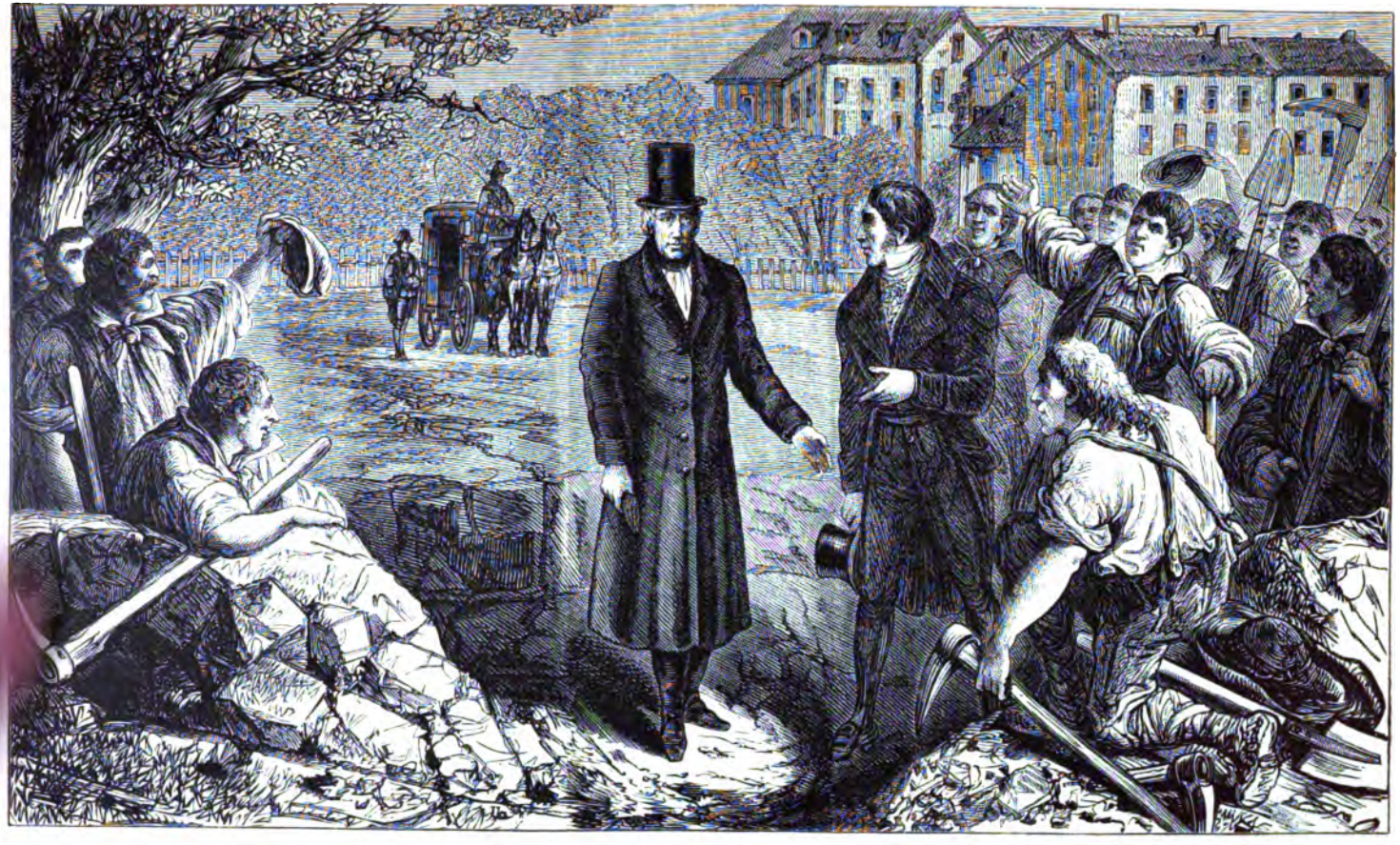
Im Februar 1830 folgte auf einen andauernden Frost plötzliches Tauwetter. Als das Hochwasser noch im Laufe des 28. Februar zu sinken begann, glaubte man jedoch jede Gefahr geschwunden und wiegte sich im Gefühl vollkommener Sicherheit. In der Nacht vom 28. Februar auf den 1. März stieg das Wasser aber wieder rapid an und von einem heftigen Wind gepeitscht, brach eine förmliche Sturmflut über die tiefer gelegenen Vorstädte (Roßau, Liechtental, Leopoldstadt, Weißgärber und Erdberg) herein. Die von fünf zu fünf Minuten gelösten Alarmschüsse erfüllten nur den Zweck, auch die nicht direkt betroffenen Stadtteile zu beunruhigen, denn dort, wo das Wasser kurz vor Mitternacht sich ergoß, half keine Warnung mehr vor der urplötzlich hereinbrechenden Gefahr. Im Gefühl der Sicherheit versäumte man jede weitere Vorsicht, sorglos hatten sich die Bewohner der gefährdeten Gegenden zur Ruhe begeben, die aufgestellten Wachen hatte man eingezogen oder sie wurden gleichfalls überrascht und der erreichten Größe der Gefahr gegenüber erwiesen sich die getroffenen Rettungsmaßregeln sehr unzulänglich. Als nach einer schreckensvollen Nacht der Morgen des 1. März heraufdämmerte, beleuchtete er eine trostlose Situation. Im Donaustrom bildeten sich ganze Eisberge, die knirschend stürzten und sich neu bildeten, im Kanal hatte sich bis zur Ferdinandsbrücke eine haushohe Eismasse aufgebaut, in den Straßen aber wogte das Wasser 5 bis 6 Schuh hoch, jeder Verkehr war unterbrochen, da es an Kähnen und Treppen fehlte, die nur in unzureichender Zahl vorhanden, auch zum Teil von der Gewalt der Fluten davongeschwemmt waren. Selbst der nördliche Teil der inneren Stadt war durch das Eindringen des Wassers in die Hauskanäle mehrere Schuh hoch überschwemmt. In den oben angeführten Vorstädten aber spottete der Zustand teilweise jeder Beschreibung. Die meist kleinen Häuser der tiefgelegenen Gassen waren der Gewalt der Fluten preisgegeben, die sich brausend dahin wälzten und gewaltige Eisblöcke mit sich führten; in manchen Wohnungen waren die im Schlaf überraschten Bewohner den eindringenden Wogen erlegen, so daß man nach dem Fallen des Wassers die Leichen von 74 Ertrunkenen fand. Viele Häuser waren dem Einsturz nahe und an den Fenstern der oberen Stockwerke harrten mit schreckensbleichen Gesichtern die Bedrohten auf Rettung.

Nun ward unter dem Eindrucke der furchtbaren Katastrophe allerdings sofort eine umfassende Hilfsaktion eingeleitet, an der sich alle Stände beteiligten. Der Kaiser selbst erschien wiederholt in den bedrohten Vorstädten, seine beiden Söhne, Kronprinz Ferdinand und Erzherzog Franz Karl, befuhren in Kähnen

die überschwemmten Straßen, um Gefährdete zu retten und Lebensmittel an die von jedem Verkehr vollkommen Abgeschlossenen zu verteilen (Bild S. 497). Diese Beispiele feuerten auch die Behörden zur Anspannung aller Kräfte an, das Militär nahm an den Rettungsarbeiten Anteil und auch viele Bürger von Wien ließen es an Opferwilligkeit nicht fehlen. Von dem Schiffmeister Hans Lassingleithner, einem stadtbekannten Mann, erzählte man, daß er das Rettungswerk sofort nach Eintritt der Katastrophe aufnahm und im Laufe des ersten Tages mehr als hundert Menschen vor dem Tode in den eisigen Fluten bewahrte. Erst am 2. März konnte ein merkliches und stetiges Sinken des Wassers konstatiert werden, noch dauerte es aber zwei Tage, bis es aus den Straßen zurücktrat und einen Überblick der Verwüstungen und des großen Schadens gestattete. Reiche Spenden, die an Geld allein nahezu 400.000 Gulden betrugen, wurden aufgebracht, um die furchtbare Not der zunächst Betroffenen zu lindern und ihnen die Rückkehr zu ihrer Erwerbstätigkeit zu ermöglichen.

Eine Rettung bei Hochwasser. (S. 494.)

Im nächsten Jahre suchte der Würgengel der Cholera Wien heim. Schon seit Monaten war das Auftreten dieser neuen, gleichfalls aus dem Orient stammenden Seuche in den östlichen Ländern Europas bekannt und man beobachtete beunruhigt ihre Fortschritte. Lange schien sie Österreich fern zu bleiben und man fühlte sich in Wien ziemlich sicher, als im Hochsommer 1831 plötzlich einige Erkrankungen vorkamen, die meist tödlich verliefen und nun die größte Bestürzung hervorriefen. Bei der Neuheit der Krankheitserscheinungen standen auch die Ärzte anfänglich ziemlich ratlos dem Übel gegenüber, das sich stets mehr ausbreitete und besonders in einzelnen, in sanitärer Beziehung ungünstig situierten Stadtteilen zahlreiche Opfer erforderte. Ein panischer Schrecken griff um sich, als Mitte September die Epidemie mit voller Wut ausbrach. Wer nur irgend konnte, verließ Wien, obwohl eine besondere unter dem Vorsitz des Polizeihofrates Ritter von Malfatti stehende Kommission alles vorkehrte, um die Bevölkerung zu beruhigen, sie über die Natur der Krankheit und das zweckmäßigste Verhalten im Krankheitsfalle zu unterrichten. Wie einst zur Zeit des Schwarzen Todes, so griff der Schrecken den krassesten Aberglauben zu Hilfe; [illegible] Einschleppung und Verbreitung der [illegible] Hilfe, man mißtraute der ärztlichen Hilfe, um den unsinnigsten [illegible] „Sympathiemitteln" Vertrauen zu schenken. [illegible] Monarchen rief zu einer Entfernung von Wien und [illegible] nach Persenbeug zu verlegen, dessen Schloß [illegible] bot. Franz I. aber erwiderte in [illegible] Persenbeug, wär' nit übel, aber wissen's,



Kaiser Franz I. beim Bau des Cholerakanales.

es ist doch zu klein, denn meine Familie ist gar groß. Da g'hören alle Wiener dazu und die kann ich jetzt in ihrer Angst und Not nit allein lassen."

In der Tat nahm das Kaiserpaar nur den gewöhnlichen Sommeraufenthalt in Schönbrunn, von wo aus der Kaiser oft nach Wien kam und fortdauernd die behördlichen Vorkehrungen zur Bekämpfung der Seuche betrieb.

Durch die Angst vor einer Ansteckung, die Abreise eines namhaften Teiles der wohlhabenden Klassen, das Ausbleiben der Fremden und auch durch die allzu rigoros gehandhabten Kontumazmaßregeln wurden Handel und Verkehr in Wien so sehr gehemmt, daß die gewerbliche Tätigkeit ins Stocken kam und namentlich die für die Wiener Industrie maßgebende Erzeugung von Luxusgegenständen und die bauliche Tätigkeit fast ganz aufhörten. Um der dadurch hervorgerufenen Not zu steuern und den feiernden Händen Arbeit und Verdienst

Kronprinz Ferdinand bei der Überschwemmung des Jahres 1830. (S. 496.)

zu geben, ordnete der Kaiser die Vornahme öffentlicher Bauten an. Dazu gehörte das „Kriminal", in dem jetzt noch das Landesgericht in Strafsachen seinen Sitz hat und die Anlage eines neuen Unratskanales, der in den Donauarm mündete und von dem Anlaß seiner Errichtung die Bezeichnung „Cholerakanal" erhielt. Wiederholt besuchte Franz I. allein oder auch mit seiner Gattin diese Arbeitsstätten, um sich vom Fortgang der Bauten zu überzeugen, den Arbeitern und der ganzen Bevölkerung aber durch sein Erscheinen Zuversicht und Trost einzuflößen.

Obwohl die Cholera mit dem Eintritt der kälteren Jahreszeit abnahm und auch weniger bösartig auftrat, erlosch sie doch erst im Februar 1832 gänzlich. Im Gemeindegebiete Wien waren nach amtlichen Aufzeichnungen 4129 Cholerafälle vorgekommen, von diesen verliefen 1975 tödlich.

In das Jahr 1831 fiel die Vermählung des Kronprinzen Fe[illegible] der 1802 geborenen Prinzessin Maria Anna, einer Tochter des [illegible] Emanuel I. von Sardinien. Die unter den üblichen Festlichk[illegible] Vermählung erfolgte am 29. Februar in der [illegible]che.

dinand, der durch andauernde Kränklichkeit dem öffentlichen Leben und selbst vielen Repräsentationspflichten entzogen blieb, war zwar dem Publikum wenig bekannt, genoß aber doch viele Sympathien. Wo er mit der Bevölkerung in Berührung kam, gewann er durch sein schlichtes, leutseliges Wesen die Herzen, auch seine Liebhaberei für Mechanik und technische Fertigkeiten berührte im Bürgerstand angenehm.

Die Sympathien, welche Kronprinz Ferdinand genoß, kamen zu lautem Ausdruck, als er am 9. August 1832 der Gegenstand eines ganz wahnwitzigen Attentates wurde. Auf einem Spaziergang in der Berggasse in Baden, den der Erzherzog in Begleitung des Feldmarschalleutnants Graf Salis machte, feuerte ein pensionierter Hauptmann Franz Reindl einen Schuß auf ihn ab, der die Schulter traf, aber nur eine leichte Prellung verursachte. Drei in der Nähe befindliche Männer, der Gärtner Franz Tauscher, der Diener Andreas Keller und ein Weinhauer Josef Glauer sprangen herzu, um den Täter festzunehmen, der die Pistole fortwarf, um aus einer zweiten einen Schuß gegen sich selbst abzugeben, dessen Kugel in seinem Gaumen stecken blieb. Eine dritte Pistole, welche er gegen seine Ergreifer anschlug, versagte zum Glück. Das Motiv des Verbrechens war das denkbar erbärmlichste. Hauptmann Reindl befand sich in ganz zerrütteten Vermögensverhältnissen, hatte deshalb die Pensionierung über sich ergehen lassen müssen und behelligte seitdem nebst anderen bekannten Wohltätern mit Bettelbriefen namentlich den Kronprinzen, der ihm auch wiederholt namhafte Spenden zukommen ließ. Dadurch keck gemacht, forderte Reindl in einer Eingabe 900 fl. und erlaubte sich, als er nur 100 fl. erhielt, ein so freches Auftreten, daß er von der Umgebung des Erzherzogs Ferdinand aus den Appartements gewiesen werden mußte. Diese wohlverdiente Abfertigung drückte dem sittlich ganz verkommenen Menschen die Waffe gegen einen Prinzen in die Hand, der ihm nur Wohltaten erwiesen und schon damals, wie in seinem ganzen Leben, keinen persönlichen Gegner hatte.

Kaiser Franz, tief erbittert über das Verbrechen, ordnete die Durchführung eines strengen Prozesses an, der mit einem Todesurteil für Reindl endete, eine Sentenz, die auch von der öffentlichen Meinung gebilligt wurde. Nur der Kronprinz ruhte nicht, bis er von dem kaiserlichen Vater die Begnadigung des Verbrechers erbeten hatte, der seine Tat dann mit Festungshaft in Munkacs büßte, wo er 1846 starb. Seiner Witwe und den Kindern warf Erzherzog Ferdinand einen ausreichenden jährlichen Bezug aus.

Auch nach der Vermählung trat der Kronprinz, der seit seiner Krönung in Ungarn den Königstitel führte, im öffentlichen Leben wenig hervor. Von seinem Verhältnis zur Gattin legte die Schöpfung der Marianneninsel im großen Teich von Laxenburg Zeugnis ab, auf welcher Ferdinand einen gotischen Pavillon aufführen ließ, dessen Räume er mit Bildnissen, Ansichten und anderen Erinnerungen aus der Heimat seiner Gemahlin ausstatten ließ.

Kurze Erwähnung verdient es, daß im Jahre 1833 Wien zum ersten Male von einer tückischen Plage heimgesucht wurde, die dann erst 1890 wieder mit voller Gewalt auftrat und seitdem nicht mehr ganz erlosch. Im März 1833 nahm ziemlich plötzlich ein katarrhalisches Leiden epidemischen Charakter an, das innerhalb drei Monaten fast drei Vierteile der Bevölkerung, und zwar hauptsächlich ältere und schwächliche Leute ergriff, welchen es auch in manchen Fällen gefährlich wurde. Unzweifelhaft hatte man es da mit der „Influenza" zu tun, die in unseren Tagen zeitweilig einen bösen Charakter annahm und auch Opfer aus den höchsten Kreisen forderte. Bei ihrem ersten Auftreten im Jahre 1833 verlief sie in der Mehrzahl der Fälle gutartig, doch hören wir schon damals die auch jetzt gemachte Erfahrung, daß die Folgeübel des Leidens oft schlimmer sind als dieses selbst.

Ein Ereignis, das die öffentliche Meinung lebhaft beschäftigte, weil es mit der sonst immer schroffer hervortretenden Regierungstendenz, die geistigen Beziehungen Österreichs zu Deutschland möglichst zu unterbinden, im Widerspruch stand, war die Tagung der zehnten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte in Wien im Jahre 1832. Willkommen war der Regierung die Wahl der österreichischen Residenzstadt zum Versammlungsort des gelehrten Wanderkongresses gewiß nicht, man scheute sich aber doch offen dagegen zu wirken und suchte sich mit bester Miene in das Unvermeidliche zu schicken, und benützte sogar nicht ungern die Gelegenheit, um zu zeigen, daß auch das Österreich des Kaisers Franz und des Fürsten Metternich die Pflege der Wissenschaft fördere. Die Arbeiten des vorbereitenden Komitees, an dessen Spitze der greise Botaniker Baron Nikolaus Jacquin und der Astronom Josef von Littrow berufen wurden, fanden alle Unterstützung der Behörden und die vom 1. bis 27. September 1832 in Wien tagenden gelehrten Naturforscher und Ärzte wurden nicht nur von den Fachgenossen und der Bevölkerung mit warmer Sympathie begrüßt, sondern auch von den exklusivsten Kreisen der Residenz mit besonderer Auszeichnung behandelt. Am 22. September gab der Staatskanzler Fürst Metternich im Ministerium des Äußern zu Ehren der Gäste aus Deutschland eine glänzende Soiree, die von allen Staatswürdenträgern, dem Hochadel und der besten Gesellschaft Wiens besucht war. Drei Tage später folgten die Teilnehmer an der gelehrten Versammlung einer Einladung an den Hof, wo ihnen Ehren erwiesen wurden, wie sie sonst nur für fürstliche Gäste üblich waren. In 25 glänzend bespannten Eilpostwagen erfolgte die Beförderung der Gäste nach Laxenburg, wo sie vom Kaiser empfangen und nach einer Fahrt durch den herrlichen Park zur Galatafel zugezogen wurden.

Solche Einzelnheiten genügten aber nicht, um die in den gebildeten Kreisen und im Mittelstande stets mehr um sich greifende Mißstimmung gegen das herrschende Regierungssystem zu beschwichtigen. Wenn sie stetig wuchs und sich trotz des mit Härte geübten Druckes der Zensur und polizeilichen Bevormundung auch schüchtern an die Öffentlichkeit wagte, so trug auch die Tatsache bei, daß in der äußeren Politik das mit Hartnäckigkeit vertretene Prinzip unbedingter Stabilität sich als unhaltbar erwies und trotz aller Fürsten- und Diplomatenkongresse, die eifrig bemüht waren, jede freie Regung des Volkswillens zu unterdrücken, jedes Fünkchen auszutreten, doch hier und da in Europa Flammen emporschlugen, deren Schein nicht zu übersehen war. In Italien und Spanien kam es zu wiederholten Aufständen, in Deutschland wurden den Regierungen die durch den Befreiungskrieg geweckten und anfänglich begünstigten Einheitsbestrebungen unbequem, in Griechenland brach zur Abschüttlung des Türkenjochs ein Aufstand aus, der in ganz Europa den Sympathien der Völker begegnete, von der österreichischen Regierung aber mit so wenig verhehlter Mißgunst betrachtet wurde, daß darüber sogar die Beziehungen zu dem früher so innig befreundeten Rußland getrübt wurden, das sich an die Seite der glaubens- und stammesverwandten Griechen stellte. In diesem Falle, wie in vielen anderen vertrat die österreichische Politik den starrsten Standpunkt des Niederhaltens jeder freiheitlichen Regung; sie setzte sich dadurch nicht nur in Widerspruch mit der öffentlichen Meinung im eigenen Land und im Ausland, sondern auch mit den Tatsachen, die mit unerbittlicher Folgerichtigkeit ganz andere Wege einschlugen, als die von der Politik des Staatskanzlers vorgezeichneten.

In den politisch denkenden Kreisen von Wien empfand man diese Politik wie eine Schmach. Ihr entgegen zu wirken, war bei der Allmacht der vom Grafen Sedlnitzky geleiteten Zensur unmöglich; man mußte mit den Äußerungen der Kritik in das Ausland flüchten und nur auf einem Umweg kamen diese

Schriften, die für eine volkstümliche Politik, für die Befreiung von unerträglichen Geistesfesseln eintraten, wieder in die Heimat zurück, wo sie trotz aller Zollplackereien in den Salons des Adels und der Würdenträger, wie im Bürgerhause kursierten und mit Begierde gelesen wurden.

In diese Stimmung der intelligenten Kreise Wiens und der ganzen Monarchie brachte die Nachricht von der Julirevolution des Jahres 1830, unter welcher der haltlose Thron der Bourbons in Paris zusammenbrach, eine weitere Steigerung. Mit schlecht verhehltem Grimm fügte sich Metternich der nicht zu hindernden Tatsache der Thronbesteigung des Königs Ludwig Philipp mit der bissigen Bemerkung, „daß man sich in Zeiten, wo es unmöglich sei, das wirklich Richtige zu erzielen (worunter eine gewaltsame Rückführung der Bourbons verstanden war) damit begnügen müsse, das gutzuheißen, was als das geringste Übel erscheine". In Wien verfolgte man die Entwicklung der Dinge in Paris mit fieberhaftem Interesse — nicht allein, weil man in der Vertreibung Karl X. eine Niederlage des starren Legitimismus und des auf ganz Europa lastenden reaktionären Systems sah, sondern auch wegen der Person des Herzogs von Reichstadt, des einzigen Sohnes Napoleon I., der am Hofe seines Großvaters, des Kaisers Franz, lebte und in der Bevölkerung viele Sympathien hatte. Er galt der öffentlichen Meinung als der berufenste Träger der Napoleonischen Tradition und Gerüchte von einer beabsichtigten Entführung des Prinzen, der sich wohl selbst zu einer großen geschichtlichen Rolle berufen hielt, durchschwirrten die Stadt. Daß es eine große Partei in Frankreich und überhaupt in Europa gab, welche die Berufung des Herzogs von Reichstadt auf den wieder aufzurichtenden französischen Kaiserthron für die beste Lösung hielt, ist gewiß und an Versuchen, die österreichische Regierung für diese Idee zu gewinnen oder den Prinzen zu einer Flucht zu bewegen, mag es nicht gefehlt haben. Darauf deutete der Aufenthalt einer nahen Verwandten des Prinzen, der Gräfin Elise Camerata, einer Tochter der ältesten Schwester Napoleon I., in Wien während des Herbstes 1830. Ihre Bemühungen waren vergebens, sie fand weder bei der Regierung Gehör, noch hatte der ehrgeizige junge Prinz die Kraft zu einem solchen Schritt und ein vertraulicher Wink veranlaßte die Abreise der Gräfin. Zwei Jahre später am 22. Juni 1832 erlag der einzige Sohn Napoleons in Schönbrunn, in demselben Zimmer, das 1805 und 1809 von seinem Vater bewohnt wurde, einem rasch verlaufenden Lungenleiden. Wie die Ärzte einstimmig konstatierten, war die körperliche Anlage des Prinzen eine sehr schwache, gewiß aber nicht geeignet, um den seelischen Stürmen zu widerstehen, die mit der ihm winkenden geschichtlichen Rolle unlösbar verbunden waren. In der Bevölkerung Wiens war der Herzog von Reichstadt sehr bekannt und beliebt; seine schlanke Gestalt mit dem feinen Antlitz fiel auf, mochte er nun als Major eines Infanterieregimentes bei öffentlichen Ausrückungen seine militärischen Pflichten erfüllen, welchen er mit größerer Strenge nachkam, als es bei seiner zarten Gesundheit rätlich war, oder bei Redouten und anderen Festlichkeiten, an welchen er auf Wunsch seines kaiserlichen Großvaters teilnahm, sich ungezwungen unter der Menge bewegen.

Die französische Julirevolution war das Signal zu einer Reihe von gewaltsamen Erhebungen in Europa, die nur zum geringen Teil im Sinne der Metternichschen Politik durch die gewaltsame Rückführung des bestandenen Verhältnisses beendigt werden konnten. Dies war wohl bezüglich der Aufstände in den italienischen Herzogtümern und auch in Deutschland der Fall. Hier gaben übereilte Putschversuche und weit überschätzte Demonstrationen den Anlaß zu einer Verschärfung des polizeilichen Druckes und in vielen Staaten auch zu gerichtlichen Verfolgungen aller, die im leisesten Verdacht der Freisinnigkeit und

des nationalen Denkens standen. Auch der Aufstand in Russisch-Polen, der in Deutschland und auch in Österreich so große Sympathien fand, daß sich der russische Botschafter in Wien über öffentliche Kundgebungen in diesem Sinne beschweren konnte, wurde nach hartem Kampf von der überlegenen militärischen Macht des Zarenreiches mit blutiger Strenge niedergeworfen. Die Revolution in Belgien aber, welche sofort nach jener in Paris ausbrach, blieb siegreich und die Mächte mußten die Abtrennung der vlämisch-wallonischen Provinzen von den Niederlanden und die Bildung des Königreiches Belgien gutheißen.

Je weniger erfolgreich das von Kaiser Franz und dem Fürsten Metternich nach außen vertretene System sich bewies, desto starrer hielt man daran in der Lenkung der inneren Angelegenheiten fest. Daß jeder Versuch einer Teilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten als Verbrechen galt und mit Strenge unterdrückt, mit Hohn überschüttet wurde, ist selbstverständlich. Die ständischen Vertretungen in den einzelnen Provinzen wurden zu einer bloßen Form herabgedrückt, mit dem Landtag in Ungarn lag die Regierung, seit dessen Einberufung nicht mehr umgangen werden konnte, in stetem Zwist und wenn es nicht schon damals zu einem Versuch kam, die Sonderstellung dieses Landes zu beseitigen, so lag das Verdienst nur in dem lebhaften politischen und nationalen Empfinden der Nation und in der klugen vermittelnden Tätigkeit des Erzherzogspalatin Josef. Aber auch die ohnehin schon sehr beschränkte Selbstverwaltung der Städte, in erster Linie von Wien, wurde vollends beseitigt, die Magistrate erhielten den Charakter landesfürstlicher Behörden, die Funktionäre jenen von der Regierung ernannter und abhängiger Beamter.

Viel schwerer aber noch als diese Zustände ertrug man den steigenden Druck, der auf jeder freien geistigen Produktion lastete. Kaiser Franz machte kein Hehl daraus, daß er den „Büchermachern" nicht günstig gesinnt sei und wenn er den Professoren in Graz zurief: „Halten Sie sich an das Positive! Ehren Sie das Bestehende! Das Alte ist gut!" so lag in diesen Worten nicht bloß eine politische Weisung, sondern auch eine Warnung vor der Betätigung jedes idealen Strebens in der Literatur. Sagte doch Kaiser Franz, als man einst eine Begünstigung Grillparzers als Beamter mit seiner dichterischen Wirksamkeit begründen wollte, mürrisch: „So, das ist der, der die Stück schreibt? Na, wegen meiner! aber sagen's ihm, damit wird er's nit weit bringen!"

Wenn es möglich gewesen wäre, jede literarische und geistige Gemeinschaft mit dem Ausland, namentlich mit Deutschland zu unterbinden, würde man es unbedingt getan haben. Aber so weit reichte auch die rücksichtslos geübte Macht der Regierung damals nicht, obwohl sie sich einer Zensur bediente, die durch ihr Walten ebensoviel Zorn als Spott erregte. In einem seiner schönsten Gedichte aus den 1832 — natürlich in Deutschland — erschienenen „Spaziergängen eines Wiener Poeten" schildert Anastasius Grün (Anton Graf Auersperg) die Bemühungen, alles Fremde von Österreich fernzuhalten:

„Daß sich ja kein fremder Kärrner, fremder Knaster, fremder Wein,
Fremde Seide, fremdes Leinen schleiche in das Land herein!
Daß ein arger Geist vor allem unf'ren Grund betrete nicht:
Der Gedanke, der entsprossen frembem Boden, frembem Licht!"

Doch der „Gedanke" läßt sich nicht abhalten auf „seiner Sendung heiligen Gang".

„Mit den Schmugglern muß er reisen — er versteckt und hehlt doch nichts?
Mit den dunklen Nebeln schleichen, er, der Sohn des Tags und Lichts!"

Politische Gründe waren es, durch welche d [illegible] zu
diesem Abschließungssystem bewogen wurde. Fürst A [illegible] r

unbedingt zu, wenn er schrieb: „Eine literarische Verbindung mit dem konstitutionellen Deutschland mußte verhindert werden, weil in einem absolutmonarchischen Staat der Glaube des Volkes an die Untrüglichkeit und Unverletzlichkeit der Regierung die conditio sine qua non ihres Fortbestehens ist. Die freie Presse gefährdet das Prinzip der Souveränität nicht nur, sondern hebt es geradezu auf. Sie ist das nimmerschlummernde Argusauge des Volkes und haftet mit eifersüchtiger Wachsamkeit an dem Throne, dessen Stufen durch sie aufgehört haben, der Opferaltar jenes frommen Kultus der Loyalität zu sein, auf denen die Nationen einst die Gaben eines einfaltsvollen Gemütes niedergelegt haben." Sucht man aus diesem Schwulst den Sinn heraus, so stößt man nur auf jene bequeme Selbstüberhebung, welche die eigene Anschauung für unantastbar und jede Kritik derselben als verbrecherische Anmaßung erklärt.

Diesen Maximen diente aber als oft sogar den Machthabern mißliebiges Werkzeug die Zensur des Grafen Sedlnitzky. Eine Blumenlese der Verkehrtheiten und Lächerlichkeiten, welche von der Wiener Zensur jener Jahre in ihrem Übereifer begangen wurden, wäre für unsere Zeit eine Quelle der Erheiterung, damals aber lastete sie mit furchtbarer Wucht auf den Geistern, manches Talent ging an ihr zugrunde, selbst widerstandsfähigere Naturen gaben die literarische Produktion auf oder sie mußten der Heimat den Rücken kehren, in welcher der bethlehemitische Mord an den Kindern des Geistes zur stehenden Institution wurde. Und doch war diese verfemte, mit Argwohn betrachtete, mit Haß verfolgte literarische Produktion Wiens in jenen Tagen so unendlich zahm und im besten Sinne loyal, daß auch auf sie die Einbegleitung der rührenden an den Fürsten Metternich gerichteten Bitte Anastasius Grüns paßt, die er im Namen des österreichischen Volkes stellte:

„Da du just bei Laune bist,
Da du gegen alle gnädig überaus zu dieser Frist,
Sieh vor deiner Thüre draußen harrt ein dürftiger Client,
Der durch Winke deiner Gnade hoch beglückt zu werden brennt.
Brauchst dich nicht vor ihm zu fürchten — er ist artig und gescheit,
Trägt auch keinen Dolch verborgen unter seinem schlichten Kleid —
Oesterreich's Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen und auch fein,
Sieh' es fleht: „Dürft ich so frei sein, auch ein wenig frei zu sein!"

Wenn auch schon lange durch eine strengere Praxis außer Wirksamkeit gesetzt, bestand noch immer die Zensurvorschrift vom Jahre 1810, in welcher der berühmte Passus vorkommt, es solle „kein Lichtstrahl, woher er auch käme, in Zukunft unbeachtet sein, wenn auch Fehler der Staatsgewalt aufgedeckt und Verbesserungen angedeutet werden sollten". Erst eine Verordnung vom 1. Januar 1820 beseitigte diese Maximen auch formell und stellte Grundsätze auf, die auf eine Erdrosselung alles geistigen Lebens abzielten. Der Bezug fremder politischer und wissenschaftlicher Zeitschriften wurde unbedingt verboten, die periodische Presse des Inlandes einer Zensur unterstellt, die jede Selbständigkeit der Meinung unmöglich machte, die Einfuhr von Büchern aber von einer so strengen Überwachung abhängig gemacht, daß sie einem völligen Verbote gleichkam.

Alle diese Zustände empfand man natürlich in Wien, wo stets der natürliche Mittelpunkt der Intelligenz war, am härtesten. Empfindlicher wurden sie im Laufe der Jahre noch, als sich ein Überhandnehmen des kirchlichen Einflusses selbst in Dingen bemerkbar machte, die einem solchen eigentlich weit entrückt sein sollten. Kaiser Franz selbst, wenn auch von der seinem Hause traditionellen frommen Anhänglichkeit an die katholische Kirche erfüllt, war weit entfernt von jeder Unduldsamkeit oder jedem Übereifer. Es fehlt sogar nicht an Beispielen, daß er, wenn es das Gebiet der Staatsgewalt galt, kirchliche Übergriffe ganz energisch abzuwehren wußte. Einem geistlichen Würdenträger, der

ihn zu beeinflussen suchte, bedeutete er kurzweg: „Ich werd' schon schauen, was notwendig ist; aber wissen's — regieren thut bei uns Einer und der Eine bin ich!"

Trotzdem machte sich, wie es in Perioden politischer Reaktion stets der Fall ist, auch ein Umschwung in kirchlichen Dingen geltend, der in Wien, wo man trotz aufrichtiger Frömmigkeit der Menge sich auch von kirchlichen Bedenken nicht gerne im gewohnten Behagen stören läßt, sehr unangenehm empfunden wurde.

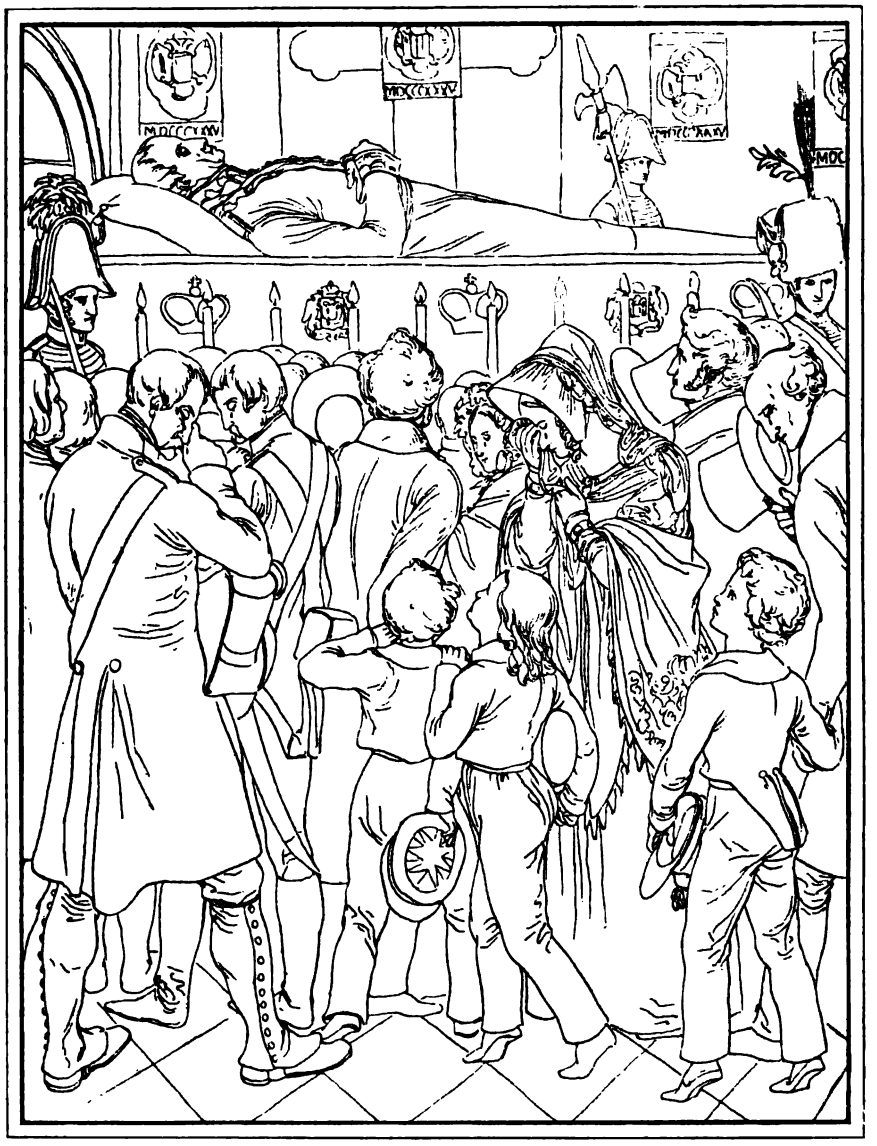
Zum Durchbruch kam dieser Umschwung erst durch einen Wechsel in der Person des leitenden Kirchenfürsten. Solange Graf Sigmund Anton Hohenwart, der frühere Lehrer des Kaisers, den erzbischöflichen Stuhl inne hatte, blieb es bei dem vorsichtigen Kirchenregiment, wie es seit Kaiser Leopold II. üblich geworden. Graf Hohenwart war ein mild denkender, kluger Herr, der vielleicht im Inneren dem guten Kern des Josefinismus nicht ferne stand, wenn er auch seinem Amt entsprechend, dessen Übergriffe auf das rein kirchliche Gebiet mißbilligte. So entstand unter Hohenwart an Stelle des besonders angefochtenen, ganz der staatlichen Leitung unterstellten Generalseminariums wieder ein vom Erzbistum abhängiges Seminar für das theologische Studium, das 1807 einer Reorganisation unterzogen wurde, 1816 aber gründete der Kaiser die höhere Bildungsanstalt für Weltpriester bei St. Augustin. Der Gedanke und der Organisationsplan für diese Anstalt stammte von dem Hofburgpfarrer Jakob Frint, einem grundgelehrten Mann, dessen kirchlicher Eifer aber oft weiter ging, als es den gemäßigten Anschauungen Hohenwarts entsprach. Erst mit dem zunehmenden Alter und der Gebrechlichkeit des stets kränklichen Erzbischofs stieg der Einfluß Frints und die von ihm geführte Partei streng kirchlicher Eiferer trat mehr in den Vordergrund.

Nach dem Tode Hohenwarts (1822) wurde der bisherige Erzbischof von Salzburg, Leopold Max Graf Firmian, sein Nachfolger in der Wiener Erzdiözese, dem der Ruf voranging, die Gesinnungsart seines klugen Vorgängers zu teilen. Der Eifer, welchen er bei Kirchenvisitationen zeigte, sein Einschreiten gegen gewisse Äußerlichkeiten bei religiösen Übungen, wie Wallfahrten u. s. w., gegen Begünstigung und Ausbeutung des Aberglaubens durch Verkauf von Amuletten, schienen diese Meinung zu bestätigen. Aber bald unterlag Graf Firmian dem Einfluß der extremen Partei. Ganz im Gegensatz zu seinen ersten Maßregeln führte er Neuerungen ein, die den kirchlichen Pomp in ungewohnter Weise vermehrten.

Die Menge lief zwar zu, wenn er sich bei öffentlichen Umzügen mit großem Prunk umgab und sich endlich sogar eines Tragsessels bediente, der an die dem Oberhaupt der Kirche vorbehaltene seda gestatoria erinnerte, aber es fehlte auch nicht an spöttischen Glossen. Mit einzelnen seiner Verfügungen verstieß Graf Firmian nicht bloß gegen die Gewohnheiten und Anschauungen der Bevölkerung, sondern er kam auch in Konflikt mit den höchsten Kreisen. Als er die gewohnte Instrumentalmusik bei dem sonntäglichen Hochamt verbot und den liturgischen Kirchengesang wieder einführen wollte, vermißte Kaiser Franz in der Burgkapelle den musikalischen Teil des Gottesdienstes und auf seine Frage erfuhr er, daß ein Verbot des Grafen Firmian die Ursache dieser Neuerung sei. Ziemlich unwirsch ließ sich der Monarch vernehmen: „So? der Erzbischof hat die Musik verboten? Na, sagen's ihm, in seiner Kirchen kann er machen, was er will — in meiner aber wird Musik g'macht."

Zu den schlimmsten Mißgriffen kam es aber, als der Erzbischof kirchliche Anordnungen erließ, die in Gebiete und Gewohnheiten des täglichen Lebens eingriffen. Ein Versuch, die Befolgung des [redacted] Fastengebote wenigstens

in der Öffentlichkeit zu erzwingen, gehörte hierher. Das ursprüngliche Verbot an die Gasthäuser, an den Fasttagen den Gästen Fleischspeisen zu verabreichen, erwies sich als vollkommen wirkungslos, weil es einfach undurchführbar und



Kaiser Franz I. auf dem Paradebette. (Nach J. N. Geiger.) (S. 506.)

wie ein geistvoller Schriftsteller jener Zeit sagte, „ein Faustschlag des Zelotismus auf den — Magen des Publikums war". Nun trug der Erzbischof unter Androhung geistlicher Strafen den Gastwirten auf, in den Lokalen besondere „ " und „Fastentische" aufzustellen und schon im Wirtshaus die Frommen

und Gottlosen auch äußerlich zu scheiden. Natürlich blieb auch diese Maßregel undurchführbar, denn sie scheiterte an dem Widerstand des Publikums und wo man sie probeweise einführte, wurde sie zur Ursache zahlloser Spöttereien und ärgerlicher Szenen, die der kirchlichen Sache nur schaden konnten.

Alle diese Maßregeln weckten aber das Mißtrauen der Bevölkerung und man witterte die Gefahr kirchlicher Übergriffe, wenn auch kein Anlaß dazu war. Solche zu dulden, lag überhaupt nicht in der Art des Kaisers Franz, der ein zu schroffes Hervorkehren irgend eines Kastenstandpunktes nicht leiden mochte. Als man ihm nahelegte, eine erledigte Professur des kanonischen Rechtes gebühre doch einem Priester, meinte der Kaiser: „Warum denn? G'rad' für's Kirchenrecht nimm' ich lieber einen Weltlichen, da gibt's nicht so viel herumzubeißen."

Auch Übergriffe des Adels wies Franz I. energisch zurück. Als einige junge Herren des Hochadels auf den insipiden Einfall kamen, auf einer Redoute den Raum zwischen einer Gruppe von Standesgenossen und dem übrigen Publikum durch eine Barriere von Stricken abzugrenzen, ein Vorgang, welchen Grillparzer mit dem zornflammenden Vers geißelte:

„Ja, schließt euch ab, doch nur recht eng und fest,
Ihr habt nicht bloß, ihr seid die Pest!"

sprach der Kaiser sein ernstliches Mißfallen aus und verwies die Veranstalter vom Hof.

Kaiser Ferdinand. (S. 506.)

Doch, wie schon erwähnt, richtete sich die Mißstimmung, welche über den Gang der öffentlichen Dinge und das Regierungssystem in immer weiteren Kreisen um sich griff, nicht gegen die Person des Kaisers, von dessen gutem Willen und selbstloser Hingebung an das allgemeine Wohl man vollkommen überzeugt war. Diese Anschauung zeigte sich, als aus Anlaß der 40jährigen Gedenkfeier seines Regierungsantrittes, trotzdem er sich alle festlichen Veranstaltungen verboten hatte, ihm doch aus der ganzen Monarchie Beweise der Anhänglichkeit zukamen.

Kaiser Franz I. selbst war von der unbedingten Richtigkeit des von ihm befolgten Systems bis an das Ende seiner Regierung und seines Lebens überzeugt. Als er im Februar 1835 neuerlich von einer entzündlichen Krankheit befallen wurde, die rasch seine Kraft aufzehrte und welcher er am 2. März in den ersten Morgenstunden erlag, soll er, im Bewußtsein des nahen Endes, den Kronprinzen Ferdinand an das Sterbebett beschieden haben, um ihm das unbedingte Festhalten an den bisher befolgten Regierungsgrundsätzen und die Aufrechthaltung der Einigkeit in der Familie als unverrückbare Pflicht zu empfehlen.

Die Trauer über den Tod des Kaisers, der eine 43jährige Regierung hinter sich hatte, die in ihrem größeren Teile unter den furchtbarsten Stürmen

und Wechselfällen verlief, war in der Bevölkerung eine allgemeine und tiefe. In dichten Scharen drängten sich Leute aller Stände in die Hofburgkapelle, um noch einen Blick auf den toten Kaiser zu werfen (Bild S. 504), dessen Anblick allen stets ein lebendiges Symbol der höchsten staatlichen Autorität und dabei in seiner schlichten äußeren Erscheinung doch so wohl vertraut war, daß er zum Gesamtbild von Wien zu gehören schien. Tausende von einzelnen Zügen seiner Leutseligkeit, von seiner Bereitwilligkeit, nach Möglichkeit zu helfen, gingen von Mund zu Mund und so wie sich oft zur Zeit seines Lebens in dem Seufzer: „Wenn das der Kaiser wüßte!" die Überzeugung von seinem guten Willen und seiner Gerechtigkeit aussprach, konnte man nun bange Zweifel über die Gestaltung der Zukunft hören.

Wenige Tage nach seinem Tod erfolgte die Veröffentlichung eines Abschnittes seines Testamentes, der folgenden Inhalt hatte: „Meine Liebe vermache Ich meinen Unterthanen. Ich hoffe, daß Ich für sie bei Gott werde fürbitten können und Ich fordere sie auf zur Treue und Anhänglichkeit gegen meinen legitimen Nachfolger." Mit tiefer Rührung nahm man diese Worte des Verstorbenen auf, das sie enthaltende Plakat fand in vielen Wohnstuben einen dauernden Platz. Das natürliche Empfinden des Volkes hielt sich an den schönen Sinn der Worte des Testamentes, wenn es auch in Wien nicht an spöttelnden Stimmen fehlte, die meinten, der Kaiser habe sich bei seinem „Vermächtnis an das Volk" in keine allzu großen Unkosten gesteckt. Wie es dem beweglichen Sinn der Menge entspricht, lächelten zu solchen Witzen auch jene, die aufrichtig um den verstorbenen Monarchen trauerten. Denn das Gedenken an „Vater Franz" blieb noch lange in der Bevölkerung von Wien lebendig, welcher er sich menschlich nahe zu stellen, die er durch sein ganzes auf ihre Eigenart berechnetes Wesen für sich zu gewinnen gewußt hatte.

Die Regierungszeit Kaiser Ferdinand I.

Selbst in jenen Kreisen der Wiener Intelligenz, welche dem bisherigen Regierungssystem direkt feindlich gegenüberstanden, fühlte man eine bange Sorge um die Gestaltung der Zukunft beim Tode des Kaisers Franz. Der Staatskanzler Fürst Metternich verkündete es in feierlichen Rundschreiben ganz Europa, daß nach den letzten Bestimmungen des Testamentes des verstorbenen Kaisers auch der neue Herrscher in den bisher festgehaltenen Bahnen die Regierung führen werde. Aber es fehlte nicht an Zweiflern, ob es möglich sein werde, in den ganz veränderten Zeiten an einem System festzuhalten, das so sehr einer einzelnen Persönlichkeit angepaßt war, wie die Regierung des Kaisers Franz. Sogar Graf Hartig, ein einflußreicher Staatsmann jener Zeit, macht die Bemerkung: „Dieser Beschluß, die Regierungsmaximen unverändert beizubehalten, war ein unglücklicher, denn es fehlte die Hand, welche die Maschine zu bewegen, und der Geist, der, wo es not tat, ihrem abgenützten Räderwerk nachzuhelfen geübt war."

Wie schon erwähnt, war der nunmehrige Herrscher Kaiser Ferdinand I. (Bild S. 505) in der Öffentlichkeit wenig gekannt. Seine nie sehr starke Gesundheit machte stets eine gewisse Schonung nötig und als ein im ersten Mannesalter auftretendes, von seiner Großmutter ererbtes Leiden heftig auftrat, war noch größere Zurückgezogenheit erforderlich. Nur mit großer Anstrengung konnte er sich den unumgänglichsten Repräsentationspflichten unterziehen, die dann, wie z. B. nach seiner Krönung zum König von Ungarn, stets von einem heftigen Anfall seines Leidens gefolgt waren.

Was man aber in der Bevölkerung über die Persönlichkeit und das Wesen Kaiser Ferdinand I. wußte, verschaffte ihm den Ruf großer Milde und Herzensgüte, den er auch vollauf verdiente. Daneben drangen aber auch aus seiner Umgebung und den intimsten Hofkreisen manche Anekdötchen in die Öffentlichkeit, welche keinen Zweifel darüber ließen, daß es dem neuen Monarchen an der Eignung für die Regierung eines Staates fehle, der so große Anforderungen an die Spannkraft und Arbeitsfähigkeit stellt, wie es bei der österreichisch-ungarischen Monarchie der Fall ist.

Trotzdem weckten die ersten Regierungsmaßregeln, die man wohl nicht mit Unrecht als Ausfluß seines eigensten Willens ansah, eine günstige Beurteilung. Eine umfassende Amnestie kam in erster Linie den sogenannten „politischen Verbrechern" zugute, eine Herabsetzung der Militärdienstzeit von 14 auf 8 Jahre entsprach einem Herzenswunsch und Bedürfnis der produzierenden Kreise der Bevölkerung und ein strenges Verbot des Büchernachdruckes machte guten Eindruck in den Kreisen der Intelligenz, da man darin den Anfang einer Begünstigung der geistigen Arbeit sah.

Willkommener als die Ansprache an die huldigenden Stände Niederösterreichs, in welcher Kaiser Ferdinand erklärte, daß „dem Beispiele seines Vaters zu folgen und seine Regierung nur als eine Fortsetzung der seines Vaters anzusehen" sein unverbrüchlicher Entschluß sei, klang den Wienern die Eröffnung, daß sich der neue Monarch alle Festlichkeiten verbat und die dafür bestimmten Summen der Herstellung einer Wasserleitung für die einer solchen bisher ganz entbehrenden südlichen und westlichen Teile der Stadt widmete. So entstand die „Kaiser Ferdinands-Wasserleitung", auf welche wir noch zurückkommen und die heute, wo Wien im Besitze des köstlichsten Quellwassers der Alpen ist, sehr unzulänglich erscheint, damals aber und noch durch nahezu 40 Jahre eine wahre Wohltat für große Teile von Wien war.

Bald trat die Notwendigkeit heran, für eine Art von Stellvertretung des Kaisers zu sorgen, dessen körperlicher Zustand und mangelnde geistige Energie ihn zum alleinigen Träger der Regierungslast ganz ungeeignet machten. Die einflußreichsten Berater des verstorbenen Kaisers übten auch unter dessen Nachfolger ihre Tätigkeit aus. Es waren dies der jüngste Bruder Franz I., Erzherzog Ludwig, ein kluger und kalter Kopf, der zwar bisher kein Amt bekleidete, aber das besondere Vertrauen des Verstorbenen besaß und dessen Maximen vollkommen in sich aufgenommen hatte, der Staatskanzler Fürst Metternich, der seine Überzeugung von seiner Überlegenheit und Unentbehrlichkeit als Diplomat auch anderen einzuflößen wußte, und endlich Graf Leopold Kolowrat, der schon unter Kaiser Franz die innere Verwaltung leitete und wegen seiner Rivalität gegen den Staatskanzler in der öffentlichen Meinung sehr fälschlich liberaler Ansichten verdächtigt wurde. Aus diesen drei Männern wurde schon 1836 nach langen Verhandlungen, an welchen auch die Kaiserin Karoline Auguste und die Oheime des Kaisers teilnahmen, die „Staatskonferenz" gebildet, deren Vorsitz Erzherzog Ludwig zufiel und der auch Erzherzog Franz Karl, dieser jedoch nur mit beratender Stimme, beigezogen wurde. Als Zweck der Staatskonferenz war die Vertretung des Kaisers angegeben, „wenn Unwohlsein ihn hinderte, sich mit den Regierungsgeschäften zu befassen". Bei der Natur seines Leidens aber und bei der geringen Neigung des Kaisers Ferdinand für die Anstrengungen der Regierungstätigkeit ward die Ausnahme zur Regel und tatsächlich übte die Staatskonferenz uneingeschränkt alle Herrschergewalt aus. Im Bedarfsfalle blieb es dem Erzherzog Ludwig vorbehalten, die [illegible] Zentralstellen und Staatsräte zu den Beratungen heranzuziehen, dr dies nur selten geschehen zu sein, denn Graf Hartig w

merkung: „Die zeitweiligen Mitglieder der Staatskonferenz konnten auf dieselbe im allgemeinen keinen ersprießlichen Einfluß ausüben; ihre Stellung darin glich jenen der Nullen in der Rechnung, welche dann nur Geltung haben, wenn ein Zähler an ihrer Spitze steht."

Auf die Staatskonferenz, welche nun in der öffentlichen Meinung als Trägerin des Regierungssystems galt, häufte sich der ganze Groll, den dieses weckte. Es war bald kein Geheimnis, daß unter den drei Allmächtigen, namentlich unter Metternich und Kolowrat sich Eifersüchteleien geltend machten, die den ganzen Regierungsmechanismus behinderten. Wieder ist es Graf Hartig, einer der Wissenden jener Zeit, welcher das harte Urteil fällt: „Zum Thun ließ es aber theils die Macht der Gewohnheit, theils Unentschlossenheit und Uneinigkeit über das zu Thuende nicht kommen." Alle diese Verhältnisse blieben kein Geheimnis, sie riefen in Wien trotz Zensurdruckes eine erbitterte Kritik hervor, die auch aus den Schriften der in das Ausland gewanderten, mit den Zuständen wohlvertrauten Schriftsteller über die Grenze klangen.

Kaiser Ferdinand fand sich sehr leicht in die ihm durch das Walten der Staatskonferenz auferlegte passive Rolle. Vielleicht war er der einzige Mann in Österreich, der mit dieser Institution zufrieden war, über welche Möring, der Verfasser der „Sibyllinischen Bücher aus Österreich", der spätere hochgestellte General und Staatsmann, das vernichtende Urteil fällte: „Nach dem Tode des Kaisers Franz regierte die ministerielle Oligarchie den Staat ohne den Kaiser, machte den Hof und die Erzherzoge zu ihren Dienern, trat und biß alle, die nicht ihresgleichen waren, protegierte niemand mehr als sich selbst und die Ihrigen, verschaffte sich aller Orten Anhänger, namentlich unter den Geldmännern, brüstete sich zu Zeiten mit falschem Liberalismus und bildete einen grauen Bund, der mit Recht sagen konnte: „L'état c'est nous autres!" (Der Staat sind wir anderen.)

Von der schweren Bürde der Regierung befreit, für welche er, wohl in Berücksichtigung seiner schwankenden Gesundheit, nie gehörig vorbereitet wurde, konnte sich Kaiser Ferdinand ganz seiner Vorliebe für die Naturwissenschaften und Technologie überlassen. Was in diese Fächer einschlug, konnte seines wärmsten Interesses und der eifrigsten Förderung gewiß sein. Schon unter Kaiser Franz war der Gedanke einer „allgemeinen, österreichischen Gewerbsprodukten-Ausstellung" aufgetaucht, da zwei lokal begrenzte ähnliche Unternehmungen in Prag (1828) und in Linz (1833) recht gut gelungen waren und den Wert solcher Veranstaltungen bewiesen. Das bereits in Vorbereitung befindliche Unternehmen fand die wärmste Unterstützung des Kaisers Ferdinand, der als Ausstellungsraum die großen Lokale der Hofreitschule und der Hofwagenremise am Josefsplatz zur Verfügung stellte. Viel bedeutender und besser organisiert war die Ausstellung des Jahres 1839, für welche auf dem Terrain vor dem Polytechnikum ein besonders schmuckes Gebäude errichtet wurde, vor dem sich in Gegenwart des Kaisers Ferdinand die feierliche Eröffnung der Ausstellung vollzog (Bild S. 512). Von besonderer Bedeutung wurde diese Ausstellung, weil sie der unmittelbare Anlaß zur Gründung eines der ältesten und einflußreichsten Vereine von Wien wurde, des niederösterreichischen Gewerbevereines. Die Idee, einen solchen Mittelpunkt des schaffenden Bürgertums zu gründen, tauchte schon 1835 auf, wurde aber neu angeregt durch die Ausstellung von 1839, von tatkräftigen Männern wieder aufgegriffen, an deren Spitze sich Namen von bestem Klang, wie Arthaber, Hornbostel, Coith und Spörlin stellten, die den ersten Aufruf zur Bildung des Gewerbevereines erließen. Namentlich Rudolf von Arthaber, einer der bedeutendsten Kaufleute Wiens, ein hochgebildeter Mann, der als tadelloser Charakter und be-

geisterter Kunstfreund in allen Kreisen hochangesehen war, und Theodor von Hornbostel (Bild S. 513), letzterer einer der größten Industriellen Wiens, widmeten der Neugründung ihre volle Kraft. Mit Recht betont eine zum fünfzigjährigen Jubiläum des niederösterreichischen Gewerbevereines erschienene Festschrift, daß die Gründer desselben zum ersten Male wieder wagten, „die eigene Kraft und Einsicht dem Gemeinwohle zu widmen und ein neues Element — die Mitarbeit des Bürgerthums — in das Staatsleben einzuführen, um den unter einer fünfzigjährigen Bevormundung nahezu verdorrten Wurzeln des alten Österreich neue Säfte und Triebkräfte zuzuführen". Die gesellschaftliche Stellung der Gründer und deren rastlose Tatkraft sicherten die Ausführung des Unternehmens und gewannen ihm so hochstehende und einflußreiche Gönner, daß der Konstituierung des Vereines, so abgeneigt auch die herrschende Bureaukratie allen solchen Assoziationen war, keine Schwierigkeiten gemacht wurden. Ein Mitglied des Hochadels, der feingebildete und bürgerfreundliche Graf Colloredo-Mannsfeld trat an die Spitze des Vereines, der sich am 30. Dezember 1838 konstituierte. Männer aus allen Gesellschafts- und Berufsklassen traten ihm bei, Gelehrte wie Burg, Baumgartner, Ettingshausen und Reutter förderten mit Aufopferung seine Zwecke und endlich trat sogar der Bruder des Kaisers, Erzherzog Franz Karl, als Protektor an seine Spitze. In welcher Weise der niederösterreichische Gewerbeverein seine Aufgabe erfaßte und durchführte, wie befruchtend er auf allen industriellen Gebieten wirkte und in allen einschlägigen Fragen unbeirrt von den flüchtigen Tagesströmungen das Gewicht einer solchen Vereinigung fachlich gebildeter Männer zur Geltung brachte, kann im einzelnen nicht nachgewiesen werden. Noch oft wird sich Gelegenheit bieten, des Gewerbevereines und seiner Gründer zu denken, die auch nicht davor zurückschreckten, in ernster Zeit die Stimme des Bürgertums vernehmen zu lassen.

Schon unter Mitwirkung des Gewerbevereines fand 1845 eine dritte allgemeine österreichische Industrieausstellung statt, die ihre beiden Vorgängerinnen an Bedeutung und Umfang weit übertraf. Über 2000 Aussteller beteiligten sich daran, unter welchen wir schon viele Namen finden, die noch heute in der ersten Reihe der österreichischen Industriellen stehen. Ludwig und Karl Hardtmuth stellten ihre Steinguterzeugnisse und Bleistifte aus, Philipp Haas brachte Waren aus Baum- und Schafwolle, Halbseide und seine schon damals bekannten Teppiche; aus der Maschinenfabrik der erst vor wenigen Jahren gegründeten Wien-Gloggnitzer Eisenbahn, aus welcher später die Südbahngesellschaft entstand, stammten Lokomotiven und Wagen, die Firma Anton Burg aber stellte ihre weltberühmten landwirtschaftlichen Maschinen aus. Die Kautschukwaren J. N. Reithofers, die Seidenzeuge von Anton Chwalla, die optischen Instrumente von Simon Plößl, die mechanischen Instrumente von Ludwig Josef Kapeller, die Parfümerien von Treu und Nuglisch, die Erzeugnisse der Apollokerzenfabrik, die Buntpapiere Kneppers, die Klaviere von Jgn. Bösendorfer und J. A. Schweighofer — durchaus Mustererzeugnisse, die der Wiener Industrie noch heute zur Ehre gereichen, waren schon auf der Ausstellung des Jahres 1845 zu sehen. Der günstige Erfolg derselben führte zu einem von Kaiser Ferdinand selbst ausgehenden Beschluß, in Zeiträumen von fünf Jahren diese Ausstellungen zu wiederholen, ein Plan, der aber an den bewegten kommenden Zeiten scheiterte.

Fast gleichzeitig mit dem Gewerbeverein trat 1838 auch [illegible]schaft der Ärzte" in das Leben, welche wissenschaftliche Zwecke u[illegible] des Standesbewußtseins verfolgte. Ihre Gründung [illegible] des Kaisers Franz geplant, scheiterte aber dur[illegible]

kaiserlichen Leibarztes Baron Stifft, der fürchten mochte, daß ihm eine Vereinigung seiner Fachgenossen unbequem werden könnte. Nun gelang es in einer jener flüchtigen Perioden, wo in der Staatskonferenz ein milderes Lüftchen wehte, die Bewilligung zu erlangen, ja der Eröffnungsfeier der „Gesellschaft der Ärzte" wohnten nebst dem Erzherzog Franz Karl und dem Staatskanzler Fürst Metternich fast alle Staatswürdenträger bei.

Es lag an dem unnatürlichen Druck, der auf dem ganzen öffentlichen Leben Wiens lastete, daß die Wirksamkeit dieser Vereinigungen, selbst gegen die Absicht ihrer Gründer und Leiter, sich nicht ganz auf das fachliche Gebiet, dem sie zu dienen berufen waren, beschränken ließ, sondern eine gewisse politische Bedeutung bekam. Die Wünsche und Beschwerden der intelligenten Klassen, die trotz aller Zensurhärte aus tausend Quellen genährte, geistige Bewegung, welcher jede offene Betätigung abgeschlossen war, drängten nach jedem Ausweg, der sich bot. Im eminentesten Sinne war das der Fall bei dem im Jahre 1842 in das Leben tretenden „juridisch-politischen Leseverein", dessen Gründung allerdings nicht mehr so glatt abging und im Schoße der Staatskonferenz auf ernste Schwierigkeiten stieß. Manche Vorgänge in den anderen Vereinen hatten die Machthaber stutzig gemacht, die vor allem, was einer Äußerung der öffentlichen Meinung gleichkam, einen gründlichen Abscheu hatten. Auch der Zweck des geplanten Vereines, der in den Statuten dahin angegeben wurde, „dem gebildeten, vorzüglich dem juridischen Publikum Gelegenheit zu bieten, sich mit den literarischen Fortschritten im weitesten Umfang bekannt zu machen", konnte den damaligen Machthabern aus begreiflichen Gründen nur unsympathisch sein, ebenso wie es die Personen der des verfemten „Liberalismus" mehr als verdächtigen Proponenten des Vereines, der Professoren Hye und Stubenrauch, der Wiener Advokaten Mühlfeld, Bach und Sommaruga für die damalige Regierung waren. Namentlich Fürst Metternich soll sich als entschiedener Gegner der Bewilligung eines solchen Vereines bewiesen haben, in dem er mit feiner Witterung den Kristallisationskern einer zukünftigen Oppositionspartei sah. Nur auf Umwegen, indem man eine zufällige Abwesenheit des Staatskanzlers und den Einfluß mehrerer mächtiger Gönner am Hofe und in hohen Staatsämtern benützte, um die Bedenken des Grafen Sedlnitzky zu beschwichtigen, gelang es, die kaiserliche Erlaubnis zur Gründung des „juridisch-politischen Lesevereines" zu erwirken, der alle Hoffnungen seiner Gründer und Freunde, alle Befürchtungen seiner Gegner erfüllte und bald zum Mittelpunkt des ganzen geistigen Lebens von Wien wurde.

Natürlich blieb diese Bedeutung auch den Behörden kein Geheimnis und Graf Sedlnitzky gewahrte zu seinem Entsetzen, welches gefährliche Kuckucksei man unter seiner Gutheißung da ausgebrütet hatte. Nun wetterte er in seinen Berichten über diesen „Herd der Revolution" und drängte zur Schließung des juridisch-politischen Lesevereines. Aber auch zu dieser „Tat" fand die Regierung nicht den Mut, sondern sie begnügte sich, ihn zu überwachen und ihm durch kleinliche Vexationen das Leben sauer zu machen. „Das Gespenst ist einmal heraufbeschworen, man muß sich einrichten und versuchen, damit zu wirtschaften," meinte Fürst Metternich mit vornehmem Achselzucken, obwohl er ein entschiedener Gegner der Bewilligung des Vereines war.

Vor allem suchte man den vor geladenen Gästen gehaltenen Vorträgen ein Ende zu machen, deren Reihe mit einem solchen des tüchtigen Juristen Dr. von Würth über das Gefängniswesen eröffnet wurde. Man verlangte in Zukunft die Vorlage der zu besprechenden Themen und Graf Sedlnitzky verweigerte ohne Auswahl seine Zustimmung, mochte auch was immer für ein Wissens-
n dem Vortrag zugrunde gelegt sein. Eine Besprechung der modernen

Poesie verfiel ebenso dem Verbot, wie ein beabsichtigter Vortrag über Phrenologie. Im Grunde handelte der Polizeichef nur konsequent, denn wie die Geister damals erregt waren, explodierte die Mißstimmung gegen die öffentlichen Zustände bei jedem Anlasse und mit Recht betont ein Beurteiler jener Zeit, daß „in Allem, was Wissen hieß, Spitzen und Hacken steckten, welche das so empfindliche Polizeisystem verwundeten". Fielen doch trotz aller Vorsicht in dem verhaßten Kreis Worte, die den eifrigen Horchern und ihrem Brotherrn Sedlnitzky wie Blasphemie klangen. Mit Begeisterung pries einst bei Erstattung eines Rechenschaftsberichtes Professor Hye die Ziele und Erfolge des Vereines, wobei er mit den Sätzen schloß: „Versagen wir uns die ermutigende Genugtuung nicht, daß unser Verein in den literarisch-politischen Bewegungen unseres Vaterlandes als schönes Wahrzeichen der höheren Schwingungen des Geistes der Neuzeit von den Zinnen der Hauptstadt herabstrahlt, daß er zu einer Macht geworden ist. Dieses Wunder bewirkt der Geist der Assoziation, das Zentnergewicht der öffentlichen Meinung, die nicht mehr zu unterdrückende Macht der Publicität." Das waren für ein angstwolles Polizeigemüt jener Tage fast soviele Verbrechen als Worte, Graf Sedlnitzky erstattete besonderen Bericht darüber, der im Staatsrat breitspurig erörtert wurde, bis Erzherzog Ludwig mit dem unwirschen Bescheid dazwischen fuhr, man solle „nicht aus jeder Dummheit so viel Wesens machen".

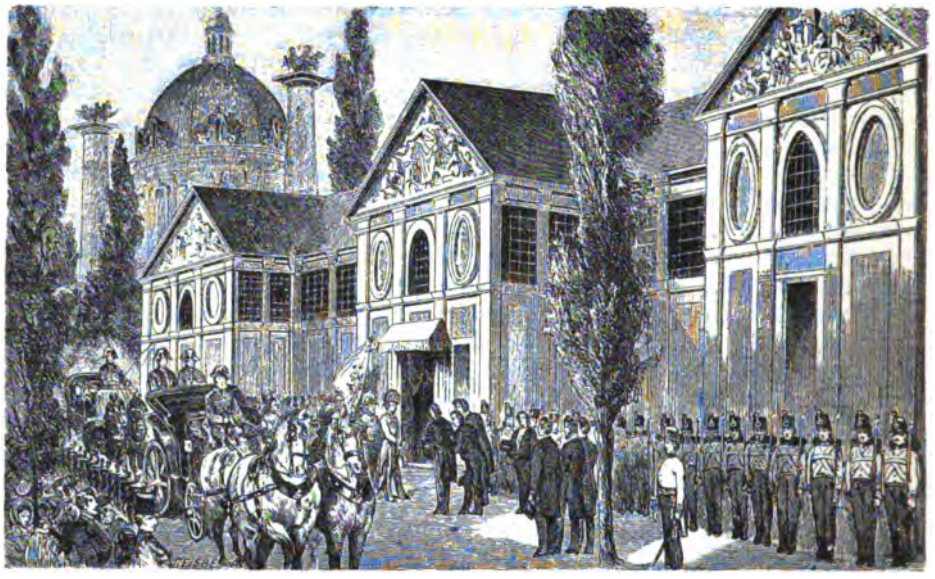
Der Sprecher im juridisch-politischen Leseverein blieb aber im Recht, wenn er diesen eine „Macht" nannte. Er war es in den letzten Jahren des Vormärz und im Beginn der Bewegung des Jahres 1848. Ein sehr kühler Beobachter sagt darüber: „In diesen Verein mündete fast alles geistige Leben der Residenz; bedeutende Fremde aller Nationen ließen sich in denselben einführen, um in die herrschende Stimmung Einsicht zu erlangen." Die Bureaus und Lesezimmer des Vereines in der Rotenturmstraße Nr. 15, dem Ertlschen Stiftungshaus, das ihn auch noch heute im neuen Prachtbau beherbergt, war das Hauptquartier aller geistig bedeutenden Gegner des vormärzlichen Regierungssystems und es lag ein gutes Stück Wahrheit darin, wenn man nach den Märztagen dort ein Plakat anschlug mit der Schrift: „Hier sind Minister zu erfragen."

Der juridisch-politische Leseverein besteht noch immer in Ehren und ist noch heute der geistige Sammelpunkt aller Fachkreise, die sich nun, nachdem dem freien Wort andere Stätten geöffnet sind, dem anregenden Verkehr und der Diskussion wissenschaftlicher Probleme widmen können.

Als wenn auch nur nomineller Träger der Regierungsgewalt erschien Kaiser Ferdinand in der Öffentlichkeit nur, wenn nicht zu umgehende Repräsentationspflichten es erforderten. Dies war schon ein Jahr nach der Thronbesteigung der Fall, als 1836 der französische Kronprinz, der Herzog von Orleans, mit seinem Bruder, dem Herzog von Nemours, auf einer Besuchstour durch Europa auch als Gast des Hofes von Wien eintraf. Dem Besuch lag eine ernstere Absicht zugrunde, da man für den Kronprinzen die Hand einer österreichischen Prinzessin wünschte. Man überhäufte die beiden Prinzen mit höfischen Aufmerksamkeiten, die Reihe der zu ihren Ehren veranstalteten Festlichkeiten nahm schier kein Ende. Galatafeln, Hofkonzerte, Gartenfeste, Pirutschaden und Ausflüge folgten sich während des in den Hochsommer 1836 fallenden Aufenthaltes so ununterbrochen, als wollte man dem Herzog von Orleans keine Zeit für das Verfolgen seiner ernsteren Zwecke lassen. Denn in allen Kreisen, welchen [illegible] Entscheidung eine Stimme zufiel, bei Hofe wie in der Staatskanzlei r [illegible]chlossen, womöglich einer Werbung durch zartes Abwinken zuvorz [illegible]wenn dies nicht verstanden würde, dem Herzog von Orleans e [illegible] und mit Redensarten vergoldetes Körbcher [illegible] Legitimitätsbegriffen, welche damals unter [illegible]

Politik beherrschten, war der König Ludwig Philipp, den man nur widerwillig anerkannte, ein Usurpator, ja man nannte ihn in intimen Kreisen kurzweg einen „Thronräuber", obwohl er sich nicht ohne Recht den „erwählten König der Franzosen" nennen konnte. Für seinen Sohn, für einen Prinzen des Hauses Orleans, hatte man am Wiener Hof alle Aufmerksamkeit, glänzende Feste jeder Art, aber — taube Ohren, wenn er als Brautwerber auftreten wollte.

Die Anwesenheit der beiden französischen Prinzen war im übrigen vielen Mitgliedern des Hofes nicht unerwünscht, weil damit etwas Leben und Abwechslung in die ewig gleichen und ziemlich stillen Wochen kam. Und auch die Wiener waren damit zufrieden, da es allerlei Augenweide gab. Eine Schilderung jener Tage entrollt folgendes mit vielen intimen Zügen ausgestattete Bild: „In einemfort rollten die prächtigen Karossen des Hofes durch die Wiener Straßen. In



Die Eröffnung der ersten Gewerbeausstellung in Wien. (S. 508.)

der ersten saß jedesmal die Kaiserin mit dem Herzog von Orleans, in der zweiten die Erzherzogin Sophie mit dem Herzog von Nemours. „Die Prinzen kommen!" klang es nun jeden Tag durch die gaffende Menge. 30.000 Menschen waren bei ihrer Ankunft zugegen, 20.000 bei einem Gartenfeste in Laxenburg. Und nie die geringste Unruhe, die leiseste Störung. Die jungen Herren, die aus der Hauptstadt der Revolution kamen, waren ganz erstaunt über dieses außerordentliche Schauspiel."

In letzterer Hinsicht hat sich eine bezeichnende Anekdote erhalten. Bei einer Fahrt im Prater, an der auch Kaiser Ferdinand teilnahm, drückte einer der Prinzen seine Verwunderung darüber aus, daß der kaiserliche Hof sich so ungehindert unter dem übrigen Publikum bewege und namentlich der Monarch selbst sich ohne jede umgebende Eskorte zeige. „Das brauch' ich nicht," entgegnete Kaiser Ferdinand eifrig. „Sehen's Hoheit, wenn ich jetzt aussteig' und mich dort auf der Wiesen zum Schlafen hinleg' — ich brauch keine Wach' und wenn mich Einer nur anrühren wollt' — meine Wiener zerreißeten ihn!"

Die peinliche Aufgabe, dem Brautwerber eine abschlägige Antwort zu erteilen, kam dem Vater der jungen Prinzessin zu, auf welche die Wahl des französischen Kronprinzen fiel, dem Sieger bei Aspern, Erzherzog Karl, dessen Tochter Erzherzogin Marie Therese, später Königin von Neapel, in Aussicht genommen war. Während eines Festes auf der Weilburg kam es zu einer Aussprache; in der ablehnenden Antwort fehlte auch die Hinweisung auf die trüben Schicksale nicht, welche in zwei früheren Fällen österreichische Prinzessinnen in Frankreich betroffen hatten.

Auch im nächsten Jahre fand sich ein hoher Gast am Wiener Hof ein, der jugendliche Großfürst Alexander Nikolajewitsch, später Czar Alexander II. Unter den zu seinen Ehren veranstalteten Festlichkeiten ragte das fast alljährlich in intimen Hofkreisen begangene, diesmal mit ungewöhnlichem Glanz inszenierte Frühlingsfest hervor, das mit einem Galabankett in der herrlichen Orangerie von Schönbrunn schloß. (Bild S. 517.)

Das steigende Mißvergnügen mit den öffentlichen Zuständen, das nun auch aus der Mitte der Bevölkerung Nahrung durch die wachsende wirtschaftliche Notlage erhielt, ergriff immer weitere Kreise. Es war ein öffentliches Geheimnis,

Rudolf v. Arthaber.

Theodor v. Hornboſtel.

Die Gründer des niederösterreichischen Gewerbevereines (S. 509.)

daß die Inhaber hoher Staatsämter eifrig für das Verlassen der bisherigen Maximen eintraten und man nannte aus den höchsten Kreisen einzelne Personen, zu welchen auch Erzherzogin Sophie, die Mutter des einstigen Thronfolgers, die Erzherzoge Franz Karl, Johann und Stephan zählten, als entschiedene Gegner des besonders von Erzherzog Ludwig und Fürst Metternich vertretenen Standpunktes.

Selbst im Schoß der niederösterreichischen Stände, so wenig diese auch einer modernen Volksvertretung glichen, machte sich doch, angefeuert durch das Beispiel des Preßburger Landtages und der Stände von Böhmen, im Beginn der Vierzigerjahre eine lebhaftere Bewegung geltend. Beeinflußt von der geistigen Strömung, die in Wien vom juridisch-politischen Leseverein ausging, warf man in den kurzen Ständesessionen allgemeine Fragen auf, die sich, wenn auch in sehr gedämpfter Form, stets zu einer Forderung nach Reformen zuspitzten. Die Debatten nahmen bald einen direkt oppositionellen Ton an und von Jahr zu Jahr näherten sich die Beschwerden und Wünsche mehr jenen Postulaten, die auch von der öffentlichen Meinung als unumgängliche Bedingungen einer Gesundung des ganz versumpften öffentlichen Lebens bezeichnet wurden. In einer Debatte über die verfehlte Anlage der Verzehrungssteuer, die aber schon bei ihrer Einführung im Jahre 1830 in Wien zu sehr bedenklichen Aufläufen geführt

hatte, kam es schon zu scharfen Angriffen auf die Regierung; noch verblüffender war es für diese, als 1845 die früher so zahmen Stände von Niederösterreich eine Erweiterung ihres Wirkungskreises, ausgiebigere Vertretung des Bürgerstandes und öffentliche Rechnungslegung über den Staatshaushalt verlangten. Fürst Metternich spöttelte zwar in seiner frivolen Weise: „Es gibt Berge, die Mäuse gebären; wir aber haben ein Ständehaus in der Herrengasse, wo liberale Flöhe das Licht der Welt erblicken.“ In Wahrheit aber waren diese Kundgebungen der früher so zahmen Landstände der Regierung sehr unbequem, da sie in der Öffentlichkeit mit Begeisterung begrüßt wurden und lauten Widerhall fanden.

Die steigende Erbitterung gegen das herrschende System brach bei jedem Anlaß hervor, obwohl die Horcher und Zuträger des Grafen Sedlnitzky eifriger als je am Werk waren. Selbst wo die Regierung sich, wenn auch nur gezwungen, den Anschauungen der fortschrittlichen Kreise näherte, stieß sie auf Anzeichen entschiedener Abneigung. Schon seit Jahren stand die Frage des Anschlusses an den Deutschen Zollverein zur Diskussion. Fürst Metternich und der Hofkammerpräsident Baron Kübeck wünschten ihn aus politischen Gründen und weil man davon eine Belebung des Handels erwartete. Auch in den Bürgerkreisen verkannte man nicht, daß der Beitritt Österreichs dessen Stellung in Deutschland stärken müsse, aber man glaubte ohne Zollschutz den Konkurrenzkampf mit der überlegenen deutschen Industrie nicht aufnehmen zu können, der Gewerbeverein erklärte sich in seiner Mehrheit gegen den Anschluß von Österreich an den Zollverein und in einer Versammlung von Fabrikanten fiel die Drohung, daß „in den nächsten Wochen nach Aufhebung der Zollschranken gegen Deutschland 50.000 Arbeiter in den Vorstädten und der Umgebung Wiens entlassen werden müßten“. Dies entschied, da sich die Regierung scheute, die ohnehin schon übergroße Zahl der Arbeitslosen und die allgemeine Not zu vermehren.

Die ganze Frage war daher eigentlich schon entschieden, als 1844 der „Vater des deutschen Zollvereines“, der Nationalökonom Friedrich List zu längerem Aufenthalt nach Wien kam, um den Anschluß Österreichs zu betreiben. Man nahm ihn in allen Kreisen mit großer Auszeichnung auf, für seinen mit soviel Zähigkeit verfolgten Zweck aber erreichte auch er nichts. Dagegen bot seine Anwesenheit Anlaß zu Demonstrationen gegen die Regierung, die dieser nur peinlich sein konnten. Zu einem ihm zu Ehren vom Gewerbeverein am 23. Dezember 1844 im Hotel Munsch am Neuen Markt gegebenen Bankett waren alle politisch bedeutenden Männer des vormärzlichen Wien geladen. Der übliche Toast auf den Monarchen wurde mit Wärme aufgenommen, eine freisinnige Rede des Professors Hye, Lists Trinkspruch auf die Einheit Deutschlands weckten Begeisterungsstürme, als sich aber der amerikanische Konsul Johann Georg Schwarz beikommen ließ, nach längerer Rede ein Hoch auf den Staatskanzler auszubringen, blieb alles demonstrativ sitzen und eisiges Schweigen herrschte.

List wurde auch während seiner Anwesenheit einer geselligen Vereinigung von Schriftstellern beigezogen, die sich „Soupiricon“ nannte und aus welcher später der noch heute bestehende Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia“ entstand. Außer ihm waren noch andere Gäste aus dem Kreise des juridisch-politischen Lesevereines anwesend und in den politischen Debatten ward die Regierung so hart angegriffen, daß List endlich lächelnd sagte: „Kinder, wenn ihr noch ein paarmal so zusammenkommt, bleibt euch nichts über als ein wenig Revolution zu machen.“

Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Wien gestalteten sich immer schwieriger und verschärften auch die allgemeine Mißstimmung. Die Zahl der Arbeitslosen

vermehrte sich, die Erwerbsverhältnisse waren überhaupt so schlecht als möglich. Nach offiziellen Daten gab es 1845 in Wien etwa 30.000 Einkommensteuerpflichtige. Um die entfallende erste Rate hereinzubringen, mußte nach den damaligen Steuergesetzen in 17.469 Fällen die einfache Militärexekution, in 9554 Fällen die verschärfte Exekution, in 7009 Fällen die Pfändung verhängt werden. Zur Hereinbringung der zweiten Rate waren 18.378 einfache, 10.566 verschärfte Exekutionen und 8011 Pfändungen nötig. Das sind wahrhaft erschreckende Ziffern, die einen ganz unglaublichen Tiefstand der wirtschaftlichen Verhältnisse beweisen. Dieses Beispiel ist aber den Kreisen der Steuerträger entnommen, also dem Gewerbe und niederen Mittelstand. Viel schlimmer stand es noch mit den Arbeitern. In den Jahren 1843 bis 1847 belief sich die Bautätigkeit in ganz Wien auf 202 Neu-, 205 Um- und Zubauten, die Verdienstmöglichkeit aus diesem wichtigsten städtischen Erwerbszweig, dem alle Zuzügler zuströmen, war eine verschwindend geringe. Für das Jahr 1847 berechnete man den durchschnittlichen Wochenverdienst eines Arbeiters in Wien auf 5 fl. 22 kr., den einer Arbeiterin auf 2 fl. 58 kr. Konventionsmünze. Für den Anfang des Jahres 1848 wird für den Arbeiter je nach der Verwendungsart ein Taglohn von 24 kr. bis 1 fl. 20 kr., für die Arbeiterin von 10 bis 30 kr. Konventionsmünze angegeben, was einem Jahresverdienst von 183 bis 220, von 90 bis 110 fl. Konventionsmünze entspricht. Diesen Bezügen stand aber eine seit dem Jahre 1845 stetig steigende Teuerung gegenüber, so daß 1847 z. B. ein Metzen Kartoffel weit über 2 fl. kostete.

Aber auch diese schlecht entlohnte Arbeitsgelegenheit ward von Jahr zu Jahr geringer, obwohl bei den durch die Gebundenheit des Bodens bedingten traurigen Zuständen auf dem flachen Lande der Zuzug nach Wien immer mehr zunahm. Als die Regierung, beunruhigt durch diese Zustände, dem Magistrat einen Bericht abverlangte, beteuerte Bürgermeister Czapka zwar, daß keine Ursache zu Besorgnissen wegen Arbeiterunruhen sei und wies etwas optimistisch auf die den zuständigen Arbeitslosen gereichten Geldunterstützungen hin. Doch kann er nicht umhin, auf die Ansammlungen von arbeitslosen Zuzüglern in den Vororten hinzuweisen und „wie dringend notwendig es sei, diese Ortschaften einer genauen und verläßlichen Aufsicht zu unterziehen und den fortwährenden Ansiedlungen in der Nähe der Hauptstadt und an deren Linien ein Ziel zu setzen".

Alle Schilderungen aus jener Zeit sind voll erschreckender Nachrichten über die Zahl der Arbeitslosen, das Bettlerunwesen, die herrschende öffentliche Unsicherheit, aber auch über die sittliche Verwilderung der unteren Klassen, die stets ein Produkt allgemeiner Notlage ist. In drastischen Zügen schildert der spätere Abgeordnete des konstituierenden Reichstages, Ernst Violand, diese Verhältnisse: „Die Folge der furchtbaren Zustände der abhängigen Arbeiterklasse war, wenigstens in Wien, grenzenlose Immoralität und sittliche Verkommenheit. Ganze Vorstädte, wie Thury, Liechtenthal, Alt-Lerchenfeld, Strozzischer Grund, Margarethen, Hundsthurm, Neue Wieden, Fünf- und Sechshaus, wimmelten von ausgehungerten, zerlumpten Arbeitern und Abends erfüllten die unglücklichen Mädchen der Fabriken in dem jugendlichsten, selbst kindlichen Alter die Glacien und den Stadtgraben, um für einige Groschen jedem dienstbar zu sein. Im Jahre 1845 oder 1846 zogen sie sogar mit jungen Fabriksarbeitern, den sogenannten Kappelbuben, welche auf die Annäherung der Polizei zu achten hatten, in den Straßen der Inneren Stadt herum und scheuten sich nicht, zur größeren Bequemlichkeit Bänke und Polster mit sich zu nehmen. Auch nächtliche Anfälle und Beraubungen auf den Glacien kamen fast täglich vor. Dieses Wegelagererwesen bestand fast durch einen ganzen Winter, welcher damals sehr streng

war und welcher die Arbeiterbevölkerung eben deshalb und weil sie die Heizung nicht erschwingen konnte, zu solchen verzweifelten Gewalttätigkeiten nötigte. Das schaudervolle Elend dieser Fabriksklaven, namentlich im Winter, ging in das Unglaubliche und doch waren sie überglücklich, wenn sie nur nicht ihren Verdienst verloren; denn dann blieb ihnen nichts übrig, als zu verhungern oder zu stehlen. Es gab viele brotlose Menschen, welche fast ohne Bekleidung sowohl im Sommer als im Winter sich des Tages hindurch in den Unratskanälen aufhielten und des Nachts, um frische Luft zu schöpfen und etwas zu erwerben und zu genießen, Einbrüche und Raubanfälle begingen und sich dann im Prater oder in elenden Kneipen herumtrieben."

Bitter pointiert und mit drastischen Zügen ausgestattet ist ein anderer Bericht über die Wiener Zustände im Jahre 1847: „In den Straßen Wiens wurde, es ist dies ein Beweis für die hier herrschende Not, ein Mann mit drei Kindern Bettelns wegen aufgegriffen, nicht weil er um Almosen bettelte, sondern in trostloser Verzweiflung seine Kinder zum Geschenke anbot. Es wäre entsetzlich, wenn sich das allgemein verbreitete Gerücht bestätigte, daß in einer Vorstadt Wiens eine Wittwe mit sechs Kindern in einem Anfalle ähnlicher Verzweiflung ihr jüngstes Kind schlachtete und es den andern vorsetzte, um sie vor dem Hungertode zu retten. Sie ist, heißt es, bereits dem Irrenhause übergeben; jedenfalls war es die entsetzliche Not, welche sie zum Wahnsinn brachte. Nichtsdestoweniger haben die Straßenecken nicht Raum genug, täglich bis an hundert öffentliche Belustigungen anzukündigen, obwohl die Tanzsäle sich in diesem Karneval durchaus nicht recht füllen wollen. Doch hört man von Diners in Bankierhäusern, wo, um einen Gast zu ehren, für zwei Erdbeeren — die einzigen, die im freiherrlich Hügelschen Garten in Hietzing in der jetzigen strengsten Jahreszeit reiften — sage 25 Gulden K. M. bezahlt wurden. Doch ist das Theater an der Wien, wenn die Lind singt, in allen Räumen voll. Doch ist die Armut hier bereits so groß, daß die vielfachen Wohlthätigkeitsspenden, Bälle, Lotterien zu deren Stillung nicht mehr ausreichen."

Nicht ohne Grund wurde diesen Schilderungen ein breiterer Raum gegönnt, denn sie ergänzen das umfassende Bild der Zeit. Sie berichtigen aber auch den vielverbreiteten Irrtum, daß nur die politischen Übelstände des Vormärz die Erhebung des Jahres 1848 begründeten und hervorriefen. Mindestens gleich wirksam waren die wirtschaftlichen Verhältnisse, durch welche weite Volkskreise gezwungen waren, auf jede Weise Hilfe anzustreben.

Die Not war endlich im Jahre 1847, als die prekäre Lage vieler Industriezweige wirklich zu Arbeiterentlassungen nötigte, auf eine Höhe gestiegen, welche durch keine offizielle Schönfärberei mehr zu verbergen war. Nun war es Bürgermeister Czapka selbst, der umfassende Erhebungen über die Ursachen dieser Kalamität vornehmen ließ und in einem vertraulichen Bericht an die Regierung von den „beunruhigenden Symptomen einer Arbeiterbewegung und der drohenden sozialen Gefahr" sprach. Schon im Frühjahr 1847 kam es in den von einer dichten Arbeiterbevölkerung bewohnten Vororten, namentlich in Fünfhaus, Sechshaus und Gaudenzdorf, zu förmlichen „Brotkrawallen", in einzelnen Fällen sogar zur Plünderung von Bäcker- und Fleischerläden. Diese Zustände verschlimmerten sich im Winter 1847—48 noch immer mehr, so daß ein Bericht aus dieser Zeit lautet: „Während sich das Gesindel in den vorigen Jahren meistens damit begnügte, aus den Bäckerläden das Brod zu schnipfen und damit Reißaus zu nehmen, thut es jetzt, als ob es sich gar nicht mehr fürchte, weder vor den Bäckern, noch vor der Polizei. Es dringt schaarenweise in die Bäckerläden ein, läßt sich beim Brodzusammenräumen hübsch Zeit, schlägt den Bäcker oder seine Leute, wenn sie sich darüber aufhalten, zu Boden und läßt es selbst

auf eine Rauferei mit der Polizei ankommen, wenn dieſe zufällig dazu kommt. In Gaudenzdorf haben die Weber aus einem dortigen Bäckerladen nicht nur

Das Frühlingsfeſt in der Orangerie von Schönbrunn 1837 (Nach J. N. Geiger). (S. 513.)

das Brod fortgenommen, ſondern auch das zugeſperrte Geldladel aufgeſprengt und die ganze Barſchaft ſich angeeignet. Der dortige Bäcker iſt ein ruinirter Mann, denn ſie haben auch alle ſeine Bücher und Papiere vernichtet, aus lauter Zerſtörungswuth.“ (Bild S. 520.)

Im Jahre 1847 und im Januar 1848 brachten ausländische Zeitungen wiederholte Nachrichten, daß in den Abendstunden Haufen hungernden Volkes nach Schönbrunn verkehrende Hofwägen unter dem Geschrei nach Brot anhielten. In den heimischen Zeitungen verlautete natürlich von solchen Vorgängen nichts, ganz grundlos mögen aber jene Nachrichten kaum gewesen sein, denn es erfolgte 1847 eine Verstärkung der Garnison und unter der bezeichnenden Devise „politische Reserve" die Einführung eines besonderen Bereitschaftsdienstes.

Die Mittel, welche man nun ergriff, um diesen gefahrdrohenden Zuständen abzuhelfen, waren ohne Zweifel ganz gut gemeint, aber vollkommen unzulänglich und sie streiften nur die Oberfläche, ohne an die Wurzel des Übels zu greifen. Im Einvernehmen mit der Regierung ließ Bürgermeister Czapka, um die müssigen Hände zu beschäftigen und Gelegenheit zu Verdienst zu schaffen, sogenannte „Notstandsbauten" in Angriff nehmen. Der Bau des großen neuen Versorgungshauses in der Spitalgasse wurde damals begonnen, der Bürgerzwinger an der Dominikanerbastei demoliert, Niveauregulierungen, bei welchen zahlreiche Arbeiter beschäftigt werden konnten, angeordnet. Aber diese Maßregeln waren den tatsächlichen Verhältnissen gegenüber ganz unzulänglich; viele der feiernden Arbeiter, die früher in einem Zweig der einst blühenden Luxusindustrie Wiens tätig waren, die Seidenweber und Galanteriearbeiter konnten so schwere Taglöhnerarbeit nicht leisten. Auch ein mit den Bäckern getroffenes Abkommen, nach welchem den Arbeitern das Brot um ermäßigte Preise geliefert werden solle, versagte gerade in jenen dringendsten Fällen, wo die Arbeitslosen auch diese geringeren Preise nicht mehr bezahlen konnten.

Wirksamer griff die Privatwohltätigkeit ein. Namentlich vom juridisch-politischen Leseverein, der sich schon damals eine führende Rolle errungen hatte, ging eine Aktion zur Linderung der Massennot aus. Dr. Franz Romeo Seligmann, Professor an der medizinischen Fakultät, propagierte eifrig die Idee, die von einem englischen Philanthropen, dem Grafen Rumford, erfundene „Armensuppe", die aus Kartoffeln und anderen mehlreichen Vegetabilien bestand, in großen Quantitäten herzustellen und unentgeltlich an die Notleidenden zu verteilen. Er wußte eine Anzahl einflußreicher Männer für seinen Plan zu gewinnen und schon im April 1847 trat ein Komitee zusammen, dem der Fabrikant Hornbostel, Baron Doblhoff, Dr. Alexander Bach, Freiherr von Feuchtersleben und andere Männer aus dem Kreise des Lesevereines angehörten. Der dringenden Not gegenüber vergaß sogar die Regierung ihren sonstigen Abscheu vor jeder Vereinsgründung. Der am 13. Mai vorgelegte Entwurf der Statuten eines „allgemeinen Hilfsvereines" kam schon am 15. mit der echt amtsmäßig lautenden Genehmigung zurück, „man findet bei der durch die Persönlichkeit der Herren Proponenten aufliegenden Bürgschaft für das Gedeihen des Vereines denselben zu bewilligen". Nachdem man sich auch der nicht mit ganzem Herzen gegebenen Unterstützung des Bürgermeisters versichert hatte, der als erstes Lokal für die Küche und Austeilung das freiwillige Arbeits- und Armenhaus „zum blauen Herrgott" am Alsergrund zur Verfügung stellte, kam die Sache rasch in Fluß. Schon am 30. Mai fand die erste Verteilung von Rumfordscher Suppe statt, die so großen Zulauf fand, daß an jedem Tag an 2000 Arme erschienen (Bild S. 522). Nach allen Berichten war die Suppe von gutem Geschmack und sehr nahrhaft. Man interessierte sich in allen Kreisen für die Sache, die Mitgliederzahl des allgemeinen Hilfsvereines wuchs an, freiwillige Beiträge an Geld und Viktualien liefen ein und da endlich Erzherzog Franz Karl sich als Protektor an die Spitze der Sache stellte, ließen auch die Behörden die bisherige kühle Zurückhaltung fallen. Lange dauerte dies

allerdings nicht; denn da der Verein mit Recht seine Aufgabe mit der Suppenverteilung nicht erschöpft sah, sondern auch die Arbeitsvermittlung und die Zuerkennung von Geldunterstützungen aufnehmen wollte, sah der Bürgermeister Czapka, dessen Gefühl der Selbstherrlichkeit stärker war, als seine Humanität, darin einen Eingriff in das der Gemeinde zustehende Recht der Armenpflege. Sogar der Wunsch einer Dezentralisierung der Suppenverteilung stieß auf Schwierigkeiten und in einzelnen Vorstädten konnte der Verein die Beistellung unentgeltlicher Räume als Küchen und Verteilungslokal nicht erzielen. Trotzdem leistete der Hilfsverein Bedeutendes; Ende 1847 konnte er ein Budget von fast 30.000 Gulden ausweisen, über 264.000 Personen waren mit Suppe, viele auch mit Brot und Holz beteilt worden.

Über ihren Bemühungen, den Notstand breiter Volksmassen zu lindern, vergaßen aber die Führer der fortschrittlichen Bewegung in Wien ihre politischen Ziele nicht, die sich kurz als Beseitigung des Metternichschen Systems und Herstellung verfassungsmäßiger Zustände bezeichnen ließen. Sie besaßen großen Anhang in der oberen Schicht des Bürgertums, hatten Gesinnungsgenossen in der hohen Bureaukratie und den Ständen, von welchen sich viele, wie der jüngere Baron Stifft, Baron Sommaruga, Ritter von Schmerling ꝛc. offen zu ihnen bekannten, aber auch Mitglieder des Hochadels sympathisierten mit ihren Wünschen. Einen nicht zu unterschätzenden Beistand erhielt diese fortschrittliche Partei durch die im Ausland wirkenden österreichischen Schriftsteller, die wie Kuranda in dem viel gelesenen „Grenzboten", oder wie Schuselka, Baron Andrian, Möring u. a. in politischen Schriften, das herrschende Regierungssystem erbittert angriffen und in seiner ganzen inneren Haltlosigkeit bloßstellten.

Mit Ausnahme eines kleinen Kreises von berufsmäßigen Lobrednern der Regierung, die aus deren Krippe fraßen und bedungene Arbeit leisteten, wenn sie lobhudelten, kann man ohne Übertreibung sagen, daß alle Männer von wissenschaftlicher Bedeutung und literarischem Ruf, welche Wien damals besaß, mit den Zielen der fortschrittlichen Partei sympathisierten und zu den mehr oder weniger entschiedenen Gegnern des herrschenden Systems gehörten. Trotz einer veralteten Studienordnung und dem maßlosen geistigen Druck, welcher den Professoren die Abhaltung freier Vorträge verbieten und den Stoff derselben vorschreiben wollte, hatte sich doch, namentlich von 1840 an, ein reges wissenschaftliches Leben und Streben an der Universität Wien entfaltet. Die medizinische Fakultät bewahrte und vermehrte den alten Ruf; Lehrer wie Rokitansky, Rosas, Hyrtl, Endlicher, Schuh, Feuchtersleben u. s. w. zogen Schüler aus ganz Europa an. Unter den Juristen traten jüngere Kräfte, wie Hye, Stubenrauch und Leop. Neumann immer mehr in den Vordergrund und auch an der philosophischen Fakultät lehrten wissenschaftliche Celebritäten, wie Littrow, Ettingshausen, Petzval u. s. w. Und sie alle mit den meisten ihrer Kollegen standen im Lager der Gegner der Regierung.

Ganz das gleiche Verhältnis herrschte aber bezüglich der Wiener Schriftstellerwelt, die damals neben dem alle überstrahlenden Grillparzer noch eine stattliche Reihe von bedeutenden Talenten zählte. In größerem oder geringerem Grade hatten sie ja ohne Ausnahme unter der geistlosen Brutalität der Zensur Sedlnitzkys gelitten und den beklemmenden Druck empfunden, der von diesem Regierungssystem nicht bloß auf die geistige Produktion allein, sondern auf jedes selbständige Denken, auf den geistigen Zusammenhang mit den herrschenden Kulturideen geübt wurde.

Aus diesen Kreisen ging auch die erste entschiedene Stellungsnahme gegen dieses System hervor. Den ersten Anstoß gab schon früher der Verfasser

trefflicher Lustspiele, die manches scharfe Wort enthielten, Eduard von Bauernfeld, in einer maßvoll geschriebenen Broschüre „Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers", die aber doch eindringlich schilderte, wie dornenvoll damals dessen Wirken war. Die Frage verschwand nicht mehr aus der Diskussion und 1845 taten sich fast ausnahmslos alle in Wien lebenden Männer der Feder zusammen, um in einer Eingabe an die Regierung die unleidlichen Zensurverhältnisse zu schildern und um zeitgemäße Umgestaltung derselben zu ersuchen. Man wagte es nicht etwa von „Preßfreiheit" zu sprechen, sondern verlangte sehr bescheiden nur die Erlassung eines neuen Zensurgesetzes, das einen Instanzenzug gegen die oft ebenso bornierten als boshaften Willkürakte der Zensoren zugestand, und für die letzteren eine Gewähr ihrer Befähigung, aber auch eine unabhängige Stellung. Die Petition wurde im Salon des Hofrates

Plünderungsszenen in Gaudenzdorf. (S. 517.)

und gelehrten Orientalisten von Hammer-Purgstall entworfen und beraten, außer diesem selbst aber von allen namhaften Schriftstellern und von Männern aller Parteirichtungen unterschrieben. Grillparzer, dem persönliche Kränkungen und die Zensurplackereien schon lange alle dichterische Produktion verleidet hatten, an der Spitze; ihm schlossen sich an der Kirchenfürst Ladislaus Pyrker, die Professoren Baumgartner, Ettingshausen, Feuchtersleben, Hye, Karajan, Littrow, Rokitansky, Schrötter, der ausgezeichnete Novellist und k. k. Schulrat Adalbert Stifter, der Hofburgtheaterdirektor Holbein, der in der Staatskanzlei verwendete Dichter Baron Zedlitz, die Dichter Bauernfeld, Castelli, J. G. Seidl, J. N. Vogl u. s. w. Sogar Adolf Bäuerle, der Herausgeber der „Theaterzeitung" und J. Ebersberg vom stets bestgesinnten „Zuschauer" waren unter den Unterzeichnern dieser Eingabe.

Trotzdem erging nie ein Bescheid darauf, ja man wollte bemerken, daß Graf Sedlnitzky von dieser Zeit noch grimmiger gegen alles Gedruckte wütete

und sich dazu der Hilfe einiger besonders für das Amt „literarischer Henker" qualifizierter Helfer bediente.

Zeitweilig verspürte der Staatskanzler Fürst Metternich, der zweifellos ein geistvoller Mann war und als literarischer Feinschmecker galt, in dessen Salons manches sonst streng verpönte Buch auflag, das Bedürfnis, sich als Schätzer und Schützer von Wissenschaft und Poesie zu zeigen. Zu diesem Zweck griff er den schon nahezu 100 Jahre früher auftauchenden Plan der Gründung einer Akademie der Wissenschaften auf. Nach der vom 14. Mai 1847 datierten Stiftungsurkunde sollte sie durch ihre Verhandlungen und Schriften „Anlaß zu einer Konzentration aller hervorragenden gelehrten Kräfte auf dem Gebiete der Geschichte und der Naturwissenschaften" geben und dem entsprach auch die Gliederung in eine philosophisch-historische und in eine mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse. Um dem neuen Institut aber Leben einzuhauchen, war die Zeit schlecht gewählt und auch Fürst Metternich doch nicht der rechte Mann. Vorderhand behielt also der grimmige Humor Grillparzers recht, der ihm damals folgende Verse inspirierte:

„Akademie! klingt's doch wie Spott
Aus eurem Mund und macht mir Grauen,
Als wollte frech — verzeih' mir's Gott! —
Der Teufel eine Kirche bauen.

Befehdet, was sich geistig kündet aus,
Belauert's, wie bisher und laßt's verhaften,
Dann habt in jedem Zucht- und Arbeitshaus
Akademien ihr der Wissenschaften.

Doch wollt ihr Bildung ernstlich und gewiß,
Daß wir nicht mehr an eurem Vorsatz zweifeln,
So hebt zuerst das größte Hindernis,
Und schert euch selbst zu allen Teufeln!"

Soweit es der Raum und Zweck dieses Buches gestattet, wurden an passender Stelle jene Männer genannt, welche das wissenschaftliche und geistige Leben der Epoche repräsentieren. Nur eine ganz eigenartige Erscheinung, die dem Wiener Boden entsprungen ist und durch Geschlecht und Entwicklungsgang ganz aus dem üblichen Rahmen tritt, verdient besondere Erwähnung. Es ist dies Ida Pfeiffer, die vor 70 Jahren, als Weltreisen noch kein Sport waren, in reiferem Alter von unbezwinglicher Wanderlust ergriffen wurde und mit kümmerlichen Mitteln einen großen Teil der bewohnten Erde durchquerte. Sie war am 14. Oktober 1797 in Wien als Tochter des vermöglichen Kaufmannes Reyer geboren und heiratete den fast doppelt so alten Advokaten Pfeiffer. So lange der Gatte lebte und die Kinder ihrer bedurften, erfüllte sie aufopfernd alle Pflichten der Frau und Mutter, dann aber gab sie dem schon in der Kindheit durch Lektüre geweckten Reisetrieb nach, der sie zuerst nach Island und Palästina, dann aber auch nach Amerika und in Teile von Asien und Afrika führte, die noch jetzt manche Gefahren bieten, damals aber und namentlich für eine einzelne Frau nur mit großem Wagemut zu betreten waren. Die Beschreibungen ihrer Weltfahrten sind schlicht, ohne aufdringliches Gelehrttun gehalten und mit einem gewissen Humor gewürzt, welcher die an das Geschlecht der kühnen Reisenden mahnende Breite der Darstellung vergessen läßt.

Die Anstrengungen ihrer Wanderungen hatten die Kraft der alternden Frau erschöpft, auch der Rest ihres kargen Besitzes war zum Ende gekommen und sie hätte sich dem Mangel gegenüber gesehen, wenn nicht die Unterstützungen der Wiener Akademie und der Geographischen Gesellschaft sie davor geschützt

hätten. Sie starb 1858 in Wien und verdient gewiß ein ehrenvolles Plätzchen unter jenen Wienerinnen, die der Vaterstadt Ehre machten. (Bild S. 524.)

Nur einige wichtigere Vorfälle aus dem Ende der vormärzlichen Periode haben wir noch nachzuholen. In das Jahr 1843 fiel das 50jährige Gedenkfest des Eintrittes des Erzherzogs Karl in die Armee, für welche er als Feldherr und Organisator, als Lehrer und Führer so viel getan hatte und welcher er ewig grüne Lorbeerblätter in den Ruhmeskranz flocht. Das Fest wurde mit ungewöhnlichem Gepränge gefeiert; ein großer militärischer Zapfenstreich, eine Parade und ein vom Kaiser präsidiertes Bankett, zu dem die Mitstreiter des Erzherzogs aus der ganzen Monarchie erschienen, bildeten die Hauptpunkte der Veranstaltungen, an welchen trotz des militärischen Charakters doch auch die

Die Verteilung der Rumfordsuppe. (S. 518.)

Bevölkerung freudigen Anteil nahm. Dieser verwandelte sich in Trauer, als man vier Jahre später, am 2. Mai 1847, den toten Helden mit allem Prunk, der seiner Würde und seinen Verdiensten gebührte, zu Grabe trug. Eine zahllose Menschenmenge drängte sich in den Straßen, durch welche sich der imposante militärische Konduкt des „Siegers von Aspern" bewegte. Viel bemerkt wurde damals ein Vorfall, der als Zeichen des Wandels der Anschauungen auch in den höhereren Sphären der Gesellschaft bezeichnend ist. Als sich die Teilnehmer der Leichenfeierlichkeit im Zeremoniensaal der Hofburg versammelten, wies n den Landständen den Platz in einer Ecke, weit hinter der Generalität und höheren Beamten an. Graf Montecuccoli, der die Stelle eines Landrschalls bekleidete, remonstrierte dagegen aber sehr energisch mit den Worten: Die Landstände sind die natürlichen Beiräte der Krone und nehmen auch den ihnen gebührenden Platz in Anspruch." Und ohne sich weiter um den ordnenden Hofbeamten zu kümmern, schritt er, gefolgt von den übrigen Ständemitgliedern,

in die Mitte des Saales, um nahe der kaiserlichen Familie und neben den Geheimräten den Platz einzunehmen.

Am 16. Juli 1846 kam das Kolossaldenkmal zur Enthüllung, das Kaiser Ferdinand dem Gedächtnis seines Vaters widmete. Es nimmt die Mitte des Inneren Burgplatzes ein, der seitdem die Bezeichnung „Franzensplatz" führt, und ist ein Werk des Mailänder Bildhauers Pompeo Marchesi, von dem auch die von der Kaiserin Karoline Auguste errichtete Marmorbüste Franz I. im Parke von Laxenburg stammt. Trotz der Größe und der aufgewendeten Mittel wird das Monument nicht ohne Grund vielfach angefochten. Auf einem vielgegliederten Unterbau von geschliffenem Mauthausener Granit erhebt sich ein achteckiger Sockel, der die Erzfigur des Kaisers in römischer Imperatorentracht trägt. Die Basreliefs des Sockels stellen Personifikationen von Wissenschaft, Handel, Gewerbe, Ackerbau, Viehzucht, Kunst und Kriegswissenschaft dar. An den vier Ecken des Unterbaues sitzen allegorische Kolossalfiguren: Religion, Friede, Gerechtigkeit und Stärke. Die Stirnseite des Unterbaues gegen den Schweizerhof enthält die bekannten Worte aus dem Testament des Kaisers Franz: Amorem meum populis meis. (Bild S. 528.)

Stadtverwaltung, bauliche Entwicklung und Volksleben in Wien von 1816 bis 1847.

Es wurde schon betont, daß ein Regierungssystem, wie es jenes des Kaisers Franz war, der städtischen Selbstverwaltung nicht geneigt sein konnte. In der Tat verschwanden in dieser Periode noch die letzten Reste derselben. Nachdem 1808 die Wahl der Magistratsräte auch für den politischen und ökonomischen Senat aufgehoben und die Ernennung der Landesstelle übertragen wurde, nahmen die Gemeindefunktionäre ganz den Charakter von landesfürstlichen Beamten an, die in ihrer Tätigkeit und auch in ihrem Fortkommen vollkommen von der Regierung abhingen. Selbst in der Verwaltung des Gemeindevermögens war der Wirkungskeis des Magistrates so beschränkt, daß zu unbedeutenden Ausgaben die Genehmigung der Regierung eingeholt werden mußte. Formell bestand das Wahlrecht noch für den Posten des Bürgermeisters, aber in einer Weise, die nur eine dürftige Verschleierung des Ernennungsrechtes der Regierung bildete. Der Äußere Rat, dessen Mitgliederzahl auf 400 stieg, ergänzte sich nicht mehr durch Wahlen aus der Bürgerschaft, sondern er wurde vom Magistratsgremium durch Ernennungen ergänzt. Die Stelle eines „Äußeren Rates" war mit sehr wenig Pflichten und noch weniger Rechten verbunden und diente nur dem Ehrgeiz der nach einem Titel strebenden Bürger, die von der Bevölkerung wegen ihrer unbedingten Gefügigkeit spottend die „Ja-Ja-Manderln" genannt wurden. Diesem Äußeren Rat, der ganz vom Magistrat abhing, stand nun das Recht zu, sechs Personen für den Posten des Bürgermeisters bei der Regierung in Vorschlag zu bringen, welche die Ernennung vollzog. Es muß zugegeben werden, daß die Regierung dabei nicht immer eine glückliche Hand bewies. Als 1823 der vielverdiente Bürgermeister von Wohlleben starb, dessen Beliebtheit in allen Kreisen der Bevölkerung eine große war, berief man den bisherigen Vizebürgermeister Anton Lumpert nach dem Prinzip der Anciennetät an die Spitze der Gemeindeverwaltung. Er war ein ehrenhafter wohlmeinender Mann, der aber seine ganze Laufbahn beim Zivil- und Kriminalsenat des Magistrates zurückgelegt hatte und der Verwaltung eines so großen Gemeindewesens ganz fremd gegenüber stand. Natürlich lag darin ein Anlaß, ja sogar eine Nötigung für die Regierung, die städtischen Angelegenheiten noch mehr zu überwachen und

zu beeinflussen. Die Amtsführung des Magistrates wurde eine so schleppende, daß er als Behörde jedes Ansehen verlor und die Klagen in der Bevölkerung immer lauter wurden. Man bestimmte 1834 den Bürgermeister Lumpert zum Rücktritt, um eine jüngere und energischere Kraft auf den wichtigen Posten zu stellen. Der Tod des Kaisers Franz ließ aber diese Sache in den Hintergrund treten und es wurde der provisorische Vorsitzende des politisch-ökonomischen Senates, Anton Edler von Leeb, ernannt, dessen Amtsführung aber aus persönlichen Gründen nicht entsprach und ihm schwere Vorwürfe zuzog. Als Leeb 1837 starb, fiel die Wahl auf einen der jüngeren Magistratsräte, Ignaz Czapka, dessen Tüchtigkeit schon die Aufmerksamkeit des verstorbenen Kaisers auf ihn gelenkt hatte und der schon vor vier Jahren auf der Vorschlagsliste des Äußeren Rates stand.

Ida Pfeiffer. (S. 522.)

Ignaz Czapka (Bild S. 529) war 1792 zu Liebau in Mähren geboren und trat schon 1815 nach vollstreckten juridischen Studien beim Wiener Magistrat ein. Schon 1825 zum Rat ernannt, lenkte er durch Arbeitskraft und administratives Talent die Aufmerksamkeit auf sich und als Leeb sein Amt antrat, schuf man für Czapka die Stelle eines Vizebürgermeisters des politisch-ökonomischen Senates, um jenem eine tüchtige Hilfskraft an die Seite zu stellen. Seine Wahl oder besser gesagt, seine Ernennung zum Bürgermeister von Wien mußte eine sehr glückliche genannt werden, denn er verband tüchtige Kenntnisse und großen Fleiß mit jener Energie, die, wenn es nötig ist, auch nicht scheut, derb zuzugreifen. Er brachte frisches Leben in die gesamte Amtsführung des Magistrates, regte eine Reihe nützlicher Reformen an und strebte eine völlige Neugestaltung der städtischen Verwaltung an, die er allerdings dem Zaudern der Regierung und vielfachen Privatinteressen gegenüber nicht im vollen Umfang durchführen konnte. Wenn er sich sofort nach seinem Amtsantritt vielfache Gegner, besonders in der Bürgerschaft schuf, so gab es dafür verschiedene Gründe. In vielen für die Allgemeinheit wichtigen Fragen war er gezwungen, liebgewordenen Gewohnheiten oder dem Vorteil einzelner Interessentengruppen entgegen zu wirken. Schon als Magistratsrat hatte er das Marktreferat übernommen und sein energisches Streben, die Approvisionierung Wiens zu regeln, das endlich zur Errichtung der ersten Schlachthäuser in Gumpendorf führte, zog ihm die erbitterte Feindschaft der einflußreichen Fleischhauer Wiens zu. Es

ist allerdings richtig, daß Czapkas persönliches Wesen ihm gleichfalls viele Gegner schuf. Das Bewußtsein seiner geistigen Überlegenheit machte ihn hochfahrend, absprechend und jeder fremden Meinung unzugänglich. Er fühlte sich nicht als erwählter Vertreter der Bürgerschaft, sondern als ernannter Beamter und kehrte diesen Standpunkt gerade in einer Zeit schroff hervor, wo im Mittelstand eine ganz andere Auffassung seiner Stellung zum Durchbruch kam.

Seit es Czapkas Streben nach Erweiterung des Wirkungskreises der Gemeindeverwaltung gelungen war, auch das Armenwesen in diese einzubeziehen, widmete er ihm seine volle Aufmerksamkeit und er schuf auch viel Verdienstliches, indem er die Errichtung eines allgemeinen städtischen Versorgungshauses anbahnte, die ziemlich verfahrenen Verhältnisse des Bürgerspitalfonds ordnete und eine Erhöhung der Pfründen ermöglichte. Trotzdem war es ein arger Fehler, daß er mit eifersüchtiger Eigenwilligkeit jeder humanitären Betätigung der Privatwohltätigkeit ablehnend, wenn nicht sogar hemmend entgegen trat. Nach dem Muster eines in Prag bestehenden Vereines sollte 1842 auch in Wien die Fürsorge für entlassene Sträflinge organisiert werden. Sogar die Regierung zeigte sich dem Plan geneigt, Czapka aber lehnte jede Mitwirkung ab und erklärte die Gründung eines solchen Vereines für unnötig und für einen Eingriff in den Wirkungskreis der Gemeinde, da durch die im Zuge befindliche Reorganisation der Zwangs- und freiwilligen Arbeitsanstalt auch diese Frage ihre Lösung finden werde. Ähnlich verhielt er sich jenen Bestrebungen gegenüber, die im Jahre 1847 zur Bekämpfung der Notlage der arbeitenden Klassen gemacht wurden. Nur widerwillig bequemte er sich dazu, die Zwecke des „allgemeinen Hilfsvereines" zu fördern, die Gründung des „Wiener Kreuzervereines zur Unterstützung der Gewerbsleute", welcher Arbeitsmaterial und Unterstützungen für notleidende Personen der unteren Klassen beschaffen wollte, erklärte Czapka für überflüssig, ja schädlich, weil der Wohltätigkeitssinn der besitzenden Bevölkerung dadurch „ermüdet" werden könnte. Seine Haltung in solchen Fragen wurde natürlich bekannt und machte viel böses Blut in der großen Masse. Daß die von ihm bekämpften Bestrebungen dann ohne, ja gegen ihn in das Leben gerufen wurden, machte die Sache noch schlimmer.

Trotz alledem wäre es sehr unbillig. Czapkas große Verdienste um viele Zweige der öffentlichen Verwaltung Wiens zu verkennen. Seine Amtsführung war eine der folgenreichsten und schlug vielfach die Bahnen ein, auf welchen seine Nachfolger dann schaffend weiter schritten. Er besaß tiefe Einsicht in den vielgegliederten Organismus der städtischen Verhältnisse Wiens und erkannte die Notwendigkeit einer einschneidenden Umgestaltung. Die Zusammenfassung der noch immer bestehenden einzelnen herrschaftlichen Gründe in den Vorstädten mit dem städtischen Gebiete zu einem einheitlichen Gemeinwesen konnte er zwar bei dem Widerstand der einflußreichen Grundherren, zu welchen das Domkapitel, das Schottenstift, Fürst Liechtenstein u. s. w. gehörten, nicht durchsetzen. Er verfolgte daher Schritt für Schritt diesen Zweck, indem er, wo es nur irgend möglich war, die Dominialrechte der Herrschaften innerhalb der Linienwälle für die Gemeinde erwarb. In dieser Hinsicht führte eine nicht zu ferne Zukunft die Pläne Czapkas ohne seiner Mitwirkung aus. Dies geschah auch bezüglich der Ausscheidung der Zivil- und Kriminalgerichtsbarkeit aus dem Wirkungskreis der städtischen Behörden, die, wie Czapka richtig nachwies, nur den Zwecken der Gemeinde, nicht aber allgemein öffentlichen Funktionen, wie es die der Gerichte sind, zu dienen haben. Auch eine allerdings sehr bescheidene Erweiterung der Selbstverwaltung brachte Czapka in Vorschlag, indem er die Einsetzung eines Bürgerausschusses zur Kontrolle der ökonomischen Gebarung der Stadt befürwortete. Damit kam er aber übel an und sogar ihm, dem man zu große

Willfährigkeit gegen die Regierung vorwarf, blieb die Zurechtweisung aus hohem Munde nicht erspart, auch er „lasse sich schon von den die Köpfe verwirrenden Reformideen beeinflussen".

Das Widerstreben gegen Czapkas Reformpläne war um so unbegreiflicher, als die Unhaltbarkeit der bestehenden Zustände in die Augen sprang und oft zu den ärgerlichsten Verwicklungen führte. Zwischen dem Magistrat und den herrschaftlichen Behörden herrschte ein unablässiger Kleinkrieg, der sich namentlich von Seite der letzteren in Chikanen äußerte. In dem 1813 erlassenen Statut für das Wiener Bürgermilitär war die Bestimmung aufgenommen worden, daß niemand eintreten solle, der noch einer Militärdienstpflicht für die Armee zu genügen habe. Der Buchstabe des Gesetzes gab also dem Amtspfleger der Herrschaft des Stiftes Schotten recht, als er 1843 bei der Rekrutierung zwei auf den herrschaftlichen Gründen wohnende Bürger assentieren ließ, die schon verschiedenen Wiener Bürgerkorps angehörten, obwohl sie noch militärpflichtig waren. Aber der langjährigen Übung widersprach dieser Vorgang trotzdem, der bisher nie in ähnlichen Fällen eingehalten wurde, da das zu stellende Rekrutenkontingent der Stadt Wien sehr gering war und mit Leichtigkeit gedeckt werden konnte, ohne daß man zu solchen Maßregeln griff. Im Bürgermilitär und in den Bürgerkreisen Wiens entstand große Erregung über diesen Vorgang, man verlangte die Rückgängigmachung desselben, die Czapka übrigens sofort erwirkt hatte. Als es sich aber darum handelte, auch für die Zukunft Vorsorge zu treffen, da ja nominell die Landwehrdienstpflicht bis zum 45. Jahre dauerte, also niemand vor dessen Erreichung hätte das Bürgerrecht erlangen können, stellte sich die Regierung auf Seite der Herrschaften und wies den Bürgermeister an, künftig nur jene in das Bürgermilitär aufzunehmen, welche nicht mehr militärdienstpflichtig, „aber welche Krüppel" sind.

Nicht mit Unrecht sah man in diesem Bescheid einen Hohn; die Bürgeroffiziere versammelten sich, um in einer Eingabe an den Kaiser an die von den Wiener Bürgerkorps geleisteten und auch anerkannten Dienste zu erinnern und sich für die Zukunft für die Mitglieder die Befreiung von jeder Militärdienstpflicht zu erbitten. Im Falle eines abschlägigen Bescheides faßte man die Auflösung der Korps in das Auge. Czapka war mit dieser Haltung nicht einverstanden und suchte in wenig taktvoller Weise durch Hervorkehren seiner Stellung als Oberst der Bürgerkorps eine Beruhigung zu erzielen, erreichte aber nur das Gegenteil. Er ließ sich sogar dazu hinreißen, einen Hauptmann des ersten Bürgerregimentes durch die Polizei zur Verantwortung zu ziehen, weil dieser „die Aufregung durch aufreizende Äußerungen und Gespräche vermehrt habe". Natürlich steigerte dies den Konflikt; weitaus die Mehrzahl der uniformierten Bürger weigerte sich zur Fronleichnamsprozession des Jahres 1844 auszurücken. Erst durch die Zusage, daß die Überreichung einer Beschwerde an den Kaiser gestattet und einer günstigen Erledigung unterzogen werde, war ein öffentlicher Eklat zu vermeiden und die Prozession konnte in gewohnter Weise vor sich gehen.

Noch in mancher Beziehung werden wir aber auf Czapkas verdienstliches Wirken hinweisen können. Vor allem ordnete er die Finanzlage der Gemeinde. Dank seiner umsichtigen Verwaltung gelang es bei gleichzeitiger Verminderung der Schulden und einiger besonders drückender Gemeindeumlagen noch wertvolle, das Aktivvermögen der Stadt steigernde Objekte zu erwerben und durch Beseitigung störender Häusergruppen den Verkehr von Hemmnissen zu befreien.

Im großen und ganzen blieb allerdings die Konfiguration der Stadt in dieser Periode die gleiche; zum Entwerfen oder zur Durchführung großer geordneter Regulierungspläne kam man damals nicht, im einzelnen aber wurde manches Nützliche geleistet.

Im Jahre 1817 erfolgte die gänzliche Beseitigung der von den Franzosen gesprengten Festungswerke und deren Wiederaufbau. Vor der Hofburg wurde die Festungsmauer soweit hinausgerückt, daß der heutige Äußere Burgplatz entstand, zu dessen beiden Seiten der Volks- und sogenannte Kaisergarten kamen. Im Jahre 1821 erfolgte die Grundsteinlegung zum Burgtor, das nach den Plänen des Hofbaurates Peter von Nobile im dorischen Stil ausgeführt und am 31. Oktober 1824 eröffnet wurde. Die Inschrift gegen die Stadtseite enthält den Wahlspruch Kaiser Franz I.: „Justitia regnorum fundamentum!" (Die Gerechtigkeit ist die Grundlage der Staaten), woraus der stets schlagfertige Witz der Wiener, da damals die Basteipromenade über die Plattform des Burgtores führte, das Bonmot formte: „Das muß eine saubere Gerechtigkeit sein, wo alles d'runter und d'rüber geht!" Unter Kaiser Franz entstand noch gegen den äußeren Burgplatz der vorspringende Flügel, der durch die neuesten Zubauten jenen Charakter verlor, der ihm im Wiener Volksmund die Bezeichnung der „Nase" erwarb. Im Jahre 1823 kam auch der Theseustempel im Volksgarten zur Ausführung, gleichfalls ein Werk Nobiles, dieses hervorragendsten Vertreters des Klassizismus in Wien. Den Namen erhielt dieses Bauwerk von der darin aufgestellten kolossalen Marmorgruppe Canovas „Theseus besiegt den Minotaurus", die jetzt ihren Platz auf dem mittleren Absatz des Treppenhauses im kunsthistorischen Hofmuseum gefunden hat. Im übrigen änderte sich an dem Umfang der Stadtumwallungen nichts; doch kamen unter der Regierung des Kaisers Franz noch zwei Stadttore zur Ausführung, das im Zuge der Teinfaltstraße in die Josefstadt führende Franzenstor und das Karolinentor, das von der Weihburggasse auf das sogenannte Wasserglacis und die Landstraße leitete. Beide waren nur für Fußgeher bestimmt. Im Jahre 1847 begann die Abtragung des Kavaliers auf der Dominikanerbastei, wodurch der Raum für die einige Jahre später zur Erbauung kommende, jetzt auch schon wieder beseitigte Franz Josefskaserne gewonnen wurde.

An einzelnen Punkten begann man, wenn dringende Verkehrsrücksichten es erheischten oder sanitäre Gründe dafür sprachen, mit der Beseitigung alter Häusergruppen, ohne daß man dabei nach einem bestimmten Plan oder nur nach allgemeinen Gesichtspunkten vorgegangen wäre. Eine der ersten größeren Demolierungen betraf 1821 bis 1822 den alten Passauerhof, ein wunderliches Konglomerat von Wohngebäuden, Schoppen und Häuschen, das vom Salzgries bis hinauf zur Kirche am Gestade reichte. Franz Gräffer, der in seinen persönlichen Erinnerungen ebenso verläßlich ist, als zur Vorsicht mahnend, wenn er der Phantasie die Zügel schießen läßt, gibt nachstehendes anschauliche Bild des alten Passauerhofes, der als Sitz der kirchlichen Gerichtsbarkeit über Wien eine der historisch wichtigsten Stätten des alten Wien war (Bild S. 532): „Nicht gar viele Leute erinnern sich noch des altehrwürdigen Passauerhofes, wie er nämlich aussah, unten, von innen und oben auf dem Hügel, dicht an Maria am Gestade. Von unten auf dem Salzgries imponirte zuerst das gewaltige breitflügelige Hofthor in der morschen Mauer, das wohl noch viel früheren Jahrhunderten mag angehört haben. Beim Eintritt durch dieses Thor, zur Rechten, präsentirte sich recht malerisch auf seiner Anhöhe das geistliche Wohnhaus, ein kleines Schloß aus neuerer Zeit. Der Hofraum selbst, früher wohl ohne Zweifel ein förmlicher Meierhof, bot in seinen letzten Jahrhunderten einen wunderlichen Anblick dar. Zur Linken, die ganze Länge des Hofes hinauf und von da fortlaufend bis an das hohe Wohngebäude zog sich eine Reihe morscher und moosbewachsener schmutziger Hütten und Scheunen, bewohnt von einer Colonie polnischer Juden, Truthühner und Gänse mästend, theils für sich selbst, theils zum Handel. Die eine Hälfte war so gut als ausschließliches Territorium der Juden-

schaft. Hier im Freien trieben diese Familien ihre häuslichen und Schachergeschäfte. Mitten in dem Kehricht, den Misthaufen, der Jauche, den Pfützen und dem Unrath mancherlei Art trieb sich dieses Volk wie nomadisch umher: hier sah man Gruppen von Rangen, Heerden von Truthühnern, Gänsen und Enten, die Weiber hantierend in wirthschaftlichen Dingen, die Männer, wenn sie nicht auswärts dem Schacher nachgingen, meist müßig, unaufhörlich aber Tabak rauchend. In dem Hause oben bestand eine Judentraiterie, hier wurden auch ihre religiösen Feste en gros gefeiert. . . . Rechts nahe am Hofthor war ein ebenerdiger Vorsprung, der zu dem Kaffeehaus gehörte, das auf den Salzgries hinausging; nebenan eine sehr geräumige Schmiede mit weit vorspringender Holzdachung.

Das Franzensmonument. (S. 523.)

Dieser Hufschmied hatte großen Zuspruch, besonders wurden solche Pferde hingebracht, die sich nicht wollten beschlagen lassen; der sogenannte Nothstall war häufig besetzt, zum Ergötzen der das Spektakel liebenden Jugend, die sich in diesem Hof den ganzen lieben Tag herumtrieb. Der Bodenraum bis zu den Wohngebäuden an der Höhe war größtentheils mit alten und neuen Wägen, an denen der Schmied zu arbeiten hatte und mit Geräthen seines Handwerkes bedeckt. Es sah in diesem Passauerhofe aus, wie in einem Dorfe, das hart am herrschaftlichen Schloß liegt. Betreten wir jetzt dieses, denn eine offene, breite, imposante Marmortreppe ist einladend genug. Durch das Portal derselben steigen wir hinauf, zwei Stockwerke hoch. Im zweiten wird es dunkel, denn die einst so grandiosen Räumlichkeiten sind in kleinere abgeteilt, durch Bretterwände von [illegible]en geschieden, um als Wohnungslokalitäten für männiglich zu dienen. Ganz [illegible]angelangt, befinden wir uns auf der Straße, von der sich das hier nur

einstöckige Gehäude sehr unscheinbar ausnimmt. Das Portal ist klein, links und rechts an demselben eine befestigte hölzerne Bank, ewig besetzt von polnischen Juden, die ewig Tabak rauchten und hier ihre Frachtgüter auf- und abluden. Die abscheulichste Unreinlichkeit herrschte auch hier. Ungefähr so sah der Passauerhof aus, nicht gar lange nach seinem hellstrahlenden Glanz und der gewaltigen Macht der Hochpriesterschaft Passaus, die hier den Sitz ihrer Gerichtsbarkeit Jahrhunderte lang aufgeschlagen gehabt." Die hier geschilderte Lokalität war der „große Passauerhof", der „kleine" befand sich auf dem Platz des heutigen Jesuitenklosters und der „Passauische Renthof" stand gegenüber der Kirche Maria Stiegen.

Anmutend mögen solche Baulichkeiten, deren sich einige, wenn auch nicht im gleichen Umfang, gerade in jener Gegend bis in unsere Zeit erhalten haben, gewiß nicht erscheinen, aber unleugbar machten sie einen malerischeren Eindruck als viele der glatten Neubauten, die in ihrer uniformen Erscheinung das Gepräge nüchternster Nützlichkeit zeigen. Man darf es niemand verargen, den eine wehmütige Sehnsucht nach dem „alten Wien" mit seinen dämmerigen Gassen und traulichen Winkeln beschleicht, in deren Zwielicht die Schatten alter Zeit hausten. Wer so empfindet, kann sich auf keinen Geringeren berufen, als auf den genialen Kriegsmeister Feldmarschall Graf Moltke, der 1837 von unserer Stadt aus an seine Mutter schreibt: „Wien ist eine prächtige Stadt, schon weil sie krumme Gassen hat, denn nichts ist langweiliger als die geraden langen Straßen. Die krummen hat das Bedürfnis allmählig erstehen lassen, solche Städte haben eine geschichtliche Vorzeit und sprechen das Gemüt an; die nach dem Lineal gezogenen sind von der Laune eines einzelnen hervorgerufen und uniformirt. Die Pracht der Läden ist außerordentlich und man ist in beständiger Versuchung zu kaufen. Jedes Haus hat außer der Nummer sein Zeichen. Diese Schilder sind zum Theil von ganz guten Meistern. Da ist die „Hofdame" neben dem „Weißen Wolfen", der jüngere „König von Ungarn" und der „Erzbischof von Köln" gegenüber dem „Amor" und der „Jungfrau von Orleans". Man geht in Wien durch ebensoviel Höfe und Thorwege als Straßen. Die Häuser sind hoch, die Gassen sind eng und voll Menschen, ohne Trottoir und der Rinnstein in der Mitte. Dabei fährt kein Wagen anders, als im schärfsten Trabe, den man in den breiten, öden Straßen Berlins für polizeiwidrig schnell erklären würde. Alle Augenblicke ertönt das „Joh!" der Fiaker dicht hinter dem Fußgänger und gleich darauf schießt ganz dicht an der Häuserreihe ein auf dem schönen Pflaster fast geräuschloses Fuhrwerk dahin."

Bürgermeister von Czapka. (S. 524.)

Wenn auch die Vorstädte sich schon mehr und mehr entwickelten und ganz stattliche Straßenzüge entstanden, galt es doch im höheren Mittelstand, besonders aber für Würdenträger der Beamtenwelt, für ein Gebot des Anstandes, in der Inneren Stadt zu wohnen. Man verübelte es fast der Schriftstellerin Karoline Pichler und sah eine Art von Kühnheit darin, als sie ein bequemes Heim in

der Alserstraße bezog, statt der bisherigen Wohnung im sechsstöckigen Hause einer engen Straße der Inneren Stadt. In bezug auf einige Vorstädte änderte sich diese Anschauung allerdings, als auch in diesen öffentliche Gebäude entstanden oder die Entwicklung der Industrie, wie z. B. auf dem Schottenfeld die Ansiedlung wohlhabender Kreise beförderte. Auch das Entstehen vielbesuchter Vergnügungsorte in den Vorstädten, zu welchen um 1820 noch immer der „Apollosaal", aber auch der „Sperl" in der Leopoldstadt, der „große Zeisig" in der Burggasse, der „schwarze Bock", der „Mondschein" und die „Presse" auf der Wieden, das „grüne Tor" in der Roßau u. s. w. gehörten, trug dazu bei, die Vorstädte belebter und beliebter zu machen. Die lebhaftere industrielle Tätigkeit machte sich auch schon außer den Linien geltend; einzelne der westlichen Vororte, besonders Meidling, Gaudenzdorf, Fünf- und Sechshaus zählten ansehnliche Fabriken und genossen schon die Vor- und Nachteile dieser Entwicklung.

Um eine Vorstellung der gewaltigen Metamorphose zu ermöglichen, welche die Vorstädte durchgemacht haben, geben wir eine Ansicht jenes Teiles der Landstraße „am Heumarkt" aus den Zwanzigerjahren, der sich zwischen der Marokkaner- und Salesianergasse erstreckt. Hier entstand dann durch den Bau des höfereichen gräflich Traunschen Häuserkomplexes die Traungasse und in den Fünfzigerjahren bildeten die Oetzeltschen Häuser die Front gegen das Glacis und die Oetzeltgasse. Rechts ist auf unserer Abbildung (S. 533) die Mündung der Marokkanergasse, die dort von militärischen Depots und Fouragemagazinen begrenzt wird, auf deren Terrain unter Kaiser Ferdinand die „Heumarktkaserne" entstand, deren später erbauter Trakt gegen den Rennweg das Militärtransporthaus aufnahm. Das stattliche Einfahrtstor in der Mauer, die den Hintergrund abschließt, führte in den Garten des vielbesuchten Gasthauses „zu den zwei weißen Täuberln", das in gänzlich veränderter Gestalt noch heute besteht, damals aber in ganz Wien bekannt war durch die „Harfenisten", die sich dort produzierten und die Vorläufer der „Volkssänger" bildeten. Das anheimelnde Bildchen hat eine Radierung des Wiener Künstlers Peter Fendi zur Vorlage, der als Maler und Zeichner reizender Genre- und Kinderszenen bekannt war und auch die trefflichen graphischen Wiedergaben der Kunstschätze des damaligen Antikenkabinettes lieferte. Als Staffage der vorliegenden Ansicht stellte Fendi sich selbst und sein altes Mütterchen in den Vordergrund des Bildes, das dadurch eine köstliche Erinnerung an die „Biedermeierzeit" des Vormärz ist.

Es ist Czapkas unbestrittenes Verdienst, daß er den Anforderungen des Verkehres zuerst mit Energie durch Eröffnung neuer Gassen und Beseitigung störender Objekte nachkam. In der Inneren Stadt verschwand das sogenannte „Taschnerhaus" am Hohen Markt, wodurch eine wesentliche Verbreiterung des wichtigen Verkehrsweges am Lichtensteg erzielt wurde. Die Übertragung des am „Taschnerhaus" angebrachten Steinbildes eines Engels (I. S. 414) an die Ecke des Rathauses in der Wipplingerstraße gab Anlaß zur irrtümlichen Annahme, es sei dies das Stadtwappen von Wien. Auch der Graben erhielt seine heutige Ausdehnung gegen Westen, indem die dort den direkten Verkehr zwischen Kohlmarkt und Tuchlauben hemmende Häusergruppe beseitigt wurde, wobei auch das enge Paternostergäßchen verschwand. Auch in den Vorstädten geschahen wichtige Regulierungen, wie die Verlängerung der früher durch einen Komplex von kleinen Häusern und Gärten abgeschlossenen Währingergasse bis zur Linie. Am Neubau erfolgte durch die Eröffnung der Gardegasse, die jetzt mit der Breitegasse vereinigt ist, die Schaffung eines neuen Verkehrszuges, von besonderem Wert war aber die Beseitigung des „Adlerhauses" auf der damaligen

„Neuen Wieden", die zwar erst 1850 vollzogen, aber schon von Czapka ins Auge gefaßt und vorbereitet wurde. Das „Adlerhaus" war ein äußerst umfangreicher, altertümlicher Baukomplex, der den Raum zwischen den Mündungen der Schleifmühlgasse in die Margaretenstraße bis hinab zur Wiedener Hauptstraße einnahm. Namentlich der schmale Trakt gegen letztere mit dem niederen gewölbten Tor, das in eine Festungskasematte zu führen schien, machte einen sehr unfreundlichen Eindruck. Das „Adlerhaus" sperrte tatsächlich jeden direkten Verkehr zwischen der volkreichen „Neuen Wieden" (jetzt IV. und V. Bezirk) und der Inneren Stadt. Schon 1767 erwarb die Gemeinde einen Teil der gegen die Schleifmühlgasse gelegenen Gründe, die parzelliert und verbaut wurden und das „Adlergassel" bildeten, das aber noch immer Sackgasse gegen das Adlerhaus blieb. Erst durch dessen Beseitigung wurde ein direkter Straßenzug hergestellt, der zwar für den modernen großen Verkehr viel zu schmal ausfiel und in absehbarer Zeit, wenn die lange ventilierte Demolierung des Freihauses endlich Tatsache wird, eine neue Regulierung erheischt. Der neue Verkehrsweg erhielt zuerst den Namen Adlergasse, wurde aber dann in die Margaretenstraße einbezogen.

Die architektonische Entwicklung Wiens stand seit dem Beginn des Jahrhunderts vollkommen im Bann des Klassizismus, der im sogenannten „Empirestil" ja auch die kunstgewerbliche Produktion und sogar die Mode beeinflußte. Sein Hauptvertreter war Peter von Nobile, den wir schon als Erbauer des Burgtores und des Theseustempels kennen lernten, der aber noch mehr als durch seine Schöpfungen durch seinen gewichtigen Einfluß als Hofbaurat und Akademiedirektor wirkte. Zu seinen talentvollsten Schülern gehörte Kornheisl, von dem die Weilburg im Helenental, das neue Schloß Liechtenstein und der Husarentempel bei Mödling stammen. Der von Nobile gegebenen Richtung folgten auch Moreau, der die Nationalbank baute, Pichl mit dem neuen Landhaus, Montoyer mit dem Palast des Erzherzogs Karl (jetzt Friedrich) auf der Augustinerbastei und auch das Polytechnikum und die 1819 entstandene Universitätsbibliothek (jetzt Postsparkasse) lassen noch den Einfluß des Klassizismus erkennen.

Nach Nobiles Tod kam das Amt eines Hofbaurates, der das ganze Bauwesen Wiens beherrschte, an den in besonderer Gunst stehenden Architekten Paul Sprenger, einen Schüler Nobiles, dessen bestes Werk das Münzgebäude, noch ganz dem Klassizismus huldigt. Bald schlug er aber, eigenwillig und autokratisch, wie er geschildert wird, andere Wege ein, die er in einer Reihe von ganz verunglückten Bauten (Hauptzollamt, Statthalterei, Hauptpostamt) zur Durchführung brachte und in welche er die heranwachsende neue Künstlerschule zwingen wollte. Ein fachmännisches Urteil sagt über Hofbaurat Sprenger: „Unter diesem verflachte der ohnehin sich im nüchternsten Schematisiren bewegende antikisirende Stil mehr und mehr, und wenn die förmliche Physiognomielosigkeit der bürgerlichen Bauten in und noch nach dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts eine keineswegs für Wien allein charakteristische Erscheinung ist, so machte hier die Sache der Umstand schlimmer, daß alle Staatsbauten von dem Hofbaurat, einer an den vielberufenen Hofkriegsrat erinnernden Behörde, unmittelbar geleitet wurden, mithin Künstler von selbstständiger Richtung kaum Gelegenheit fanden, sich an größeren Aufgaben zu erproben."

Wenn Sprengers eigene Bauten immer stilloser und mit ihren engen Treppen, finsteren Gängen wahre Muster verfehlter Konstruktion wurden, so war das wohl schlimm, gefährlicher aber war noch sein Einfluß auf den architektonischen Nachwuchs. Dafür liefert die Baugeschichte der Kirche in der Prater-

straße einen drastischen Beweis. Der talentvolle Rösner, der auch in d Vierzigerjahren die nette aber einfache Meidlinger Pfarrkirche baute, legte fü jene in der Praterstraße einen gotischen Entwurf vor, der aber beim Ho baurat keinen Anklang fand, auf dessen Verlangen Rösner dann noch zw andere Pläne im romanischen und Renaissancestil ausarbeitete. Aber auch vo diesen kam keiner zur Ausführung, sondern unter Sprengers Einfluß wurd

Das Innere des Passauerhofes. (S. 527.)

Rösner gezwungen, alle drei Projekte in eines zu verschmelzen und so jenes geschmacklose Stilgemenge zu schaffen, als das die Johanneskirche noch heute bekannt ist.

Unter den übrigen größeren Bauten aus dieser Zeit ist noch das Kriminalgebäude zu nennen, das man seinem ernsten Zwecke entsprechend finden kann, aber gewiß nicht das Lob eines „schönen und prächtigen Bauwerkes" verdient, das ihm bei seiner Vollendung zuteil wurde. In den Jahren 1843—47 baute Architekt Schleps das Palais Coburg auf der Seilerstätte, dessen mit Säulen

aller Ordnungen überladene Façade gegen die Bastei dem Palast den Spottnamen „Spargelburg" zuzog.

Unter den geschilderten Verhältnissen muß es als Beweis der Unverwüstlichkeit echten Talentes gelten, daß sich trotz allem in Wien eine Anzahl tüchtiger Architekten heranbildete und sammelte. Mancher Name, der später zu voller Geltung in der baulichen Entwicklung Wiens kam, taucht schon in den Vierzigerjahren auf. Die Berufung der tüchtigen Architekten Van der Nüll und Siccardsburg als Lehrer an die Akademie führte dieser frisches Blut zu und die beiden meist gemeinsam schaffenden Künstler legten im Neubau des Carltheaters (Bild S. 536) eine erste Probe ihres Könnens ab. Hansen, dem

Der alte Heumarkt auf der Landstraße. (S. 530.)

Wien später so viele Prachtbauten dankte, kam im Beginn der Vierzigerjahre in unsere Stadt und schuf im Verein mit dem vielseitigen Ludwig Förster in der evangelischen Kirche in der Gumpendorferstraße sein erstes Werk.

Dieser frischen Regsamkeit stand der Einfluß Sprengers noch immer hindernd im Wege. Der von ihm stammende Entwurf zu einer neuen Kirche in Altlerchenfeld, der den abgeschmacktesten Jesuitenstil kopierte, stieß auf entschiedenen Widerspruch, wurde aber trotzdem zur Ausführung bestimmt und im Herbst 1847 mit dem Bau begonnen. Da gab die Märzbewegung des Jahres 1848, die so viele Fesseln sprengte, dem erst gegründeten Ingenieur- und Architektenverein den Mut, nochmals in einer Eingabe sich gegen das durch den Kirchenbau Sprengers drohende „architektonische Unglück" zu wenden. Das wirkte, der schon bis zur Legung der Fundamente gediehene Bau wurde sistiert und ein freier Kon-

kurs ausgeschrieben, in dem das im italienischen Rundbogenstil entworfene Projekt des jungen Schweizer Architekten J. G. Müller zur Ausführung angenommen wurde. (Bild S. 537.) Damit war die Gewalt Sprengers gebrochen und die Bahn frei zu jener hohen Entwicklung der modernen Wiener Architektur, deren sie bedurfte, um den kommenden großen Aufgaben zu entsprechen. Heinrich Ferstel, der Erbauer der Votivkirche und des Universitätspalastes schrieb 1883 an Hansen: „Als junger, aber der Meisterschaft naher Künstler kamst Du nach Wien, zu einer Zeit, wo unsere Bauzustände in der erdenklichst tiefen Erniedrigung sich befanden. Die Baukunst jener Zeit war der getreueste Ausdruck des den Staat wie das Volksleben beherrschenden Bureaukratismus. Das Jahr 1848 erst erlöste auch die Baukunst von dem Banne, der bisher auf ihr geruht hatte."

Eine im Jahre 1829 erlassene Bauordnung für Wien bestand eigentlich nur aus einer Zusammenfassung älterer Vorschriften und gab Normen in bezug allgemeiner feuerpolizeilicher und sanitärer Rücksichten, ohne aber Grundsätze für die bauliche Entwicklung der Stadt aufzustellen.

Wenn die Pflasterung der Straßen von Wien von Moltke und anderen Berichterstattern gerühmt wird, so hat dies wohl nur für die Innere Stadt und einige Hauptverkehrswege in den Vorstädten Geltung. Bis 1838 gab es selbst in der ersteren noch beschotterte Gassen und in den Vorstädten nicht wenige Seitengassen, wo auch die Gehwege an den Häusern ungepflastert waren oder ganz mangelten. Erst unter Czapkas Verwaltung ging es damit rascher vorwärts und die Pflasterung mit den regelmäßigen Granitwürfeln kam allgemein zur Anwendung.

Der in noch geringerem Maße als es dem Bevölkerungszuwachs entsprach, sich entwickelnde Verkehr zwang auch zur Herstellung von Kommunikationen über den Donaukanal und die Wien. Im Jahre 1819 erfolgte die Beseitigung der hölzernen Schlagbrücke, statt deren unter Leitung des Ingenieurs Kudriaffsky steinerne Pfeiler erbaut wurden, wobei zuerst das System „schwimmender Senkkästen" (Caissons) in Wien zur Anwendung kam. Die Brückenbahn besteht noch bis auf den heutigen Tag aus einer Holzkonstruktion, die natürlich mehreren Erneuerungen unterzogen werden mußte. Im Jahre 1830 widerstand die Ferdinandsbrücke in ihrer neuen Gestalt dem furchtbaren Druck der Eismassen, was der alten Schlagbrücke kaum möglich gewesen wäre. Den Grundstein zu den Pfeilern legte Kronprinz Ferdinand, nach dem die Brücke nun auch ihren Namen erhielt. Ursprünglich hatte die Brückenbahn ein Steinpflaster, das aber wegen zu großer Belastung der Brückenbogen durch Holzpflaster ersetzt werden mußte. Auch die 1824 in der Verlängerung der Rasumofskygasse erbaute Sophienbrücke wurde von Kudriaffsky ausgeführt, der hierzu zum ersten Male die Konstruktion einer Kettenbrücke anordnete, die 1872 durch eine eiserne Gitterbrücke ersetzt wurde. Kettenbrücken entstanden in den nächsten Jahren noch mehrere in Wien; so 1828 der von Mitis erbaute Karlskettensteg und die 1840 erbaute Franzensbrücke über den Donaukanal. Der erstere war nur für Fußgänger bestimmt und wich dann der prächtigen Stephaniebrücke. Die Franzensbrücke, bei welcher zuerst versteifte Kettenglieder zur Anwendung kamen, unterlag schon wiederholten Rekonstruktionen. Über die Wien entstand 1828 die von Ingenieur Robausch erbaute Kettenbrücke, die später den Namen „Rudolfsbrücke" erhielt und der nur für Fußgänger bestimmte Schikanedersteg, der 1830 durch eine Gesellschaft erbaut wurde und bis zur Einlösung durch die Gemeinde gleich dem Karlskettensteg nur gegen ein kleines Entgelt zu passieren war. Beide Brücken verschwanden in der jüngsten Zeit bei der Über-

Die öffentliche Beleuchtung Wiens machte nur sehr langsame Fortschritte. Regelmäßig funktionierte sie nur in der Stadt, nach und nach erst erstreckte sie sich auch auf die Vorstädte, in welchen aber selbst in den Hauptstraßen noch bis 1845 die wunderliche Gewohnheit bestand, bei Mondschein keine Lampen anzuzünden. Obwohl, wie schon erwähnt, das Polytechnikum schon seit 1819 mit Gas beleuchtet wurde, fand man doch nicht den Mut, diese Beleuchtungsart auch auf die Straßen anzuwenden. Erst 1829 gründete der unternehmende Apotheker Dr. Pfändler nach vielen Versuchen eine in sehr bescheidenem Umfange gehaltene Gasanstalt, die aber das Gas nur an Private abgab, obwohl seine Rechtsnachfolgerin, die „österreichische Gasbeleuchtungsgesellschaft", schon 1832 die Erlaubnis zur Legung von Gasrohren in den Straßen erwirkte. Das gleiche Recht erwarb eine 1839 entstehende Gasbeleuchtungsgesellschaft in Fünfhaus, deren Offerte zur Übernahme der Straßenbeleuchtung jedoch vom Magistrat abgelehnt wurde. Eine englische Gesellschaft, die „Imperial-Continental-Gas-Association" brachte indessen die Rechte und Anlagen der beiden bestehenden Gesellschaften käuflich an sich und nun kam es 1845 zum Abschluß eines Vertrages mit der Gemeinde, der in der Folge wiederholt erneuert wurde. Doch machte anfänglich die Einführung der öffentlichen Gasbeleuchtung nur sehr langsame Fortschritte. Sie erstreckte sich zuerst nur auf die Innere Stadt mit Ausschluß der Basteien und der Glaciswege und wurde erst 1847 auf die Hauptstraßen der Vorstädte Leopoldstadt, Mariahilf und Landstraße ausgedehnt.

Für die Versorgung Wiens mit Trinkwasser bildete die schon erwähnte Errichtung der Kaiser Ferdinands-Wasserleitung einen großen Fortschritt. Die Werke wurden 1836 in Angriff genommen und teilweise in Betrieb gesetzt. Das in Saugkanälen am rechten Ufer des Donaukanales gewonnene Wasser wurde mittels eines großen Pumpwerkes unterhalb Heiligenstadt gehoben und durch eine Röhrenleitung den drei Reservoirs (auf der Schmelz, bei Neulerchenfeld und am ehemaligen „Ganserlberg" zwischen Hernals und Währing) zugetrieben, von wo es erst in einem 93 Kilometer langen Netz von Verteilungsröhren den 264 öffentlichen Brunnen und den zahlreichen Ausläufen in Anstalten und Baulichkeiten zugeführt wurde. Die Leistungsfähigkeit der Kaiser Ferdinands-Wasserleitung betrug ursprünglich 2830 Kubikmeter, die aber durch Ergänzungsbauten und Verstärkung der Maschinen bis auf nahezu 10.000 Kubikmeter gesteigert wurde. Da die Saugkanäle nicht hinreichten, um schädliche organische Beimengungen zurückzuhalten, war schon nach kurzem Bestand der Leitung die Herstellung einer künstlichen Filteranlage nötig. Die von Kaiser Ferdinand gewidmeten 100.000 fl. deckten die Kosten weitaus nicht, da diese 750.000 fl. betrugen. Der Fehlbetrag wurde anfänglich von der Regierung vorgestreckt und als man das Werk seit 1843 der Gemeinde übergab, durch Anleihen gedeckt. Die herrschaftlichen Gemeinden in den Vorstädten waren für den Bezug jedes Kubikmeters Wasser im Tag zu einer Jahresleistung von 115 fl. verpflichtet. Mit dem Wasser dieser Leitung wurde auch der von der Gemeinde errichtete und am 18. Oktober 1846 enthüllte Brunnen auf der Freiung gespeist, der eine Zierde des an öffentlichen Skulpturwerken sehr armen Wien jener Zeit war. Er stammt von dem Münchener Bildhauer Ludwig von Schwanthaler. Die mittlere Hauptfigur stellt die Austria vor, die unteren Figuren sind Personifikationen der Ströme Donau, Elbe, Weichsel und Po.

Um eine klare Vorstellung von der damaligen Konfiguration und Einteilung Wiens zu geben, dient ein Plan aus dem Jahre 1846 (S. 540). Die von den Basteien und den Glacien umgebene Innere Stadt zählte 10 Tore, und zwar A. das Burgtor, B. das Franzenstor, C. Schottentor, D. Neutor, E. Fischertor, F. Roteturmtor, G. Stubentor, H. Karolinentor und I. das alte und neue Kärntnertor.

Die darum im Kreise liegenden 34 Vorstädte führten folgende Namen, wobei die in Klammern beigefügten römischen Ziffern den heutigen Gemeindebezirk bezeichnen, in dem sie vereinigt wurden, die arabische Ziffer aber die Zahl der Häuser im Jahre 1846: 1. Leopoldstadt (II. und XX.) 742 Häuser; 2. Jägerzeile (II.) 67; 3. Weißgerber (III.) 125; 4. Landstraße (III.) 733; 5. Erdberg (III.) 419; 6. Wieden (IV. und V.) 962; 7. Schaumburgergrund (IV.) 95; 8. Hungelbrunn (IV.) 11; 9. Laurenzergrund (V.) 17; 10. Nikolsdorf (V.) 48; 11. Matzleinsdorf (V.) 131; 12. Hundsturm (V.) 161; 13. Reinprechtsdorf (V.) 24; 14. Margareten (V.) 190; 15. Laimgrube (VI.) 203; 16. Windmühle (VI.) 110; 17. Magdalenagrund (VI.) 38; 18. Mariahilf (VI. und VII.) 158; 19. Gumpendorf (VI.) 552; 20. Schottenfeld (VII.) 511; 21. Neuba

Das Carltheater in der Praterstraße. (S. 533.)

und Neustift (VII.) 331; 22. St. Ulrich (VII.) 161; 23. Spittelberg (VII.) 146; 24. Alt-Lerchenfeld (VIII.) 239; 25. Strozzigrund (VIII.) 57; 26. Josefstadt (VIII.) 230; 27. Alservorstadt (VIII. und IX.) 352; 28. Breitenfeld (VIII.) 94; 29. Michelbeuern (IX.) 48; 30. Himmelpfortgrund (IX.) 87; 31. Thury (IX.) 131; 32. Liechtenthal (IX.) 211; 33. Althan (IX.) 40; 34. Roßau (IX.) 177.

Im Jahre 1842 gelang es Czapka, das ganze Armenwesen — mit Ausschluß der Stiftungsvermögen für solche Zwecke — an die Gemeindeverwaltung zu bringen. Doch blieb vorerst noch die bisherige Organisation, nach welcher das Schwergewicht in den Pfarrarmeninstituten lag, aufrecht. Eine wichtige Schöpfung trat 1841, gleichfalls unter Czapkas tätiger Mitwirkung, in das Leben. Die Unzulänglichkeit des einen großen Krankenhauses war der steigenden Bevölkerungszahl gegenüber schon lange empfunden worden und namentlich für die dichtbevölkerten östlichen und südlichen Vorstädte war es mißlich, daß sie auf das weit entlegene allgemeine Krankenhaus angewiesen waren. Nach längeren

Verhandlungen entstand endlich 1841 das Bezirkskrankenhaus Wieden in Verwaltung der Gemeinde, für welches die Realität Favoritenstraße 32 zuerst gemietet und dann gekauft wurde. Sie erscheint schon 1696 als „gräflich Czerninsches Lustgepäu und Garten", kam dann an den Oberstkämmerer Graf Karl Ferdinand Waldstein und 1706 in den Besitz des Oberststallmeisters Michael Johann Graf von Althann.

Die Besitzung blieb bis zum Jahre 1792 im Eigentum der Familie Althann, von der sie an die Grafen Karoly überging. Im Jahre 1797 war das Karolysche Sommerpalais das Hauptquartier der österreichischen Armee, 1825 wurde der dazu gehörige, seinerzeit berühmte Garten parzelliert und verbaut, wodurch die Waltergasse, Karoly- und Dannhausergasse entstand, das Gebäude aber erwarb der akademische Bildhauer und Möbelfabrikant Josef Dannhauser. Nach diesem also und nicht, wie gemeiniglich angenommen wird, nach dem berühmten Genremaler dieses Namens, erhielt diese Gasse ursprünglich die Benennung. Das Bezirkskrankenhaus Wieden wurde mit einem Belegraum von 150 Betten eröffnet, im Jahre 1851 aber von der Regierung übernommen und durch Zubauten stetig vergrößert, so daß es heute zu den größeren Heilanstalten Wiens gehört und über 600 Kranke aufnehmen kann.

Pfarrkirche in Altlerchenfeld. (S. 534.)

Es ist unleugbar, daß unmittelbar nach Abschluß der französischen Kriege für Handel und Gewerbe in Wien eine Periode des Aufschwunges kam, die von der Regierung möglichste Förderung erfuhr. Im Jahre 1816 erfolgte die Einsetzung einer besonderen Kommerzhofkommission, die durch Aufstellung eines systematischen Zolltarifes und in anderer Weise verdienstlich wirkte. Ein unvergängliches Verdienst erwarb sich Graf Philipp Stadion dadurch, daß er 1816 in der österreichischen Nationalbank ein vom Staat möglichst unabhängiges Kreditinstitut schuf, das von da an selbst unter den schwierigsten Verhältnissen seine Aufgabe als Mittelpunkt des ganzen Geld- und Kreditumlaufes der Monarchie vollkommen erfüllte. Während der Kriegsjahre, wo Österreich so oft auf den öffentlichen Kredit angewiesen war, und auch in den nächsten Jahren kamen in Wien eine Reihe großer Bankgeschäfte zur Blüte, an deren Spitze schon damals das aus unscheinbaren Anfängen zu einer Finanzmacht ersten Ranges herangewachsene Haus Rothschild stand. Neben diesem waren die

Firmen Sina, Pereira, Eskeles, Arnstein und Geymüller von Bedeutung, an welche sich später Wodianer, Stametzmayer, Biedermann, Todesco, Königswarter u. a. schlossen. Mit dem Aufkommen dieser Geldaristokratie kam auch ein neues Element in das gesellschaftliche Leben Wiens; einzelne dieser Bankiers, namentlich Arnstein, der schon zur Kongreßzeit die höchsten Kreise in seinem Hause sah später aber besonders Geymüller, der bei seiner Besitzung in Pötzleinsdorf den herrlichen Park schuf, und Eskeles versammelten die vornehmste Gesellschaft Wiens um sich, gaben luxuriöse Feste, die viel Zuspruch fanden, in der großen Masse aber auch den Neid weckten und bittere Glossen hervorriefen, als dann einzelne der gerade durch ihren Aufwand bekannten Häuser zum Bankerott gezwungen waren.

Eine Anzahl von tatkräftigen und für das Gemeinwohl begeisterten Männern gründete 1819 die erste österreichische Sparkasse, die ihre Tätigkeit in der Leopoldstadt begann, bald aber so viel Zulauf fand, daß sie 1821 in die Stadt übersiedelte, 1823 die allgemeine Versorgungsanstalt in das Leben rief, die aber in neuerer Zeit vollkommen getrennt wurde, 1826 in ein Haus am Graben kam, wo 1837 durch den Architekten Pichl das bekannte Sparkassengebäude gebaut wurde. Seitdem hat die Sparkasse sich stetig entwickelt und das Vertrauen des Publikums in seltenem Maße erworben. Es galt als Beweis tiefer Erschütterung aller Grundlagen des Vertrauens, als im Jahre 1847 unter dem Eindruck eines bedrückenden Mangels an Umlaufsmitteln und vager Gerüchte von einem Staatsbankerott auch die Sparkasse einem stürmischen Andrang ihrer Einleger ausgesetzt war, die Rückzahlungen verlangten. Als man jedoch allen Anforderungen sofort nachkam, trat auch ein Rückschlag ein und die übereilt entnommenen Gelder strömten in die Sparkasse zurück. Das festbegründete Ansehen dieses Institutes drückt sich sogar in mancher Redeform der Wiener Mittelklasse aus: „so sicher wie die Sparkasse" ist das höchste Lob, das erteilt werden kann und wenn es heißt: „darauf gibt sogar die Sparkasse was", kann man über die Sicherheit einer Kapitalsanlage beruhigt sein.

Wenn auch die Regierung des Vormärz sich nur zögernd und oft widerstrebend auf dieses Gebiet wagte, konnte sich auch Österreich den großen Umwälzungen auf dem Gebiete des Verkehrswesens nicht ganz verschließen. Schon 1810 hatte Professor Hauf in Wien den Plan zu einer „Donau-Dampfschiffahrts-Post" ausgearbeitet und 1819 erfloß sogar ein Privilegium für eine Befahrung der Donau mit Dampfschiffen. Beide Unternehmungen waren nie recht lebensfähig und gingen an die 1830 unter Führung der Bankhäuser Geymüller und Puthon begründete „Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft" über, die noch im gleichen Jahre mit einem Schiff die Fahrten begann, die später bis zur unteren Donau und stromaufwärts bis nach Bayern erstreckt wurden und Wien zu einem wichtigen Stapelplatz des Donauhandels machten.

Obwohl noch unter Kaiser Franz mehrere Eisenbahnprojekte ventiliert wurden, kam doch keines zur Ausführung. Wenn auch sonst technischen Fortschritten nicht abgeneigt, erschien seinem kühl abwägenden Verstand doch die Idee einer Dampfbahn zu phantastisch und er ahnte vielleicht auch, daß darin eines der mächtigsten Bindemittel zwischen Völkern und Staaten schlummerte, die er gerne gegen sein Reich ganz abgeschlossen hätte. Soll er doch nach einer gut beglaubigten Anekdote auf einen solchen Vorschlag unwillig geantwortet haben: „Na, na! damit ist's nichts, da käm' mir höchstens die Revolution in's Land."

In der Tat war es erst ein Jahr nach seinem Tode, im Jahre 1836, einem vom Hause Rothschild geführten Konsortium möglich, das Privilegium für die „Kaiser Ferdinands-Nordbahn" zu erlangen, welche Wien mit dem nördlichen Deutschland und mit den eigenen Nordprovinzen Mähren, Schlesien

und Galizien verbinden sollte. Im gleichen Jahre noch begann der Bau, der so energisch fortgesetzt wurde, daß der Betrieb auf einer 34 Meilen langen Strecke binnen Jahresfrist aufgenommen werden konnte. Fast gleichzeitig erwarb das Haus Sina die Konzession für eine Eisenbahnverbindung von Wien nach dem Süden, als deren erstes Glied die Linien Wien—Gloggnitz und Wien—Ödenburg entstanden, woraus sich später das verzweigte Schienennetz der Südbahn entwickelte.

Bei wiederholten Anlässen konnte schon des Aufschwunges der Wiener Industrie gedacht werden, der nach 1816 eintrat. In feineren Textilwaren, namentlich Seidenstoffen und Bändern, in gewissen Luxusartikeln nahm Wien eine führende Stellung ein; ihre Erzeugungsstätten waren meist in den westlichen Vorstädten, wo ganze Gassen sich aus stattlichen Bauten bildeten, die rückwärts die Fabriksräume, im Vordertrakt aber die behaglichen, oft sogar luxuriösen Patrizierwohnungen der Fabrikanten enthielten. Am Neubau, namentlich aber am Schottenfeld war der Sitz der reichen Industriellen, hier war jener durch Betriebsamkeit und Tatkraft erworbene bürgerliche Reichtum zu Hause, dem man es wohl gönnen konnte, wenn er sich nach außen gerne mit ein wenig Ostentation zeigte. Wenn die reichen Schottenfelder Fabrikantenfrauen, die dem „Brillantengrund" seinen Namen gaben, im Apollosaal oder bei Dommayer erschienen, gab es ein Funkeln und Blitzen von Schmuck, wie kaum auf einem Hofball. Um 1840 begann allerdings diese Glanzzeit der Wiener Industrie wieder etwas zu verblassen; eine verfehlte Handelspolitik, die Unsicherheit der politischen Lage und die schwierigen Kreditverhältnisse wirkten zusammen, um die Großindustrie in ihrer Entfaltung zu hemmen und den Unternehmungsgeist zu lähmen. Von einer eigentlichen Produktionskrise kann aber doch damals in Wien nicht gesprochen werden; kleinere Unternehmungen gingen ein, viele mußten den Betrieb einschränken, in der Hauptsache waren sie aber doch zu gut fundiert und die Leitung eine so tüchtige, daß auch eine Periode der Stockung den Bestand nicht ernstlich gefährden konnte.

Ungünstiger waren die Verhältnisse im Gewerbestand. Es ist nicht zu leugnen, daß daran die schwankenden und tastenden Maßregeln der Regierung großen Anteil hatten. Nachdem der Zwang der Verhältnisse die Lockerung des Zunftzwanges mit sich gebracht hatte und man neben den „bürgerlichen" Handwerkern auch den „befugten" die Gewerbeausübung hatte einräumen müssen, hätte man plötzlich wieder gerne zu beschränkenden Maßregeln gegriffen, auf welche allerdings der kleinliche Geschäftsneid der Innungen stets einriet.

Man findet die wunderliche Lehrmeinung, daß eine Vermehrung der hauptstädtischen Bevölkerung vom Übel und nach Möglichkeit zu verhindern sei, sogar in amtlichen Berichten zum Ausdruck gebracht. Trotzdem wies aber schon eine Denkschrift von 1806 auf den Rückgang der Trauungen in Wien, die von 2965 im Jahre 1802 auf 2213 im Jahre 1805 gesunken seien, als bedenkliches Symptom hin und knüpft daran die Bemerkung: „Ein Geist des Unmutes und der Gleichgiltigkeit für das öffentliche Wohl scheint sich auszubreiten. Der offenste und gutmüthigste Volkscharakter, den es vielleicht gibt, fängt an verschlossener und (wenigstens in der Freude) minder theilnehmend zu werden. Geselligkeit und Frohsinn nehmen zusehends ab. Der Mensch isolirt sich, wenn er leidet. Der karge Erwerb verschafft höchstens dem Einzelnen sein Einkommen, die Ehen werden täglich seltener."

Die Jahre 1816 bis 1818 waren sehr schlimm für den Gewerbestand Wiens, der unter Geschäftslosigkeit und einer durch wiederholte Mißjahre verursachten Teuerung schwer litt. In letzterer Beziehung griff wohl die Regierung vermittelnd ein, indem sie die sogenannte „Satzung", durch welche der Preis

der notwendigsten Lebensmittel, namentlich von Brot und Fleisch reguliert wurde, auf einer mäßigen Höhe erhielt, ja man wollte wissen, daß sie sogar den Fleischhauern für jedes verkaufte Pfund Fleisch einen kleinen Zuschuß von einigen Kreuzern leiste, um den Preis nieder zu halten. Tatsächlich besserten sich aber die Verhältnisse doch erst, als sich die Folgen der reichen Ernte des Jahres 1818 geltend machten und die Nachwirkungen der langen Kriegsjahre auf das Kredit- und Geldwesen überwunden waren und ein allgemeiner industrieller Aufschwung eintrat.

Plan von Wien 1846. (S. 535.)

Trotzdem aber verstummten die Bitten der Zünfte und Innungen um Beschränkungen der Gewerbeverleihungen nicht und Kaiser Franz I., dem ein Anwachsen der Bevölkerung bedenklich erschien, war sehr geneigt, diesen Anregungen nachzukommen. Im Jahre 1822 erließ er sogar ein förmliches Verbot, ohne dringende Not neue Gewerbebefugnisse zu verleihen. Der Kaiser kam damit nur den aus einem großen Kreis der Gewerbetreibenden stammenden Wünschen nach, die von bitteren Klagen über die Freigebigkeit der Behörden mit Gewerbe-

berechtigungen ausgingen. Die — übrigens sehr matte — Fortsetzung der „Eipeldauerbriefe" machte sich um 1820 zum Sprachrohr dieser Beschwerden. Es sei von Übel, daß der Drang nach Selbständigkeit so sehr um sich greife, hieß es da mit einer Argumentation, die noch viel später zu hören ist, niemand wolle als Geselle arbeiten und jeder strebe darnach, Meister zu werden, wenn es ihm auch an den Kenntnissen und Mitteln fehle, um das Gewerbe ordentlich betreiben zu können. In den Eingaben der Zünfte wiederholen sich diese Klagen und etwas pharisäisch knüpft sich daran die Bemerkung, daß unter diesem Übelstand nicht bloß die älteren Meister leiden, denen die Erwerbsgelegenheit verkürzt werde, sondern auch das Publikum, das von solchen Anfängern um gutes Geld nur schlechte Ware erhalte.

Es muß anerkannt werden, daß beim größeren Teil der Behörden jener Zeit bessere Einsicht herrschte. So gut es möglich war, wehrte man die Bestrebungen der Zünfte ab und sogar gegen die ausgesprochene Neigung des Kaisers für Beschränkungen der gewerblichen Tätigkeit wagte man es, Einwendungen zu erheben. Mit welchen Argumenten man diese Neigung des Monarchen zu befestigen suchte, geht aus einem amtlichen Bericht an den Kaiser hervor, der ziemlich energisch den unteren Gewerbestand gegen offenbare Verdächtigungen in Schutz nimmt. Es heißt da, „es könne ohne Ungerechtigkeit gegen den ganzen seiner Bestimmung nach so schätzbaren bürgerlichen Stand die untere Gewerbeklasse für die öffentliche Ruhe nicht für bedenklicher als andere Stände gehalten werden, da auch diese Klasse ihre Anhänglichkeit an Fürst und Vaterland während der feindlichen Invasion erprobt habe".

Die gewiß nicht von Egoismus freien Bestrebungen der orthodoxen Zünftler, die das Recht zur Verleihung des Gewerbeantrittes wieder ganz in die Hand bekommen wollten, ruhten auch nicht, als sich die Erwerbsverhältnisse in Wien 1820 auf einen sehr befriedigenden Stand erhoben. Alle Nachrichten von diesem Jahr bis gegen 1840 stimmen darin überein, daß damals sehr gute Erwerbsmöglichkeit in Wien war, ein gewisser Wohlstand sich auf die unteren Klassen erstreckte, der sich in der Lebenshaltung und den äußeren Verhältnissen ausdrückte. Das waren eigentlich die Jahre, in welchen das „Backhendl" zur typischen Bezeichnung des Wiener Wohllebens wurde und Wien als Stätte ungebundenen Genießens einen europäischen Ruf besaß, aber auch zuerst den Beinamen des „gemütlichen Wien" erhielt.

Trotzdem richtete sich 1831 ein wohlvorbereiteter Ansturm der Zünfte gegen die bloßen „Gewerbebefugnisse", deren Inhaber schon deshalb nicht für ganz voll angesehen wurden, weil sie in der Regel in den Vorstädten saßen, während die „bürgerlichen" Gewerbsleute ihren Stolz darein setzten, die Betriebsstätte in der Inneren Stadt zu haben. „Wäre es nach dem Willen der Zünfte und Gremien gegangen," meint Reschauer in seiner trefflichen Darstellung der gewerblichen Kämpfe, „die Gewerbegesetzgebung hätte nicht nur um ein paar Jahrzehnte, sondern bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, etwa bis in die Tage Kaiser Ferdinand III. hinein, zurückreformiert werden müssen." Solche Wünsche verstießen zu arg gegen alle Bedingungen des modernen Verkehrslebens und nach dem Tode des Kaisers Franz war von gewaltsamen Beschränkungen der Gewerbetätigkeit wenig mehr die Rede. Allerdings auch von keiner besonderen Förderung derselben. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, daß in Wien seit der Einführung der Sonntagsschulen für Handwerkslehrlinge, mit welchen Kaiser Josef II. 1783 auch Sonntagszeichenschulen verband, nichts mehr für den gewerblichen Unterricht geschah. Erst das Eingreifen des niederösterreichischen Gewerbevereines schuf hier einen Wandel, indem mit seiner Unterstützung nach und nach gewerbliche Fachschulen entstanden.

Von 1840 an verschlechterten sich auch die gewerblichen Verhältnisse in Wien wieder sehr. Daß die Notlage gerade in den unteren Gewerbeschichten eine große und steigende war, beweisen am schlagendsten die an anderer Stelle (S. 515) mitgeteilten Daten über die Zahl der Steuerexekutionen. Wenn die besitzenden Klassen und die Träger der Intelligenz durch den unleidlichen Druck, der auf dem geistigen Leben lastete, durch das starr festgehaltene autokratische Regiment, das alles selbst machen und reglementieren wollte, zu dem stets stürmischer auftretenden Wunsch nach einer Änderung des Systems und einem Wechsel der leitenden Personen getrieben wurde, so übten ganz andere Beweggründe ihre Wirkung, wenn das gleiche Streben sich auch der großen Masse des arbeitenden Volkes aller Schichten bemächtigte. In diesen war es die gemeine Not des Tages, die schier unerträglich erschien und aus der man keinen anderen Ausweg sah, als eine vollkommene Änderung der bestehenden Verhältnisse. Aber diese Stimmung entstand im Volke selbst und es ist eine bewußte oder unbewußte Täuschung, wenn von mancher Seite die Ansicht vertreten wurde, daß auswärtige Einflüsse und sozialistische Agitationen tätig waren, um die Märzereignisse vorzubereiten und zu fördern. Für diese Behauptungen, die oft wiederholt wurden, konnte auch nie der Schatten eines Beweises erbracht werden. Es wäre doch wunderlich, wenn diese zahlreichen Emissäre des Umsturzes, die angeblich gegen Ende 1847 und in den zehn ersten Wochen des Jahres 1848 ihr Wesen in Wien trieben, der luchsäugigen Polizei des Grafen Sedlnitzky entgangen wären, die niemals eifriger und skrupelloser war als eben in jener Zeit. In der Tat bedurfte es keiner solchen Aufreizungen von außen; die brennende Not, welche hohläugig die Straßen Wiens durchschritt, war wirksamer als es die geschickteste Agitation hätte sein können. Und der täglich sich aufdrängenden Erkenntnis gegenüber, daß es den herrschenden Machthabern an Einsicht in die Lage des Volkes, an Willen oder Fähigkeit fehlte, helfend einzugreifen, mußte endlich auch der vor kurzem noch als die gutmütigste gepriesenen Wiener Bevölkerung den Gedanken einer gewaltsamen Änderung der Zustände nahe legen. Treffend sagt ein Schriftsteller über die Untätigkeit der vormärzlichen Regierung der steigenden sozialen Gefahr gegenüber: „Dann und wann vermochte wohl eine beunruhigende Erscheinung die hohen Behörden aus ihrer Lethargie für Augenblicke aufzurütteln; sobald aber der erste Schreck überstanden war, legte man ruhig die Hände wieder in den Schoß und suchte sich von der Grundlosigkeit der Aufregung zu erholen."

Wenn es für irgend eine Zeit als richtig gelten kann, daß das Leben und Treiben eines Volkes, seine Gewohnheiten und Vergnügungen nur ein Spiegelbild der öffentlichen Verhältnisse sind, so war es bezüglich Wiens und seiner Bewohner im Vormärz der Fall. Wie durch einen scharfen Riß getrennt, stehen sich hier die Jahre 1818 bis etwa 1840 und die darauf folgenden nächsten gegenüber. Nicht bloß in der äußeren Lebenshaltung äußert sich diese Verschiedenheit, sondern noch eindringlicher in der Stimmung, in der ganzen Denkweise des Volkes. In der Tagespresse Wiens kam dieser merkwürdige Umschwung der Anschauungen allerdings nicht zum Ausdruck, da die Zensur des Grafen Sedlnitzky dafür sorgte, daß alles rosenrot erschien. Aber im Ausland war man an solche Rücksichten nicht gebunden und die Berichte aus Wien, die in den Vierzigerjahren in Deutschland erschienen und oft von gut unterrichteten Österreichern stammten, geben ein treues Bild der veränderten Verhältnisse und Stimmung.

Jenes Wien, das man als Heimstätte der Genußfreudigkeit pries, in dem die Walzerkönige Lanner und Strauß den Taktstock gleich einem Szepter schwangen, das alle beherrschte und für das „Backhendl", „Plutzerbier" und

„Heuriger" Symbole seligen Behagens waren, es erschien nach 1840 in ganz anderer Beleuchtung. Diese Bevölkerung, der man vor kurzem noch die Leichtlebigkeit fast wie einen Vorwurf nachsagte, war vom Ernst der Zeiten berührt worden und mit jedem Jahre überschattete eine Wolke der Sorge und des Unmutes das sonnige und in allen Regenbogenfarben des Genusses schillernde lustige Wien in stärkerem Maße.

Um den Unterschied in großen Zügen zu versinnlichen, wird es nötig sein, die markantesten Erscheinungen des Volkslebens nach 1820 kurz zu berühren. Vielleicht in keiner Periode war Wien so reich an Vergnügungslokalen, namentlich an Tanzsälen. Der „Apollosaal" bewahrte noch immer seinen alten Ruf, wenn auch mit dem finanziellen Zusammenbruch seines Gründers seine Glanzperiode zu Ende war und mit der Verkleinerung der Realität auch jene wechselnde und feenhafte Ausstattung verschwand, welche selbst die verwöhnten Kongreßgäste verblüffte. Seit 1819 war der Apollosaal nur mehr das eleganteste Tanzlokal Wiens, das die reicheren Bürgerklassen und hauptsächlich die Vertreter der damals emporblühenden Industrie versammelte. Bald erwuchsen ihm aber Konkurrenten im „Sperl" in der Leopoldstadt, dessen Saal lange ein Lieblingslokal des begüterten Mittelstandes war, bis es vor seinem Verschwinden am Ende der Sechzigerjahre längere Zeit das gewöhnliche Los solcher Unterhaltungsorte teilte und der Tummelplatz der zweifelhaftesten Gesellschaft wurde. Von diesem Schicksal blieb dagegen Dommayers Kasino in Hietzing vollkommen verschont, das von der Mitte der Zwanzigerjahre an der Sammelplatz der elegantesten und vornehmsten bürgerlichen Kreise wurde und diesen Charakter auch bewahrte, als sein Stern zu erbleichen begann. „Beim Dommayer" wuchs der Ruhm des „Wiener-Walzers" empor und hier feierten dessen erste und erfolgreichste Interpreten, Josef Lanner und Johann Strauß (Bilder S. 544—45) ihre größten Triumphe. Sie haben ihren Melodien jenes unfaßbare Parfum des echtesten Wienertums einzuhauchen gewußt, das, so viele Bewunderer ihre Tanzmusik auch in der weiten Welt gefunden, doch nur von den Wienern selbst voll empfunden und genossen werden kann. Die prickelnden, oft aber auch ergreifenden Melodien ihrer Walzer quellen von der gesunden und sinnlichfrohen Genußlust des echten Wieners über, dem aber auch in der heitersten Stunde sein leichtbeweglicher Sinn Gedanken der Sehnsucht und Schwermut nicht fernzuhalten vermag. Namentlich einzelne Walzer Lanners klingen wie im Dreivierteltakt verhallende Seufzer fast schmerzlicher Lust, während Strauß über den vollen Reiz heiterer und aufstachelnder Melodie gebot. Es ist nur ein Zoll verdienten Dankes, wenn man daran geht, diesen beiden Männern ein gemeinsames Denkmal zu errichten, denn sie haben Wien mit ihren leichtbeschwingten Werken zahllose Freunde erworben und das innerste Wesen der Wiener musikalisch in unvergleichlicher Weise interpretiert.

Ein Teil der überaus zahlreichen Tanzsäle im Wien des Vormärz wurde schon an anderer Stelle (S. 530) angeführt. Natürlich waren sie sehr verschieden, je nach den Ansprüchen und Gewohnheiten des sich einfindenden Publikums. Man hielt noch etwas auf einen gewissen Kastengeist und so wenig es der untere Gewerbestand versuchte, sich an Orten einzudrängen, wo sich die reichen Fabrikanten der westlichen Vorstädte mit ihren in Seide starrenden und von Juwelen blitzenden Frauen und Töchtern zusammenfanden, ebensowenig wollte er von fremden Elementen in jenen einfachen aber gemütlichen Lokalen gestört sein, in dem die „Leute vom Grund" sich bei Musik und Tanz vergnügten. Auf vielen Ankündigungen solcher Unterhaltungen oder auch an den Eingängen zum Tanzsaal war zu lesen, daß „Livree und Stubenmädchen, Schlepphaube und Corset" ausgeschlossen seien.

Einer besonderen aber bald nicht mehr vorteilhaften Berühmtheit erfreute sich die „schwarze Redoute", die zuerst nur in der Kantine der Getreidemarktkaserne, bald aber auch in den anderen Kasernen infolge einer stillschweigenden Duldung am Aschermittwoch zugunsten der Mannschaft veranstaltet wurde. Zuerst bestand der Anreiz nur in mehr oder weniger derben szenischen Späßen, dem „Tod und Begräbnis des Faschings" u. s. w., die von den Soldaten aufgeführt wurden. Bald aber nahmen diese Maskenbälle durch das

Josef Lanner. (S. 543.)

Eindringen verfänglicher weiblicher Elemente eine Richtung, welche zwar nicht hinderte, daß unter dem Schutz der Maske auch Personen der höchsten Gesellschaftskreise sich dabei einfanden, aber doch endlich zu Skandalen und Raufhändeln führte und so viel Ärgernis erregte, daß ein Verbot der „schwarzen Redoute" erging.

Eine für Wien ganz neue Art von Vergnügungslokal schuf 1833 der unternehmende Josef Daum, auch Begründer des allbekannten Kaffeehauses Daum am Kohlmarkt, im Verein mit Leopold Grader in dem „Elysium". Zuerst hatte es seinen Sitz in den weitläufigen ehemaligen Kellerräumen des

Seitzerhofes, in welchen die frommen Kartäuser große Quantitäten der edelsten Tropfen einlagerten und bis zur Aufhebung des Klosters Seitz im Jahre 1783 auch an die „Weinbeißer" Alt-Wiens verzapften. Beim Umbau des alten Seitzerhofes in das als „Bazar" bekannte Durchhaus von der Seitzergasse zu den Tuchlauben, übersiedelte 1840 das „Elysium" in die Souterrainräume des St. Annahofes in der Johannesgasse, wo es, in den letzten Jahren mit allerdings schwindendem Glanze, bis 1864 bestand. Das Elysium hielt sich an die

Johann Strauß. (S. 543.)

Maxime: „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen!" Die ziemlich umfangreichen Räumlichkeiten boten Überraschungen aller Art. Da gab es einen chinesischen Speisesaal, ein Serail, in dem ein gelangweilter Pascha eine Schar von Odalisken bewachte, einen maurischen Tanzsaal mit Automatenorchester, Musik an allen Ecken und Enden, in den gewundenen unterirdischen Gängen eine Eisenbahn, die durch alle Weltteile führte u. s. w. (Bild S. 548). Einen besonderen Anziehungspunkt bildeten die Faschingszüge, die allabendlich durch die Räume wallten und in den einzelnen Gruppen eine Art Chronik der jüngsten Zeit bildeten.

Ein Sommervergnügungsort großen Stiles entstand um 1835 durch den Gastwirt Karl Hoer in dem „Universum" in der Brigittenau, das neben dem großen Tanzsaal auch andere reich dekorierte Räume, einen hübschen Garten und allerlei Belustigungen in der Art des damals berühmten „Vauxhall" in London enthielt. Um den Zuzug zu fördern, ließ Hoer sogar vom Rotenturmtor einen Schienenstrang bis zum Universum legen, auf dem von einzelnen Pferden beförderte Züge von drei oder vier kleinen Wagen verkehrten. Das Unternehmen rentierte sich jedoch nicht; es mußte 1842 geschlossen werden und damit verschwand auch die erste Pferdebahn Wiens, um erst nach mehr als zwanzig Jahren wieder in Form eines unentbehrlichen Verkehrsmittels aufzuleben.

Dagegen war die Brigittenau an jedem ersten Sonntag im Monat Juli der Schauplatz des beliebtesten Volksfestes, das Wien je gekannt hatte. Es stand eigentlich mit der Geschichte der Brigittenau und mit der Brigittakapelle in keinem Zusammenhang und tauchte erst um den Beginn des neunzehnten Jahrhunderts in bescheidenen Dimensionen auf. Von 1825 an stieg die Beliebtheit des „Brigittakirchtags" und seine Glanzzeit fiel in die Jahre 1830 bis 1840. Ob an diesem Tag, der sich allerdings durch einen der „blauesten" Montage des Jahres verdoppelte, schönes Wetter sein werde, war eine Frage, die von einem großen Teil der Wiener Bevölkerung durch Wochen mit Bangen erörtert wurde. Die damals noch ganz unverbaute Brigittenau — außer der Kapelle stand nur das mit einer Gastwirtschaft verbundene Forsthaus — war allerdings für ein solches Volksfest großen Stiles der passendste Schauplatz, dessen Wechsel von Busch und Wiese die Baummassen des Augartens als Rahmen, das Kahlengebirge als malerischer Hintergrund dienten. Hier entstand für diesen einen Tag eine ganze Stadt von Zelten und Ständen, um die Schaubuden, wandernden Menagerien, Karussells u. s. w. aufzunehmen, nicht zu vergessen die zahlreichen Schenken, in welchen reichlich für Magen und Kehlen gesorgt war (Bild S. 552). In seiner Glanzzeit war der „Brigittakirchtag" in der Tat ein Fest des ganzen Volkes von Wien und an diesem Tage und an diesem Orte verschmolzen alle sonst ängstlich behüteten Klassenunterschiede. Da drängte sich auch der wohlbegüterte Fabrikant und Hausherr mit seiner Familie vergnügt zwischen den kleinen Gewerbsleuten und Handwerkern, der Bürgerssohn schwenkte ganz öffentlich ein hübsches Mädchen aus dem Volk, vielleicht eine Arbeiterin oder die Tochter blutarmer Leute im Tanz, dem er sonst seine Huldigung nur in abgelegenen Gassen und im Dämmern darzubringen wagte. In den spätern Nachmittagsstunden fuhren am Damm die Equipagen der vornehmen Welt auf, deren Vertreter sich leutselig unter die frohe Menge mischten, um durch die Lorgnette zu beobachten, wie „das" sich so einfach und unraffiniert zu ergötzen wußte.

Vom Jahre 1840 an begann der Niedergang des „Brigittakirchtags", der wohl als das letzte echte Volksfest zu bezeichnen ist, wenn auch dieser Name später als Reklame noch öfters benützt wurde. Der überhandnehmende Ernst der Zeit, der sich in jeder Hinsicht fühlbar machte, hatte gewiß Anteil am allmählichen Verbleichen des vom Brigittakirchtages ausgehenden Glanzes, der sogar einem so ernsten Mann wie dem berühmten Domprediger J. E. Veith eine schmunzelnde Erinnerung in seinen Aufsätzen entlockte. Doch wirkte auch die beginnende Umgestaltung des Schauplatzes mit, da schon in den ersten Vierzigerjahren Teile der Auen vom Buschwerk gesäubert und in Küchenten umgewandelt, andere Strecken aber für die Verbauung parzelliert wurden.

Als ein jedoch durchaus nicht gleichwertiger Ersatz trat nach 1848 der Prriabrunner Kirchtag an die Stelle des Festes in der Brigittenau. Er

fiel auf das Fest Maria Geburt (8. September) und vollzog sich in ziemlich den gleichen äußeren Formen wie der Brigittakirchtag, konnte aber dessen allgemeine Volkstümlichkeit nie erreichen und erwachte, als er in einem Jahre wegen drohender Choleragefahr behördlich untersagt wurde, gar nicht mehr zu neuem Leben.

Übrigens besaß ja Wien in seinem Prater den köstlichsten Naturpark, der an jedem schönen Nachmittag, besonders aber am 1. Mai, an den Ostertagen und den Sonn- und Feiertagen Schauplatz eines echten und sich immer wiederholenden Volksfestes war. Was den Prater von jeher von allen ähnlichen Vergnügungsörtern großer Städte unterscheidet, liegt ja eben darin, daß es keinen Bewohner gibt, so verschieden sie auch nach sozialer Stellung und Ansprüchen sein mögen, dem er nicht etwas zu bieten hat. Am Glanz der Praterfahrt weidet sich aber auch der „kleine Mann" und die vornehme Welt mischt sich hie und da nicht ungern in das bunte lärmende Treiben des „Wurstelpraters", der diesen echt wienerischen Namen noch immer zähe gegen die offizielle Bezeichnung „Volksprater" verteidigt.

Trotz seiner wahrhaften Urwüchsigkeit und seines festbegründeten Rufes ist aber auch der Prater nicht vor Veränderungen in der äußeren Erscheinung verschont geblieben und auch die Formen des ihn durchflutenden Lebens sind nicht die gleichen geblieben. In mancher Beziehung hat eben auch der liebe alte Prater und sein Leben dem Wandel der Zeiten nicht Widerstand leisten können. Die Lieblinge des Wiener Publikums, die „Prater-Hanseln" — kluge Hirsche und Rehe, die ohne Scheu bis zu den Tischen der Gasthäuser heran kamen, um sich mit Brotbrocken füttern zu lassen — sie sind längst ausgestorben. Auch die Praterfahrten, bei welchen die „Oberen Zehntausend" von Wien ihren Prunk und Reichtum zur Schau stellten, haben im Laufe der Jahre viel von ihrem traditionellen Glanze eingebüßt. Der Prater hat ruhmvolle Tage gesehen, auf die wir noch zurückkommen, aber er ist dabei ein anderer geworden, der grüne Naturbursche voll verborgener Reize und ungebundenem Leben hat sich zähmen, frisieren und zustutzen lassen müssen und nun rückt ihm schon von allen Seiten das steinerne Schnürmieder der Straßen auf den Leib, um ihm das freie Atmen zu beengen.

Einzelne Züge sind aus dem Gesamtbild verschwunden, deren Fehlen nicht zu bedauern ist. Hierher gehört das Wettlaufen der herrschaftlichen Läufer am 1. Mai, ein widerliches Schauspiel, das wiederholt mit Menschenleben bezahlt werden mußte. Die Sitte vornehmer Häuser, sich besondere Läufer zu halten, war ziemlich alt und stammte aus jener Zeit, wo eine Straßenbeleuchtung noch nicht existierte und dem hohen Adel noch besondere Vorrechte zustanden. Damals liefen jeder Equipage zwei Läufer voraus, um mit Fackeln die Straßen zu erhellen, aber auch jeden im Wege stehenden Karren oder auch andere Passanten zu beseitigen, damit der Wagen der Hochmögenden nicht aufgehalten werde. Die herrschaftlichen Läufer hatten eine besondere sehr reiche und bunte Kleidung, an welcher die mit Federn geschmückten Casquets auffallend waren. Die Schnelligkeit und Ausdauer der Läufer war ein Gegenstand des Stolzes für die hochadeligen Dienstgeber, wie es heute allenfalls der Besitz eines siegreichen Rennpferdes ist. Darin mag auch der Ursprung des empörenden Wettlaufes gelegen sein, um dessentwillen man die sonst überflüssig gewordenen Läufer beibehielt, die außer der Verrichtung von Botengängen ganz unnötige Figuranten im köpfereichen Hausstand des Hochadels waren.

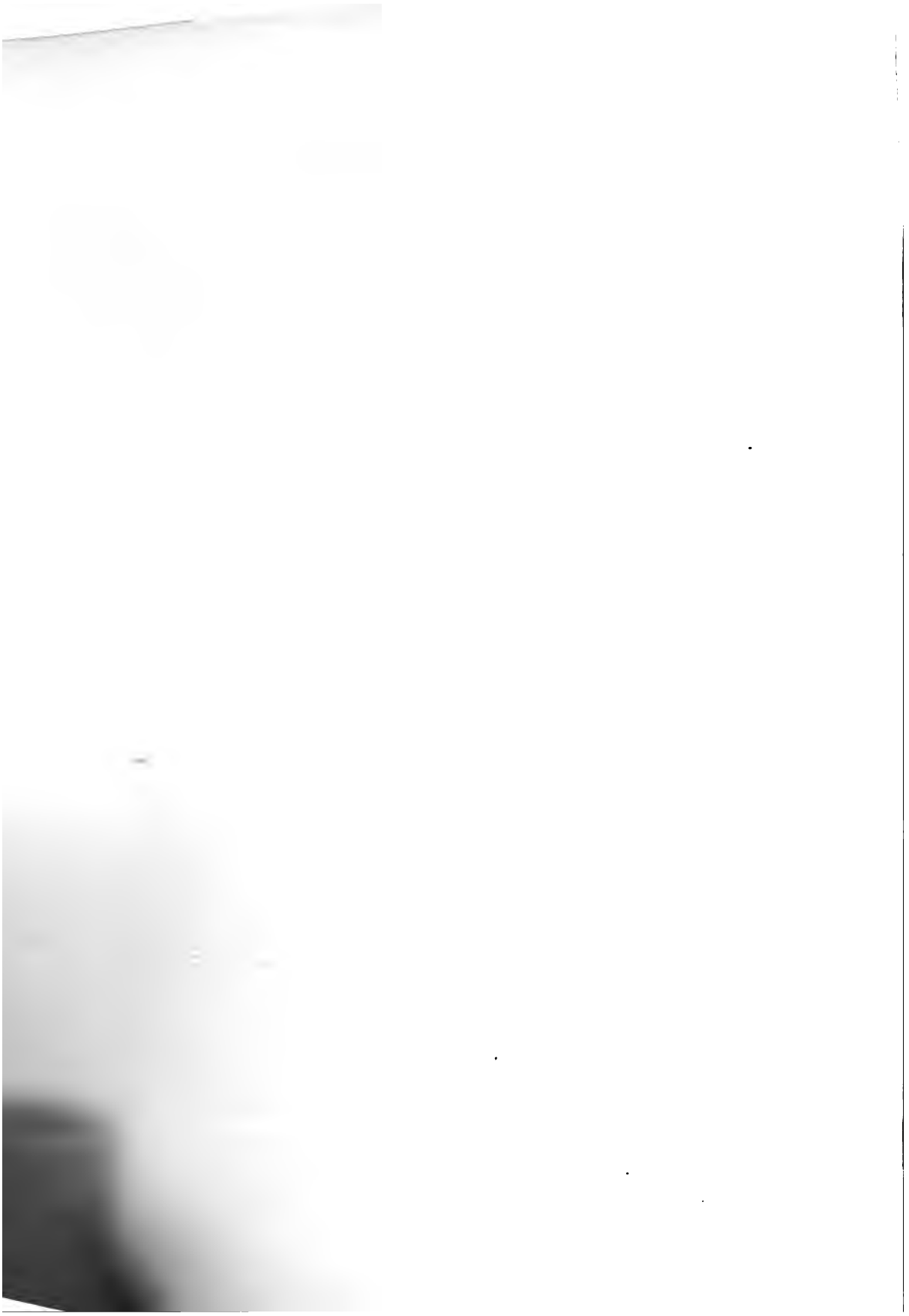
In der Bevölkerung nahm man am Läuferrennen des 1. Mai großen Anteil. In ganzen Scharen zog man schon am frühen Morgen in die Hauptallee des Praters, an deren Eingang ein Zelt mit den Preisrichtern stand, von

dem der Lauf ausging, der dann bis zum Lusthaus und wieder zurückführte. Auch Tribünen waren errichtet, auf welchen die Herrschaften der antretenden Läufer und andere vornehme Gönner dieses widerlichen Sports Platz nahmen. In den Alleen zu beiden Seiten der Bahn stand aber Kopf an Kopf eine dichte Menschenmenge, die das lebhafteste Interesse an dem Verlauf und den Chancen des Rennens nahm. Wir wissen, daß unter den Dienstgebern der Läufer oft beträchtliche Wetten auf deren Sieg abgeschlossen wurden; zum Glück gab es noch keinen Totalisateur, der es auch Unberufenen ermöglichte, ihr Geld auf solche Art los zu werden. Ein Böllerschuß gab das Zeichen zum Beginn des Rennens, an dem sich meist zehn bis zwölf herrschaftliche Läufer in ihrer

Das Elysium. (S. 545.)

traditionellen bunten Tracht beteiligten. Während des Laufes folgten ihnen einige Equipagen, von welchen eine für den Arzt und eine andere dazu bestimmt war, die vor Überanstrengung Zusammenbrechenden aufzunehmen. Bei der zweiten Tour und je näher die Läufer dem Ziel kamen, stieg die Aufregung der Zuschauer. Man rief zur Ermunterung die Teilnehmer am Wettlauf an, wobei man ihnen die Namen ihrer Herrschaften beilegte. „Bravo, Kinsky! Halt' dich gut, Esterházy! Vorwärts, Karoly!" scholl es aneifernd durch die Hauptallee. Die drei ersten Ankömmlinge am Ziel erhielten Geldpreise und wurden mit einem Tusch und betäubendem Beifallgeschrei empfangen. Ob sie sich nicht selbst den Keim zu einer tödlichen Krankheit geholt hatten, oder an das Schicksal der armen Teufel, die zusammengestürzt waren und von dem nachfahrenden Wagen überfahren wurden, dachte niemand. Erst im Mai 1848 unterblieb dieses empörende Schauspiel, das ein Hohn auf jedes Gefühl von Menschenwürde und Menschenliebe war.

Promenade auf der Koburg- und Waſſerkunſtbaſtei.



Die beliebteste Promenade war im Vormärz die Bastei, die auf einer weiten Strecke, vom Burgtor bis zum Stubentor mit einer Allee bepflanzt war. Ein Spaziergang in dieser, wobei man einen wechselnden Rundblick über den von einer vierfachen Pappelallee durchzogenen Stadtgraben und die Rasenflächen der Glacien hinweg auf die Häuserreihen der Vorstädte hatte, war in der Tat nicht ohne Reiz. Besonders bevorzugt war die Strecke von der Wasserkunst- und Koburgbastei bis zum Kärntnertor, die auf unserer Abbildung wiedergegeben ist. Hier war bei schönem Wetter, namentlich in den Mittagsstunden der Sonn- und Feiertage das Stelldichein der schönen Welt und der berufsmäßigen Flaneure von Wien und es entwickelte sich ein sehr belebter Korso wie jetzt in den Abendstunden am Kärntner-, Kolowrat- und Parkring. Vielbesucht war auch das Wasserglacis vor dem Karolinentor auf dem Terrain des heutigen Stadtparks. Hier waren schon nach der von Kaiser Josef II. durchgeführten Regulierung der Glacien und deren Bepflanzung mit Alleen Hütten und Zelte entstanden, in welchen Kaffee und andere Erfrischungen gereicht wurden. Zu erhöhter Bedeutung kam aber dieser Teil der Glacien erst, als nach der Eröffnung des Karolinentores um 1820 der Versatzamtsliquidator Friedrich Pelikan dort einen Pavillon und eine Kuranstalt errichtete, in welcher die gebräuchlichsten Mineralwässer bereit gehalten wurden. Dadurch entstand der Name Wasserglacis und es entwickelte sich dort ein besuchter Unterhaltungsort mit Morgen- und Abendkonzerten.

Für den mittleren Bürgerstand und die Masse der Bevölkerung kamen in dieser Zeit einige der Vororte zu besonderer Bedeutung. Das Gasthaus zum „Husaren" in Inzersdorf, das „Landgut" im heutigen X. Bezirk, die „Schöne Aussicht" in Fünfhaus auf dem Terrain des Westbahnhofes, Wendls Kasino am Währingerspitz (heute Döbling, Billrothstraße) u. s. w. waren vielbesuchte Sonntagsausflugsorte des unteren Mittelstandes. Die zahlreiche Gilde der „Weinbeißer" wendete sich nach Nordwesten, um mit kundigem Sinn in Hernals, Währing, Döbling, Sievering, Grinzing, Heiligenstadt und Nußdorf jene Stätten aufzusuchen, wo der grüne oder auch schon dürre Reisigbüschel anzeigte, daß man dort einen „Guten" schenke. Alle diese Orte wurden überstrahlt durch den Ruhm Neulerchenfelds, nach dem sich allabendlich ganze Karawanen auf den Weg machten, um bei der „Bretze", beim „Fassel", beim „stillen Zecher", bei der „blauen Flasche" und wie sonst die zahllosen Gasthäuser hießen, sich in den schmucken Gärten bei frischem Bier und einfacher Kost gütlich zu tun. Selbst aus entfernteren Vorstädten pilgerte man nach Lerchenfeld und ereignete es sich dann, daß nach tüchtigen Libationen die Köpfe schwer und die Beine unsicher waren, so standen bei der Linie „Zeiselwagen" bereit, die um billiges Geld die „schwankenden Gestalten" an den Ort ihrer Bestimmung brachten. Die „Zeiselwagen" vertraten aber auch die Stelle der späteren Omnibusse und Stellwagen; sie führten an Sonntagen die Ausflügler in die nächste Umgebung und die Fahrt auf dem überfüllten, stoßenden und knarrenden Zeiselwagen war an sich schon ein unentbehrliches Requisit solcher sonntäglicher Freuden. (Bild S. 553.)

In Neulerchenfeld und auch in Vorstadtlokalen von Wien traten seit jeher auch „Harfenisten" auf, als deren Ahnherrn, wie wir gehört haben, man den etwas mythischen Sackpfeifer Augustin ansieht. Lange beschränkten sie sich darauf, zur Gitarre oder zur Harfe rührende oder derbkomische Lieder zu singen und da der „Harfenist" in Raimunds „Gefesselter Phantasie" gewiß aus dem Leben gegriffen ist, werden wir uns keine sehr hohen Begriffe von ihrem künstlerischen Niveau machen dürfen. Nach und nach wurde das anders und aus den Reihen verunglückter musikalischer Existenzen traten einige Talente zum „Harfenistentum"

über, wie namentlich Johann Mayer, mit dem Spitznamen „Zwickerl", der ein tüchtiger Violinspieler war und auch in seinen Kompositionen den Volkston so gut zu treffen wußte, daß seine Tänze und Gesänge große Popularität erhielten. Hier wäre auch noch Franz Gruber zu nennen, gleichfalls ein tüchtiger Musiker, der als „Harfenist" ohne Harfe auftrat und nach seinem mit Virtuosität gespielten Instrument, der Klarinette, den Spitznamen des „picksüßen Hölzls" erhielt.

Auf eine höhere Stufe gehoben, die schon zu den späteren Volkssängern hinüberleitete, wurde das Harfenistenwesen erst durch Johann Moser, der schon eine kleine Gesellschaft bildete, mit deren Hilfe er Szenen aus dem Wiener Leben darstellte. Die von ihm selbst geschriebenen und auch im Druck erschienenen Texte sind voll grobkörnigen Humors und gar nicht zu unterschätzende Spiegelbilder des vormärzlichen Treibens in den unteren Volksschichten. „Der Hausmeister comme il faut", „Die Handwerker im Extrazimmer" und manche andere dieser Szenen, geben lebenswahre Typen des Wiener Volkstums wieder. Die Glanzzeit des Volkssängerwesens in Wien fällt in eine spätere Periode, in welcher es allerdings durch die überhandnehmende Schlüpfrigkeit der Vorträge auch den ersten Schritt auf der Bahn nach abwärts einschlug. Das sich hier natürlich einreihende Theaterwesen Wiens, das im Vormärz durch die zunehmende Bedeutung der Vorstadttheater charakterisiert ist, wird in einem besonderen Abschnitt kurze Besprechung finden.

Mit einigen Worten wenigstens muß auf die Bedeutung Wiens als Musikstadt hingewiesen werden, obwohl dieses Thema ausführlicher behandelt zu werden verdiente, als es in dem gegebenen Rahmen möglich ist. Die Musikpflege war in Wien immer heimisch, lag aber bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nur in den Händen der obersten Kreise. Eine ganze Reihe von Monarchen, von Ferdinand II. bis auf Josef II., hatte den Ruf begeisterter Musikliebhaber und die meisten versuchten sich nicht ohne Glück als Komponisten. Natürlich gingen diese Passionen auch auf die dem Hofe nahestehenden Adelskreise über und wir wissen, daß es möglich war, mit diesen Opernvorstellungen zu veranstalten, die ganz Achtungswertes leisteten. Wie aber diese nur für exklusive Kreise zugänglich waren, so blieb auch das Interesse für künstlerische Musik lange darauf beschränkt. Erst seit die Opernvorstellungen allgemein zugänglich waren, erwachte auch die Musikliebhaberei in der Bevölkerung. Von da an erst übte Wien auch jene große Anziehungskraft auf hervorragende Meister der Tonkunst aus, die es zum Wohnsitz eines Gluck, Haydn, Mozart und Beethoven machte. Es sind hier nur die hellstrahlendsten Meteore des Wiener Musikhimmels genannt, an welche sich ein ganzes Heer von Sternen zweiter Größe anschließt. Aus dem Wiener Boden selbst aber entsprang ein musikalisches Genie ersten Ranges, das in seiner unerschöpflichen Fülle süßer Melodien den vollen Reiz verfeinerten Wienertums einschloß — die Freude am sinnlich Schönen, eine dämmernde Schwermut und eine stark pulsierende Lebenskraft, die sich bis zu rasch zerflatternder Leidenschaftlichkeit zu steigern vermag. Es ist dies Franz Schubert, ein Sohn der Stadt, an der er mit allen Fasern seines Herzens hing, der er während seines leider kurzen Lebens ununterbrochen angehörte und in deren Erde er neben den größten Meistern der Tonkunst nun ruht. Schubert besaß als Musiker auch die Vielseitigkeit des gebildeten Wieners, der überall geistige Anknüpfungspunkte findet und sich nur selten in die Einseitigkeit des Denkens und Genießens verrennt. Er versuchte sich in allen Arten der Komposition, sein Größtes leistete er aber als Liederkomponist. Hier schuf er — von wenigen vereinzelten Ausnahmen abgesehen — eine ganz neue Kunstart, die von Wien aus ihren Triumphzug durch die Welt antrat und siegreich alle nationalen Vorurteile überwindend, sogar im Namen in den Sprachschatz anderer Nationen

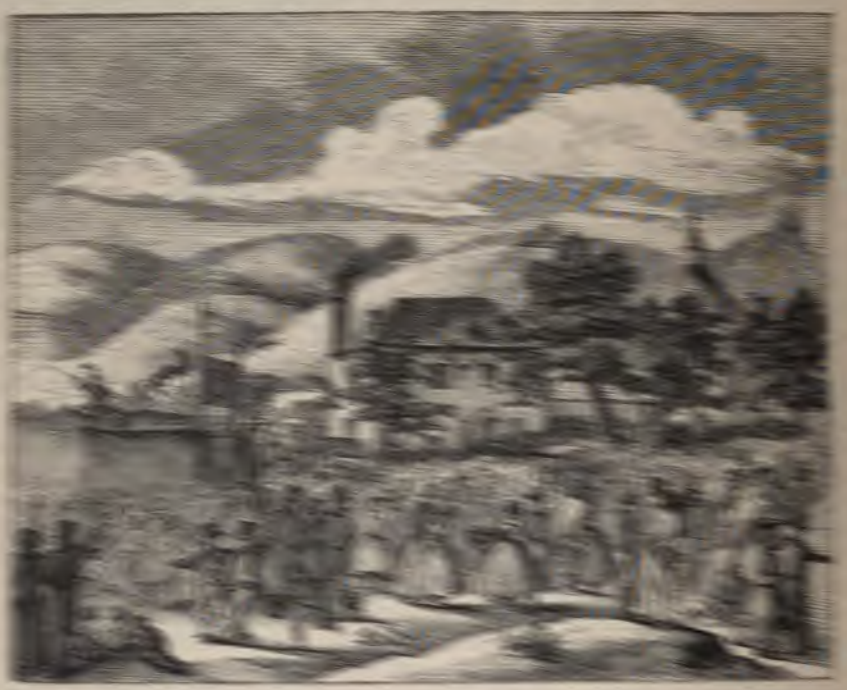
überging. Selbst der Franzose, dessen chanson ganz etwas anderes war, bewundert „le Lied". Von so vielen Musikern auch später diese Gattung der Komposition gepflegt wurde, sie stehen alle auf den Schultern Schuberts, der für immer die Bahnen absteckte, auf welchen das deutsche Lied von Wien aus seinen Triumphzug durch die Welt antrat. In unvergleichlicher Weise wußte er die Melodie dem Text anzupassen, sie dient diesem und besteht doch daneben, sogar in der oft meisterhaften Begleitung als selbständiges musikalisches Kunstwerk. Neben der Zartheit und Innigkeit der „Müllerlieder" weiß Schubert aber auch Töne von erschütternder Tiefe und Leidenschaft anzuschlagen, wie im „Erlkönig", dem „Wanderer", der Heineschen „Sehnsucht" u. s. w.

So kurz auch die Ausführungen über das Musikleben Wiens sind, wäre es doch undankbar, nicht zwei Erscheinungen desselben zu erwähnen, die sich große Verdienste um dessen Pflege und Popularisierung erwarben. Die erste davon ist die „Gesellschaft der Musikfreunde", die 1812 von dem hochgebildeten Kunstfreund Regierungsrat Josef von Sonnleithner gegründet wurde. Am 6. September 1830 konnte schon die feierliche Grundsteinlegung zu dem Vereinshause unter den Tuchlauben, an Stelle des heutigen „Mattonihofes" stattfinden. Der Musikvereinssaal war ein Mittelpunkt des musikalischen Lebens, hier fanden die erlesensten Aufführungen von klassischen Tonwerken statt (concerts spirituelles) und diesem Zweck ward er auch wieder zurückgegeben, nachdem er 1848 einige Zeit den „Sicherheitsausschuß" beherbergt hatte und das „garstige politische Lied" unter seiner Wölbung erschollen war. Sehr verdienstlich wirkte für Verallgemeinerung tüchtiger musikalischer Bildung das von der Gesellschaft ins Leben gerufene „Konservatorium" mit seinen Fachschulen.

In zweiter Linie hochbedeutsam für das Musikleben Wiens muß der 1845 gegründete Wiener Männergesangsverein genannt werden, der noch immer die erste Stelle unter den zahlreichen Chorvereinen Wiens einnimmt. Auf seinen zahlreichen Sängerfahrten hat der Männergesangsverein reiche Ehren eingeheimst und sich überall als berufener Vertreter Wiens in musikalischer Tüchtigkeit und gesellschaftlicher Liebenswürdigkeit bewährt. Durch die von den Mitgliedern verlangte ernste musikalische Schulung und durch die periodischen öffentlichen Vorträge wirkte der Männergesangsverein künstlerisch befruchtend. Unter seinen Chormeistern finden sich Namen von bestem Klang, wie Herbeck, Kremser, Heuberger u. a. Er bildet aber auch einen geselligen Mittelpunkt bester Art; die von dem Männergesangsverein veranstalteten „Narrenabende" und bis in die Neuzeit herauf stattfindenden Faschingsunterhaltungen genießen den wohlverdienten Ruf, daß sie dem Humor und Vergnügen einen Tummelplatz eröffnen. In mehr als einer Hinsicht machte sich der Männergesangsverein auch sonst um Wien verdient. Er schuf aus seinen Mitteln das prächtige Schubertdenkmal im Stadtpark, das von Kundtmanns Meisterhand stammt, und trug auch sonst stets sein reichliches Scherflein bei, wenn es galt, das Andenken der großen Tonkünstler zu ehren.

Von einem Einfluß des Vereinswesens auf das gesellige Leben von Wien konnte im Vormärz gar nicht gesprochen werden. Der schnüffelnde Argwohn der Polizei des Grafen Sedlnitzky witterte in jeder harmlosen geselligen Vereinigung eine politische Gefahr und drangsalierte zuerst die Mitglieder, um dann durch ein plumpes Verbot der Sache den Garaus zu machen. Dieses Schicksal widerfuhr bekanntlich auch der aus den regelmäßigen Besuchern eines Stammtisches im Bierhaus „zum Blumenstock" in der Ballgasse hervorgegangenen geselligen Vereinigung, die später unter dem Namen der „Ludlamshöhle" bekannt war. Sie erhielt ihn nach einem Öhlenschlägerschen Theaterstück, das der skandinavischen Vorzeit den Stoff entnahm, als sich die Gesellschaft regelmäßig in einem

[illegible] gewölbten Hinterzimmer von Haidvogels Gasthaus im verschwundenen Schlossergäßchen versammelte. Die Besucher stammten meist aus literarischen und Künstlerkreisen, Castelli, Deinhardstein, Saphir, der Historiker Graf Mailath, Joh. Gabr. Seidl, die Schauspieler Anschütz, Kornmüller u. s. w. gehörten zu den ständigen Besuchern der Ludlamshöhle, auch Grillparzer fand sich manchmal ein und Vertreter des höheren Bürgertums suchten sich anzuschließen. Von einem eigentlichen Verein konnte keine Rede sein, es befanden keine anderen Satzungen, als jene rasch vergänglichen, welche sich von Fall zu Fall die übermütigen Teilnehmer der Tafelrunde gaben. Immer geltende Norm war es nur, daß jeder davon einen besonderen, seinen Eigentümlichkeiten und



Der Brigittenkirchtag. (S. 546.)

Gewohnheiten entnommenen Namen erhielt, der in der Ludlamshöhle allein gebraucht werden durfte. Wenn die Gesellschaft je einen bestimmten Zweck hatte, so war es der ungebundener, oft ausgelassener Lustigkeit; man trieb in geistvoller Weise das, was man heute als „Ulk" oder „höheren Blödsinn" bezeichnet. Trotzdem legte die Vorsicht der vormärzlichen Polizei der harmlosen Sache eine große Wichtigkeit bei; regelmäßige Versammlungen geistreicher Männer, der geheimnisvolle Name „Ludlamshöhle", der einer hohen Behörde jener Zeit vollkommen unverständlich und schon darum bedenkliche Humor, dem man sich überließ, all das weckte den Argwohn, daß sich darunter geheime Umtriebe verbergen. Wiederholt finden sich polizeiliche Funktionäre ein, die nach schriftlichen Aufzeichnungen forschten und in der Tat einmal zur größten Erheiterung der „Ludlamsen" ein Polizeiverfahren, auf dem die geheimnisvolle Wirkung: „Diesmal ist der Samstag in einem Sonntag" den Besuchern anzeigte, daß die Zusammenkunft

verschoben sei. Auch die oft gebrauchte Devise: „Schwarz ist rot und rot ist schwarz" erregte ob eines wahrscheinlich darin verborgenen revolutionären Doppelsinnes die schwersten Bedenken ahnungsvoller Polizeigemüter, obwohl damit nur an die auffallend rote Nase eines Mitgliedes erinnert werden sollte, das „Schwarz" hieß. Die Plackereien mehrten sich und schon zog man ein freiwilliges Einstellen der Zusammenkünfte in Erwägung, als die Polizei, der das zu langsam ging, zu einer behördlichen Auflösung der harmlosen „Ludlamshöhle" schritt.

Von diesem Punkt unserer Schilderung des geselligen Lebens von Wien im Vormärz ist ganz von selbst der Übergang gegeben zu jener großen Wandlung, die nach 1840 eintrat. Die Erbitterung der intelligenten und besitzenden Kreise über den maßlosen Geistesdruck und über das jede Regung des Selbstbestimmungsrechtes unterdrückende, jede freie Betätigung lähmende Regierungssystem und der fast bis zur Verzweiflung anschwellende Unmut der unteren

Der Zeiselwagen. (S. 549.)

erwerbenden Klassen über den steigenden Notstand, diese beiden Ursachen wirkten zusammen, um von 1840 an dem öffentlichen und gesellschaftlichen Leben Wiens eine ganz andere Physiognomie zu verleihen, als die ewig lächelnde genußfreudige der vorausgegangenen Jahre.

Zahlreich sind die Berichte über diese Wandlung, deren Merkmale mit jedem Jahre schärfer hervortraten. In den maßgebenden Kreisen der Wiener Gesellschaft trat fast alles, was sonst im Vordergrund des Interesses stand, zurück vor dem herrschenden Gedanken an eine Änderung der unleidlichen öffentlichen Verhältnisse. Es kann kaum einen besseren Beweis dafür geben, als daß im musikfreudigen Wien, dem Dorado des musikalischen Virtuosentums, der Vorschlag, an die gefeierte Sängerin Jenny Lind, die als „schwedische Nachtigall" mit ihren Trillern alle Welt entzückte, eine Adresse zu richten, sehr kühle Aufnahme, ja sogar Widerspruch fand. Die Unterschriften kamen nur spärlich und als Graf Anton Auersperg (Anastasius Grün) der öffentlichen Meinung mit den unmutigen Worten Ausdruck gab: „Um sich eine solche Adresse gefallen zu lassen, müßten ganz andere Adressen vorausgegangen sein", ließ man die Sache einfach fallen.

Im Beginn des Jahres 1847 schon schrieb Julius Seydlitz in der „Grenzboten“ über die Verhältnisse in der österreichischen Hauptstadt: „Unser heiteres lebensfrohes Wien, dessen Phäakentum ein europabekanntes war, wird nun auch von dem Pauperismus, diesem Gespenst der neuen Zeit, heimgesucht und der Charakter, den es jetzt, wo doch sonst alles nur Lust und Freude war, annimmt, ist um so erschreckender. Wer Wien früher kannte, weiß, daß bei der Billigkeit aller Lebensbedürfnisse, bei dem lebhaften Verkehr, bei der Leichtigkeit, mit welcher der nur etwas wohlhabendere Wiener sein Geld ausgiebt und bei dem hier wie nirgends in Anwendung gebrachten Grundsatze: Leben und leben lassen! es jedem leicht wurde, sich seinen Bedarf zu verdienen, ja mehr als dies, auch etwas zu haben, um sich, wie man hier sagt, „einen guten Tag machen zu können“. Daher kam es auch, daß der Zufluß zur Wiener Bevölkerung aus den Provinzen so stark wurde, denn früher konnte auch in der That der Grundsatz gelten: in Wien kann sich Jeder erhalten! Wie haben sich aber jetzt die Zeiten geändert! Es hat vielleicht noch nie in Wien eine so gedrückte Stimmung, eine so allgemeine Klage geherrscht, als eben jetzt, und wenn auch die Theuerung an und für sich, obgleich unverhältnismäßig gegen andere Winter, doch noch nicht jenen Grad erreicht hat, wie in Norddeutschland, so ist dagegen die Erwerbslosigkeit auf eine hier noch unerhörte Weise gestiegen und mit dem traurigen Winter steht das Stocken des Handels, der Mangel an Arbeit in den Fabriken, die Erwerbslosigkeit überhaupt im engsten Zusammenhang. Es gab nun freilich früher auch viel Elend in Wien, aber es verbarg sich, es zog sich zurück, man war auch im Stande, es zurückzuhalten, daß es nicht bis auf offenen Markt, in die glänzendsten Straßen vordringe. Fragen wir aber an, wie jetzt die Bettelei zugenommen gegen früher, wie jetzt die Armenväter bestürmt werden gegen früher! Wo hörte man sonst von so vielen Einbrüchen und Anfällen, wo hatte früher der Wiener den Mut zu so vielen Selbstmorden wie jetzt! Konnte es früher bei dem Wiener Volkscharakter vorkommen, daß Menschen hilflos auf offener Straße verschmachtet wären, wie es unlängst kurz hintereinander zweimal und sogar in frequenten Vorstädten, einmal sogar in dem starkbevölkerten Mariahilf geschah?“

Diese Schilderung bringt draſtische Züge aus der wirtschaftlichen Notlage, etwas tiefer, auch in die vor der Zeit geweckten geistigen Strömungen in Wien, greift ein etwas späterer Bericht August Lewalds. „Der Ernst der Zeit hatte Wien tief berührt,“ schreibt dieser damals sehr angesehene Schriftsteller, der sich an der Wende der Jahre 1847 bis 1848 länger in Wien aufhielt; „die Harmlosigkeit war aus den Herzen und die Lustigkeit aus den Gesichtern verschwunden. Selbst die alten genußsüchtigen Lebemenschen sah ich nur mit stummer Wiene von dem gepriesenen Vorzuge ihrer Stadt sprechen; sie waren gelangweilt und unzufrieden und sprachen von Dingen, die nur für sie noch da waren, und indem sie es beklagten, daß sie die Zeit nicht mehr verstehen wolle, sah ich deutlich, daß die neue Zeit von ihnen nicht begriffen wurde.“ Lewald schildert nun die jüngere Generation, „welche von der Kost genascht hatte, die sich über die Grenze, trotz aller Schranken der Zensur zu stehlen gewußt, die dann hinausgereist war, sich den Männern der Bewegung genähert, die Wirkung freierer Institutionen durch Augenschein kennen gelernt hatte, und dann mit zerrissenen Herzen zurückgekehrt war, die Kraft ermessend, welche ihrem herrlichen Volksstamm innewohnte, die eigentümlichen Vorzüge seines Geistes, die tiefe Innigkeit seines Gemütes, die Stärke des Staates und seine ungeheuren Hilfsquellen mit dem verglich, was mit allem diesem erzielt werden könnte und was erzielt wurde, mit dem zusammenstellte, was unter einem freieren Himmel die kleinsten Staaten erreicht hatten“. Von dieser „denkenden“ Schicht der

Bevölkerung urteilt Lewald: „Sie war zürnend, finster und hielt es unter ihrer Würde, das angeborne Naturell zur Fröhlichkeit und heiteren Laune, wie vordem in tausend Strahlen brechen zu lassen; sie verschloß sich ganz oder verzehrte sich in trüber Sehnsucht ... Nein! Wien war nicht mehr das alte Wien! Der Humor hatte keinen Boden, der Geist zerschlug sich die Flügel an den engen Begrenzungen und wer noch das alte heitere Wien zu repräsentieren versuchte, unterlag der Mißachtung der Besseren, die ein Einsehen hatten und denen der Zustand unerträglich war. Alle höher Begabten hatten diese Richtung genommen und selbst der Geist der Posse, dieser alten wohlbeliebten Freundin des Volkes, die sich ihm fügen muß, wenn diese Freundschaft erhalten werden soll, mußte sich der neuen Richtung bequemen und unter Lazzi dem Ernst huldigen ... Alle Symptome deuteten mir eine stille Bewegung an; sie hatte nichts von derjenigen, welche anderwärts den großen Bewegungen vorangeht, allein sie war dennoch vorhanden, von vielen unbewußt geteilt, für den Augenblick kein festes bestimmtes Ziel im Auge, allein desto bedeutungsvoller, weil sie so tief begründet, desto bedrohlicher dem Bestehenden, weil sie so gewaltsam unterdrückt war." Wir fügen schließlich noch eine Schilderung aus berufener Feder an, die viele für die Zustände in Wien bezeichnende Züge enthält: „Während früher nur wenige Leute das Bedürfnis hatten, täglich eine Zeitung zu lesen, und jene Einzelnen, welche in die „Augsburger Allgemeine" oder den „Nürnberger Korrespondenten" täglich sich vertieften, schon in dem Rufe standen, staatskundige Politiker zu sein, wurden jetzt auch vom großen Publikum die Zeitungen mit einem wahren Heißhunger verschlungen. Die Vorstadtkaffeesieder, welche bisher der Mühe überhoben waren, außer der „Wiener Zeitung" noch andere politische Journale zu halten, konnten nun nicht genug Exemplare von den wenigen ausländischen Zeitungen abonnieren, gegen welche die Zensur nichts einzuwenden hatte. In der ganzen Lebensweise der Wiener trat allmählich eine merkliche Veränderung ein. Während früher selbst in den Wintermonaten wahre Wallfahrten nach Neulerchenfeld unternommen wurden, um in den dortigen zahlreichen Gasthäusern bis in die spätesten Nachtstunden hinein in Saus und Braus das Leben zu genießen, wurde es im Winter 1847 bis 1848 in den Straßen und Gassen dieses sonst so stark und gerne besuchten Vergnügungsortes plötzlich so ruhig und stille, als ob er bei den Wienern vollständig in Mißkredit geraten wäre. Es hieß damals, Lerchenfeld sei aus der Mode gekommen; mit der Mode hatte die Sinnesänderung der Wiener, unter welcher dieser Ort plötzlich litt, nicht das mindeste gemein. Auch die beliebtesten Volkssänger kamen plötzlich außer Kurs und hatten sich über schlechte Tageseinnahmen zu beklagen. Während früher bei dem bekannten Moser vor lauter Andrang kein Platz zu bekommen war, während ein neues Lied dieses Harfenisten früher ganz Wien interessiert hatte, gelang es diesem Liebling eines nach Tausenden zählenden Publikums nun häufig nicht mehr, seine Tagesspesen hereinzubringen. Das Publikum fand an den frivolen spassigen Volkssängerliedern, die es früher entzückt hatten, plötzlich keinen Gefallen mehr, es langweilte sich bei diesen Liedern und Volksscenen, es fand dieselben veraltet, abgeschmackt. In dieser Zeit kamen die möglichst abgesonderten ruhigen Extrazimmer in den Gasthäusern plötzlich in die Mode, und in ganz Wien bildeten sich die ersten politischen Zirkel, in welchen fast von nichts als von den Begebenheiten des Tages gesprochen und politische Nachrichten und Meinungen durchdebattiert wurden. In diesen Zirkeln führte in der Regel irgend ein Ausländer oder ein Wiener, der länger im Auslande sich aufgehalten hatte, das große Wort. Natürlich litt unter diesen Verhältnissen auch der Fasching des Jahres 1848 bedeutend. Er wäre als ein langer neunwöchentlicher Fasching schon an und für sich nicht sehr belebt gewesen, nun war

er aber so flau und träge, wie schon seit Menschengedenken nicht. Es soll damit nicht etwa gesagt werden, daß in diesem Fasching wenig getanzt wurde; in einer großen Stadt wie Wien gibt es eben viel tanzlustiges Volk und jahraus jahrein überzahlreiche Fremde, die nur des Vergnügens wegen kommen und sich aufhalten. Aber trotzdem war es wahrzunehmen, daß viele Kreise an den Karnevalsfreuden keinen Antheil nahmen, und auf den Bällen selbst ereigneten sich Vorfälle, die sonst in Wien gar nicht denkbar gewesen wären. Es begab sich zu wiederholten Malen, daß auf dem einen oder anderen Balle politischer Meinungsverschiedenheiten wegen Excesse vorfielen. Während das junge Volk tanzte, erhitzten sich die Väter über Mazzini, Pio Nono, Guizot, Ludwig Philipp und die französische Kammeropposition, die Schweizer Jesuiten und deren Widersacher, die Polen und den russischen Czar, den Deutschkatholizismus und die

Das alte Leopoldstädter- oder Kasperltheater. (S. 557.)

Ultramontanen, die badischen Volksmänner und den deutschen Bund, das einheimische Zopfsystem und den Fortschritt."

Die einzelnen Nachrichten, welchen hier aus jener Zeit Raum gegönnt wurde, gleichen dem Stimmen der Instrumente, bevor die rauschende Symphonie des Jahres 1848 selbst beginnt. Ihr gehört das nächste Buch.

Die Wiener Vorstadttheater.

Als Vorläufer der den dramatischen Bedürfnissen der breitesten Volksmassen dienenden Vorstadtbühnen haben wir wandernde Schauspielertruppen anzusehen. Sie spielten, wie es in der Inneren Stadt in den früheren Ballhäusern der Fall war, in mehr oder weniger geeigneten vom Zufall zugewiesenen Lokalen, in den Sälen oder auch Scheunen von Einkehrgasthäusern und in zu diesem Zweck errichteten Holzhütten. Es sind sehr spärliche Nachrichten über

diese vorstädtischen Thespisstätten erhalten und wir werden gut tun, von deren Leistungen keine zu günstige Meinung zu hegen. Sie knüpften, soviel wir wissen, zuerst an die extemporierte Komödie an, Hanswurst regierte auf diesen wackligen Brettern noch, als er von der ständigen Bühne längst verbannt oder doch gezwungen war, seine läppische Spitzbüberei, seine nichtsnutzige Drolligkeit unter einer anderen Maske zu verbergen.

Wenig mehr als die Namen der Führer einzelner solcher Wandertruppen und die Orte ihrer Wirksamkeit sind uns erhalten geblieben. Um 1775 tauchte in der Leopoldstadt ein Josef Salamoni auf, der mit einer kleinen Gesellschaft zuerst beim „Schwarzen Adler" in der Taborstraße und dann im Gartengebäude der gräflich Czerninschen Besitzung, auf deren Terrain die Czerningasse entstand, spielte.

Doch er konnte sich nicht halten, denn schon zwei Jahre später finden wir im Czerninschen Theater den mit seiner Truppe von Baden übersiedelten Mathias Menninger. Er brachte meist derbkomische Stücke, die dem Geschmack des Publikums entsprachen und konnte sich in Wien seßhaft machen. Alter und Kränklichkeit bewogen Menninger sich zurückzuziehen und er übergab die Leitung seiner Gesellschaft einem Mitglied derselben, dem Karl von Marinelli, der sich auch nicht ohne Glück als Lustspiel- und Possendichter versuchte. Marinelli war einer der tüchtigsten und erfolgreichsten Theaterdirektoren, welche je in Wien wirkten. Er hatte eine feine Witterung für den Geschmack des Publikums und war aber dabei auch ein findiger Geschäftsmann.

Seit Marinelli die Leitung der in Baden und im Czerninschen Gartenhaus abwechselnd spielenden Truppe übernommen hatte, strebte er konsequent dem Ziele zu, das Unternehmen in ein stabiles zu verwandeln. Der erste Schritt dazu war die Erlangung eines kaiserlichen Privilegiums für eine regelmäßige Bühne in der Leopoldstadt, das er am 2. Januar 1781 für sich und seine Nachkommen erhielt. Es lautete für „alle Arten von Schauspiel und Pantomimen mit Ausnahme des Ballets". Übrigens muß in dieser Periode das dramatische Bedürfnis der Wiener Mittelklasse ein sehr reges gewesen sein, wofür schon der Umstand spricht, daß von 1780 bis 1791 drei Theaterprivilegien für die Vorstädte erteilt wurden. Aber wir hören auch von Vorstellungen in der „Porzellaingasse im Rossau", wo Harlekin, dieser nächste Verwandte des biederen alten Hanswurst, sein Wesen trieb. Eine am Neustift beim „Fasan" spielende Truppe versteigt sich schon zu Schillers „Räubern", die aber auch in Hietzing auf einem „lebenden Theater ohne aller gemalten Dekorationen" — wohl ein Vorläufer der späteren offenen Sommertheater — als „großes romantisches Spektakelstück mit Gefechten und Tableaux" zur Aufführung kamen. Auf der Landstraße spielte man „Emilia Galotti" und auch in Meidling wird in den Neunzigerjahren ein Theater erwähnt.

Sofort nach Erreichung eines Privilegiums nahm Marinelli die Errichtung eines ständigen Theatergebäudes in Angriff, wozu er das Haus Nr. 31 (alt 50) in der Jägerzeile erwarb, nach dessen Demolierung der Bau nach den Plänen des tüchtigen Architekten Johann von Brequin, Ingenieur-Oberstdirektor des kaiserlichen Brücken- und Wasserbauamtes, begann. Am 16. März 1781 ward der Grundstein gelegt und schon am 20. Oktober erfolgte die Eröffnung mit einem Gelegenheitsstück von Marinelli: „Aller Anfang ist schwer" und der Posse: „Der Wittwer mit seinen Töchtern". Die erste Einnahme betrug 288 fl. 30 kr. — eine für jene Zeit, die weit entfernt von den Riesengagen moderner Stars war, gar nicht unbeträchtliche Summe. Das nach außen ziemlich unscheinbare Theater (Bild S. 556) wird bezüglich des Innenraumes als recht behaglich und nett geschildert und soll auch ganz Tüchtiges in Ausstattungsstücken geleistet haben.

Marinelli besaß die so notwendige Gabe, Talente zu entdecken und in der ihrer Eigenart entsprechenden Weise zu verwenden. Die erste Zugkraft seiner Gesellschaft war Johann Laroche, ein sehr beleibter Mann, der schon durch sein Äußeres und beim Erscheinen auf der Bühne unwiderstehlich komisch wirkte. Wenn er mit einem gestöhnten: „Auwedl! Auwedl!“ aus den Kulissen trat, entfesselte er schon Lachstürme. Durch diese Wirkung mit der bloßen äußeren Persönlichkeit war Laroche ein Vorläufer von Wenzel Scholz. Er schuf einen stehenden Charakter im „Kasperl“, gleichfalls einem der zahlreichen Nachkommen des unsterblichen Hanswurst. Kasperl, der stets im urwüchsigsten Wiener Dialekt sprach und Derbheiten vorbrachte, die kaum zu überbieten waren, kann als Typus eines verschmitzten Dummkopfes bezeichnet werden, der die Worte und Redensarten verdreht, tausend Narrheiten begeht, sich schließlich aber doch mit heiler Haut aus allen Fährlichkeiten zu ziehen weiß. Kasperl war der erklärte Liebling des Publikums, das ihn in allen Stücken sehen wollte und nach ihm nicht allein dem Haus den Namen „Kasperltheater“ gab, sondern diesen auch auf den „Siebzehner“, den Preis eines Sitzes übertrug. Bis zum Verschwinden dieser wunderlichen Münzen hießen sie im Volksmund „Kasperln“.

Als Marinelli seine dramatische Schöpferkraft erlahmen fühlte, wußte er für seine Bühne zwei fruchtbare Theaterschriftsteller zu gewinnen. Es waren dies seit 1785 der sehr talentierte Karl Friedrich Hensler und Joachim Perinet, der Schöpfer zahlreicher burlesker Possen, in welchen natürlich auch Kasperl nie fehlen durfte. Dieser verschmitzt-täppische Geselle fand auch seinen Platz in den rüstungrasselnden und schwerterklirrenden mit falschem Pathos überladenen Ritterstücken. Von diesem Genre hat sich sogar eine Probe „Die Teufelsmühle am Wienerberg“ bis in die neuere Zeit erhalten. Auch in diesem Stück fällt dem Kasperl eine Hauptrolle zu, die des feigen und konfusen Knappen, der trotzdem bei Bestrafung der Missetäter und Erlösung der Gespenster mitwirken muß.

Das „Kasperltheater“ wurde rasch so beliebt, daß Marinelli, dessen Truppe bisher im Sommer in Baden spielte, von 1783 an die Vorstellungen in Wien nicht mehr unterbrach und gleichzeitig auf beiden Bühnen spielen ließ. Noch zu Lebzeiten des Kasperl-Laroche gewann Marinelli 1787 einen zweiten gleich erfolgreichen Komiker für sein Theater, Anton Hasenhut, der dann gleichfalls eine stehende Figur, den „Thaddädl“ schuf, der als eine Spielart des Kasperl, dessen Typus als den des gutmütigen Tölpels weiter bildete. Doch hatte „Thaddädl“ den großen Vorzug, weniger derb zu sein als Kasperl und er bildete schon den Übergang zu den dem Wiener Boden entsprießenden komischen Charakteren, deren Krone der Parapluiemacher „Staberl“ bildete, die auch dann unter den verschiedensten Namen, die aber stets mit der Verkleinerungssilbe endeten, durch Jahrzehnte die Wiener Lokalposse beherrschten. Zu dieser Sippe, deren Führer der vollkommen dem Leben abgelauschte „Staberl“ Bäuerles war, gehörten die Figuren des Lipperl, Klapperl, Kratzerl, Zweckerl, der gemeinsam auftretenden Gisperl und Fisperl, des Purzel und des Tanzmeisters Pauxerl.

Noch unter Marinellis Direktion, der 1803 starb, trat Ignaz Schuster in das Leopoldstädter Theater ein. Seine trockene, aber den Charakteren angepaßte Komik gefiel sofort und er verschaffte mit seinem ersten Auftreten in den „Schwestern von Prag“ diesem dann sehr oft gegebenen Stück einen großen Erfolg, der noch nicht ganz vergessen ist und mindestens in der noch hie und da gebräuchlichen Redensart von

„den drei Schwestern von Prag,
die Niemand nicht mag“

im Volksmund fortlebt.

Nach 1790 konnte allerdings von einer freien Entfaltung der dramatischen Produktion keine Rede sein, die gerade in jener Zeit in Wien von unsäglicher Flachheit und Öde war. Ja, es wurde auch nicht anders, als Gewey, Meisl, Gleich und andere das Repertoire des Leopoldstädter Theaters beherrschten, das nach Marinellis Tod von Hensler geleitet wurde. Epoche machte Bäuerles erstes Stück „Die Bürger von Wien", in dem er eine charakteristische Figur, den Parapluiemacher „Staberl" schuf, der als geschwätziger und selbstgefälliger Wiener Kleinbürger wirklich dem Leben abgelauscht war. Ignaz Schuster verlieh dieser Figur echtes Leben und brachte in seiner einfachen schlichten Spielweise die beschränkte Aufdringlichkeit des Spießbürgers zu vollendeter Darstellung.

Hensler kam in finanzielle Schwierigkeiten und 1814 übernahm der vermögliche Eisenhändler Leopold Huber pachtweise von Marinellis Erben das Leopoldstädter Theater, das aber auch seine Mittel aufzehrte, so daß er in Konkurs verfiel und das Theater von der Masseverwaltung fortgeführt wurde. Hubers Direktion ist dadurch von Bedeutung, weil er das erste glänzende Ensemble des Leopoldstädter Theaters zusammenstellte. Zu Ignaz Schuster kamen seit 1817 Ferdinand Raimund, der es verstand, auch in komischen Rollen ergreifende Gefühlstöne anzuschlagen, der von den Wienern gleichfalls wegen seiner wirksamen Komik sehr geschätzte Friedrich Josef Korntheuer und endlich Therese Krones, die schon als Kind in der „Teufelsmühle am Wienerberg" an der Leopoldstädter Bühne wirkte, der sie dann 1821 als ständiges Mitglied beitrat. Ihre Antrittsrolle war die Prinzessin in der tollen Burleske „Evakathel und Schnudi", die Perinet nach einem älteren Stücke von Philipp Hafner modernisiert und durch zwei- oder eigentlich sehr eindeutige Derbheiten vergröbert hatte. Es ist nicht leicht, das Bild der Krones, dieses Urbildes der graziösen Wiener Soubrette, aus den Urteilen ihrer Zeitgenossen zu abstrahieren. Sie hat ebensoviele begeisterte Lobredner, als erbitterte Kritiker gefunden. Das Urteil der letzteren scheint aber nicht unbeeinflußt von einer traurigen Episode ihres Lebens, von ihrem Verhältnis zu Severin v. Jaroszynski, der 1827 den Professor an der Akademie der bildenden Künste, Josef Blank, ermordete, um ihn zu berauben, der Tat überwiesen und hingerichtet wurde. Das Publikum ließ die furchtbare Tat in der ersten Empörung die früher so beliebte Künstlerin entgelten, deren Leichtsinn ja nie ein Geheimnis gewesen, man zischte sie aus und es dauerte Monate, bis sie wieder auftreten und die frühere Gunst erringen konnte. Der ganze Vorgang, der aber auch einen tiefen Schatten auf ihr nur noch kurzes Leben warf — sie starb schon am 28. Dezember 1830 — beeinflußte vielfach das Urteil über sie. Wo dies nicht der Fall ist, finden wir nur Worte begeisterten Lobes für ihr graziöses Spiel und den stets frisch sprudelnden Quell ihrer natürlichen Heiterkeit. Ja, der Burgschauspieler Costenoble rühmt in seinen Aufzeichnungen an der Krones, sehr im Gegensatz zu manchem verdammenden Urteil, geradezu „die Grazie ihres Vortrages, der in genialer Weise auch das Gemeine erträglich mache". Dieser Gabe bedurfte sie überhaupt nicht, wenn sie in ihren Glanzrollen in den Stücken Raimunds auftrat. Man muß die begeisterten Schilderungen ihrer Zeitgenossen über ihr Auftreten als „Jugend" in Raimunds „Bauer als Millionär" gehört haben, in welcher Rolle sie dem Lied: „Brüderlein fein!" zu einer jetzt noch nicht verblaßten Popularität verhalf, um zu begreifen, wie tief sie sich trotz allem in die Gunst der Wiener hinein gespielt, gesungen und geschmeichelt hatte. (Bild S. 560.)

Von der Konkursmasse Hubers erwarb der Bankier Rudolf Steinkeller aus Warschau das Leopoldstädter Theater, der 1828 Raimund als

Direktor bestellte. Dieser versah die Stelle aber nur zwei Jahre, um dann zum Theater an der Wien überzutreten. Dadurch, durch den Tod Korntheuers und der Therese Krones war das bisherige Ensemble gesprengt, Steinkeller verließ Wien, nachdem er die Direktion an Franz von Marinelli, einen Sohn des Erbauers, übertragen hatte.

Therese Krones als „Jugend". (S. 559.)

Schon 1821 hatte Ferdinand Raimund das erste seiner Stücke, den „Barometermacher auf der Zauberinsel" auf die Leopoldstädter Bühne gebracht. Es wurde mit jubelndem Beifall aufgenommen; nach der Öde der Burlesken und Parodien von Perinet, Meisl und Gleich, sprach zum ersten Male ein geist- und gemütvoller Dichter zum Publikum, der ihm ewige Wahrheiten des Lebens in phantastischer Fassung bot, zu Tränen zu rühren und zu erheitern wußte, ohne daß er je die Grenze des Natürlichen und Erlaubten überschritt. Mit dem gleichen Erfolg gingen die nächsten Stücke im Theater in der Leopoldstadt in Szene; 1824 „Der Diamant des Geisterkönigs", 1826 „Das Mädchen aus der Feenwelt oder der Bauer als Millionär", 1828 „Die gefesselte Phantasie", im gleichen Jahre „Alpenkönig und Menschenfeind", das von Grillparzer am höchsten geschätzte Stück Raimunds, und 1829 „Die unheilbringende Zauberkrone", die es zu keiner durchschlagenden Wirkung bringen konnte, da Raimunds Muse hier zu einem Flug in das Gebiet höherer Tragik ansetzte, für welches ihre Schwingen doch nicht ausreichten. In Rollen seiner eigenen Stücke leistete Raimund nach dem einstimmigen Urteile der Zeitgenossen als Darsteller das Beste; er wußte den Gestalten seiner Phantasie eine Gefühlswärme einzuhauchen, die ihre Wirkung nicht verfehlen konnte.

Einzelne von Raimunds Figuren brachten es zu einer später kaum mehr erreichten Volkstümlichkeit, namentlich jene des „Aschenmannes" aus dem „Bauer als Millionär", dessen treffendes Couplet allüberall erklang (Bild S. 561).

Die desolaten Verhältnisse der Leopoldstädter Bühne drängten zu einer Katastrophe, die auch 1838 eintrat. Marinellis Direktion war zu Ende, aber schon griff eine tatkräftige und fachkundige Hand nach dem Direktionsszepter. Es war die des schon erwähnten Direktors Carl, der seit 1826 das Theater an der Wien leitete, nun aber auch das ehemalige Kasperltheater in der Jägerzeile als Eigentümer erwarb. Carl war selbst sein erfolgreichster Schauspieler, aber

auch ein umsichtiger Direktor, der Talente aufzuspüren und an seine Bühne zu fesseln wußte, dabei von großer geschäftlicher Gewandtheit, die er allerdings oft nach dem einstimmigen Urteile mit einer bis zur Härte gehenden Rücksichtslosigkeit zur Geltung brachte. Er gewann Johann Nestroy und Wenzel Scholz für seine Bühne, sicherte sich in ersterem und in Friedrich Kaiser zwei fruchtbare und erfolgreiche Theaterschriftsteller und erwarb ein großes Vermögen, eine Art des Erfolges, die selten von einer guten Nachrede begleitet wird.

Als nach Ablauf des Pachtvertrages 1844 das Theater an der Wien an Franz Pokorny überging, faßte Carl sofort den Entschluß zu einer Umgestal-

Raimund als „Aschenmann". (S. 560.)

tung des Theaters in der Leopoldstadt. Vorerst begnügte er sich mit einer durchgreifenden Renovierung des bestehenden Hauses und Einführung der Gasbeleuchtung, wodurch das alte trauliche Kasperltheater zum elegantest ausgestatteten Schauspielhaus Wiens wurde. Zwei Jahre später ging er aber mit gewohnter Energie an die Ausführung seiner weitreichenden Pläne. Am 7. Mai 1847 fand die letzte Vorstellung im alten Hause statt, mit dessen Demolierung sofort begonnen wurde. In sieben Monaten, während welcher Carls Gesellschaft im „Odeon", einem leerstehenden großen Vergnügungslokal in der Leopoldstadt, spielte, entstand das prächtige neue Haus, dessen Pläne Carl von den jungen Architekten Van der Nüll und Siccardsburg hatte ausarbeiten lassen. (Bild S. 536.) Er kargte bei der Ausführung in keiner Weise und ver-

wendete nur tüchtige Kräfte. Die fünf allegorischen Figuren an der Façade gehören zu den ersten und besten Arbeiten des genialen Hans Gasser und es soll die Statue des Komus die Züge des Direktors Carl tragen. (Bild S. 564.) Auf diese Weise wurde das nunmehrige „Carltheater", das diesen Namen bis zum heutigen Tag führt, von innen und außen das glänzendste Theater Wiens und ein wahrer Schmuck der Stadt. Am 10. Dezember 1847 fand die Eröffnungsvorstellung statt, wobei Nestroys köstliche, noch heute wirksame Farce „Die schlimmen Buben" zur ersten Aufführung kam. In den stürmischen Zeiten des Jahres 1848 blieb auch diese Bühne geschlossen. Direktor Carl, der für äußere Ehren sehr empfänglich war und als ehemaliger Offizier kriegerische Neigungen hatte, bewaffnete die Mitglieder seiner Bühne aus den Requisitenvorräten und stellte diese Truppe zur Verhütung von Plünderungen in den Märztagen zur Verfügung. Da hatten nun die Wiener das Gaudium, ihre zwei Lieblinge, den langen und dürren Nestroy mit dem sardonischen Lächeln und den kugelrunden Scholz mit dem feisten martialisch dreinschauenden Gesicht bei der Ferdinandsbrücke mit kriegerischer Wehr am Posten stehen zu sehen. (Bild S. 568.)

Nach 1848 gelang es Direktor Carl, den beliebtesten Künstler des Theaters an der Wien, den vielseitigen Karl Treumann, für seine Bühne zu gewinnen, die dadurch ein vollendetes Ensemble gewann, zu dem auch der gemütliche Grois, die graziöse Zöllner gehörten. Als Carl am 16. August 1854 starb, fand sich in seinem Testament die Anordnung, daß „das Theaterdirektionsgeschäft bei diesem Theater weder von meinen Erben in ihrer Gesamtheit, noch von einem einzelnen meiner Erben, sei es als Eigentümer oder Pächter, oder in was immer für einer namenhabenden Eigenschaft, weder öffentlich noch stillschweigend, weder allein, noch in Kompagnie mit einer fremden Person, selbst geleitet und betrieben werden darf" bei Verlust aller Erbrechte. Es trat nun Johann Nestroy als Pächter und Direktor an die Spitze des Carltheaters, das er bis in den Beginn der Sechzigerjahre mit großem Erfolg leitete. Er war selbst sein beliebtester Schauspieler und setzte auch sein Wirken als sehr fruchtbarer Bühnenschriftsteller fort. In beiden Beziehungen fand er erbitterte Gegner, aber noch mehr begeisterte Anhänger. Es ist ja unleugbar, daß er als Darsteller wie auch als Dramatiker den vollkommensten Gegensatz zu Raimund bildete. Was bei Raimund sein gemütvolles Wesen, seine tief poetische Auffassung bewirkte, das erreichte Nestroy mit schonungslosem, zersetzendem Witz, der die Torheiten der Zeit und Menschen geißelte, nicht um sie besser zu machen, wie es Raimund anstrebte, sondern um sie zu verhöhnen. Daher streifte Nestroy meist mehr als zulässig war, die Grenze der Karikatur und bot in seinen Figuren ein verzerrtes, trotzdem aber lebenswahres Bild der Wirklichkeit. In seinen Stücken prasselte ein Feuerwerk von Witzen auf, die grelle Lichter nach allen Seiten warfen. Hinter einer oft harmlos erscheinenden Wendung steckte eine Spitze, die tief traf. Ein großer Teil seiner rasch zunehmenden Beliebtheit stammte davon, daß er in einer selbst für die Zensur des Grafen Sedlnitzky unfaßbaren Weise grimmige Kritik an den öffentlichen Zuständen übte.

In dieser kaustischen Schärfe, mit welcher er dem Unbehagen der öffentlichen Meinung Ausdruck gab, liegt das Geheimnis seines Erfolges, der aber auch vielen seiner Stücke bis heute treu geblieben ist, obwohl mehr als ein halbes Jahrhundert seit ihrem Entstehen vergangen ist. Darin liegt denn doch ein Beweis, daß ein tüchtiger Kern in ihnen stecken muß.

Nach Nestroys Rücktritt von der Direktion begann für das Carltheater eine Periode rasch wechselnder Leitungen, welche spärliche Erfolge

mit einer weit überwiegenden Zahl von künstlerischen und finanziellen Schiffbrüchen bedeuteten. Dieses Geschick der Leopoldstädter Bühne ist typisch für die meisten Privattheater Wiens. Es fällt auch schon in eine spätere Periode, wo wir nur im allgemeinen darauf zurückkommen können, da ein näheres Eingehen auf die Mißerfolge kurzlebiger Direktionen kaum von Interesse ist. Nur des natürlichen Zusammenhanges wegen sei des „Treumanntheaters" gedacht, das Karl Treumann nach dem Übergang des Carltheaters in andere Hände im Jahre 1860 an Stelle des heutigen Hotel Metropole am Franz Josefs-Quai baute. Es war ein namentlich im Inneren sehr schmucker Fachwerkbau, in dem Treumann mit Geschick und Glück die künstlerische Nachfolge der Leopoldstädter Bühne antrat. Hier kamen die leichtgeschürzten, aber melodiösen Operetten Offenbachs stark in den Vordergrund, die aber schon in den letzten Direktionsjahren Nestroys das Carltheater erobert hatten. Im Treumanntheater feierte die neckische Soubrette Anna Grobecker ihre Triumphe und Nestroy entzückte, wenn er Gastspiele gab, seine Verehrer als Jupiter im „Orpheus in der Unterwelt". Der Stern des erfolgreichen Theaterchens ging aber bald in einem Funkenregen unter; am 9. Juni 1863 brach nach vollendeter Vorstellung ein Brand aus, der das leichtgebaute Haus mit dem ganzen Inventar bis auf den Grund verzehrte. Ein Wiederaufbau, der in der gleichen Weise auch kaum bewilligt worden wäre, unterblieb.

Der Zeit des Entstehens nach kommen wir jetzt zum Theater in der Josefstadt, dessen Gründer der 1756 in Wien geborene Schauspieler Karl Mayer war. Er spielte grotesk-komische Rollen im Geschmack des Kasperl und Thaddädl und errichtete, als er des Wanderlebens müde war, im Hause seines Schwiegervaters, des Gastwirtes Köck, Josefstädterstraße Nr. 102 (heute Nr. 26), „zum Straußen" beschildet, eine kleine Bühne, die am 24. Oktober 1788 mit einem Lustspiel des Schauspielers Salomon Friedrich Schletter, „Liebe und Koketterie", eröffnet wurde. In der Eröffnungsanzeige hieß es zwar, daß „die Bauverständigen bezüglich alles dessen, was nur zur Schönheit, zur inneren Verzierung und zur allgemeinen Sicherheit zuträglich sein kann, sich künstlerisch ausgezeichnet haben", in Wahrheit aber muß es „beim Straußen" recht ärmlich ausgesehen haben. Denn noch gegen Ende des Jahrhunderts lautet eine Schilderung: „Es war nicht viel besser, als irgend eine vazierende Schmiere in Atzgersdorf, Ober-Hollabrunn oder Gloggnitz. Schon der Ein- und Zugang war nicht besonders einladend, er glich vielmehr dem Zugang zu irgend einem Schlupfwinkel. Darauf ging's durch einen längeren finsteren Gang und endlich erst in das eigentliche kugelrunde Theater, welches zwischen den anstoßenden Häusern hineingesteckt, jede Architektur vermeidend, einen schmutzigen Aufenthalt von vorneherein vermuthen ließ." Ungeachtet dieser ungünstigen baulichen Situation, die sich trotz aller Metamorphosen noch heute fühlbar macht, erhielt Mayer 1790 ein dann von Kaiser Leopold II. erneuertes, ziemlich umfangreiches Privilegium, das auf alle Arten dramatischer Vorstellungen, auch auf Singspiele, Ballette und Pantomimen lautete und sogar die Abhaltung von Bällen gestattete. Die „Wiener Zeitung" vom 23. Februar 1791 enthält die Nachricht, daß „Seine Majestät der Kaiser geruhte, verwichenen Freitag, den 18. d. M. in Gesellschaft Ihrer sicilianischen Majestäten das Theater in der Josefstadt zu besuchen".

Der Plan Mayers, näher an der Inneren Stadt ein neues Theater zu bauen, scheiterte trotz der Befürwortung durch die Behörden an dem Einfluß der Hoftheaterpachtung, an welcher Graf Palffy und andere Mitglieder des Hochadels beteiligt waren. Im Jahre 1812 trat Mayer sein Privilegium an die Brüder Josef Huber, Apotheker in Nikolsburg, und Leopold Huber ab,

welch letzterer ein wohlhabender Bürger Wiens und auch als dramatischer Schriftsteller tätig war.

Im Jahre 1816 erwarb der Gastwirt Wolfgang Reischl das Haus „zum Straußen", das er 1822 durch den angesehenen Architekten Kornheisl umbauen ließ, wobei jedoch die unglückliche Situierung des Theatergebäudes, das nur einen Hoftrakt bildet, unverändert blieb. Diesem Umbau entspricht die Abbildung S. 569; die äußere Form des Theaters, wie sie sich hier zeigt, ist trotz der später von Direktor Pokorny vorgenommenen durchgreifenden Rekonstruktion noch immer deutlich zu erkennen, wenn auch die beiden sich überhöhenden Giebeldächer des Zuschauer- und Bühnenraumes hinter der neuen Façade verschwunden sind.

In dieser Form wurde das Theater unter der Direktion Henslers am 3. Oktober 1822 eröffnet, wobei Ludwig van Beethoven eine von ihm komponierte Ouverture „Die Weihe des Hauses" dirigierte. Als Hensler 1825 starb, trat dessen Tochter Josefine von Scheidlin in das Pachtverhältnis, das sie kurze Zeit mit Direktor Carl teilte. Im Jahre 1826 trat Wenzel Scholz zum ersten Male im Josefstädtertheater vor das Wiener Publikum, das er nach verunglückten Versuchen in anderen Verwendungen dann als „Klapperl" in Meisls „Schwarzer Frau", einer flachen Parodie der „Ahnfrau", entzückte. Auch Nestroy spielte 1829 in diesem Theater zuerst, als er von Graz nach Wien kam.

Direktor Carl. (S. 562.)

Eine Glanzperiode dieser Bühne war die von 1832 bis 1835 dauernde Leitung des Sängers Johann August Stöger. Er brachte mit tüchtigen Künstlern Opernvorstellungen, welche jene in der Hofoper weit übertrafen; Meyerbeers „Robert der Teufel", Aubers „Fra Diavolo", Kreutzers „Nachtlager von Granada" kamen hier zur ersten Aufführung, der größte Erfolg Stögers war Raimunds „Verschwender", der am 20. Februar 1835 zuerst gegeben wurde und seither zum eisernen Bestand der Wiener Bühnen gehört.

Nach Stögers Rücktritt, der von finanziellen Schwierigkeiten erzwungen wurde, kam eine Zeit des Niederganges mit rasch wechselnden Direktionen für das Josefstädtertheater. Der Eingang der Pachtsumme war so fraglich, daß Reischl im Anschluß an das Theater einen Tanzsaal baute, der als „Sträußel-Saal", wo auch Strauß und Lanner spielten, viel besucht war, vor seiner Umwandlung in ein Dekorationsmagazin aber von 1860 bis 1870 den Zusammenkunftsort der Vorstadtlebewelt bildete.

Erst 1837 kam eine zweite Glanzperiode des Josefstädtertheaters, da Franz Pokorny, ein gewiegter Bühnenleiter, die ganze Realität erwarb, auch das Nebenhaus kaufte, den Straßentrakt in der noch heute bestehenden Weise umbauen und auch den Innenraum des Theaters vollkommen restaurieren ließ.

Pokorny legte aber das Schwergewicht auf das gleichfalls von ihm geleitete Theater an der Wien und wies bald jenem in der Josefstadt die Rolle des Aschenbrödels zu. Nur ein bedeutender Erfolg war ihm beschieden; Tolds

„Zauberschleier", der am 11. Februar 1842 zum ersten Mal gegeben wurde, brachte es zu großer Beliebtheit und zu der in der Wiener Theatergeschichte einzig dastehenden Reihe von mehr als 300 Aufführungen.

Im Jahre 1848 schloß Pokorny, dessen finanzielle Verhältnisse sich sehr triste gestalteten, diese Bühne ganz, welche im nächsten Jahre abermals von Johann August Stöger übernommen wurde. Wieder wollte er die Oper pflegen, hatte aber noch weniger Erfolg als beim ersten Versuch, obwohl er die später so gefeierte Sängerin Luise Duftmann für seine Bühne gewann. Nun übernahm Pokorny selbst wieder das Theater in der Josefstadt, das er mit einer 1848 in Hernals entstandenen Arena verband. Doch schon 1850 mußte er beide Unternehmungen aufgeben, die von dem Ehepaar Georg Wilhelm und Therese Megerle von Mühlfeld erstanden wurden. Letztere war selbst literarisch tätig und bearbeitete Eduard Breiers bekannten Roman „Die beiden Grafel" für ihre Bühne. Das Stück bedeutete äußerlich einen Erfolg, da es zahlreiche Vorstellungen erlebte, kennzeichnete aber doch den Rückschritt, dem dieses Theater immer mehr verfiel, bis es wieder bei der „Teufelsmühle am Wienerberg" und ähnlichen läppischen Schauerstücken anlangte. In jener Periode traten auch Josefine Gallmeyer und Marie Geistinger im Josefstädtertheater auf, von welchen niemand ahnte, daß sie einst als Sterne erster Größe am Theaterhimmel von Wien erglänzen würden.

Auch das Ehepaar Megerle wirtschaftete ab und ein nochmaliger Versuch, die Oper an dieser Bühne einzubürgern, endete gleichfalls mit einem Mißerfolg, obwohl der tüchtige Tenorist Johann Hoffmann ein Vermögen daran setzte und 1857 Wagners „Tannhäuser" zur ersten Aufführung brachte. Nun begann durch Jahre ein fortwährender Wechsel von Direktoren, unter welchen auch der frühere Volkssänger Fürst war, der diesen ersten Schritt vom „Brettl" auf die „Bretter" mit der Einbuße von 20.000 fl. bezahlte. Dabei glitt das Theater in der Josefstadt immer tiefer herab, so daß es bald nicht mehr als ernst zu nehmende Bühne zählte. Erst als seit 1878 unter den Direktionen Dorn und Costa das Wiener Volksstück gepflegt wurde, hob sie sich wieder, ohne aber besondere finanzielle Erfolge zu bringen. Die eigenen Stücke des sehr produktiven Bühnenschriftstellers Karl Costa, der in glücklicher Weise den harmlosen Wiener Humor zu Ehren brachte, fanden viel Beifall, konnten aber die schwankende finanzielle Basis dieses Theaters nicht befestigen und so teilte es das Schicksal der meisten Wiener Privattheater. Auch eine mit dem Josefstädtertheater verbundene gedeckte Sommerbühne, das Thaliatheater in Neulerchenfeld, verschwand nach kurzem Bestehen wieder und lebt heute nur mehr im Namen der auf ihrem Terrain eröffneten Thaliastraße fort.

Nach dem Datum der Privilegiumserteilung, das man wohl als Merkmal des Entstehens als ständige Bühne betrachten darf, ist das Theater an der Wien die jüngste der drei alten Vorstadtbühnen. Ihre Wurzeln reichen allerdings viel weiter zurück, denn schon um 1780 bestand im großen Hof des Freihauses, der von den gegen den „Naschmarkt" gelegenen Fronten dieses Riesenhauses eingeschlossen wird, ein hölzernes Theater, das von dem Führer einer Wandertruppe, namens Roßbach, errichtet und benützt wurde und dann an den Theaterdichter Johann Friedl überging. Von diesem erwarb es Emanuel Schikaneder, der 1789 nach Wien kam und dem bescheidenen Holzhaus im Hof des Freihauses einen Ehrenplatz in der Wiener Theaterchronik und in der allgemeinen Musikgeschichte erwarb. Schikaneder, der 1751 in Regensburg zur Welt kam und alle Wechselfälle des fahrenden Komödiantenlebens mitmachte, bis er 1778 selbst an die Spitze einer ansehnlichen Truppe trat und in Salzburg ein ständiges Theater leitete, war ein Theatermensch durch

und durch. Er schrieb sich selbst eine Reihe von Stücken, verstand alle Kniffe des Ausstattungswesens und wußte mit eiserner Faust das ungeberdige Bühnenvölklein zu zügeln. Einer seiner ersten großen Erfolge war ein von ihm geschriebenes Volksstück „Die Fiaker von Wien", das leider ganz verschwunden ist. Es soll jubelnden Beifall gefunden haben und beweist in der Wahl des Stoffes Schikaneders feine Witterung. Er stellte dem in aller Welt heimischen Kasperl eine dem Wiener Boden entsprossene Figur gegenüber und wir werden daher in Schikaneder auch den Schöpfer des eigentlichen Wiener Lokalstückes zu ehren haben.

Aber Schikaneder strebte auch nach höheren Zielen; er führte im kleinen Freihaustheater auch die Oper ein und wenn wir hören, daß es meist sogenannte Zauberopern waren, die er mit beträchtlichem szenischen Aufwand gab, werden wir auch vor seinem Talent als Regisseur Respekt bekommen. Er führte sogar diese jetzt ziemlich in Mißkredit gekommene Gattung auf ihre künstlerische Höhe, indem er Mozarts unvergängliche „Zauberflöte" auf die Bühne brachte.

Schikaneders Verbindung mit Mozart dürfte schon in Salzburg begonnen haben. In Wien übertrug er dem genialen Musiker die Komposition der „Zauberflöte", die Mozart in verhältnismäßig kurzer Zeit in einem Schikaneder gehörigen Gartenhäuschen im Freihaus fertig stellte. Diese für die Musik- und Theatergeschichte Wiens ehrwürdige Reliquie wurde leider nach Salzburg gebracht, wo nun das „Mozarthäuschen" am Kapuzinerberg seinen Platz gefunden hat. Die ersten Aufführungen der „Zauberflöte" fanden 1791 statt.

Schikaneder hatte schon lange den Bau eines stabilen Schauspielhauses im Sinne und dazu auch schon wiederholt Baubewilligungen erhalten. Aber trotz der reichen Einnahmen konnte er die Mittel nicht aufbringen, da er als ziemlich lockerer Zeisig selbst viel brauchte, aber auch die luxuriöse Ausstattung vieler Stücke große Summen verschlang. Als aber der Vertrag mit dem Besitzer des Freihauses zur Kündigung kam, mußte sich Schikaneder doch zum Bau entschließen und mit einem vom Kaufmann Zitterbart vorgestreckten Kapital von 130.000 fl. erwarb er die Realität Nr. 20 an der Wien und schritt sofort zur Demolierung.

Der Bau des neuen Theaters wurde nun nach einem Plan des tüchtigen Architekten Anton Jäger sofort in Angriff genommen und so rasch gefördert, daß das umfangreiche Gebäude, das lange Zeit den Ruhm besaß, das größte und zweckmäßigst angelegte Theater Wiens zu sein, im Laufe eines Jahres fertig dastand. Am 13. Juni 1801 fand die Eröffnung statt. Bäuerle berichtet in seinen Memoiren: „Einen ganzen Monat vorher und einen Monat nachher sprach man in Wien fast ausschließlich nur von diesem Theater." Mitglieder des Hofes in großer Zahl, die Königin Maria Karolina von Neapel mit ihren Töchtern, mehrere Brüder des Kaisers, Herzog Albert von Sachsen-Teschen und alles, was zu „ganz Wien" gehörte, fand sich bei diesem Anlasse ein. Schikaneder hatte seiner Vorliebe für prunkvolle Ausstattung die Zügel schießen lassen. In der für die Eröffnung gewählten Oper „Alexander", deren Musik von dem Theaterkapellmeister Franz Teyber stammte, wurde eine Pracht an Dekorationen und szenischen Effekten entfaltet, die man in Wien seit den Opernaufführungen am Hofe noch nicht gesehen. Es fehlte nicht an Schlachten, Tänzen und anderer Augenweide, die sich auf der besonders tiefen Bühne des Theaters mit großem Erfolg arrangieren ließen.

Doch all dieser Glanz war trügerisch. Die riesigen Ausstattungskosten und wohl auch seine verschwenderische Lebensweise zerrütteten die durch eine große Schuldenlast prekär gemachte finanzielle Lage Schikaneders vollkommen. Alter und Krankheit lähmten auch seine Energie und schon 1804 ging das

Theater an der Wien an den Pächter der Hoftheater, Baron Braun, über, der es dann beim Übergang der Pachtung an den Grafen Ferdinand Palffy und dessen hochadelige Gesellschafter verkaufte. Emanuel Schikaneder starb 1812 ganz verarmt, an Körper und Geist gebrochen.

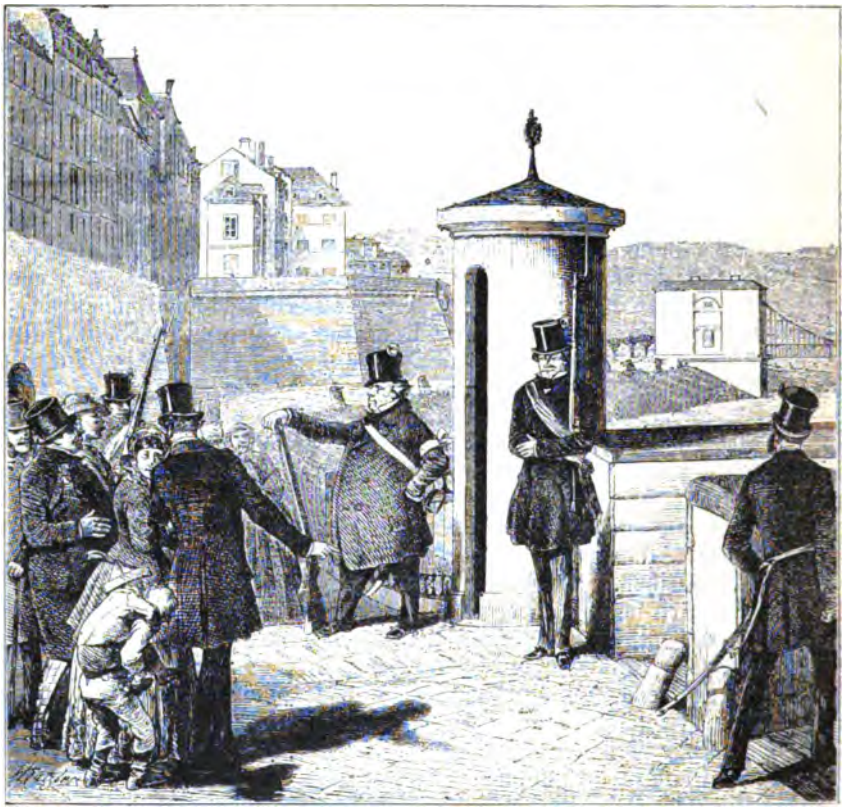
Die adeligen Besitzer, vor allem Graf Ferdinand Palffy, der bald ganz in den Vordergrund trat, opferten große Summen für das Theater an der Wien. Die Opernvorstellungen, in welchen der gefeierte Tenorist Wild mitwirkte, waren mustergiltig und auch das von Friedrich Horschelt geleitete Kinderballett, das auch die Schwestern Elsler zu den Elevinnen zählte, machte volle Häuser. Von einem finanziellen Erfolge war aber keine Rede; 1825 mußte Palffy nach dem Verluste eines großen Vermögens zurücktreten, das Theater wurde geschlossen.

Nach mehreren Monaten benützte der Pächter des Münchener Hoftheaters, der schon oft erwähnte Karl Carl (Bernbrunn), diese Bühne zu einem Gastspiel seiner Gesellschaft in Wien. Er fand für sein queckſilbernes Spiel, namentlich als „Staberl" in allen Formen, soviel Beifall, daß er sich 1826 ganz nach Wien wendete und das Theater an der Wien gemeinsam mit Sigmund von Scheidlin in Pacht nahm. Dieser bis 1845 währenden Pachtperiode verdankte Carl sein großes Vermögen. Er fesselte Künstler, wie den Heldenspieler Wilhelm Kunst, Johann Nestroy, Wenzel Scholz und andere an sein Theater und führte die leichtgeschürzten französischen Singspiele (Vaudeville) in Wien ein, für die er in der graziösen Ida Schuselka-Brüning eine gleich tüchtige Sängerin wie Darstellerin gewann.

Kurze Zeit gehörte auch Ferdinand Raimund dem Theater an der Wien an. Aber über diesen Meister der zarten Empfindung und des harmlosen Humors senkten sich die Schatten der Schwermut immer tiefer herab. Es liegt traurige Wahrheit darin, wenn er von sich selbst sagt, daß „er geboren sei, sich und Andere zu quälen, die das Schicksal an seine Seite gestellt". Es mag sein, daß diese Stimmungen auch noch durch das erfolgreiche Auftauchen Nestroys, dieses ihm so unähnlichen Mitbewerbers um die Gunst des Wiener Publikums, verstärkt wurden, aber einen so ausschlaggebenden Einfluß, als man gemeiniglich annimmt, hat dieser Umstand gewiß nicht geübt, um Raimund die verhängnisvolle Pistole in die Hand zu drücken, deren Schuß er am 5. September 1836 in Gutenstein erlag. Angeborene Melancholie, schlimme Erfahrungen in einer erzwungenen und bald wieder gelösten Ehe verdüsterten seine Seele und den letzten Anstoß zu seinem traurigen Ende gab die Wahnvorstellung, durch den Biß eines Hundes der Tollwut verfallen zu sein. Ferdinand Raimund war das reifste und liebenswürdigste Talent, das die Wiener Volksdramatik je besaß und er verdient den Ehrentitel eines „Volksklassikers", den ihm ein hervorragender Kritiker beilegte, im vollsten Maße.

Als die Pachtperiode für das Theater an der Wien im Jahre 1845 zu Ende ging, unterlag Carl bei der Bewerbung gegen das höhere Anbot Franz Pokornys. Dieser war weitausschauender künstlerischer Pläne voll, ließ das Theater restaurieren, stellte ein Opernensemble zusammen, dem Staudigl und die Sängerinnen Mara und Treffsz angehörten und eröffnete die Vorstellungen mit Flotows „Alessandro Stradella". Er verlieh dem Theater an der Wien eine jener glänzenden Epochen, die den ersten Schritt zum Niedergang darstellen. Daran konnte auch das mit Enthusiasmus aufgenommene Gastspiel der Jenny Lind nichts ändern und auch die Verknüpfung mit der Arena am Braunhirschengrund (im bestandenen Arnsteinpark) vermochte die Lage nicht zu bessern, obwohl Pokorny in Karl Treumann ein komisches Talent von seltener Vielseitigkeit gewann. Die Oper mußte aufgelassen werden, doch wußte Pokorny

in den Fünfzigerjahren Kräfte ersten Ranges, wie Karl Rott, die Soubrette Schiller und andere für das Volksstück zu gewinnen, neben dem er auch Ausstattungsstücke („Tannhäuser" 2c.) gab. Doch konnte er sich nicht halten; gegen Ende der Fünfzigerjahre mußte er die Leitung des Theaters an der Wien aufgeben, das nun einem raschen Wechsel der Direktionen verfiel, bis unter der glücklichen Leitung Friedrich Strampfers wieder bessere Tage kamen, über welchen die Sterne Offenbachs und später Anzengrubers leuchteten.



Nestroy und Scholz als Nationalgarden. (S. 562.)

Kurz zu erwähnen ist noch das Theater in Meidling, das 1807 von den Eigentümern des Theresienbades erbaut wurde, um Sonntags vor geladenen Gästen Dilettantenvorstellungen zu veranstalten, in welchen auch Castelli in komischen Rollen mitwirkte. Später erfolgte die Umwandlung in ein öffentliches Theater, in dem aber nur mit Unterbrechungen gespielt wurde. Zu einer gewissen Berühmtheit kam das Meidlinger Theater in den Fünfzigerjahren, seit von der Schauspielwut besessene Dilettanten gegen eine angemessene, nach der Qualität der Rolle bemessene Zahlung an die Direktion auftreten durften. Wenn irgend eine Tragödie mit solchen „Kräften" aufgeführt wurde, fanden sich Besucher das ganz Wien ein, um im Trauerspiel herzlich lachen zu können. Im Jahre 1874 verschwand diese Bühne.

Kurze Zeit bestand um 1830 auch in Döbling ein öffentliches Theater, und zwar seltsamerweise in der jetzigen Kirche der Schwestern vom armen Kinde Jesu in der Hofzeile. Aus den spärlichen Nachrichten über diese Bühne läßt sich nur schließen, daß deren Leistungen zweifelhafter Art und die Besucher Anhänger sehr weitherziger Anschauungen über Schicklichkeit und Anstand waren.

Obwohl der Zeit nach aus dem Rahmen fallend, wird es doch am besten sein, die kleine Praterbühne gleich hier zu erwähnen. Sie ist die Schöpfung

Das alte Josefstädtertheater. (S. 564.)

des 1825 geborenen Volkssängers Johann Fürst, der seine Laufbahn als echter „Harfenist" begann, indem er von Haus zu Haus zog, um in den Höfen zur Gitarre lustige und sentimentale Lieder zu singen, die das dankbare Publikum der Mägde und Gesellen soweit rührten oder erheiterten, daß sie in Papier gewickelte Kreuzer zuwarfen. Endlich verlegte er seine Tätigkeit in Gasthäuser und 1856 bildete er seine erste Gesellschaft, bis er mit dem späteren Komiker Matras sich vereinigte. Durch die von ihnen vorgetragenen Lieder und Szenen, die das urwüchsigste Wienertum repräsentierten, machten sie Furore. Im Jahre 1862 taten beide den Schritt auf das Theater; Matras ward einer der beliebtesten Komiker der Leopoldstädter Bühne, Fürst verwandelte das „Affentheater" im Prater in eine Singspielhalle, debutierte auch gleichzeitig als Direkto

des Theaters in der Josefstadt, ein Versuch, der aber nur mit Verlusten endigte. Er wendete sich nun ganz dem Prater zu und schuf 1873 das Fürst-Theater, das er bis zu seinem Tod im Jahre 1882 leitete. Als Darsteller urwüchsiger Wiener Figuren war Fürst sehr beliebt und mit dem Vortrag seiner Couplets, die er meist selbst schrieb, hatte er stets Erfolg. Nach wechselnden Direktionen kam das Fürst-Theater 1885 an den tüchtigen Heinrich Jantsch, der nicht nur den bisherigen Holzbau in ein solides und gefälliges Theater verwandelte, dem er seinen Namen gab, sondern es auch mit erweitertem Repertoire auf eine höhere künstlerische Stufe erhob, auf der auch seine Nachfolger es zu erhalten bestrebt sind.

Damit wäre die ältere Geschichte der Wiener Vorstadttheater erschöpft. Die in den letzten Jahren entstandenen Bühnen werden später zu gebührender Erwähnung kommen.

Zehntes Buch.

Das Jahr 1848.

Vor den Märztagen.

„Alle Schichten der Gesellschaft waren mit Zündstoff erfüllt; der soziale Zustand war, auch wenn man von den Anlässen rein nationaler und politischer Natur ganz absehen wollte, ein unhaltbarer geworden, es bedurfte nur eines äußeren Anlasses, um die alles verschlingende Krise zum Ausbruche zu bringen."

Mit diesen treffenden Worten leitet ein in den letzten Jahren erschienenes Werk die Besprechung der Märzrevolution des Jahres 1848 in Wien ein. Diese gedrückte und gleichzeitig, als vor einem unabwendbaren Unbekannten stehend, aufgeregte Stimmung, war im Beginn des Jahres 1848 so allgemein, daß sie sich auch Kreisen mitteilte, die sonst den Strömungen der öffentlichen Meinung ganz unzugänglich sind. Die Berichte der in Wien amtierenden fremden Diplomaten aus dieser Zeit enthalten deutliche Hinweise darauf, wie klar die Unhaltbarkeit der bestehenden Verhältnisse zutage lag. Der schweizerische Gesandte Effinger schreibt im Februar 1848 an seine Regierung: „Seit ungefähr einer Woche ist in Wien viel davon die Rede, daß mehrere dem Throne nahestehende Mitglieder des Kaiserhauses die Überzeugung ausgesprochen hätten, daß die österreichische Staatsverwaltung dem Eindringen moderner Ideen von außen und von innen auf die Länge ohne Konzessionen nicht mit Erfolg widerstehen könne. Äußerungen dieser Art scheinen wirklich gefallen zu sein; hochgestellte Staatsbeamte, die stets dem Fortschritte in einem gewissen Maße huldigten, sind infolge davon veranlaßt worden, vorhandene Entwürfe, welche die Rechte der Ständeversammlungen auszudehnen bezwecken, zur Hand zu nehmen und neu zu bearbeiten." Der scharfblickende Diplomat gibt allerdings der Besorgnis Ausdruck, daß es zu solchen Versuchen schon zu spät sei und nennt unter jenen Persönlichkeiten am Hofe, die im Gegensatz zu den Männern der Staatskonferenz für eine Änderung des so starr festgehaltenen Regierungssystemes eintreten, ausdrücklich die Erzherzogin Sophie, die Gattin und Mutter der beiden zunächst in Betracht kommenden Thronanwärter. „Trotz ihrer konservativen Gesinnung," schreibt der Gesandte Effinger, „ist sie von der Unerläßlichkeit einiger Neuerungen überzeugt und es soll zwischen der Erzherzogin und dem Staatskanzler zu heftigen Szenen gekommen sein, als derselbe in

unbegreiflicher Verblendung fort und fort behauptete, es sei keine Gefahr und alle Schwierigkeiten würden vor einem unbeugsamen Festhalten des Bestehenden wieder von selbst verschwinden. In dieser Anschauung fand der Staatskanzler eine ausgiebige Unterstützung an dem Erzherzog Ludwig, der die Ansicht vertrat, daß die Revolution als der gewaltsame Umsturz des Bestehenden und die Reform als die langsame zeitgemäße Regelung staatlicher Verhältnisse nicht Gegensätze ausdrücken, sondern nur verschiedene Wege zu demselben Ziel der allgemeinen Auflösung seien."

Die Stimmung der Bevölkerung, die sich trotz aufgebotener polizeilicher Willkür und des geübten geistigen Druckes im gesellschaftlichen Leben so deutlich vernehmbar machte, die aus allen Schichten der Bevölkerung nachdrücklich drang, die von der Bühne herab in Bauernfelds Lustspielen und in Nestroys Possen die scharfen Pfeile entsendete, sie fand taube Ohren bei den Machthabern, gegen welche sie sich richtete.

In diese gespannte Situation, die der drückenden Schwüle vor einem in schwarzen Wolkenballen aufsteigenden Gewitter glich, schlug die Nachricht von der Februarrevolution in Paris wie ein elektrischer Funke, der die verheerenden Kräfte zur Entladung bringt. In den regierenden Kreisen Wiens tröstete man sich lange mit der Klugheit des früher wenig beliebten Königs Louis Philipp, der „seine Franzosen zu behandeln wisse". Als aber am 29. Februar die Nachricht von der Flucht des Königs, von der Ausrufung der Republik in Paris kam, brach Fürst Metternich in seinem Lehnstuhl zusammen. „Das bezeichnet die Situation!" meinte kaustisch ein Zeitgenosse. „Die alt und schwach gewordene Willkürherrschaft mußte sich setzen, weil ihr die Füße zum Gehen versagten."

Aber auch in allen denkenden Kreisen der Bevölkerung faßte man die Vorgänge in Paris als Ausgangspunkt einer neuen Epoche auf, die auch in Österreich kommen mußte. Brachte doch die „Wiener Zeitung" jeden Tag Berichte über stürmische Bewegungen in den süddeutschen Staaten, die ein Einlenken der Regierungen in liberale Bahnen erzielten. Das hinderte allerdings nicht, daß ein Soldschreiber Metternichs, Herr von Pilat, noch am 9. März in der „Wiener Zeitung" einen Artikel vom Stapel ließ, der feierlich wie ein Manifest klang und der Bevölkerung verkündete, daß die „Regierungsänderung, welche in Frankreich vor sich gegangen", lediglich eine „innere Angelegenheit" jenes Landes sei, man aber „ernstlich darüber wachen werde", daß in Österreich „keine Bestrebungen zum Umsturz der rechtlichen Ordnung stattfinden".

Wie beschämte diese politische Kurzsichtigkeit der damaligen Staatslenker jener Unbekannte, der am 29. Februar im Grauen der ersten Morgenstunden am Kärntnertor ein Plakat anschlug, das die zwei Zeilen enthielt:

„In einem Monat wird Fürst Metternich gestürzt sein,
Es lebe das konstitutionelle Österreich!"

Die salbungsvollen Artikel der offiziellen Zeitung machten gar keinen Eindruck. In gut unterrichteten Kreisen wollte man wissen, daß es in einer bei Hofe abgehaltenen Konferenz zu sehr erregten Erörterungen gekommen war. Zwischen Erzherzog Johann, der Reformen verlangte und auf eine Erweiterung der Rechte der Landstände drang und seinem Bruder Erzherzog Ludwig, der jedes solche Bestreben als Hochverrat erklärte, soll es zu einem förmlichen Bruch gekommen sein. Wie man aber in Bürgerkreisen über die Lage dachte, zeigten die Worte, welche der allgemein geachtete Fabrikant Spörlin (Bild S. 573) nach dem Bekanntwerden der Vorgänge in Paris im Gewerbeverein sprach: „Wir Bürger vergrößern damit nicht die Verlegenheiten des Staates, wenn wir gerade jetzt, im Augenblick der Bedrängnis die Stimme erheben und es vor

aller Welt bekennen, daß wir mit dem Regierungssystem unzufrieden sind. Es muß eine starke, eine dem Zeitgeiste angemessene Regierung an die Stelle der jetzigen gesetzt werden, denn wenn diese bleibt, dann ist der Staat, dann sind wir alle verloren. Wir sind es dem Kaiser, dem Vaterland und uns selbst schuldig, darauf zu dringen."

Noch waren es vereinzelte Stimmen, die dem allgemeinen Mißbehagen Ausdruck gaben, aber es machte sich diese Stimmung auf andere Weise vernehmbar genug. Dunkle Gerüchte von einem bevorstehenden Staatsbankerott liefen um, die Nationalbank war einem Ansturm ausgesetzt, weil jedermann Bargeld für die Banknoten haben wollte und auch die Szenen bei der Sparkasse wiederholten sich in noch höherem Maße, so daß es zu erregten Auftritten kam, obwohl nur die physische Unmöglichkeit bestand, dem Andrang jener sofort zu genügen, welche Rückzahlung ihrer Einlagen forderten. Eine für das ganze Geschäftsleben und den Verkehr lähmende Panik griff in Wien um sich. Man wollte sich um jeden Preis auch bei ganz kleinen Einkäufen der Banknoten entledigen, in den öffentlichen Lokalen und Geschäften verweigerte man aber deren Annahme. Darüber kam es zu Tumulten und Exzessen, die sich in erster Linie wieder gegen Fleischer und Bäcker richteten. Erst als der Magistrat am 6. März einen ziemlich scharfen Erlaß an die betreffenden Innungen, sowie an die Gastwirte und Kaffeesieder richtete, daß die Nationalbank bereit sei, das erforderliche Bargeld gegen Banknoten auszufolgen, die Geschäftsleute aber bei strenger Ahndung verpflichtet wurden, die Banknoten anzunehmen, fanden diese „Banknotenrummel" ein Ende. Doch kam es trotzdem vor, daß im Publikum für größere Summen in Silberzwanzigern eine Art von Agio verlangt und auch bezahlt wurde.

Mit gutem Recht hielt sich der Gewerbeverein, dieser Mittelpunkt des angesehensten und unabhängigen Bürgertums, für berufen, der stets drängender auftretenden öffentlichen Mißstimmung an entscheidender Stelle Ausdruck zu geben. Es geschah dies in der vom Erzherzog Franz Karl besuchten Versammlung vom 6. März, in welcher Rudolf von Arthaber nach Erledigung der Tagesordnung darauf hinwies, daß die im Verein vertretenen patriotischen Männer nur ihre Pflicht erfüllen, wenn sie den Monarchen auf die Gefahren der Lage aufmerksam machen und ihn bitten, die zur Abhilfe geeigneten Mittel zu ergreifen.

Die vorgeschlagene Adresse des Gewerbevereines an den Kaiser, die man im guten und schlechten Sinne als einen der Ausgangspunkte der Märzrevolution bezeichnete, hatte den Wortlaut: „Eure Majestät! Ungeheure Ereignisse haben im Westen von Europa stattgefunden. Der Credit ist auf das Tiefste erschüttert, alle Gewerbe stocken und es droht die höchste Gefahr. Nur ein festes und inniges Anschließen der Regierung an die Stände und Bürger, ein festes und inniges Anschließen Österreichs an die Interessen des gemeinsamen deutschen Vaterlandes, und Offenheit kann das alte, so oft erprobte Vertrauen wieder gewinnen. In dieser Zeit der Noth wagt es daher der gehorsamste niederösterreichische Gewerbeverein Eurer Majestät die Versicherung zu geben, daß alle seine Mitglieder bereit sind, Gut und Blut für das angestammte Kaiserhaus zu opfern, indem sie überzeugt sind, daß Eure Majestät nur die weisesten und zweckmäßigsten Mittel wählen werden, das drohende Übel abzuwenden."

Zahmer konnte eine solche Kundgebung wohl kaum lauten, in welcher auch die üblichen, in einem solchen Kreise gewiß ernst gemeinten Loyalitätsbeteuerungen nicht fehlten, deren Wert noch durch den lauten Beifall gesteigert wurde, welcher die Verlesung begleitete. Es ist daher ganz erklärlich, daß Erzherzog Franz Karl, wenn auch im Anfang ein wenig überrascht, die erbetene

Unterbreitung der Adresse an den Kaiser zusagte und daran die Worte knüpfte: „Ich danke Ihnen im Namen Seiner Majestät für den Ausdruck Ihrer Anhänglichkeit, welchen ich auch nicht ermangeln werde, dem Kaiser sogleich mitzutheilen. Gewiß! wir haben nie in die Treue Zweifel gesetzt, welche Sie neuerdings an den Tag legen. Ja, es ist nun an uns, fest zusammenzuhalten, denn nur dadurch können wir zum gewünschten Ziele gelangen.“ (Bild S. 576.)

Auf den lauten Beifall, der diesen Worten folgte, äußerte sich der Erzherzog sichtlich bewegt zu seiner Umgebung: „In der Mitte solcher Männer zu stehen, ist eine wahre Freude!“ und auch der gleichfalls anwesende Graf Kolowrat sprach sich dahin aus: „daß die Adresse sicher den edelsten patriotischen Gefühlen ihre Entstehung verdanke.“ Freilich waren die eigentlichen Lenker der Staatskonferenz darüber ganz anderer Meinung, denn sie sahen im ganzen Vorgang eine ungehörige Zudringlichkeit des Gewerbevereines. Ziemlich verständlich klang schon durch die kühle Beantwortung der Adresse ein Tadel durch, wenn nach Anerkennung der ausgesprochenen Loyalität der Schluß lautete: „es seien hiebei sowol die Schranken des Vereinszweckes überschritten worden, als auch in den Ausdrücken Übertreibungen unterlaufen.“ Unter vier Augen fielen aber noch schärfere Ausdrücke; der Vorstand des Vereines erhielt von hoher Stelle einen „scharfen Verweis“ unter Androhung der Auflösung, wobei es auch hieß: „Den Erzherzog Franz Karl wird der Verein nicht mehr zu sehen bekommen.“

Jakob Spörlin. (S. 571.)

Trotz dieses wenig aufmunternden Erfolges griff ein wahres Petitionsfieber um sich. Schon am 4. März erschien ein in Leipzig gedruckter „Aufruf und Programm der Fortschrittspartei in Österreich“, der die Lage eingehend darstellte und die durchaus nicht umstürzlerischen Wünsche der öffentlichen Meinung begründete. Das letztere geschah auch in einer Eingabe an die niederösterreichischen Stände, die aus den Kreisen des höheren Mittelstandes hervorging. Die Anregung kam von den reformfreundlichen Ständemitgliedern selbst, verfaßt wurde die Adresse von Eduard von Bauernfeld und Dr. Alexander Bach, zu den Unterzeichnern gehörten die angesehensten Männer, Professoren, höhere Beamte, Advokaten, reiche Fabrikanten und Kaufleute. Die in diesem Schriftstücke formulierten Wünsche lauteten: „Unverweilte Veröffentlichung des Staatshaushaltes; periodische Berufung eines alle Länder der Monarchie, sowie alle Klassen und Interessen der Bevölkerung vertretenden ständischen Körpers, mit dem Rechte der Steuer-Bewilligung und Kontrolle des Finanzhaushaltes, sowie Theilnahme an der Gesetzgebung; Herstellung eines Rechtszustandes in der Presse durch Einführung eines Repressivgesetzes; Durchführung des Grundsatzes der Öffentlichkeit in der Rechtspflege und in der gesammten Verwaltung; Verleihung einer zeitgemäßen Gemeinde- und Municipal-Verfassung und auf deren Grundlage Vertretung der in der gegenwärtigen ständischen Verfassung gar nicht oder nur unvollkommen begriffenen Elemente des Ackerbaues, der Industrie, des Handels und der Intelligenz.“

Auch diese Forderungen lauten ziemlich zahm und empfahlen sich durch die Anknüpfung an bestehende Formen des öffentlichen Rechtes. Trotzdem beschäftigte sich die Polizei damit und es kam sogar zu einem allerdings verspäteten Versuch einer Konfiskation der Adresse, die nur wenige Stunden früher bei den Landständen einlief.

Von Wichtigkeit für den weiteren Verlauf der Dinge ist nur noch die Adresse der Studierenden Wiens an den Kaiser, da sie den mittelbaren Anstoß

zu den Märztagen gab. Das lag aber weder in ihrem ganz geziemenden Ton, noch in den an den Monarchen gerichteten Bitten um zeitgemäße Reformen, die sich ziemlich mit jenen der Bürgeradresse deckten. In den Regierungskreisen sah man allerdings in jedem solchen Schritt eine Anmaßung und gefährliche Aufwieglung.

Soweit man in diesem Kreis auch davon war, den immer lauter zur Geltung kommenden Volkswünschen Gehör zu geben, konnte man doch die Anzeichen einer tiefgehenden Bewegung nicht mehr übersehen. Am 9. März trat unter dem Vorsitz des Regierungspräsidenten Freiherrn Talatzko von Gestietics eine Kommission zusammen, welche Maßregeln gegen Ruhestörungen in Wien zu treffen hatte. Die gleichzeitig geschehene Verstärkung der Garnison war durch diese Kommission veranlaßt, welcher auch Bürgermeister Czapka angehörte, der die Mitwirkung des Bürgermilitärs zur Unterdrückung von Unruhen zusagte.

An eine allgemeine Erhebung dachte man noch nicht, wohl aber fürchtete man Tumulte der unteren Volksschichten, wie sie schon mehrmals in kleinerem Maßstab vorgekommen waren. Die Arbeiter einzelner größerer Etablissements hielten Versammlungen in ihren Arbeitsstätten, wobei es sehr erregt zuging. namentlich nannte man die Maschinenfabrik der Gloggnitzer Bahn als Herd einer Agitation, die man nicht sozialistisch im heutigen Sinne nennen konnte, die aber jedenfalls nicht unbedenklich war. Noch gefährlicher erschienen die Massen der Arbeitslosen, welchen man die Absicht zum offenen Aufstand zuschrieb, der zu einem Generalsturm auf alle Bäcker- und Fleischerläden benützt werden sollte.

Doch nicht von diesen Kreisen kam der erste Anstoß, der die unruhig zitternden Kräfte der Massen entfesseln sollte. Während die Regierungskommission am 12. März im Statthaltereigebäude tagte, um Maßregeln zur Niederhaltung der Massen zu treffen; während man in den Kasernen die ganze Garnison in Bereitschaft hielt, die Mannschaft mit scharfen Patronen beteilte und drei Bataillone samt einer Batterie zum Schutze der Hofburg bestimmte, bereitete sich auf der Universität der Sturm vor, dem das morsche System weichen mußte.

Sonntag den 12. März herrschte ungewohntes Leben in den dem akademischen Unterricht gewidmeten Räumen. Sowohl auf dem Platz als auf den Gängen drängten sich die jungen Leute, eifrig die im engeren Kreise entworfene Adresse an den Kaiser besprechend. In Voraussicht erregter Vorgänge hatte man den großen Festsaal, die sogenannte „Aula“ gesperrt; die Studenten verlangten aber, um die Unterzeichnung der Adresse vollziehen zu können, so ungestüm die Öffnung, daß man ihnen willfahren mußte.

Vergeblich blieben die Vorstellungen einzelner Professoren; man bestand auf der Unterzeichnung und Überreichung der Adresse. Professor Anton Hye, dessen Freisinn ihn zu einem Liebling der Studenten gemacht hatte, bot alle Mittel der Beredsamkeit auf, um sie von der Vergeblichkeit und Gefährlichkeit ihres Vorhabens zu überzeugen. Man überschrie ihn und seine Hinweisung darauf, daß die Adresse der Bürger bei den Landständen Befürwortung finden werde, stieß auf laute Protestrufe. Um die erregten jungen Leute vom Wagnis eines korporativen Zuges zur Burg abzuhalten, mußten sich Hye und der gleichfalls sehr beliebte Professor Stephan Endlicher verpflichten, die Adresse der Studenten noch am gleichen Tage dem Monarchen zu überreichen.

Es wurde ihnen nicht leicht gemacht, ihr Versprechen zu erfüllen. Sie fanden bei den in der Hofburg anwesenden Würdenträgern eine sehr kühle Aufnahme. Selbst der sonst stets glatte und entgegenkommende Graf Kolowrat meinte unwirsch: „Das fehlt gerade noch, daß die Studenten uns zu schaffen

machen!" Übrigens verwies er die beiden Professoren mit ihrem Ansuchen um eine Audienz bei dem Monarchen an Erzherzog Ludwig, der sie in vorgerückter Abendstunde empfing. Er hielt zwar auch mit hartem Tadel über das Vorgehen der Studenten nicht zurück, hörte aber Hyes eingehende Darstellung der Lage, die mit der dringenden Mahnung zur Einführung von Reformen schloß, aufmerksam an und auch als Endlicher, der als Lehrer der Naturwissenschaften bei den jüngeren Prinzen am Hofe beliebt war, rund heraus sagte, daß vor allem die Person des Staatskanzlers Metternich der Gegenstand allgemeiner Abneigung sei, verlor der Erzherzog seine Ruhe nicht. Er mahnte zur Geduld, anerkannte die Bemühungen der beiden Professoren, welchen er auch die Audienz beim Kaiser vermittelte. Sie fand um 6 Uhr abends statt und währte nur sehr kurze Zeit, da der Kaiser unwohl war. Nach einer knappen Anrede Hyes übernahm Ferdinand I. die Adresse mit dem Bescheide, daß er „die Angelegenheit in Erwägung ziehen werde".

Einzusehen, daß der kränkliche und nicht an rasche selbständige Entschließungen gewöhnte Monarch kaum eine andere Antwort geben konnte — das durfte man von den bis zum Übermaß erhitzten Studenten billigerweise nicht verlangen. Nach kurzer erregter Beratung faßte man den Entschluß, am nächsten Morgen gemeinsam vor das Landhaus zu ziehen, in dem die Stände über die Adresse der Bürger beraten sollten.

Es ist nicht aufgehellt, welche Einflüsse sich geltend machten, um das starre Widerstreben gegen jedes Einlenken zu mildern. Unleugbar machten aber die rasch bekannt gewordenen Vorgänge an der Universität und die drohenden Anzeichen der Erregung weiter Bevölkerungskreise so tiefen Eindruck, daß es den zu Reformen geneigten Persönlichkeiten gelang, auch den Widerstand der allmächtigen Staatskonferenz zu brechen.

Das noch im Laufe des gleichen Abends kundgemachte kaiserliche Handschreiben ist mit seinen nichtssagenden und zu nichts verpflichtenden Phrasen so charakteristisch für die Anschauungen der herrschenden Kreise, die nicht mehr Mut zum Versagen, aber auch nicht Hochherzigkeit genug zum Gewähren hatten, daß dessen Wortlaut hier angeführt wird. Es war an den Obersten Hofkanzler Grafen Inzaghi gerichtet, der etwa den Wirkungskreis des jetzigen Ministers des Innern hatte, und lautete: „Ich habe beschlossen, aus allen Provinzen, deren ständische Rechte sich auf alte, bisher unverändert gebliebene Verfassungs-Urkunden gründen, ständische Mitglieder, und zwar eines aus jedem Stande, nach Wien zu berufen und sie mit einem eigens von Mir hiezu bestellten Comité daselbst zu dem Ende in Berührung zu bringen, damit sie mit demselben in Ansehung ihrer ständischen Verhältnisse in Rücksprache treten und das Ergebniß derselben Mir zur Beschlußfassung unterlegen. Dabei behalte ich Mir auch vor, diesen Deputirten im vollen Vertrauen auf die in allen Zeiten bewährten Gesinnungen Meiner Stände jene Maßregeln andeuten zu lassen, welche die Bedürfnisse des Augenblickes erfordern, um darüber sowohl die Äußerungen der Deputierten, als nötigenfalls auch der Gesamtheit ihrer ständischen Körperschaft so schnell als möglich zu vernehmen."

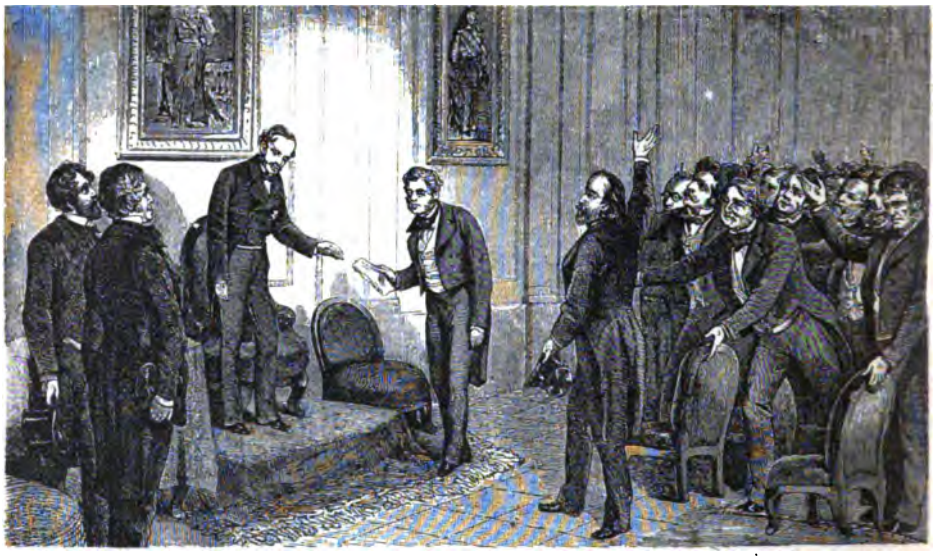
„In Berührung bringen," — „andeuten" — in solchen vagen Ausdrücken suchte man eine Beruhigung der ungestümen öffentlichen Meinung! Das war denn doch gar zu schmale Kost für den durch eine solange Enthaltsamkeitskur geweckten Heißhunger nach einschneidenden Reformen.

Welche Aufnahme diese Maßregel, die man viel zu hoch einschätzt, wenn man sie eine „halbe" nennt, bei der Bevölkerung von Wien gefunden hätte, läßt sich daraus entnehmen, welchen Eindruck sie auf die Ständemitglieder machte. Dem Ausschuß derselben teilte Graf Montecuccoli noch am Abend das kaiserliche

Handschreiben mit. Seine Auffassung, daß „die Stände diesen Schritt Seiner Majestät dankbar anerkennen würden," stieß auf eisiges Schweigen, dagegen beschloß man auf Antrag des Referenten Anton Ritter von Schmerling, in der am nächsten Tage stattfindenden Sitzung den Ständen zu empfehlen, „die Adresse der Bürger Wiens dem Kaiser befürwortend vorzulegen". Damit war auch die bisher noch ängstlich ventilierte Frage, ob nicht die Sitzung der Stände ganz zu vertagen sei angesichts der drohenden Stimmung, endgiltig entschieden, und die Würfel kamen zum Rollen.

Die drei Märztage.

Über diese kurze, aber vielleicht bedeutungsvollste und an erschütternden Zügen so reiche Periode aus der Geschichte Wiens hat sich nachgerade eine



Überreichung der Adresse des Gewerbevereines. (S. 573.)

ganze Literatur gebildet. Zusammenfassende Schilderungen, welche die Vorgänge der Märztage von den verschiedensten Standpunkten beleuchten und flüchtige Erinnerungsblätter von Mitlebenden und Mitwirkenden helfen zusammen, um ein an Details fast überreiches Bild dieser drei ereignisreichen Tage zu schaffen.

Weder der in Lob und Tadel meist gleich einseitigen Tendenz vieler dieser Werke, noch der Fülle an charakteristischen Einzelzügen, kann unsere Darstellung ganz gerecht werden. Sie beschränkt sich darauf, dem zweifellos festgestellten Gang der Ereignisse zu folgen, ohne ganz darauf zu verzichten, durch besonders charakteristische Striche der Erzählung einen wärmeren Ton zu verleihen.

„Der 13. März war einer der schönsten reinsten Frühlingstage des so heißen Jahres 1848," berichtet ein Augenzeuge der Vorgänge. „Schon am frühen Morgen war Leben und Bewegung in den Straßen, besonders in der [illegible]rengasse." Über eine typische Erscheinung dieses Morgens erzählt der spätere [illegible]hstagsabgeordnete Violand: „An diesem Tage, schon zeitig früh bemerkte

ich in der Herrengasse, in welcher sich das Ständegebäude befindet, einzelne Arbeiter stehen, und ein Riesenmensch mit einem an allen Seiten geflickten Rock, der ihm sicher nicht angemessen und für ihn nicht gemacht worden war, bewegte sich, die schmutzige Kappe kühn auf ein Auge gedrückt, mit geballten Fäusten, mit leuchtendem Blicke und rückwärts gebogener Haltung, ganz schlagfertig, wie zum Kampfe herausfordernd, mit Riesenschritten, obgleich bedächtig mitten durch

Die erste Salve vor dem Landhaus. (S. 580.)

die Straße gegen das Ständegebäude hin. In den rückwärtigen Taschen mußte er eine Menge Steine als Munition tragen, denn sein Rock war straff am Rücken gespannt, und man sah ihm an, daß er sich Gewalt antat, um nicht von der Last der Taschen rückwärts gezogen zu werden. An seiner Seite humpelte eilig, um mit ihm gleichen Schritt zu halten, ein kleiner, untersetzter, schmieriger, schon ziemlich bejahrter Mensch, mit einem langen Rock und mit umgeschlagenen, zu langen Ärmeln daher. Er war vollbepackt, jede Tasche stand weit von ihm und die hinteren Rocktaschen schlugen fest auf die Waden. Als ich diese Leute

in diesem Tanzsaale sich, dachte ich gleich, daß auch die Barrikaden niederbrennen würden und wirklich, so war es."

In der Tat waren noch im Laufe der Nacht die Vorgänge an der Universität gerade in den von der ärmeren Klasse bewohnten Vorstädten bekannt geworden und allgemein hieß es, „am nächsten Tage geht es los!" In einzelnen Fabriken wurde die Arbeit verringert, um „dabei sein zu können", es gab aber auch Gewerbetreibende, die ihre Gesellen selbst aufforderten, in die Stadt zu gehen und ihnen noch Geld gaben.

Um das Portal der Stephanskirche drängten sich Haufen von Neugierigen, die glossierend und meist gestimmend ein in der Nacht angeschlagenes Plakat lasen, auf dem es hieß: „Wiener! Befreit unseren guten Kaiser Ferdinand aus den Banden seiner Feinde! Wer Österreichs Emporkommen will, muß seiner Staatslenker Untergang wollen!" Eine Aufforderung zur Revolution, um den Monarchen zu befreien, das ist auch eine Besonderheit jener widerspruchsvollen Zeit.

Mit Ausnahme einzelner Erscheinungen blieb das äußere Bild des Lebens in der Stadt ziemlich unverändert. Nur in der Nähe der Universität war das anders. „Montag am 13. März," erzählt ein Augenzeuge, „zu früher Morgenstunde war der Platz vor der Universität und die zu demselben führenden Straßen von Menschen schwarz, von Studenten und Neugierigen bis zum Erdrücken vollgepfropft. Da eine leitende Hand fehlte — es waren fast durchgehends junge Männer — währte es lange, ehe geordnete Bewegung in die hin und her flutende Menge kam." Diese Unschlüssigkeit kam wohl auch davon, weil man von Seite der Professoren, in Kenntnis der getroffenen militärischen Anordnungen, nochmals versuchte, die Studierenden vom Zug zum Landhaus abzuhalten. Aber diese Bemühungen blieben vergeblich bei den durch den Verlauf der gestrigen Audienz und die inhaltlosen Versprechungen des kaiserlichen Handschreibens erbitterten jungen Leuten. Vergebens waren die Beschwörungen des greisen Professors Kunzek, der ihnen als Augenzeuge die traurigen Folgen der Unruhen an der Lemberger Universität schilderte; aber auch die Worte des bisher vergötterten Professors Hye verhallten. Als er den in der Aula Versammelten dringend riet, die weiteren Entschließungen des wohlmeinenden Monarchen abzuwarten, unterbrach man ihn stürmisch. Die Zeit des Wartens sei endlich vorüber! scholl es zurück und stürmisch erhob sich der Ruf: „Zum Landhaus!" Dort wolle man den Ständen die eigenen Wünsche, die auch jene des ganzen Volkes seien, nochmals an das Herz legen und deren Beschlüssen Nachdruck geben. Vergeblich warf sich Hye dem Strom der Hinausflutenden entgegen, man schob ihn zur Seite, bis er erschöpft auf der Treppe zusammenbrach. Noch hier suchte er auf einzelne ihm näherstehende Schüler einzuwirken, doch erhielt er von Einem die Antwort: „Wenn wir uns jetzt noch zurückhalten und vertrösten ließen, wären wir nichts als Bedientenseelen!"

Nun kam auch rasch Ordnung in die auf dem Universitätsplatz eingekeilte Menge, welche noch durch den Zuzug der Techniker vermehrt wurde. Der schon oben erwähnte Gewährsmann erzählt: „Endlich, ohne Kommando, ohne Schlagwort, wie durch Instinkt getrieben, faßten sich je fünf Nebeneinanderstehende unter die Arme, Reihe folgte auf Reihe und vorwärts ging es durch die Bäckerstraße, um die Ecke des Lugecks herum, durch die Rothenthurmstraße, wo vom dichtbesetzten Balkon des Hauses Nr. 15, wo der Juridisch-politische Leseverein sich befand, erwartungsvoll gespannte Gesichter herabsahen und ermunternde Zurufe erschollen, über den Stephansplatz, den Graben und Kohlmarkt, in die Herrengasse hinein, vor und so viele der Hof zu fassen vermochte, in das Landhaus."

Nach und nach trafen die Ständemitglieder ein, je nach ihrer bekannten Parteistellung mit beifälligen Zurufen oder Murren empfangen. Während oben

im Saale die Sitzung begann, regte sich auch unten im Hofe die Redelust. Von den Schultern einiger Studenten herab hielt Dr. Adolf Fischhof, ein nur in engeren Kreisen bekannter Arzt, die erste zündende Ansprache, die in den Sätzen gipfelte: „Damit dieser Tag erfülle, was er zu verheißen scheint, müssen wir auf der Höhe desselben stehen! Wer an diesem Tag keinen Mut hat, gehört in die Kinderstube! Eine übelberatene Staatskunst hat die Völker Österreichs auseinander gehalten, sie müssen sich jetzt brüderlich zusammenfinden und ihre Kräfte durch Vereinigung erhöhen!“ Es ist bezeichnend, daß bei Erwähnung der wohlwollenden Gesinnung Ferdinand I. lebhafte Hochrufe auf den „konstitutionellen Kaiser“ erschollen, wogegen allerdings die eigentlichen Machthaber durch wenig schmeichelhafte Zurufe ausgezeichnet wurden. Als in der Nähe Rufe nach dem Namen des Redners laut wurden, rief dieser laut: „Das Damokles-Schwert der Polizei schwebt über meinem Haupte, aber ich sage wie Hutten: Ich hab's gewagt! Ich bin Doktor Fischhof!“

Nun waren die Redefluten entfesselt, die an mehreren Punkten des Hofes zugleich vor einem größeren oder kleineren Kreise plätscherten. Einer dieser Redner, Dr. Josef Goldmark, warf den Gedanken unter die Menge, man müsse die Stände nötigen, die Volkswünsche sogleich vor den Monarchen zu bringen. Laute Zustimmung folgte und sofort drängte sich alles zur Treppe und über diese hinauf, während von der Straße her neue Zuzügler die leer gewordenen Plätze im Hof einnahmen. Mit Mühe hielt der Landmarschall die Leute von einem Eindringen in den Saal zurück, da er erklärte, das erste Erfordernis für ein gedeihliches Eingreifen der Stände sei die Freiheit ihrer Beratungen.

Tatsächlich ging es aber auch bei diesen im Ständesaal selbst gleichfalls ziemlich stürmisch zu. Die Meinungen platzten, als Baron Doblhoff das Referat über die Bürgeradresse erstattete, ziemlich scharf aufeinander. Sogar sein Antrag: „Seine Majestät wolle geruhen, zu befehlen, daß ein Ausweis über den Bank- und Staatshaushalt vorgelegt, desgleichen anzuordnen, daß ein ständischer Ausschuß aller Provinzen zusammenberufen werde zur Beratung zeitgemäßer Reformen und Mitwirkung bei der Gesetzgebung“, erschien einigen Feudalherren und Anhängern des bestehenden Systems als viel zu weitgehend.

Von unbekannter Hand wurde dieser Antrag auf einem Zettel den im Hofe Versammelten zugeworfen, gewiß in der Absicht, die steigende Erregung zu beschwichtigen. Doch war das Gegenteil der Fall. Eben hatte man unter begeistertem Jubel der Zuhörer die bisher in Wien noch unbekannte flammende Rede Kossuths, die er am 3. März im ungarischen Landtag gegen das Metternichsche System gehalten, verlesen. Den so erhitzten Gemütern konnte natürlich die matte Entschließung der Stände nicht genügen. „Was konnte man anderes von den Ständen erwarten! Sie wollen uns nur beschwichtigen, um uns zu verraten! Fort mit dem Wisch!“ scholl es brausend durcheinander und ein auf dem Brunnendach stehender Student folgte der letzteren Weisung und rief, den Zettel mit dem Ständebeschluß zerreißend: „Und so erkläre ich denn im Angesicht aller Anwesenden und im Namen des österreichischen Volkes, daß keiner unserer Wünsche erfüllt ist und zerreiße feierlich dieses Blatt!“

Immer höher stieg die Erregung der im Hofe und den Gängen eingekeilten Menge, wozu noch einzelne Zwischenfälle, wie das dumpfe Zufallen eines Tores, das für einen Schuß gehalten wurde, beitrug. Ein zweiter Versuch, sich direkt mit den Ständen in Verbindung zu setzen, gelang; ein Teil der Menge drang in den Sitzungssaal, wo nun ein wüstes Durcheinandersprechen begann, das sich jeder Leitung des Landmarschalls entzog. Unter dem Eindruck dieser Szenen und den Berichten über drohende Konflikte von außen

einigte man sich jetzt rasch zur Bestürmung der Bürgenadresse, so wenig sympathisch deren Forderungen auch manchem Ständemitglied sein mochte. Als Graf Colloredo mit der Nachricht kam, daß jeder Versuch einer Beschwichtigung vergeblich sei und schon die nächsten Minuten einen Angriff der versammelten Menge bringen könnten, machte Graf Montecuccoli den Vorschlag, die Adresse sofort durch die Gesandtschaft dem Kaiser zu überreichen. Man nahm ihn an und setzte ihn auch sofort in Vollzug. Willig öffneten sich die dichtgedrängten Reihen der Massen vor dem Zug der Stände, aber auch das die Herrengasse gegen die Burg absperrende Militär ließ die Ständemitglieder passieren.

Unterdessen waren auch an anderen Punkten der Stadt Menschenansammlungen zustande gekommen, unter anderen auch am Ballplatz, wo der Jurist Borrosch eine wütende Anklagerede gegen Metternich unmittelbar unter den Fenstern der Staatskanzlei hielt. Nun erst, nach 12 Uhr mittags, schien man eine gewaltsame Unterdrückung der Unruhen in das Auge zu fassen. Eine vom Glacis kommende Grenadierabteilung rückte über den Minoritenplatz in die Herrengasse vor, um die Umgebung des Landhauses zu säubern. Nur langsam gewann die Truppe Raum, da die dicht ineinandergekeilte Menge nicht weichen konnte, vielfach auch nicht wollte. Als beim Landhause kleinere Möbelstücke aus den Fenstern auf die Truppe geschleudert wurden, erschollen Kommandorufe, die Truppe hält und Schüsse fallen, die aber wohl auf besondere Anordnung, ohne Schaden zu tun, über die Köpfe weg gingen. Trotzdem geriet das Volk in eine Art Raserei; das bekannte Wutgebrülle: „Man schießt auf uns!“ erschallt durch die ganze Stadt, man zertrümmert die Schilderhäuser und Ankündigungstafeln, um Waffen zu haben und der später vielgenannte Journalist Häfner harangiert die Masse zu einem Angriff auf das Zeughaus.

Während dieser Szenen machte der Platzkommandant General von Matauschek einen gewiß sehr wohlgemeinten Versuch, die Menge zum Auseinandergehen zu bewegen. Vielleicht hätte man dem alten Herrn, der ganz ohne Begleitung sich zwischen das Volk wagte, Folge geleistet, wenn er die rechten Worte gebrauchte. Als er aber im barschen Korporalston über den „Pöbel“ wetterte, der sich von „schlechten Menschen“ aufhetzen lasse, antwortete man mit drohenden Zurufen und ein mit einem Holzstück geführter Schlag traf ihn an der Schläfe, so daß er heftig blutete. Ein Versuch, den General vom Pferd zu ziehen und zu mißhandeln, wurde von Besonnenen abgewehrt, die ihn auch ohne weitere Behelligung aus dem Gedränge führten.

Kurz darauf ritt Erzherzog Albrecht, der damals das Generalkommando leitete, mit einigen Begleitern von der Landhausgasse in die Herrengasse. Die Rufe: „Fort mit dem Militär!“ vermengen sich mit „Vivat!“ und viele aus der Menge zogen auch die Mützen vor dem in ganz Wien wohlbekannten Prinzen, dessen Gattin, Erzherzogin Hildegarde, wegen ihrer Leutseligkeit in Wien sehr beliebt war. Er erwiderte die Grüße, mahnte aber eindringlich „ruhig nach Hause zu gehen!“ Da saust aus den rückwärtigen Reihen der Menge ein Lattenstück gegen ihn, das seinen Hut trifft und die Augengläser verschiebt, worauf er das Pferd wendet und gegen den Minoritenplatz zurückreitet.

Diese Vorfälle mögen erst die Anwendung strengerer Mittel veranlaßt haben. Denn nun rückt von der Freiung her in ganzer Straßenbreite ein Pionierbataillon in der Herrengasse vor. Langsam weicht unter zornigen Rufen die fast kompakte Masse zurück, einen Hagel von Steinen und Holzstücken gegen die Soldaten sendend. Das Schauspiel von früher wiederholt sich, die Linie steht, ein Kommando und es knattert eine Salve, die aber diesmal nicht harmlos verlief, sondern in der dichtgedrängten Volksmasse ihre Opfer fand, die sich stöhnend auf dem Pflaster wälzten (Bild S. 577).

Nun zerstob die Menge nach allen Seiten, eifrig verfolgt von den mit gefälltem Bajonett nachstürmenden Pionieren, die auch auf die Fliehenden und in die Seitengassen hinein schossen.

Wie ein Korps von Rachegeistern durcheilten die Versprengten die ganze Innere Stadt. „Man schießt auf das wehrlose Volk! Wir werden ermordet! Bürgerblut ist geflossen!“ so scholl es in schaurigen Tönen durch die Straßen und noch aufreizender als diese Rufe wirkt der Anblick einiger Verwundeter, die sich vor der Verfolgung durch die Pioniere gerettet hatten. Was nur als Waffe dienen konnte, wurde zur Hand genommen, plötzlich zeigten sich die Hände Vieler bewehrt; freilich nur mit Äxten, Hacken, Stangen und Knütteln, die aber mit Kampfeswut geschwungen wurden. Wieder ertönte der Ruf zum Sturm auf das Zeughaus und einzelne Haufen trafen Anstalten zur Besteigung der Türme, um Sturm zu läuten.

Heinrich Spitzer.

Mit einem Schlage hatte sich der Aufstand fast über die ganze Stadt ausgebreitet, nur an seinem Ausgangspunkt vor dem Landhause herrschte jetzt Ruhe. Dort lagen fünf Tote, die ersten Opfer der Revolution. Vier davon waren durch Kugeln gefallen, das fünfte, eine alte Frau, war im Gedränge erdrückt worden. Unter den ersteren nahm das meiste Mitgefühl in Anspruch der erst achtzehnjährige Hörer der Technik, Heinrich Spitzer, ein sehr strebsamer und begabter Student. Der grausame Zufall tragischen Geschickes schonte aber weder Alter noch Jugend. Ein zweites der Opfer war der hochbetagte Essigsieder Fürst, der am Morgen des 13. März die Runde bei seinen Abnehmern in der Stadt machte, in den Tumult vor dem Landhaus kam und dort von der tödlichen Kugel ereilt wurde. Die beiden anderen männlichen Leichen konnten nicht agnosziert werden, gehörten jedoch nach allen Anzeichen dem Arbeiterstande an.

Schon im Laufe des Vormittags hatten sich Nachrichten über die Vorgänge beim Landhause in den Vorstädten verbreitet. Ein ununterbrochener Strom von Menschen drängte der Stadt zu, ein Teil gewiß nur aus Vorwitz und Neugierde, von der Mehrzahl aber kann man bei der herrschenden Stimmung annehmen, daß sie entschlossen war, an der Erhebung sich zu beteiligen. In dieser Verstärkung der in der Inneren Stadt versammelten aufgeregten Menge erkannte man eine Gefahr, da der Zuzug zudem meist aus jenen Schichten der Bevölkerung bestand, deren Stimmung schon lange als sehr bedenklich bekannt war. Sofort nach den verhängnisvollen Schüssen in der Herrengasse ordnete man die Schließung aller Stadttore an, die sich nur in großen Pausen für jene öffneten, welche die Stadt verlassen wollten. Diese Maßregel,

einigte man sich jetzt rasch zur Befürwortung der Bürgeradresse, so wenig sympathisch deren Forderungen auch manchem Ständemitglied sein mochte. Als Graf Colloredo mit der Nachricht kam, daß jeder Versuch einer Beschwichtigung vergeblich sei und schon die nächsten Minuten einen Angriff der versammelten Menge bringen können, machte Graf Montecuccoli den Vorschlag, die Adresse sofort durch die Gesamtstände dem Kaiser zu überreichen. Man nahm ihn an und setzte ihn auch sofort in Vollzug. Willig öffneten sich die dichtgedrängten Reihen der Massen vor dem Zug der Stände, aber auch das die Herrengasse gegen die Burg absperrende Militär ließ die Ständemitglieder passieren.

Unterdessen waren auch an anderen Punkten der Stadt Menschenansammlungen zustande gekommen, unter anderem auch am Ballplatz, wo der Jurist Burian eine wütende Anklagerede gegen Metternich unmittelbar unter den Fenstern der Staatskanzlei hielt. Nun erst, nach 12 Uhr mittags, schien man eine gewaltsame Unterdrückung der Unruhen in das Auge zu fassen. Eine vom Glacis kommende Grenadierabteilung rückte über den Minoritenplatz in die Herrengasse vor, um die Umgebung des Landhauses zu säubern. Nur langsam gewann die Truppe Raum, da die dicht ineinandergekeilte Menge nicht weichen konnte, vielfach auch nicht wollte. Als beim Landhause kleinere Möbelstücke aus den Fenstern auf die Truppe geschleudert wurden, erschollen Kommandorufe, die Truppe hält und Schüsse fallen, die aber wohl auf besondere Anordnung, ohne Schaden zu tun, über die Köpfe weg gingen. Trotzdem geriet das Volk in eine Art Raserei; das bekannte Wutgebrülle: „Man schießt auf uns!“ erschallt durch die ganze Stadt, man zertrümmert die Schilderhäuser und Ankündigungstafeln, um Waffen zu haben und der später vielgenannte Journalist Häfner haranguiert die Masse zu einem Angriff auf das Zeughaus.

Während dieser Szenen machte der Platzkommandant General von Matauschek einen gewiß sehr wohlgemeinten Versuch, die Menge zum Auseinandergehen zu bewegen. Vielleicht hätte man dem alten Herrn, der ganz ohne Begleitung sich zwischen das Volk wagte, Folge geleistet, wenn er die rechten Worte gebrauchte. Als er aber im barschen Korporalston über den „Pöbel“ wetterte, der sich von „schlechten Menschen“ aufhetzen lasse, antwortete man mit drohenden Zurufen und ein mit einem Holzstück geführter Schlag traf ihn an der Schläfe, so daß er heftig blutete. Ein Versuch, den General vom Pferd zu ziehen und zu mißhandeln, wurde von Besonnenen abgewehrt, die ihn auch ohne weitere Behelligung aus dem Gedränge führten.

Kurz darauf ritt Erzherzog Albrecht, der damals das Generalkommando leitete, mit einigen Begleitern von der Landhausgasse in die Herrengasse. Die Rufe: „Fort mit dem Militär!“ vermengen sich mit „Vivat!“ und viele aus der Menge zogen auch die Mützen vor dem in ganz Wien wohlbekannten Prinzen, dessen Gattin, Erzherzogin Hildegarde, wegen ihrer Leutseligkeit in Wien sehr beliebt war. Er erwiderte die Grüße, mahnte aber eindringlich „ruhig nach Hause zu gehen!“ Da saust aus den rückwärtigen Reihen der Menge ein Lattenstück gegen ihn, das seinen Hut trifft und die Augengläser verschiebt, worauf er das Pferd wendet und gegen den Minoritenplatz zurückreitet.

Diese Vorfälle mögen erst die Anwendung strengerer Mittel veranlaßt haben. Denn nun rückt von der Freiung her in ganzer Straßenbreite ein Pionierbataillon in der Herrengasse vor. Langsam weicht unter zornigen Rufen die fast kompakte Masse zurück, einen Hagel von Steinen und Holzstücken gegen die Soldaten sendend. Das Schauspiel von früher wiederholt sich, die Linie steht, ein Kommando und es knattert eine Salve, die aber diesmal nicht harmlos verlief, sondern in der dichtgedrängten Volksmasse ihre Opfer fand, die sich stöhnend auf dem Pflaster wälzten (Bild S. 577).

Nun zerstob die Menge nach allen Seiten, eifrig verfolgt von den mit gefälltem Bajonett nachstürmenden Pionieren, die auch auf die Fliehenden und in die Seitengassen hinein schossen.

Wie ein Korps von Rachegeistern durcheilten die Versprengten die ganze Innere Stadt. „Man schießt auf das wehrlose Volk! Wir werden ermordet! Bürgerblut ist geflossen!“ so scholl es in schaurigen Tönen durch die Straßen und noch aufreizender als diese Rufe wirkt der Anblick einiger Verwundeter, die sich vor der Verfolgung durch die Pioniere gerettet hatten. Was nur als Waffe dienen konnte, wurde zur Hand genommen, plötzlich zeigten sich die Hände Vieler bewehrt; freilich nur mit Äxten, Hacken, Stangen und Knütteln, die aber mit Kampfeswut geschwungen wurden. Wieder ertönte der Ruf zum Sturm auf das Zeughaus und einzelne Haufen trafen Anstalten zur Besteigung der Türme, um Sturm zu läuten.

Heinrich Spitzer.

Mit einem Schlage hatte sich der Aufstand fast über die ganze Stadt ausgebreitet, nur an seinem Ausgangspunkt vor dem Landhause herrschte jetzt Ruhe. Dort lagen fünf Tote, die ersten Opfer der Revolution. Vier davon waren durch Kugeln gefallen, das fünfte, eine alte Frau, war im Gedränge erdrückt worden. Unter den ersteren nahm das meiste Mitgefühl in Anspruch der erst achtzehnjährige Hörer der Technik, Heinrich Spitzer, ein sehr strebsamer und begabter Student. Der grausame Zufall tragischen Geschickes schonte aber weder Alter noch Jugend. Ein zweites der Opfer war der hochbetagte Essigsieder Fürst, der am Morgen des 13. März die Runde bei seinen Abnehmern in der Stadt machte, in den Tumult vor dem Landhaus kam und dort von der tödlichen Kugel ereilt wurde. Die beiden anderen männlichen Leichen konnten nicht agnosziert werden, gehörten jedoch nach allen Anzeichen dem Arbeiterstande an.

Schon im Laufe des Vormittags hatten sich Nachrichten über die Vorgänge beim Landhause in den Vorstädten verbreitet. Ein ununterbrochener Strom von Menschen drängte der Stadt zu, ein Teil gewiß nur aus Vorwitz und Neugierde, von der Mehrzahl aber kann man bei der herrschenden Stimmung annehmen, daß sie entschlossen war, an der Erhebung sich zu beteiligen. In dieser Verstärkung der in der Inneren Stadt versammelten aufgeregten Menge erkannte man eine Gefahr, da der Zuzug zudem meist aus jenen Schichten der Bevölkerung bestand, deren Stimmung schon lange als sehr bedenklich bekannt war. Sofort nach den verhängnisvollen Schüssen in der Herrengasse ordnete man die Schließung aller Stadttore an, die sich nur in großen Pausen für jene öffneten, welche die Stadt verlassen wollten. Diese Maßregel,

so berechtigt sie auch in gewisser Richtung sein mochte, vermehrte aber die Aufregung, denn die ungeheuerlichsten Gerüchte über die Vorgänge in der Stadt flatterten auf, welche durch die unheimlichen Vorgänge, den ununterbrochenen Truppenzuzug nach dem Sammelplatz am Glacis und von dort in die Stadt, einen scheinbaren tatsächlichen Hintergrund erhielten.

Waren auch die Gerüchte über ein in der Stadt unter der Bevölkerung veranstaltetes Blutbad sehr übertrieben, so ging es doch schlimm genug zu.

Daß an eine gewaltsame Erhebung selbst noch am 13. März kein Mensch in Wien gedacht hatte und alle späteren Nachrichten über eine planvolle Vorbereitung in das Gebiet bewußter Erfindung gehören, wird durch nichts besser bewiesen, als durch die weiteren Vorgänge am Nachmittag. Selbst als das Pflaster in der Herrengasse schon vom Blut der ersten Gefallenen gerötet war und grimmige Wut die Masse beseelte, blieb ihr Treiben ohne Ziel und Plan, kein Führer fand sich, der die Leute gelenkt und dem Kampf eine bestimmte Richtung gegeben hätte. In den einzelnen Haufen, die sich bildeten, tauchten Vorschläge auf, wie die Überrumplung der Hauptwachen am Petersplatz und Hof, die Erstürmung der Zeughäuser, um sich in den Besitz von Waffen zu setzen; zur Ausführung solcher Pläne, die vielleicht mit gesammelter Kraft möglich gewesen wäre, fehlte aber den einzelnen Gruppen eine feste und entschlossene Leitung.

Trotz der Absperrung war es doch auch am Hof zu bedeutenden Menschenansammlungen gekommen, deren Haltung an einen Angriff auf das bürgerliche Zeughaus glauben ließ. Dort kam es im Angesicht der beiden vor der Hauptwache haltenden Erzherzoge Albrecht und Wilhelm nach Verdrängung der Truppen von der Freiung und dem Heidenschuß zu erbitterten Kämpfen, die sich auch auf die angrenzenden Gassen und den Judenplatz erstreckten.

Am drohendsten gestaltete sich die Situation am Michaelerplatz in den ersten Abendstunden, als in den übrigen Teilen der Stadt die Kämpfe durch das Erscheinen des Bürgermilitärs und das Zurückziehen der Truppen ein Ende fanden. Schon in den ersten Nachmittagsstunden war man an die beiden Erzherzoge Albrecht und Wilhelm mit einem solchen Vorschlag herangetreten, der aber anfänglich in der Hoffnung des Aufstandes mit leichter Mühe Herr zu werden, keine Beachtung fand. Auch Bürgermeister Czapka war wiederholt von Deputationen angesehener Bürger angegangen worden, seinen Einfluß zur Beendigung der Kämpfe durch Einmarsch des Bürgermilitärs in die Stadt geltend zu machen. Doch er lehnte dies als außer seinem gesetzlichen Wirkungskreis liegend, ab. Erst als der Kampf am Hof selbst entbrannte, ließ sich nun Czapka durch eine Abordnung, zu welcher auch Arthaber und Dr. Alexander Bach gehörten, zu einem Einschreiten beim Erzherzog Albrecht bewegen. Rasch wurden von der Frau Bürgermeisterin beigestellte weiße Taschentücher in Streifen gerissen, welche sich die Mitglieder der Deputation um die Arme schlangen, das erste Auftauchen dieser Abzeichen, die dann auch in den nächsten Tagen von der neugebildeten Volkswehr allgemein angenommen wurden. Czapka trug dem noch am Hof befindlichen Erzherzog die Bitte um Einmarsch des Bürgermilitärs und Zurückziehung der Truppen aus der Stadt vor und nach längerer Beratung gab dieser seine Einwilligung. Dieser Entschluß mochte durch militärische Rücksichten beeinflußt sein, denn die Art und Nachhaltigkeit des Widerstandes, auf den man stieß, hatte in führenden Kreisen der Truppen, darunter auch im Kriegsminister Graf Latour ernste Zweifel geweckt, ob die Niederwerfung des Aufstandes mit den verfügbaren Kräften möglich sei. Nach einem in Czapkas Aufzeichnungen erwähnten und nicht unglaubwürdigen Gerücht soll aber auch Erzherzogin Sophie ihren ganzen

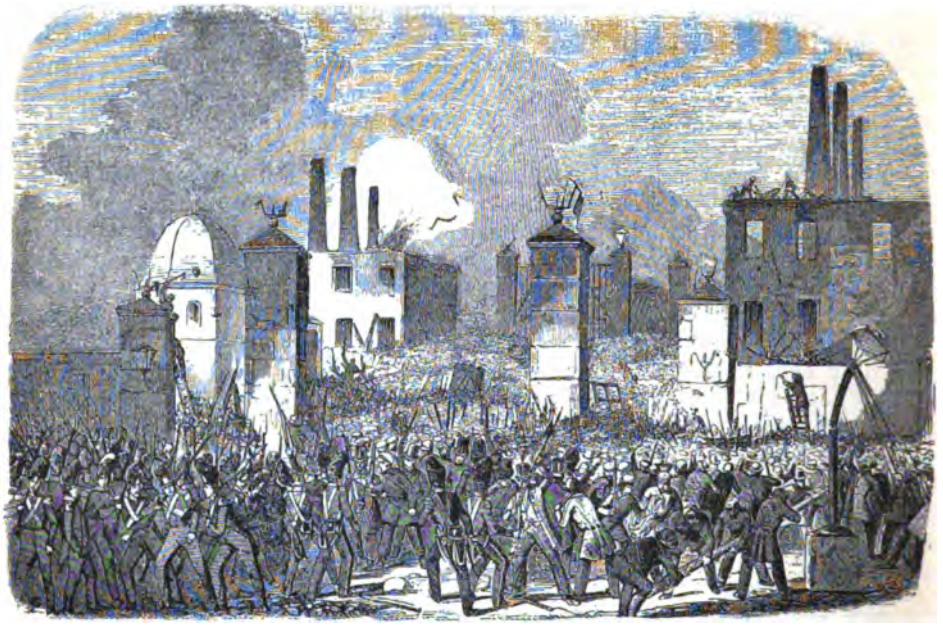
Einfluß aufgewendet haben, um eine weitere Anwendung der Waffengewalt zu verhindern.

Das nun in den späten Abendstunden einrückende Bürgermilitär wurde mit Jubel begrüßt und stellte, als die Truppen aus der Stadt rückten oder in die Nähe der Burg gezogen wurden, ohne sonderliche Mühe die Ruhe her. Doch was im allgemeinen so wohltätig wirkte, drohte durch einen Zufall zum Ausgang neuer furchtbarer Kämpfe zu werden. Der Anlaß dazu lag in der, wie schon erwähnt, sehr gespannten Situation am Michaelerplatz. Dort standen sich schon seit den ersten Nachmittagsstunden die den Zugang zur Hofburg absperrenden Truppen und die dichten Reihen des Volkes gegenüber. Starke Kolonnen von Infanterie schlossen die Straßen ab und vor dem auf den Franzensplatz führenden großen Tor waren zwei Kanonen aufgepflanzt, daneben die Kanoniere mit brennenden Lunten. An einzelnen Punkten, wie am Ausgang der Schaufler- und Herrengasse kam es zu förmlichen Scharmützeln mit den Truppen, die aber nur mit den Kolben abwehrten. Sehr unklugerweise hielt man nicht nur das Zuströmen neuer Menschen ab, sondern man schloß den Michaelerplatz überhaupt hermetisch nach allen Seiten ab, so daß die dort befindlichen Volksmassen in einer sehr beunruhigenden Situation waren. Die begreifliche Erregung wurde noch gesteigert durch das matt herüberschallende Getöse der nachmittäglichen Kämpfe und durch wahnwitzige Gerüchte, daß man den Aufstand um jeden Preis, sei es auch um den eines allgemeinen Blutbades niederwerfen wolle. All das wirkte zusammen, um die Erregung der auf dem Michaelerplatz eingeschlossenen Masse bis zur Siedhitze zu treiben und tatsächlich soll schon der Vorschlag aufgetaucht sein, sich auf die den Zugang zum Franzensplatz bewachenden Truppen zu werfen, um sich in den Besitz der Kanonen und Waffen zu setzen und den Eingang zur Hofburg zu erzwingen. Ein solcher Versuch wäre höchst wahrscheinlich ganz aussichtslos gewesen, denn auf dem Franzensplatz hatte sich ein großer Teil der Garnison in einem förmlichen Feldlager versammelt; jedenfalls wäre aber ein furchtbares Blutbad unvermeidlich gewesen.

So blieb die Situation bis in die Abendstunden. Gegen 7 Uhr erschien Erzherzog Maximilian d'Este, der aber kein Kommando führte, um die Aufstellung der Truppen zu besichtigen. Während er eine Ansprache an die Offiziere richtete, schwoll der nie ganz verhallende Tumult unter dem Volke zu brausenden Rufen an, die aber nur einer Abteilung des Bürgermilitärs galten, das nun auch hier erschien. Der Erzherzog sah darin aber ein bedrohliches Anzeichen, er hielt vielleicht auch das Blitzen der Waffen und die stürmische Bewegung der Massen für Anzeichen eines gewaltsamen Angriffes und befahl das Vorziehen der Geschütze bis zu dem vor Jahren verschwundenen Dehneschen Hause gegenüber dem alten Burgtheater. Ja, er soll sogar — aber die Nachrichten lauten darüber sehr verschieden und unbestimmt — dem die beiden Geschütze kommandierenden Oberfeuerwerker Johann Pollet die Ordre gegeben haben, die Kanonen abfeuern zu lassen. Nach der wahrscheinlichsten Version soll Pollet, der die wahre Sachlage und die Ursache der stürmischen Bewegung in der Masse, aber auch die furchtbaren Folgen einer Ausführung dieser Ordre erkannte, durch nebensächliche Einwendungen Zeit zu gewinnen gesucht und sich endlich, als der Befehl zum Schießen vom Erzherzog wiederholt wurde, rundweg geweigert haben, Folge zu leisten. In der Tat soll ein strikter Auftrag bestanden haben, die Geschütze nur über Anordnung des Kommandierenden oder auf direkten kaiserlichen Befehl gegen das Volk zu gebrauchen. Dadurch wird die Weigerung Pollets auch vom streng militärischen Standpunkt aus vollkommen begreiflich, da Erzherzog Maximilian d'Este nicht berechtigt war, einen Auftrag von so furchtbarer Tragweite zu erteilen. Darauf dürfte sich der später in verschiedener,

mit verschönernden Zügen ausgestatteter Weise erzählte Vorgang nach den glaubwürdigsten Berichten reduzieren. Legte man doch Pollet sogar flammende Tiraden über „unnütz vergossenes Blut wehrloser Bürger“ in den Mund und ein viel verbreitetes Bild zeigt ihn, wie er mit geschwungenem Säbel vor der Mündung einer Kanone steht, um deren Abfeuern zu hindern. Pollet war ein wackerer und verständiger Mann, der seine Pflicht nach allen Seiten tat, indem er den immerhin nicht allzu häufigen Mut besaß, den übereilten Befehl eines so hohen Herrn unausgeführt zu lassen. Sein Benehmen wurde auch vollkommen gewürdigt; kurze Zeit später erfolgte seine Ernennung zum Offizier und bei seiner in das Jahr 1860 fallenden Pensionierung war er Hauptmann.

Auch nach äußerlicher Herstellung der Ruhe fehlte es im Laufe des Abends nicht an Zwischenfällen, durch welche die kaum gedämpfte Aufregung neu auf-



Die Zerstörung der Mariahilferlinie. (S. 588.)

zuflammen drohte. Eine durch die Tuchlauben marschierende Abteilung der Bürgergarde, die vom Publikum auf der Straße und von den Fenstern mit freudigen Zurufen begrüßt wurde, war das Ziel mehrerer aus einem oberen Stockwerk des Polizeidirektionsgebäudes fallender Schüsse, durch welche zwei Bürger tödliche Wunden erhielten. Im Nu erhob sich wieder wildes Rachegeschrei und die Menge rüstete sich trotz des Abmahnens der Bürgeroffiziere zum Sturm auf das Haus. Um das äußerste zu verhüten, mußte sich der Hauptmann der Bürgerwehr selbst den Eintritt in das Haus mit der Drohung erzwingen, daß man bei weiterem Widerstand — denn es waren noch mehrere unschädliche Schüsse gefallen — alle im Hause befindlichen Personen über die Klinge springen lassen werde. Nun öffnete man das bisher verrammelte Tor gegen den Petersplatz; im Torweg stand eine kleine Infanterieabteilung, deren Offizier beteuerte, die Schüsse seien nicht von seinen Leuten und nur aus

„Mißverständnis“ abgegeben worden. Das erstere dürfte auch richtig gewesen sein, denn man fand in den Wunden der Getöteten gehacktes, ganz formloses Blei. Ganz aufgehellt wurde der Vorfall übrigens nie, aber er blieb insoferne nicht ohne Folgen, als er wesentlich dazu mitwirkte, daß sich das Bürgermilitär, ganz entgegen den Wünschen seines Kommandanten, des Bürgermeisters Czapka, immer enger an die Sache des Volkes anschloß.

Der letzte Kampf zwischen den Truppen und dem Volk fand am 13. März um 8 Uhr abends vor und bei den kaiserlichen Stallungen statt, die von einem

Karikatur auf Metternich. (S. 595.)

kleinen Infanteriepikett besetzt waren. Nach ziemlich übereinstimmenden Berichten sollen diese Soldaten durch höhnische Reden und Gesten vorüberziehende Volkshaufen gereizt haben, die rasch anwuchsen und endlich zu einem Angriff schritten. Hier warf man zuerst die neuen Gaskandelaber um, deren Eisensäulen man als Sturmböcke gegen die Tore anwendete, während das entweichende Gas zu hochauflodernden Flammen entzündet wurde. Als die Tore nachzugeben drohten, ließ der kommandierende Offizier mehrere Salven in die anstürmende Menge abgeben, die sich heulend zerstreute, nachdem sie mehrere Tote und Verwundete

auf dem Platz gelassen hatte. Leider fielen als Opfer dieses Vorfalles, der gleichfalls in vielfach entstellter Weise verbreitet wurde, auch zwei ganz unbeteiligte Personen. Die Gattin des Professors Bauer der Akademie der bildenden Künste wurde von einer Kugel getötet, als sie am Arm ihres Mannes das vor den kaiserlichen Stallungen gelegene Glacis passierte, und einen Gymnasialschüler, den einzigen Sohn einer Witwe, erreichte das gleiche Los, während er bemüht war, einen Mitschüler zum Verlassen des gefährlichen Platzes zu bewegen.

Nachdem wir soweit die erschütternden äußeren Vorgänge dieses denkwürdigen Tages in ihren Hauptmomenten verfolgt haben, erübrigt nur noch jene kaum weniger dramatischen und folgenreichen Szenen kurz zu schildern, die sich innerhalb der Hofburg abspielten.

Als der Zug der Landstände Niederösterreichs endlich nach manchem Hindernis sein Ziel erreicht hatte, tagte eben eine verstärkte Sitzung der Staatskonferenz, die sich aber, wie ein Teilnehmer, Graf Hartig, verrät, im Zustand jenes legendarischen „alten Greises" befunden zu haben scheint, „der sich nicht zu helfen weiß". Dieser hohe Areopag war zu keinem weiseren Beschluß gekommen, als die ganze Garnison in der Hofburg zu versammeln und von dort aus mit rasch herangezogenen Verstärkungen und mit Hilfe des Bürgermilitärs den Aufstand mit Gewalt niederzuschlagen. Nur Graf Latour war einsichtsvoll genug, an der Ausführbarkeit dieses Planes zu zweifeln, zu dessen Vollstrecker der gleichfalls anwesende Feldmarschalleutnant Fürst Alfred Windischgrätz ausersehen wurde.

Mit solchen Anschauungen konnte die Staatskonferenz nur einen sehr unfreundlichen Empfang für die Stände bereit haben, die mit Vorwürfen überhäuft wurden, daß ihr Auftreten den Ausgangspunkt der revolutionären Bewegung gebildet habe. Das war denn doch auch den in der Mehrzahl sehr zahm gesinnten Ständemitgliedern zu arg und es entstand eine ziemlich erregte, aber ganz zwecklose Diskussion, die nur durch das vermittelnde Eingreifen der Erzherzoge Franz Karl und Johann in den Schranken der gewohnten Umgangsformen zu halten war.

Endlich raffte man sich, bedrängt durch die unablässig einlaufenden und durchaus nicht günstig lautenden Nachrichten über den Verlauf der Kämpfe, zu einem Beschluß auf. Natürlich wieder nur zu einem halben, der vielleicht vor einigen Wochen Eindruck gemacht hätte, in der jetzigen Situation aber wie ein schlechter Witz oder wie Hohn aufgefaßt werden mußte. Eine um 5 Uhr zur Verlautbarung kommende Kundmachung versprach: „daß dasjenige, was den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entspricht, durch ein eigens hiezu aufgestelltes Komité sogleich geprüft und der Allerhöchsten Entscheidung unterzogen werde, worüber Allerhöchstdieselben das zum allgemeinen Wohl der Gesammtheit Ihrer geliebten Unterthanen Dienliche mit Beschleunigung entschließen werden. Hienach versehen sich Seine Majestät von der stets bewährten Anhänglichkeit und Treue der Bevölkerung dieser Residenzstadt, daß die Ruhe wieder eintreten und nicht weiter gestört werden wird."

Die meisten Ständemitglieder, welche man nach ihrer Abkanzlung in einem Nebensaal eine ziemlich demütigende Rolle spielen ließ, erklärten sofort diese Maßregel für ganz unzulänglich — natürlich zum Entsetzen der Herren von der Staatskonferenz, die sich auf ihr weises Entgegenkommen nicht wenig zu gute taten. Nun machten sich aber die äußeren Ereignisse in diesem sonst so streng gegen alle Einflüsse der Volksstimmung behüteten Kreise geltend. Graf Kolowrat soll es gewesen sein, der während der in den Appartements des Erzherzogs Ludwig fortgesetzten Beratungen wieder den Gedanken aufgriff,

bei der konstatierten Unzulänglichkeit der Truppenmacht zur Niederwerfung des Aufstandes zu dieser Aufgabe das Bürgermilitär heranzuziehen. Der Vorschlag fand Zustimmung und es erging der Befehl zum Einmarsch der Bürgerkorps in die Stadt. Auch diese Maßregel kam zu spät, denn in den Reihen derselben hatte eine Stimmung um sich gegriffen, welche sie zu der ihnen zugedachten Rolle ganz ungeeignet machte. Im Gegenteil tauchte aus der Mitte der Bürgeroffiziere plötzlich der Vorschlag auf, eine Deputation an den Hof zu senden, welche „im Namen der gesamten Bürgerschaft Wiens und zur Verhinderung weiteren Blutvergießens die Gewährung der in der Petition an die Stände verlangten Punkte erbitten sollte". Vergebens war das Verbot des Vizebürgermeisters Bergmüller, der als „Oberstleutnant" des ersten Bürgerregimentes unbedingten Gehorsam verlangte; man beachtete ihn nicht, die Deputation wurde gewählt und machte sich sofort auf den Weg. Damit war der Anschluß der Bürgerkorps und der ganzen Mittelklasse Wiens an die Bewegung entschieden.

In den Räumen der Hofburg waren alle sonst so peinlich genau eingehaltenen Formen über den Haufen geworfen — eine zitternde Unruhe herrschte, jedermann ging und kam, ohne aufgehalten zu werden. Es gelang auch der Deputation der Bürgeroffiziere gegen 7 Uhr ohne besondere Mühe in jenes Allerheiligste zu dringen, in dem die Staatskonferenz ihre Ratlosigkeit versteckte. Man bedeutete der Deputation, daß ein Empfang durch den Kaiser bei dessen ernster Unpäßlichkeit unmöglich sei, im übrigen lautete der ziemlich barsche Bescheid dahin, daß von „weiteren Konzessionen" keine Rede sein könne. Die Erzherzoge Johann und Franz Karl ließen sich aber mit den Bürgeroffizieren in ein Gespräch ein, an dem auch Graf Kolowrat teilnahm. Auf eine Bemerkung des Bürgerwehrhauptmanns Tschapek, daß es dringend nötig sei, etwas zur Beruhigung des Volkes zu tun, folgte die Frage Kolowrats, was denn geschehen solle. Tschapek zögerte, sagte aber endlich doch, daß der Rücktritt des Fürsten Metternich das sicherste Mittel zur Beruhigung der Bevölkerung sei.

Für einen Moment trat tiefe Stille ein, bis sich die Spannung löste, welche dieser Forderung folgte. Dann begann wieder heftige Rede und Gegenrede zwischen den Anhängern des Staatskanzlers, die seinen Rücktritt für unmöglich und den anderen, die ihn als eine unbedingte Notwendigkeit erklärten. Mit lauter Stimme rief ein Rittmeister der Bürgerkavallerie und sehr angesehener Kaufmann, daß nur die Abdankung des Staatskanzlers den Thron und die Monarchie retten könne. Da trat plötzlich Fürst Metternich selbst in das Zimmer und mitten in die erregte Gruppe. Mit tadelloser Ruhe und Haltung, die ihm als erfahrenen Diplomaten zukam, sagte er: „Sie haben im Namen der Bürger ausgesprochen, daß es in meiner Macht liege, die Ruhe des Staates wieder herzustellen; ich will dem nicht im Wege stehen, es sei so! Mit Freuden lege ich meine Würde zu den Füßen des Kaisers nieder. Ich wünsche Ihnen Glück zur neuen Regierung — ich wünsche Österreich Glück!"

Ohne sich durch die für ihn nicht eben schmeichelhafte freudige Bewegung der meisten Anwesenden stören zu lassen, ließ sich der Fürst in ein Gespräch ein, in dessen Verlauf er die für seine übertriebene Selbsteinschätzung bezeichnende Bemerkung machte: „Ich sehe voraus, daß sich die falsche Behauptung verbreiten wird, ich hätte bei dem Austritt aus meiner Stelle die Monarchie mit mir davon getragen. Gegen eine solche Behauptung lege ich feierlichen Protest ein. Weder ich, noch irgend jemand, hat Schultern, breit genug, um einen Staat davon zu tragen; verschwinden Reiche, so geschieht dies nur, wenn sie sich selbst aufgeben."

Unterdessen hatte sich auch eine Deputation der Universität eingefunden, mit dem greisen Rektor Jenull an der Spitze, der ein altes Privilegium seiner Würde geltend machte, in seiner Amtstracht zu jeder Zeit vor dem Monarchen erscheinen zu dürfen. Sie kam mit der Bitte um Bewaffnung der Studenten, damit diese gemeinsam mit dem Bürgermilitär die Sorge für Ruhe und Ordnung in der Stadt übernehmen könnten. Nur gegen die Zusage, daß man ihr Verlangen unterbreiten und vertreten würde, hatten sich die jungen Hitzköpfe vor einem Angriff auf die Zeughäuser abhalten lassen. Ganz ohne Berechtigung war übrigens dieses Verlangen nicht, denn die aus den westlichen Vorstädten und Vororten einlangenden Nachrichten lauteten beunruhigend genug. Dort, wo eine dichte Arbeiterbevölkerung hauste und unter ihr die verzweifelte Masse der Arbeitslosen, dort hatten sich jene Elemente erhoben, die der erfahrene Revolutionspraktikus in Schillers „Fiesko" mit Recht „die Grundsuppe der Revolutionen" nennt. Mit treffenden Zügen heißt es in einem modernen Geschichtswerke über diese Vorgänge des 13. März: „Die zahlreiche Arbeiterbevölkerung wollte in ihrer Art auch revoltieren und da sie durch die Absperrung der Stadt von einer Teilnahme an dem Kampf gegen das verhaßte System ausgeschlossen war, wendete sie sich gegen jenen vermeinten Gegner, der erreichbar war und dessen Bevorzugung durch äußere Verhältnisse, dessen materielles und nicht selten auch mit Unbilligkeit geltend gemachtes Übergewicht schon lange nur mit Groll ertragen wurden. Zwischen den Falten des Gewandes der hehren Freiheitsgöttin, der man in der Stadt diente, grinsten deren mißratene Sprößlinge, die soziale Revolution, die Hungerrevolte mit ihrem Gefolge von Zerstörung und Plünderung hervor. Die Etablissements einzelner mißliebiger Fabrikanten wurden überfallen und zerstört, die verhaßten Maschinen, in welchen der Irrwahn dieser Leute die alleinige Quelle der Notlage sah, zertrümmert und auch das Linienamt an der Mariahilferlinie, als Symbol der die notwendigste Nahrung verteuernden Verzehrungssteuer, erstürmt und niedergebrannt, wobei sich die Erbitterten das kannibalische Vergnügen machten, einen Finanzwachmann in den Flammen umkommen zu lassen." (Bild S. 584.)

In diesen Vorkommnissen, zu deren Bekämpfung im Moment das Militär nicht verwendet werden konnte, lag allerdings eine Begründung für die angestrebte Bewaffnung der Studierenden. Es war auch mit Gewißheit zu erwarten, daß deren Einschreiten rascher und in weniger blutiger Weise die Ruhe herstellen werde, als es bei der Verwendung von Militär zu hoffen war.

Trotz dieser einleuchtenden Gründe stieß das Begehren der Universitätsdeputation auf unverhohlenes Mißtrauen und Erzherzog Ludwig lehnte es schroff ab. Der greise Rechtslehrer Jenull flehte den Erzherzog auf den Knien an, auf die bis zur Exaltation getriebene Stimmung der jungen Leute Rücksicht zu nehmen, welche entschlossen seien, sich um jeden Preis und auf jede Gefahr hin, Waffen zu erkämpfen, die sie, wenn man sie ihnen freiwillig anvertraute, zum Schutze der bürgerlichen Ordnung und des Eigentums brauchen würden. Auch eine mittlerweile unter Führung des Dekan Dr. Lerch eingetroffene Deputation der medizinischen Fakultät und ein Teil der noch anwesenden Stände drangen auf den Erzherzog mit überzeugenden Gründen ein, deren triftigste Unterstützung in den am westlichen Nachthimmel auflodernden Bränden lag.

Nur widerstrebend und mit manchen Vorbehalten gab der Erzherzog endlich die Zustimmung zur Bewaffnung der Studenten und auf Vorschlag des Grafen Breuner auch zur Verstärkung der Bürgerkorps durch Beitritt geeigneter Elemente. Schon die Kunde von Metternichs Rücktritt, die sich rasch durch die ganze Stadt verbreitete, war mit Jubel als erste tatsächlich bedeutende Errungenschaft aufgenommen worden. Noch größer war die Begeisterung, als

gegen 8 Uhr abends die Nachricht von der Genehmigung der Bewaffnung an die Universität kam. Sofort formierte sich ein Zug, der sich aus den Vorräten des bürgerlichen Zeughauses bewaffnen wollte. Dazu war aber die Mitwirkung des Bürgermeisters nötig, den man im Rathaus aufsuchte. Czapka, dem die ganze Sache sehr unbehaglich war, verschanzte sich zuerst hinter der Ausflucht, daß er noch keine Weisung zur Ausfolgung der Waffen habe. Um aber den rasch auflodernden Unmut der Studenten zu beschwören, nahm er den Vorschlag des Assistenten an der juridischen Fakultät, Dr. Karl Giskra, an, die Studierenden in das Bürgermilitär einzuteilen und mit diesem vereint zur Herstellung der Ruhe in den von Plünderung und Brandlegung bedrohten Vorstädten zu verwenden. Rasch wurden Tische auf den Judenplatz geschafft, auf welchen bei Fackelbeleuchtung die Einzeichnung in Listen nach den Studienjahrgängen stattfand, dann konnten sich die Eingetragenen, da mittlerweile die Bedenken Czapkas durch die Bürgschaft angesehener Männer für die Bewilligung der Bewaffnung beschwichtigt waren, im bürgerlichen Zeughaus mit Waffen versehen.

So ausgerüstet zogen die Scharen — in der weitaus größeren Zahl bestanden sie aus Studenten — hinaus in die Vorstädte, um dem blind wütenden Treiben der empörten Volksmassen ein Ende zu machen. In der Regel gelang dies mit gütlichen Mitteln, obwohl es gegen die verzweifeltsten Elemente auch eines ernsten Einschreitens bedurfte und es an mehreren Orten Tote und Verwundete gab. Überwiesene Brandleger und Plünderer nahm man fest und lieferte sie unter starker Eskorte den Gerichten ein. Jede unnötige Gewaltanwendung vermieden aber namentlich die Studenten, die sich schon durch dieses erste Auftreten die vollen Sympathien der Arbeiter erwarben, die ihnen dann ungeschmälert erhalten blieben. Übrigens waren, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, auch die Arbeiter nicht lediglich von Zerstörungstrieb beseelt; ihre Wut kehrte sich nur gegen Personen und Dinge, von welchen sie sich bedrückt glaubten. Dieselben Leute, welche an einem Orte als Zerstörer hausten, brachten leutseligen und gütig denkenden Fabrikanten Ovationen dar und schützten deren Besitz gegen Angriffe. Selbst Graf Hartig, der in seinem bekannten Buch: „Die Genesis der Revolution“ sonst nur Hohn und Tadel für die Haltung der Studenten hat, kann ihnen für ihr Verhalten in dieser Periode die Anerkennung nicht versagen: „Den auf diese Weise Bewaffneten gebührt das ehrenvolle Zeugnis, daß sie thätig und erfolgreich gegen das Raubgesindel in den Vorstädten und außer den Linien Wiens einschritten.“

Solche Szenen währten in einzelnen Stadtteilen bis in die Morgenstunden des 14. März. Die Sorge um Ruhe und Ordnung war auf das Volk übergegangen, das war außer dem Sturz des Staatskanzlers die erste Errungenschaft. Die Polizei war von den Straßen verschwunden, das Militär war mit Ausnahme der die Hofburg besetzenden Abteilungen auf dem Exerzierplatz in einer Art von Feldlager zusammengezogen.

Während es draußen so stürmisch zuging, währten die Beratungen in der Hofburg mit kurzen Unterbrechungen durch die ganze Nacht. Volles Licht wird kaum jemals über die Vorgänge und Beratungen in der Hofburg während jener schicksalsschweren Stunden verbreitet werden, doch ist sicher, daß die erstere zahlreichere und auch an Einfluß reichere Partei, an deren Spitze Erzherzog Ludwig stand, bald die Oberhand über die zu Reformen neigenden Männer erhielt, zu welchen außer Erzherzog Johann nur noch Graf Kolowrat und der Kriegsminister Graf Latour gehörten, der in erster Linie aus militärischen Gründen die vorgeschlagenen und eifrig von Fürst Windischgrätz vertretenen Gewaltmaßregeln bekämpfte. Der gefaßte Beschluß lautete auf Ablehnung aller weiteren Zugeständnisse und auf sofortige Unterdrückung jeder noch versuchten

Erhebung, zu welchem Zwecke der Belagerungszustand verhängt und Fürst Windischgrätz zum Kommandierenden mit außerordentlichen Vollmachten ernannt werden sollte.

Aus Czapkas Aufzeichnungen geht hervor, daß ihm in der Tat in der Nacht vom 13. auf den 14. März schon um 4 Uhr ein Paket Kundmachungen zuging, in welchen die Ernennung des Fürsten Windischgrätz und die Verhängung des Belagerungszustandes in sehr drohenden Worten enthalten war. Ein Exemplar dieser Kundmachung kam jedoch an die Universität, wo noch reges Leben herrschte. Maßlose Erbitterung flammte auf, denn man sah nicht mit Unrecht in diesen Maßregeln den ersten Schritt, um alle bisherigen Errungenschaften zu vernichten. Nur mit Mühe gelang es dem Professor Hye, dessen Einfluß auf die Studenten noch immer sehr groß war, die jungen Hitzköpfe von übereilten Schritten zurückzuhalten, indem er versprach, sich sofort zu Windischgrätz zu begeben und die Rücknahme dieser Kundmachung zu erwirken. In der Tat gelang ihm dies, da er dem Fürsten die Stimmung an der Universität und in der ganzen Bevölkerung ungeschminkt schilderte und ihn vor Schritten warnte, deren Folgen unabsehbar sein konnten. Hye vermochte den sonst sehr starrsinnigen Aristokraten zu überzeugen, daß unter den herrschenden Verhältnissen eine Politik der Einschüchterung die schlimmste sei, die man befolgen konnte. Zwei Stunden, nachdem Czapka die Kundmachungen erhalten, kam der Befehl, sie nicht anschlagen zu lassen, da sie sofort durch eine andere ersetzt würde. Diese kam auch im Lauf des 14. März zur Veröffentlichung; sie lautete wesentlich milder, es war auch vom Belagerungszustand keine Rede mehr. Sie gipfelte in dem Satz: „Fest entschlossen, die Würde Ihres Thrones nicht zu gefährden, haben Seine Majestät die Wiederherstellung und Erhaltung der Ruhe und Ordnung Sr. Durchlaucht dem Feldmarschallleutnant Alfred Fürsten zu Windischgrätz zu übertragen und demselben alle Zivil- und Militärbehörden unterzuordnen geruht, mit gleichzeitiger Übertragung aller zu diesem Zwecke erforderlichen Vollmachten."

Auch diese Maßregel, welche einfach eine Militärdiktatur bedeutete, kam aber nicht zur Ausführung. Der Gang der Ereignisse war zu stürmisch, als daß er durch diese letzten Versuche, ein vollkommen abgelebtes System zu erhalten, gehemmt werden konnte.

Vorderhand fiel aber auch die Aufgabe, „Ruhe und Ordnung" in der Stadt zu erhalten, den Bürgern und Studenten selbst zu. Da es in einzelnen Vorstädten unter den Arbeitern noch immer gärte und Nachrichten von Angriffen auf Fabriken einliefen, rückten schon in den Morgenstunden zahlreiche, meist aus Studenten bestehende Abteilungen in die bedrohten Gegenden ab. Auf ihrem Wege begrüßte man die jungen Leute, die mit einem Schlag die Lieblinge und Schoßkinder der ganzen Bevölkerung geworden, mit Enthusiasmus.

Doch das waren nur äußere Vorgänge, die wohl als Symptome tiefgehender öffentlicher Schäden Bedeutung, aber keinen Einfluß auf die weitere Entwicklung hatten. Diese ging wieder in der Hauptsache von zwei Punkten der Stadt aus, von der Hofburg und von der Universität. In den Räumen der ersteren begann wieder jenes Kommen und Gehen, Beraten und Beschließen Berufener und Unberufener, das schon am Vortag geherrscht hatte.

Schon in den Morgenstunden kam eine Deputation angesehener Männer, um die Einwilligung zu einer vollkommenen Umgestaltung des Bürgermilitärs zu erlangen, dessen Organisation und Unterordnung unter einzelne Behörden am Vortag als sehr hemmend empfunden wurde. Wenn auch nur widerstrebend, hatte sich dieser Abordnung auch Czapka angeschlossen, der seinen Einfluß mehr und mehr schwinden fühlte, aber doch nicht von seinem Platz weichen wollte.

Sehr zu ihrem Erstaunen wies man die Herren an den Fürsten Windischgrätz; man erfuhr nun, daß dieser vorderhand in Wien Träger aller Regierungsgewalt sei. Schon dadurch wurden die Verhandlungen erschwert, denn Fürst Windischgrätz galt als starrer Aristokrat. Er wollte von keinem anderen Zugeständnis wissen, als von der schon gestern bewilligten Vermehrung der Bürgergarde; der Vorschlag, sie künftig „Nationalgarde" zu nennen, erregte soviel Entsetzen, daß Czapka jede weitere Unterstützung ablehnte und auch an der Ernennung der Offiziere durch den Magistrat hielt man zäh fest. Die Diskussion wurde immer erregter, so daß Fürst Windischgrätz sie endlich mit den brüsken Worten abbrechen wollte: „Meine Herren! ich habe keine Zeit mehr, ich habe noch Anderes zu thun!" Da rief ihm der Großindustrielle Hardt entrüstet zu: „Wenn Durchlaucht in dem Augenblick, wo es sich um Ruhe und Ordnung, um das Heil des Volkes, ja vielleicht auch des Thrones handelt, etwas Besseres zu thun wissen, dann sind auch wir hier überflüssig."

Unter Vermittlung einiger anwesender Ständemitglieder wurden die Verhandlungen fortgesetzt, die endlich doch dazu führten, daß Erzherzog Ludwig die Bewilligung zur Errichtung einer „Nationalgarde" gab und nun mußte sich auch Fürst Windischgrätz fügen. Der Wunsch, einen kaiserlichen Prinzen — man nannte den Erzherzog Wilhelm — mit dem Oberkommando der Nationalgarde zu betrauen, wurde unter Berufung auf die Vorgänge von gestern abgelehnt und der für diese Stelle vorgeschlagene Graf Johann Ernst Hoyos, der Feldmarschalleutnant und Oberstjägermeister war, auch von den Bürgern akzeptiert.

Während dieser Verhandlungen war in den Appartements des Kaisers eine illustre Versammlung vereinigt, welcher sämtliche Erzherzoge und die obersten Würdenträger beiwohnten. Nochmals maßen sich die Kräfte der Parteien und formell blieben die Vertreter einer rücksichtslosen Niederhaltung der Bewegung siegreich, da man die sofortige Verlautbarung der schon erwähnten Kundmachung beschloß. Doch wurde auch dieser Maßregel die Spitze abgebrochen, da Kaiser Ferdinand den vorgeschlagenen strengen Mitteln mit den in heftiger Bewegung gesprochenen Worten: „Ich laß' auf meine Wiener nit schießen!" seine Genehmigung versagte.

Gerade das Erscheinen dieser Kundmachung goß aber von neuem Öl in die noch immer lodernden Flammen der Volksleidenschaft. Namentlich an der Universität herrschte bittere Entrüstung, die sich in aufreizenden Reden Luft machte und endlich zu dem Entschluß eines Zuges nach der Burg führte, der auch sofort in mehreren Kolonnen angetreten wurde. „Man verrät uns! Man spielt mit uns!" scholl es aus den Reihen und als äußeres Zeichen der geänderten Stimmung rissen die jungen Leute die weißen Binden ab, um sie durch rote zu ersetzen, die ihnen sofort von allen Fenstern zuflatterten. „Es war ein Regen von roten Freiheitsrosen!" sagt L. A. Frankl, aber die Stimmung der Studenten war so, daß sehr leicht daraus blutige Todesrosen werden konnten.

Während es in der Stadt so erregt zuging, tagte in dem weiten Raum der kaiserlichen Winterreitschule eine Versammlung, in welcher alle Schichten des Bürgerstandes vertreten waren und die wohl an 2000 Köpfe zählen mochte. Eigentlich galt sie der Beratung über die künftige Organisation der Nationalgarde und der Einzeichnung in deren Listen, bald aber kamen auch wichtigere Fragen zur Besprechung und einer der Redner, ein höherer Beamter, sprach zuerst davon, daß man als letztes Ziel der Bewegung die Einführung konstitutioneller Verhältnisse und die Berufung eines konstituierenden Reichsparlamentes in das Auge fassen müsse.

Wie in dieser Versammlung die Nachricht von jener Kundmachung und von den Vorgängen in der Stadt wirkte, läßt sich leicht ermessen. Gerüchte

über die Zurücknahme der Bewilligung der Nationalgarde, über eine beabsichtigte gewaltsame Entwaffnung des Bürgermilitärs und der Studenten flatterten auf und verstärkten diese Wirkung, die sich in heftigen Angriffen gegen die Hof- und Militärparteien Luft machte. Der Versuch einiger Ständemitglieder, die Abberufung des Fürsten Windischgrätz durch den Grafen Kolowrat zu erwirken, scheiterte an dessen Weigerung.

Nun beschloß man aus der Mitte der Versammlung eine Deputation von zwölf Männern zum Monarchen zu senden, welche die ausdrückliche Bestätigung

Rundfahrt des Kaisers Ferdinand am 15. März 1848. (S. 596.)

der Nationalgarde, die Entfernung des Fürsten Windischgrätz und — Einführung der Preßfreiheit fordern sollte. Der letztere Punkt, schon wiederholt in den Reden berührt, trat bei diesem Anlaß zuerst in die Öffentlichkeit als grundsätzliche Forderung.

Die Deputation erhielt in den kaiserlichen Appartements den Bescheid, daß der Monarch von einem schweren Krankheitsanfall erfaßt sei und sie sich an den Fürsten Windischgrätz zu wenden habe. Obwohl es sehr wahrscheinlich ist, daß dieser Bescheid in den Tatsachen begründet und der Kaiser wirklich krank war, hielt man ihn damals doch für eine Ausflucht und Arthaber rief

erregt: „Wir Bürger wollen es nicht länger zugeben, daß zwischen uns und unseren geliebten Kaiser sich Personen drängen, deren Ratschläge über Österreich zu allen Zeiten schweres Unglück gebracht haben.“ Ein Teil der Deputationsmitglieder begab sich zum Fürsten Windischgrätz, der sich gegen alle Vorstellungen unzugänglich erwies, ein anderer zum Grafen Kolowrat, der sehr bestürzt schien und seine Vermittlung beim Erzherzog Ludwig zusagte, von der er aber keinen Erfolg voraus sah.

Mehr als die Vorstellungen dieser Vertrauensmänner des Bürgertums, die noch immer durch neue Sendboten aus der Reitschulversammlung Ver-

Verkündigung der Konstitution. (S. 596.)

stärkung erhielten, mögen die Nachrichten aus der Stadt selbst gewirkt haben. Hier sah es in der Tat bedrohlich genug aus. Alle zur Hofburg führenden Straßen waren von Menschenmassen erfüllt, die teils in wilder Erregung aufbrausten, teils die Mienen finsterer Entschlossenheit zeigten. Und wenn auch nur unvollkommen, waren sie doch heute bewaffnet, ein Kampf daher nicht mehr so ungleich wie am gestrigen Tage, wo das Volk trotzdem an manchen Punkten siegreich blieb.

Jedenfalls war die Lage eine sehr gespannte; einer jener Zufälle, die sich in solchen Situationen, wo die Gewehre leicht von selbst losgehen, häufig ereignen, konnte alle Schrecknisse eines Kampfes entfesseln, der an einem Punkte aussichtslos, doch an einem anderen erfolgreich sein konnte und bei der todes-

mutigen Entschlossenheit, die einen Teil des Volkes beseelte, jedenfalls sehr blutig werden mußte. Zudem fehlte es nicht an Anzeichen, daß einzelne Truppen der ihnen zufallenden Rolle überdrüssig und nicht ohne Sympathien mit der Bewegung waren.

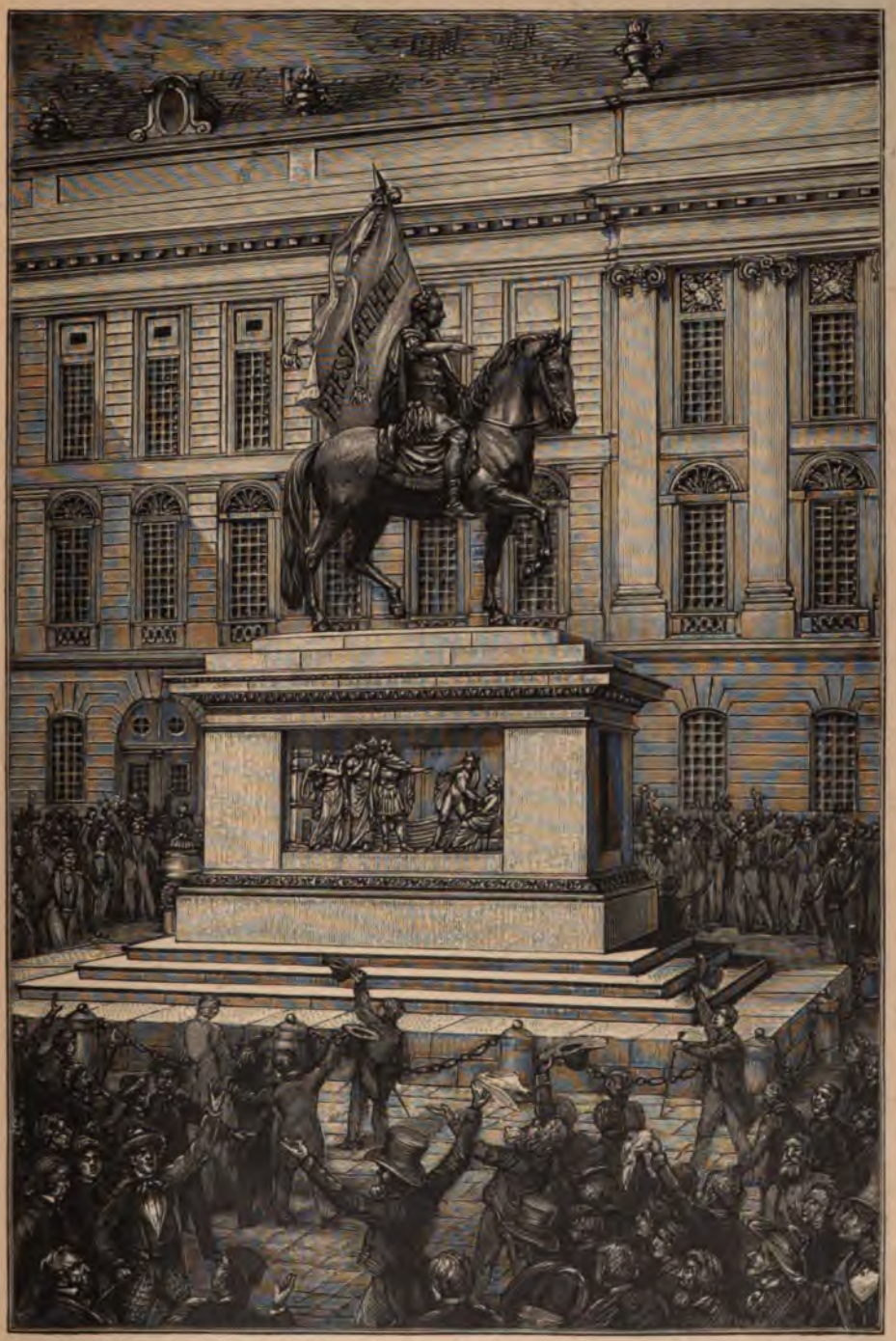
Diese Erwägungen mochten bestimmend sein, als man wieder den Weg halber Zugeständnisse betrat. Die Errichtung der Nationalgarde bleibe aufrecht, Fürst Windischgrätz werde angewiesen, sich strenge auf Zurückweisung der gegen den Thron, die Sicherheit der Person und des Eigentums gerichteten Angriffe zu beschränken — verkündete Graf Kolowrat. Damit waren aber die Bürgerdeputationen nicht zufrieden; sie hielten an dem Verlangen der Preßfreiheit fest und schon fiel auch das Wort, daß Erzherzog Ludwig von der Leitung der Staatsgeschäfte zurücktreten müsse.

Die Nachrichten, welche Graf Kolowrat über die Vorgänge und Zustände in der Stadt brachte, entschieden endlich. Ein von Erzherzog Ludwig unterzeichneter Zettel mit den Worten: „Aufhebung der Censur und alsbaldige Einführung eines Preßgesetzes sind soeben von Seiner Majestät Allergnädigst angeordnet worden" bewies dies.

Eiligst entfernten sich Arthaber und die anderen Mitglieder der Deputation, welche die Verpflichtung übernommen hatten, die Bevölkerung zu beruhigen und die Massen von der Burg zu entfernen, um die frohe Kunde zu verbreiten. Lauter Jubel erscholl nun plötzlich in den Straßen, in welchen noch eben eine trotzig erregte Menge Drohungen ausgestoßen hatte. Die Fenster erhellten sich wie von selbst unter hellem Lichterglanz bei der Kunde, daß die drückendste Geistesfessel, die solange ein künstliches Dunkel schuf, endlich gelöst sei. Sofort nach dem Bekanntwerden vollzog sich am Josefsplatz jene schon kurz erwähnte Szene, durch welche die Bevölkerung den Namen des unvergeßlichen Volksfreundes seine Verehrung in diesem erhebenden Moment darbrachte.

Zwei Abteilungen von Studenten und Männern der Bürgerwehr zogen mit rasch hergestellten Fahnen heran, welche die Inschriften: „Preßfreiheit!" und „Ordnung und Sicherheit!" führten. Der Vorschlag, diese Fahnen dem Kaiser Josef zu widmen, fand begeisterte Zustimmung, zu deren Vollstrecker sich ein kleiner Junge machte, der mit Katzengewandtheit an dem Denkmal hinaufkletterte, um die Fahnen in den Händen des Reiterstandbildes zu befestigen und das Haupt des Kaisers mit einem Blumenkranz zu schmücken. „Es ist eigentümlich," berichtet ein Augenzeuge dieser Szene, „wie in gewissen Momenten die Natur selbst mitwirken zu wollen scheint, um den Eindruck auf die Gemüter zu verstärken. Der Nachmittag war trübe und düster gewesen, in dem Augenblick aber, wo das Standbild des unvergeßlichen Kaisers geschmückt erschien, teilten sich die Wolken und die Sonne wurde von der hellerleuchteten Abendferne vergoldet."

Am folgenden Tag, dem 15. März, wurde noch die letzte Hauptschlacht zwischen den beiden Parteien geschlagen, in welcher auch die gleichfalls schon zur Diskussion gebrachte Frage der Erteilung einer Konstitution zur Entscheidung kam. Im Staatsrat soll Erzherzog Franz Karl eine solche Anregung gegeben, aber natürlich keine Zustimmung gefunden haben. Doch ist es immerhin wahrscheinlich, daß diese Beratung der Anlaß zum Inhalt eines Plakates war, das am Morgen des 15. März an den Mauern erschien. Es lautete: „In Erwägung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse haben Wir beschlossen, die Stände Unserer deutschen und italienischen Reiche, sowie die Zentral-Kongregation Unseres lombardisch-venetianischen Königreiches durch Abgeordnete in der Mitte um Unseren Thron zu versammeln, Uns in legislativen und administrativen Fragen deren Beirathes zu versichern. Zu diesem Ende treffen



Ovation vor dem Josefs-Denkmal am 14. März 1848.

mutigen Entschlossenheit, die einen Teil des Volkes beseelte, jedenfalls sehr blutig werden mußte. Zudem fehlte es nicht an Anzeichen, daß einzelne Truppen der ihnen zufallenden Rolle überdrüssig und nicht ohne Sympathien mit der Bewegung waren.

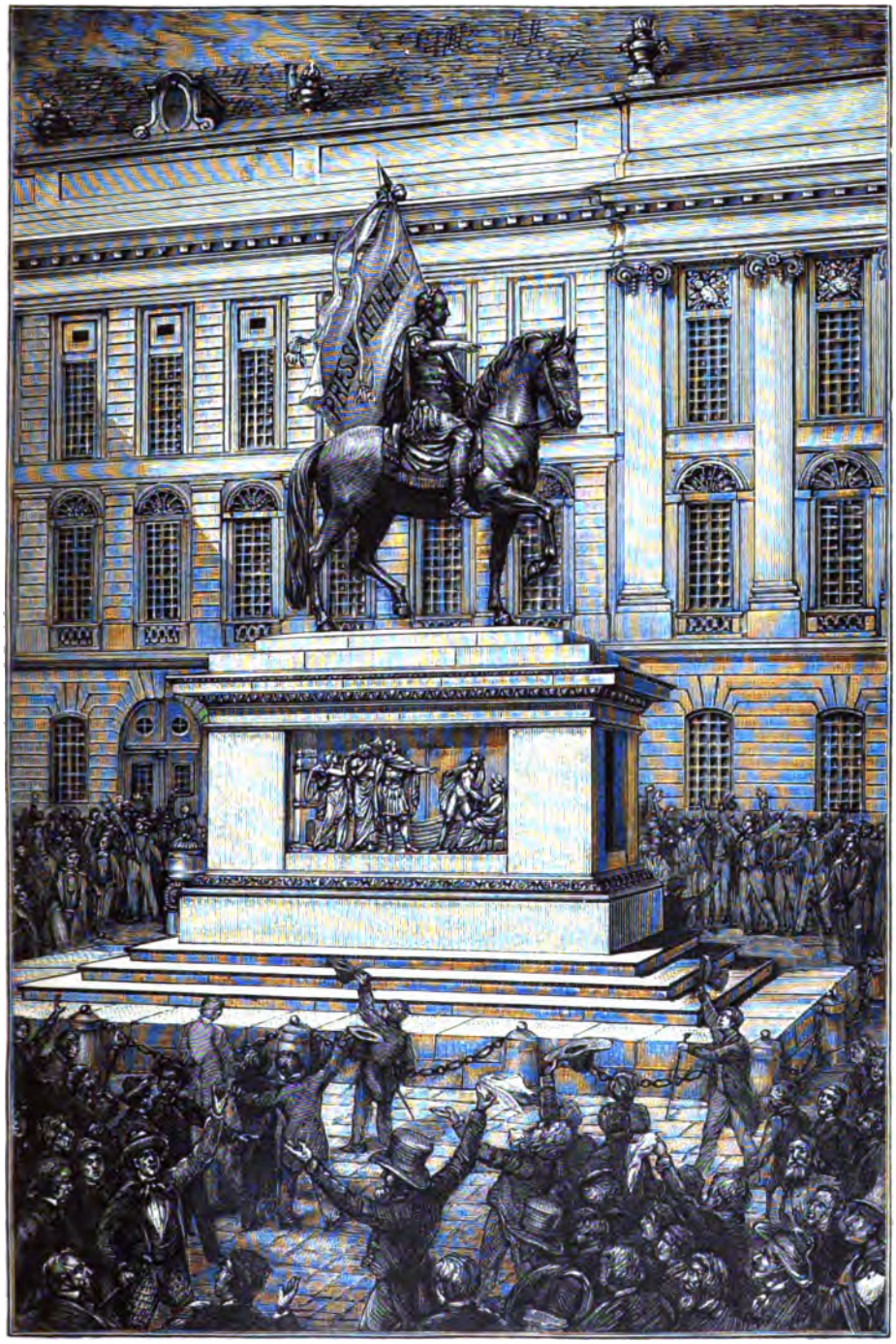
Diese Erwägungen mochten bestimmend sein, als man wieder den Weg halber Zugeständnisse betrat. Die Errichtung der Nationalgarde bleibe aufrecht, Fürst Windischgrätz werde angewiesen, sich strenge auf Zurückweisung der gegen den Thron, die Sicherheit der Person und des Eigentums gerichteten Angriffe zu beschränken — verkündete Graf Kolowrat. Damit waren aber die Bürgerdeputationen nicht zufrieden; sie hielten an dem Verlangen der Preßfreiheit fest und schon fiel auch das Wort, daß Erzherzog Ludwig von der Leitung der Staatsgeschäfte zurücktreten müsse.

Die Nachrichten, welche Graf Kolowrat über die Vorgänge und Zustände in der Stadt brachte, entschieden endlich. Ein von Erzherzog Ludwig unterzeichneter Zettel mit den Worten: „Aufhebung der Censur und alsbaldige Einführung eines Preßgesetzes sind soeben von Seiner Majestät Allergnädigst angeordnet worden" bewies dies.

Eiligst entfernten sich Arthaber und die anderen Mitglieder der Deputation, welche die Verpflichtung übernommen hatten, die Bevölkerung zu beruhigen und die Massen von der Burg zu entfernen, um die frohe Kunde zu verbreiten. Lauter Jubel erscholl nun plötzlich in den Straßen, in welchen noch eben eine trotzig erregte Menge Drohungen ausgestoßen hatte. Die Fenster erhellten sich wie von selbst unter hellem Lichterglanz bei der Kunde, daß die drückendste Geistesfessel, die solange ein künstliches Dunkel schuf, endlich gelöst sei. Sofort nach dem Bekanntwerden vollzog sich am Josefsplatz jene schon kurz erwähnte Szene, durch welche die Bevölkerung den Manen des unvergeßlichen Volkskaisers seine Verehrung in diesem erhebenden Moment darbrachte.

Zwei Abteilungen von Studenten und Männern der Bürgerwehr zogen mit rasch hergestellten Fahnen heran, welche die Inschriften: „Preßfreiheit!" und „Ordnung und Sicherheit!" führten. Der Vorschlag, diese Fahnen dem Kaiser Josef zu widmen, fand begeisterte Zustimmung, zu deren Vollstrecker sich ein kleiner Junge machte, der mit Katzengewandtheit an dem Denkmal hinankletterte, um die Fahnen in den Händen des Reiterstandbildes zu befestigen und das Haupt des Kaisers mit einem Blumenkranz zu schmücken. „Es ist eigentümlich," berichtet ein Augenzeuge dieser Szene, „wie in gewissen Momenten die Natur selbst mitwirken zu wollen scheint, um den Eindruck auf die Gemüter zu verstärken. Der Nachmittag war trübe und düster gewesen, in dem Augenblick aber, wo das Standbild des unvergeßlichen Kaisers geschmückt erschien, teilten sich die Wolken und die Erzstatue wurde von der helleuchtenden Abendsonne vergoldet."

Am folgenden Tag, dem 15. März, ward noch die letzte Hauptschlacht zwischen den beiden Parteien geschlagen, in welcher auch die gleichfalls schon zur Diskussion gebrachte Frage der Erlassung einer Konstitution zur Entscheidung kam. Im Staatsrat soll Erzherzog Franz Karl eine solche Anregung gegeben, aber natürlich keine Zustimmung gefunden haben. Doch ist es immerhin wahrscheinlich, daß diese Beratung der Anlaß zum Inhalt eines Plakates war, das am Morgen des 15. März an den Mauern erschien. Es lautete: „In Erwägung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse haben Wir beschlossen, die Stände Unserer deutschen und slavischen Reiche, sowie die Zentral-Congregationen Unseres lombardisch-venetianischen Königreiches durch Abgeordnete in der Absicht um Unseren Thron zu versammeln, Uns in legislativen und administrativen Fragen deren Beirathes zu versichern. Zu diesem Ende treffen



Ovation vor dem Josefs-Denkmal am 14. März 1848.

Wir die nöthigen Anordnungen, daß diese Vereinigung, wo nicht früher, am 3. Juli laufenden Jahres stattfinden könne." Eine andere Verlautbarung des Fürsten Windischgrätz forderte „alle Bürger dieser Stadt auf, den öffentlichen Maßregeln, welche die Herstellung und Aufrechthaltung der Ruhe und Sicherheit erfordern, sich in Gehorsam zu fügen und dieselben mit Muth und thätiger Mitwirkung zu unterstützen."

Man war schon etwas abgehärtet gegen solche Verlautbarungen, die meist von den Ereignissen der nächsten Stunde überholt wurden; auch die beiden eben mitgeteilten blieben daher ohne wesentliche Wirkung. Viel interessanter erschien die Nachricht, daß sich im Laufe der Nacht Fürst Metternich aus Wien geflüchtet habe. Als nach seiner Abdankung die Kunde von dem Angriff auf seinen Besitz am Rennweg kam, fühlte er sich erschüttert und glaubte sich auch in der Staatskanzlei, dem heutigen Ministerium des Äußern, nicht mehr sicher. Noch in der gleichen Nacht verließ er sie mit seiner Gattin, um im Palais Esterházy Zuflucht zu suchen, wo er sich am 14. März aufhielt, um am Abend in der Wohnung des Justizpräsidenten Graf Taaffe kurzen Aufenthalt zu nehmen, von welcher aus in der folgenden Nacht die fluchtartige Abreise nach der Liechtensteinschen Besitzung Feldsberg angetreten wurde. Aber auch dort fühlte sich Metternich nicht sicher; er reiste daher über Deutschland und Holland nach England, dessen freie Institutionen er so oft bespöttelt hatte und das nun auch ihm ein sicheres Asyl bot, in das ihn der Haß eines ganzen Volkes begleitete. Ein sofort erscheinendes Flugblatt zeigte den gestürzten Staatskanzler mit beträchtlich verlängertem Gesichtsvorsprung und einem Bündelchen am Arm auf der Flucht von Wien. Es war dies die erste politische Karikatur, die 1848 in Wien erschien (Bild S. 585).

Auch bezüglich der ohnehin schon erschütterten Stellung des Bürgermeisters Czapka brachte der 15. März eine Entscheidung, die, wie es vorauszusehen war, mit seinem Sturz endigte. Er hatte unbestritten auf seinem Posten viel Verdienstliches geleistet, es aber nie verstanden, ein vertrauensvolles Verhältnis zur Bürgerschaft herzustellen. Sein Titel machte ihn zu deren Vertreter, in Wahrheit war er aber nur ein von der Regierung ernannter Beamter und als solcher fühlte er sich. Sein schwankendes und oft gegen die ganze Bewegung mit offener Abneigung erfülltes Verhalten während der Märztage hatte ihn vollends bei der Bevölkerung mißliebig gemacht, so daß er selbst das Bedürfnis fühlte, einzulenken. In dieser Absicht berief er am 15. März morgens eine größere Anzahl von Bürgern zu sich, welchen er die Wahl eines Ausschusses vorschlug, der ihn und den Magistrat in dieser schwierigen Epoche unterstützen sollte. Man ging darauf ein, der aus 24 Mitgliedern bestehende Bürgerausschuß nahm aber sofort eine so feindselige Haltung zu ihm an, daß er die Unhaltbarkeit seiner Stellung selbst einsah und schon am nächsten Tag um einen längeren Urlaub einschritt. Warnungen von verschiedener Seite und das Erscheinen einer Anzahl von Nationalgarden in seiner Wohnung, die ihn überall suchten, bewogen auch ihn am 16. März zu einer fluchtartigen Abreise von Wien.

In den Vormittagstunden verbreitete sich eine Nachricht in Wien, vor welcher aber alles in den Hintergrund trat. Immer bestimmter verlautete es, daß der Kaiser eine Rundfahrt durch die Stadt machen werde — eine Kunde, die als Beweis ungetrübten Vertrauens des Monarchen zur Bevölkerung mit Jubel aufgenommen wurde. Im Nu nahm die ganze Stadt eine andere Physiognomie an. Die Straßen füllten sich mit freudig erregten Menschen, die Fenster wurden geöffnet und so rasch es in der Eile möglich war, geschmückt, von allen Seiten aber zog, ohne daß es eines Kommandos bedurft hätte, die bewaffnete Universitätsjugend und die Nationalgarde mit rasch improvisierten

Fahnen heran, um in den voraussichtlich bei der Ausfahrt des Kaisers berührten Straßen ein Spalier herzustellen. Um 12 Uhr öffnete das den Zugang von der Burg zum Michaelerplatz deckende Grenadierbataillon seine Glieder und der offene Hofwagen wurde sichtbar, dessen Rücksitze Kaiser Ferdinand und dessen Bruder Franz Karl einnahmen, ihnen gegenüber saß der älteste Sohn des letzteren, Erzherzog Franz Josef. Vom ersten Erscheinen des Wagens an umbrauste ihn beispielloser Jubel, Studenten in voller „Wichs" sprangen rückwärts auf, um die blanken Schläger schützend über dem Haupt des Kaisers zu kreuzen und von den Fenstern ergoß sich ein Blumenregen in den Wagen (Bild S. 592).

Während dieser Rundfahrt war in der Hofburg wieder eine jene Versammlungen, die vor Raten nicht zu ganzen Taten kam und sich das Unvermeidliche stets abzwingen ließ. Wieder vertrat Erzherzog Ludwig, dem die Staatsräte Hartig und Pilgram lebhaft sekundierten, die Ansicht, daß man in den Zugeständnissen schon die äußerste Grenze des Zulässigen erreicht habe, deren Überschreiten den Staat selbst gefährden müsse. Die Gegner aber, welchen sich auch Erzherzog Stephan zugesellte, behaupteten, es sei eben nötig, für den Staat eine neue gesetzliche Grundlage zu schaffen, diese könne aber nur auf konstitutionellem Wege gewonnen werden.

Unentschieden wogte der Kampf der Meinungen, als die Teilnehmer an der Konferenz zum Kaiser beschieden wurden. Noch voll der Eindrücke von seiner Ausfahrt, erklärte sich Ferdinand I. bereit, ein ihm vorzulegendes Patent, das die Verleihung einer Konstitution zusage, sofort zu unterzeichnen. Nochmals wagte sich ein Widerspruch hervor, indem man den Monarchen unzart daran erinnerte, daß er durch einen solchen Schritt gegen die seinem Vater gegebenen Zusagen verstoße. Da brauste der sonst so gutmütige Ferdinand auf. „Bin ich Kaiser oder bin ich's nicht?" scholl es dem vorlauten Mahner entgegen — und im nächsten Moment war das unter Mitwirkung einiger Schriftsteller, zu welchen auch Bauernfeld gehörte, vorbereitete Manifest unterzeichnet. Es sagte in bündigster Weise Preßfreiheit, die Errichtung der Nationalgarde und die Einberufung der Abgeordneten aller Landstände „mit verstärkter Vertretung des Bürgerstandes" zur Beratung der „von Uns beschlossenen Konstitution des Vaterlandes" zu.

Rasch wurde die Drucklegung dieses Manifestes veranlaßt, das man sofort der Bevölkerung kund zu machen suchte. Eines der ersten Exemplare kam in die Hände des Dichters Friedrich Kaiser, der von vier Trompetern der ungarischen und italienischen Leibgarde begleitet, hoch zu Roß die Stadt durchzog und wiederholt unter frenetischem Jubel der Bevölkerung das Dokument verlas. (Bild S. 593.)

Alle Schilderungen dieser bewegten Tage Wiens erschöpfen sich darin, von dem beispiellosen Freudentaumel zu sprechen, der bei diesem Anlaß die ganze Stadt ergriff. In den Abendstunden durchzog ein rasch improvisierter Triumphzug mit Fahnen und Musikkorps, dessen Mittelpunkt eine bekränzte Büste des Kaisers bildete, die Stadt, die sich abermals im glänzenden Lichtschein zeigte, so daß ein bekannter Bonmotist mit Recht sagte: „Bis jetzt war es in Wien sogar beim Tag stockfinster, jetzt haben wir sogar die Nächte voll Licht!"

Dieser Feuerschein begrüßte die in drei stürmischen Tagen Wiens errungene junge Freiheit. Durch Nacht zum Licht! jubelte man, ohne zu ahnen, daß auch dieses Sprichwort seine Kehrseite hat.

Frühjahr und Sommer 1848.

Ein berühmter scharfsinniger Diagnostiker machte den Ausspruch: „Sobald der Mensch geboren ist, fängt er an zu sterben." Er ließe sich mit gutem Recht auf die schwer errungene Freiheit anwenden, deren man sich nach dem 15. März mit dem Behagen sicheren Besitzes in Wien freute. Schon in den nächsten Tagen erfolgten Maßregeln, welche bewiesen, daß man auf der betretenen Bahn entschlossen vorwärts schreiten wolle. Die Einsetzung des noch unter Czapkas Einfluß gewählten Bürgerausschusses, der nach den größeren Korporationen und Berufsgruppen zusammengesetzt war, wurde genehmigt. Besonderen Beifall fand die Entfernung von Würdenträgern, die sich durch ihr Walten entweder den vollen Haß der Bevölkerung zugezogen hatten, wie der Präsident der Polizeihofstelle Graf Sedlnitzky und dessen Untergebener, der Polizeidirektor von Wien, Hofrath Muth, oder von welchen man doch wußte, daß sie der neuen Ordnung der Dinge sehr kühl gegenüberstanden, wie der Oberstkanzler Graf Inzaghi.

Am 18. März erfolgte die Ernennung eines „verantwortlichen" Ministeriums, an dessen Spitze Graf Kolowrat als Präsident trat und dem Graf Fiquelmont als Minister des Äußern, Baron Pillersdorf für das Departement des Inneren, Graf Taaffe für die Justiz, Baron Kübeck für die Finanzen und Baron Sommaruga als Minister des Unterrichts angehörten. Da neben einem „verantwortlichen" Ministerium die Staatskonferenz nicht möglich war, fand sie ein klangloses Ende und am 5. April ging auch mit dem Ausscheiden des Erzherzogs Ludwig dessen Stellvertretung des Kaisers zu Ende, welche formell dem Erzherzog Franz Karl übertragen wurde.

Auch in jenen Kreisen des besseren Mittelstandes, die wirklich aus Überzeugung das ehrliche Einlenken in eine liberale und verfassungsmäßige Bahn wollten, hielt man zum mindesten ein Innehalten für notwendig, um zum Bauen schreiten zu können, statt unablässig Steine herbei zu schaffen, von welchen es doch noch sehr fraglich war, ob sie für das zu schaffende Haus und für die Bedürfnisse der Bewohner passen würden. Diesen zwei oberen Schichten standen aber andere gegenüber, welchen die errungenen Freiheiten noch nicht genügten, sie aus oft nicht unberechtigtem Mißtrauen mit immer neuen Garantien umgeben wissen wollten. Das war bei den von wirklicher Freiheitsliebe begeisterten Studentenkreisen und ihrem Anhang der Fall, die, von aller Welt gefeiert, sich in jugendlichem Enthusiasmus über ihre Aufgabe und Kraft täuschten, indem sie sich nun für die allein möglichen Hüter der kaum errungenen Freiheit hielten.

Das feierliche Begräbnis der Märzgefallenen am 17. März war der erste Anlaß, bei welchem die Revolution gleichsam ihre Sanktion vor der Öffentlichkeit erhielt. Es waren 15 Leichen, die bisher im allgemeinen Krankenhause zur Agnoszierung ausgestellt waren und nun den Mittelpunkt eines unabsehbaren Zuges bildeten, an dem die alte Bürgergarde, die eben erst bewaffneten Korps, alle angesehenen gelehrten Verbindungen, die Doktorenkollegien, die Naturforschergesellschaft, der juridisch-politische Leseverein, die Mittelschüler, aber auch die Zöglinge des erzbischöflichen Alumnates und des Pazmaneums teilnahmen (Bild S. 600). Nicht ohne Interesse waren manche Aufschriften an den zahlreichen im Zuge entfalteten Fahnen. Eine derselben zeigte nur den Namen „Ferdinand I.", eine andere sogar das Bildnis des Kaisers. Die meisten feierten das Andenken der Gefallenen und die Errungenschaften der Märztage, aber es gab auch Fahnen, auf welchen Inschriften, wie „Ruhe und Treue", „Einigkeit und Ausdauer" zu lesen waren, ja eine verlangte „Stand-

[illegible] Am Schmelzer Friedhof hielten die Ver- [illegible] der Professor der Theologie Dr. Füster [illegible] der israelitische Prediger Mannheimer [illegible] welche sich noch andere Ansprachen reihten. Die [illegible] Grabe beigesetzt, das dann nach mehr [illegible] die Gemeindevertretung durch einen mächtigen [illegible] des Zentralfriedhofes samt den über- [illegible] der Wiener Revolution dorthin übertragen [illegible] Ausweis betrug die Zahl der in den drei März- [illegible] aus der Bevölkerung 46, worunter aber auch die [illegible] Getöteten mitinbegriffen sind.

[illegible] von dem stürmisch bewegten Leben der Märztage [illegible] fiel nun schwer. Die Lust an öffentlichen [illegible] was im Anfang als bitterer Ernst geschah, um [illegible] Bevölkerung weithin vernehmbaren [illegible] in die täglichen Gewohnheiten über. Kaum [illegible] Straßenszenen und jener Proletarier [illegible] Langeweile murrte, weil schon drei Tage [illegible] auf dem Pflaster von Wien in zahllosen [illegible] bald die „Katzenmusiken", eine sehr [illegible] auszudrücken, die aus einem im [illegible] gegebenen Stück von Benedix „Das [illegible] Haupt" auf die Straßen Wiens verpflanzt wurde. Wer der Menge [illegible] war, der mußte darauf gefaßt sein, in den [illegible] Ständchen zu erhalten, zu dem alles aufgeboten [illegible] und lärmend war.

Die erste regelrechte Katzenmusik wurde am 5. April dem Erzbischof von Wien, Vincenz Eduard Milde, gebracht, der bisher in keiner Beziehung politisch hervorgetreten war. Die Entlassung eines Alumnen aus dem Seminar, der an einer Versammlung seiner zur Verteidigung der Südtiroler Grenze einberufenen Landsleute teilnahm und dabei die ihm gestattete Zeit überschritt, empörte einen Teil der Studenten so arg, daß sie sich zur Veranstaltung einer solchen Serenade hinreißen ließen. Natürlich fanden an einer solchen Belustigung die untersten Schichten der Bevölkerung großen Gefallen, es gab jeden Tag und an allen Orten „Katzenmusiken", die förmlich als Abendunterhaltung angekündigt wurden, und endlich jedem mißliebigen Hausherrn, Bäcker oder Fleischer und mit ihm der ganzen Umgegend die Nachtruhe störten.

Schon vom erzbischöflichen Palais weg zog unter Führung von Studenten am 5. April ein Teil der Demonstranten zum Passauerhof bei Maria Stiegen, wo seit 1820 die Redemptoristen oder Ligourianer eine klösterliche Niederlassung hatten. Vom Anfang an war dieser Orden in Wien mißliebig, und wenn auch viele über seine Wirksamkeit verbreiteten Geschichtchen barer Unsinn waren, so scheinen mindestens einzelne Glieder desselben durch das Eindringen in Familien und Beförderung einer sehr äußerlichen Lippengläubigkeit nicht vorteilhaften Einfluß geübt zu haben. Ihrer Unbeliebtheit sich bewußt und erschreckt durch den wilden Tumult der Katzenmusik waren in der Nacht vom 5. auf den 6. April einige Patres geflohen. Die Nachricht davon verbreitete sich rasch, mundgerecht gemacht durch den Zusatz, daß ein Teil der angeblichen Schätze des Klosters gleichfalls schon fortgebracht sei. Vom frühen Morgen an umdrängte eine johlende und schimpfende Menge das Kloster, in das sie eben eindringen wollte, als Abteilungen von Studenten und Nationalgarden er- [illegible], welche die Tumultuanten vertrieben, ohne aber das Los der Kloster-

bewohner wesentlich zu verbessern. Auf Grund einer behördlichen Legitimation und unter dem Vorgeben, dessen Insassen vor weiteren Angriffen des Pöbels sicherzustellen, drang man in das Kloster, zu dessen Räumung man die noch anwesenden Priester und Laienbrüder zwang, die unter Eskorte in Wägen vor die Linien geleitet wurden, wo man ihnen glückliche Reise wünschte und sie entließ. Der ganze Vorgang muß, selbst die behauptete Gemeinschädlichkeit des Ordens zugegeben, doch als Ausfluß der offenbaren Schwäche der Regierung verdammt werden. Waren jene Anschuldigungen begründet, so mußte sie selbst einschreiten; nie aber durfte sie diese Funktion Organen überlassen, welche dazu sowenig berufen und befähigt waren, wie Nationalgarde und Studenten.

Eine für den 14. April einberufene Versammlung im Vergnügungsetablissement „Odeon", welche eigentlich nur den Zweck haben sollte, das Ministerium zu rascherem Vorgehen in der Verfassungsfrage zu bestimmen, nahm in jeder Beziehung merkwürdige Wendungen. Der große Anklang, welchen die mit feuriger Beredsamkeit vorgebrachten Tiraden eines aus Westfalen stammenden, in Prag ansässigen Dr. Anton Schütte, in der aus Studenten, Nationalgarden und Bürgern bestehenden Versammlung fand, ließ es als Täuschung erkennen, wenn man die Revolution abgeschlossen glaubte. Daran änderte auch die Ausweisung Schüttes nichts, die sogar ein Fehler war und dem Manne eine Bedeutung beimaß, die er nach den späteren Phasen seines Lebens nicht verdient zu haben scheint.

Schon er schlug stark sozialistische Akzente an, die in einer drei Tage später im Odeonsaal abgehaltenen Versammlung, die hauptsächlich von Kleinbürgern und Gewerbetreibenden besucht war, in den nahezu kommunistischen Jargon der äußeren Wiener Vorstädte übertragen wurden. Da beschloß man eine Petition an das Ministerium, welches eine allgemeine Herabsetzung des Mietzinses um 25 Prozent und statt der bisherigen Vorausbezahlung eine solche nach Ablauf des Quartales dekretieren sollte. Darauf konnte keine Behörde eingehen; man empfahl aber in vertraulichen Erlässen den Hausherren, in allen rücksichtswürdigen Fällen Nachsicht und Milde walten zu lassen, was ja beim Charakter der Wiener in den meisten Fällen ohnehin geschah.

Am 19. April, dem Geburtstag des Kaisers, fand eine große Parade auf dem Exerzierplatz statt, zu welcher neben den Truppen auch die Nationalgarde und die akademische Legion ausrückten. Düstere Gerüchte, daß man diesen Anlaß zu einem Handstreich, namentlich gegen die Legion, benützen wolle, erwiesen sich als ganz unbegründet. Die Parade, zu welcher Erzherzog Franz Karl mit seinen drei älteren Söhnen, dann in Wagen die Erzherzoginnen Sophie, Hildegarde und Marianne erschienen, verlief glänzend, das Militär und die bürgerlichen Korps begrüßten sich mit Zurufen.

Sechs Tage später erfolgte die Veröffentlichung der Verfassung. Schon dieses Wort begeisterte die Massen, so daß man anfänglich den dieser Verfassung anhängenden Geburtsfehler einer Oktroyierung übersah, sie überhaupt nicht weiter prüfte, sondern mit gebührendem Jubel empfing. Am Abend gab es eine festliche Beleuchtung der ganzen Stadt und vom Hohen Markt aus bewegte sich ein vom juridisch-politischen Leseverein veranstalteter prächtiger Fackelzug, der seinen Weg über den Franzensplatz nahm und dort den im Zivilkleide auf dem Balkon der Reichskanzlei erscheinenden Kaiser begrüßen konnte. Nachdem die stürmischen Huldigungszurufe verklungen waren, brachte der Männergesangverein eine Serenade dar, deren Schluß die mit einem für den Anlaß passenden Text von Alexander Baumann versehene Volkshymne bildete, in welche alle auf dem weiten Platz Versammelten einstimmten. Ein sehr herzliches kaiserliches Handschreiben vom nächsten Tag konstatierte die „zufriedene und dankbare Aufnahme

der Verfassungsurkunde" und sprach den kaiserlichen Dank aus für die gebrachten Huldigungen.

Noch waren die harmonischen Klänge der Serenade kaum verklungen, so kamen aus jenen Kreisen Wiens, welche damals maßgebenden Einfluß auf das [illegible] Urteil besaßen, sehr mißtönende Besprechungen der neuen Verfassung. Es ist nun richtig, daß diese an keinem Übermaß von Freisinn litt, aber sie [illegible] einen festen Boden für die spätere Fortentwicklung, woran doch [illegible] das meiste lag. In einzelnen durch ihren radikalen Ton besonders [illegible] Zeitungen aus dem vielstimmigen und sehr unharmonischen Chor der damaligen Wiener Journalistik, besonders in der „Constitution" des berüchtigten Leopold Häfner und im „Freimüthigen" Mahlers wurde eine vehe-

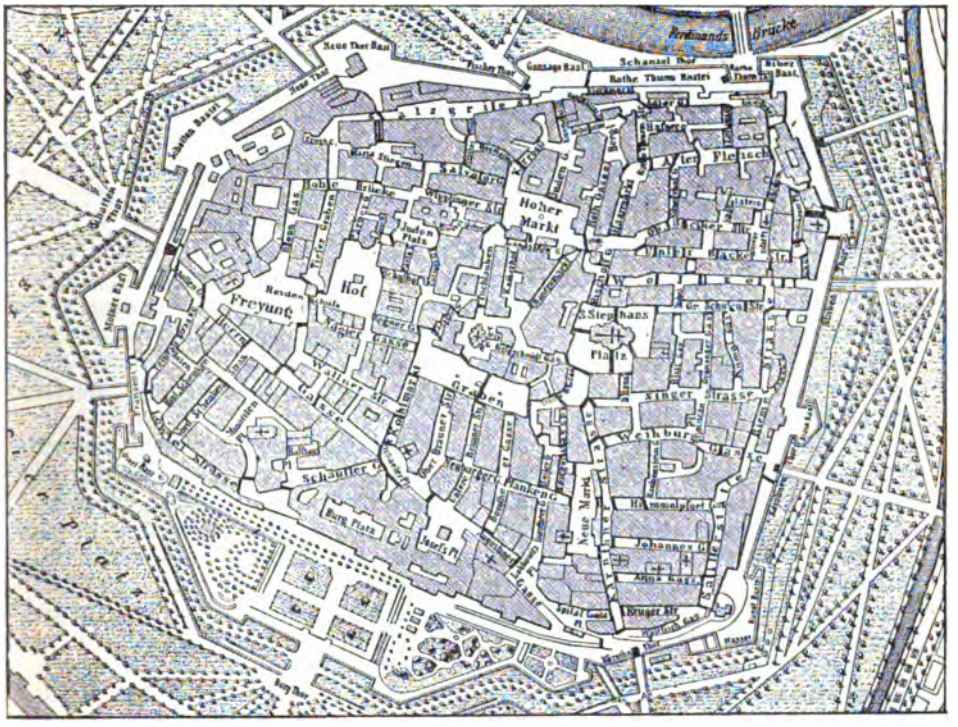
Leichenbegängnis der Märzgefallenen. (S. 597.)

[illegible] der neuen Verfassung geübt, die nicht ohne tiefen Eindruck auf [illegible] Urteil blieb.

[illegible] Kreise der Bevölkerung waren aber schon daran gewöhnt, [illegible] Urteil in rasche Tat umzusetzen und den Impuls von [illegible] an die Stelle bedächtiger politischer Erwägung zu setzen. Der [illegible] Graf Fiquelmont, war schon lange unbeliebt, weil [illegible] zu Rußland zuschrieb, nun setzte man auch manche [illegible] der Verfassung auf seine Rechnung. Schon am 2. Mai [illegible] Katzenmusik, die sich am nächsten Tage verstärkt [illegible] Formen wiederholte. Abordnungen der tobenden [illegible] in sein Bureau und sogar in seine Privatwohnung, um [illegible] seinen Rücktritt zu verlangen. Durch Stunden hielt er [illegible] um dem Skandal auf der Straße und in seinem [illegible] gab er in später Nachtstunde seine Demission. Als [illegible] Jahre zählenden Freiherrn Johann Philipp

von Weſſenberg, der auf dem Wiener Kongreß mitwirkte, jetzt aber ſchon ſeit Jahren dem diplomatiſchen Dienſt fern ſtand. Eine Ergänzung erhielt das Miniſterium, das Graf Kolowrat nach kurzer Amtierung verlaſſen hatte, durch Baron Anton Doblhoff als Handelsminiſter und den Profeſſor Hofrat Andreas von Baumgartner, der das neugeſchaffene Miniſterium für öffentliche Bauten übernahm.

Wie raſch die öffentliche Meinung, beeinflußt durch eine viel mehr Temperament als tiefere politiſche Bildung verratende Tagespreſſe, ſich wandelte, kann wohl nicht ſchlagender bewieſen werden, als durch die Tatſache, daß in den



Die Barrikaden in der Inneren Stadt am 26. Mai 1848. (S. 603.)

erſten Maiwochen auch dem gefeierten juridiſch-politiſchen Leſeverein die Ehre einer Katzenmuſik zuteil wurde, weil von ihm die Anregung zum Fackelzug des 25. April ausgegangen war. Ein aus der Mitte der Nationalgarde und akademiſchen Legion gewähltes „politiſches Zentralkomitee" das anfänglich den Zweck hatte, Überſtürzungen zu verhüten, geriet immer mehr in das radikale Fahrwaſſer und ſtellte dem Miniſterium in ſehr brüskem Ton gehaltene Forderungen, in welchen Punkten eine Umgeſtaltung der kaum erlaſſenen Verfaſſung nötig ſei. Nun verfügte die Regierung am 15. Mai durch das Nationalgardeoberkommando die Auflöſung des Zentralkomitees. Darüber kam es am nächſten Tage zu ſtürmiſchen Auftritten, welchen ſich jedoch die Nationalgarden einzelner Bezirke nicht anſchloſſen, ein deutliches Zeichen, daß man in bürgerlichen Kreiſen des radikalen Treibens müde zu werden anfing. Im Vertrauen auf die blinde

Gefolgschaft der unteren Volksklassen beschloß man aber auf der Universität trotzdem einen energischen Schritt. Als wiederholte Deputationen an das Ministerium, um die Rücknahme der Auflösung des Zentralkomitees zu erwirken, keinen Erfolg hatten, rückten gegen Abend acht Kompagnien der akademischen Legion, gefolgt von Arbeiterhaufen auf den Josefsplatz und eine von dort in die kaiserlichen Appartements entsendete Deputation erneuerte diese Forderung unter Androhung blutiger Konflikte. Nun gab das Ministerium nach, erbat aber zugleich seine Entlassung. Der in jenen Tagen in Wien anwesende Heinrich Laube, der aber nur seinen dramaturgischen Geschäften nachging, schrieb in sein Tagebuch: „Am Abend des 15. Mai erst wurde mir's klar, daß man zu Wien in einem hölzernen Haus lebe, dessen Tragbalken alle, alle schon angeglommen waren und daß es nur eines Luftzuges bedurfte, um das Gebäude von unten bis oben in Flammen zu setzen."

Der Siegesfreude in den radikalen Kreisen folgte bald ein sich über die ganze Bevölkerung Wiens erstreckender Katzenjammer. Eine am 16. Mai erscheinende kaiserliche Proklamation weckte zwar lauten Jubel, denn sie sagte eine Revision des Wahlgesetzes und das Wegfallen einer Ersten Kammer, ja sogar die Besetzung der Wachen in der Stadt, an den Toren und in der Burg durch gemeinsame Pikets von Nationalgarde und Militär zu. Als sich aber am Morgen des 18. Mai die Nachricht verbreitete, daß der Kaiser Wien verlassen und mit den meisten Gliedern seiner Familie die Reise nach Innsbruck angetreten habe, griff eine allgemeine Ernüchterung um sich. Während man in diesem Schritt nicht mit Unrecht den ersten offenen Schachzug einer der ganzen freiheitlichen Bewegung abholden Hof- und Adelspartei sah, überhäufte man doch in bürgerlichen Kreisen jene, welche durch ihr Vorgehen am 15. Mai die Veranlassung zur Entfernung des Hofes gaben, mit den heftigsten Vorwürfen, obwohl sie eben noch als Sieger gegolten hatten.

Unter dem ersten Eindruck der Abreise des Hofes richtete man mehrere Petitionen um dessen Rückkehr nach Innsbruck — jene der Schriftstellergesellschaft „Concordia" zählte allein 80.000 Unterschriften. Sie blieben aber vergeblich, in den Antworten wurde eine Rückkehr erst in Aussicht gestellt, wenn „geordnete Zustände" wieder in Wien herrschen. Daß man den Monarchen den Zudringlichkeiten radikaler Schreier zu entziehen suchte, war sehr begreiflich, aber die persönliche Sicherheit des Kaisers für gefährdet zu erklären, war eine böswillige Übertreibung.

Als ein am 20. Mai von Innsbruck aus erlassenes Manifest beteuerte, daß dem Kaiser „der Gedanke fern sei, die Geschenke, welche er in den Märztagen gemacht habe und deren natürliche Folgerungen zurückzunehmen oder zu schmälern", daß aber künftig nur legalen, im allgemeinen Interesse gelegenen Wünschen Gewährung werden könne, nicht aber solchen, „die mit bewaffneter Hand von Einzelnen ohne Mandat erstürmt werden sollen", löste sich das „politische Zentralkomitee" freiwillig auf, um aber mit Gutheißung des Ministeriums als „Sicherheitsausschuß" wieder aufzuleben, der aus gewählten Mitgliedern der Nationalgarde und akademischen Legion und Delegierten des am 20. Mai nach einem sehr engherzigen Wahlsystem in das Leben gerufenen „provisorischen Gemeindeausschusses" bestand. An seine Spitze trat der schon erwähnte Dr. Fischhof, der für dieses dornenvolle Amt den besten Willen und die lauterste Gesinnung, aber nicht die unbedingt nötige feste Hand mitbrachte. Trotzdem leistete der „Sicherheitsausschuß", der im Saale des Musikvereinsgebäudes unter den Tuchlauben seinen Sitz hatte, sehr Verdienstliches und einzelne seiner Mitglieder, namentlich der junge Mediziner Willner, der große Macht über die Arbeiterkreise besaß, wirkten dahin, diese vor extremen Schritten zurückzuhalten.

Von den bisherigen Erfolgen berauscht und unter dem Bann extremer, als ideal gepriesener, aber gewiß sehr unklarer politischer Theorien stehend, suchte die akademische Legion immer mehr ihren bestimmenden Einfluß auf den Gang der Dinge zu erweitern. Daß dadurch jede geregelte und der Allgemeinheit förderliche Regierungstätigkeit lahmgelegt wurde, lag offen zutage. Als die Versuche scheiterten, eine freiwillige Auflösung der akademischen Legion zu erreichen, oder doch eine Umgestaltung derselben, durch welche sie auf den ihr zukommenden Wirkungskreis beschränkt wurde, blieb allerdings nichts über, als diese Maßregeln mit Zwang durchzusetzen. Man konnte diesen Entschluß des Ministeriums aber nur billigen, wenn es die Macht und den festen Willen besaß, ihn durchzuführen. An beiden mangelte es aber.

Am 26. Mai erließ der Legionskommandant Graf Colloredo eine Verlautbarung, daß das Korps aufgelöst und die Sperrung der Aula von der Regierung verfügt sei. Gleichzeitig machte man einen Versuch, die Universität militärisch zu besetzen, der aber dem entschlossenen Auftreten der Studenten gegenüber sofort wieder aufgegeben wurde. Alle Bemühungen der Grafen Hoyos und Colloredo, die jungen Hitzköpfe zur Nachgiebigkeit zu bewegen, blieben erfolglos, da die Kunde von diesen Vorgängen an der Universität sich rasch durch die ganze Stadt verbreitete und ungeheuere Aufregung hervorrief. Tausende von bewaffneten Arbeitern erzwangen sich trotz des Versuches der Torwachen, sie abzuhalten, den Eingang in die Stadt, um als entschlossene Hilfstruppe der Legion zu wirken und sogar die weitaus überwiegende Mehrzahl der Nationalgarde trat für die Studenten ein. Ohne daß auf ernste Angriffsmaßregeln hingewiesen werden konnte, bereitete man sich zum äußersten Widerstand vor. Die Sturmglocken heulten von den Türmen, die Alarmtrommeln rasselten in den Straßen, von allen Seiten strömten Kämpfer herbei, eine Armee von Verteidigern für eine ebenso rasch entstehende Festung innerhalb der Stadt, deren Mittelpunkt die Universität bildete. In wenigen Stunden türmten sich an 150 Barrikaden an allen wichtigeren Punkten auf, um einen Angriff auf die Universität abzuwehren, der nur mit Strömen von Blut versucht werden konnte. Die seltsamsten Baumaterialien fanden Verwendung; Wagen, große Möbelstücke, Kisten, Fässer, Säcke und Betteinrichtungen wurden benützt, als sicheres Fundament aber boten sich die Granitwürfel des von kundigen Händen aufgerissenen Straßenpflasters.

In der Tat war die Anordnung der ganzen Barrikadenanlagen nicht ohne militärische Einsicht und gewiß nach einem wohlerwogenen System geschehen. Wie ein Blick auf den beigegebenen Plan zeigt, in dem die einzelnen Bollwerke in den Straßen durch dicke Querstriche bezeichnet sind, waren die wichtigsten Verkehrspunkte durch sich gegenseitig deckende Barrikaden gesperrt und alle Zugänge zur Universität zwei- und dreimal unterbrochen (Bild S. 601).

Wunderlich erschien es nur, daß niemand recht zu sagen wußte, gegen welchen Angriff diese formidablen Werke verteidigt werden sollten. Mit Ausnahme der kleinen sofort wieder zurückgezogenen Militärabteilung, die am Morgen die Schließung der Aula unterstützen sollte, war nichts von kriegerischen Vorbereitungen zu sehen, die eine so energische Abwehr erfordert hätten und auch die zahlreichen gleichzeitigen Berichte wissen nichts von solchen zu erzählen. Dieser Umstand drückt der ganzen Aktion den Charakter des Gemachten, Theatralischen auf, der auch aus den Schilderungen von Augenzeugen spricht. Das schließt nicht aus, daß die Mehrzahl der Mithandelnden es ganz ernst mit der Sache nahm. Man war entschlossen zum blutigen Kampf, besonders in den Reihen der Studenten und der diesen mit rührender Anhänglichkeit ergebenen Arbeiter — nur fehlte es an einem Gegner, der im Angesicht dieser

Vorbereitungen zum Angriff entschlossen gewesen wäre. In Ermanglung eines solchen vertrieb sich die tapfere Besatzung der Barrikaden die Zeit so gut es möglich war. Wenn diese Bauwerke an Festigkeit nichts mehr zu wünschen übrig ließen, dachte man auch an die ästhetische Ausgestaltung. Fast von jeder dieser improvisierten Höhen flatterten Fahnen — meist schwarz-rot-gold, aber auch blutrote, weiße und schwarze Fahnen kamen mit den verschiedensten Inschriften vor. Besonders reich geschmückt war die Barrikade am Eingang der Naglergasse vom Graben aus, an welcher das Bild des Kaisers Ferdinand prangte. In der Tat war die „Kaiserbarrikade" eine Merkwürdigkeit, die einzig in ihrer Art war und wohl in den Revolutionen aller Zeiten und Länder kein Gegenstück haben dürfte.

Schon am Mittag des 26. Mai war es klar, daß dem Ministerium nichts ferner lag als ein gewaltsames Vorgehen, zu dem die Entschlossenheit und die Macht fehlten. In rascher Folge erschienen Kundmachungen, welche den unbehinderten Fortbestand der akademischen Legion und noch manche andere Zusage brachten, deren Erfüllung schon in der nächsten Zukunft neue Verlegenheiten schuf.

Es war kein Zweifel mehr möglich — die Barrikaden hatten ihren Zweck verfehlt, die aufgewendete Mühe war eine verschwendete. Zur Beseitigung konnte man sich aber doch nicht sofort entschließen, und in der folgenden Nacht bot die Innere Stadt ein bewegtes und farbenreiches Bild. Auf und hinter den Barrikaden loderten Fackeln und improvisierte Lagerfeuer, in deren Schein die Waffen der auf den Höhen stehenden Wachposten glänzten. Im Schutze dieser Bollwerke ging es wunderlich zu. Auf Sandhaufen oder auch auf der bloßen Erde schliefen die von den Mühen des Tages erschöpften Arbeiter; fast überall aber spendete auch ein sprudelndes Fäßchen erwünschte Labung und in einer geschützten Ecke tat man sich wohl auch zu einer heiteren Spielpartie zusammen. Auch das „Ewige Weibliche" ließ sich in teilweise recht zweifelhaften Vertreterinnen in diesem Wiener Nachtbild nicht vermissen.

Mit dem 26. Mai war der Höhepunkt der Bewegung erreicht, von dem es nur mehr ein Abwärtsgleiten gab. Graf Hoyos trat vom Oberkommando der Nationalgarde zurück, das an den Oberst des Ruhestandes Anton Pannasch kam, einen kenntnisreichen und wohlmeinenden Mann, der sich aber in Kleinlichkeiten gefiel und der schwierigen Stellung nicht gewachsen war.

Die Aufgaben des Ministeriums, das zudem nur mehr einen provisorischen Charakter hatte, waren von erdrückender Schwere. Zwischen die Gegensätze der Parteien gestellt, welche entweder ungestüm vorwärts trieben oder jeden Anlaß zum Rückstauen der ganzen Bewegung benützen wollten, sah es sich den Anforderungen des Krieges in Italien gegenüber, der allerdings durch die Siege Radetzkys zu einem voraussichtlich nur kurzen Stillstand gekommen war; das Verhältnis zu Ungarn ward durch die gelinde gesagt unklare Politik der Hofpartei immer schwieriger und auch in Böhmen trieben nationale Heißsporne einem Konflikt zu, der in den Pfingsttagen zu Blutvergießen in Prag führte.

In Wien selbst erwuchs der Regierung aus der Arbeiterfrage eine große Verlegenheit. Eine der überstürzten Zusagen vom 26. Mai lautete: „Den Arbeitern wird fortan Arbeit verschafft werden, wogegen sie zur Herstellung der Ruhe zu ihrer Arbeit zurückzukehren haben." Das Versprechen war gegeben und mußte erfüllt werden und man legte die Ausführung in die Hand des Sicherheitsausschusses, der eigentlich die einzige anerkannte Instanz war und Ansehen bei den Massen hatte. Indem er aber den Grundsatz aussprach, daß der Staat verpflichtet sei, allen Arbeitslosen eine Gelegenheit zu Verdienst zu schaffen oder wenn dies nicht möglich war, ihnen den gewöhnlichen Taglohn zu überweisen, stellte er ein höchst gefährliches Prinzip auf. Damit war das auch noch in

Eine Mai-Barrikade.

späteren Tagen viel umstrittene „Recht auf Arbeit" anerkannt, das sich nach einer geistreichen Antithese sehr leicht zu einem „droit à la paresse" (zum Recht auf Faulheit) ausbildete.

Am 24. Juni traf der zum Stellvertreter des Kaisers ernannte Erzherzog Johann in Wien ein, um den Übergang in geordnete konstitutionelle Verhältnisse einzuleiten, wozu es dem Ministerium Pillersdorf an Autorität gebrach. Erzherzog Johann war stets einer der volkstümlichsten Prinzen des Kaiserhauses, sein entschiedenes Auftreten gegen das Metternichsche System hatte seine Beliebtheit noch vermehrt, er fand also einen glänzenden Empfang in Wien. Kurz nach seiner Ankunft kam die Nachricht von der am 29. Juni in Frankfurt auf ihn gefallenen Wahl zum deutschen Reichsverweser, womit ihm eine neue kaum glücklich zu lösende Aufgabe aufgebürdet wurde. Vor seiner Abreise nach Frankfurt berief er an Stelle des nur mehr provisorisch wirkenden Ministeriums Pillersdorf eine neue Regierung, die am 18. Juli in das Amt trat und unter dem Präsidium des Ministers des Äußern Freiherrn von Wessenberg aus Baron Doblhoff (Inneres), Dr. Alexander Bach (Justiz), Baron Kraus (Finanzen), Theodor Hornbostel (Handel), Ernst von Schwarzer (öffentliche Arbeiten) und Graf Latour als Kriegsminister bestand. Waren auch Doblhoff, Hornbostel und Bach in der Märzbewegung in den ersten Reihen gestanden, so galten sie doch in den Augen der nunmehr tonangebenden Radikalen als unverläßlich.

Dieses Ministerium trat dem am 10. Juli eröffneten Reichstag entgegen, für dessen Sitzungen der prächtige Raum der Winterreitschule in der Hofburg adaptiert wurde. In zahlreiche Parteien gespalten, deren jede auf ein für unfehlbar proklamiertes Programm eingeschworen war, bot diese erste Gesamtvertretung des Reiches schon ein Bild von sich befehdenden nationalen Gruppen. Am 22. Juli eröffnete Erzherzog Johann mit dem üblichen Gepränge den Reichstag, dem er bei seiner Abreise (31. Juli) die Mahnung hinterließ, „Ordnung, Sicherheit und Gesetzlichkeit zu bewahren und der Welt zu beweisen, daß der Österreicher das neue kräftige Bewußtsein der Freiheit mit der alten Liebe und Treue gegen seinen Kaiser zu vereinen wisse".

Dieses Gefühl kam zum Durchbruch, als die Bitte des Reichstages um die Rückkehr nach Wien in Innsbruck eine wohlwollende Aufnahme und die Zusage baldiger Gewährung fand. Sie erfüllte sich auch am 12. August, an dem das Kaiserpaar mit dem Dampfschiff in Nußdorf landete und nach geschehenem feierlichen Empfang zwischen den huldigenden Reihen der Nationalgarde und Legionäre unter dem Jubel der Bevölkerung seinen Einzug in die Stadt hielt.

In mehr als einer Beziehung türmten sich aber die Schwierigkeiten immer höher auf. Die Nachricht von dem am 25. Juli erfochtenen Sieg bei Custozza fand freudige Aufnahme, da man den Feldzug als beendet ansehen durfte. Dagegen nahm das Verhältnis zu Ungarn immer drohendere Formen an und die von slavischer Seite gemachten Versuche, dem in Wien anwesenden Banus Jellačić, der sich gegen das ungarische Ministerium auflehnte, einen festlichen Empfang zu veranstalten, stießen in der Bevölkerung von Wien auf lauten Widerspruch. Vor allem drängten aber die sozialen Verhältnisse zu einer Entscheidung; in den unteren Gewerbskreisen nahm die Notlage mit jedem Tag zu, deren Behebung auch dem mit ökonomischem Wissen und gutem Willen ausgerüsteten Minister von Schwarzer nicht gelingen konnte. Er sah auch das Verfehlte jener Maßregeln ein, die man in Bezug auf die Beschäftigung der Arbeitslosen ergriffen hatte und schon die Unmöglichkeit, dem Staat und der Gemeinde weiterhin so riesige Ausgaben für ganz überflüssige Arbeiten zuzumuten, drängte zu einer Umkehr. Während Deputationen der Arbeiter in ziemlich drohendem Ton eine Erhöhung des Lohnes vom Sicherheitsausschuß

verlangten, entschloß sich Schwarzer zu einer teilweisen Herabsetzung desselben, die sich vorläufig nur auf die bei öffentlichen Arbeiten verwendeten Frauen und Kinder erstrecken sollte. Aber auch diese Maßregel genügte schon, um die von Klubrednern aufgewühlten Arbeiter zu Tumulten zu veranlassen. Schon am 21. August kam es zu Demonstrationen, welche aber durch ein rechtzeitiges Aufgebot der Nationalgarde und der vor kurzem in das Leben gerufenen städtischen Polizeiwache (Munizipalgarde) im Keim unterdrückt wurden. Doch bereitete man sich unter den Arbeitern zu einem energischen Auftreten vor und am 23. August bewegte sich aus dem Prater ein köpfereicher Zug nach der Stadt, in dessen Mitte man eine groteske Puppe des „Fünfkreuzerministers" Schwarzer trug. In der Jägerzeile und in den anstoßenden Straßen kam es zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Garden und Arbeitern, in welchen die ersteren 5 Tote und 56 Verwundete, die Arbeiter 18 Tote und 282 Verwundete zählten und die mit der gänzlichen Versprengung der tumultuierenden Massen endeten. Gebessert wurde die Lage dadurch nur wenig, wie das unter drohendem Aufmarsch der Arbeiterschaft in den nächsten Tagen stattfindende „Volksrequiem" für die Gefallenen bewies.

Dagegen gaben diese Unruhen den Anstoß, daß die Regierung selbst die Sorge für die öffentliche Ruhe und Ordnung übernahm und zu diesem Zweck die Verfügung über die Nationalgarde und die übrigen Sicherheitsorgane an sich zog. Dadurch war der Sicherheitsausschuß überflüssig geworden, der schon am 25. August seine Selbstauflösung beschloß. Wenn man ihn später als Herd des Radikalismus und als eine Art von Wohlfahrtsausschuß nach dem Muster des berüchtigten französischen bezeichnete, war dies sehr ungerecht. Zu einer solchen Rolle fehlte den Männern des Sicherheitsausschusses, die in selbstloser Weise ihre schwere Aufgabe erfüllten, vor allem der rücksichtslose Wille, die Macht zu erlangen und zu gebrauchen. Eine weitere Folge des Augustaufruhrs war der Rücktritt des Obersten Pannasch vom Oberkommando der Nationalgarde, das an den Generaladjutanten Major von Streffleur kam, einem gelehrten Militär, der noch weniger für diesen Posten taugte als sein Vorgänger.

Von Bedeutung für die weitere Entwicklung der Gemeindeverwaltung war jener Beschluß des Reichstages, mit welchem am 31. August nach mehrwöchentlicher Debatte über Antrag des jungen Abgeordneten Hans Kudlich alle dinglichen Rechte der Herrschaften für aufgehoben erklärt wurden. In erster Linie betraf dieser Beschluß den Bauernstand, da er gegen eine angemessene Entschädigung von Robot und Zehent befreit wurde, doch war damit auch die Aufhebung der Patrimonialgerichtsbarkeit ausgesprochen, die noch immer in einzelnen Vorstädten in Kraft stand. Nun erst konnte das ganze große Stadtgebiet einer einheitlichen Verwaltung unterzogen werden, ohne welcher die Angriffnahme größerer Reformen eine fast unmögliche Sache war. Unbedingte Anhänger veralteter und nicht mehr in die lebendige Gegenwart passender Verwaltungsformen, die ihre Reformscheu gerne als Achtung vor „dem historisch Gewordenen" drapieren, klagten darüber, daß „uralte Verbände, die weit über die Ankunft der Habsburger zurückgingen", gelöst wurden; die Bevölkerung jener früher herrschaftlichen Gründe war mit dem Übergang in die städtische Gemeinsamkeit von Wien sehr zufrieden und er vollzog sich so anstandslos, wie jede Maßregel, die von einer inneren Notwendigkeit, einem wirklichen Bedürfnis der Zeit beeinflußt ist. Nur die herrschaftlichen Grundgerichte, deren Beisitzer von den eigenberechtigten Untertanen gewählt wurden, blieben noch bis zur Durchführung der neuen Gerichtsorganisation im Jahre 1850 in Wirksamkeit, bis die Bezirksgerichte an ihre Stelle traten.

Zu sehr bedenklichen Unruhen kam es im September durch den Zusammenbruch eines seltsamen Unternehmens, das der Notlage der mittleren und unteren

Gewerbskreise abhelfen sollte. Schon im Frühjahr hatte ein Projektant dem Zentralkomitee und dem Gemeindeausschuß einen Vorschlag unterbreitet, der darauf hinaus lief, den Gewerbetreibenden zinsenlose Vorschüsse auf Grund von Anweisungen zu geben, die durch eine Bürgschaft der Hausbesitzer Wiens fundiert werden sollten. Die Idee, die Sicherstellung von dem Kreditnehmer auf einen Dritten, ganz Unbeteiligten zu überwälzen, war von vorneherein absurd und dürfte aus unverstandenen Theorien französischer Kollektivisten entstanden sein. Ein frauduloses oder selbstsüchtiges Interesse hat sich dem Schöpfer dieses Projektes, einem verarmten Uhrmacher namens August Swoboda, soviel bekannt ist, nie nachweisen lassen. Natürlich lehnte man es ab, auf das Projekt einzugehen. Swoboda hielt aber mit jener zähen Energie daran fest, die leider so oft an phantastische Ideen viel eher verschwendet wird, als an lebensfähige Unternehmungen. Der steigenden Notlage des kleineren Gewerbestandes gegenüber, mit welcher sich der Reichstag und die Behörden beschäftigten, ohne den Weg zu ernster Abhilfe zu finden, trat Swoboda im Sommer nochmals mit seinem nun modifizierten Projekt hervor. Er verzichtete jetzt auf die Bürgschaft der Hausbesitzer, sondern der „Privat-Darlehensverein ohne Hypothek" sollte 200.000 Anteilscheine zu 20 fl. ausgeben, die mit 5 Prozent verzinslich waren. Diese 4 Millionen sollten zu Vorschüssen an Gewerbetreibende verwendet und von diesen durch monatliche Rückzahlungen von 2 Prozent des Darlehensbetrages getilgt werden. Nach kurzem Bestande soll der Privat-Darlehensverein in der Tat mehr als 40.000 Mitglieder gezählt haben. Natürlich stieß die Gebarung bald auf Schwierigkeiten; sehr abfällige Beurteilungen des Unternehmens erschienen und am 29. August sprach sich der Handelsminister Hornbostel selbst im Reichstag sehr skeptisch darüber aus.

Nun schlugen die Wässer über dem konfusen Projektanten zusammen, die „Aktien" fielen riesig im Wert und waren fast unanbringlich. Swoboda suchte nun eine Garantie für das Unternehmen zu erlangen; die tolle Idee, der Kaiser solle für die Einlösung der Aktien bürgen, wurde natürlich abgelehnt und nun wendete sich Swoboda mit dem gleichen Ansinnen an den Gemeindeausschuß. Als dieser nicht ohne weiteres darauf einging und einen Ausschuß mit der Beratung betraute, drangen auf den Galerien befindliche Interessenten des Vereines, darunter zahlreiche Nationalgarden aus den gewerblichen Kreisen, in den Saal und sprengten die Versammlung. Von dort zog man auf den Judenplatz, um in das Ministerium des Innern zu dringen, wo die Bureaux des Ministers geplündert wurden und dieser selbst nur durch Garden der Inneren Stadt und einzelne Legionäre vor tätlichen Angriffen geschützt werden konnte.

Blitzartig hatten diese Vorgänge die ganze Situation beleuchtet, um erkennen zu lassen, wie gespannt und mit Zündstoff überladen sie war. Der Rücktritt des damaligen Legionskommandanten Koller wegen „verweigerten Gehorsams" ließ zudem ahnen, daß die rücksichtslos radikale Richtung in diesem Korps vollkommen durchgedrungen war, so daß viele gemäßigte Elemente der Studentenschaft in die Reihen der Nationalgarde übertraten. Das Legionskommando ging an den Maler Josef Aigner über.

Die Oktobertage.

Der Schlüssel der politischen Situation lag damals in der ungarischen Frage. Bald war es klar, daß diese, durch die schroffe Haltung des Landtages und durch die zweideutige Politik einer hinter den Kulissen wirksamen mächtigen Hofpartei, so unheilbar verwickelt war, daß keine gütliche Lösung erzielt werden

verlangte
die sich
Kinder e
rednern
kam es
Nationa
(Muni
Arbeite
aus de
grotes
und in
den G
die A
Versp
dadu
den

Sor
die
sich
am
des
des
sol
W
M
w
g
le

zu hindern, unter den Soldaten selbst fehlte es nicht an Anzeichen von offener Auflehnung. Nur durch Heranziehung von Kavallerie, welche die Grenadiere ganz einschloß und so zur Nordbahn eskortierte, konnte der Abmarsch erzwungen werden. In der Bevölkerung machte aber die Nachricht, daß am nächsten Tage das Grenadierbataillon Richter abziehen solle, tiefen Eindruck. Es waren dies Deutsche, durch längeren Aufenthalt in Wien und viele Beziehungen mit der Stadt verknüpft, wozu auch kam, daß gerade dieser Truppe die ersten Instruktoren für Nationalgarde und Legion entnommen wurden. Bis in die Nachtstunden ging es in der Umgebung der Gumpendorfer Kaserne

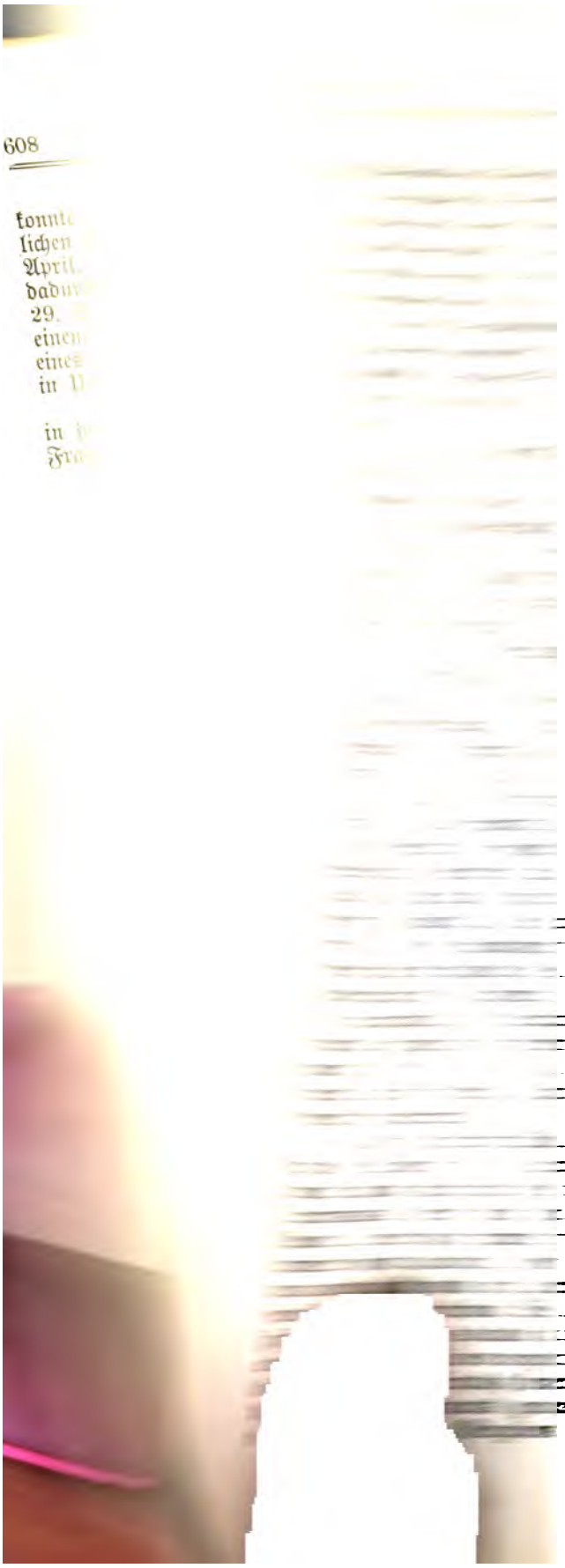
Wenzel Messenhauser. (S. 612.)

sehr lebhaft zu; die Soldaten fraternisierten auf der Straße und in den Gasthäusern mit den Garden und Legionären, und ganz offen sprach man davon, daß dem Abmarsch gewaltsamer Widerstand geleistet werden solle. Es fehlte nicht an Warnungen, die aber weder beim Kriegsminister, noch bei dem kommandierenden General, Grafen Maximilian Auersperg, Gehör fanden. „Mit diesem Grenadierbataillon werde ich bald fertig sein," entgegnete der letztere barsch, als eine Deputation der Nationalgarde wenigstens einen Aufschub des Abmarsches vorschlug.

So kam der verhängnisvollste Tag des stürmischen Jahres 1848, der 6. Oktober, heran. In der von tobenden Menschenmassen umwogten Kaserne kam es unter den Soldaten zu offener Widersetzlichkeit, die nur durch das begütigende Einschreiten der Vorgesetzten und das Erscheinen einer starken

konnte
lichen
April
dadur
29.
einen
eines
in

in
Fra



Männer, wie die Abgeordneten Borroſch und Goldmark, ihre Beredſamkeit auf, man jubelte ihnen zu, ließ aber nicht von den Verwünſchungen gegen den Miniſter ab. Als endlich die nur aus Arbeitern beſtehenden Maſſen in das Gebäude eindrangen, blieb nichts über, als unter dem Schutz der herbeigeeilten Reichstagsdeputation, zu welcher auch Vizepräſident Smolka und Fiſchhof gehörten, die Rettung des Miniſters zu verſuchen. Schon auf der Stiege begegnete man den Heraufſtürmenden, nur mit den eigenen Leibern ihn deckend, brachten ſeine Begleiter ihn ungefährdet in den Hof. Dort aber war der Anſturm ſo mächtig, daß alle Aufopferung nicht hinreichte, ihn zu retten. Ein Legionsoffizier, der ſich nochmals den Angreifern entgegen warf, wurde weggeriſſen, der Schlag eines Schmiedehammers traf Graf Latour auf das Hinterhaupt und nun regnete es Hiebe und Stiche, unter welchen er tot zuſammenbrach. Dem kannibaliſchen Jubel, der dieſe gräßliche Szene begleitete, entſprach das ſcheußliche Nachſpiel, indem man den Leichnam auf den Platz ſchleppte und an einen Gaskandelaber hing, um ihn zu zerfetzen und als Zielſcheibe zu benützen.

Eine teilweiſe Ernüchterung folgte der Bluttat, deren gewaltſame Sühne durch einen ſofortigen Angriff des Militärs man beſorgte. Man beſetzte die Stadttore, begann wieder den Bau von Barrikaden und richtete, um ſich in den Beſitz von Waffen zu ſetzen, in den Abendſtunden einen Angriff auf das kaiſerliche Zeughaus in der Renngaſſe. Begünſtigt durch die Lage des Gebäudes, die nur einen Angriff von der ſchmalen Wipplingerſtraße aus geſtattete, hielt ſich die kleine Beſatzung tapfer bis in die Morgenſtunden, obwohl die Angriffe durch die ganze Nacht fortdauerten (Bild S. 608). Am Morgen kam unter Vermittlung des Reichstages eine Waffenruhe zuſtande, der dann mit Zuſtimmung des Kommandierenden Graf Auersperg der Abzug der Soldaten folgte.

Die Greuel des 6. Oktober übten eine furchtbare Wirkung. Als die Vorgänge in Wien im Laufe der Nacht am Hoflager in Schönbrunn bekannt wurden, faßte man ſofort die Abreiſe des Kaiſers in das Auge, die noch in der gleichen Nacht unter ſtarker militäriſcher Eskorte angetreten wurde. Nicht ohne Grund wies ein von Olmütz, wo der Hof Aufenthalt nahm, erlaſſenes Manifeſt darauf hin, daß der Kaiſer „alles, was ein Herrſcher an Güte und Vertrauen thun kann, erſchöpft habe“, aber es fiel auch niemand bei, ihm einen Anteil an der zweideutigen Politik beizumeſſen, die in ſeinem Namen betrieben wurde und auch den ruhig denkenden Kreiſen Mißtrauen einflößte, den turbulenten Elementen aber Anlaß zu ſtets neuen Vorſtößen bot. Im Laufe der Nacht griff überhaupt eine Art von Flucht um ſich; der größere Teil der Miniſter, darunter auch der Führer der Märzbewegung, Dr. Alexander Bach, der durch einen beiſpielloſen Geſinnungswechſel verhaßt geworden, fühlte ſich nicht mehr ſicher und die czechiſchen Abgeordneten mit dem Präſidenten Strobach verließen Wien.

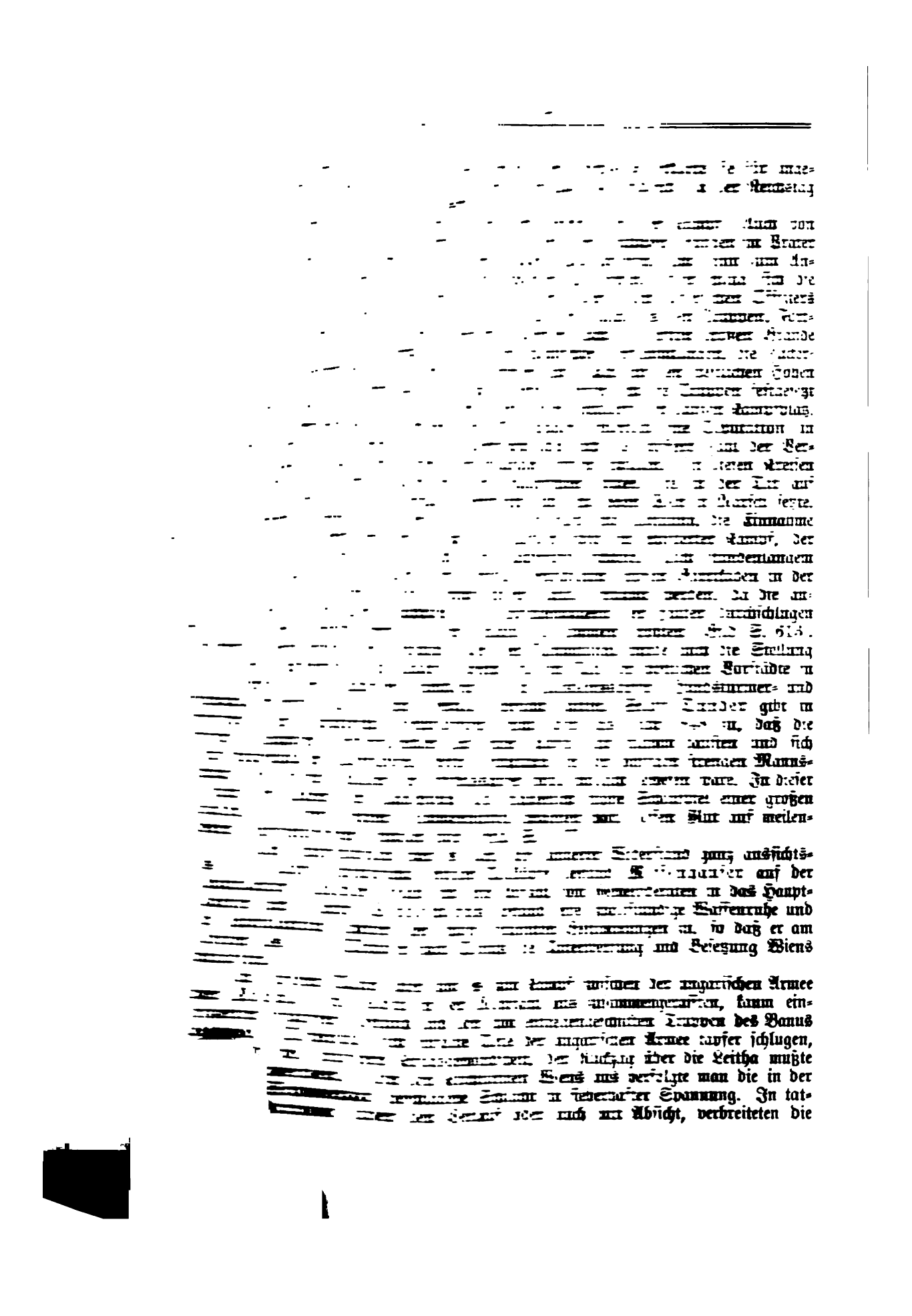
Daß nun, wo die Gefahr in unmittelbare Nähe trat und der entſcheidende Kampf drohte, auch jene Elemente aus Wien verſchwanden, die bisher mit tönenden Reden die Flammen ſchürten, wie Schütte und Tauſenau, iſt ebenſo begreiflich, wie die feige Flucht der Häfner, Chaiſes und Konſorten. Chaiſes, eine der widerlichſten Erſcheinungen im bunten Bild jener Zeit, tauchte Mitte Oktober nochmals als Schöpfer eines „demokratiſchen Freikorps“ auf, für das er Leute und Geld ſammelte, bis er es unter Mitnahme des letzteren für angemeſſen hielt zu verſchwinden.

Nur die Miniſter Kraus und Hornboſtel blieben in Wien, um vereint mit dem Reichstag, der ſich unter dem Präſidium Smolkas in Permanenz erklärt hatte, wenigſtens den Anſchein einer legalen Gewalt zu repräſentieren. Auch der gerade am 7. Oktober zuſammentretende neugewählte Gemeinderat erklärte ſich bereit, zur Löſung der Wirren beizutragen und knüpfte Verbindungen

Gleichzeitig bereitete man sich zum Kampf vor mit den schon in nächster Nähe von Wien stehenden Truppen von Windischgrätz und Jellačić, die zusammen über 50.000 Mann zählten. Die Linientore erhielten Verschanzungen, an wichtigen Punkten erhoben sich Barrikaden und Erdwerke zur Verstärkung der Linienwälle. Die Organisierung der neugeschaffenen Mobilgarde und deren Kommando übertrug man Bem, der im Belvedere ein Lager bezog, während Messenhauser sein Hauptquartier im Sommerpalais Schwarzenberg aufschlug. Zur Mobilgarde sollten alle noch in keinem anderen Verbande stehenden Waffenfähigen zugezogen werden; in der Hauptsache aber bestand sie aus Arbeitern und arbeitslosen Gewerbsgehilfen, die aus öffentlichen Mitteln erhalten wurden.

Der Kampf am Praterstern. (S. 614.)

Immer enger schloß sich der Kreis um Wien. Am 21. Oktober hatte Banus Jellačić seinen Aufmarsch mit dem Hauptquartier in Rot-Neusiedl vollendet. Fürst Windischgrätz übersetzte die Donau und zog im weiten Bogen durch den Wienerwald, um sich mit dem Banus zu vereinigen. Sein Lager war auf den südwestlichen Höhen von Schönbrunn bis Erlaa. Noch am 23. Oktober fand sich eine Deputation des Reichstages in seinem Hauptquartier in Hetzendorf ein, wurde aber mit dem Bemerken abgewiesen, daß der Fürst es nur mit Wien zu tun habe, als dessen legale Vertretung er nur den Gemeinderat anerkenne. Diesem ging aber eine Proklamation zu, welche vor Einstellung weiterer Angriffe binnen 48 Stunden die Auflösung aller bewaffneten Korps und Ablieferung der Waffen, die Schließung aller Vereine und Einstellung aller Journale, die Auslieferung einer Anzahl bestimmter Personen und die Stellung von zwölf Mitgliedern der akademischen Legion verlangte. Die demütigende Hö-



Anhänger äußersten Widerstandes Nachrichten über ein Vordringen der Ungarn. Man griff wieder zu den Waffen und forderte von Messenhauser einen Ausfall. Dieser weigerte sich, man sprach seine Absetzung aus und ernannte Fenneberg zu seinem Nachfolger — eine Stelle, die der nicht unbegabte, aber eitle Mann schon lange angestrebt hatte. Nun faßte man den wahnwitzigen Entschluß, bis zum sicher erwarteten Kommen der siegreichen Ungarn wenigstens die Innere Stadt zu halten. Während man in Hetzendorf noch über die Kapitulationsbedingungen unterhandelte, fielen von Seite der Mobilgarden von der Bastei aus wieder Schüsse gegen die an den Ausgängen der Vorstädte gegen das Glacis stehenden Truppen.

Windischgrätz war schon des Sieges über die Ungarn sicher, als er diesen Bruch der Kapitulation erfuhr. Seine Antwort war der Befehl zum Bombardement der Stadt, das in den Abendstunden begann und fortgesetzt wurde, bis Abgesandte aus den Vorstädten die Unterwerfung anzeigten und um Schonung baten. Als aber am nächsten Morgen die Truppen wieder gegen die Innere Stadt vorrückten, wurden sie mit einem gut genährten Feuer aus den auf den Basteien aufgefahrenen Geschützen empfangen — die Partei des äußersten Widerstandes hatte für einige Stunden die Gewalt an sich gerissen. Nun ergoß sich durch Stunden ein Kugelhagel aus den auf den südlichen und westlichen Vorstadthöhen postierten Batterien über die Innere Stadt, der den Aufenthalt in den Straßen lebensgefährlich machte und zahlreiche Brände verursachte. Auch aus einzelnen Trakten der Burg, jenem der Hofbibliothek und des Naturalienkabinetts am Josefsplatz loderten Flammen auf, der Turm der Augustinerkirche brannte nieder. Durch das eingeschossene Burgtor drangen die ersten Bataillone in die Stadt ein (Bild S. 618), um sofort die hauptsächlichsten Plätze und Verkehrsstraßen zu besetzen. Nun erst war Wien tatsächlich unterworfen.

Eine noch vom gleichen Tage (1. November) stammende Proklamation verhängte den Belagerungszustand über Wien und traf alle schon in den Kapitulationsbedingungen vorgesehenen Maßregeln. Eine besondere Zentralkommission, die meist aus Militärs bestand, traf die polizeilichen Maßregeln, zu welchen auch eine Jagd nach allen irgendwie gravierten Personen gehörte. Die eigentlichen Leiter des Widerstandes in den letzten Tagen, wie Bem, Fenneberg u. a. entkamen trotzdem, die vorgenommenen Verhaftungen waren aber so zahlreich, daß es an Räumen zur Unterbringung der Verhafteten fehlte. Nun begannen die Kriegsgerichte ihr schauerliches Amt, und zwar mit einer Hast, die mit Gründlichkeit kaum zu vereinen war, wie die noch nach Jahren vorkommenden Revisionsprozesse gegen damals gefällte Urteile bewiesen. Fast jeder Tag brachte standrechtliche Exekutionen, deren erste am 6. November Robert Blum galt; am 16. fiel Messenhauser unter den Kugeln eines Exekutionspelotons, eine Sühne, die sicher viel zu hart war für sein Verschulden, wenn ein solches überhaupt vorlag. Bis in den März 1849 fort dauerten diese Exekutionen, von welchen 24 bekannt geworden sind, obwohl von vielen Seiten behauptet wird, daß die Zahl viel größer war.

Von seiner ursprünglichen Absicht, auch den Gemeinderat aufzulösen, ging Fürst Windischgrätz ab; nicht aus Milde, wie man glauben machen will, sondern weil ein Organ unentbehrlich war, das die Sorge für alle Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens auf sich nahm, das ja wieder in geregelte Bahnen gelenkt werden mußte. In weiten Kreisen der Bevölkerung begrüßte man die Rückkehr zu geordneten Zuständen mit solchem Feuereifer, daß es zu Demütigungen vor den noch vor kurzem verhaßten und mit großer Härte auftretenden Überwindern kam.

Elftes Buch.

Die erste Regierungszeit Kaiser Franz Josef I. (1848 bis 1873).

Von 1848 bis 1861.

In Wien trat nach der Niederwerfung des Oktoberaufstandes ein nacktes Säbelregiment ein, das weit über die Notwendigkeit hinaus sich in Drangsalierung der Bevölkerung gefiel. Daß ein großer Teil derselben nach den durchlebten stürmischen Wochen die Wiederkehr geordneter Verhältnisse gerne sah, ist sehr begreiflich. Das bürgerliche Leben beruht auf Schaffen und Erwerben und muß durch länger andauernde Unruhen schwer geschädigt werden. Daß aber weite Kreise, die lange vergnüglich in den oft sehr trüben Fluten der Bewegungszeit plätscherten, jetzt auf einmal ihr „schwarzgelbes Herz" entdeckten und sich als „Gutgesinnte" brüsteten, war doch ein recht abstoßendes Schauspiel. Der Wiener Karikaturist Zampis bringt die Häutung solcher Biedermänner in zwei naturwahren und ergötzlichen Typen zur Anschauung — den Wiener Spießbürger, der vor den Oktobertagen als Legionär mit befedertem Stürmer, dreifärbigem Band und Schleppsäbel paradierte, und wenige Wochen später die konservative „Angströhre" aufstülpte, hohe „Vatermörder" trug und mit ängstlicher Beflissenheit auch nach außen seine „Gutgesinntheit" zur Schau trug. (Bild S. 620 und 621.) Daß dieses Gelichter sich teilweise zu den niedrigsten Denunziantendiensten brauchen ließ, verdient Verachtung, aber auch jene Leute, die beim Einzug des Militärs die Fenster mit weißen Fahnen und wehenden Tüchern schmückten und dem kroatischen Landsturm Zurufe widmeten, wecken gewiß keine Sympathie. Freilich bot ihnen der damalige Gemeinderat, der während der Oktobertage eine kläglich schwankende Haltung beobachtete und sich von der Strömung nach jeder Richtung schieben ließ, auch in dieser neuen Phase ein Vorbild. Er konnte sich nun in Loyalitätsbeteuerungen kaum genug tun und richtete Dankadressen an die militärischen Machthaber, die zur gleichen Zeit von Drohungen strotzende Proklamationen erließen, wie jene bekannte des zum Gouverneur von Wien ernannten Feldzeugmeisters Baron Welden, in der es hieß, man „möge ihn nicht zwingen, im Donner der Kanonen" zu Wien zu sprechen. Selbst ein entschiedener Gegner der Bewegung des Jahres 1848 kann den harten Tadel nicht unterdrücken, daß der damalige Gemeinderat „jeder männlichen Haltung, jeder würdigen Fassung gegenüber den siegreichen Machthabern entbehrte. Wo schweigendes Sichfügen am Platze gewesen wäre, erschöpfte er sich in lauten Danksagungen, Beteuerungen und Huldigungen". Dieser mit Ostentation zur Schau getragenen Kautschukgesinnung entsprachen dann die Verleihungen des Ehrenbürgerrechtes an die Feldzeugmeister Jellačić und Haynau, die durch deren militärische Leistungen nicht zu rechtfertigen waren, wie es beim siegreichen Feldmarschall Radetzky der Fall war, der seinen Dank in einem von milder Versöhnlichkeit diktierten Schreiben an den Gemeinderat ausdrückte.

Fern von Wien, in der mährischen Festung Olmütz, wohin bekanntlich der Hof nach dem 6. Oktober übersiedelt war, vollzogen sich jene wichtigen Staatsakte, durch welche die Rückkehr zu geordneten Zuständen angebahnt werden sollte. Tatsächlich hatte in den letzten Wochen keine Regierung bestanden, da das Ministerium Doblhoff zerrissen und jeder Autorität bar war. Am

22. November 1848, als der nach Kremsier verlegte Reichstag wieder seine erste Sitzung hielt, fand er sich einem neuen Ministerium gegenüber, das die von so vielen Seiten verlangte „starke Regierung" repräsentierte. Es bestand nebst dem Präsidenten und Minister des Äußern Fürst Felix Schwarzenberg, der im Sommer noch unter Radetzky in Italien focht, aus dem Grafen Franz Stadion für das Innere, dem Baron Krauß für die Finanzen, Dr. Alexander Bach für Justiz, dem Lloyddirektor Karl Bruck für den Handel und Herrn von Thinnfeld als Landwirtschaftsminister. Daß einige Emporkömmlinge der Märztage, namentlich Dr. Bach, in diesem Ministerium Aufnahme gefunden, wurde beifällig aufgenommen und auch die programmatische Erklärung, daß es an „die Spitze der Bewegung treten und aufrichtig und ohne Rückhalt die konstitutionelle Monarchie wolle", weckte die Hoffnung auf eine allerdings starke, aber auch gemäßigte und freiheitliche Lenkung.

Die Brände in Wien am 28. Oktober 1848. (S. 614.)

Von noch viel größerer Bedeutung waren die wenige Tage später vollzogenen Staatsakte. Am 2. Dezember verkündeten drei von Olmütz datierte Manifeste die Abdankung des Kaisers Ferdinand, die Verzichtleistung des zunächst zur Thronfolge berufenen Erzherzogs Franz Karl und die Thronbesteigung des ältesten Sohnes des letzteren, des damals achtzehnjährigen Erzherzogs Franz Josef. Dessen Manifest schlug kräftige Akzente an und enthielt ein vollkommenes Regierungsprogramm in dem Satz, daß „es mit Gottes Beistand gelingen werde, alle Länder und Stämme der Monarchie zu einem großen Staatsganzen zu vereinigen".

Der junge Monarch war in Wien wohlbekannt. Auch abgesehen, daß man von seiner Regierung die Rückkehr geordneter, aber auch freiheitlicher Zustände erwartete, brachte man ihm viele Sympathien entgegen. Es war nicht vergessen, daß sowohl sein Vater, wie die Mutter, Erzherzogin Sophie, als Gegner des ertötenden Metternichschen Systems galten und der erstere seiner Bürgerfreundlichkeit bei jedem Anlaß Ausdruck gab. Man wußte auch aus den Kreisen der mit besonderer Sorgfalt gewählten Erzieher und Lehrer des Erzherzogs

Franz Josef, daß dieser eine seltene Auffassungsgabe mit großem Fleiß verband und bei seinem öffentlichen Auftreten gewann die jugendlich ritterliche Erscheinung die Herzen der Bevölkerung. (Bild S. 624.)

Auch der von dem jungen Monarchen gewählte und am 12. Februar 1849 verlautbarte Wahlspruch: „Viribus unitis" (Mit vereinten Kräften) ward als eine Verheißung aufgefaßt, daß mit der Engherzigkeit des vormärzlichen Staates gebrochen und alle reichen, in der Bevölkerung vorhandenen Kräfte zu freudigem Zusammenwirken für gemeinsame Ziele herangezogen werden sollen.

Eine an das Hoflager in Olmütz gesendete Abordnung des Wiener Gemeinderates, an deren Spitze der im Dezember neugewählte Bürgermeister

Sturm auf das Burgtor. (S. 615.)

Dr. Johann Kaspar Seiller stand, fand wohlwollende Aufnahme. Dr. Seiller (Bild S. 625) hatte in den Märztagen eine gewisse Rolle unter der vorgeschrittensten Partei gespielt, fühlte sich dann, wie so viele Andere, durch den turbulenten Gang der Bewegung erschreckt und bildete sich mit überraschender Schnelle zu einem Schleppträger der Reaktion aus.

Eine an das Ministerium gerichtete Bitte um Aufhebung des Ausnahmszustandes in Wien, in dem man nicht ohne Grund eine Ursache andauernder Beunruhigung der Bevölkerung und bedauerlicher Reibungen zwischen dieser und der Garnison sah, fand keine Zustimmung. Es war dies begreiflich, denn man sah in den noch im Dezember vorkommenden Angriffen auf Patrouillen und einzelne Soldaten Anzeichen einer noch immer die Massen beherrschenden Gärung.

Daß diese aber durch das skrupellose Walten der Kriegsgerichte und durch eine peinliche und kleinliche Polizeiwillkür, die sich jetzt wieder nach Herzenslust gehen ließ, genährt wurde, ist gleichfalls unleugbar. Ein widerliches Auskund-

schaften von Gesinnungen und Ansichten griff wieder um sich, man schloß aus Äußerlichkeiten auf die politische Haltung und drangsalierte jedermann, den man der zahmsten freisinnigen Ansichten verdächtig hielt.

Sehr bald blieb aber auch kein Zweifel, daß das Ministerium Schwarzenberg sein Programm im Stich ließ und entschlossen war, mit allen freiheitlichen Errungenschaften aufzuräumen und wieder zum Absolutismus zurückzukehren, wenn auch in anderer Form, als ihn jener vor 1848 hatte. Die gewaltsame Auflösung des Reichstages von Kremsier am 7. März 1849 war nur der erste Schritt dazu. Das im begleitenden kaiserlichen Manifest vorkommende Axiom: „Es ist Mein Wille, die Revolution zu schließen!" fand vielen Anklang und auch mit der gleichzeitig oktroyierten Verfassung, welcher keines der geläufigen konstitutionellen Merkmale fehlte, hätte man sich abgefunden. Sie betonte scharf die Einheit des Staatsgebietes und die Proklamierung Wiens als alleinigen Sitz der Zentralgewalt entsprach den Wünschen der Bevölkerung, so daß man sich sogar, freilich unter dem Einfluß offiziellen Hochdruckes, zur Veranstaltung einer Beleuchtung herbeiließ.

Wenn die oktroyierte Verfassung die einzige ausgereifte Frucht des Bewegungsjahres, die Befreiung des Bodens von allen Lasten, unangetastet ließ und ausdrücklich aufnahm, so kann das am 20. März 1849 erlassene Gemeindegesetz als einzige positive verdienstliche Leistung des Ministeriums Schwarzenberg gelten. Es war das eigenste Werk des Ministers Grafen Stadion und stellte das Prinzip der Selbstverwaltung der Gemeinden fest. Dagegen atmeten das gleichzeitig erlassene Preß- und Vereinsgesetz den Geist rücksichtsloser Reaktion, denn sie enthielten fast nur Verbote. Wenige Wochen später trat Graf Stadion, der die Berufung der Russen zur Niederwerfung Ungarns nicht billigen konnte, zurück. Sein Portefeuille kam an Dr. Alexander Bach, der sich vollkommen als geschmeidiges Werkzeug der Reaktion erwies, und das Justizministerium übernahm Anton Ritter von Schmerling.

Eine der ersten Maßregeln Bachs war die Suspendierung des Gemeindegesetzes und die Erlassung eines besonderen Gemeindestatutes für Wien (9. März 1850), das dann in seiner Wesenheit bis 1890 in Kraft stand. Der Gemeinderat nützte den ihm eingeräumten Einfluß dazu aus, der Selbstverwaltung einen möglichst weiten Rahmen zu geben, der aber in den nächsten Jahren bei dem dominierenden Einfluß der Staatsbehörden wenig praktischen Wert besaß, zog aber bezüglich der Wahl in die Gemeindevertretung ziemlich engherzige Grenzen. Zum aktiven und passiven Wahlrecht waren Zuständigkeit und Seßhaftigkeit nötig, was sich ja vertheidigen läßt, aber der an sich hohe Steuerzensus wirkte noch exklusiver, da drei Wahlkategorien aufgestellt wurden, die den Höherbesteuerten einen überwiegenden Einfluß sicherten. Der neugewählte Gemeinderat berief wieder Dr. Seiller an seine Spitze.

Politische Rücksichten waren maßgebend, daß man von Seite der Gemeinde alles aufbot, um den Arbeitslosen, deren Zahl zeitweise auf 30.000 stieg, Beschäftigung zu bieten. Zur Hebung des öffentlichen Vertrauens, das entscheidend auf die Kreditverhältnisse wirkt, genügten aber behördliche Maßregeln nicht, wenn auch ein sehr rückständiger Polizeidirektor sich vermaß, die Wechselkurse durch Entsendung seiner Organe an die Börse beeinflussen zu wollen. In diesen Tagen verschwand nicht nur das Edelmetallgeld aus dem Verkehr, so daß der „Zwanziger" eine mythische Erscheinung wurde, auch die Scheidemünze hielt man zurück, wie in den schlimmsten Zeiten um 1811. Der gewöhnlichste Geschäftsverkehr, das alltägliche Leben litten unter diesen Zuständen, deren sich das Publikum in sehr bedenklicher Weise durch Verkleinerung der Banknoten in „Viertel-" oder gar „Achtelzettel" erwehrte, die 15 oder $7^1/_2$ Kreuzer Konventionsmünze galten.

[illegible]

[illegible] des Lufttundes fraglos [illegible]

[illegible] der Minister [illegible] freiheitlicher [illegible]

[illegible] drücken wir der [illegible] Dank aus.

Richtung ansah, bereitete auf eine neue entschiedene Wendung in der inneren Politik vor. Schon das am 22. April 1850 erlassene Gesetz über die Grundzüge der Beziehungen zwischen dem Staate und der Kirche wies auf ein starkes Überwiegen der reaktionären Tendenzen und die Maßregeln des Jahres 1851 ließen bald keinen Zweifel darüber, daß diese Richtung vollkommene Oberhand

Nach den Oktobertagen. (S. 616.)

gewonnen hatte. Wenn gleichzeitig der Ministerpräsident Fürst Felix Schwarzenberg den Auftrag erhielt, „die Frage über den Bestand und die Möglichkeit der Vollziehung der Verfassung vom 4. März 1849 in Erwägung zu ziehen", so war das eigentlich nur eine Ankündigung des schon Beschlossenen und der Verfassung das Urteil gesprochen.

Auch die formelle Auflösung der tatsächlich nicht mehr bestehenden Nationalgarde war ein Zeichen der Zeit und am 31. Dezember 1851 erklärte ein kaiser-

Zweifel darüber, daß
Netz gesponnen hatte.

Am 6. Februar kam es in Mailand zu Angriffen auf die Wachen und meuchlerischen Überfällen auf einzelne Soldaten und nicht ganz zwei Wochen später war Kaiser Franz Josef in Wien einem Attentate ausgesetzt. Während eines Spazierganges auf der Kärntnerbastei, den der Monarch in den Mittagsstunden des 18. Februar unternahm, stürzte sich der ungarische Schneidergeselle Johann Lybenyi auf ihn, während sich der Kaiser über die Mauerbrüstung bückte, und führte mit einem großen scharfen Messer einen wuchtigen Stoß nach dem Nacken. Durch den Schrei einer in der Nähe befindlichen Frau aufmerksam gemacht, wendete der Kaiser den Kopf, die Klinge glitt an der Kravattenschnalle ab und verursachte nur eine zwar tiefe, aber ungefährliche Wunde am Halswirbel. Sofort warfen sich der in Begleitung des Monarchen befindliche Flügeladjutant Graf Max O'Donnell und ein zufällig vorübergehender Wiener Bürger Josef Ettenreich auf den Attentäter, um ihn unschädlich zu machen. Er war ein Fanatiker, der 1849 in der Honvedarmee gedient hatte und gab ungescheut die Absicht eines Meuchelmordes zu, durch den er die Unterdrückung seines Vaterlandes rächen wollte.

Als sich die Nachricht von dem Attentat in Wien verbreitete, ergriff dumpfe Bestürzung die ganze Bevölkerung. Erst als die im Laufe des Abends erscheinenden Bulletins verkündeten, daß die Verwundung gefahrlos sei, atmete man auf und eine rasch improvisierte Beleuchtung gab dieser Stimmung Ausdruck. Sowenig auch über die geheim geführte kriegsrechtliche Untersuchung verlautete, erfuhr man doch, daß sich keinerlei Anhaltspunkt ergab, die wahnwitzige Tat für das Ergebnis einer weitverzweigten Verschwörung zu halten. Lybenyi war ein verschrobener Fanatiker, der auf eigene Faust handelte und sein Verbrechen am 26. Februar am Galgen büßte.

Viel vorurteilsloser als manche Eiferer, welche begierig die Gelegenheit ergriffen, ihre „Gutgesinntheit" in das hellste Licht zu bringen, erwies sich der Monarch selbst. Als er am 12. März 1853 zu einem Tedeum in die Stephanskirche fuhr, bereitete ihm die Bevölkerung einen freudigen Empfang. Alle Fenster waren geschmückt, in den Straßen bildeten Bürger mit schwarz-gelben Kokarden Spalier, der Bürgermeister und andere Gemeindefunktionäre begleiteten zu beiden Seiten den Wagen. Bei diesem Anlasse erklärte der Kaiser sichtlich gerührt, daß er mit großer Freude „die früheren Wiener wieder erkannt habe". Nicht ganz ein halbes Jahr später folgte diesen Worten die ersehnte erlösende Tat, indem am 1. September 1853 die Aufhebung des Belagerungszustandes erfolgte.

Kurz nach dem Attentat hatte der älteste Bruder des Kaisers, Erzherzog Ferdinand Maximilian, einen begeisterten Aufruf erlassen, um Sammlungen einzuleiten, aus deren Ergebnis zum Andenken an die Errettung des Monarchen aus ruchloser Mörderhand ein Gotteshaus erbaut werden sollte. Von allen Seiten flossen reiche Spenden ein, binnen wenigen Tagen erreichten sie 400.000 fl., die nach kurzer Zeit auf 1,300.000 fl. stiegen.

Bei einem mit möglichster Beschleunigung ausgeschriebenen Konkurs, zu welchem man sich den Beirat des kunstverständigen König Ludwig I. von Bayern erbat, liefen 75 Pläne ein, unter welchen der des vierundzwanzigjährigen Architekten Heinrich Ferstel zur Ausführung gewählt wurde. So entstand die Votivkirche, die unter den modernen Baudenkmälern Wiens den ersten Rang einnimmt. Am 24. April 1854 fand unter großen Feierlichkeiten die Grundsteinlegung zu dem Bau statt, auf dessen Fortgang und Vollendung wir noch zurückkommen werden.

Im nächsten Jahre hatte Wien Gelegenheit, die Herstellung des ungetrübten Verhältnisses zum Herrscherhaus anläßlich eines freudigen Ereignisses zu beweisen. Wiederholten Reisen des Kaisers an den engbefreundeten Hof von

liches Patent kurzweg die oktroyierte Verfassung, die allerdings noch keinen Atemzug des Lebens getan, für aufgehoben, da sie „weder in ihren Grundlagen den Verhältnissen des Kaiserstaates angemessen, noch in dem Zusammenhang ihrer Bestimmungen ausführbar sei“.

Daß der damalige Polizeidirektor von Wien im vollsten Ernste das Ansinnen stellte, auch diesen Akt durch eine öffentliche Beleuchtung der Stadt zu feiern, ist bezeichnend dafür, was man der Bevölkerung Wiens schon zumuten zu können glaubte. Auf den Vorhalt Einsichtiger, daß ein solcher Versuch nur mit einer furchtbaren Blamage endigen könne, ließ man den Plan fallen. Anderseits war es aber ganz unbegründet, wenn die Regierung, wie versichert wird, aus diesem Anlasse Unruhen befürchtete. Die maßgebenden Mittelklassen fanden sich mit dem Absolutismus, wie mit etwas Unabwendbarem ab und gaben sich damit zufrieden, daß die Regierung ihr Versprechen, die geistige Kultur zu fördern und die Quellen des Wohlstandes zu erschließen, so gut als es ihr möglich war, zu erfüllen schien. Das Strafgesetz vom Mai 1852, das noch immer in Kraft steht, das Preßgesetz vom April des gleichen Jahres waren Waffen, welche sich die Reaktion zurecht legte, um jede freie Meinungsäußerung unterdrücken zu können. Sank doch die Zahl der Tagesblätter, die in Wien erschienen, wieder auf die Stufe des Vormärz und auch ihr Wirkungskreis war fast so eng gezogen. Jede Einflußnahme der öffentlichen Meinung war ausgeschlossen; ging man doch so weit, den Zugang zu den Verhandlungen des ohnehin so zahmen Gemeinderates zu verbieten und die Sitzungsprotokolle durften nur in zensurierten Auszügen im Amtsblatt erscheinen.

Im Mai 1852 fanden sich zwei erlauchte Besucher in Wien ein: Kaiser Nikolaus I. und König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen. Es handelte sich nicht bloß um eine höfische Ehrenpflicht, die man gegen den jungen Monarchen Österreichs erfüllte, sondern die Zusammenkunft hatte auch einen starken politischen Beigeschmack, denn sie sollte die neue Auflage der „heiligen Allianz“ nach [illegible] manifestieren, als deren Protektor sich Zar Nikolaus, dieser „Erzvater [illegible] Reaktion“, geberdete.

Im Frühjahr 1852 unternahm Kaiser Franz Josef eine Rund[illegible] Ungarn, von welcher man sich versprach, daß sie die Bevölkerung mit den ver[illegible] Verhältnissen und sogar mit dem Verlust der Verfassung und der alten [illegible] Freiheit versöhnen werde. Als der Kaiser am 14. August nach Wi[illegible] kehrte, bereitete ihm der Gemeinderat einen festlichen Empfang. Am [illegible] hatte man eine imposante Triumphpforte errichtet, welche die nicht [illegible] gewählte Inschrift trug: „Franz Josef I., dem Sieger über die [illegible] Völker!“ Hier begrüßte der Bürgermeister Dr. Seiller an der [illegible] Gemeinderates den heimkehrenden Monarchen mit einer überschwä[illegible] Zu allgemeiner Bestürzung klang aber nach dem üblichen Dank die [illegible] die sehr ernste Mahnung aus, der Gemeinderat möge vor allem [illegible] der noch immer unruhigen Stimmung der Bevölkerung von W[illegible]

In der Tat wiesen manche Symptome darauf hin, [illegible] fremde Elemente einer Bewegungspartei aufhielten, die [illegible] vorbereiteten. In der Wiener Bevölkerung selbst aber fand[illegible] Bestrebungen kaum irgend einen Anklang, geschweige denn [illegible] Wohl aber fühlte man sich beunruhigt durch geheimnisvoll[illegible] einzelne sogar zu Todesurteilen führende gerichtliche Pro[illegible] ausschweifendsten Gerüchten Anlaß gaben, gerade weil [illegible] gegenüber mit einem dichten Schleier umgeben blieben.

Die Ereignisse des Jahres 1853 ließen bald keinen [illegible] in der Tat die revolutionäre Propaganda ein weites [illegible]

Feste zu voller Geltung. Es waren dies eine besonders prachtvolle Beleuchtung der Stadt am 25. April, ein Volksfest im Prater am 29. und ein glänzender Ball in den Riesenräumen der Winterreitschule und der beiden Redoutensäle am 30. April. Der kaiserliche Dank bestand in einem Geschenk von 250.000 fl. für die Armen von Wien.

Schwere Wolken zogen am politischen Horizont auf, als der schon längere Zeit bestehende Konflikt zwischen Rußland und der Türkei in einen Krieg überging, in dem England, Frankreich und endlich auch Sardinien an die Seite der letzteren traten. Die Politik Österreichs, das durch seine geographische Lage und die Handelsinteressen in erster Linie an der Gestaltung der Dinge im Orient interessiert war, wurde seit dem Tode des Fürsten Felix Schwarzenberg von dem Grafen Buol-Schauenstein geleitet, der zu keinem festen Entschluß kam, keiner Partei sich zuwendete und es daher mit allen verdarb, trotzdem aber durch Truppenaufstellungen und die Besetzung der Donaufürstentümer dem Staat Opfer auferlegte, wie sie kaum ein Krieg beansprucht hätte. Um die Mittel hierzu aufzubringen, schrieb das Patent vom 26. Juni 1854 eine „Nationalanleihe" von 500 Millionen Gulden aus, die durch freiwillige Subskriptionen aufgebracht werden sollte. Diese „Freiwilligkeit" war allerdings nicht ganz wörtlich zu nehmen, denn soweit der behördliche Einfluß reichte, ließ man es auch an einem sanften Zwang nicht fehlen. In Wien und Niederösterreich war der Erfolg indessen ein glänzender, denn tatsächlich beteiligten sich alle Schichten der Bevölkerung an der Subskription, so daß hier allein über 100 Millionen, mehr als ein Fünftel der ganzen Anleihenssumme, aufgebracht wurden. Die ganz vergeblichen militärischen Rüstungen verschlangen fast allein den Erlös dieser Anleihe, die nach dem Programm auch zur Herstellung der Valuta dienen sollte, deren heillose Zerrüttung noch immer schwer auf dem Staatskredit, auf Handel und Wandel lastete.

Bürgermeister Dr. Seiller. (S. 618.)

Ähnlich wie in materieller Beziehung erging es auch in geistiger. Unzweifelhaft hatte auch hier die Regierung den guten Willen, Nützliches zu schaffen, aber was ihr im einzelnen gelang, zerstörte sie durch ihre Gesamttendenz. Immer mehr trat in dieser ein Überwiegen der extrem-klerikalen Richtung hervor, die im größeren Teil der Bevölkerung, und zwar selbst unter gläubigen Katholiken, auf unüberwindliche Abneigung stieß.

Der Hauptschlag geschah in dieser Richtung mit dem am 18. August 1855 unterzeichneten Konkordat mit dem päpstlichen Stuhle, das mit Recht als eine völlige Unterordnung der Staatsgewalt unter die Kirche und als eine Preisgebung der wichtigsten staatlichen Rechte beurteilt wurde. Es ist hier nicht möglich, auf die Einzelheiten dieses berüchtigten Staatsvertrages einzugehen, aber für seine Gesamttendenz trifft das Urteil eines sehr gemäßigten österreichischen Staatsmannes zu: „Nicht einen Schritt läßt das Konkordat der Gesetzgebung in Rücksicht der wichtigsten Dinge frei. Es gibt keine Bewegung auf dem gesammten Gebiete der österreichischen Verwaltung, wo nicht dieses

[illegible]

[illegible] Handschreiben, durch [illegible] Wiens inauguriert [illegible] Stadtbild, das [illegible] Satz des kaiserlichen [illegible] lautet: „Es ist [illegible] Stadt mit Rücksicht auf eine [illegible] ehemöglichst in Angriff [illegible] und Verschönerung Meiner [illegible] werde." Auf die Durch- [illegible] Maßregel werden wir später zurück- [illegible] die bauliche Entwicklung „Neu-Wiens" erörtert [illegible] durch diese erste Stadterweiterung angebahnt wurde.

Eine der letzten trüben Erinnerungen aus dem Jahre 1848 verschwand, als mit kaiserlicher Entschließung vom 15. April 1857 das Universitätsgebäude wieder kulturellen und wissenschaftlichen Zwecken zugewendet wurde. Mit kleinlicher und daher noch verletzenderer Härte hatte Fürst Windischgrätz nach Niederwerfung des Oktoberaufstandes die der Wissenschaft geweihten Prachträume mit Truppen belegt und bei dieser Verwendung blieb es die ganzen Jahre, bis Kaiser Franz Josef sie der Akademie der Wissenschaften als Sitz anwies.

Das Leichenbegängnis des greisen Feldmarschalls Graf Radetzky, der am 5. Januar 1858 in Mailand starb, bot den Wienern Gelegenheit, den seltenen Prunk eines mit den höchsten Ehren ausgestatteten militärischen Leichenbegängnisses zu bewundern und ihrer Trauer um den geschiedenen siegreichen Heerführer Ausdruck zu geben. Am 18. Januar traf die Leiche in Wien ein und wurde von einem imposanten militärischen Kondukt, den der Kaiser selbst führte, vom Süd- auf den Nordbahnhof geleitet, von wo sie zur Bestattung auf den sogenannten „Heldenberg" im Park des Schlosses Wetzdorf unweit Stockerau kam.

Die allgemeine Freude, welche die Geburt des Kronprinzen Rudolf (21. August 1858) in Wien hervorrief, war ein sicherer Beweis, daß die Ungunst der Zeit und die Mißstimmung über das Regierungssystem die Beziehungen zur Dynastie nicht zu trüben vermochten. Eine glänzende Beleuchtung der Stadt gab dem allgemeinen Empfinden Ausdruck, zu der ihn beglückwünschenden Deputation des Gemeinderates aber sprach der Kaiser die herzlichen Worte: „Der Himmel hat mir ein Kind gegeben, das einst ein neues, größeres und schöneres Wien finden wird; allein wenn auch die Stadt sich verändert, so wird der Prinz doch die alten treuen Herzen, und daher auch die alten Wiener finden, die, wenn es nothwendig sein sollte, auch für ihn die erprobte Opferwilligkeit unter allen Verhältnissen beweisen werden."

In den Kreisen der erwerbenden Klassen von Wien begleitete man die Bemühungen des Finanzministers Baron Bruck zur Herstellung der Valuta mit sympathischem Interesse, obwohl man die ungeklärte Lage des Staates nach außen, zu welcher die schwankende und systemlose Politik des Grafen Buol-Schauenstein geführt hatte, nicht günstig für ein so weit ausschauendes Unternehmen hielt. Der geniale, aber allzu sanguinische Bruck hielt aber an seinem Plan fest und verband ihn mit der Einführung einer neuen Währung, welche den Konventionsgulden zu 60 Kreuzern beseitigte und statt dessen das Dezimalsystem einführte. Die Umrechnung vom alten Gulden, der 105 Kreuzer des neuen galt, war allerdings im Anfang etwas beschwerlich und gab im Verkehr zu allerlei Schwierigkeiten Anlaß, über die man sich aber in Wien mit der bekannten Findigkeit und einer ganzen Flut von Witzen hinweghalf. Eine Folge der Münzregulierung war das plötzliche Erscheinen der Silbermünzen älteren Gepräges, namentlich der „Zwanziger", im Verkehr, die seit Jahren in den Schubladen und noch sonderbareren Verstecken verborgen waren. Man sah in der Tat darin den Beginn der Valutaregulierung, aber wie befürchtet, machte ein äußerer Konflikt dieser Hoffnung ein rasches Ende.

Die bekannte Ansprache des französischen Kaisers an den österreichischen Botschafter Graf Hübner beim Neujahrsempfang des Jahres 1859 ließ keinen Zweifel darüber, daß man einem Krieg mit Frankreich und Sardinien zutreibe. Diese Gefahr wurde trotz längerer Unterhandlungen immer stärker, so daß schon am 28. April ein Manifest des Kaisers erschien, das den Krieg als unabweisbar erklärte, obwohl „Österreich nur gezwungen zum Schwert greife, um sein gutes Recht zu vertheidigen".

an maßgebender Stelle dieser Notwendigkeit nicht. Im August 1859 erfolgte die Enthebung des als politischer Renegat besonders verhaßten Ministers Dr. Alexander Bach, der als Minister des Innern durch den bisherigen Statthalter Graf Agenor Goluchowski ersetzt wurde. Auch der Polizeiminister Baron Kempen trat zurück, besondere Befriedigung weckte aber die Entfernung des Grafen Grünne aus seiner sehr einflußreichen Stellung. Schon während des Kriegs hatte Graf Bernhard Rechberg den unfähigen Grafen Buol als Minister des Äußern ersetzt.

Die mit Patent vom 23. Dezember erfolgte Einsetzung einer Kommission zur Kontrolle der Staatsschuld hatte in erster Linie den Zweck, den sehr gesun-

Empfang der Kaiserin Elisabeth. (S. 624.)

kenen Staatskredit zu heben, man sah aber nicht mit Unrecht darin ein Einlenken in konstitutionelle Bahnen.

Von politischer Bedeutung war auch die von der Regierung nicht bloß gestattete, sondern auch in jeder Weise geförderte Feier des hundertsten Geburtstages von Friedrich Schiller (10. November 1859). Der Kaiser widmete einen namhaften Betrag für die zu Gunsten der Schillerstiftung eröffnete Subskription, der auch das Erträgnis einer Festvorstellung im Hofburgtheater zugewendet wurde. Ein besonderes kaiserliches Handbillet ordnete an, daß ein auf den Stadterweiterungsgründen zu schaffender Platz den Namen des großen deutschen Dichters tragen solle und am Abend des Gedenktages zog ein prachtvoller Fackelzug, an dem die kaiserliche Akademie, die Hochschulen und andere offizielle Korporationen teilnahmen, durch die ganze Stadt auf den Paradeplatz, wo Heinrich Laube vor einer provisorischen Kolossalstatue Schillers diesen „idealsten deutschen

erregte Stimmung ein, die sich bei jedem Anlaß Luft machte. Mit tiefer Teilnahme vernahm man trotzdem die Kunde von einer nicht ungefährlichen Erkrankung der Kaiserin Elisabeth, die auf ärztlichen Rat den Winter 1860 bis 1861 in Madeira zubrachte, von wo sie herzlich begrüßt im Mai 1861, aber leider nicht vollkommen genesen, nach Wien zurückkehrte. Neue klimatische Kuren in Korfu, Görz und Venedig erwiesen sich notwendig.

Nicht unbeachtet blieb der ungünstige Eindruck, welchen das Oktoberdiplom in allen deutschen Provinzen, in erster Linie aber in Wien machte. Ein Versuch, aus diesem Anlaß eine Beleuchtung zu veranstalten, führte zu einem peinlichen Fiasko und als die neuen Landesstatute erschienen, die den vormärzlichen darin glichen, daß Adel und Klerus das Übergewicht besaßen, dem Bürgertum aber eine Aschenbrödelrolle zugewiesen wurde, griff eine sehr bittere Stimmung um sich. Als sich nun auch einsichtsvolle, dem Throne nahestehende Männer gegen den eingeschlagenen Weg aussprachen und auf die Gefahren hinwiesen, welche eine solche Dekomponierung des Staates für dessen Machtstellung mit sich bringe, bereitete sich ein Systemwechsel vor, der durch den Rücktritt des Grafen Goluchowski und die Berufung des bisherigen Präsidenten des Obersten Gerichtshofes, Anton Ritter von Schmerling, zum Staatsminister eingeleitet wurde.

Von 1862 bis 1873.

Herr von Schmerling war tatsächlich der Mann der Volksstimme, obwohl sein sehr gemäßigter Liberalismus weit hinter den Wünschen und Anschauungen der intelligenten Kreise zurückblieb. Aber man kannte ihn als festgefügten Charakter, dessen untadeliger Patriotismus unentwegt an der gesamtstaatlichen Idee festhielt. Gerade deshalb begrüßte man seine Ernennung mit hellem Jubel, den er auch durch seine ersten Schritte rechtfertigte. Sein Rundschreiben an die Landeschefs schlug Töne an, die man seit Philipp Stadion in Österreich nicht gehört hatte. Der Satz: „Wissen ist Macht!“ ging von Mund zu Munde und galt als Beweis, daß jene traurige Zeit vorüber sei, in der jede freie Betätigung wissenschaftlichen und geistigen Strebens verpönt und sogar mit Gefahr verknüpft war, so daß der berühmte Anatom Hyrtl für sein Porträt das zeitgemäße Motto wählte: „Sapere aude! (Wage zu wissen!)“

Am 4. Februar 1862 trat Erzherzog Rainer an die Spitze des Ministeriums. Er lebte seit Jahren in Wien und besaß viele Sympathien in der Bevölkerung, die ihn wegen seiner Leutseligkeit und der Förderung, die er jedem wissenschaftlichen Streben widmete, sehr hoch schätzte. Am 26. Februar 1862 erfloß das Februarpatent, das unter Beseitigung der anstößigsten Bestimmungen des Oktoberdiploms eine Gesamtverfassung festsetzte, neben welcher den Ländern noch immer Raum für Selbstverwaltung blieb, aber auch eine Gesamtvertretung von aus den Landtagen gewählten Abgeordneten mit ziemlich ausgedehntem Wirkungskreis schuf.

Nun trat auch der Zeitpunkt ein, in welcher die Gemeindeverwaltung wieder in gesetzliche Bahnen gelenkt wurde. Tatsächlich war das Gemeindestatut vom Jahre 1850 in Kraft geblieben, aber man hatte es einfach ignoriert. Die Anordnung von Neuwahlen unterblieb durch zwölf Jahre, nicht einmal die durch Tod oder Austritt freigewordenen Mandate wurden neu besetzt. Nicht mit Unrecht machte man den Männern des bisherigen Gemeinderates daraus den schwersten Vorwurf, daß sie bereit waren, auf so vollkommen ungesetzlicher Basis die Verwaltung zu führen. Die noch vom Grafen Goluchowski angeordneten Neuwahlen führten zu einer sehr lebhaften Wahlbewegung, in der

Dichte
gezoge
banke
von

des
das
daß
Aus
Ma
von
letz
ho
G
V
ve
V
T
L
g

Franz Josef eine unermüdliche Sorgfalt. Solange die Gefahr währte, erschien er wiederholt an den gefährdeten Punkten, um die Rettungsaktion zu betreiben, Trost und Hilfe zu spenden.

Die Rückkehr der Kaiserin Elisabeth von Venedig im Mai 1862 ging ohne öffentliche Veranstaltung vorüber, da der Gesundheitszustand der hohen Frau noch immer ein sehr schwankender war. Erst eine Badekur in dem fränkischen Kurort Kissingen brachte eine günstige Wendung, so daß die Kaiserin im August 1862 vollkommen genesen nach Wien zurückkehrte. Die allgemeine Befriedigung darüber machte sich nun in festlichen Formen Luft. Eine Abordnung des Gemeinderates erschien auf dem Penzinger Bahnhof zur Begrüßung der Kaiserin und eine glänzende Beleuchtung der Stadt beschloß den Tag ihrer

Bürgermeister Dr. Zelinka. (S. 632.)

Ankunft. Am 25. August aber bewegte sich einer der schönsten Fackelzüge, den Wien je gesehen und an dem alle öffentlichen Korporationen teilnahmen, nach Schönbrunn, wo im Schloßhof vor den auf der Freistiege versammelten höchsten Herrschaften eine Serenade und dann der Vorbeimarsch des Zuges stattfand.

Von großer Bedeutung für Wien war das mit kaiserlichem Handschreiben vom 7. März 1863 in das Leben gerufene Museum für Kunst und Industrie, das bestimmt ist, „durch Herbeischaffung der Hilfsmittel, welche Kunst und Wissenschaft dem Kunstgewerbe bieten und durch Ermöglichung der leichteren Benützung derselben die kunstgewerbliche Tätigkeit zu fördern und vorzugsweise zur Hebung des Geschmackes in dieser Richtung beizutragen".

An die Spitze des zur Überwachung bestellten Kuratoriums wurde Erzherzog Rainer berufen, der diesen Posten bis zu seinem vor wenigen Jahren erfolgten Rücktritt bekleidete. Die erste Organisation und Leitung der Anstalt lag in den Händen des gelehrten Kunsthistorikers Rudolf von Eitelberger,

beheben suchte. Doch schon gegen Ende des Jahres erhob Preußen neue Anstände über die österreichische Verwaltung in Holstein, die ihren Kern darin hatten, daß Österreich in Übereinstimmung mit der Bevölkerung den Regierungsantritt des rechtlich dazu berufenen Herzogs von Augustenburg begünstigte, während Preußen für sich selbst die Einverleibung der Herzogtümer wünschte.

Bis in das Frühjahr 1866 dauerte der gereizte Depeschenwechsel. Die in den März fallenden Verhandlungen zwischen Preußen und Italien, die nur gegen Österreich gerichtet sein konnten, enthüllten die ganze Größe der Gefahr und als vom 7. bis 13. März in der Hofburg unter dem Vorsitz des Kaisers ein sogenannter „Marschallsrat" tagte, sah man darin einen Beweis, daß ernste militärische Vorbereitungen getroffen wurden.

Es ist hier nicht am Platz, den sich mit rapider Schnelligkeit abspielenden politischen Vorgängen zu folgen. Bald konnte kein Zweifel sein, daß Preußen und Italien zum Krieg entschlossen waren, der auch tatsächlich schon am 7. Juni begann, da preußische Kolonnen in Holstein einrückten und den Abzug der österreichischen Besatzung erzwangen.

Obwohl die Verhältnisse im Inneren schwer genug empfunden wurden und sich durch den drohenden Krieg die finanziellen Bedrängnisse des Staates in einer den ganzen wirtschaftlichen Verkehr lähmenden Weise steigerten, flammte doch der Patriotismus der Wiener Bevölkerung hoch empor. Die vom Gemeinderat beschlossene Errichtung eines Freiwilligenkorps fand laute Zustimmung und Unterstützung, reichlich flossen die patriotischen Gaben ein und man war eines siegreichen Erfolges um so sicherer, als die meisten deutschen Staaten an die Seite Österreichs traten.

Das am 18. Juni erscheinende Kriegsmanifest, das den „unheilvollen Krieg Deutscher gegen Deutsche" beklagte und das Bedauern aussprach, daß der Monarch „in diesem ernsten Augenblicke die Vertreter aller Völker nicht um seinen Thron versammeln könne", weckte tiefe Begeisterung. Mit Genugtuung nahm man in Wien die Berufung des Feldzeugmeisters Ludwig von Benedek, der sich 1859 als Korpsführer besonders bewährt hatte, an die Spitze der Nordarmee auf. Der Oberbefehl im Süden lag in den Händen des Erzherzogs Albrecht.

Am 21. Juni erfolgte die Kriegserklärung Preußens, zwei Tage später die von Italien. Der Verlauf des kurzen Krieges war ganz anders, als man erwartet und gehofft hatte. Während die schwache Südarmee schon am 24. Juni bei Custozza einen glänzenden Sieg über den stärkeren Gegner erfocht, vermochten die zersplittert vorgehenden österreichischen Korps im Norden den in überlegener Weise geführten und mit einer besseren Waffe ausgerüsteten Gegner nicht vom österreichischen Boden fernzuhalten, so tapfer sich auch diesmal die Truppen wieder bewährten. Eine Reihe kleinerer Schlappen ging voraus, die man zwar in Wien beklagte, über die man sich aber im Vertrauen auf den „geheimen Kriegsplan" Benedeks sanguinisch hinwegsetzte. Die Schlacht bei Königgrätz (3. Juli) machte endlich allen diesen Illusionen ein Ende.

Gerade weil man sich in Wien bis in die letzten Tage einer von Einsichtsvollen nicht mehr geteilten Siegeshoffnung hingegeben, war der Eindruck dieser Hiobspost ein geradezu niederschmetternder. Handel und Wandel stockten; in den Straßen des lebenslustigen Wien begegnete man nur ernsten und verstörten Gesichtern. Eine völlige Verzagtheit griff um sich, die nur für Augenblicke schwand, um bittere Anklagen gegen die Regierung und die Armeeleitung zu erheben.

Am 5. Juli abends kam der treue Bundesgenosse Österreichs, der greise König Johann von Sachsen in Wien an. Mit tiefer Bewegung sah man, daß

ihn Kaiser Franz Josef in dieser schmerzlichen Situation nur mit einer stummen Umarmung begrüßen konnte. Am gleichen Tage kamen auch die ersten Verwundeten der Nordarmee an. In Scharen drängten sich die Wiener zur Haltestelle der Verbindungsbahn beim Hauptzollamt, um genaue Nachrichten von den Zuständen oder Auskunft über das Schicksal von Angehörigen zu erhalten. Der Anblick der schweren Verwundungen und der Leiden dieser Opfer des Krieges trug noch zur herrschenden Erbitterung bei, die aber nicht hinderte, daß man die Verwundeten mit Gaben überschüttete und ihr hartes Los in jeder Weise zu mildern suchte.

Um die Frage, ob der Krieg fortdauern würde, drehte sich nun die erregte Diskussion. Das am 9. Juli angeschlagene kaiserliche Manifest schien diese Frage zu bejahen, da der Entschluß ausgesprochen wurde, in keinen Friedensschluß zu willigen, welcher die Grundlagen des Reiches erschüttern konnte.

Auch die sonst getroffenen Maßregeln deuteten auf eine Fortdauer des Kampfes. Erzherzog Albrecht wurde zum Oberkommandanten der gesamten

Die Aspernbrücke mit der Franz Josefskaserne (S. 634.)

bewaffneten Macht ernannt, der größere Teil der Südarmee in Wien konzentriert und am linken Stromufer ein verschanztes Lager aufgeworfen, das die Hauptstadt decken sollte. Das rasche Vordringen der preußischen Armee, die schon am 14. Juli die niederösterreichische Grenze überschritt, einige Tage später ihre Vorposten bei Korneuburg hatte, aber auch bei Preßburg das rechte Ufer zu gewinnen suchte, ließ allerdings jene Vorkehrungen von sehr problematischem Wert erscheinen. Der Bevölkerung aber, die darin die Möglichkeit einer im Angesicht der Stadt geschlagenen großen Schlacht mit ihren kaum abwendbaren Folgen sah, bemächtigte sich neuerlich eine nicht unberechtigte Aufregung, da zudem Anstalten zur Wegschaffung des Bankschatzes, der Archive und Staatskassen getroffen wurden, man also in maßgebenden Kreisen eine feindliche Invasion für bevorstehend zu halten schien.

Natürlich brachte sich diese Aufregung auch im Gemeinderat zur Geltung. Die Absicht, eine Adresse an den Kaiser zu richten, ließ man vorläufig fallen, doch wurde unter Führung des Bürgermeisters Dr. Zelinka eine Deputation entsendet, um dem Monarchen die Befürchtungen der Bevölkerung mitzuteilen. Mit Wohlwollen empfangen, erhielt sie den Bescheid, daß Wien als offene

tagen zu beschickende außerordentliche Reichsversammlung, die über eine Neukonstituierung der Monarchie beraten und beschließen sollte.

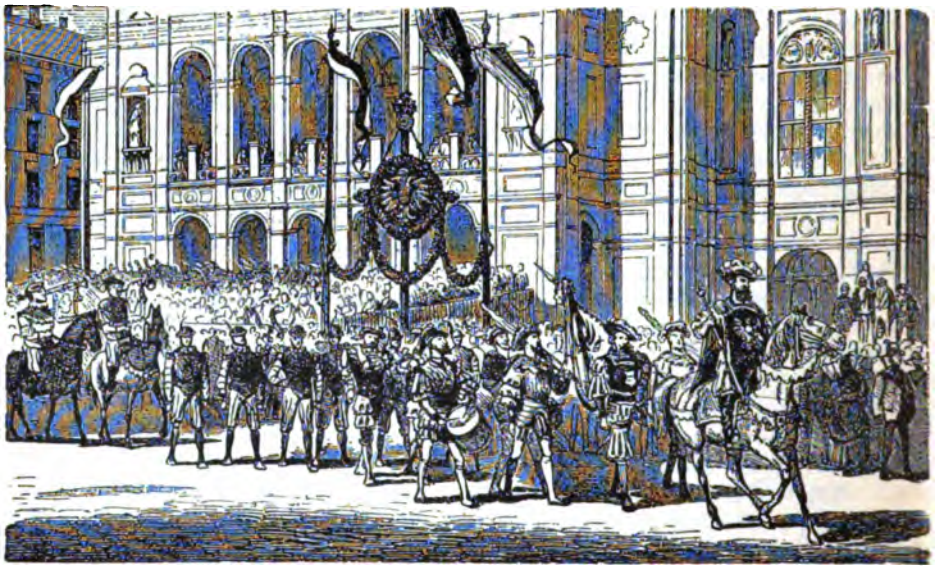
In Wien und in fast sämtlichen deutschen Wahlbezirken berief man entschiedene Gegner des Systems Belcredi, der nun endlich am 7. Februar 1867 samt seinen Kollegen zurücktrat. Übrigens war ihm schon früher auch die Leitung der inneren Politik entglitten, die in die Hände des Freiherrn von Beust überging, eines geistvollen und ideenreichen Mannes, der sich rasch eine politische und gesellschaftliche Position in Wien zu schaffen wußte, durch seine Vielgeschäftigkeit und seine Art, ernste Dinge leicht zu nehmen, aber oft seinem eigenen Werk gefährlich wurde. Er übernahm nun auch den Posten des Ministerpräsidenten und Staatsministers, womit ihm auch die Leitung der inneren Politik zufiel. Nachdem die für den 18. Februar 1867 einberufenen Landtage zu den Wahlen für den ordentlichen Reichsrat aufgefordert waren, worin eine neuerliche Anerkennung der von Belcredi sistierten Februarverfassung lag, handelte es sich um die Regelung des Verhältnisses zu Ungarn. Die schon seit Dezember eingeleiteten Verhandlungen, an welchen der „Weise der Nation", Franz Deak und der spätere Ministerpräsident Graf Julius Andrassy teilnahmen, führten, nachdem die Rechtsbeständigkeit der ungarischen Verfassung im Prinzip anerkannt war, zu Vereinbarungen, aus welchen sich die noch bestehende dualistische Gestaltung der Monarchie entwickelte.

Nicht etwa, weil man den Ungarn ihr konstitutionelles Recht mißgönnte, das sie sich mit anerkennenswerter Folgerichtigkeit errungen hatten, sondern weil man in der so gestalteten Monarchie eine Schmälerung der Staatseinheit und eine Gefährdung der Stellung Wiens sah, folgte man fast in der ganzen denkenden Bevölkerung dieser Entwicklung mit schweren Besorgnissen. Mit kluger Selbstbescheidung und richtigem Empfinden fand man sich in die gegebene Lage und wurde durch sie zu einer intensiven Tätigkeit angespornt, um Wien durch Schaffung neuer Institutionen in allen Zweigen der Gemeindeverwaltung, in wirtschaftlicher Hinsicht und durch Förderung des Unterrichtswesens auf eine Höhe zu bringen, durch welche Ersatz für die Einbuße an politischer Bedeutung zu finden war.

Am 2. Dezember 1867 erfolgte die Sanktion der schon erwähnten Staatsgrundgesetze, zu welchen noch solche über die allgemeinen Rechte der Staatsbürger, über die Vollzugs- und Regierungsgewalt und das Reichsgericht und die mit Ungarn gemeinsamen Angelegenheiten kamen. Wenige Tage später erfolgte die Ernennung der zur Besorgung der letzteren berufenen Reichsminister, des Freiherrn von Beust für die auswärtigen Angelegenheiten, des Baron Becke für die Finanzen und des Freiherrn von John, der aber bald durch Baron Kuhn ersetzt wurde, für den Krieg. Am 30. Dezember wurde auch das neuernannte Ministerium für „die im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder" publiziert. Den letzteren etwas langen und geschraubten Ausdruck wählte man, da man aus unbegreiflicher Subtilität nicht zur allgemein verständlichen und staatsrechtlich unanfechtbaren Bezeichnung „Österreich" greifen wollte. An der Spitze dieses ersten parlamentarischen Ministeriums stand „der erste Kavalier des Reiches" Fürst Carlos Auersperg; ihm zur Seite wirkten Leopold von Hasner (Unterricht), Dr. Giskra (Inneres), Dr. Herbst (Justiz), Dr. Brestel (Finanzen), Edler von Plener (Handel), Graf Alfred Potocki (Ackerbau), Graf Taaffe (Landesverteidigung) und Dr. J. N. Berger als Minister ohne Portefeuille — meist Namen, deren Träger sich als Politiker und ausgezeichnete Fachleute bewährt hatten. In Wien begrüßte man die neue Regierung — welcher man die charakteristische Bezeichnung des „Bürgerministeriums" gab, mit Enthusiasmus, da man in dessen Zusammensetzung eine Gewähr für das Einhalten einer verfassungsmäßigen und freiheitlichen Bahn sah.

Am vierundfünfzigsten Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, dem 18. August 1867, fand im Beisein des Kaisers Franz Josef die feierliche Enthüllung des Reiterstandbildes des Fürsten Karl Schwarzenberg, der den Oberbefehl über die Verbündeten in den Jahren 1813 und 1814 führte, statt. Das Denkmal ist ein Werk des Professors Hähnel in Dresden.

Die vom Abgeordnetenhaus nach einem glänzenden Referate Mühlfelds beschlossenen interkonfessionellen Gesetze entfesselten im Herrenhaus vom 19. bis 21. März 1868 eine bewegte Debatte, an welcher die bedeutendsten Redner aller Parteien sich beteiligten, welcher aber auch die Bevölkerung mit ganz ungewöhnlicher Spannung folgte. In der entscheidenden Abstimmung wurden die Gesetze mit großer Majorität angenommen — ein Resultat, das man in Wien



Schützenfestzug (1868). (S. 641.)

mit einer ganz spontanen, aber desto bedeutsameren Illumination feierte. Die von einigen Hitzköpfen vor dem erzbischöflichen Palais veranstaltete Demonstration war allerdings sehr überflüssig, wurde aber von böswilliger Seite so aufgebauscht, daß man sogar an das eben in Ofen befindliche Hoflager von einem Straßenaufstand depeschierte, an den damals in Wien gewiß keine Seele dachte. Am 25. Mai erhielten dann das Ehegesetz, das Schulgesetz und das Gesetz über die Rechtsverhältnisse der Konfessionen die kaiserliche Sanktion, womit tatsächlich das Konkordat in den wichtigsten Punkten beseitigt war.

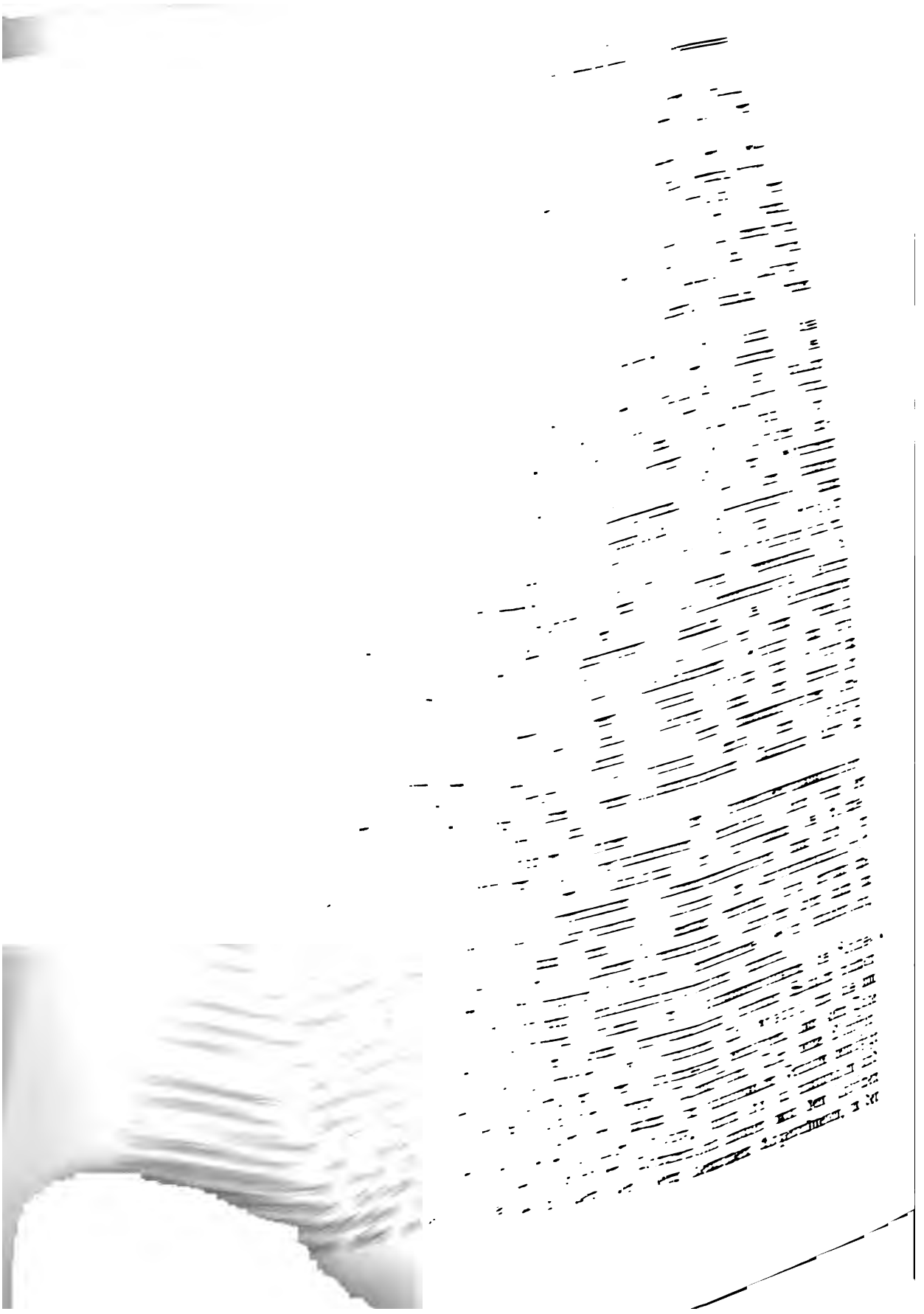
Als Beweis, daß die auch in vielen Teilen Deutschlands beklagte politische Trennung von Österreich weder die natürlichen Bande nationaler Stammesverwandtschaft, noch die kulturelle Zusammengehörigkeit gestört habe, war Wien als Vorort für das 1868 stattfindende dritte deutsche Bundesschießen gewählt worden. Es verlief in den glänzendsten Formen, im Prater erhob sich gegenüber von Erdberg um die imposante Festhalle eine ganze Stadt schmucker Bauten, darunter eine kolossale Schießhalle, in welchen die Schützen aus Österreich,

Deutschland und der Schweiz eifrig „Aug' und Hand" übten. Eröffnet wurde das Fest durch einen prächtigen, die ganze Ringstraße durchmessenden Festzug (Bild S. 640), dessen Mittelpunkt das nun in die Obhut Wiens übergegangene Banner des deutschen Schützenbundes bildete.

Ein schwerer Verlust war für Wien der Tod des Bürgermeisters Dr. Andreas Zelinka (21. November 1868). Er bestach in keiner Weise durch glänzende Eigenschaften, sein ganzes Wesen war aber von einer inneren

Bürgermeister Dr. Kajetan Felder. (S. 642.)

Tüchtigkeit, die jenen Mangel reichlich ersetzte. Ohne jene grundsatzlose Geschmeidigkeit, die so gerne mit geschäftlicher Gewandtheit verwechselt wird und nichts ist als Charakterschwäche, wußte er doch Gegensätze auszugleichen und Schwierigkeiten zu beseitigen, ohne sich und der Sache etwas zu vergeben; sein trockener Humor entwaffnete oft selbst die Gegner und manche herausgepolterte Derbheit nahm man aus seinem Munde willig hin, weil die Lauterkeit seines Wollens und die tiefe innere Güte von jedermann anerkannt wurde. „Vater Zelinka" besaß in der ganzen Bevölkerung echte Popularität, er war der Freund und Wohltäter aller Armen und Bedrängten. Noch in seinen letzten



Bevölkerung von Wien aber lebhafte Beunruhigung weckte, da man den gewonnenen Rechtsboden wieder in Frage gestellt sah. Der undankbaren Aufgabe müde, trat das Ministerium Potocki am 7. Februar 1871 zurück. Der neue Ministerpräsident Graf Karl Hohenwart, bisher Statthalter von Oberösterreich, umgab sich mit ganz neuen Männern, so daß diese Regierung sofort den Spitznamen des „Ministeriums der Unbekannten" erhielt. Einzelne Ernennungen, wie jene des Unterrichtsministers Dr. Jireczek und des Justizministers Dr. Habietinek wiesen aber doch darauf hin, daß Graf Hohenwart noch mehr zur feudalföderativen Seite neige, als selbst Potocki und wenn er für sein Ministerium auch etwas unbescheiden den Charakter „wahrhaften Österreichertums" in Anspruch nahm, stieß er doch in Wien auf entschiedenes Mißtrauen.

Immer lauter sprach sich die öffentliche Meinung gegen das Ministerium Hohenwart aus, das mit dem Landtag in Prag in Vereinbarungen getreten war, welche diesem die Entscheidung über die staatsrechtliche Gestaltung Österreichs anheimstellte. Es kam sogar zu nicht mißzuverstehenden Demonstrationen. Als Unterrichtsminister Jireczek im Herbst 1871 zur Rektorsinauguration an der Universität erschien, empfingen ihn die Studenten mit Pereatrufen, die seine Entfernung erzwangen, andere anwesende Würdenträger aber wurden mit Beifallsrufen bedacht.

Am 20. Oktober 1871 fiel unter Vorsitz des Kaisers in einem Kronrat, zu dem auch die gemeinsamen Minister und der ungarische Ministerpräsident Graf Andrassy zugezogen waren, die Entscheidung über die vom Grafen Hohenwart vorgelegten, mit den Czechenführern vereinbarten „Fundamentalartikel". Sie erfuhren eine herbe Kritik und am folgenden Tage wies der Kaiser sie mit dem Beisatz zurück, daß die „Frage der Verfassung entschieden sei und einer besonderen Zustimmung des böhmischen Landtages nicht bedürfe."

Wie von einem Alp befreit, atmete man in Wien auf, da wieder eines jener Experimente gegen den gewonnenen Rechtsboden und die gegebene geschichtliche Grundlage des Staates abgewehrt war. Es ist ganz richtig, daß Wien bei seiner politischen Haltung gegen jeden Versuch einer weiteren Föderalisierung auch von der gebotenen Sorge um die materielle und kulturelle Bedeutung der Hauptstadt beeinflußt wird. Aber auch diese zu schützen, ist eine Pflicht und parallel damit läuft das Bestreben für die Einheit und Macht des Staates, dessen sich Wien nie entschlagen wird!

Das neue am 25. November 1871 in das Amt tretende Ministerium, dessen Präsident Fürst Adolf Auersperg war, enthielt eine Reihe bewährter Kräfte, wie die Rechtslehrer Unger und Glaser, den Finanzminister Depretis u. s. w. Unter seinem zielbewußten und gemäßigten Walten trat manche nützliche Institution in das Leben, vor allem aber war eine Periode gesicherter und ruhiger Entwicklung eröffnet nach jahrelangen aufregenden Kämpfen.

Das kaiserliche Haus wurde in dieser Zeit von zwei kurz aufeinander folgenden Todesfällen empfindlich berührt. Am 28. April 1872 starb Erzherzogin Sophie, die Mutter des Kaisers Franz Josef und am 9. Februar 1873 folgte ihr die Witwe Kaiser Franz I., Karoline Auguste, die als „Kaiserin Mutter" in ganz Wien bekannt, als Wohltäterin von unbegrenzter Herzensgüte aber allgemein verehrt war.

In das Jahr 1872 fiel auch die Errichtung einer Hochschule für Bodenkultur in Wien, welche die bisherige Forstakademie in Mariabrunn ersetzte. Ihre erste Unterkunft fand die neue Hochschule in dem ehemaligen gräflich Schönbornschen Palais (VIII. Laudongasse), dessen Garten seit Jahren in den Besitz der Gemeinde übergegangen und der öffentlichen Benützung übergeben war. Das Gleiche geschah auch mit dem früheren Sommerpalais des Staatskanzlers

Nachdem man sich durch vertrauliche Anfragen bei den Mächten der Bereitwilligkeit zur Beschickung der geplanten Ausstellung versichert hatte, erfolgte die erste offizielle Verlautbarung, indem mit kaiserlichem Handschreiben vom 9. Januar 1870 der bisherige Leiter der kommerziellen Abteilung bei der Botschaft in Paris, Hofrat Wilhelm von Schwarz-Senborn zum Generaldirektor der Weltausstellung in Wien ernannt wurde. Die Ereignisse und Folgen des deutsch-französischen Krieges hielten Herrn von Schwarz in Paris zurück, so daß er erst im Sommer 1871 seine Agenden in Wien übernehmen konnte. Dadurch erlitten die Vorarbeiten für das riesige Unternehmen eine Verzögerung, welche bei dem für 1873 gestellten Termin der Abhaltung der Weltausstellung nur mehr schwer nachzuholen war.

Eine Regierungsvorlage vom 2. Juli 1871 räumte für die Zwecke der Weltausstellung einen „unter keinem Vorwand zu überschreitenden Kredit" von 6 Millionen aus Staatsmitteln ein, dessen eine Hälfte als Staatszuschuß, dessen andere als ein aus den Einnahmen zu deckender Vorschuß galt. Nun folgten die Organisationsmaßregeln in rascher Folge. Am 12. September erfolgte die Ernennung der aus 156 Mitgliedern bestehenden Ausstellungskommission, deren Präsidium Erzherzog Rainer übernahm, während Erzherzog Karl Ludwig, der Bruder des Kaisers und als Protektor des Gewerbevereines mit den industriellen Kreisen in steter Fühlung stehend, das Protektorat der Ausstellung übernahm.

Obwohl verschiedene andere Vorschläge auftauchten, entschied man sich bezüglich der Platzfrage doch bald für den Prater, der durch die Nähe der Stadt und seine Eigenschaft als Naturpark alle Vorzüge vereinigte. Der für die Ausstellung verwendete Flächenraum betrug 2,330.631 Quadratmeter, fast sechsmal so viel, als die letzte Pariser Ausstellung von 1867 beanspruchte.

Da man sich bezüglich der inneren Einteilung für das Zusammenfassen nach geographischen Gruppen entschied, griff man für den Industriepalast auf das sogenannte „Fischgrätensystem", das aus einer Längsgalerie mit daran sich in Abständen zu beiden Seiten anschließenden kürzeren Quergalerien besteht. Natürlich war dabei auch ein die ganze Anlage beherrschender Zentralraum in Aussicht genommen, dessen architektonische Ausgestaltung gerade bei den riesigen Dimensionen große Schwierigkeiten bot. Herr von Schwarz, der ein ziemlich autokratisches Regiment führte, entschied sich bezüglich des Zentralraumes für das Projekt des englischen Schiffsbauingenieurs Scott Russel, der die Kreisform anwendete, zu deren Überdachung er einen stumpfen Kegel wählte. So entstand die uns allen wohlbekannte Rotunde, welcher der Vorzug kolossaler Dimensionen nicht abzusprechen ist, obwohl deren ästhetische Qualitäten und technische Konstruktion mit gutem Grunde angefochten wurden. An die Rotunde schlossen sich auf beiden Seiten gegen West und Ost die Galerien, durch welche der eigentliche Industriepalast eine Längenfront von 707 Metern erhielt.

Arge Irrtümer in dem Projekte Russels, sowie die beispiellose Steigerung der Materialpreise und Arbeitslöhne, ließen das ursprüngliche Präliminare viel zu nieder erscheinen und es war eine sehr unliebsame Überraschung, als der Generaldirektor zu den schon bewilligten 6 Millionen noch ein Erfordernis von 9,700.000 Gulden aufstellte. Allerdings suchte er diese sehr bittere Pille zu versüßen, da er aus Eintrittsgeldern und Platzmiete eine Einnahme von nahezu 17 Millionen Gulden in Aussicht stellte, ein Optimismus, dessen Berechtigung auf starke Zweifel stieß und sich in der Tat durchaus haltlos erwies.

Es blieb natürlich nichts über, als den angesprochenen Kredit zu bewilligen, was der Reichsrat am 13. Februar 1873 mit einer fühlbaren Rü für die Generaldirektion tat, deren finanzielle Gebarung unter die Kontro einer besonderen „Rechnungskommission" gestellt wurde.

Mit den reichen zur Verfügung stehenden Mitteln, zu welchen allerdings auch rastlose Energie und die Gunst eines Winters von seltener Milde kam, gelang es, alle Bauten und die Installation der Ausstellung soweit fertig zu stellen, daß sie sich am Eröffnungstag, dem 1. Mai 1873, in der Hauptsache als vollendet präsentieren konnte.

Zu dem feierlichen Akte der Eröffnung hatten sich Gäste aus allen Staaten eingefunden. Um das österreichische Kaiserpaar gruppierten sich der Kronprinz des Deutschen Reiches mit seiner Gattin, der Thronfolger von England, Kronprinz Friedrich von Dänemark, Graf Philipp von Flandern, Großherzog Peter von Oldenburg als Vertreter des russischen Hofes und die Abordnungen anderer Staaten und Höfe, unter welchen jene orientalischer Mächte, bezopfte Chinesen und in Seide gehüllte Japanesen, nicht fehlten. Der Einzug all dieser höchsten und hohen Personen mit ihrer Suite und dem Schwarm glänzend uniformierter Würdenträger, bot eines der prächtigsten Bilder, das man sich denken kann (Bild S. 644) und das an Wirkung nur überboten wurde von dem Akt der Eröffnung der sich vor dieser glänzenden Versammlung im Riesenraum der Rotunde vollzog, die für die ausgezeichnetsten und umfangreichsten Gegenstände der Kunstindustrie aller Länder vorbehalten war.

Die Weltausstellung von 1873 war von 39.500 Einzelausstellern beschickt, deren Zahl sich, wenn man die an Kollektivausstellungen Beteiligten hinzurechnet, auf 53.000 erhöht. Es gab nur ein Urteil über die Fülle der gebotenen Eindrücke, die ein vom einzelnen Besucher kaum zu übersehendes Bild der ganzen Weltproduktion auf allen Gebieten menschlichen Schaffens gab.

Leider tat sofort nach der Eröffnung eine Reihe widriger Zufälle dem Erfolg des großartigen Unternehmens empfindlichen Eintrag. Nach einem ungewöhnlich milden Winter geberdete sich der „holde Mai" äußerst unhold, indem er alle sprichwörtlichen Tücken des April übte. Kälte, Regengüsse und Stürme wechselten durch Wochen und einer der letzteren geberdete sich so ungestüm, daß er dem am Ausstellungsplatz befindlichen Ballon captif, diesem unentbehrlichen Requisit moderner Ausstellungen, sehr gefährlich wurde.

Noch tiefer wirkte die am 9. Mai mit elementarer Gewalt ausbrechende Börsenkrisis, die von Kundigen schon lange vorausgesehen wurde, ohne daß man freilich ahnte, daß sie so plötzlich und in solchem Umfange und für so weite Kreise verderblich eintreten werde. Es ist hier nicht zu untersuchen, welchen Ursachen diese beispiellose finanzielle Deroute entsprang; sie war der Abschluß der sogenannten „Periode des Aufschwungs", die nach dem deutsch-französischen Krieg eintrat. In der Tat machte sich in den Jahren 1870 bis 1872 eine überraschende Regsamkeit auf allen Gebieten industriellen Schaffens geltend, einige günstige Erntejahre trugen zu der Erweiterung des Güterumsatzes bei, Arbeitsgelegenheit und steigende Löhne wirkten bis in die breiten Massen hinunter befruchtend. Alle diese Umstände bargen aber den Anreiz zu einer spekulativen Tätigkeit, die weit über das Bedürfnis hinausging. Banken, Baugesellschaften, Industrieunternehmungen schossen wie die Pilze empor und der Kurszettel schwoll an, daß nach einer angestellten Berechnung kaum das ganze Nationalvermögen Österreichs hingereicht hätte, die darin verzeichneten Werte zu fundieren.

Wäre dieses Treiben auf die dazu berufenen Kreise beschränkt geblieben, so hätte die Katastrophe nicht so verheerend gewirkt. Die Gefahr und die dann eintretende Panik hatten aber ihre Ursache darin, daß sich an der Spekulation und der tollen Agiotage tatsächlich alle Kreise der Gesellschaft beteiligten. Die damals von Mund zu Mund gehende Phrase, daß „das Geld auf der Straße liege", trieb Unzählige dem Hexenkessel der Spekulation zu, die dann in dessen

Wirbeln statt der erhofften goldenen Beute ihre Ersparnisse, ihr Vermögen untergehen sahen.

Der 9. Mai 1873 machte der tollen Spekulation ein schreckliches Ende, der Aschermittwoch des „großen Krach" schloß diesen Karneval übermütiger Spekulation ab. In das Bodenlose fielen die Kurse und nun zeigte sich natürlich, wie hohl und ohne Kraft diese ganze Spekulation war. Der Wohlstand, die soziale Stellung von Tausenden war verloren, die wirtschaftlichen Verhältnisse weiter Kreise auf Jahre hinaus zerrüttet.

Die Börsenkrisis übte wohl keinen unmittelbaren Einfluß auf den Besuch der Ausstellung aus, die freudige Teilnahme der einheimischen Bevölkerung wurde aber gewiß dadurch beeinträchtigt. Dagegen hielt eine im Herbst auftretende, wenn auch sehr gelinde verlaufende Cholera viele vom Besuche der Ausstellung ab, die sonst gewiß gekommen wären, nun aber in dem Zusammenfluß so vieler Menschen eine Steigerung der Gefahr sahen. Im ganzen wurde die Ausstellung von 7,254.963 zahlenden Personen besucht — eine stattliche Summe, die aber weit hinter den von der Generaldirektion präliminierten 20 Millionen zurück bleibt.

Am 2. November abends schlossen sich die Pforten der Wiener Weltausstellung. Eines der glänzendsten Bilder, das Wien je darbot, war mit einem Schlag erloschen und seiner Farbenpracht entledigt. Eine gewisse Wehmut machte sich geltend, obwohl die Weltausstellung viele Hoffnungen, die man daran knüpfte, nicht erfüllt hatte. Und wenn man später nicht selten unbillige Kritik übte, fand sich stets ein Unbefangener, der seufzend sagte: „Aber schön war es doch!"

Den Schluß des ereignisreichen Jahres 1873 bildete ein Erinnerungsfest, das in der ganzen Monarchie gefeiert wurde, am glanzvollsten und mit dem vollen Verständnis für dessen innere Bedeutung aber naturgemäß in Wien. Am 2. Dezember 1873 war ein Vierteljahrhundert vergangen, seit Kaiser Franz Josef I. den Thron bestiegen.

Unter den Ansprachen, mit welchen der Kaiser die ihm aus allen Teilen der Monarchie dargebrachten Huldigungen beantwortete, zeichnete sich besonders jene an die Vertreter Wiens durch ihren warmen, aus dem Gemüte quellenden Ton aus. Als der Kaiser am Abend an der Seite des Kronprinzen Rudolf durch die im Licht einer herrlichen Illumination erglänzenden Straßen Wiens fuhr, bereiteten ihm die dichtgedrängten Massen einen Empfang voll von begeistertem Enthusiasmus (Bild S. 648).

Eine der größten und segensreichsten Unternehmungen der letzten Jahre kam 1873 zum Abschluß, die Hochquellenleitung, und eine zweite kaum minder wichtige, die Donauregulierung, nahte sich dem Ende. Es kann hier nicht auf die technische Durchführung eingegangen werden, obwohl sie große Aufmerksamkeit und ungeteilte Bewunderung bei allen Fachleuten fand.

Beide Fragen waren nicht neu. Wir haben ja gesehen, daß sie seit Jahrhunderten immer wieder auftauchten, ohne daß eine rationelle Lösung angebahnt worden wäre. Sowohl die Albertinische wie die Kaiser Ferdinands-Wasserleitung, so verdienstlich ihre Schaffung auch war, genügten in keiner Weise. Große volkreiche Stadtteile waren lediglich auf das in sanitärer Beziehung sehr bedenkliche Wasser der Hausbrunnen angewiesen, in anderen Vorstädten war der „Wassermann", der Donauwasser in einem Faß zum Verkauf ausbot, eine allbekannte Straßenfigur. Bei den wiederholten Typhusepidemien wiesen die Ärzte stets auf das schlechte Wasser als veranlassende Ursache hin.

Endlich in der Mitte der Sechzigerjahre kam auch diese Frage zur Entscheidung. Auf Grund eines vom berühmten Geologen Professor Eduard Sueß

erstatteten Referates wurde das Projekt des Oberingenieurs Karl Gabriel zur Ausführung bestimmt, nach welchem die schon (S. 634) genannten Alpenquellen nach Wien geleitet wurden. Den Bau übernahm Anton Gabrielli, ein englischer Unternehmer, dem zur Kontrolle städtische Techniker zur Seite standen. Im Jahre 1869 begann der Bau, der trotz großer Schwierigkeiten so rasch gefördert wurde, daß 1873, ein Jahr vor der bedungenen Frist, die Wasserleitung eröffnet werden konnte. Am 24. Oktober schleuderte der vom Bauunternehmer Gabrielli auf seine Kosten errichtete Hochstrahlbrunnen vor der Terrasse des Schwarzenberg-Palais seine mächtige Wassersäule zum ersten Male in die Luft, wobei Kaiser Franz Josef mit dem Kronprinzen Rudolf gegenwärtig war und aus den Händen des Bürgermeisters Dr. Felder den ersten Pokal des herrlichen Quellwassers entgegennahm. Das fast völlige Verschwinden

Rundfahrt des Kaisers am 2. Dezember 1873. (S. 647.)

des Typhus, der früher stets in temporären Epidemien in Wien auftrat, ist der glänzendste Beweis für den von der Hochquellenleitung gebrachten Segen.

Dem natürlichen Bevölkerungszuwachs und dem steigenden Verbrauch gegenüber genügte die Ergiebigkeit der Quellen nicht lange und die Einverleibung der Vororte machte die Frage einer ausreichenden Wasserversorgung wieder zu einer brennenden. Mit Ablehnung anderer Projekte griff man wieder auf Gebirgsquellen, deren Zuleitung durch einen besonderen schon in Angriff genommenen Bau erfolgen wird.

Älter noch als die Frage der Wasserversorgung ist jene der Regulierung der Donau, die schon im sechzehnten Jahrhundert versucht wurde. Es handelte sich stets nicht nur darum, die Stadt vor Überschwemmungen zu bewahren, sondern auch das Stromgerinne für den Güterverkehr auszunützen.

Unter dem Eindruck der Überschwemmung von 1830 trat man der Frage näher, aber außer der Verfassung mehrerer Projekte geschah nichts. Erst nach 1862 kam die Sache in Fluß· auf Grund des Gutachtens der Sachverständigen

Abernethy und Sexauer bestimmte man das variierte Projekt des Ingenieurs Artur von Kink zur Ausführung, das auf dem Prinzip der Herstellung eines geraden Durchstiches und Abbauung aller Nebenarme beruhte.

Mit kaiserlicher Entschließung vom 12. September 1869 erfolgte die Berufung einer besonderen Donauregulierungskommission, die Kosten, welche auf 24·6 Millionen Gulden veranschlagt waren, fielen in gleichen Quoten dem Staat, dem Land und der Stadt zu. Unter Leitung des Oberbaurates Gustav Wex führte die beim Bau des Suezkanals bewährte französische Firma Castor, Hersent und Couvreuse die Erdarbeiten aus.

Das neue Strombett besteht aus dem für normale Wasserstände bestimmten Gerinne von 300 Metern Breite, das auch bei Niederwasser genügende Tiefe

Die Hernalserlinie. (S. 657.)

für die Schiffahrt hat und einem gegen das linke Ufer liegenden und durch Dämme abgeschlossenen Inundationsbett von 460 Metern Breite. Die regulierte Strecke hat eine Uferlänge von 14.030 Metern Länge, wovon 1900 Meter durch Kaimauern versichert sind. Die Aushebung und Baggerung des Durchstiches, die Aufführung der Dämme u. s. w. erforderten eine Erdbewegung von 12·3 Millionen Kubikmeter Erde.

In nicht ganz sechs Jahren war das Riesenwerk vollendet und am 30. Mai 1875 befuhr der Kaiser die regulierte Stromstrecke, über welche fünf gewaltige Brücken führen, von welchen drei (Nordbahn, Nordwestbahn und Staatsbahn) dem Eisenbahnverkehr dienen, zwei (die Kaiser Franz Josefs- und Kronprinz Rudolfs-Brücke) Wien mit den nördlichen Reichsteilen verbinden. Da das Eindringen großer Wasser- und Eismassen in den Donaukanal Wien noch immer mit Überschwemmungen bedrohte, erfolgte 1874 die Anbringung des nach einem Plan des Baron Engerth ausgeführten Schwimm-

trotz bei Nußdorf, das sich bei wiederholtem Hochwasser bewährte. Jetzt ist es durch eine gewaltige Schleuse ersetzt, die den Zweck hat, den Donaukanal in einen Schiffahrtskanal mit regulierbarem Wasserstand zu verwandeln. Ein anderes wichtiges Werk kam erst 1913 zur Vollendung, der Freudenauer Winterhafen, dessen kolossale Bassins eine ganze Flotte von Frachtschiffen aufnehmen können und die Donau erst zu einem großartigen Verkehrsweg, Wien aber zum Umschlag- und Stapelplatz des Straßenverkehres zu machen versprechen.

Die bauliche Entwicklung Wiens von 1848 bis 1873.

Den mächtigsten Impuls bot in dieser Beziehung die Stadterweiterung, deren Inangurierung durch Kaiser Franz Josef schon erwähnung fand. Der wiederholten früheren Anläufe in dieser Frage wurde auch gedacht; sie führten aber nicht über unfruchtbar bleibende Projekte hinaus. Ein Vorläufer der späteren Stadterweiterung war schon die von der Wohnungsnot erzwungene Überlassung eines Glacisstreifens von der Berggasse im IX. Bezirk bis zum Donaukanal. Das schon erwähnte kaiserliche Handschreiben vom 21. Dezember 1857 erzwang aber eine energische Durchführung. Es wurde eine besondere Stadterweiterungskommission eingesetzt, welcher die Entscheidung technischer und künstlerischer Fragen, sowie die Verwaltung und Verwendung der aus dem Erlös der Glacisgründe stammenden Fonds zustand. Am 31. Januar 1858 erfolgte die Konkursausschreibung für ein Regulierungsprojekt, für welches 85 Entwürfe einliefen. Nach sorgfältiger Sichtung erfolgte die Prämiierung der drei Projekte von Ludwig Förster, Friedrich Stache und der gemeinsam arbeitenden Architekten Van der Nüll und Siccardsburg. Mit Benützung derselben arbeitete Ministerialrat Moriz von Löhr einen neuen Entwurf aus, der am 1. September 1859 endgiltig zur Ausführung bestimmt wurde.

Im März 1858 nahm schon die Demolierung der Basteien ihren Anfang. Sie begann beim Rotenturm- und Fischertor und schon am 1. Mai konnte das Kaiserpaar die neue längs des Donaukanales führende Straße, den Franz Josefs-Kai, befahren. Nun kamen nacheinander die Stuben-, Kärntner- und Gonzagabastei, dann die lange Kurtine vom Fischer- zum Neutor zum Abbruch, wobei man wiederholt zu Sprengungen greifen mußte, da die außerordentliche Stärke des Mauerwerkes allen Werkzeugen widerstand.

Gleichzeitig begann auch die Verbauung der gewonnenen Gründe, und zwar zuerst am Franz Josefs-Kai und vor dem Kärntnertor.

Mit dem Jahre 1864 war in der Hauptsache die Beseitigung der Wälle vollendet und am 1. Mai 1865 befuhr das Kaiserpaar zum ersten Male die Ringstraße, die allerdings noch nicht jene geschlossene Reihe von Prachtbauten zeigte, wie es heute der Fall ist. Einzelne Teile der Umwallungen fielen in den späteren Jahren, wie die Kolowratbastei, beim Volksgarten, die Koburg- und Dominikanerbastei. Heute erinnern nur noch die Terrainhöhen rechts vom früheren Schottentor und beim Koburg-Palais an den bestandenen Mauergürtel.

Wenn wir auf die allgemeine bauliche Entwicklung Wiens übergehen, so knüpfen wir an das an, was über den Architekturcharakter Wiens im Vormärz (S. 531) schon gesagt wurde. Noch heute zeigen ganze Gassen einzelner Bezirke (VIII.) jene in den Dreißigerjahren entstandenen gleichartigen und unsägchternen Häuserreihen, die aus den Spielzeugschachteln zu stammen scheinen nur durch den Anstrich unterscheiden.

Das Jahr 1848 brach auch die Macht des Oberbaurates Sprenger, noch im Neubau des bei der Beschießung in Flammen aufgegangenen

Turmes der Augustinerkirche ein letztes Denkmal mangelnden Stilgefühls und architektonischer Ideenarmut setzte. Über ihn weg brachte sich eine Reihe von tüchtigen Architekten zur Geltung, die sich — wie Van der Nüll und Siccardsburg, Hansen, Förster, Rösner und Riedl an der Riesenaufgabe des Arsenalbaues betätigen konnten. Vollkommen verfehlt war die nun schon verschwundene plumpe Franz Josefs-Kaserne, deren unförmliche Massen das zierliche Franz Josefs-Tor von Hauptmann Rziwnaz gar nicht zur Geltung kommen ließen.

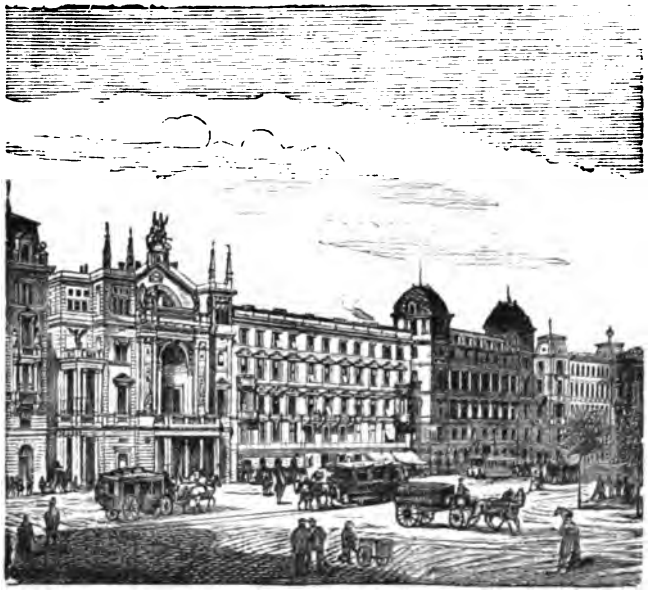
Die Restauration der Tirnakapelle des St. Stephansdomes durch die fürstliche Familie Liechtenstein, welche Patronatsrechte über diese Kapelle übt, gab den ersten Anstoß, den Zustand des herrlichen Baues näher zu untersuchen. Der tüchtige Gotiker Leopold Ernst, dem diese Aufgaben zufielen, stellte ein Programm für die Restaurations- und Ergänzungsarbeiten auf, welche 1853 mit der Herstellung der Ziergiebel der Südseite des Langhauses begonnen wurden, die bisher bis auf einen das blanke Mauerwerk zeigten. Ernst konstatierte aber auch so wesentliche Bauschäden am Hochturm, daß dessen Abtragung bis zur Dachhöhe sich als unabweisbar herausstellte. Während der Wiederaufbau in Angriff genommen wurde, starb Ernst (1862) und sein Nachfolger als Dombaumeister, Friedrich Schmidt, vollendete 1864 den Neubau des Hochturmes, den er mit Beseitigung des von Sprenger 1839 eingefügten Eisengerippes nur als Steinkonstruktion herstellte. Die Notwendigkeit fortlaufender Ergänzungen und Erneuerungen an dem Riesenbau bewog den Kardinalerzbischof Rauscher, den „Dombauverein" in das Leben zu rufen, unter dessen Einfluß die nötigen Arbeiten noch jetzt stehen.

Das Resultat der Preisausschreibung für die Votivkirche rückte einen noch sehr jungen Künstler, Heinrich Ferstel, in den Vordergrund. Wenn man die Grundaushebungen und Fundamentierungen zu diesem Kirchenbau auch sofort in Angriff nahm, so war doch mit Rücksicht auf die vorderhand zur Verfügung stehenden Mittel und die künstlerische Ausgestaltung eine sehr vorsichtige Bauführung geboten, die sich voraussichtlich auf eine lange Reihe von Jahren verteilte. Tatsächlich mußte für den Bau der Votivkirche erst das geschulte Steinmetz- und Bildhauerpersonal herangezogen werden, das in Wien noch nicht zu finden war. Erst unter Leitung des tüchtigen Meisters Josef Kranner bildeten sich in den Werkhütten der Votivkirche jene Arbeiter heran, die man in der Mehrzahl ebensogut Künstler nennen könnte und die sich bei diesem herrlichen Werk wie bei späteren Monumentalbauten so trefflich bewährten. Ein anderer Bau Ferstels, das Bankgebäude zwischen Herrengasse und Freiung zeigte diesen jungen Künstler auch als Meister schwieriger Raumdisposition, und daß er auch die Prachtformen der italienischen Renaissance zu handhaben wußte.

Der Elisabethbrücke wurde schon gedacht. Außerdem entstand noch 1854 an Stelle einer hölzernen Bohlenbrücke zwischen der Neville- und Brückengasse (V. und VI. Bezirk) eine vom Ingenieur Clarke erbaute Eisenbrücke, deren Benennung „Neville-Brücke" aber eigentlich unrichtig ist, da nur der Patentinhaber, nicht aber der Erfinder des hier angewendeten Systemes diesen Namen führt. Auch die 1866 vollendete Pilgrambrücke (zwischen V. und VI. Bezirk, Pilgram- und Hofmühlgasse) und die 1865 hergestellte Leopoldsbrücke in der Verlängerung der Schleifmühlgasse sind Eisenkonstruktionen. Letztere verschwand anläßlich der Wienregulierung, ein Schicksal, das auch die 1864 gebaute schöne Schwarzenbergbrücke traf. Diese war ein von Ingenieur Hornbostel entworfener Steinbau, während die gleichfalls beseitigte Tegetthoffbrücke, einer der zierlichsten Brückenbauten, eine von Köstlin und Battig entworfene eiserne Bogenkonstruktion besaß.

Gleichzeitig und mit der Stadterweiterung fortschreitend drängten die Erfordernisse des Verkehres auch zu Regulierungen in der Inneren Stadt. So verschwanden 1856 die alten Häuser an der Nordseite des Hohen Marktes, an deren Stelle der Bauunternehmer P. Galvagni den zuerst nach ihm und dann nach der Versicherungsgesellschaft „der Anker" benannten, dem Fischhof vorliegenden Hof baute. Auch das alte Gerichtshaus, die „Schranne" am Hohen Markt, wurde einem Umbau unterzogen, wobei der Laubengang mit der zur Verkündigung der Urteile dienenden Altane verschwand. Von noch größerer Bedeutung war die in den Anfang der Sechzigerjahre fallende Erweiterung des Grabens bis zu dem nun eigentlich in jenen einbezogenen Stock-im-Eisenplatz, wobei das schmale Schlossergäßchen verschwand.

Mit dem Jahre 1862 machte sich in der Architektur auch schon der Einfluß der Stadterweiterung geltend. Als typisches Muster für den sogenannten



Das Ringtheater. (S. 665.)

Gruppenbau, der dann besonders am Schottenring zur Anwendung kam, ist der „Heinrichshof" gegenüber dem Operntheater anzusehen, der 1863 nach Plänen von Hansen für den Großindustriellen Drasche erbaut wurde. Hansen bewies sich hier als Meister klarer Raumdisposition und brachte zuerst jene Behelfe innerer Baukonstruktion, wie Lichthöfe, geteilte Treppenanlagen u. s. w. zur Anwendung, wie sie schon mit Rücksicht auf die hohen Grundpreise nötig waren, um möglichst viele und dem Komfort entsprechende Wohnräume zu gewinnen. Ein anderer vorzüglicher Bau Hansens ist die Schule der evangelischen Gemeinden neben der technischen Hochschule im IV. Bezirk, zu welcher der Kaiser den Platz widmete; Hansen wendete hier die Formen der italienischen Renaissance an.

Bei kirchlichen Bauten kam fast durchaus die Gotik zur Anwendung und hier trat, abgesehen von dem Bau der Votivkirche, unbestritten Friedrich Schmidt in den Vordergrund. Schon in seiner ersten selbständigen Schöpfung

Eine der ersten Brücken aus Eisenkonstruktion war die vom Karolinentor auf den Heumarkt führende Karolinenbrücke. Dieser gefällige Bau verschwand aber 1852 bei einem ausnahmsweisen Hochwasser der Wien, wurde dann wieder nach dem Nevilleschen System von Ingenieur Clarke erbaut, bei Anlage des Stadtparkes aber nach abwärts verschoben an die Stelle, die sie noch heute einnimmt.

Über den Donaukanal entstanden in diesem Zeitraum: 1871 die aus einer sehr einfachen Gitterkonstruktion bestehende Brigittabrücke zwischen dem IX. Bezirk und der Brigittenau; 1872 die Maria Theresien-(Augarten-)Brücke zwischen der Maria Theresien- und Oberen Augartenstraße, die vom städtischen Baurat Paul nach einem aus Trägern und versteiftem Hängewerk bestehenden System erbaut wurde und auf den Portalpfeilern Allegorien von Malerei und Industrie, Poesie und Astronomie trägt; die 1872 an Stelle einer Kettenbrücke erbaute Sophienbrücke vom III. Bezirk, Rasumofskygasse in den Prater, eine Gitterkonstruktion von Köstlin und Battig; endlich die gleichfalls 1872 entstandene, aus einem bogenförmigen Trägerwerk bestehende Kaiser Josefs-Brücke vom III. Bezirk, Schlachthausgasse, in den Prater. Die Aspernbrücke fand schon S. 634 Erwähnung.

Bürgermeister Dr. Julius von Newald. (S. 661.)

Auf dem 1856 infolge einer kaiserlichen Widmung eröffneten Friedhof der beiden evangelischen Bekenntnisse vor der früheren Matzleinsdorferlinie schuf Hansen 1858 die schmucke Kapelle in byzantinischem Stil; diesen zeigt auch der gleichfalls von Hansen stammende, durch die Munifizenz des Baron Sina entstandene Neubau der griechisch-orthodoxen Kirche am Fleischmarkt.

In das Jahr 1858 fiel auch die Vollendung des israelitischen Tempels in der Leopoldstadt, für welchen Ludwig Förster den maurischen Stil wählte. Die Rücksicht auf gewisse rituelle Vorschriften bot Konstruktionsschwierigkeiten, die aber ebenso glücklich gelöst erscheinen, wie die Aufgabe, die überaus reiche Ausgestaltung des Innenraumes stilgerecht und geschmackvoll zu machen.

Auch zwei umfangreiche Bauten für kommunale Humanitätsanstalten kamen 1860 zur Vollendung. Es waren dies die vom Architekten Fellner gebaute Bürgerversorgungsanstalt an der Ecke der Währinger- und Spitalgasse, an Stelle des alten Siechenhauses und Lazarettes zu St. Johann an der Als und die unweit davon in der Spitalgasse gelegene Allgemeine Versorgungsanstalt, welche das hier bestandene Armenhaus „zum blauen Herrgott" ersetzte. Das letztere imposante Gebäude ist ein Werk des Stadtbaudirektors Rudolf Niernsee und beherbergt über 1400 Pfründner.

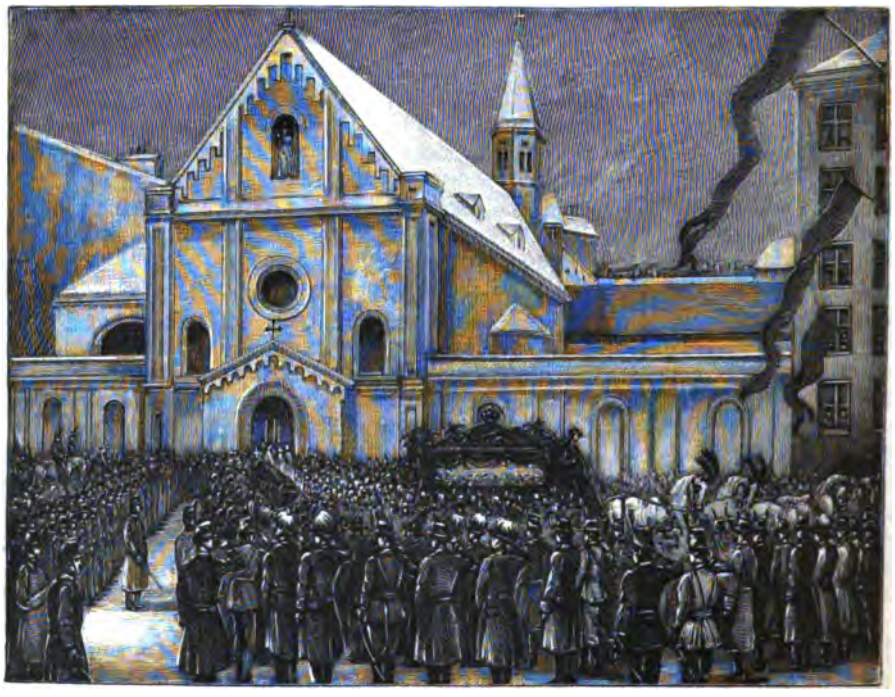
Bau des hübschen Theaters, das allerdings in bedenklicher Weise mit einem Miethaus verbunden war, nahm kaum ein Jahr in Anspruch, so daß die Eröffnung am 16. September 1872 erfolgen konnte. Die weiteren Schicksale dieses Theaters werden uns später beschäftigen.

Das im Jahre 1866 auf dem Grund des in ganz Wien bekannten „Engelhauses" in der Wasagasse, von dem die Tradition behauptete, daß es auf den Ruinen eines 1529 zerstörten Klosters stand, erbaute Harmonietheater war sehr kurzlebig. Das schmucke Haus war ein Werk der Architekten Weiß und Drasche und dem Genre leichtgeschürzter Operetten gewidmet. Doch schon nach zwei Jahren verwandelte es sich in ein Vergnügungslokal gemischter Art, als welches das nunmehrige „Orpheum" sich unter den Direktionen Danzer, Pertl und Steiner bis heute erhielt. Das 1872 von Freiherrn von Wertheim im Rücktrakt seines Palais gegen die Canovagasse errichtete „Residenztheater" hatte kaum den Charakter einer öffentlichen Bühne. Im Anfang diente es fast ausschließlich für Dilettantenvorstellungen und die Versuche, es später unter rasch wechselnden Direktionen allgemein zugänglich zu machen, endeten mit Mißerfolgen, die zur Schließung führten. Nach Erbauung des Musikvereinsgebäudes stand der bisherige Saal in dem Hause unter den Tuchlauben, in dem der Sicherheitsausschuß im Jahre 1848 tagte, verwaist, bis er 1870 in ein kleines Theater umgewandelt wurde, das 1872 der Theaterpraktikus Friedrich Strampfer nach seinem Rücktritt vom Theater an der Wien übernahm und zu einer gewissen Blüte brachte. Nach 1873 konnte sich aber das Unternehmen nicht behaupten und das ganze Gebäude verschwand später, um dem stattlichen „Mattoni-Hof" Platz zu machen.

Schon bei der Inaugurierung der Stadterweiterung war die Schaffung von öffentlichen Anlagen in Aussicht genommen worden, durch welche teilweiser Ersatz für die Glacien geboten werden sollte, obwohl dieselben als Erholungsort nur in einzelnen Teilen und in sehr beschränktem Sinn zu betrachten waren. Zuerst trat die schmale, zwischen dem Franz Josefs-Kai und dem Donaukanal hinführende Anlage in das Leben, die 1861 schon der öffentlichen Benützung übergeben wurde. Für die Ungeduld des Publikums entwickelten sich die hier gepflanzten Bäume viel zu langsam und durch Jahre höhnte man diese Anlagen mit dem Spottnamen „Beserlpark". Nun, da sie Schatten und einen angenehmen Spaziergang boten, mußten sie den Umwälzungen, welche der Bau der Stadtbahn und die Kanalregulierung bedingten, weichen. Eine wahrhaft großartige Schöpfung ist der Stadtpark, für welchen 1860 auf kaiserliche Anordnung die sich zwischen der Ringstraße und dem linken Wienufer hinziehenden Gründe von der verlängerten Johannesgasse bis zur Wollzeile überlassen wurden. Die Pläne zu dieser Anlage entwarf der als Landschaftsgärtner hochangesehene Dr. Rudolf Siebeck nach Skizzen des ausgezeichneten Malers Josef Selleny. Dem Zusammenwirken der beiden Männer verdankt Wien diese reizenden Anlagen, die durch den großen Teich und die glückliche Situierung der Wege und einzelner Bosketts eine Fülle von wechselnden Ansichten und schattigen Ruheplätzen bieten. Gegen die Johannesgasse zu steht der 1870 nach Plänen des Architekten Garben ausgeführte prächtige Kursalon mit seinen reich dekorierten Sälen.

Der mächtige bauliche Aufschwung Wiens infolge der Stadterweiterung drängte auch zu einer Änderung der administrativen Einteilung Wiens. Im Jahre 1863 kam die Einteilung in neun Bezirke zur Durchführung, womit die Ersetzung der wiederholt vorkommenden Straßennamen durch neue Bezeichnungen und eine zweckmäßige, jede einzelne Straße umfassende Numerierung der Häuser statt der früher gebrauchten wirr durch einanderlaufenden Katastralnumm- verbunden war.

Auch die Skulpturwerke Wiens erfuhren in dieser Periode eine Vermehrung. Neben den Monumenten am äußeren Burgplatz entstand 1872 noch das Schubertmonument im Stadtpark, der auch die Zelinkabüste und die reizende Donaunixe Gassers enthält, und das Denkmal des Kaisers Maximilian von Meixner in Hietzing. Ein Skulpturwerk von hervorragender Bedeutung erhielt Wien im Albrechtsbrunnen, der die Stirnseite der Augustinerbastei gegen den Albrechtsplatz verkleidet. Das von Kaiser Franz Josef der Stadt gespendete Monumentalwerk besteht aus der Gruppe des Danubius und der Vindobona und allegorischen Statuen der bedeutendsten Flüsse der Monarchie. Es ist ein Werk des Bildhauers Meixner und kam 1869 zur Enthüllung. Viel bescheidener,



Leichenbegängnis des Kronprinzen Rudolf. (S. 670.)

aber von intimem Reiz ist die Bronzefigur des „Gänsemädchens" von Josef Wagner, die zuerst auf der Brandstätte ihren Platz fand, nach Beseitigung dieses Hauses und Hofes aber auf die Plattform der Rahlstiege am Beginn der Mariahilferstraße versetzt wurde.

Im Jahre 1869 kam zur Vollendung die große Rudolfskaserne im IX. Bezirk, ein unschönes, und wie sofort zutage trat, in der inneren Anlage vollkommen verfehltes Bauwerk, dessen Beseitigung schon angeregt ist und offenbar auch zur Tatsache wird.

Abgesehen von dem direkten Einfluß durch die der Weltausstellung selbst dienenden Bauten, wirkte diese anregend auf die Bautätigkeit ein. Die allzu sanguinischen Erwartungen, die man von der Frequenz und dem Fremdenbesuch hatte, bot der Spekulation Anlaß zur Schöpfung einer Reihe großartiger Hotels,

die allerdings sehr schlecht prosperierten und in der Mehrzahl sofort nach dem Ausstellungsjahr anderen Verwendungen zufielen.

Überraschend war in diesen Jahren die Entwicklung einzelner Stadtteile. Die ursprünglich zum Bezirk Wieden gehörige Ansiedlung vor der Favoritenlinie, die vor 20 Jahren fünf bis sechs Häuser zählte, hatte sich schon um 1870 zu einem stattlichen dichtbevölkerten Stadtteil ausgewachsen, der eine eigene Pfarre erhielt (Kirche St. Johannes Baptist von Bergmann am Keplerplatz) und als X. Bezirk Favoriten konstituiert wurde. In ähnlich rapider Weise, die an das Wachstum amerikanischer Städte erinnert, schritt die Verbauung der Brigittenau vor. Die unmittelbar an der Stadtperipherie liegenden damaligen Vororte hatten schon den früheren ländlichen Charakter verloren und vollkommen städtischen Anstrich gewonnen. Wie eine Kunde aus fernster Zeit mutet es uns an, wenn wir die aus den Vierzigerjahren stammende Abbildung (S. 649) der Hernalserlinie betrachten, die dort Feld und Baumpflanzungen zeigt, wo 30 Jahre später gut angelegte Straßen mit stattlichen Häusern entstanden. Namentlich die westlichen und nordwestlichen Vororte entwickelten sich rasch, ein Teil der Schmelz und auch der Hernalser Exerzierplatz fielen der Verbauung anheim.

Zwölftes Buch.

Wien von 1873 bis zur Gegenwart.

Unsere Darstellung tritt in jene Zeit, welche wir alle miterlebt haben und aus eigener Anschauung zu kennen glauben. Das mag vom Standpunkte jedes Einzelnen zutreffen, aber es gibt noch einen anderen, höherstehenderen, welcher die selbsterlebte Zeit und ihre Erscheinungen nicht bloß nach ihrer Wirkung auf die Individualität, sondern nach ihrer Bedeutung und mit Berücksichtigung der dauernden Ergebnisse, losgelöst von den Strömungen und Ansichten des Tages betrachtet. Es dürfte sehr schwer, vielleicht sogar unmöglich sein, diesen letzteren Grundsatz in seiner vollkommenen Reinheit festzuhalten; das entbindet aber nicht von der Pflicht, ihm nach Möglichkeit nachzustreben, wenn die objektive Darstellung von Tatsachen sich nicht in den Dienst einer bestimmten Parteitendenz stellen soll. Aus zwei Gründen wird sich daher dieser letzte Abschnitt des vorliegenden Werkes nur auf eine übersichtliche Zusammenfassung der Hauptzüge in der Geschichte und Entwicklung Wiens im letzten Vierteljahrhundert beschränken. Fürs erste lebt ja tatsächlich noch vieles so lebendig im Erinnern weiter Kreise, daß eine breitere Darstellung überflüssig und ermüdend wäre; gerade darin, daß wir den Geschehnissen der Zeit noch so nahe stehen, liegt aber auch eine Gefahr für die Objektivität des Verfassers und des Lesers. Es ist ja auch aus der Optik bekannt, daß eine gewisse Entfernung von dem zu beobachtenden Gegenstand dessen Bild schärfer und klarer erscheinen läßt.

Wie dies immer der Fall ist, kam im Gefolge der Spekulationskrise des Jahres 1873 nun eine der industriellen und gewerblichen Produktion. Sie trat besonders in Wien mit Vehemenz auf und machte sich hier auch am empfindlichsten fühlbar, wo eine Reihe ausnahmsweise günstiger Jahre die Erwerbsmöglichkeit, aber auch die Lebenshaltung und Bedürfnisse der breiten Bevölkerungsschichten sehr gesteigert hatte. Die durch die Weltausstellung und eine nicht immer auf reellem Boden stehende Realitätenspekulation gesteigerte Bau-

tätigkeit riß plötzlich ab, als sich zeigte, daß sie dem Bedürfnis vorausgeeilt war und die bisher allerdings meist gegen horrende Verzinsung gewährten Baukredite versiegten. Gerade die Bautätigkeit ist aber das Rückgrat der gewerblichen Produktion in Städten, sie wirkt befruchtend auf viele Geschäftszweige, bringt Arbeitsgelegenheit für den Mittelstand und die große Masse.

Ein kaiserliches Handschreiben vom 8. Februar 1874 lenkte die Aufmerksamkeit der Regierung nach dieser Seite. Der wichtigste Satz desselben lautete: „Es liegt Mir am Herzen, daß Alles aufgeboten werde, um den bedrängten Klassen der Bevölkerung jede tunliche Erleichterung zuteil werden zu lassen. Insbesondere wünsche ich das Augenmerk darauf gerichtet zu sehen, daß die Bautätigkeit zur Herstellung von Werken, die im öffentlichen Interesse notwendig oder in volkswirtschaftlicher Beziehung wichtig sind, angeregt und gefördert und dadurch Arbeit für fleißige Hände und Verdienst für zahlreiche Gewerbe geschaffen werde." Diese Anregung hatte Erfolg und in Wien nahm man eine ganze Reihe von Monumentalbauten in Angriff, die für Jahre hinaus ausgiebige Beschäftigung boten.

Bürgermeister Dr. Johann Prix. (S. 670.)

Es ist natürlich, daß die Verschlechterung der ökonomischen Lage die Bestrebungen der sozialdemokratischen Partei wieder belebten, von welchen es in den Jahren des gewerblichen Aufschwunges ziemlich stille geworden. Eine von den „Arbeitern Wiens" im Februar 1874 an das Abgeordnetenhaus gerichtete Petition verlangte das allgemeine Wahlrecht, die Errichtung von Arbeiterkammern u. s. w., im Oktober aber entstand der „allgemeine österreichische Arbeiterverein", in dem sich die Parteileitung der Sozialdemokraten zentralisierte. Da sich deren Tätigkeit auf scharfe Reden in den Versammlungen, auf das Absingen von Arbeiterliedern oder das Mitführen von Fahnen bei ihren geselligen Ausflügen beschränkte, ließ man sie mit Recht unbehelligt.

Auch die konfessionellen Fragen traten wieder in den Vordergrund. Bekanntlich sonderten sich anläßlich der Verkündigung des Unfehlbarkeitsdogmas, das vom Konzil des Jahres 1870 beschlossen wurde, zahlreiche Angehörige der katholischen Kirche von dieser ab und nahmen, da sie den Anspruch erhoben, den „alten und echten" Glauben festzuhalten, den Namen „Altkatholiken" an, für welche auch eine kirchliche Organisation in das Leben trat. Der in Wien sich bildenden Kirchengemeinde der Altkatholiken überließ der Gemeinderat die

Salvatorkapelle für den Gottesdienst, worauf sie mit dem Interdikt belegt wurde. Viel zur Ausgleichung dieser Gegensätze trug das kluge und staatsmännische Verhalten des Kardinalerzbischofs Rauscher bei, der in einem Brief an den Bürgermeister beteuerte, daß es ihm vollkommen fern liege, irgend einen Gewissenszwang wegen des Unfehlbarkeitsdogmas auszuüben, zu dessen heftigsten Gegnern er auf dem römischen Konzil gehörte.

Tiefes Mitgefühl weckte in Wien der am 29. Juni 1875 in Prag erfolgte Tod des Kaisers Ferdinand. Seit der Abreise nach Olmütz im Oktober 1848 hatte er Wien nicht mehr betreten, aber vergessen war er in der Hauptstadt nicht. Unabhängig davon, daß er nicht jene Herrschereigenschaften besaß, um einen Staat in stürmischer Zeit zu lenken, widmete man seinen rein menschlichen Vorzügen, seiner Güte und Leutseligkeit, seinem Wohltätigkeitssinn warme Anerkennung und er behielt für die Wiener auch im Angesicht seiner Bahre den Namen: „Ferdinand der Gütige!"

Am 10. November 1876 hatte Wien anläßlich der Enthüllung des Schiller-Denkmales vor dem Gebäude der Akademie der bildenden Künste seine zweite Schillerfeier. Im Beisein des Kaisers vollzog sich diese Feierlichkeit; in den dabei gehaltenen Ansprachen kam die Bedeutung Schillers und seiner Dichtungen für das geistige Leben des deutschen Volkes zu vollem Ausdruck, worin ein neuer Beweis lag, daß die politische Trennung Deutsch-Österreich nicht aus dem Kulturkreis des großen Brudervolkes ausschloß. Am Abend brachten die Studierenden aller Hochschulen den Manen des großen Dichters einen glänzenden Fackelzug dar.

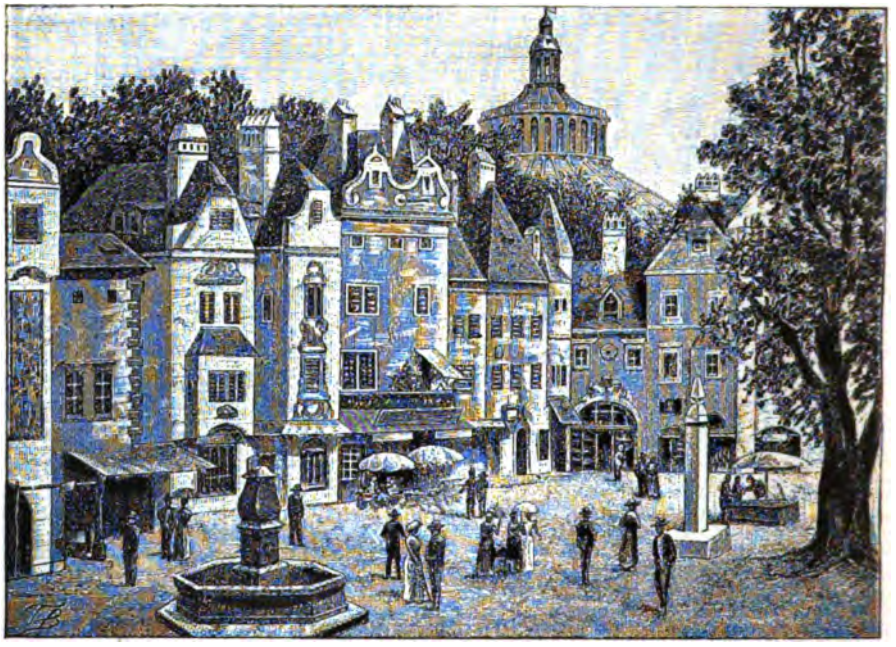
Das Schiller-Denkmal ist ein Werk des Dresdener Professors Johann Schilling, der Guß erfolgte in der Kunsterzgießerei in Wien. Später kamen in den beiden südlichen Eckbosketts Hermen mit den Büsten der österreichischen Dichter Nikolaus Lenau und Anastasius Grün (Anton Graf Auersperg) von Bildhauer Schwerczek zur Aufstellung.

Schon seit dem Jahre 1875 trat durch Unruhen in einzelnen Teilen der Türkei das große Fragezeichen der europäischen Politik, die orientalische Frage, wieder in den Vordergrund. Auch Montenegro und Serbien griffen zu den Waffen und als letzteres unterlag, trat Rußland auf den Plan, um seiner angeblichen Pflicht als Schutzherr der Orthodoxen zu genügen. Die österreichische Politik befand sich in einer schwierigen Lage; die türkische Verwaltung war so mangelhaft, daß man für ihr Fortbestehen in der Tat nicht eintreten konnte, trotzdem betrachteten die maßgebenden Kreise und auch die Bevölkerung in Wien und Pest die russische Aktion mit tiefem Mißtrauen. Als ein Ministerratsbeschluß vom 31. Juli 1877 die Ermächtigung zu militärischen Vorkehrungen an der südöstlichen Grenze aussprach und der Kaiser in einer Ansprache an die Delegationen die „Wahrung der berechtigten Interessen Österreich-Ungarns" besonders betonte, glaubte man vor einem Krieg mit Rußland zu stehen.

Im Februar 1878 begehrte die gemeinsame Regierung einen Kredit von 60 Millionen für militärische Zwecke. Der dem Sultan abgedrungene Friede von San Stefano hätte die Selbständigkeit der Türkei vernichtet und das Übergewicht Rußlands im Südosten des Weltteiles hergestellt. Er stieß auf den Widerspruch aller Mächte und Rußland mußte sich dazu verstehen, ihn der Revision durch einen in Berlin zusammentretenden Kongreß zu unterziehen. Dieser erteilte nach heilsamer Korrektur der Ansprüche Rußlands der österreichisch-ungarischen Monarchie ein Mandat zur Okkupation Bosniens und der Herzegowina, um in diesen hauptsächlich von Aufständen heimgesuchten Ländern geordnete Verwaltungszustände herzustellen. Die mit großen Schwierigkeiten verbundene Ausführung der militärischen Okkupation, welche auf einen von der

Bevölkerung ausgehenden erbitterten Widerstand stieß, gab den Wienern wieder Gelegenheit, ihren in solchen Fällen stets bewiesenen Patriotismus zu zeigen. Von allen Seiten liefen überreiche Spenden — sogenannte „Liebesgaben“ — ein, um den Truppen den Aufenthalt in einem unwirtlichen Lande erträglicher zu machen.

Ungeheuchelte Teilnahme weckte der am 8. März 1878 erfolgte Tod des greisen Vaters des Monarchen, des Erzherzogs Franz Karl. Seine bürgerfreundliche Haltung in mancher schweren Stunde war unvergessen geblieben, aber auch seit er von jeder öffentlichen Funktion sich fernhielt, gewann er sich durch die Einfachheit und Leutseligkeit seines Wesens alle Herzen. Wenn er in der bekannten altmodischen, mit sechs Schimmeln bespannten Karosse in den



Der Hohe Markt in der Musik- und Theaterausstellung 1892. (S. 673.)

Prater fuhr, erwiderte er mit nie ermüdender Pünktlichkeit jeden Gruß, den zu versäumen keinem der Passanten einfiel.

Im Sommer 1878 trat Dr. Felder von dem Amt eines Bürgermeisters von Wien zurück, ein schwerer Verlust für die Verwaltung der Stadt. Sein Rücktritt, der auch von den Gegnern beklagt wurde, hatte eine begreifliche Müdigkeit, aber zum Teil auch die Gestaltung der Parteiverhältnisse im Gemeinderate zur Ursache. Der Anteil, welchen er an den großen Werken der Wasserversorgung und Donauregulierung nahm, vor allem aber die Hebung des Volksschulwesens in Wien, die er mit aller Kraft förderte, werden ihm stets ein ehrenvolles Andenken sichern. Obwohl ein unbeugsamer Hüter der Selbstverwaltung der Gemeinde, der jeden unberechtigten Eingriff abwies, wußte er doch allen Konflikten auszuweichen, weil er die Macht der Argumente an entscheidender Stelle geltend zu machen wußte.

Als Nachfolger Felders in der Würde des Bürgermeisters von Wien kam nur ein Mann ernstlich in Betracht, Dr. Julius Newald. Er gehörte seit 1864 dem Gemeinderate an, stand seit 1869 Felder in der Verwaltung als erster Bürgermeister-Stellvertreter zur Seite und hatte genauen Einblick in alle Zweige des städtischen Organismus. Auch rühmte man ihm eine gewisse Geschmeidigkeit nach, die allerdings dem etwas autokratisch veranlagten Felder vollkommen mangelte. (Bild S. 652.)

Bürgermeister Dr. Karl Lueger. (S. 674.)

Die Schwierigkeiten, auf welche die Erneuerung des Ausgleiches mit Ungarn stieß, hatten die Lebenskraft des Ministeriums Auersperg erschöpft und seine Stellung nach allen Seiten erschüttert. Im Herbst 1878 fand endlich die schon wiederholt gestellte Bitte um Enthebung Annahme. Der mit der Kabinettsbildung betraute bisherige Finanzminister Depretis stieß aber auf große Bedenken bei den ihm nahestehenden Parteien, die sich auch in einer am 5. November 1878 angenommenen Adresse des Abgeordnetenhauses aussprachen, welche sich ziemlich energisch gegen die mit der Übernahme der Verwaltung Bosniens und der Herzegowina eingeschlagene expansive Politik richtete.

Am 15. Februar 1879 traten Fürst Adolf Auersperg und Dr. Unger aus dem Ministerium, mit dessen Vorsitz Dr. Stremayr betraut wurde und in das an Stelle des schwer erkrankten Baron Lasser der bisherige Statthalter von Tirol, Graf Taaffe, als Minister des Innern berufen wurde. Nach kurzer Zeit übernahm er den Vorsitz und da man ihm von Seite der liberalen Deutschen wegen seiner Haltung als Mitglied des Bürgerministeriums mißtraute und hervorragende Mitglieder der Partei ihren Eintritt in das Ministerium von Vorbehalten in der Orientpolitik abhängig machten, suchte sich Graf Taaffe, überhaupt kein Mann festgefügter politischer Prinzipien, seine Kollegen auf der anderen Seite. Die Berufung des feudalen Grafen Julius Falkenhayn und des Führers der mährischen Czechen Dr. Alois Prazak machte schon stutzig und als dann nach nur unter Kämpfen erreichter Votierung des Rekrutengesetzes die letzten Vertreter der deutschen Fortschrittsparteien Stremayr, Horst und Baron Korb aus dem Ministerium traten und endlich der als enragierter Deutschenhasser und Föderalist bekannte Dr. Julian Dunajewski mit dem wichtigen Amte des Finanzministers betraut wurde, war kein Zweifel mehr möglich, daß auch dieses zweite Ministerium Taaffe Wege einschlage, die weitab von jenen lagen, die von den Deutschen Österreichs und der Bevölkerung Wiens für ersprießlich gehalten wurden.

Bevor aber die politischen Zustände sich so trüb gestalteten, war Wien die Gelegenheit geboten, ein schönes Fest in wahrhaft seltener Weise zu feiern. Der Anlaß dazu war die in den April des Jahres 1879 fallende Feier der silbernen Hochzeit des Kaiserpaares. In der ganzen Monarchie rüstete man dazu und es war nur natürlich, daß die Hauptstadt sich an die Spitze der vorbereiteten Veranstaltungen stelle. Schon im Dezember 1878 trat auf Antrag des Bürgermeisters Dr. Newald eine Festkommission des Gemeinderates zusammen, um Vorbereitungen zu einer würdigen Feier des Tages zu treffen. Schon im Anfang tauchte der mit Beifall aufgenommene Gedanke eines historischen Festzuges auf, der als Huldigung aller Zweige wirtschaftlicher und geistiger Tätigkeit gelten sollte.

Es war ein glückliches Zusammentreffen, daß in der Reihe der festlichen Veranstaltungen die Einweihung der nach dreiundzwanzigjähriger Bauzeit vollendeten Votivkirche aufgenommen werden konnte. Ihre zierlichen Türme, auf deren Vollendung Ferstel besonders drang, sahen nun auf ein neues helles Wien herab, in dessen herrlichem Gesamtbild sie selbst einen leuchtenden Zug bilden.

Die offiziellen Feierlichkeiten begannen schon am 23. April mit dem Empfang der Glückwunschdeputationen. Jene des Gemeinderates von Wien, welche die huldvollste Aufnahme fand, überreichte die kostbar ausgestattete Glückwunschadresse, ein Meisterstück des Wiener Kunstgewerbes und eine von den Künstlern Tautenhayn und Scharff ausgeführte Erinnerungsmedaille. Am 24. April fand vormittags die kirchliche Einweihung der Votivkirche statt, zu welcher das Kaiserpaar in feierlicher Auffahrt erschien, die den am ganzen Wege dichtgedrängten Menschenmassen Anlaß zu begeisterten Begrüßungen gab.

Der 25. April war für den Festzug bestimmt, wegen des außergewöhnlich ungünstigen Wetters, das sich schon am Vortag störend geltend machte, erfolgte jedoch eine Verschiebung auf den nächsten Tag, der dann prächtiges helles Frühlingswetter brachte, in dem die bunte und gestaltenreiche Farbenpracht des Festzuges sich im Sonnenglanz entwickeln konnte. Die Ringstraße bot einen würdigen architektonischen Rahmen für dieses einzig schöne Bild, das jedem, dem vergönnt war, es zu sehen, für ewig unvergeßlich bleiben wird. Der Zug formierte sich im Prater, erreichte über die Aspernbrücke die Ringstraße, die in ganzer Länge bis zur Maria Theresienbrücke durchzogen wurde. Am

Gruppenbild „Der Handel" aus dem Festzug 1879.

Schottenring erfolgte die Auflösung des Zuges. Als eigentlicher Festplatz diente der Raum zwischen dem Burgtor und dem Maria Theresienplatz. Hier stand vor dem ersteren das prachtvolle Zelt für die kaiserliche Familie und die fürstlichen Gäste, gegenüber die Tribünen für die Reichsvertretung, den Gemeinderat und die Behörden.

Dem Festzug lag der Gedanke einer Huldigung aller Zweige bürgerlicher Tätigkeit zugrunde. Für die äußere Form wählte man die Zeit des sechzehnten Jahrhunderts, die für Kostüme, Wagen und alle dekorative Beigabe einen Reichtum an Farbe und Gestaltung erlaubte, um eine künstlerisch schöne Wirkung zu sichern. In dieser Hinsicht übte Professor Hans Makart, dieser Meister malerischen Prunkes, den maßgebendsten Einfluß aus. Von seiner Hand stammten die Entwürfe zu den meisten Festwagen, er ordnete die Stellung der Gruppen und nahm auch auf die Kostüme Einfluß.

Am 7. März 1880 brachte die „Wiener Zeitung" die überraschende Kunde von der Verlobung des Kronprinzen Rudolf mit der Tochter des Königs der Belgier, Prinzessin Stephanie. Ein nach Brüssel gerichtetes Glückwunschtelegramm des Bürgermeisters drückte das Empfinden der ganzen Bevölkerung aus. Der sofort erfolgende herzliche Dank des Kronprinzen und seiner Braut schloß: „Grüßen Sie mir das liebe, schöne und treue Wien!" Auch in der Antwort des Kaisers auf die Glückwünsche des Gemeinderates schlugen einige Sätze einen weit über die übliche Wärme solcher Äußerungen hinausgehenden Ton an. Der Kaiser betonte, es habe sich bei dieser Gelegenheit wieder gezeigt, „daß wir Alle zusammen in der That nur Eine Familie bilden" und am Schluß hieß es: „Ich weiß ja, wie sehr mein Sohn Wien liebt, denn er ist ja selbst ein wahrer, echter Wiener!"

Im Jahre 1880 veranstaltete der Niederösterreichische Gewerbeverein eine nur sein Geltungsgebiet umfassende Gewerbeausstellung. Er folgte darin dem auch schon von anderer Seite bevorzugten System der Regionalausstellungen, welche statt der sehr kostspieligen und kaum übersehbaren Weltausstellungen das industrielle Können und Schaffen eines begrenzten Gebietes zur Anschauung bringen. Als Schauplatz bot sich ganz von selbst die Rotunde dar, die mit den vier bestehenden Quergalerien und einigen im Park errichteten Zubauten genügenden Raum bot. Die am 15. Juli vom Kaiser eröffnete Ausstellung war von 1605 Firmen beschickt und bot nach einem gleichzeitigen Urteil „ein glänzendes Bild der Tüchtigkeit und Intelligenz, des kaufmännisch sicheren Blickes, der unermüdlichen Tätigkeit und des ausgebildeten Geschmackes, welche im Dienste der Industrie unseres engeren Vaterlandes wirken".

In die ersten Tage dieser Ausstellung, die nur bis zum 15. Oktober währte, fiel die Abhaltung des Bundesschießens des österreichischen Schützenbundes. Für diesen Zweck war die sehr zweckmäßig eingerichtete Militärschießstätte jenseits der Kronprinz Rudolfsbrücke gewählt und durch einige Bauten zum Festplatz umgestaltet worden. Ein sehr köpfereicher Festzug, dessen Mittelpunkt der Triumphwagen der Austria war, die Weihe des Bundesbanners auf dem Platz vor der Franz Josefskaserne waren die Glanzpunkte dieses Festes.

Das Jahr 1880 ließ Wien überhaupt nicht aus der Feststimmung kommen. Der fünfzigste Geburtstag des Kaisers Franz Josef gab am 18. August Anlaß zur Abhaltung eines Volksfestes im Prater, wobei aber leider die glänzenden Veranstaltungen und die Feststimmung der zahlreichen Teilnehmer unter Wetterlaunen litten.

Das Jahr 1881 brachte die Vermählung des Kronprinzenpaares mit den üblichen Festlichkeiten, die diesmal nur durch die den gewöhnlichen Umfang weit übersteigende Teilnahme des Publikums gekennzeichnet waren. Schon bei dem

rasch wechselnder Leitung, das auch älteren Theatern so gefährlich wird. Hasemann, Bohrmann — unter dem ein Gastspiel der Patti kurzlebige Erfolge brachte — Rosenfeld, Hirsch, Völkl, Strampfer — die Direktionen kamen und gingen, ohne daß die komische Oper auf einen grünen Zweig kam, die unterdessen Eigentum des Stadterweiterungsfonds und zum Ringtheater umgetauft worden war. Zeitweilig blieb es ganz geschlossen, dann bot es seine Räume Wandertruppen; Neger-Minstrels, Marionetten und ähnliches Gelichter fand Aufnahme, ja anfangs 1880 benützte es ein hypnotischer Charlatan zu seinen „Séancen", die zu Skandalen führten, bis ein behördliches Verbot erfolgte.

Endlich schienen dem hübschen Haus bessere Zeiten zu blühen, als Franz Jauner es erwarb, selbst ein tüchtiger Schauspieler, der seine Theater-Routine als Direktor des Carl- und des Hofoperntheaters bewährt hatte. Im Herbst 1881 nahm man die Vorstellungen wieder auf, die nach einigen Volksstücken ein Aufsehen erregendes Gastspiel der Sarah Bernhardt brachten. Freitag den 7. Dezember gab man zum ersten Mal ein nachgelassenes Werk Offenbachs, „Hoffmanns Erzählungen", dessen Stoff den phantastischen Novellen des einst vielgelesenen Erzählers T. A. Hoffmann entnommen war. Man brachte der Novität viel Interesse entgegen, da es verlautete, Offenbach habe darin ganz neue, seiner heiteren Muse sonst fremde Töne tieferen Gehaltes angeschlagen.

So kam es, daß zur nächsten Vorstellung am 8. Dezember, dem Feiertag Maria Empfängnis, das 1760 Personen fassende Haus sehr gut besucht und noch vor Beginn namentlich in den oberen Rängen voll besetzt war. Da mischten sich, es war noch nicht ganz dreiviertel auf 7 Uhr, in das bekannte Theatergeräusch des Stimmens der Instrumente und des Sprechens der Zuschauer von der Bühne her Rufe, Hin- und Widerlaufen. Niemand ahnte Arges, selbst als zu beiden Seiten des Vorhanges greller Lichtschein vorbrach und die schwere bemalte Leinwand sich mehrmals blähte. Erst als ein Brausen, wie von einem Sturmwind sich hören ließ und der Vorhang sich wie ein Segel hob und die Bühne als ein Feuermeer sehen ließ, aus dem sich ein Funkenregen in den Zuschauerraum ergoß, ward man sich des Entsetzlichen bewußt: das vollbesetzte Theater stand in Brand!

Auf der Straße vergingen noch fast fünf Minuten, bevor man auf den im Inneren wüthenden Brand aufmerksam wurde. Erst als einzelne Personen mit allen Zeichen furchtbaren Schreckens aus dem Hause stürzten und über dem Dach ein dunkelroter Feuerschein aufstieg, kam man zum Bewußtsein der Situation. Kurz vor 7 Uhr rasselte die erste Spritze heran, der bald zahlreiche andere folgten, die sofort in Aktion traten und gewaltige Wassermassen von außen auf das Gebäude schleuderten; starke Abteilungen von Wache und viele polizeiliche Funktionäre kamen herbei zur Aufrechthaltung der Ordnung, kurz, es geschah alles, was dem Buchstaben der Instruktionen entsprach, um den Brand zu löschen, nur daß im Inneren Hunderte von Menschen zu retten waren, daran dachte niemand.

Den Erzherzogen Albrecht und Wilhelm, die sich mit anderen hohen Funktionären auf der Brandstätte einfanden und wiederholt nach den Theaterbesuchern fragten, erstattete man die Meldung: „Alles ist gerettet!" jene vertuschende Phrase, die bis zum heutigen Tage noch als geflügeltes Wort in Wien [illegible]ziert, wenn es gilt, frevelhafte Selbsttäuschung zu kennzeichnen.

Zur gleichen Zeit erschienen aber an den Fenstern gegen die Heßgasse [illegible]zweifelte Menschen, die um Rettung schrien und auf dem Eckpavillon und [illegible] Loggia gegen den Ring drängten sich andere, die sich glücklich aus lodernder [illegible]ut und qualmenden Rauch dorthin gerettet hatten. Nun war wohl kein

Zweifel mehr, daß noch Menschen im Inneren waren — aber ob um diese Zeit — gegen 8 Uhr — auch lebende, das war allerdings sehr zweifelhaft. Bald brachten einige beherzte Männer, unter welchen einer der eifrigsten der damalige Staatsanwalt, spätere Landesgerichtspräsident Graf Eduard Lamezan-Salins war, von ihrem mit Gefahr verbundenen Vordringen in die oberen Räume die entsetzliche Kunde mit, daß die Gänge und Stiegen des dritten und vierten Stockwerks voll Leichen seien. Nun begann das Bergungswerk, man schaffte die geschwärzten, nur mehr mit Fetzen bekleideten, in den verzerrten Gesichtern und den verkrümmten Gliedern die Merkmale eines gräßlichen Todeskampfes zeigenden Leichname heraus, die in Reihen zuerst im Hofe der nahen Polizeidirektion gebettet, dann aber nach dem allgemeinen Krankenhaus geführt wurden, um agnosziert zu werden. Nach 10 Uhr waren bereits über 100 Leichen im Polizeidirektionsgebäude untergebracht, die man mit Militärsanitätswägen fortschaffte und dieser schauerliche Transport dauerte die ganze Nacht durch!

Nach 11 Uhr mußten die Bergungsarbeiten eingestellt werden; auch die leiseste Hoffnung war geschwunden, in diesem Glutkessel jemand lebend zu treffen und obwohl unzweifelhaft noch viele Leichname im Hause waren, erschien doch die Suche nach ihnen mit großen Gefahren verknüpft. Bis in die nächsten Tage war die Feuerwehr tätig, den glühenden Schutthaufen zu dämpfen, aus dem von Zeit zu Zeit noch immer Flammen emporschlugen.

Es war ein schreckensvoller Morgen, der am 9. Dezember 1881 über Wien anbrach. Wie gelähmt stand man vor dem Unglück dieser Nacht, das erst jetzt allen bekannt wurde. Das tiefste Mitgefühl mit den Opfern dieser Katastrophe und mit deren hart getroffenen Angehörigen war die erste allgemeine Regung; dann aber brach mit fast gleicher Kraft die Frage nach der Entstehung und nach den Ursachen und Versäumnissen, die eine so furchtbare Entwicklung ermöglicht hatten, hervor. Die Veranlassung konnte sofort durch die behördlichen Erhebungen festgestellt werden. Die Entzündung der mit Gasflammen versehenen „Soffitenkasten", welche zur Beleuchtung des Bühnenraumes dienen, geschah durch elektrische Zündung. Diese immer sehr bedenkliche Konstruktion war in diesem Falle zudem noch sehr mangelhaft, weil durch die Undichtheit der Rohre Gas entwich und, wie einer der Bediensteten sagte, beim Entzünden stets eine „rote Wolke" aus dem Kasten herausschlug. Diese „rote Wolke" veranlaßte denn auch das namenlose Unglück, denn am Abend des 8. Dezember steckte sie einen Streifen der Soffitendekorationen in Brand, der sich, weil ein Teil des technischen Personals wegen einer Nachmittagsvorstellung noch nicht am Platze war, in den Momenten der ersten Ratlosigkeit mit Windeseile weiter verbreitete.

Da von vielen Verunglückten keine Spur oder doch nur unerkennbare Leichenteile, zum Teil erst nach dem Wegräumen des Schuttes, gefunden werden konnten, war es nie ganz möglich, mit absoluter Gewißheit die Zahl der Opfer festzustellen. Nach den mit minutiöser Sorgfalt geführten Erhebungen nahm man 386 Verunglückte an, von welchen jedoch nur 143 mit Sicherheit agnosziert werden konnten. Am 12. Dezember fand von der Leichenhalle des Zentralfriedhofes aus unter Teilnahme der Geistlichkeit aller Kulte die Bestattung der Leichen und Leichenreste in einem gemeinsamen Grab statt, das der Gemeinderat später mit einem würdigen Denkmal schmückte, das die Namen der Verunglückten enthält.

Der mit mehr Nachdruck als Billigkeit erhobene Ruf nach Sühne für die vorgekommenen Verschulden und Pflichtverletzungen forderte mehrere Opfer, unter ihnen war auch Bürgermeister Dr. Newald, der nach einer gereizten Kontroverse mit dem Statthalter im Januar 1882 seine Würde niederlegte. Als

Nachfolger in derselben ging der bisherige erste Bürgermeisterstellvertreter Eduard Uhl aus der Wahl hervor, ein echter Wiener von altem Schrot und Korn und kenntnisreicher Mann, der durch seine langjährige Tätigkeit in der Gemeindevertretung vollkommen befähigt für deren Leitung war.

Erst im April und Mai 1882 fand die Verhandlung gegen jene Personen statt, welchen man ein Verschulden an der Katastrophe oder dem Umfang, den sie angenommen hatte, zuschrieb. Es waren dies der frühere Bürgermeister Newald, gegen welchen jedoch die Anklage im ersten Stadium des Prozesses zurückgezogen wurde, Direktor Jauner wegen der mangelhaften technischen Vorkehrungen, Polizeirat Landsteiner, dem man die Schuld an der verspäteten Rettungsaktion beimaß, der städtische Bauingenieur Wilhelm und der Exerziermeister Herr der städtischen Feuerwehr nebst drei untergeordneten Personen des technischen Dienstes im Ringtheater. Nur zwei der letzteren und Direktor Jauner wurden zu mehrmonatlichen Arreststrafen verurteilt.

Von einem Wiederaufbau des Ringtheaters, an das sich so schmerzliche Erinnerungen für die ganze Bevölkerung knüpften, konnte keine Rede sein. Kaiser

Die Jubiläumsmedaille der Stadt Wien. (S. 677.)

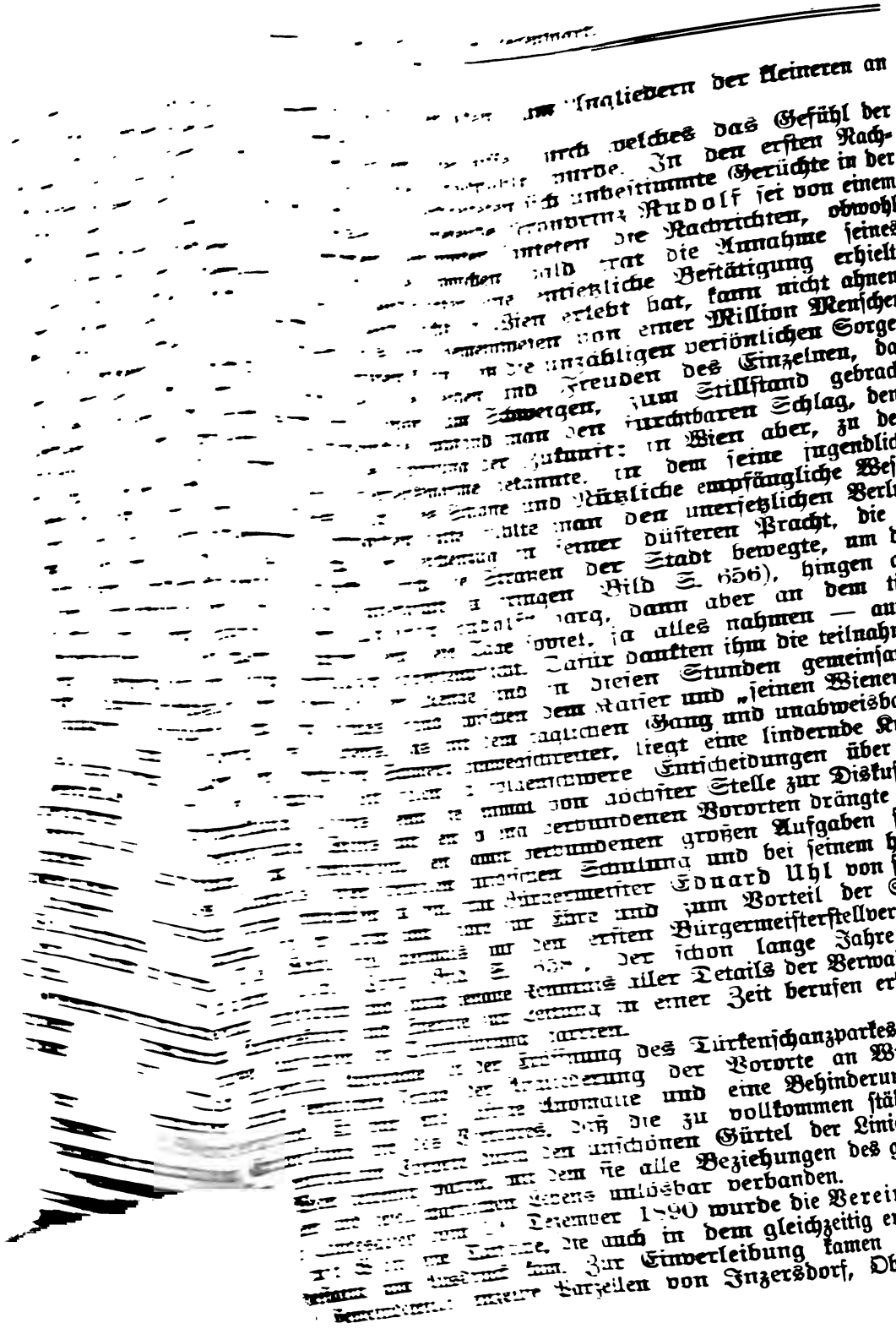
Franz Josef fand auch in diesem Falle den Weg, welcher dem allgemeinen Empfinden am besten entsprach. Er ordnete in einem besonderen Handschreiben an, daß auf diesem Platz aus den kaiserlichen Privatfonds ein Haus erbaut werden solle, dessen Erträgnis für alle Zeiten wohltätigen Stiftungen zufließt. Die Ausführung lag in den Händen des Dombaumeisters Schmidt, der im „Sühnhaus", wie man den Bau im Volksmunde taufte, einen glücklichen Versuch machte, die Formen der Gotik für ein modernes Wohnhaus anzuwenden. In einer Kapelle dieses Gebäudes wird stets am Jahrestag der Katastrophe ein Gedächtnisgottesdienst für die Opfer des Brandes abgehalten.

Eine geschichtliche Denkfeier von seltener Bedeutsamkeit brachte der Sommer 1883. Waren doch zwei Jahrhunderte verflossen, seit Wien die furchtbarste Gefahr bestand, die ihm je drohte und seit es in mannhaftem Ringen nach zwei leidenvollen Monaten die übermächtigen Türken von den zertrümmerten Wällen weichen sah. Es war ein sinniger Gedanke, die geschichtliche Denkfeier mit der Schlußsteinlegung des neuen Rathauses zu verbinden. Der Bau war schon seit Wochen vollendet, die Figur des Stadtsöldners, „des eisernen Mannes", schaute schon lange von der Spitze des schlanken Mittelturmes über das neue Wien weg, doch hatte man mit Recht die feierliche Schlußsteinlegung auf den

erinnerungsreichen 12. September, den Tag der Entsatzschlacht, verschoben, an welchem sie im Beisein des Kaisers und einer glänzenden Versammlung von Würdenträgern stattfand.

Über dem Theaterwesen Wiens leuchtete seit Jahren kein günstiger Stern. Auch das Stadttheater, bei seiner Gründung so enthusiastisch begrüßt, litt seit 1873 schwer unter der Ungunst der Zeiten. Auf eine kurze Glanzperiode verfiel es dem Erbübel der Wiener Theater, der finanziellen Not, die auch Laubes persönliche Opferwilligkeit und unleugbare dramaturgische Meisterschaft nicht zu bannen vermochte. Als man ihm eine Repertoireänderung nach der Seite des Possenhaften zumutete, trat er mit schwerem Herzen zurück. Sein Nachfolger, der treffliche Schauspieler Lobe, konnte die Lage nicht bessern, man faßte die Auflösung des Stadttheaters in das Auge. Das konnte Laube nicht verwinden und er trat nochmals für seine Schöpfung in die Bresche. Er erweiterte das Repertoire, um allen Geschmacksrichtungen zu genügen, so daß es von Sophokles bis hinab zu leichtgeschürzten französischen Komödien reichte, aber das Defizit blieb und Laube legte nochmals die Direktion nieder. Nun trat Karl von Bukovics, selbst Schauspieler und ein praktischer Geschäftsmann, als Pächter auf; er warf ohne Bedenken das ganze klassische Repertoire über Bord und bot dem Publikum leichte, auch leichtfertige Kost, an der es sich in schwerer Zeit erheitern konnte. Unter ihm machte das Stadttheater keine glänzenden Geschäfte, aber es lebte fort — da züngelte am 13. Mai 1884 nachmittags eine tückische Flamme auf, die in kurzer Zeit die Bühne und den Zuschauerraum in Asche verwandelte, während es gelang, das angebaute Miethaus zu retten. Der Unvorsichtigkeit eines mit Reparaturen beschäftigten Gewerbsgehilfen oder des Reinigungspersonales schrieb man die Ursache des Brandes zu. Einer Wiedererrichtung des Theaters stellte sich ein behördliches Verbot entgegen, man ließ es also in einen jener großstädtischen Unterhaltungsorte verwandeln, die „Vieles bringen, um jedem etwas" zu bieten. In dieser Form besteht das ehemalige Stadttheater als „Etablissement Ronacher" noch heute. Sein Verlust ließ aber doch eine Lücke im Theaterleben Wiens zurück, die schmerzlich empfunden wurde. Um sie durch Schöpfung einer neuen, den Bedürfnissen des Mittelstandes angepaßten Bühne auszufüllen, trat nun eine Anzahl angesehener Bürger zusammen, welche das nötige Kapital aufbrachten, den sehr günstig gelegenen Baugrund aber, an der Ausmündnng der Burggasse in die Hofstallstraße, spendete der Kaiser. Darauf deutet die Inschrift eines im Vestibule eingemauerten Denksteines: „Der Kaiser gab den Platz, der Bürger gab den Schatz." So entstand das Deutsche Volkstheater, das sich bis jetzt die Gunst des Publikums zu bewahren wußte. Das sehr freundliche Haus ist ein Werk der bekannten Theaterspezialisten Fellner und Helmer.

Eine Anzahl von gemeinsinnigen Männern, an deren Spitze der Direktor des technologischen Gewerbemuseums, Sektionschef Dr. Wilhelm Exner, stand, vereinigte sich zur Schaffung einer größeren Gartenanlage am Plateau der Türkenschanze. Durch die Munifizenz des Monarchen konnte unter sehr günstigen Bedingungen ein 70.000 Quadratmeter großes Terrain erworben werden, auf dem nach Entwürfen des Stadtgärtners von Wien, Sennholz, eine reizvolle, allerlei Abwechslungen bietende Anlage — der Türkenschanzpark — entstand. An die Eröffnung durch Kaiser Franz Josef knüpft sich eine für die weitere Entwicklung Wiens wichtige Erinnerung. In der Antwort auf die Begrüßungsansprache Exners wies der Monarch auf die überraschende Blüte der Vororte hin, die so vollkommen mit Wien verwachsen seien, daß deren Vereinigung mit dem Stadtgebiete in das Auge gefaßt werden müsse. Damit war der erste Anstoß zur Lösung einer Frage gegeben, deren Wichtigkeit schon lange bekannt war und



[illegible] Angliedern der kleineren an

[illegible] welches das Gefühl der [illegible] wurde. In den ersten Nach- [illegible] unbestimmte Gerüchte in der [illegible] Kronprinz Rudolf sei von einem [illegible] die Nachrichten, obwohl [illegible] bald trat die Annahme seines [illegible] entsetzliche Bestätigung erhielt. [illegible] Wien erlebt hat, kann nicht ahnen, [illegible] von einer Million Menschen [illegible] die unzähligen persönlichen Sorgen [illegible] und Freuden des Einzelnen, das [illegible] Schweigen, zum Stillstand gebracht [illegible] man den furchtbaren Schlag, denn [illegible] der Zukunft: in Wien aber, zu dem [illegible] bekannte, in dem seine jugendliche [illegible] und Nützliche empfängliche Wesen [illegible] man den unersetzlichen Verlust [illegible] seiner düsteren Pracht, die so [illegible] Straßen der Stadt bewegte, um den [illegible] Bild S. 656), hingen alle [illegible] sorg, dann aber an dem tief- [illegible] soviel, ja alles nahmen — außer [illegible] Dafür dankten ihm die teilnahms- [illegible] in diesen Stunden gemeinsamer [illegible] dem Kaiser und „seinen Wienern". [illegible] täglichen Gang und unabweisbaren [illegible] liegt eine lindernde Kraft. [illegible] Entscheidungen über die [illegible] von höchster Stelle zur Diskussion [illegible] verbundenen Vororten drängte nach [illegible] verbundenen großen Aufgaben schon [illegible] Schulung und bei seinem hohen [illegible] Bürgermeister Eduard Uhl von seiner [illegible] und zum Vorteil der Stadt [illegible] den ersten Bürgermeisterstellvertreter [illegible] der schon lange Jahre dem [illegible] aller Details der Verwaltung, [illegible] in einer Zeit berufen erschien, [illegible]

[illegible] des Türkenschanzparkes rückte [illegible] der Vororte an Wien in [illegible] und eine Behinderung der [illegible] die zu vollkommen städtischen [illegible] den unschönen Gürtel der Linienwälle [illegible] dem sie alle Beziehungen des geschäft- [illegible] unlösbar verbanden.

[illegible] Dezember 1890 wurde die Vereinigung [illegible] die auch in dem gleichzeitig erlassenen [illegible] Zur Einverleibung kamen folgende [illegible] Parzellen von Inzersdorf, Ober- und

Unterlaa, die zum X. Gemeindebezirk (Favoriten) geschlagen wurden; die Gemeinde Simmering, Teile von Kaiser-Ebersdorf, Kledering und Schwechat, woraus der neue XI. Bezirk (Simmering) entstand; die Gemeinden Altmannsdorf, Hetzendorf, Gaudenzdorf, Ober- und Untermeidling, die den XII. Bezirk (Meidling) bilden; die Gemeinden Baumgarten, Breitensee, Hacking, Hietzing (mit dem kais. Lustschloß Schönbrunn, das früher eine besondere Katastralgemeinde bildete), Lainz, Penzing, Speising, Ober- und Unter-St. Veit und Teile von Hadersdorf, Hütteldorf, Mauer, woraus sich der neue XIII. Bezirk (Hietzing) zusammensetzte; die Gemeinden Rudolfsheim und Sechshaus schlossen sich als XIV. Bezirk (Rudolfsheim) zusammen; Fünfhaus bildete den gleichnamigen XV. Bezirk; Ottakring und Neulerchenfeld erhielten als XVI. Bezirk den ersteren Namen; Hernals gab nach Zuziehung von Dornbach und Neuwaldegg dem XVII. Bezirk den Namen; die Gemeinden Währing, Weinhaus, Gersthof, Pötzleinsdorf, Neustift am Walde und Salmannsdorf vereinigten sich als XVIII. Bezirk (Währing); aus den Gemeinden Ober- und Unterdöbling, Heiligenstadt, Nußdorf, Grinzing, Sievering, Josefsdorf und Teilen von Kahlenbergerdorf und Weidling bildete sich der XIX. Bezirk (Döbling).

Das vergrößerte Gemeindegebiet umfaßt nun eine Grundfläche von 17.812·1711 Hektaren, wovon 7.250·2745 auf die alten zehn Bezirke und 10.561·8966 Hektare auf die einbezogenen Gebiete kommen. Die letzteren zählten bei der Einverleibung 524.598 Bewohner, wodurch sich nach Zurechnung der Bevölkerung des früheren Wien mit 817.299 für das vergrößerte Gemeindegebiet eine Bevölkerungszahl von 1,341.897 Menschen ergab. Die Zahl der Gebäude, die 1890 für die alten zehn Bezirke 14.134 betrug, stieg durch die Einverleibung der Vororte mit 15.188 Baulichkeiten für das erweiterte Wien auf 29.322. Das Aktivvermögen der einbezogenen Gemeinden betrug 1890 in Gulden ö. W. 14,957.972, die Passiven 13,471.713, so daß der Gemeinde Wien ein Reinvermögen von 1,486.259 Gulden zufiel.

In dem für das erweiterte Wien beschlossenen Gemeindestatut war die Zahl der Gemeinderäte auf 138 erhöht und diesen ein aus ihrer Mitte gewählter Stadtrat von 25 Mitgliedern beigegeben worden, welcher im Interesse der Entlastung des Gemeinderates minder wichtige Angelegenheiten im eigenen Wirkungskreis zu entscheiden, die übrigen aber einer Vorberatung zu unterziehen und mit Anträgen dem Plenum vorzulegen hat. Die Wahlen auf Grund des neuen Statutes vollzogen sich im Frühjahr 1891 und am 14. Mai trat der Gemeinderat für das vergrößerte Wien zu seiner ersten Sitzung zusammen.

Durch den Impuls, welchen die Schaffung des erweiterten Wien gegeben, kamen auch die großen Fragen wieder in Fluß, die mit der Erleichterung des städtischen Verkehres und der Besserung der sanitären Verhältnisse zusammenhingen. Hierher gehörte die Regulierung des Donaukanales und der Wien, der Bau einer die einzelnen Stadtteile verbindenden Bahn und die Anlage eines einheitlichen Kanalsystemes, das die Abfallsstoffe außerhalb des Stadtgebietes dem Strom zuführte. Da namentlich die beiden ersteren Aufgaben vielfach in Beziehungen standen und dabei auch Interessen des Staates und Landes in Betracht kamen, entschloß man sich nach dem Vorgang, der sich bei der Donauregulierung bewährt hatte, zur Schaffung einer besonderen „Kommission für die Wiener Verkehrsanlagen", welcher die administrative, technische und finanzielle Leitung zufiel.

Die Rückwirkungen der allgemeinen Politik auf die Verhältnisse Wiens treten vielfach so bestimmend auf, daß es nicht möglich ist, sie ganz unbeachtet zu lassen, wenn auch der Fluß der Ereignisse ein abschließendes Urteil erschwert. Der Rücktritt des Finanzministers Dr. von Dunajewski im Jahre 1891 galt als Beweis, daß Graf Taaffe den bisher verfolgten Weg als bedenklich erkannte

und eine Annäherung an die deutschen Parteien suchte. Als Finanzminister trat der bisherige Sektionschef im Justizministerium Dr. Emil Steinbach in das Kabinett ein, dem der Ruf eines ausgezeichneten Fachmannes in allen juridischen, volkswirtschaftlichen und sozialpolitischen Fragen vorausging. Er vertrat mit seltener Sachkenntnis die Valutareform im Reichsrat, die den Staat von dem

Friedrich Schmidt.

Heinrich Ferstel.

Theophil Hansen.

Karl Hasenauer.

Die großen Architekten von Neu Wien. (S. 678.)

solange getragenen Makel des Agios befreien, die Goldwährung und die Aufnahme der Barzahlungen durch die Bank vorbereiten sollte. Damit verband man eine Änderung des Münzsystems; der seit 600 Jahren eingebürgerte „Gulden" ward durch die „Krone" ersetzt, der „Kreuzer" durch den Heller; an die Stelle der Silberscheidemünze trat der „Nickel".

Doch trotz dieses Erfolges der Regierung waren die Tage des so lang-n Ministeriums Taaffe gezählt; ein selbst von den ihm nächststehenden

Parteien schroff abgelehnter Wahlreformentwurf erzwang den Rücktritt. Zum Ersatz griff man zu dem stets bedenklichen Mittel eines sogenannten „Koalitionsministeriums". Unter dem Vorsitz des Fürsten Alfred Windischgrätz fanden darin neben den Vertretern der liberalen deutschen Parteien, Ernst von Plener und Graf Wurmbrand, die klerikalen Aristokraten Graf Julius Falkenhayn und Graf Friedrich Schönborn Platz. Von den Czechen mit Duldung anderer Parteien der Rechten mit Erbitterung bekämpft, konnte das durch unversöhnliche Gegensätze in seinem Schoß gelähmte Ministerium keine kraftvolle Tätigkeit entfalten, so daß es im Sommer 1895 über die dornige Frage der Errichtung eines slovenischen Gymnasiums in der deutschen Stadt Cilli fiel. Als Platzhalter für einen „kommenden Mann", den man schon damals in dem Statthalter von Galizien, Graf Kasimir Badeni, sah, wurde der Statthalter Graf Kielmansegg mit der Leitung des Ministerratspräsidiums betraut.

Das Gasthaus „zum großen Zeisig" in der Burggasse. (S. 672.)

Wenden wir uns zu den lokalen Ereignissen zurück, so verdient die in das Jahr 1892 fallende Theater- und Musikausstellung kurze Erwähnung, welche in der Rotunde und dem angrenzenden Park eine Fülle von Überraschungen und Unterhaltungen barg. Sie verdankte ihr Entstehen der nie versiegenden Phantasie und Tatkraft einer geistvollen Frau, der Fürstin Pauline Metternich, die stets bereit ist, alle gemeinnützigen und humanitären Zwecke tatkräftig zu fördern und sich dadurch im gesellschaftlichen Leben, wie in der aufrichtigen Sympathie aller Bevölkerungskreise Wiens eine eigenartige aber festbegründete Stellung schuf. Eine besondere Anziehungskraft dieser Ausstellung bildete neben den wechselnden Vorstellungen fremder Bühnengesellschaften, der „Hohe Markt", eine mit großem Geschick geschaffene Nachbildung dieses Platzes, wie er etwa um 1700 aussah. (Bild 660.)

Im Februar 1894 erlag Bürgermeister Dr. Prix einem Schlaganfall. Zu seinem Nachfolger berief der Gemeinderat, da die Absicht, den bisherigen ersten Stellvertreter Dr. Albert Richter zu wählen, aus persönlichen Gründen

fallen gelassen werden mußte, den zweiten Stellvertreter Dr. Raimund Grübl. Er gehörte schon längere Zeit dem Gemeinderate an, galt als ein genauer Kenner der städtischen Verwaltung und besaß als durchaus konzilianter Charakter auch das Vertrauen der in den letzten Jahren stets an Bedeutung gewinnenden Opposition. Die Ergänzungswahlen des Jahres 1895 brachte dieser solche Erfolge, daß Bürgermeister Grübl von seinem Posten zurücktrat. Eine Neuwahl berief nun den bisherigen Führer der Opposition, Dr. Karl Lueger, zum Bürgermeister, der jedoch mit Rücksicht auf die geringe auf ihn gefallene Mehrheit der Stimmen die Wahl ablehnte. Darauf erfolgte die Auflösung des Gemeinderates und die Bestellung des Statthaltereirates Dr. Hans von Friebeis zum mit der Leitung der Gemeindegeschäfte betrauten landesfürstlichen Kommissär.

Die im Oktober 1895 vollzogenen Neuwahlen brachten der früheren Opposition, die jetzt unter der Bezeichnung der „Vereinigten Christen" oder „Antisemiten" in die erste Stelle rückte, neuerliche Erfolge, so daß in der ersten Sitzung des neugewählten Gemeinderates am 29. Oktober 1895 sich von 137 Stimmen 93 auf Dr. Lueger vereinigten, der nun die Wahl annahm. Mit kaiserlicher Entschließung vom 5. November 1895 wurde jedoch die Bestätigung derselben verweigert und als eine neuerliche Wahl am 13. November das gleiche Resultat ergab, erfolgte die Auflösung des Gemeinderates und die Verwaltung durch den landesfürstlichen Kommissär, dem ein aus beiden Parteien gewählter Beirat von zwanzig früheren Mitgliedern der Gemeindevertretung beigegeben wurde, währte fort.

Die in den April 1896 fallenden Neuwahlen vermehrten sogar die Majorität noch ein wenig, deren Stimmen sich bei der Bürgermeisterwahl abermals auf Dr. Lueger vereinigten. Um einer neuerlichen Versagung der kaiserlichen Bestätigung auszuweichen und die Herrschaft des landesfürstlichen Kommissärs zu beenden, die trotz dessen ausgezeichneter und objektiver Amtsführung dem Prinzip der Gemeindeautonomie widersprach, wurde der Gewählte dahin beeinflußt, die Wahl selbst abzulehnen. Nun berief der Gemeinderat den Lehrmittelhändler Josef Strobach auf den Posten des Bürgermeisters von Wien, dem als erster Stellvertreter und tatsächlicher Leiter der städtischen Verwaltung Dr. Lueger an die Seite trat.

Die Gründe, welche die wiederholte Versagung der Bestätigung verursachten, sind nie klargelegt worden, doch dürften sie auf dem Gebiete der inneren Politik zu suchen sein, die damals ziemlich krause Wege ging, auf die wir noch in Kürze zurückkommen. Daß Bürgermeister Strobach nur als Platzhalter bis zu dem Moment fungierte, in dem die Bestätigung Dr. Luegers wahrscheinlich erschien, war klar. In der Tat erfolgte im Mai 1897 der Verzicht Strobachs und die neuerliche Wahl Dr. Luegers erhielt nunmehr die kaiserliche Bestätigung.

Dr. Karl Lueger (Bild S. 661), der am 24. Oktober 1844 in Wien geboren ist, schlug die juridische Laufbahn ein und war seit 1874 Advokat. Ein Jahr später trat er in den Gemeinderat ein, in dem sich bald eine Oppositionspartei um ihn scharte, die von Jahr zu Jahr an Zahl und Bedeutung zunahm. Gerade durch die stetige Kritik, welche er an der Gemeindeverwaltung unter den Bürgermeistern Felder, Newald, Uhl, Prix und Grübl übte, erwarb er sich jene genaue und umfassende Kenntnis der weitläufigen städtischen Geschäftszweige, die ihn nun, unterstützt von einer großen Arbeitskraft, zur Amtsführung als Bürgermeister befähigte. Es ist unleugbar, daß Dr. Lueger, abgesehen von dem ganzen Komplex der laufenden Verwaltungsgeschäfte, sich große Aufgaben stellte und sie meist auch energisch durchführte. Es ist noch nicht möglich, ein abschließendes Bild mit allen Detailzügen zu geben; die Übernahme der Gasbeleuchtung in eigene Regie, deren technische Durchführung

anstandslos gelang, die Verstadtlichung der Straßenbahnen, die unabweisbare Ausgestaltung der Wasserversorgung Wiens sind großartige Unternehmungen, deren Vorbereitung und Durchführung ein seltenes Maß von Arbeitskraft und Organisationstalent erforderten.

Besonders dringend erwies sich seit der Einverleibung der Vororte eine Ausgestaltung der Wasserversorgung. Um dem Bedarf an Nutzwasser zu genügen, schloß die Gemeinde Wien nach längerer Prozeßführung im Jahre 1898 einen Vertrag mit der belgischen „Compagnie des eaux de Vienne", welche mittels Staubecken die Wässer des Niederschlagsgebietes im Wiental sammelt. Dadurch wurde das Recht erworben, das an der Gemeindegrenze mittels eines Kontrollapparates gemessene Wasser in das Stadtgebiet zu leiten, in dem es jedoch nur zur Straßenbespritzung, Bewässerung der Anlagen und zu industriellen Zwecken verwendet werden darf. Der an die Kompagnie für jeden Kubikmeter des zugeleiteten Wassers zu entrichtende Preis beträgt 13 Heller. Für die Herstellung einer zweiten Trinkwasserleitung erfolgte 1899 der Ankauf eines 69.000 Quadratmeter großen Gebietes am Nordabhang des Hochschwabgebietes in Steiermark um den Betrag von 2,210.000 Kronen. Von den hier befindlichen sechs Quellen, die zusammen eine Tagesergiebigkeit von 71.500 Kubikmetern haben, ist zuerst die Zuleitung der ergiebigsten (Siebenseequelle) in Aussicht genommen und am 7. Dezember 1901 begannen die Arbeiten am Stollenbau.

Am 1. November 1899 traten die neu erbauten städtischen Gaswerke in Funktion, jedoch nur in den Bezirken I bis XI, da für die übrigen noch von den früheren Gemeindeverwaltungen mit der Imperial-Continental-Gas-Association und der Österreichischen Gasbeleuchtungs-Gesellschaft geschlossene Verträge bis 1911 in Kraft stehen. Durch die Übernahme der Beleuchtung in eigene Regie machte sich die Gemeindeverwaltung bezüglich eines wichtigen städtischen Bedürfnisses unabhängig von dem Einfluß einer Privatgesellschaft und eröffnete sich für die Zukunft eine ansehnliche Einnahmsquelle. Von den gleichen Gesichtspunkten aus bahnte man die Erwerbung der Straßenbahnlinien an, für deren Betrieb die Erbauung der großartigen städtischen Elektrizitätswerke erforderlich war.

Mit dem Landesgesetz vom 24. März 1900 erfolgte eine teilweise Änderung des geltenden Gemeindestatutes. Von Wichtigkeit war die administrative Trennung der Brigittenau vom II. Bezirk und deren Konstituierung als selbständiger Bezirk. Für die Wahlen in den Gemeinderat traten neue, auf dem für die Reichsratswahlordnung geltenden Prinzip fußende Normen in Kraft. Die Zahl der Gemeinderäte wurde auf 158 erhöht; die neugeschaffenen 20 Mandate fielen der allgemeinen Wählerklasse zu, deren Stimmrecht an keine Steuerleistung gebunden ist.

Wie es vorauszusehen war, machte schon am 2. Oktober 1895 die vom Anfang als Provisorium geltende Regierung des Grafen Kielmansegg einem Ministerium des Grafen Kasimir Badeni Platz. Dieser galt auf Grund seiner Tätigkeit als Statthalter von Galizien für einen sehr begabten Staatsmann. Sein vorsichtiges Auftreten nach allen Seiten schien diese Meinung zu bestätigen. Es gelang ihm, mehrere schon von seinen Vorgängern in der Regierung vorbereitete Reformgesetze über das Reichsratswahlrecht, die Heimatsgesetzgebung, die Einkommen- und Erwerbsteuer durchzusetzen. Nach den Neuwahlen des Jahres 1897 trat aber die Sorge um den Abschluß des Ausgleiches mit Ungarn an ihn heran. Um sich für die von ihm und dem Finanzminister von Bilinski vereinbarten Abmachungen, die in wichtigen Punkten weitgehende Nachgiebigkeit gegen Ungarn zeigten, eine sichere Majorität durch die czechischen Stimmen zu schaffen, erflossen im April jene Sprachenverordnungen, die sofort auf den heftigsten Widerstand aller deutschen Parteien stießen. Während es im Sommer in den deutschen Gegenden Böhmens zu offener Auflehnung kam, verpf

sich diese Stimmung im Herbst auch in den Reichsrat, als dieser zusammentrat. Offen erklärten die deutschen Abgeordneten, daß sie, solange die Sprachenverordnungen in Kraft seien, keine Beratung der Ausgleichsgesetze zulassen würden. Man wendete alle Mittel der Verschleppung an und es kam in jeder Sitzung zu unerhörten Sturmszenen, welchen die dem Grafen Badeni ergebene Majorität mit gewaltsamen Interpretationen der Geschäftsordnung entgegen trat. Man appellierte zuletzt an die Gewalt, indem man die Polizei in den Beratungssaal rief, die turbulentesten Abgeordneten wegschleppen und Verhaftungen vornehmen ließ. Jetzt erst, infolge dieser Gewaltstreiche verpflanzte sich die Aufregung auch in die Bevölkerung von Wien, es kam zu Straßenaufläufen, gegen welche das Militär einschritt. Diese Zustände waren einfach unhaltbar und rechtfertigten vollkommen die am 26. November verfügte Entlassung des Ministeriums Badeni. Nacheinander mühten sich die Regierungen des Freiherrn von Gautsch und des Grafen Franz Thun damit, die ganz verfahrenen Zustände in ruhige Bahnen zu lenken. Erst als 1898 das Ministerium Clary die unseligen Sprachenverordnungen beseitigte, trat auf deutscher Seite eine Beruhigung ein. Im Januar 1900 trat Dr. Ernst von Körber an die Spitze eines „Beamtenministeriums", dem er den Charakter „leidenschaftsloser Beharrlichkeit" zuschrieb. Er und seine Kollegen bedurften dieser Eigenschaften, denn sie sahen sich nun der czechischen Obstruktion gegenüber, die nach Lärmszenen im Juni 1900 zum plötzlichen Abbruch der parlamentarischen Arbeit führte. Die nächsten Jahre verflossen unter stets erneuerten und doch erfolglosen Bemühungen zur Herstellung des nationalen Friedens und mit den Verhandlungen über den Ausgleich mit Ungarn, die endlich in der Sylvesternacht des Jahres 1902 zum Abschluß kamen.

Die Hoffnung, daß damit die Rückkehr zu stabilen Verhältnissen und zu wirtschaftlichen Reformarbeiten angebahnt sei, erfüllte sich aber nicht. In Ungarn kam gegen das in Wien votierte Rekrutengesetz eine stets bedenkenlosere und anspruchsvollere Opposition zum Ausbruch, die immer weitere Kreise ergriff, den ganzen parlamentarischen und Regierungsapparat zum Stocken brachte und die Grundlagen der Gesamtmonarchie bedrohte.

Mitten in die erbitterten politischen Kämpfe fiel im Jahre 1898 ein weihevolles Fest, das in der ganzen Monarchie gefeiert wurde, nirgends aber so glänzend und unter so herzlicher Teilnahme der Bevölkerung als in Wien. Galt es doch die Denkfeier des Tages, an dem Kaiser Franz Josef vor einem halben Jahrhundert sein sorgenvolles Regentenamt antrat, das er selbst in den schwersten Tagen mit nimmermüder Sorgfalt verwaltete. Besonders Wien hatte Ursache, sich dankbar dieser Periode zu erinnern, denn man konnte in Wahrheit sagen, daß jeder Zug im Bild der so herrlich entwickelten Stadt ein Denkmal der tatkräftigen Fürsorge sei, die ihr Kaiser Franz Josef widmete. (Bild S. 664.)

Man ging eigentlich einem Festjahr entgegen, denn schon im Frühjahr gab es festliche Veranstaltungen aus dem Anlasse des Regierungsjubiläums. In der Praterrotunde und ihrem Parkadnex fand eine Jubiläumsausstellung statt, die besonders deshalb zeitgemäß und von hohem Interesse war, weil ihr der nach Möglichkeit durchgeführte Gedanke zugrunde lag, die Zustände auf allen Gebieten geistigen und gewerblichen Schaffens beim Regierungsantritt des Kaisers in Parallele mit den hohen Entwicklungen der Gegenwart zu zeigen.

Die sinnigste Huldigung für den Monarchen lag aber in dem am 24. Juni veranstalteten Kinderfestzug. Festlich geschmückt zogen die „Kinder Wiens", die nach den Worten des Kaisers dem „Innersten seines Herzens" am nächsten standen, 70.000 an der Zahl, über die Ringstraße, um beim Marsch über den [illegible]r dem Burgtor dem gütigen Schirmer und Förderer ihrer Enthuldigen. (Bild S. 665.)

„Das dankbare Wien" schuf auch in der von der Gemeindeverwaltung gestifteten und vom Kammergraveur Scharff meisterhaft ausgeführten Jubiläumsmedaille eine bleibende Erinnerung an das seltene Fest. (Bild S. 668.)

Leider fiel auf die Festesfreude, bevor der eigentliche Denktag der fünfzigjährigen Regierung sie zur vollen Höhe bringen konnte, ein schwarzer Schatten. Am 10. September 1898 erlag Kaiserin Elisabeth in Genf dem feigen Attentat eines anarchistischen Mordgesellen, dessen Wahnwitz selbst vor der dreifachen Würde der edelgesinnten Frau, der Fürstin und der schwergeprüften Mutter nicht inne hielt. Ein Schrei des Abscheues vor solcher Verruchtheit drang über alle Lippen, dann aber wendeten sich sofort die Gedanken dem schwergeprüften Kaiser zu, der beim Empfang der Schreckensnachricht mit den Worten zusammenbrach: „Mir bleibt doch nichts erspart!"

Natürlich war unter dem Eindruck dieses Ereignisses keine Rede mehr von den geplanten offiziellen und höfischen Festlichkeiten. Das Volk von Wien ließ es sich aber nicht nehmen, in einer glänzenden Illumination der Stadt zu zeigen, daß es sich der Bedeutung des 2. Dezember, an dem vor fünfzig Jahren Kaiser Franz Josef die Regierung antrat, voll bewußt sei, und aus den Millionen Lichtern, von welchen die Straßen Wiens erstrahlten, bildete sich eine milde Helle, die dem einsamen Kaiser das Herz mit dem Bewußtsein der Liebe und Dankbarkeit der Wiener erfüllten.

Der 70. Geburtstag des Kaisers Franz Josef gab Wien wieder Gelegenheit zu patriotischen Kundgebungen, die ihren Glanzpunkt im vollsten Wortsinn in der Illumination vom 17. August 1900 fanden.

War auch die Entwicklung der inneren Verhältnisse noch immer nicht geklärt und Ursache schwerer patriotischer Besorgnisse, so empfand man es doch in Wien mit Befriedigung, daß die äußere Politik der Monarchie in ganz Europa volles Vertrauen fand. Die in den Herbst 1903 fallenden Besuche der Herrscher von England, Deutschland, Rußland und Belgien in Wien waren Beweise für die Sympathien dieser Staaten für die Person des österreichischen Monarchen, in dem die Völker von ganz Europa den „Friedenskaiser" ehren.

Die stetige, wenn auch in wechselndem Tempo fortschreitende und nur scheinbar oft stockende Entwicklung Wiens drückt sich am sinnfälligsten in der äußeren Erscheinung der Stadt aus, die im Rahmen der prächtigen Umgebung die Bewunderung der Fremden und den berechtigten Stolz der Einheimischen weckt. Dieser Entwicklung im letzten Vierteljahrhundert sind die letzten Blätter dieses Buches gewidmet.

Bauliche Entwicklung Wiens von 1874 bis zur Gegenwart.

Die wirtschaftliche Krise des Jahres 1873 äußerte ihre Wirkung zuerst und am fühlbarsten im Baugewerbe. In den letzten Jahren war die spekulative Baulust dem Bedürfnis fast voraus geeilt, nun trat plötzlich ein empfindlicher Rückschlag ein. Mit wenigen Ausnahmen verschwanden die wie Pilze nach einem Sommerregen emporgeschossenen Baugesellschaften. Die private Bautätigkeit sank auf ein sehr niederes Niveau, auf dem sie einige Zeit blieb. Die schlimmen Folgen, welche sich stets an ein solches Versiegen dieses für das Gewerbe und die arbeitende Masse wichtigen Erwerbszweiges knüpften, erfuhren eine Milderung, da infolge des seinerzeit zitierten kaiserlichen Handschreibens die schon begonnenen öffentlichen Bauten energischer betrieben und eine ganze Reihe solcher neu in Angriff genommen wurde. Durch diesen Umstand erhielt die nächste Periode baulicher Entwicklung in Wien ihren Charakter. Es war die

Epoche der großen Monumentalbauten gekommen. In dieser Zeit führten die großen Baukünstler Wiens — Schmidt, Ferstel, Hansen und Hasenauer — (Bild S. 672) jene Meisterwerke aus, die noch heute die vornehmste Zierde der Stadt und die Bewunderung der Fremden bilden.

Mit 1. November 1874 erfolgte die Eröffnung des Zentralfriedhofes. Die im Jahre 1785 errichteten fünf Friedhöfe (bei St. Marx, vor der Matzleinsdorfer- und Hundsturmerlinie, auf der Schmelz und vor der Währingerlinie) genügten schon lange für die Toten der mächtig angewachsenen Stadt nicht mehr. Eine Abhilfe war sehr schwierig, da die Pfarren Wiens einen rechtlichen Anspruch auf die für Grabstellen entfallenden Gebühren hatten, jede Vergrößerung oder Umgestaltung eines Friedhofes also sehr weitläufige Unterhandlungen erforderte. Um radikale Abhilfe zu schaffen, entschloß man sich

Die St. Antoniuskirche im X. Bezirk. (S. 680.)

endlich 1869, diese Ansprüche abzulösen und durch Anlage eines großen Kommunalfriedhofes für das ganze damalige Stadtgebiet den Überfüllungen und anderen sanitären Übelständen, die mit den alten Leichenfeldern verbunden waren, ein Ende zu machen. Längere Zeit währte es, bis ein entsprechend großer und günstig gelegener Grundkomplex erworben werden konnte; erst 1871 kam der Kauf der den Gemeinden Kaiser-Ebersdorf und Simmering gehörigen Gründe, rechts an der Reichsstraße nach Ungarn in der Höhe des Neugebäudes gelegen, zum Abschluß. Sie umfassen über 19.000 Ar, für welche per Ar durchschnittlich 31 Gulden bezahlt wurden. In einem allgemeinen Konkurs für die Anlage des „Zentralfriedhofes" erhielten unter 28 Bewerbern die Architekten Bluntschli und Mylius aus Frankfurt a. M. den ersten Preis für ihre Pläne, die dann auch mit einigen unwesentlichen Abänderungen zur Ausführung kamen.

In den nächsten Jahren entstanden zwei der bedeutendsten Bauwerke Hansens, die Börse am Schottenring und die Akademie der bildenden Künste

am Schillerplatz. Auch der Justizpalast am Schmerlingplatz von Alexander Wielemanns und die Sternwarte auf der Höhe der Türkenschanze von Fellner und Helmer kamen in dieser Zeit zur Ausführung.

Es ist natürlich nicht möglich, allen baulichen Veränderungen bis ins Detail zu folgen, sondern man kann nur die leitenden Grundsätze feststellen, welche dabei bestimmend wirkten. Wenn in den Jahren nach 1873 größere Veränderungen vorkamen, so waren entweder Rücksichten auf den Verkehr und die sanitären Zustände maßgebend oder man suchte durch Herstellung von Neubauten statt alten Häusern die Grundwerte zu erhöhen. Beiden Zwecken diente die damals in Angriff genommene Regulierung der Kärntnerstraße, die erst in der jüngsten Zeit zum Abschluß kam; das Gleiche gilt von der Verbreiterung der Teinfaltstraße und Wipplingerstraße, der Beseitigung der Brandstätte und des Bürgerspitales, auf deren Terrain neue Straßenzüge und stattliche Bauten entstanden. Auch der Salzgries erfuhr durch den Abbruch der Kaserne und der Häuser an der nördlichen Straßenseite eine sehr wohltätige Neugestaltung, die erst zum Abschluß kam, als auch das schon lange als sanitäre Gefahr erkannte Polizeigefangenhaus, das frühere Siebenbüchnerinnenkloster, samt seiner Umgebung verschwand. Es übersiedelte in ein anderes ehemaliges Kloster, zu St. Theobald im VI. Bezirk und wird, da die Regulierung auch nach dieser Gegend greift, künftig in einem großen für die Zwecke des Sicherheitsdienstes bestimmten Bau an der Ecke der Berggasse und Donaulände (IX.) untergebracht werden.

Auch in einzelnen Vorstädten kamen bedeutende bauliche Veränderungen vor. Auf der Landstraße gab die Parzellierung des fürstlich Metternichschen Gartens den Anlaß zum Entstehen mehrerer schöner Straßenzüge, die durch meist auch architektonisch bedeutende Häuser gebildet sind. Nicht ohne Grund nennt man diese Gegend das „Diplomaten-Viertel", denn hier ließ die deutsche Botschaft (Richardgasse) durch den Architekten Rumpelmayer ihr pompöses Hotel erbauen, Rußland erwarb für seine Botschaft das vornehme frühere Palais des Herzogs von Nassau (Reisnerstraße), dem gegenüber sich die britische Botschaft gleichfalls im eigenen Besitz ansiedelte.

Der V. Bezirk Margareten erfuhr durch die beginnende Verbauung der städtischen Gründe außer den Linienwällen eine Vergrößerung; dieser sich sehr rasch entwickelnde Stadtteil führt noch jetzt den Namen „Neu-Margareten". Im VII. Bezirk unternahm Baurat Schwarz den Umbau des gegen die Mariahilferstraße gelegenen Traktes der Stiftskaserne und am Eingang der Burggasse verschwand das sehr alte Haus „zum großen Zeisig", das einen der beliebtesten Tanzsäle Wiens beherbergte, in dem sich später mit Vorliebe die Matadore des damaligen Volkssängertums produzierten, wie Kampf, Nagel und Amon, Antonie Mannsfeld u. s. w. (Bild S. 673.)

Die zehnjährige Periode von 1880 bis 1890 wird in der Architekturgeschichte Wiens charakterisiert durch die Vollendung der großen Monumentalbauten. Sie konzentrieren sich an zwei Punkten des modernen Wien, am Maria Theresienplatz und besonders auf dem ehemaligen am Franzensring gelegenen Paradeplatz. Nicht mit Unrecht hat man diese beiden Punkte als „die kostbarsten Juwele in der schimmernden, durch die Ringstraße gebildeten Prunkkette des modernen Wien" bezeichnet. Diese beiden Plätze bieten in ihrer Gesamtheit und in der künstlerischen Eigenart der einzelnen Baulichkeiten ein so herrliches Stadtbild, daß es nicht leicht übertroffen werden kann.

Der am Franzensring gelegene Platz ist schon deshalb interessant, weil hier die vier bedeutendsten in Wien lebenden Baukünstler zusammenwirkten, um dieses großartige architektonische Bild zu schaffen. Den Hintergrund bildet Friedrich Schmidts Rathaus mit der reichgegliederten und doch einheitlich

wirkenden Front, über welche der zierliche Mittelturm emporragt, die beiden Ecken werden von Hansens Parlamentspalast und Ferstels Universität gebildet, jenseits des Franzensringes aber leuchtet Hasenauers heiterer Bau des Burgtheaters herüber.

Die beiden Seiten des Maria Theresienplatzes gegen die Bellaria und Babenbergerstraße bilden die Paläste für die kunst- und naturhistorischen Museen. Bei dem ausgeschriebenen Konkurs liefen Projekte von Ferstel, Hansen, Löhr und Hasenauer ein, von welchen die der beiden ersteren Architekten den gestellten Bedingungen nicht entsprachen. Man entschloß sich für den Entwurf Hasenauers, der jedoch auf Wunsch des Kaisers der Begutachtung und einigen Korrekturen durch den damals in Wien weilenden Gottfried Semper unterzogen wurde. Die Museen sind das Hauptwerk Hasenauers und tragen in ihrer ganzen Durchbildung unverkennbar den formen- und farbenfreudigen Charakter seiner künstlerischen Eigenart.

Mit Ausnahme des Baues der Hofburg, der in seinem Beginn noch in die frühere Periode reicht, war mit dem Jahre 1890 die Zeit der Monumentalbauten vorüber. Noch immer wurden den Künstlern der Architektur schöne Aufgaben gestellt und es tauchten gerade in den nächsten Jahren ganz neue Richtungen in der Baukunst, wie in den Schwesterkünsten und dem Kunstgewerbe auf, so daß über Mangel an Regsamkeit nicht geklagt werden konnte. Das Schwergewicht der baulichen Tätigkeit verrückte sich aber doch nach einer anderen Seite. Große technische Aufgaben traten heran, die nicht so sehr phantasiereiche Künstler, als geschulte Konstrukteure, kühle Rechner und Männer der Praxis erforderten. Die mit der Erweiterung Wiens in den Vordergrund tretenden großen Werke der Wienregulierung, des Stadtbahnbaues, dann die Errichtung der Gas- und Elektrizitätswerke rückten den Ingenieur und Konstrukteur in den Vordergrund, neben dem jene Architekten, deren Stärke in der Formgebung nach außen liegt, nur bei einzelnen Objekten zur Mitwirkung berufen waren, nicht aber so, wie in der vorausgegangenen Epoche, allein zum Worte kamen.

In den letzten zwölf Jahren erhielt Wien zwei neue Theater, die ihr Entstehen gleich dem Deutschen Volkstheater dem Zusammenwirken kunstsinniger Bürger verdankten. Das Raimundtheater in der Wallgasse (VI. Bezirk) kam 1892 zur Eröffnung; das einfache, aber gefällige und sehr zweckmäßig eingerichtete Haus ist ein Werk des Architekten Franz Roth. Mit Unterstützung der Gemeinde Wien entstand 1898 das Kaiserjubiläums-Stadttheater vor der ehemaligen Währingerlinie. Der sehr ansehnliche Bau fällt ganz aus dem bisherigen Typus der Theaterarchitektur, ohne deshalb einer gewissen Wirkung zu entbehren. Die Pläne waren eine gemeinsame Arbeit der Architekten Baron Kraus und Alexander Graf.

Ziemlich bedeutend ist die Zahl der von 1890 an im vergrößerten Gemeindegebiet erstandenen kirchlichen Bauten, die fast durchaus auf die neuangegliederten Bezirke entfallen. Eine Ausnahme davon machen nur die russische Kirche im III. Bezirk, dann zwei Bauten im VIII. und X. Bezirke. Die neue Kirche zu St. Franciscus Seraphicus am Uhlplatz (VIII. Bezirk) zeigt die einfacheren Formen italienischer Frührenaissance und ist ein Werk der Architekten Wielemanns und Luntz. Die in den letzten Jahren an der Peripherie des X. Bezirkes, am Antoniusplatz, entstandene Pfarrkirche zum heil. Anton von Padua ist das bedeutendste kirchliche Bauwerk dieser Periode (Bild S. 678). Zur Anwendung kam der spätromanische Stil, wie ihn italienische Kirchenbauten des XII. und XIII. Jahrhunderts zeigen, die Pläne verfaßte Baurat Franz Neumann.

In den früheren Vororten entstanden folgende Kirchen: in Rudolfsheim (XV. Bezirk) am Kardinal Rauscherplatz die Pfarrkirche zur heil. Maria und

Der Franzensring mit seinen Monumentalbauten.

heil. Rudolf, nach Plänen des Baurates Schaden; in Breitensee (XIII. Bezirk zum heil. Laurenz von Architekt Zatzka; in Ottakring (XVI. Bezirk) am Stephanieplatz die Kirche zur heil. Familie, ein frühgotischer Ziegelrohbau von Alexander von Wielemans und Theodor Reutter; in Hernals (XVII. Bezirk) die Kirche zu Unserer lieben Frau am Clemens Hofbauerplatz in den Formen strengster Frühgotik, die nach dem Beispiel Friedrich Schmidts vielfach zur Anwendung kamen, ohne daß es den Nachahmern gelungen wäre, sie mit dem Gepräge einer starken künstlerischen Eigenart zu versehen, wie es Schmidt noch bei seinem letzten Kirchenbau, der Pfarrkirche zum heil. Josef in Weinhaus (XVIII. Bezirk) so trefflich gelang. Im Bezirke Währing ist auch noch die 1898 vollendete evangelische Kirche in der Martinsstraße zu nennen, ein schmucker gotischer Bau des Architekten Ludwig Schöne. Im XIX. Bezirke erhielt das noch im Bau begriffene Karmeliterkloster in der Silbergasse (Unter-Döbling) eine stattliche zweitürmige Kirche. Erst im Herbst 1903 kam die Kirche des hl. Canisius im IX. Bezirk zur Vollendung, ein im romanischen Stil ausgeführtes Werk des Baurates Gustav Neumann. Im Bau begriffen ist die Jubiläumskirche am Erzherzog Karl-Platz im II. Bezirk.

Ansehnlich war in dem letzten Dezennium der Zuwachs an Monumenten. Außer dem Reiterstandbild des Erzherzogs Albrecht kamen noch zur Aufstellung das Beethovendenkmal von Zumbusch, das köstliche Grillparzerdenkmal von Kundtmann und Weyr, das Radetzkydenkmal von Zumbusch vor dem Kriegsministerium am Hof, das Mozartdenkmal von Tilgner hinter dem Opernhaus am Albrechtsplatz, das Goethedenkmal von Edmund Hellmer an der Mündung der Albrechtsgasse gegen den Opernring und das Gutenbergdenkmal von Bitterlich am Lugeck.

Nach dem Beispiele der großen Baukünstler Wiens, die sich bei ihren Werken der verschiedenen vorhandenen Stilformen bedienten und sie dem Zweck des Bauwerkes und ihrer künstlerischen Eigenart anpaßten, kamen nicht bloß bei öffentlichen Bauten, sondern auch bei Wohnhäusern die verschiedensten Stilarten zur Anwendung. Wenn es dabei auch nicht an manchen störenden Verstößen gegen die strengen Kunstgesetze und den guten Geschmack fehlte und namentlich die Außendekoration oft zur Überladung wurde, verdankt das moderne Wien doch gerade dieser Mannigfaltigkeit der Bauformen seinen hauptsächlichsten charakteristischen Reiz. In den letzten Jahren brachte sich in einzelnen Fällen auch jene in allen Zweigen der Kunst auftretende Richtung zur Geltung, die ganz fremde Wege einschlägt, um eine „neue", der modernen Zeit und ihren Bedürfnissen entsprechende Kunst zu schaffen. Ob dieses sehr dankenswerte Streben, das sich auch in der Dichtung und Musik, in Malerei und Skulptur emporzuringen sucht und in der Gesamtbezeichnung „Die Moderne" ihre Kennzeichnung findet, das angestrebte Ziel — einen neuen Stil zu schaffen — erreichen wird, ist noch fraglich. Man übersieht vielleicht doch, daß auch allgemeine Stilformen nicht „erfunden" werden, sondern das Produkt langsamer stufenweiser Entwicklung sind.

Zur ersten praktischen Anwendung kam die architektonische „Moderne" in Wien bei dem Bau des Ausstellungsgebäudes der „Sezession", welche Bezeichnung sich eine nach Münchner Muster von der Künstlergenossenschaft abzweigende Vereinigung bildender Künstler Wiens beilegte.

Das an der Kreuzung der Wienzeile und des Getreidemarktes situierte Gebäude (Bild S. 682) ist das Werk eines der Bahnbrecher dieser „neuen Richtung", des seither nach Darmstadt übersiedelten Professors Olbrich, der mit Schärfe das „künstlerische Fürstenrecht" nur nach den persönlichen Eingebungen zu bauen vertritt. In Wien weckte dieser neueste Stil, mit Ausnahme jener Kreise, die stets das Neue bewundern, um sofort einem Allerneuesten

anzuhängen, ein gewisses Befremden. Mit Recht wies man darauf hin, daß ja auch die architektonischen Elemente dieser Richtung nicht ganz originell sind, sondern auf die doch etwas allzufern liegenden Detailformen assyrischer und babylonischer Tempelbauten zurückführen. Der schlagfertige Wiener Witz wählte aber für die wunderliche, mit Blätterwerk überwölbte Kuppel des Sezessionsgebäudes den drastischen Spitznamen des „goldenen Krautkopfes", als sinnige Beziehung zum benachbarten Obst- und Gemüsemarkt.

Von dieser ersten Schöpfung erhielt die ganze Richtung in Wien den Namen des Sezessionsstiles. Er kam in ganz individueller Ausgestaltung auch bei den Hochbauten der Stadtbahn zur in einzelnen Fällen nicht übelgelungenen Anwendung. Die meisten dieser Objekte schuf der unbestrittene und

Das Ausstellungsgebäude der Sezession. (S. 681.)

künstlerisch bedeutendste Führer der architektonischen „Moderne" in Wien, Oberbaurat Otto Wagner. Auch bei einzelnen Privatbauten in der Magdalenenstraße (VI.), im I. Bezirke u. s. w., kam der Sezessionsstil zur Anwendung, der sich meist in einer jedenfalls ungewöhnlichen und für unsere klimatischen Verhältnisse fraglichen Flächendekoration auszudrücken sucht.

Viele Einzelerscheinungen der rastlos fortschreitenden städtischen Entwicklung Wiens, die sich von Tag zu Tag ohnehin vor dem Auge des Mitlebenden dem Gesamtbilde einfügen, können füglich unerwähnt bleiben. Wer aber von den einzelnen Zügen, die ja im Drängen des Alltags kaum bemerkt werden, den Blick auf das ganze Große richtet, kann nicht übersehen, daß sich Wien in den letzten fünfzig Jahren in ungeahnter Weise entwickelte. Es ist eine Stadt der Paläste geworden, in welcher der volle Strom des modernen Verkehres pulsiert. Möge aber in Neu-Wien die bürgerliche Tüchtigkeit, der frohe Lebensmut, die Freude an allem Schönen stets ebenso heimisch sein wie in „Alt-Wien"!

Sachregister des zweiten Bandes.

Abraham a Sancta Clara 18, 181, 183, 185 (Ill.).
Affligio, Theaterpächter 203 ff.
Akademie der Künste 109, 163.
Akademie der Wissenschaften 162, 235, 521.
Albert, Herzog v. Sachsen-Teschen 380, 492, 493 (Ill.).
Albrecht, Erzherzog 581 ff., 636.
Allgemeines Krankenhaus 333.
Alsergrund 313 (Ill.), 318.
Altkatholiken 658.
Alt-Lerchenfelderkirche 533, 537 (Ill.)
Amalia Wilhelmine, Kaiserin 103, 148, 176.
Amts- und Gerichtshaus (Rauhensteingasse) 124.
Andreossy, Graf 404, 410, 412, 420 ff., 439, 444.
Angelo Soliman 303.
Anguissola, Leander Graf 49.
Antoniuskirche (X.) 678 (Ill.), 680.
Apollosaal 404 ff., 408 (Ill.), 409 (Ill.), 543.
Arbeitshaus (II.) 15.
Armeninstitut 293, 333.
Arnstein, Fanny 465 (Ill.), 476.
Aronches, Karl Josef Marquis 99.
Arthaber, Rudolf von 508, 513 (Ill.), 572, 592.
Aspern 425 (Ill.), 427.
Aspernbrücke 634, 637 (Ill.).
Auersperg, Anton Graf 501.
Auersperg-Palais 138.
Aufgebot (1797), 372.
Augarten 136, 269, 272 (Ill.).
Augustinergang 378.
Augustin-Lied 22.

Bach, Alexander 573, 617 ff.
Bäckenhäusl 164.
Bäckertumulte 1805 300.
Baden 5, 30, 40, 99, 101.
Bäder 154.
Ballhäuser 199.
Bankozettelsturz 1811 452 ff.
Barrikaden 601 (Ill.), 603, 604 (Ill.).
Bartholomäuskirche 149, 165 (Ill.)
Bastei 549 (Ill.).
Bäuerle, Adolf 457.
Bauernfeld, Eduard v. 571, 573.
Becher, Dr. Johann Josef 158, 161.
Beethoven, Ludwig van 474, 564.
Befreiungsdenkmal bei St. Stephan 88 (Ill.), 90.
Begräbnisordnung 293.
Belagerung Wiens, zweite, durch die Türken 1683 27 ff., 48 (Plan).
Beleuchtung 152, 324, 535, 675.
Belvedere 146, 160 (Ill.).
Bernadotte 378.
Bernardon 210 ff.
Berthier, Marschall 447 ff.
Beschießung Wiens 1809 419 ff., 424 (Ill.).
Beust, Friedrich Graf 638 ff.
Bevölkerung 151.
Börner, Christian v. 36.
Börsenkrisis 1873 646.
Brabbée, Franz 411.
Braun, Peter Freih. v. 403.
Breitenfeld 387.
Brigittakirchtag 546, 552 (Ill.).
Brigittenau 546, 675.
Bruck, Karl Baron 617, 620, 630.
Brücken 534, 651.
Bruderschaften 293.
Buquoy, Johann Graf 333.
Burg, kaiserliche 6, 9 (Ill.), 143, 156 (Ill.).
Burgbastion 46 ff., 55, 57 (Ill.), 60, 375.
Bürgerausschuß 325.
Bürger-(Dominikaner-)Bastion 42.
Bürgerkorps, ungarisches 327, 328 (Ill.), 412.
Bürgermeister von 1664—1782 326, 386.
Bürgerministerium 639.
Bürgerspital 332.
Bürgerstube im Rathaus 11, 12, 17 (Ill.).
Bürger-Versorgungsanstalt 652.
Bürgerwehr 155, 326, 412, 416 (Ill.), 526.
Burgfriedensprivilegium von 1698 132.
Burgplatz, Äußerer 375.
Burgtheater, das alte 208 (Ill.), 211.
Burgtor 6, 12—13 (Ill.), 377, 380 (Ill.), 527.
Burnacini, Ludwig 20, 167, 170.

Camucci, Bartholomäus 37, 49.
Cappliers, Kaspar Zdenko Graf, 31, 33 (Ill.), 52, 54, 62.
Carl, Karl, 560, 564 (Ill.), 567.
Carl-Theater 533, 536 (Ill.), 561.
Celtes, Konrad 189.
Chaos, Johann Konrad Freih. v. 164.
Chelidonius, Benedikt 189.
Cholera (1830) 496, (1873) 647.
Christinendenkmal 380, 384 (Ill.).
Claudia Felicitas, Kaiserin 15, 17.
Costa, Karl 565.
Czapka, Ignaz, Bürgermeister 524 ff., 529 (Ill.), 574, 582, 595.

Damenkarussell 224 (Ill.).
Dampfmaschine, erste 162.
Dampfschiffahrt 538.
Daun, Leopold Graf 248, 250.
Daun, Wilhelm Johann Anton Graf 36, 55, 68.
Dekreter 327.
De Souches, Oberst 36, 55, 62.
Deutsches Volkstheater 669.
Distanzritt, der erste 25, 26 (Ill.).
Donauflottille 118 ff.
Donauregulierung 648.
Donner, Rafael 150, 168 (Ill.).
Dreifaltigkeitssäule 20, 25 (Ill.).

Ebersdorf, Peter v., 194.
Eisenbahnen 538.
Eleonora Magdalena Theresia, Kaiserin 17, 111.
Elisabeth, Kaiserin 624, 629, (Ill.), 631, 633, 677.
Elisabeth Christine, Kaiserin 110, 171, 225, 244.
Elisabeth von Württemberg, 1. Gattin Franz I. 310, 314.
Elisabethbrücke 624, 628 (Ill.).
Elisabethinerinnen 166.
Elysium 545, 548 (Ill.).
Engelskirchen-(Rainer-)Palais 138.
Entsatzschlacht vom 12. Sept. 1683 73 ff.
Erbfolgekrieg, österreichischer 216.
Eremiten 292.
Erzbistum Wien 125.
Eschenbacher, Jakob 435, 440 (Ill.).
Esterházygarten 644.
Eugen von Savoyen 30, 77, 79, 102, 107, 111, 125, 126, 134, 145, 146 (Ill.).

Fabriken 338, 388, 539.
Favorita, alte 136, 145 (Ill.).
Favorita, neue (Theresianum) 137, 140, 153 (Ill.).
Favoriten (X.) 657.
Felbiger, Ignaz 330.
Felder, Kajetan, Bürgermeister 641 (Ill.), 642, 660.
Ferdinand I., Kaiser 495, 497 (Ill.), 505 (Ill.), 506 ff., 511, 591, 592 (Ill.), 596 (Ill.), 617.
Ferdinand Max, Erzherzog 623.
Ferdinandswasserleitung 507, 535.
Ferstel, Heinrich 534, 623, 634, 651, 672 (Ill.).
Festzug, 1879 663 (Ill.).
Feuerlöschordnung 154.
Feuerwerke 177.
Finanzministerium 146.
Findelanstalt 335.
Firmian, Leopold Max Graf, Erzbischof 503.
Fischer von Erlach, Johann Bernhard 20, 116, 139, 143, 146.
Fischer von Erlach, Josef Emanuel von 138, 146, 162.
Fischhof, Dr. Adolf 579, 602.
Florianikirche 149.
Fockh, Daniel 38, 71, 84.
Frangipani, Franz, Markgraf 11, 12.
Franz I., Kaiser von Österreich, 310, 353 (Ill., 360 ff., 398 (Ill.), 403 ff., 444 ff., 455 ff. 488 (Ill., 494 ff., 496 (Ill.), 504 (Ill.), 506.
Franz Josef I., Kaiser 616 ff., 624 (Ill.), 647 ff., 648 (Ill.), 664 (Ill.), 676.
Franz Karl, Erzherzog 492, 495, 509, 572, 586, 597, 617, 660.
Franz Stephan von Lothringen, Kaiser 125, 225 (Ill.), 239, 243, 257.
Franzensmonument 523, 528 (Ill.).
Franzensring 679, 680 (Ill.).
Freimaurer 301 ff.
Freiung 193 (Ill.), 198.
Friebeis, Hans von 674.
Friedhöfe 166, 678.
Friedrich II. von Preußen 219, 227, 245 ff.
Frint, Jakob 503.
Frühlingsfest 513, 517 (Ill.).
Fuchs, Gräfin 239.
Fuhrmann, P. Mathias 22.
Fürst, Johann 565, 569.
Fux, Johann Jakob 169, 177 (Ill.).

Galli, Bibiena 167, 170, 178.
Gasthäuser 340.
Gentz, Friedrich v. 388, 399, 413, 454, 483.
Gesellschaft der Ärzte 509.
Gewerbeausstellung, erste (1839), 508, 512 (Ill.).
Gewerbeverein, niederösterreichischer 508, 572, 576 (Ill.).
Gewerbewesen 160, 337, 387, 539.
Giskra, Dr. Karl 589, 639, 642.
Glacis, 305 (Ill.), 312 (Ill.), 313 (Ill.), 316 ff.
Glocke, die große, von St. Stephan 80 (Ill.), 87.
Graben 182, 184 (Ill.), 317 (Ill.), 319.
Grabennymphe 317 (Ill.), 319.
Gran, Daniel 244.
Grillparzer, Franz 501, 505.
Großarmenhaus 165, 334.
Grübl, Dr. Raimund, Bürgermeister 673.
Grüner, Dr. Lorenz, Rektor 35, 37.

Hafner, Johann Jakob 37, 44, 51.
Hafner, Philipp 210.
Hallweil, Johann Ferdinand Graf von 100.
Handel 157.
Handwerksordnung 161.
Hansen, Theophil 652, 672 (Ill.), 678.
Hanswurst 199 ff., 201 (Ill.).
Harfenisten 549.
Harmonietheater 655.
Haschka, Lorenz 358.
Hasenauer, Karl 654, 672 (Ill.).
Hasenhut, Anton 558.
Haugwitz, Friedrich Wilhelm Graf 231.
Häuserzahl 151.
Hausschilder 323.

Haydn, Josef 431, 432 (Ill.), 433 (Ill).
Hernals 657 (Ill.).
Hetzamphitheater 337 (Ill.), 344.
Hetzendorf 243, 248 (Ill.).
Heumarkt 530, 533 (Ill.).
Hildebrand, Lukas von 146.
Hilfsverein, allgemeiner 518.
Hochaltar von St. Stephan 130, 137 (Ill.).
Hochquellenleitung 634, 647.
Hocke, Nikolaus 38, 66.
Hoffmann, Leopold Alois 357.
Hofzwerge 192.
Hohe Brücke 149, 164 (Ill.).
Hohe Markt 297 (Ill.), 300, 660 (Ill.).
Hohenberg, Ferdinand von 315.
Hohenwart, Sigmund Graf, Erzbischof 398, 503.
Hörl, Josef Georg, Bürgermeister 321 (Ill.), 325, 386.
Hormayr, Josef v. 401.
Hornbostel, Theodor v. 509, 513 (Ill.).
Hye, Anton 574.

Industrieausstellung, allgemeine österreichische (1845) 509.
Ingenieurakademie 236.
Innocenz XI., Papst 27.
Invalidenhaus 165, 166, 337.
Invasion, französische, 1805 391
— — 1809 414 ff.
Isabella von Parma 255.

Jakobiner, österreichische 367, 368 (Ill.).
— ungarische 368.
Jantsch-(Fürst-)Theater 569.
Jesuiten, Aufhebung des Ordens 274.
Jesuitenkollegium 192 (Ill.), 195.
Jesuitentheater 195 ff.
Johann, Erzherzog 571, 586, 605.
Johann III., Sobieski, König von Polen 28, 65 (Ill.), 72 (Ill.), 73 ff., 83.
Johann Georg, Kurfürst von Sachsen 27, 73.
Johanneskapelle 320 (Ill.), 323.
Jörger, Quirin Graf v. 153.
Josef I., Kaiser 18, 99, 103 (Ill.), 108 ff., 111.
Josef II., Kaiser 215, 220, 255, 258, 281 (Ill.), 286 ff., 315.
Josefa (von Bayern), Kaiserin 255.
Josefinum 330.
Josefsplatz 318, 594 (Ill.).
Josefstadt 312 (Ill.), 317.
Juden, deren Ausweisung 1669 12, 14.
Judenfriedhof (IX.), 14.
Judenkrawalle 103, 109.
Judenpatent 287.
Juden, Rechtsverhältnisse 15.
Juridisch-politischer Leseverein 510.

Kaffeehausweseu in Wien 94 ff.
Kaiserjubiläums-Stadttheater 680.
Kaisertum Österreich 388, 392 (Ill.).
Kalvarienberg 149, 165 (Ill.).
Kara Mustapha, Großvezier 29, 32 (Ill.), 40, 61, 65, 69, 86.
Karl VI., Kaiser 18, 110, 112 (Ill.), 118 ff., 128, 143.
Karl VII., Kaiser 218 ff., 227.
Karl, Erzherzog 371, 381, 385 (Ill.), 390 ff., 409 ff., 423, 435, 450, 513, 522.
Karl V., Herzog von Lothringen 28 ff., 29 (Ill.), 36, 42, 58, 73 ff.
Karlskirche 116, 143, 157 (Ill.).
Kärntnertor 128—129 (Ill.), 387.
Kärntnertortheater, das älteste 200 (Ill.), 203, 212.
Kärntnertortheater, das zweite 209 (Ill.), 212.
Karoline Auguste, Kaiserin 489 (Ill.), 491, 643.
Karussell am Burgplatz 1667 8, 16 (Ill.).
Kasperltheater 479, 556 (Ill.).
Kaunitz, Wenzel Fürst 245 ff., 253 (Ill.), 364.
Keuschheitskommission 277.
Khevenhüller, Josef Fürst 224.
Khevenhüller, Ludwig Andreas Graf 222, 223.
Kiuprili, Achmed, Großvezier 7.
Kühr, Franziska 393 (Ill.), 398.
Klapperpost 350.
Klöster-Aufhebung 292.
Klosterneuburg 75, 89.
Kolonitsch, Leopold Graf 14, 38, 45 (Ill.), 61, 83.
Kolonitsch, Sigismund Graf, Erzbischof 116 125, 165.
Kolowrat, Leopold Graf 507, 573, 597.
Koltschitzky, Franz Georg 56 (Ill.), 57, 58, 85, 94.
Kongreß 1814, 1815 459 ff.
Kongreßfestlichkeiten 456 (Ill.), 464 (Ill.), 468 ff.
Kontrollorgang 304 (Ill.), 308 (Ill.).
Kontumazhof 165.
Krones, Therese 559, 560 (Ill.).
Kuruzzeneinfälle 134.
Kurz, Josef von 209 ff., 213 (Ill.), 214.

Landwehr 410 ff., 417 (Ill.), 421.
Lanner, Josef, 543, 544 (Ill.).
Laroche, Johann 558.
Latour, Theodor Graf 586, 608 ff.
Laudon, Gideon Freih. v. 250, 309.
Läufer, herrschaftliche 547.
Laufgräben, türkische 57 (Ill.), 60.
Laxenburg 141, 244, 249 (Ill.), 401 (Ill.), 402, 499.
Leeb, Anton Edler v., Bürgermeister 524.
Leopold I., Kaiser, 3 ff., 5 (Ill.), 27, 31, 84, 98, 108, 167.
Leopold II., Kaiser 256, 352 (Ill.), 354 ff., 359.
Leopoldinischer Trakt 6, 9 (Ill.).
Leopoldskapelle 81 (Ill.), 89.
Leopoldskirche (II.), 14, 139.
Leopoldstadt 14, 136.
Liebenberg, Johann Andreas von, Bürgermeister 34 ff., 71.
Liebenbergdenkmal 64 (Ill.), 71.

Liechtensteinsches Sommerpalais (IX.), 138, 148 (Ill.).
Liechtentalerkirche 149.
Ligne, Karl Prinz de 478, 480 (Ill.).
— Grabdenkmal 479, 481 (Ill.).
Limpurg-Styrum, Otto Hermann Graf 26.
Linienwälle 108, 134, 135.
Lobkowitz, Wenzel Fürst 4, 17.
Lobkowitzplatz 132.
Lohnfuhrwerk 154, 342.
Loth, Johann Adam 37, 58.
Lotto 231 ff.
Löwelbastion 46 ff., 55, 57 (Ill.), 59, 60.
Löwenburgsches Konvikt 236, 237.
Ludlamshöhle 551.
Ludwig, Erzherzog 413, 507, 571 ff., 575, 597.
Lueger, Dr. Karl, Bürgermeister 661 (Ill.), 674.
Lumpert, Anton, Bürgermeister 523.
Luxusgesetze 251 ff.

Magistrat 325.
Margarete Theresia, Kaiserin 8, 12, 15.
Maria Anna, Kaiserin 497.
Maria Christina, Erzherzogin 380.
Maria Eleonora, Kaiserin 4, 31.
Maria Ludovika, Kaiserin 403 ff., 490.
Maria Luise, Erzherzogin 447 ff., 448 (Ill.), 450 ff.
Maria Theresia, Kaiserin 118, 125, 215 (Ill.), 216 ff., 217 (Ill.), 229, 240 (Ill.), 241 ff., 261 (Ill.), 265 (Ill.), 283.
Maria Theresienmonument 280 (Ill.), 283.
Maria Theresienorden 248.
Maria Theresienplatz 680.
Maria Theresia, Kaiserin, zweite Gattin Franz II., 378, 401 ff.
Maria Enzersdorf 89.
Mariahilf 138, 139.
Mariahilferlinie 584 (Ill.), 588.
Maria Treukirche 140.
Maria Trostkirche 140.
Mariazeller Gottesacker 127.
Marinelli, Karl v. 557.
Markus Avianus 77.
Martinelli, A. E. 144.
Märztage 1848 570, 576.
Max Emanuel, Kurfürst von Bayern 27, 73.
Maximilian d'Este, Erzherzog 413, 415, 417 ff., 583.
Mehlgrube 131.
Messenhauser, Wenzel 609 (Ill.), 612.
Metastasio, Pietro 170.
Metternich, Klemens, Fürst v. 388, 446, 451, 455, 467, 507 ff., 571, 585 (Ill.), 587, 595.
Michaelowitz, Georg 57, 59, 60, 61, 63, 65, 67.
Migazzi, Christian Anton Graf, Erzbischof 294.
Milde, Vincenz Eduard, Erzbischof 598.
Militärstöckel 250, 256 (Ill.).
Montague, Lady Worthley 173.
Moser, Johann 550.
...rt, W. A. 566.
Museum für Kunst und Industrie 633.
Musik in Wien 550.
Musikfreunde, Gesellschaft der 551.
Mysterienspiele, österliche 187.

Nadasdy, Franz, Graf 11, 12.
Napoleon (Bonaparte) 371, 382, 390 ff., 395, 412 ff., 418 ff., 434, 455, 486.
Narrenturm 335.
Nationalbank 537.
Nestroy, Johann 561, 564, 568 (Ill.).
Neuer Markt 130, 144 (Ill.), 150, 169 (Ill.), 321.
Neulerchenfeld 549.
Newald, Julius von, Bürgermeister 652 (Ill.), 661, 667.
Nigelli Gottlieb 316.
Nikolo, der, am Wiener Hofe 233 (Ill.).
Nobile, Peter v. 527, 531.
Numerierung 323.

Ochsenmühle 373 (Ill.).
O'Donnel, Graf, Finanzminister 451 ff.
Offizierstöchter-Erziehungsinstitut 330.
Oktobertage 607 ff.
Oper, kaiserliche 167 ff., 174, 180 (Ill.).
Opernhaus 654.
Oppenheimer, Samuel 103, 104 (Ill.).
Orientalische Akademie 235.
Ortner, Marcellin 75.

Paarsche Reitschule 147, 161 (Ill.).
Pacassi, Anton Freih. v. 243.
Panduren 217 (Ill.), 223.
Paradiesgarten 376, 377 (Ill.).
Parhammer, P. Ignaz 232 (Ill.), 236.
Passauerhof 527, 532 (Ill.).
Passionsspiele 188.
Paternostergäßchen 183.
Perchtoldsdorf 40 (Ill.).
Pestepidemie 1679 18 ff., 1691 99, 1713 113 ff.
Peter I., Zar 101.
Peterskirche 139.
Pfarreinteilung 322.
Pfeiffer, Ida 522, 524 (Ill.).
Pflasterung 324, 534.
Piaristen 140, 163.
Pichler, Karoline 436.
Pius VI. 289 (Ill.), 294 ff., 296 (Ill.).
Plan, türkischer, des belagerten Wien 89, 90 (Ill.).
Pokorny, Franz 564, 567.
Polizei, geheime 357.
Polizeiwache 327.
Pollet, Johann 583.
Polytechnikum 491.
Portia, Johann Graf 4.
Porzellanfabrik, kaiserliche 162.
Pragmatische Sanktion 112.
Prater 264, 268 (Ill.), 547.
Prechtl, Johann Josef 491.
Prehauser, Gottfried 205 (Ill.), 208 ff., 212 (Ill.), 214.

Prix, Dr. Johann, Bürgermeister 658 (Ill.), 670, 673.
Prunkwagen Karl VI. 113 (Ill.), 117.
Pulverturmexplosion 277 (Ill.), 278.

Quacksalber 197.
Quarin, Josef von 329 (Ill.), 334.

Raimund, Ferdinand 559, 561 (Ill.), 564, 567.
Raimundtheater 680.
Rainer, Erzherzog 388, 414.
— — (Sohn) 631, 634.
Rakoczy, Franz Graf 11.
Rakoczy, Franz Fürst 107.
Rasumofskypalais 472 (Ill.), 477.
Rathaus 679.
Reichstadt, Franz Herzog von 500.
Residenztheater 655.
Ringtheater 653 (Ill.), 664.
Rotenturmtor 129, 133 (Ill.).
Rotunde 645.
Rudolf, Kronprinz 627, 656 (Ill.), 663, 670.
Rumfordsuppe 518, 522 (Ill.).
Rummel, Franz Ferdinand v., Bischof, 87, 108.
Rumorwache 154, 327.
Rümpler, Johann 36, 47.

Salesianerkirche 148.
Salzgrieskaserne 322.
Sanitätspflege 152.
Sarkophag Maria Theresias 257 (Ill.), 258.
Saurau, Franz Graf 367, 369 (Ill.), 372, 374.
Schießstätten 155.
Schikaneder, Emanuel 565.
Schillerdenkmal 659.
Schloßhof 245.
Schmälzl, Wolfgang 189.
Schmerling, Anton v. 576, 619, 631.
Schmidt, Friedrich 651, 653, 672 (Ill.).
Schnabeldoktoren 19, 22 (Ill.).
„Schnecke", Gasthaus zur 336 (Ill.), 340.
Scholz, Wenzel 561, 568 (Ill.).
Schönau 403.
Schönborngarten 643.
Schönbrunn 142, 241 (Ill.), 243.
Schubert, Franz 550.
Schuhknechtrevolte 122.
Schulwesen 327.
Schuster, Ignaz 558.
Schützenfest 1869 640 (Ill.).
Schwarzenberg, Ferdinand Wilhelm Eusebius Fürst 19, 24 (Ill.).
Schwarzenbergdenkmal 640.
Schwarzspanierkirche und Kloster 121 (Ill.), 127.
Sedlnitzky, Josef Graf 499, 510.
Seilerstätte 119, 120 (Ill.).
Seiller, Johann Kaspar, Bürgermeister 618 ff., 625 (Ill.).
Seizerkeller 342.
Sereni, Johann Graf 36, 38, 46, 58, 62, 65.
Sesselträger 320.
Sezession 681, 682 (Ill.).
Siccardsburg 533, 654.
Sicherheitsausschuß 602, 606.
Siebenjähriger Krieg 245 ff.
Silberne Hochzeit 1879 662.
Sinellius, Emerich, Bischof 20, 38, 61.
Sonnenfels, Josef v. 209, 273 (Ill.), 276.
Sophie, Erzherzogin 492, 570, 643.
Sorbait, Dr. Paul 19, 37.
Spanisches Spital 166, 337.
Sparkasse 538.
Spielgrafenamt 192 ff.
Spitzer, Heinrich 581 (Ill.).
Spörlin, Jakob 571, 573 Ill.).
Sprenger, Paul 531.
Staatskonferenz 507.
Staatsrat 262.
Stadion, Philipp Graf 398, 400 (Ill.).
Stadtbank, Wiener 109.
Stadtbauamt 151.
Stadterweiterung 626, 650, 670.
Stadtpark 655.
Stadtquardia 154, 327.
Stadtrat 151, 325, 671.
Stadttheater 654, 669.
Stadttore 527, 537.
Staps, Friedrich 441.
Starhemberg, Ernst Rüdiger Graf 31 ff., 37 (Ill.), 42, 54, 68 ff.
Starhemberg, Guido Graf 38, 44, 110.
Starhembergbank 49 (Ill.), 52.
Steingeschoß, türkisches 73 (Ill.), 87.
Stephansdom 651.
Stephansplatz 130, 319, 360 (Ill.), 361 (Ill.), 363.
Stifft, Josef Andreas Freih. 494.
Strampfertheater 655.
Stranitzky, Josef Anton 203 ff., 201 (Ill.).
Straßenfiguren 344/45 (Ill.), 349.
Straßensäuberung 152.
Strauß, Johann 543, 545 (Ill.).
Strobach, Josef, Bürgermeister 674.
Strudl, Peter Freih. v. 109, 163.
Stuwer, Kaspar 179, 479.
Suttinger, Johann Daniel 38, 60.
Swieten, Gerhard van 260, 264 (Ill.).
Swieten, Gottfried van 330.
Szekely, Samuel von 300, 306.

Tanzsäle 530, 544.
Taubstummeninstitut 331.
Tepserische Stiftung 329.
Thanon („Baron Zwiefel") 38.
Thavonat, Freih. v. 165.
Theater an der Wien 564, 565 ff.
Theater in der Josefstadt 563 ff., 569 (Ill.).
Theater in der Leopoldstadt 479.
Theater in Döbling 569.
Theater in Meidling 568.
Theater- und Musikausstellung 660, 673 (Ill.).
Theaterwesen in Wien 187 ff.

Thell, Peter 433.
Thereſianum 235.
Thereſientor 322, 324.
Tierarzneiinſtitut 331.
Tierhetze 341 (Ill.), 343.
Tököly, Emerich Graf 17, 27.
Tököly, Stephan, Graf 11.
Toleranzpatent 287.
Tortur 276.
Tramway 635.
Trattnerhof 319.
Trattnern, Thomas, Edler v., 288 (Ill.), 291, 319.
Treumann, Karl 562, 563, 567.
Türkenſchanzpark 669.
Türkiſche Kaufleute 158.

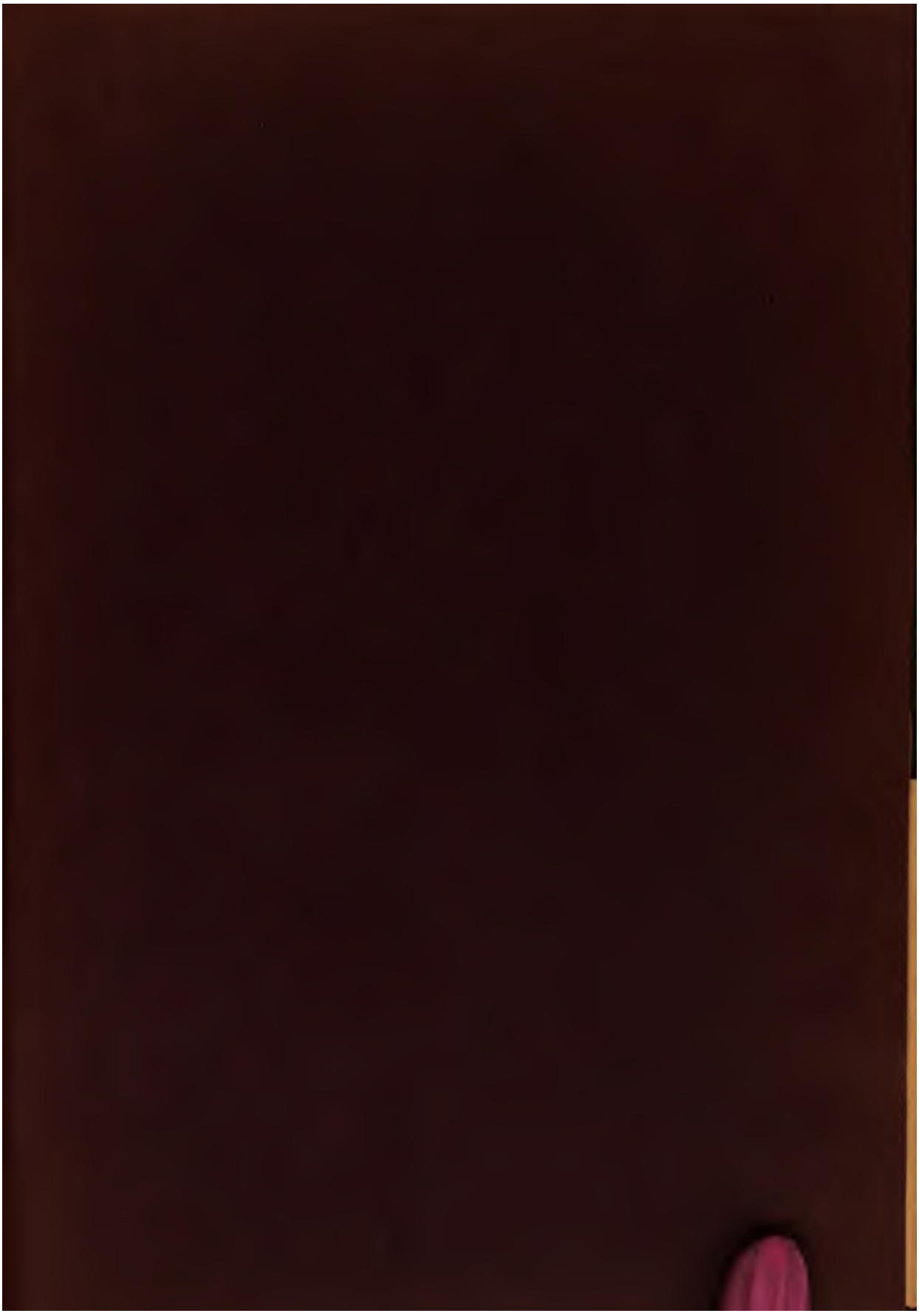
Überſchwemmungen 1741 221, 1744 227 (Ill.), 1830 495, 497 (Ill.), 1862 632.
Univerſität 162, 321, 327.
Univerſum 546.
Urſulinerkloſter 139.

Van der Nüll 533, 654.
Verſammlung deutſcher Naturforſcher und Ärzte (1832) 499.
Verſatzamt 110.
Verſorgungsanſtalt, allgemeine 652.
Verſorgungshäuſer 332.
Volksleben 338, 554.
Volksſchulen 330.
Vormärz 487 ff.
Vorſtadttheater 556.
Votivkirche 623, 651.

Wagram, Schlacht bei 435.
Waiſenhaus 164, 166, 232 (Ill.), 236, 337.
Waiſenhauskirche 149.
Wallendorf, Wilderich, Freiherr von, Biſchof 20.
Wallis, Joſef, Graf 452.
Waſſerglacis 549.
Weinkeller 341.
Weißkern, Friedrich Wilhelm 209, 210, 214.
Weißſpanierkirche 140, 152 (Ill.).
Weltausſtellung 1873 644 (Ill.) ff.
Werner, Friedrich Ludwig Zacharias 483, 485 (Ill.).
Wieden 137, 305 (Ill.), 317.
Wiedner Krankenhaus 537.
Wiener Männergeſangsverein 551.
Wiener-Neuſtädter Kanal 371.
Windhaag, Johann Joachim v. 163.
Windiſchgrätz, Alfred Fürſt 586.
Wohlleben, Stephan v., Bürgermeiſter 386, 389 (Ill.), 392, 412 ff., 457.
Wohnungsnot 384.
Wolfſohn, Sigmund 404, 452.
Württemberg, Herzog Ferdinand von 373.

Yppen van 166.

Zahlheim, Franz von 300.
Zeiſig, großer 673 (Ill.), 679.
Zeiſelwagen 549, 553 (Ill.).
Zelinka, Andreas, Bürgermeiſter 632, 633 (Ill.), 637, 641.
Zeno, Apoſtolo 170.
Zenſurpatent 290.
Zenſurverhältniſſe 520.
Zentralfriedhof 678.
Zeughaus, bürgerliches 157, 172 (Ill.).
Zeughaus, kaiſerliches 608 (Ill.).
Zichy, Graf, Finanzminiſter 451.
Zivil-Mädchenpenſionat 330.
Zollernſche Schule 328.
Zrinyi, Peter Graf 11, 12.



Stanford University Libraries
3 6105 013 819 227

DB
847
S3
1904
v.2

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

JUL 21 1976